Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Transcribed 14 May 42

No. 832.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mbs-Cl 2

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1843.
Zweiter Band.

KÖNIGLICHE BIBLIOTHEK

Berlin, bei W. Besser.
1843.
Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

Digitized by Google

Digitized by Google

Systematischer Index

zum

Jahrgang 1843 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

1. Ouvrages inédits d'Abélard, publiés par Cousin. — Jan. S. 105. — Reuter.
2. Frauenstädt, Kritik der Vorlesungen Schelling's in Berlin. — Jan. S. 68. — Schmidt.
3. Franck, über Anselm von Canterbury. — Febr. S. 161. — Reuter.
4. Secretan, sur la philosophie de Leibnitz. — März S. 353. — Erdmann.
5. Guhrauer, Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch beleuchtet. — April S. 481. — Carrière.
6. Branifs, Geschichte der Philosophie seit Kant. 1ster Theil. — Juni S. 801. — Weifse.
7. Jessen, Psychologie, eine Abhandlung. — Juni S. 881. — Erdmann.
8. Hegels Vorlesungen über die Naturphilosophie. Herausgegeben von Michelet. (Erster Artikel.) — Juli S. 41. — Weifse.
9. Danzel, über Göthe's Spinozismus. — Aug. S. 308. — Weifse.
10. Eisenhart, Philosophie des Staats. — Aug. S. 236. — Glaser.
11. Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie. (Zweiter Artikel.) — Aug. S. 161. — Weifse.
12. Exner, über Nominalismus und Realismus. — Sept. S. 383. — Weifse.
13. Glaser, die Philosophie und die Wirklichkeit. — Sept. S. 406. — Schmidt.
14. Orelli, Spinoza's Leben und Lehre. — Oct. S. 606. — Erdmann.
15. Sigwart, über den Spinozismus. — Oct. S. 606. — Erdmann.
16. Thomas, Spinoza als Metaphysiker. — Oct. S. 606. — Erdmann.

II. Theologie.

1. Krische, dio theologischen Lehren der griechischen Denker. — Jan. S. 97. — Carriere.
2. Moll, die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preufsens. — Febr. S. 311. — Moll.
3. Karsten, die Kirche und das Symbol. — März S. 364. — Reuter.
4. König, die neueste Zeit in der evangelischen Kirche Preufsens. — Juni S. 892. — Moll.
5. Freiherr Droste zu Vischering, über den Frieden unter der Kirche und den Staaten. — Juli S. 3. — Marheineke.
6. Löwe, die Offenbarung und die Fragen der Zeit. — Juli S. 87. — Moll.
7. Ribbeck, die ordinatorische Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Schriften. — Juli S. 123. — Klöpper.

III. Jurisprudenz.

1. Geib, Geschichte des römischen Criminalprocesses. — Jan. S. 111. — Abegg.
2. v. Glöden, das römische Recht im ostgothischen Reiche. — Jan. S. 158. — Leo.
3. Keller, Semestrium ad M. T. Ciceronem libri sex. Vol. I. — Oct. S. 587. — Rudorff.

IV. Staats- und Kameralwissenschaften.

1. Fränzl, Statistik. — Febr. S. 189. — Helwing.
2. Kosegarten, über die Veräufserlichkeit und Theilbarkeit des Landbesitzes. — Juni S. 904. — Brüggemann.
3. v. Sparre, die Lebensfragen im Staate in Bezug auf das Grundeigenthum. 1r Theil. — Juni S. 904. — Brüggemann.

Digitized by Google

4. Schmitthenner, Geschichte der Staatswissenschaften, der Ethnologie, des Staatsrechts und der Nationalökonomie. — Juli S. 134. — Reuter

5. Mich. Chevalier, Cours d'économie politique. — Nov. S. 713. — Glaser.

6. Schröter, die Handelspolitik. — Nov. S. 777. — Brüggemann.

V. Geschichte, Biographien und Kriegswissenschaft.

1. Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preufsen Friedrich Wilhelm III. 1ster Theil. — Jan. S. 60. — Preufs.

2. Alterthümer der Stadt und des Landes Braunschweig. — Febr. S. 287. — Kosegarten.

3. Lindemann's und Hannemann's Stralsunder Memorialbücher, herausgegeben von Zober. — Febr. S. 287. — Kosegarten.

4. Bülau, Geschichte des Europ. Staatensystems. 3 Theile. — März S. 325. — Reuter.

5. Capodistrias. Zur Vorbereitung für die künftige Geschichte der politischen Wiedergeburt Griechenlands. — April S. 494. — Kind.

6. Druman, Geschichte Roms. Theil 5. — Mai S. 681. — Kampe.

7. Wattenbach, de quadringentorum Athenis factione. — Mai S. 758. — Curtius.

8. Lorain, Abbaye de Cluny. — Mai S. 788. — Leo.

9. Riemer, Mittheilungen über Göthe. — Mai S. 761. — Rötscher.

10. Le Comte Capodistrias. — Juni S. 879. — Kind.

11. Barthold, Geschichte des grofsen deutschen Krieges. — Sept. S. 349. — Stuhr.

12. Ott, Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. — Sept. S. 457. — Jacob.

13. Söltl, der Religionskrieg in Deutschland. — Sept. S. 349. Stuhr.

14. Hamburgisches Urkundenbuch, herausgegeben von Lappenberg. 1ster Band. — Nov. S. 641. — Riedel.

15. Urkundenbuch der Stadt Lübeck. Erster Theil. — Nov. S. 641. — Riedel.

16. Roscher, Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. — Nov. S. 737. — Kampe.

17. Menzel, deutsche Geschichte unter Leopold I. und Karl VI. — Dec. S. 907. — Jacob.

18. Menzel, deutsche Geschichte unter Karl VI. u. Karl VII. — Dec. S. 907. — Jacob.

19. Weil, Mohammed's Leben und Lehre. — Dec. S. 865. — Schmölders.

VI. Philologie.

A. Orientalische Philologie.

1. Champollion le Jeune, Dictionnaire égyptien. — Jan. S. 143. — Kosegarten.

2. Ideler, Hermapion, sive rudimenta hieroglyphicae veterum Aegyptiorum literaturae. — Jan. S. 143. — Kosegarten.

3. Biot, Dictionnaire des noms anciens et modernes de villes chinoises. — Febr. S. 197. — Schott.

4. Cullery, Systema phoneticum scripturae Sinicae. — März S. 437. — Schott.

5. Abel-Remusat, Mélanges posthumes d'histoire et de littérature orientales. — Juli S. 156. — Schott.

6. Schmidt, Dsang Lun oder der Weise und der Thor. Aus dem Tibetischen übersetzt. — Aug. S. 252. — Schott.

7. Petermann, Grammatica linguae Armenicae. — Sept. S. 441. — Diefenbach.

B. Griechische Philologie.

1. Euripides, übersetzt von Donner. Erster Band. — Febr. S. 305. — Hartung.

2. Musei Lugduno-Batavi Inscriptiones graecae et latinae. Ed. Jaufsen. — März S. 470. — Zumpt.

3. Richter, die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der Griechischen Tragödie. — März S. 387. — Hermann.

4. Schmidt, die griechischen Papyrusurkunden der Königl. Bibliothek zu Berlin. — März S. 446. — Franz.

5. Pape, Handwörterbuch der Griechischen Sprache. — April S. 524. — Bellermann.

6. Schöll, Leben des Sophocles. (Erster Artikel.) — April S. 545. — Hermann.

7. Letronne, Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Egypte. — Mai S. 727. — Franz.

8. Weil, das klassische Alterthum für Deutschlands Jugend. — Mai S. 673. — C. G. Zumpt.

9. Schöll, Leben des Sophocles. (Zweiter Artikel). — Juni S. 833. — Hermann.

10. Curtius, de nominum Graecorum formatione. — Juli S. 29. — Kuhn.

11. Die Electra des Sophocles, übersetzt von Fritze. — Oct. S 545. — Weil.

12. Sophocles, von Donner. Zweite Auflage. — Nov. S. 657. — Hartung.

13. Wolf, de Sophoclis scholiorum Laurentianorum variis lectionibus. — Nov. S. 797. — Hartung.

14. Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ed. Poppo. Vol. I. Sect. 1. 2. Gothae 1843. — Nov. S. 737. — Kampe.

15. Thucydides Geschichte des Peloponnesischen Kriegs. Uebersetzt von Kämpf. Erster Theil. — Nov. S. 737. — Kampe.

16. Hofmann, Quaestiones Homericae. Vol. I. — Dec. S. 900. — Lauer.

C. Römische Philologie.

1. Curtius Rufus Herausgegeben von Mützell. 2 Theile. — Jan. S. 89. — Bonnell.

2. Baumgart, de Q. Fabio Pictore. — Particula I. — Febr. S. 253. — Hertz.

Digitized by Google

3. Schilderung eines römischen Gastmahls zur Zeit des Kaisers Nero. Nach dem Lateinischen des Petronius. — April S. 590. — C. Zumpt.

4. Schneider, de censione hastaria veterum Romanorum conjecturae. — April S. 639. — C. Z.

5. Ciceronis de Officiis libri III. Rec. Stuerenberg. — Juni S. 871 — W. Zumpt.

6. Hermann, Elementargrammatik der lateinischen Sprache. — Juni S. 948. — v. Gruber.

7. Krüger, Grammatik der lateinischen Sprache. — Juni S. 948. — v. Gruber.

8. Hertz, de Luciis Cinciis. — Aug. S. 292. — Mercklin.

9. Klufsmann, de Naevio poeta. — Aug. S. 217. — Hertz.

10. Auli Gellii, quae ad jus pertinent. Recognovit De Gloeden. — Sept. S. 473. — Hertz.

11. Taciti opera, emendavit Doederlein. Tomus I. — Sept. S. 421. — Marquardt.

12. Taciti Historias recogn. Kiefslingius. — Sept. S. 421. — Marquardt.

13. Virgilius Maro, illustratus a Christ. Gottl. Heyne. Editio quarta. Curavit Wagner. — Sept. S. 339. — Paldamus.

14. Apuleji opera omnia. Ed. Hildebrand. P. I et II. — Nov. S. 677. — A. W. Zumpt.

15. Des Horatius Satiren erklärt von Heindorf. Neu bearbeitet von Wüstemann. — Dec. S. 878. — Bonnell.

16. Krebs, Antibarbarus der lateinischen Sprache. 3te Aufl. — Dec. S. 932. — Poppo.

D. Moderne Philologie.

1. Ampère, histoire de la formation de la langue française. — März. S. 463. — Ackermann.

2. Ackermann, Dictionnaire des Antonymes ou Contremots. — Mai S. 799. — Schnackenburg.

3. Hattemer, St. Gallens altdeutsche Sprachschätze. 1ster Bd. 1ste Lief. — Mai S. 678. —

4. Jonckbloet, Specimen e litteris Neerlandicis. — Mai S. 708. — Zacher.

5. Beatrijs, eene Sproke uit de XIII eeuw, uitgegeven door Jonckbloet. — Mai S. 708. — Zacher.

6. Die dietsche Doctrinale. Uitg. door Jonckbloet. — Mai S. 708. — Zacher.

7. Verzameling van Fransche Woorden etc. door Hoeufft. — Aug. 201. — Diefenbach.

8. Gotschalk, über die Ableitung des Namens Preufsen. — Oct. S. 527.

9. Fölsing, Lehrbuch der englischen Sprache. 2te Aufl. — Nov. S. 670. — Kuhn.

10. Der Nibelunge Nôt und diu Klage, herausgegeben von Vollmer. — Nov. S. 649. — Sommer.

11. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen. 1ste u. 2te Lief. — Dec. S. 859. — Sommer.

12. Ulfilas. Veteris et novi testamenti Versionis Gothicae fragmenta. Ed. de Gabelentz et Loebe. — Dec. S. 801. — Mafsmann.

13. Niederländische Sagen. Herausgegeben von Joh. W. Wolf. — Dec. S. 886. — Sommer.

VII. Kunstkritik und Archäologie.

1. Klein, Maria von Medici, Concini, Luines. — Febr. S. 220. — Sommer.

2. *Καρατσούτσα, Μοῦσα θηλάζουσα, ἤτοι Ποιήματα λαϊκά.* — März S. 321. — Kind.

3. *Καρατσούτσα, τὰ Παναλήνια, ἄσμα πατριωτικόν.* — März S. 321. — Kind.

4. *Χαντσερῆ, Ἑλληνικὸς νέος Παρνασσός.* — März S. 321. — Kind.

5. Marx, musikalische Kompositionslehre. 1ster u. 2ter Band. 2te Aufl. — April S. 593. — Krüger.

6. K. Hegel, Dante über Staat und Kirche. — Mai S. 641. — Göschel.

7. Riemer, Mittheilungen über Göthe. — Mai S. 761. — Rötscher.

8. Pietraszewski, Nomi Mohammedani. Fasciculus I. — Juli S. 149. — Petermann.

9. *Λόγος ἐπιτάφιος εἰς τὸν ἀοίδιμον Κολοκοτρώνην, ἐκφωνηθεὶς ὑπὸ Κωνσταντίνου τοῦ ἐξ Οἰκονόμων.* — Aug. S. 199. — Kind.

10. Hebenstreit, das Schauspielwesen. — Oct. S. 487. — Rötscher.

11. Zell, über die Iliade und das Nibelungenlied. — Nov. S. 701. — Lauer.

12. Saint-Marc Girardin, Cours de la littérature dramatique. — Dec. S. 953. — Weil.

13. *Περὶ Μάρκου τοῦ Κυπρίου, ὑπὸ Σοφοκλέους Κ. Οἰκονόμου.* — Dec. S. 813. — Kind.

14. Niederländische Sagen. Herausgegeben von W. Wolf. — Dec. S. 886.

VIII. Mathematik, Astronomie, Geographie, Physik, Chemie.

1. Burnes, narrative of a journey to Cabool. — Febr. S. 203. — Walter.

2. Erman, Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland. Erster Band. Febr. S. 177. — E. S.

3. Liebig, die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. — Febr. S. 257. — Rose.

4. Rofs, Reisen auf den griechischen Inseln u. s. w. 1ster u. 2ter Bd. — Sept. S. 477. — Kind.

5. Hlubeck, Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. *Dr.* Liebig. — Oct. S. 555. — Schultz.

6. Liebig, die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie. 5te Auflage. — Oct. S. 555. — Schultz.

7. Erman, Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland. 2ter Bd. — Dec. S. 921. — Erman. Schott.

8. Liebig, die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. — Dec. S. 838. — Schultz.

Digitized by Google

IX. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

1. Schultz, die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen. — April S. 501. — Schultz.

2. Endlicher und Unger, Grundzüge der Botanik. — Aug. S. 261. — Schultz.

3. Mohl, über den Milchsaft und seine Bewegung. — Aug. S. 317. — Schultz.

4. Mohl, über den Milchsaft. (Fortsetzung und Schlufs.) — Sept. S. 321. — Schultz.

5. Schultz, Anaphytose oder Verjüngung der Pflanzen. — Sept. S. 433. — Ratzeburg.

6. Graf von der Mühle, Beiträge zur Ornithologie Griechenlands. — Nov. S. 711.

X. Physiologie und Medizin.

1. Schultz, über die Verjüngung des menschlichen Lebens. (Erster Artikel.) — Jan. S. 1. — Crailsheim.

2. Swan, Illustrations of the comparative anatomy of the nervous System. — April S. 539. — Stannius.

3. Marx, über Theophrastus von Hohenheim. — Juli S. 81. Mühry.

4. Carus, Grundzüge einer neuen und wissenschaftlichen Cranioscopie. — Sept. S. 396. — Mayer.

5. Carus, Atlas der Cranioscopie. Heft I. — Sept. S. 396. — Mayer.

XI. Vermischtes.

1. Hautz über Jacob Micyllus. — März S. 459. — Hertz.

2. Schweigger, Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft. — April S. 628. — Stuhr.

3. Hiecke, der deutsche Unterricht auf Gymnasien. — Juli S. 101. — Driesen.

4. Guhl, Ephesiaca. — Oct. S. 574. — Marquardt.

5. Katalog der Bücher und Handschriften in chinesischer, mandschurischer, mongolischer, tibetischer und Sanskrit-Sprache, welche auf der Bibliothek des Asiatischen Departements sich befinden. — Nov. S. 734.

Gedruckt bei J. F. Starcke in Berlin.

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Zur Ulmer Lesegesellschaft

I.

Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung. Von dem Erzbischofe von Cöln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering. Münster, 1843. 8.

Es kann leicht als befremdend erscheinen, den durch seine Schicksale berühmt gewordenen Erzbischof von Cöln noch in seinem hohen Alter als Friedensstifter auftreten zu sehen. Im Ganzen macht es einen wehmüthigen Eindruck, den Herrn Erzbischof von seinem ausgebreiteten praktischen Wirkungskreise auf ein so theoretisches Verhalten beschränkt zu finden. In welcher Weise nun auch der ehrwürdige Prälat seinen Zweck zu erreichen suche, so können wir doch nur wünschen, dafs eben diese Herzenserleichterung, mit welcher auch eine genaue Beschreibung seiner unter so tragischen Umständen erfolgten Abführung von Cöln verbunden ist, dem edlen Greise zur Beruhigung gereichen und er die Erfahrung von Goethe machen möge, welcher von sich sagt, dafs er erst dann gesundete und zur innern Ruhe kam, als er das innere Leiden, welches ihn tief bewegte, hervorgebracht und es nicht mehr in sich, sondern vor sich hatte und dafs er zu derselbigen Zeit in sich frei geworden, wo die Welt noch an diesem Leiden sich zerarbeitete und sympathetisch krank war. Die nähere Betrachtung dieses censurfrei, mit liberaler Weitläuftigkeit gedruckten und deshalb gerade 20 Bogen und 13 Zeilen starken Buchs bringt ferner auch den Eindruck der Achtung hervor gegen einen Mann, der darin eine seltene Erscheinung ist in unserer Zeit, dafs er sich nöthigenfalls auch zum Opfer seiner Grundsätze zu machen weifs und sich dadurch wesentlich zu seinem Vortheil unterscheidet von dem Trofs derer, welche ohne alle eigene, bestimmte Ueberzeugung eine solche nur feil halten für den Meistbietenden und alle nur zufällig obenaufschwebenden Grundsätze (in mehr als einem Sinn: gegen Gebühr) zu den ihrigen machen. Gegen solche ist der Hr. Erzbischof von Cöln ein ganzer Mann und wahrer Christ, ein würdevoller Charakter, der immer zu den respectabelsten Erscheinungen zu rechnen sein wird. Denn aufser dem einen, allerdings nicht zu überhörenden, Mifsklang vor Antritt seiner Amtsführung bietet der Verlauf derselben nur eine Reihe und Consequenz von Handlungen dar, welche denen, die im Princip mit ihm einverstanden sind und ihm selbst auch eine Rechtfertigung aller seiner Schritte möglich macht. Die Welt hat nun den Genufs davon, zu der Praxis, nach welcher der Hr. Erzbischof in seinem Amte verfuhr, auch die Theorie zu besitzen und zu sehen, wie jene in dieser gegründet war. Der Hr. Erzbischof ist aber auch ein ganz unbefangener, höchst naiver Charakter darin, dafs er ohne Bedenken die schwersten Grundsätze auf sich nimmt und sich unter der Last derselben ganz muthig und zuversichtlich, ja in seiner Weise ganz frei bewegt. Dies giebt auch eine Festigkeit des Charakters zu erkennen, die kaum eine Ahnung davon hat, dafs es auch anders sein könnte. Wie es nun die Natur der Naivetät und Unschuld ist, dafs es ihr zum Ruhm gereicht, geradezu zu sein und geradeaus zu gehen, ohne rechts oder links zu sehen, so hat sie nur, wenn sie in eine Zeit der Bildung und Dialektik hineingeräth, das Unbequeme zu erfahren, dafs sie auf ihrem Wege durch Einreden der mannigfaltigsten Art aufgehalten wird und so in sich zur Reflexion gebracht leicht auch in Widerspruch mit sich selbst geräth. Dies ist die allerdings bedenkliche Stellung, die sich der Hr. Erzb. gegeben hat, dafs er, wie ein Geist aus einer andern Zeit (wie ein révenant aus dem Mittelalter) in eine durchaus veränderte, heterogene Zeit- und Weltbildung hineinspricht, welche sich einerseits

Digitized by Google

mit ihren Rechten und Ansprüchen nicht abweisen läfst, und welche er andererseits mit allen ihren Anforderungen nicht anerkennt. Widerlegt sie ihn nun praktisch und theoretisch, so hätte er seinerseits die Pflicht, sie auch zu widerlegen, wenn er kann; aber statt dessen stellt er nur seine Grundsätze hin und wiederholt sie beständig, sich um das, was für die gegenseitige Ansicht spricht, nicht im mindesten bekümmernd. Es giebt schon dies keine frohe Hoffnung für den Erfolg der von ihm unternommenen Friedensstiftung. Es liefse sich leicht zeigen, dafs wie in dieser, so in mancher andern Hinsicht ein grofser Theil der Uebel dieser Zeit darin seinen Grund hat, dafs man so ängstlich und vorsichtig die Principienfrage vermeidet und in dieser Weise von den entgegengesetzten Seiten des Geredes kein Ende wird. Bei Schriften römisch-katholischen Glaubensinhalts sind wir es vollends gewohnt, dafs sie auf die Principien sich nicht einlassen, die doch den eigentlichen Begriff der Sache, um die es sich handelt, enthalten. Ihre Principien sind Autorität, Herkommen, historisches Recht u. dgl., deren Princip gerade das in der Wissenschaft erst zu untersuchende ist. Sie haben (mit seltener Ausnahme z. B. des Weihbischofs von Trier, Nicolaus v. Hontheim (Febronius) und mehrerer Kanonisten aus der Josephinischen Periode) das Eigenthümliche, dafs ihre dogmatischen und politischen Grundsätze insofern der Kritik das Geschäft sehr erleichtern und vereinfachen, dafs sie im Wesentlichen dieselbigen sind und bleiben, nur hoffen, schon durch die beständige Wiederholung sich auch als wahr zu zeigen. Diese stereotypische Stabilität hat es nur mit ein für allemal, nicht nur in ihrer Bedeutung, sondern auch in ihrer Beziehung und Anwendung bestimmten, durch das Herkommen geheiligten axiomatischen Sätzen zu thun, welche durch das Individuum nur hindurchlaufen, wie Wasser durch ein gläsern Gefäfs. Es selbst braucht sich dabei nicht weiter in geistige Unkosten zu setzen, als nur die überlieferten Sätze beisammenzuhalten und indem es sie auf's Neue ausspricht, hiedurch zu erklären, dafs sie auch für das Subject sind und gelten. Ein Zweifel an der Richtigkeit dieser Grundsätze ist schon durch diese Grundsätze selbst ausgeschlossen und nicht nur etwas Unerhörtes, sondern auch etwas Unmoralisches, Strafbares; denn welche Autorität wäre wohl höher oder gröfser, als die Autorität Gottes d. i. der Kirche? Die letztere Zusammenstellung und Zusammenschliefsung (Identität) gehört selbst wesentlich mit in diese Weise der Argumentation und kann davon schon eine vorläufige Probe sein. Man kann mit Berufungen auf Stellen der heiligen Schrift, wenngleich aus ihrem Zusammenhang, aus ihrer bestimmten Beziehung herausgezogen, in das Licht vorhergefafster, bereits feststehender Urtheile gestellt, die wir Vorurtheile nennen, und zur Bestätigung von diesen gebraucht, imponirend viel ausrichten. Zwar geht man jetzt, wegen anderweitiger Rücksichten, nicht mehr soweit, wie früher, dafs man etwa, um das geistliche und weltliche Schwerdt, in der Hand des Papstes vereinigt (mit welchem letzteren er die weltlichen Herrscher begnadigt), zu beweisen, sich auf den Ausspruch des Petrus beruft: Herr, siehe, hie sind zwei Schwerdter. Luc. 22, 38. Aber auch unser Hr. Verf., will er die göttliche Stiftung der Kirche auf Petrus und dessen Nachfolger, welches (doch wohl nicht mehr nach der Schrift?) der Papst ist, die gesetzgebende, richterliche und ausführende Kirchengewalt (so sehr viel auf einmal) beweisen, so erinnert er nur an den Ausspruch Christi: Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Ist die Selbständigkeit, die absolute Unabhängigkeit der Kirche vom Staat zu beweisen, so darf nur gesagt werden: Und Jesus trat hinzu, redete mit ihnen (seinen Jüngern) und sprach: mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. „Damit ist aller Einspruch der Grofsen dieser Welt ein für allemal beseitigt" S. 40. An solchen summarischen und grandiosen Beweisführungen ist die Schrift des Hrn. Erzbischofs reich. Doch sind, auch nach ihm, die Zeugnisse der Schrift nicht genügend, sondern das Episcopat mufs erst noch hinzukommen, vermittelst der Weihe mit der Unfehlbarkeit begabt. Auf diesem Wege ist, ohne weitere Frage, auch der Sinn dieser Stellen und ihre Auslegung einmal für immer und unabänderlich festgestellt; denn da tritt vollends die Function des heiligen Geistes ein. Wir fragen nur: wie kann auf solchem Standpunct anders, als von „sogenannten Reformatoren" gesprochen und die Reformation anders, denn „als Verachtung *aller* Autorität, des Rechts und Alterthums" dargestellt werden, um so mehr, wenn hinzugefügt werden kann, wie es der Hr. Erzbischof

Digitized by Google

thut, „dafs Luther durch seine Lehre: der Glaube *allein* mache selig, der Immoralität und durch seine Lehre, dafs es Jedem zustehe, die Bibel auszulegen, dem Vernunftstolz allen Zaum abgenommen". Soll man dergleichen noch widerlegen, nachdem es so oft und ohne Erfolg geschehen ist? Dann müfste man gar nichts Besseres zu thun haben. Wen Irrthümer sogar selig machen, den wäre es hart, darin zu stören durch eine Widerlegung, die sich nur an den für die Wahrheit offenen Sinn wenden kann. Wer sich ein so welthistorisches Ereignifs, wie die Reformation, zu der sich so viele Völker und Fürsten bekennen, als Umsturz aller Autorität oder, wie manche andere, daraus allein, dafs Luther heirathen wollen, erklären kann, dem ist sein süfser Traum zu gönnen. Das ist es also nicht, womit wir uns hier beschäftigen. Solche Traditionen und Vorurtheile, gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, lassen sich bequem fortpflanzen und geben eine falsche Beruhigung. Sie mufs man daher auch dem Individuum nicht zurechnen, welches darin schon eine schwere Vergeltung zu erfahren hat, dafs es aus seinen Irrthümern nicht aufwachen darf; denn es ist in nothwendiger Weise davon afficirt, weil sie gleichsam in der Luft des Standpunctes liegen, welchem es angehört.

Doch giebt es noch über das Individuum hinaus zwei Mächte in der Welt, welche auch durch die Kirche nicht überwunden werden können und diese sind der Staat und die Wissenschaft. Die letztere weifs, was wahr, die erstere, was recht ist. Nun hat die römische Kirche von jeher die Klugheit gehabt, beide in sich nachzuahmen. Sie stellt den Staat vor, einen in sich gegliederten Organismus von oben bis unten, befestigt im Princip der Autorität, ausgestattet mit unbedingtem Gehorsam, Alles unter der Berufung auf Gott und seinen Willen. Wie denn neuere Kanonisten selbst dem Stifter der christlichen Kirche am Staat ein Muster vorhalten und sagen: Christus habe nach Analogie des Staats in diese Gesellschaft vom Anfang an eine nothwendige Ungleichheit gelegt, nämlich die der Regierenden und Gehorchenden. Sie enthält auch die Wissenschaft in sich und selbst die Lehrfreiheit, doch beide so gemäfsigt und abgeschwächt, dafs von beiden nur der Schein übrig bleibt. Aber sie hat dann beide, den Staat und die Wissenschaft auch aufser sich und ihr höchstes Interesse ist, sich von beiden zu unterscheiden und sich als das Heilige ihnen in der gemeinsamen Kategorie des Weltlichen entgegenzusetzen. Liefse sie diese Welt, welche der Staat und die Wissenschaft ist, frei und ungehindert in sich zu, so wäre es um sie (in dieser Form) geschehen. Diese Kirche ist nicht ohne Wahrheit und nicht ohne Recht; aber sie ist ohne das Wissen um beides, wie es das des Staats und der Wissenschaft ist. Sie hat den christlichen Glauben, aber nur in solcher Weise, dafs er kein Wissen aus sich hervorgehen lassen, sondern sich nur im Gegensatz zu demselben behaupten kann. So ohne die Aegide des Wissens ist dieses Glauben, obgleich in sich sicher und dreist, doch eigentlich in sich timide und machtlos und auf die beständige Wiederholung seiner Glaubens*sätze* beschränkt, ob einer noch schwach genug ist, sich davor zu fürchten. Geht man aber mit der Leuchte des Wissens an seine axiomatischen Sätze, so geht diesen das bis dahin noch leuchtende Licht aus; es scheidet sich Licht und Finsternifs darin und diese Scheidung (Krisis, Kritik) ist das Gericht darüber.

Auf dem Boden der Wissenschaft stehen wir auch hier, und da sind wir frei von aller Leidenschaft, wie auch von aller Particularität der Confessionen. Wer es anders und besser weifs, der widerlege und streite mit den Waffen der Wissenschaft; er wird uns willkommen sein. Denn dieser Gegenstand ist aus ungegründeten Besorgnissen seit längerer Zeit nicht näher erörtert worden, da er doch, über die Unruhe des Lebens hinausgehoben und mit Gemüthsruhe besprochen, für den Geist von höchstem Interesse ist. Von dieser Seite ist die durch den Hrn. Erzbischof gegebene Anregung, welche darum noch nicht Aufregung zu sein braucht, als eine dankenswerthe und verdienstliche anzusehen.

Um nun zu erkennen, in welcher Weise der Hr. Erzbischof sein Werk der Vermittelung des Friedens zwischen Staat und Kirche vollbringt, wird es nöthig sein, zuvor zu untersuchen, ob man auf diesem Standpunct überhaupt einen Begriff vom Staat und von der Kirche haben kann.

Was denn zunächst den Staat betrifft, so ist er da nicht, wofür er längst erkannt worden, die *Wirklichkeit* des sittlichen Geistes, *deren Wahrheit* die Kirche ist, er ist da nicht das Reich objectiver Ordnung, Freiheit und Sittlichkeit, dessen tiefste Wurzel

Digitized by Google

und höchster Gipfel das Leben in Gott, der Glaube der christlishen Kirche ist, sondern der Staat ist da selbst mitten in der Christenheit das Unchristliche der Welt, welchem durch die Kirche abgeholfen werden muſs, der Inbegriff aller Unsittlichkeit, dem durch die Kirche widerstrebt werden muſs, kurz, was die heilige Schrift in ganz bestimmtem Sinn die *Welt* nennt, wie sie noch nicht auf christlichem Grund und Boden steht, wie sie noch die unbekehrte, dem Reich Gottes widerstrebende ist, das gottwidrige Princip, dessen Herrschaft zu begränzen und ihr ein Ende zu machen die Bestimmung der Kirche ist. Diesem Staat Abbruch zu thun und dessen Gränzen immer mehr zu verengen, kann daher nur für eine heilige Pflicht der Kirche gehalten werden und wie man auch mit ihm temporisire und ihn tolerire, da auch die Kirche als die kämpfende nicht aus der Welt heraus kann, so ist es doch in der letzten Schluſsfolge darauf abgesehen, daſs der Staat gar nicht mehr sei, alle Unsittlichkeit der Welt verschwinde, die Welt selbst in das Reich Gottes verwandelt und die Kirche Alles in Allem werde. Klingt dies allerdings, wenn man unter der Welt den wirklichen Staat versteht, sehr revolutionair, so ist doch zu bedenken, daſs dies Princip auch vielfältig abgeschwächt, gemildert, verfeinert, von dem Einzelnen oft als gar nicht gültig für ihn erklärt wird. Es kann eben so noch als vereinbar damit erscheinen, daſs der Staat sogar für eine göttliche Ordnung und als nothwendig zu den heilsamsten Zwecken angesehen wird; aber als wesentlicher Zweck für sich, als für mehr, wie eine göttlichweise Zulassung, wie des Uebels überhaupt, woran der Christ seine Kräfte üben soll, kann er nicht erklärt werden. Der Staat ist nach diesem Princip höchstens die unbestimmte Form der Welt, oder der Völker. Das Unbezweifelbare war bisher wenigstens, daſs die römische Kirche *in* den verschiedenen Staaten der Welt und nirgends sonst in der Welt sei. Aber der Hr. Erzbischof fragt mit dem Zeichen der Verwunderung: „die katholische Kirche im Staat"? und gründet nun seine Meinung, daſs sie *in* keinem Staat sei, darauf, „daſs sie ja im Raum und in der Zeit keine Gränze kennt, *alle* Menschen, Regenten und Unterthanen zu heiligen, zu segnen habe, am wenigsten also *in* jenen Staaten sein könne, die auf kleine Theile der Erde beschränkt sind, und sich sogar von ihr getrennt, das Haus ihrer Mutter verlassen haben". In diesem Satz unterscheidet der Hr. Verf. den Staat von der Kirche, denn er sagt, die Kirche sei nicht im Staat; doch wenn die Menschen, Regenten und Unterthanen, mit denen es die Kirche zu thun hat, einem Staat angehören, wo bleibt dann die Kirche, als im Staat? Der Begriff des Staats kennt eben so wenig, als die christliche Kirche, eine Gränze in Zeit und Raum; aber so ist er noch der abstracte; in der erscheinenden Wirklichkeit, in der Alles begränzt und endlich ist, sind nicht nur die einzelnen Staaten begränzt, sondern auch die Kirche ist es in ihnen und so nimmt auch die römische Kirche, unbeschadet der Allgemeinheit, auf die sie Anspruch macht, überall den Charakter des Landes und Staates, in welchem sie verbreitet ist, ja oft nur zu sehr einen politischen Charakter an. In Frankreich, Irland, Preuſsen ist die eine und selbige Kirche eine andere und wird danach auch unterschieden und benannt; wie der römisch-katholische Theil der Bevölkerung dieser Staaten in der römischen Kirche ist, so ist auch die Kirche in jedem dieser Staaten. Es ist das also keinesweges ein so einseitiges Verhältniſs, wie es der Hr. Verf. vorstellt. Kurz, ist der Staat auch nur als irgend eine Form des Volkes genommen und ist so der Staat noch nichts anderes als die Welt und die Welt der Staat, so muſs nach dieser seiner eigenen Vorstellung vom Staat der Hr. Erzbischof selber sagen, daſs die Kirche nothwendigerweise ist im Staat. Die christliche Religion giebt keinem, er sei auch, wer er sei, etwa ausnahmsweise das Recht, sich den Gesetzen des Staats, welche unbedingt für Alle gelten, zu entziehen oder sich ihnen zu widersetzen. Für diesen Zweck kann selbst die von der römischen Kirche in Anspruch genommene Immunität in Bezug auf das Kirchenregiment keine Exemtion oder Dispensation gewähren, welche harte Conflicte auch an dieser Seite entstehen mögen. Nur um je mehr die Kirche das Himmelreich auf Erden ist (nach dem Hrn. Erzbischof), um so mehr und gewisser wird dies Himmelreich den Staat anerkennen in seinen Rechten und Gesetzen, und nur je weniger jenes, um so weniger auch dieses. Jeder Widerspruch gegen diese Lehre setzt eine verkehrte Vorstellung vom Staat, wie von der Kirche, voraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung. Von dem Erzbischofe von Cöln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering.

(Fortsetzung.)

Uebrigens ist noch wohl zu beachten der obige Zusatz von den Staaten, die das Haus ihrer Mutter verlassen, sich von ihr getrennt haben und in denen die Kirche „am wenigsten" ist. Hiebei scheint die Meinung zu sein, dafs die Staaten eigentlich in der römischen Kirche zu Hause sind, die Kirche somit nicht im Staat, sondern der Staat nur in der Kirche zu suchen sei. Da nämlich ist er in seiner Wahrheit, wie er sich von seiner Mutter noch nicht getrennt hat. Diese sorgt ohne Zweifel dafür, dafs der Staat nicht zu sich selbst komme und er von ihr stets ungetrennt, stets bevormundet bleibe. Nimmt er sich aber die Freiheit, selbständig sein zu wollen, wie das mit der Zeit nicht zu vermeiden und selbst in ganz römisch-katholischen Ländern der Fall ist, so hat sie an ihm nur noch die unwahre, treulose Welt. Denn ist nach dem Hrn. Verf. die Kirche nicht einmal *im* Staat, so ist sie allerdings nur noch in der Welt und der Staat als solcher ist entweder für sie gar nicht da oder er ist selbst nur die Welt. Der Hr. Erzbischof behauptet unter andern, der Rationalismus und die Demagogie bezwecken den Untergang der Staaten; man mufs billig fragen, ob es nicht auf eins hinausläuft, wenn man es zum Untergang, oder wenn man es nicht zur Anerkennung des Staates kommen läfst; er sagt ferner: die Rationalisten und Demagogen wollten die Kirche zur Magd des Staats machen und dann über den Staat selbst herfallen. Man kann nicht schlimmer über den Staat herfallen, als wenn man sein Dasein und Recht ignoriren will. Der Hr. Erzbischof spricht wiederholt von „den geselligen Verbindungen, welche wir Staaten nennen"; sind sie noch nichts weiter, als dies, so sind sie nur sogenannte Staaten, wie wir auch die geselligen Verbindungen, welche wir in der Thierwelt antreffen, keine Staaten nennen. Es wäre zwar etwas mehr, aber auch so noch lange nicht genug, den Staat nur als ein Zuchthaus für Verbrecher, als einen Richtplatz für Delinquenten anzusehen. Das Mindeste würde doch sein, den Staat als ein sittliches Institut zu wissen und nicht ihn etwa nur zu beschränken auf das, was wir den Polizeistaat nennen, der es im strengsten Sinn nur mit äufserlichen Dingen und materiellen Interessen zu thun hat. Man beschränkt ihn aber darauf, wenn man ihn von aller Gesinnung und inneren Bildung entleert denkt und dieses als für den Staat gleichgültig ansieht oder als ein solches, was ihm erst von aufsen, von demjenigen, was nicht der Staat ist, gegeben und eingeflöfst werden mufs. Es wäre wirklich interessant, in der modernen Welt einen Staat zu finden, der nach den Principien des Hrn. Erzbischofs organisirt wäre. Es gab deren allerdings schon vor dem eigentlichen Beginn des Mittelalters, Völker, welche zunächst nur die Bestimmung hatten, ein taugliches Material zu sein für die organisirende Thätigkeit der Kirche und welche durch sie zum Christenthum bekehrt und zu Staaten wurden. Diese Zeit der Stiftung der abendländischen Staaten durch die Kirche schwebt dem Hrn. Erzbischof vor und die Verdienste der Kirche um jene Zeit wollen wir auch nicht leugnen oder verkennen. Es war dies aber zugleich die Zeit, wo alle Bildung und Cultur in der Welt nur auf der Seite der Kirche und aufser ihr nichts als Rohheit und Uncultur zu finden war. Wenn hingegen dies Verhältnifs sich mit der Zeit ausgeglichen und zum Theil umgekehrt hat, wenn im Staat Gesetz und Sitte, Ordnung und Recht das Herrschende, der reine, christliche Glaube und die sittliche Thätig-

Digitized by Google

keit, Geistesbildung und tüchtige Einsicht verhältnifsmäfsig durch alle Stände der Gesellschaft verbreitet ist, dann wird es sehr unpassend, den Staat als die unchristliche, unsittliche Welt zu qualificiren und den heutigen Staat nach dem Maafsstabe einer uralten Vergangenheit und eines nothdürftigen Anfanges zu messen. Im preufsischen Staat wenigstens sind wir nicht in Algerien, wo die römische Kirche noch ein reiches Feld für ihre staatenbildende Thätigkeit finden kann, was wir ihr auch von Herzen wünschen. Ob aber diese africanischen Staaten, wenn sie dereinst mündig geworden sind, der Mutter, welche sie geboren, noch sehr stark anhängen und ihr treuer bleiben werden, als andere, lassen wir billig dahingestellt; es wäre nicht das erstemal, dafs die Kinder mit der Zeit klüger werden, als ihre Eltern.

Kann man nun auf dem Standpunct des Hrn. Erzbischofs keinen Begriff vom Staat haben, so auch nicht einen Begriff von der Kirche. Dies kann leicht seltsam und anmaafsend scheinen und wir wollen deshalb sogleich milder und rücksichtsvoller das Begrifflose als das, was es in Wahrheit ist, als das Einseitige bestimmen. Denn der Begriff ist nicht in einem seiner Momente, sondern die Wahrheit des Begriffs ist seine Vollständigkeit, die Unwahrheit desselben die Einseitigkeit. Die christliche Kirche nun ist dem Hrn. Erzbischof nicht die in sich freie Gemeinde Gottes, durch Christum gestiftet, die Gemeinde der Gläubigen, in sich und wesentlich ohne allen weitern Unterschied, als einerseits den der durch die Lehre Leitenden und andererseits der Gläubigen insgemein, sondern sie ist ihm nur die äufserliche Form und Erscheinung der Kirche, die Verfassung, das Kirchenregiment. Wenn so sich alles Gewicht auf die erscheinende *Wirklichkeit* der Kirche legt, wie steht es um die *Wahrheit* derselben; ist es etwa auch in dieser Beziehung genug, nur zu sagen: Du bist Petrus und auf diesen Felsen u. s. w.? Auf diesem Standpunct ist der Leib der Kirche, dies corpus ecclesiae, der Klerus, die Hierarchie — die Kirche selbst. Diese unwahre Definition der Kirche ist es, welche allen Zwiespalt mit dem Staat erzeugt und nur das einzige grofse Verdienst gehabt hat, ihren Gegensatz, die wahre ursprüngliche Kirche Christi aus allen ihren Verderbnissen wieder zu sich zurück zu rufen. Der Leib ist das Sichtbare, die Kirche also die sichtbare, doch, wohl bemerkt, so sichtbar, dafs sie darüber aufgehört hat, die unsichtbare zu sein. Im Verhältnifs zum Leibe ist allerdings der Geist das Unsichtbare und gegen nichts wird daher in dieser Theorie so heftig gekämpft, als gegen eine Lehre, welche die Unsichtbarkeit der Kirche behauptet. Der Hr. Erzbischof nennt diese Lehre eine Erfindung Luther's und nicht nur eine unwahre, sondern auch unvernünftige. Demnach hätte der Geist, als der heilige, in seiner Kirche nichts zu thun gehabt und wäre auch der Mensch nur wenn er der geistlose ist, als der wahre und dafs er dies ist, als sein wahrer Charakter bestimmt. Der Unterschied der sichtbaren und unsichtbaren Kirche wird auf diesem Standpuncte nicht einmal für einen quantitativen gehalten, wie er in Wahrheit ist; wie denn auch von uns, die wir die Unsichtbarkeit d. h. die Geistigkeit der Kirche behaupten, keinesweges der Kirche die Leiblichkeit und Erscheinung abgesprochen wird; vielmehr, wie der Leib nichts ist ohne den Geist, der dieses Leibes Seele ist, so kann auch die Seele in dieser Welt nicht ohne Leib sein und nimmt man die Seele für das Wesen, den Leib für die Erscheinung, so müfste es heifsen:

das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?

Auf der Seite der protestantischen Kirchenlehre also ist die Einseitigkeit nicht. Wenn man aber gegen das Wesen auf die Erscheinung, gegen das Substanzielle auf das Accidentelle, gegen den Geist auf den Leib, gegen die Innerlichkeit auf die Aeufserlichkeit das Hauptgewicht legt, so nennen wir das mit Recht Einseitigkeit und wer so denkt, kann keinen vor der Wissenschaft bestehenden Begriff von der christlichen Kirche haben. Es würde in dieser Weise der Begriff der christlichen Kirche über den der Gemeinde der Gläubigen, welche Leitende und Geleitete in sich schliefst, hinausgehen, so, dafs in dieser Contraction und Concentration der Kirche auf die Erscheinung zuletzt schon der Bischof und in höchster Potenz der Papst die Kirche vorstellen könnte, wie in den geläufigen Redensarten häufig geschieht, z. B. die Kirche d. i. der Papst hat gesprochen, entschieden. Es können in dieser Weise die Begriffe und Ausdrücke: Kirche und Klerus oder Hierarchie als völlig identisch genommen werden. Wenn man diese Identität bedenkt, so scheint es allerdings unglaublich und im Widerspruch damit, was der Hr. Erzbischof

Digitized by Google

versichert, dafs die Kirche (d. i. der Klerus) das Himmelreich auf Erden, das Unvergängliche im Vergänglichen, das Unveränderliche im Veränderlichen sei, dafs die Kirche (d. i. der Klerus) das Ewige wahrt in den Staaten, die nur das Irdische zu wahren haben. Der innere Widerspruch ist klar. Einerseits ist die Kirche nur in ihrer Sichtbarkeit, Leiblichkeit die wahre; sie ist in dieser Welt und mit ihr gar sehr beschäftigt; sie hat in dieser ihrer Aeufserlichkeit selbst ein erstaunlich weltliches Aussehen; sie ist ganz und gar im Diesseits zu Hause. Andererseits wenn es darauf ankommt, grofse Ansprüche geltend zu machen, so gründet sie diese auf ein Jenseits, so ist nur der Staat ein Reich von *dieser* Welt, sie aber ein Reich von jener; sie ist sogar das Himmelreich selbst, lebt nur im Ewigen und gründet darauf ansehnliche Rechte — im Zeitlichen (in temporalibus). Wenn aber der Klerus von der Kirche nur die Leiblichkeit darstellt, so mufs er ja damit im Leiblichen und Irdischen recht zu Hause und so zu sagen erst recht in seinem Elemente sein. Ist nun das allerdings die unverkennbare Einseitigkeit der römischen Kirche, so hat sie doch diese eine Seite, welche die Kirchenverfassung und das Kirchenregiment ist, ihrem Princip gemäfs gründlich und scharfsinnig ausgebildet und wir könnten vielleicht in Verlegenheit gerathen, wenn der Hr. Erzbischof zu uns spräche: Eure Kirche ist in meinem Sinn gar keine. Ein Kirchenregiment habt ihr eigentlich gar nicht, sondern ihr seid ganz in die Discretion des Staats hingegeben und wie ihr regiert werden sollt, hängt von der zufälligen Einsicht und Gemüthsstimmung, von der aufgeklärten oder entgegengesetzten Gesinnung ab, auf welche dann auch eine dieser entgegengesetzte folgen kann. Nur mit der Art, wie ihr im Punct der gemischten Ehen für euch gesorgt habt, kann ich vollkommen zufrieden sein. Auch der Hermesianismus hat in eurem Bereich ein befriedigendes Ende genommen; nur mit dem Hegelianismus seid ihr noch sehr geplagt, was nur die Unvollkommenheit eurer Kirchenverfassung ist. Das eigentlich Inhaltsvolle des Kirchenregiments hat dieses selbst aus den Händen und an zahllose Vereine hingegeben, an „Lichtfreunde" und Finsternifsfreunde und die convulsivischen Zuckungen, welche durch eure Kirche fahren, drohen ihr ohne ein weises Kirchenregiment die unvermeidliche Auflösung, eine Dissolution, welche dem frommen Pater Henricus seinen Plan zur Reconciliation Deutschlands mit Rom wesentlich erleichtern kann. Nur Formelles, Geringfügiges, ob ein Candidat nach alter oder neuer Dogmatik examinirt werden soll, — solche Dinge sind die grofsen Objecte eures Nachdenkens und Kirchenregiments. Hingegen Liturgien und öffentliche Gottesdienste nach Belieben zu erfinden und zu improvisiren, ist bei euch jedem Prediger und Privatmann erlaubt. Einen wahrhaft grofsen Blick und Gedanken habe ich über euer Kirchenwesen noch nicht aufgehen sehen; ein Synodalsystem, welches bis jetzt durch den Staat supplirt ist, wird man euch nicht bewilligen, weil dann die Kleinigkeitskrämerei aufhören müfste u. s. w. Wenn der Hr. Erzbischof so spräche, so hätte er nicht ganz Unrecht. Nur der eine kleine oder grofse Unterschied bleibt zwischen ihm und uns, dafs, von wegen des Princips der christlichen Freiheit, auf welchem wir stehen, aus uns noch Alles werden kann, hingegen die römische Kirche unter den zahllosen Reliquien, welche sie hat, selber nicht die unbedeutendste ist.

Aus dem bisher Erörterten kann nun der geneigte Leser schon entnehmen, von welcher Art der Friede zwischen Kirche und Staat sein wird, den der Hr. Erzbischof beabsichtigt. Er versucht es zuerst, ihn durch das argumentum ab utili annehmlich zu machen für den Staat; es würde, sagt er, der Unfriede dem Staat nicht frommen. Dies Nützlichkeitsargument hat aber seine Beziehung auf den Klerus eben so gut, was aber nicht geltend gemacht wird; es würde diesem doch eben so schlecht bekommen und gefallen, wenn sich der Staat zum Verfolger der Kirche machte. Die Voraussetzung ist schon hier, wie schon gezeigt, dafs der Staat für das der Kirche schlechthin Entgegengesetzte und Feindselige zu halten sei; denn „mit der Anerkennung der jederseitigen Rechte", von der beiläufig ein Wort vorkommt, zeigt es sich bald, kein Ernst zu sein. Sondern ein Scheinfriede, heifst es, wäre das, wenn die Bischöfe zu allen Anfeindungen und Angriffen Seitens eines schlechtberathenen Staats Ja sagen wollten. Auch um den Frieden zwischen der Kirche und solchen Staaten, die nicht katholisch sind, zu besprechen, wird vorher eine solche Auseinandersetzung des Staats und der Kirche vorgenommen, dafs die weltliche Regierung nur „die im Lande Ansäfsigen" vor Augen hat und sie nur als Unterthanen in

Digitized by Google

Anspruch zu nehmen hat. Hiebei ist die Voraussetzung, dafs die Unterthanen ganz seelenlose Wesen sind, die höchstens Hände haben, die Steuern zu entrichten, auf deren Inneres, Erziehung und Bildung der Staat ganz und gar allem Einflufs zu entsagen hat; denn dies wäre Verwechselung des Politischen mit dem Religiösen, Gewissenszwang, sagt der Hr. Verf. Er wirft sich mit Recht die sehr ernste Frage auf, ob irgend ein Gouvernement mit der Kirche in Frieden leben könne und wenn er doch die Frage bejaht, so wird man schon wissen, wie er dies versteht, nämlich so, dafs der Staat sich mit der katholischen Kirche aufser aller Berührung setzt und sie als absolut selbständig anerkennt. Damit die Kirche ganz freie Hand habe, soll man zwischen Staats- und Landesgesetzen unterscheiden; jene sind solche, welche im Wesen des Staats liegen, die nicht erst gegeben werden und denen Verbindlichkeiten von Seiten der Kirche entsprechen; Landesgesetze hingegen werden von weltlichen Regenten gegeben, betreffen nur weltliche Angelegenheiten und gehen die Kirche nichts an; denn die Kirche hat ihre eigenen Gesetze. Auch in dieser Form spricht der Hr. Verf. nur den bleibenden Gegensatz von Staat und Kirche aus, innerhalb dessen er sich hält; er richtet den Gegensatz von Landesgesetzen und Kirchengesetzen auf, ohne auf die Einheit der Quelle beider zurückzugehen, ein Gegensatz, der dem vom Innern und Aeufsern entspricht und aus welchem, weil er in der Wirklichkeit durchaus unbestimmt und fliefsend ist, ein Jeder machen kann, was er will. Auf dem Standpunct unserer Friedensstiftung ergiebt sich daraus eine solche Selbständigkeit, Unabhängigkeit der Kirche, dafs sie, ohne Genehmigung des Staats, machen kann, was sie will. „Den Staatsgesetzen und Rechten, welche Nero, der Heide, der abtrünnige Julian, der Arianer Constantius, der Kaiser von China hat, entsprechen Verbindlichkeiten der Kirche; aber von Rechten und Gesetzen, welche die Regenten sich selbst zugelegt haben, kann nicht die Rede sein" S. 35. Dem hiebei offenbar zu Grunde liegenden Wahlspruch: procul a Jove, procul a fulmine, setzen wir vielmehr den biblischen entgegen: bleibe im Lande und nähre dich redlich. Dem Kaiser von China will die Kirche mit Vergnügen gehorchen; nur in Ansehung der Landesherren trägt sie Bedenken. „Auf Befehl des Heilandes, in der Kraft Gottes, wider den entschiedensten Willen der Grofsen dieser Welt, in Widerspruch mit den klarsten Bestimmungen der weltlichen Gewalt gebauet, verbreitet, sich mehr und mehr verbreitend, steht sie da (die Kirche) und wird bis zum letzten der Tage nach dem Wort des Herrn, dessen, der Himmel und Erde in seiner Hand hält, fest stehen — und sie sollte den Staaten, der Staatsgewalt subordinirt sein? Das Himmelreich auf Erden den Reichen dieser Welt? u. s. w." S. 42. Es kommt nun auf dem Standpunct des Hrn. Verf.'s, nachdem er die Subordination verworfen, zur Coordination der Kirche und des Staats. Der Hr. Verf. bedenkt nicht, dafs dies ein Verhältnifs der Gleichgültigkeit ist und die Coordination logisch erst darin ihre Wahrheit hat, dafs die beiden Coordinirten einem dritten Höhern gemeinsam subordinirt sind. Aber dieses würde unmittelbar über des Hrn. Erzbischofs Standpunct hinausführen und zeigen, dafs auch der Staat nicht ist ohne Religion, selbst wenn er an dem Volk nur eine Masse hätte, deren Form er wäre, wie in Nordamerica, wo wenigstens das Volk seine Religion hat und andererseits eben so wenig die Kirche sein könne aufserhalb des Staats. Nur in dieser constanten Einbildung einer ganz negativen, blos formalen, sich selber gleichgültigen Verschiedenheit, welche nur die Abstraction des Reflectirenden ist, haben alle jene Vorurtheile ihren Grund, welche sich so reichlich daraus ergeben haben. Die Verschiedenheit, so wie sie in's wirkliche Leben und Handeln eintreten will, kann auch kaum anders, als in den eben so förmlichen Gegensatz fortzugehen. Es kommt zur Erscheinung das gegenseitige Mifstrauen, welches die wesentliche Voraussetzung und Grundlage dieses Standpunctes ist, ein Mifstrauen, welchem zu allen Zeiten nur dürftig und schwach durch Concordate zwischen dem römischen Hof und den verschiedenen Staaten abgeholfen worden und welche selbst den innern, gegenseitigen Unfrieden zu ihrer nothwendigen Voraussetzung haben; es kommt zu einer Douanenlinie an den Gränzen des Staats und der Kirche und nur um so eifriger und eifersüchtiger werden diese Gränzen bewacht und gesucht, je schwerer es wird, sie zu finden und zu fixiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung. Von dem Erzbischofe von Cöln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering.

(Fortsetzung.)

Diese Lehre ist das Unglück, die Wunde, der faule Fleck der Zeit, auch in der protestantischen Kirche, in der noch Viele von solcher Coordination der Kirche und des Staats, ganz im Sinne des Hrn. Erzbischofs, träumen, wenn sie auch, wie von Schuderoff, zur Confraternität gesteigert wird, von der ich schon vor länger als 30 Jahren gesagt habe, es sei dies das Verhältnifs von zwei Brüdern, die sich einander nicht todtschlagen. Es ist nichts leichter, als zu zeigen, dafs diese Lehre nicht nur sich selbst aufhebt, sondern, in ihrer Schärfe genommen, auch an einen Punct geräth, an welchem das Gegentheil von dem, was sie will, herauskommt. Denn soll der Staat allem Einflufs auf die Kirche entsagen, so ist auch er vollständig selbständig im Sinne der Kirche selbst nur dann, wenn auch er sich allem Einflufs der Kirche auf ihn entzieht und das Volk vor allem solchen Einflufs behütet und bewahrt. Hiemit ist denn der Krieg zwischen Staat und Kirche erklärt. Ganz etwas anderes ist es doch mit der Einheit, welche selbstthätig ihre Unterschiede setzt und die gesetzten auch stets wieder in sich zurücknimmt, wie die Liebe eben diese beständige Aufhebung der von ihr selbst gesetzten Unterschiede ist. — Wenn nach dem Hrn. Verf. die Coordination den Sinn haben soll, dafs die Kirche nicht die Dienstmagd des Staates sein soll, so ist das nur das Eine; das Andere, welches eben so wohl darin liegt, ist, dafs auch der Staat nicht der Dienstbote der Kirche sein soll; die Coordination, wie sie nur das Gegentheil der Subordination ist, läfst beides zu oder schliefst vielmehr beides aus. Mit einem so lahmen Grundsatz kommt man also nicht aus der Stelle und die Klage erneuert sich auch bei unserm Hrn. Verf., dafs doch die Kirche vom Staat nicht genugsam in ihrer Selbständigkeit anerkannt werde; „ein Zweifel an der Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Staats würde gleichsam als crimen laesae majestatis angesehen; in Bezug auf die Kirche sei es ganz anders" und es entsteht die Frage: wie das komme? Antwort: „es kommt daher, was in der *Welt* so häufig geschieht, dafs das Zeitliche (der Staat) dem Ewigen (dem Klerus), das Irdische (der Staat) dem Himmlischen (dem Klerus) vorgezogen, Macht mehr als Recht, die physische, militärische Gewalt höher geachtet wird, als die moralische Gewalt". Am Ende ist nun auch unserm Friedensstifter mit der verlangten Coordination nicht genugsam gedient; er fodert auch noch wechselseitige Freundschaft, und dies ist wenigstens etwas Positives zu jenem Negativen. Es kann dies aber doch nach der bisherigen Gränzbestimmung nur so viel als höchtens gute Nachbarschaft, somit auch so nur ein ganz äufserliches Verhältnifs sein, welches innere Zuneigung noch keinesweges in sich schliefst. So lange man vollends noch, wie der Hr. Verf., sich nur im strengen Rechtsverhältnifs behauptet, wird auch der Klerus noch nicht seine rein moralische Gewalt, die der Hr. Verf. ihm kurz vorher zusprach, eintreten lassen. Es erhebt sich hier die verfängliche Frage: kann wohl unter einem Staat, dessen Regent nicht katholisch ist, und der katholischen Kirche Freundschaft sein? und der Hr. Verf. antwortet darauf: „Ich aber frage, was die Confession des Regenten, da das Bekenntnifs zu einer Confession eine durchaus persönliche Angelegenheit des Regenten als Mensch ist, mit dem öffentlichen Leben des Regenten, als solchem zu thun habe? Diese Frage oder Antwort können wir uns gefallen lassen; sie spricht das wahre Verhältnifs aller

Digitized by Google

Staatsoberhäupter zu den Bekennern des mannigfaltigen Glaubens aus. Wir leiten daraus nur noch etwas mehr, als der Hr. Erzbischof, ab. Sie enthält zunächst dies, dafs vor dem Staats- und Landesgesetz die verschiedenen Confessionen gleich sind, dafs das Staatsoberhaupt gleiche Gerechtigkeit austheilt an die Bekenner derselben und desselben persönliches Bekenntnifs dabei nicht in Betracht kommt. Es liegt aber auch dies darin, dafs im Unterschied der Kirche und des Staats das Oberhaupt des letztern zwar nur diesen zu vertreten, aber auch nöthigenfalls desselben Recht und Gesetz gegen alle An- und Uebergriffe zu vertheidigen und aufrecht zu halten hat und zwar gleichermafsen unabhängig von allem persönlichen Glaubensbekenntnifs. Der römischen Kirche gegenüber befinden alle Staaten sich in dieser Stellung; in diesem Verhältnifs ist es, dafs der Staat, er sei, welcher er wolle und ob das Staatsoberhaupt sich zur protestantischen, griechischen oder selbst zur römischen Kirche bekenne, der Staat mithin als solcher wesentlich und nothwendig — *der Protestant ist.* Diesen, diesen Protestantismus will der Hr. Erzbischof nicht anerkennen. Wir stimmen ihm völlig bei, wenn er verlangt, das kirchliche Glaubensbekenntnifs soll in dem Regenten als solchem keinen Einflufs haben auf sein Verhältnifs zu den verschiedenen Kirchen; aber sein politisches Glaubensbekenntnifs, welches das ist, wodurch er des Staats Oberhaupt ist, wird er ihm doch wohl lassen müssen. Wenn nun z. B. die römische Kirche Grundsätze und Handlungen entwickelt, wodurch eine andere Kirche im Staat in ihren heiligsten Grundsätzen und wohlerworbenen Rechten gekränkt und beeinträchtiget wird, (wie z. B. in diesem Buch der Hr. Erzbischof unter andern sagt: „durch den Westphälischen Frieden sei den von der Kirche sich trennenden Kindern nur Seitens der weltlichen Gewalt die politische, ruhige Existenz gewährt". Wie? nicht auch kirchliche Existenz, freie Ausübung des Gottesdienstes?) so ist auch der Staat dadurch unmittelbar afficirt, und die Gerechtigkeit des Staatsoberhaupts erfodert, auch abgesehen von seinem kirchlichen Glaubensbekenntnifs, die gekränkte Kirche nicht unbeschützt zu lassen, die Gerechtigkeit z. B. des Königs von Baiern, den protestantischen Theil des Militairs von der gefoderten Kniebeugung vor demjenigen, was dieser als ein Heiliges nicht anerkennen kann, zu befreien. Denn einem weisen Monarchen ist auch an der Gutwilligkeit und dem Vertrauen eines solchen, beträchtlichen Theils seines Volks gelegen und er würde leicht, was er an der einen Seite gewinnt, an der andern verlieren können. In dieser Welt der Endlichkeit hat Alles, auch die Geduld, auch die Nachgiebigkeit ihr Ende. Wir müssen in dieser Beziehung und in Bezug auf den Handel mit dem Hrn. Erzbischof von Cöln mit unserer gewohnten Pietät und Verehrung besonders unseres hochseligen Königs gedenken, der, wahrlich ein gerechter Herr gegen Jedermann, doch im vollen Gefühle seiner ihm von Gott anvertrauten Majestät ein klares Bewufstsein hatte von demjenigen, was der Staat ist und was die Würde des Staats mit sich bringt, auch alle gegen die Kraft und Selbständigkeit des Staats gerichtete Tendenzen vollkommen durchschaute. Man irrt sich sehr in Ihm, wenn man meint, Er sei in diesem Handel eines beschränkten Confessionsinteresses fähig gewesen. Er war ein ganzer König und gehörte als solcher keiner Partei und Confession an. Nach öffentlichen Blättern soll der Hr. Erzbischof Clemens August von Droste-Vischering bei der Einsetzung des Generalvicars Jven sich geäufsert haben: es sei für den Generalvicar nur die Wahl möglich, entweder zum Verräther der heiligen Sache der römischen Kirche oder zum standhaften Bekenner und Blutzeugen derselben zu werden. Dies erinnert gar sehr an die Repealberedsamkeit des Bischofs Higgins von Ardagh, der gleichfalls nach öffentlichen Blättern lebhaft versicherte, die ganze katholische Hierarchie von Irland ohne Ausnahme sei für die Aufhebung der Union; alle katholische Bischöfe ohne Ausnahme seien Repealers. Wie? steht das Verhältnifs von Staat und Kirche in Deutschland so, wie der Hr. Erzbischof versichert, nämlich in der Alternative und Frage: ob *nur* die Kirche oder *nur* der Staat sein, eine von beiden Mächten auf dem Platze bleiben soll? sind wir schon soweit, dafs das blutige Drama der Weltgeschichte, durch die Reformation zu Ende geführt, wieder von vorn beginnen kann? Sollten wir nicht *mehr* aus der Geschichte gelernt haben? Der Hr. Erzbischof scheint in seinem obigen Spruch vorauszusetzen, dafs Hegel Recht hat, wenn er in seiner Philosophie der Geschichte behauptet: „Man verweiset Regenten, Staatsmänner, Völker vornehmlich an die Belehrung durch die Erfahrung der Geschichte. Was

Digitized by Google

die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, dafs Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben". Es gehört dies zu demjenigen, was wir nicht glauben, obgleich es Hegel gesagt hat und wir halten uns vielmehr im Widerspruch mit dem Spruch des Hrn. Erzbischofs an den Ausspruch eines grofsen römisch-katholischen Dichters, Dante Alighieri, welcher sagt: wer gegen den Staat und dessen Oberhaupt sich versündigt, verräth auch die Kirche und hat Eine Strafe zu leiden und zwar in dem untersten Schlunde des Höllentrichters. —

Sollen wir uns nun nach diesem Allen mit dem erzbischöflichen Werk der Friedensstiftung zwischen Staat und Kirche noch im Einzelnen beschäftigen? Wir müssen es wohl, der Vollständigkeit wegen, doch mit einiger Kürze und Auswahl. Die Rechte des Staats in Bezug auf die Kirche fasset der Hr. Verf. als solche zusammen, die in der Landeshoheit liegen und durch das ius circa sacra bezeichnet sind. Auf dem Standpunct des Hrn. Verf.'s kann das ius c. sacra im Wesentlichen nichts anderes bedeuten, als dafs der Staat so weit als möglich um die Kirche *herum* gehe und sich von ihr entfernt hatte. Er beschränkt dies Recht auf das Negative, dafs er sich vor Beschädigungen von Seiten der Kirche hüte (ius cavendi) und auf das Positive, welches er aber nicht sowohl Recht als Verbindlichkeit genannt wissen will, die Kirche zu beschützen (ius tuendi). Er leitet beides aus seiner Coordination des Staats und der Kirche ab, ohne zu bedenken, dafs nur darum beiderlei Recht nothwendig ist, weil die Coordination als dieses leere Gleichgewicht, so wie sie in's wirkliche Leben übergeht und sich geschichtlich erweiset, sofort in's Schwanken geräth, die Waagschale sich entweder nach der einen oder andern Seite neigt, somit als Coordination sich aufhebt. Denn wenn sie eine wahre und wirkliche oder es Ernst mit ihr wäre, so brauchte wahrlich der Staat sich nicht in Acht zu nehmen vor der Hierarchie, noch entstände für ihn gar die Verbindlichkeit, sie zu beschützen, da sie in ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit ohnehin genugsam im Stande ist, sich selbst zu vertheidigen und zu beschützen, und der Staat könnte seinerseits eine solche Beschützung leicht überflüssig machen durch ein gerechtes Verhalten gegen die Kirche. Der Hr. Verf. will aber selbst nicht einmal, dafs das ius cavendi unnöthig werde, weil dies die Kirche in die Unmöglichkeit setzen würde, dem Staat zu schaden und so aus der Coordination gleich wieder die Subordination unter den Staat entstände; also die Möglichkeit soll bleiben; aber die Wirklichkeit einer Beschädigung wird als möglich geleugnet und als solche Dinge, die den Staat gar nicht beschädigen können und als solche „anerkannt" sind, nennt der Hr. Erzbischof naiv genug auch die Kirchengesetze und das Kirchenrecht. In Beziehung darauf kann und darf, nach ihm, kein ius cav. stattfinden. Man müfste wenig Kenntnifs der Geschichte haben, wenn man leugnen wollte, dafs die ganze Dialektik der Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche seit dem Mittelalter und seit es ein päpstliches Kirchenrecht giebt, sich um diesen Punct gedreht, der Klerus gar viele Gesetze darin gemacht hat, welche mit jedem Staat, der sich irgend selbst begreift, unvereinbar sind und die Nothwendigkeit eines ius cav. von Seiten des Staats hinreichend motivirt haben. Der Staat soll, wenn er unbedingtes Vertrauen zur Kirche hat, von diesem Recht keinen Gebrauch machen, nach dem Hrn. Erzbischof; so vertrauend bedarf er aber überhaupt keines ius cav. und die Forderung ist somit eigentlich, er soll sich sorglos der Discretion der Kirche überlassen und wenn doch nun, nach ihm, der Staat dies Recht haben mufs, nur zu dem Zweck, damit die Kirche dem Staat nicht subordinirt erscheine und sie nicht aufser Stand gesetzt werde, dem Staat, wie Gutes, so auch Böses anzuthun („wie wir Menschen nun einmal sind"), so wäre das viel Einfachere, die Kirche, die ohnehin das Himmelreich auf Erden ist, nähme sich selbst hinreichend in Acht, damit der Staat sich nicht mehr vor ihr in Acht zu nehmen brauchte. So lange aber in der Hierarchie das Himmelreich auf Erden noch nicht ganz evident erschienen ist, wird man dem Staat nicht verargen, wenn er es an den nöthigen Präcautionsmaafsregeln nicht fehlen läfst. Das Recht der Beschützung nimmt der Hr. Verf. ohne weiteres nur als Verpflichtung des Staats; er führet aber nicht dazu an, was doch zum Beschützen wesentlich erforderlich ist, dafs auch der Schützling, der ja in einzelnen Fällen auch Böses thun kann („wie wir Menschen nun einmal sind"), stets in den Gränzen seiner Befugnisse bleibe. End-

Digitized by Google

mit ihren Rechten und Ansprüchen nicht abweisen läfst, und welche er andererseits mit allen ihren Anforderungen nicht anerkennt. Widerlegt sie ihn nun praktisch und theoretisch, so hätte er seinerseits die Pflicht, sie auch zu widerlegen, wenn er kann; aber statt dessen stellt er nur seine Grundsätze hin und wiederholt sie beständig, sich um das, was für die gegenseitige Ansicht spricht, nicht im mindesten bekümmernd. Es giebt schon dies keine frohe Hoffnung für den Erfolg der von ihm unternommenen Friedensstiftung. Es liefse sich leicht zeigen, dafs wie in dieser, so in mancher andern Hinsicht ein grofser Theil der Uebel dieser Zeit darin seinen Grund hat, dafs man so ängstlich und vorsichtig die Principienfrage vermeidet und in dieser Weise von den entgegengesetzten Seiten des Geredes kein Ende wird. Bei Schriften römisch-katholischen Glaubensinhalts sind wir es vollends gewohnt, dafs sie auf die Principien sich nicht einlassen, die doch den eigentlichen Begriff der Sache, um die es sich handelt, enthalten. Ihre Principien sind Autorität, Herkommen, historisches Recht u. dgl., deren Princip gerade das in der Wissenschaft erst zu untersuchende ist. Sie haben (mit seltener Ausnahme z. B. des Weihbischofs von Trier, Nicolaus v. Hontheim (Febronius) und mehrerer Kanonisten aus der Josephinischen Periode) das Eigenthümliche, dafs ihre dogmatischen und politischen Grundsätze insofern der Kritik das Geschäft sehr erleichtern und vereinfachen, dafs sie im Wesentlichen dieselbigen sind und bleiben, nur hoffen, schon durch die beständige Wiederholung sich auch als wahr zu zeigen. Diese stereotypische Stabilität hat es nur mit ein für allemal, nicht nur in ihrer Bedeutung, sondern auch in ihrer Beziehung und Anwendung bestimmten, durch das Herkommen geheiligten axiomatischen Sätzen zu thun, welche durch das Individuum nur hindurchlaufen, wie Wasser durch ein gläsern Gefäfs. Es selbst braucht sich dabei nicht weiter in geistige Unkosten zu setzen, als nur die überlieferten Sätze beisammenzuhalten und indem es sie auf's Neue ausspricht, hiedurch zu erklären, dafs sie auch für das Subject sind und gelten. Ein Zweifel an der Richtigkeit dieser Grundsätze ist schon durch diese Grundsätze selbst ausgeschlossen und nicht nur etwas Unerhörtes, sondern auch etwas Unmoralisches, Strafbares; denn welche Autorität wäre wohl höher oder gröfser, als die Autorität Gottes d. i. der Kirche? Die letztere Zusammenstellung und Zusammenschliefsung (Identität) gehört selbst wesentlich mit in diese Weise der Argumentation und kann davon schon eine vorläufige Probe sein. Man kann mit Berufungen auf Stellen der heiligen Schrift, wenngleich aus ihrem Zusammenhang, aus ihrer bestimmten Beziehung herausgezogen, in das Licht vorhergefafster, bereits feststehender Urtheile gestellt, die wir Vorurtheile nennen, und zur Bestätigung von diesen gebraucht, imponirend viel ausrichten. Zwar geht man jetzt, wegen anderweitiger Rücksichten, nicht mehr soweit, wie früher, dafs man etwa, um das geistliche und weltliche Schwerdt, in der Hand des Papstes vereinigt (mit welchem letzteren er die weltlichen Herrscher begnadigt), zu beweisen, sich auf den Ausspruch des Petrus beruft: Herr, siehe, hie sind zwei Schwerdter. Luc. 22, 38. Aber auch unser Hr. Verf., will er die göttliche Stiftung der Kirche auf Petrus und dessen Nachfolger, welches (doch wohl nicht mehr nach der Schrift?) der Papst ist, die gesetzgebende, richterliche und ausführende Kirchengewalt (so sehr viel auf einmal) beweisen, so erinnert er nur an den Ausspruch Christi: Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Ist die Selbständigkeit, die absolute Unabhängigkeit der Kirche vom Staat zu beweisen, so darf nur gesagt werden: Und Jesus trat hinzu, redete mit ihnen (seinen Jüngern) und sprach: mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. „Damit ist aller Einspruch der Grofsen dieser Welt ein für allemal beseitigt" S. 40. An solchen summarischen und grandiosen Beweisführungen ist die Schrift des Hrn. Erzbischofs reich. Doch sind, auch nach ihm, die Zeugnisse der Schrift nicht genügend, sondern das Episcopat mufs erst noch hinzukommen, vermittelst der Weihe mit der Unfehlbarkeit begabt. Auf diesem Wege ist, ohne weitere Frage, auch der Sinn dieser Stellen und ihre Auslegung einmal für immer und unabänderlich festgestellt; denn da tritt vollends die Function des heiligen Geistes ein. Wir fragen nur: wie kann auf solchem Standpunct anders, als von „sogenannten Reformatoren" gesprochen und die Reformation anders, denn „als Verachtung *aller* Autorität, des Rechts und Alterthums" dargestellt werden, um so mehr, wenn hinzugefügt werden kann, wie es der Hr. Erzbischof

Digitized by Google

thut, „dafs Luther durch seine Lehre: der Glaube *allein* mache selig, der Immoralität und durch seine Lehre, dafs es Jedem zustehe, die Bibel auszulegen, dem Vernunftstolz allen Zaum abgenommen". Soll man dergleichen noch widerlegen, nachdem es so oft und ohne Erfolg geschehen ist? Dann müfste man gar nichts Besseres zu thun haben. Wen Irrthümer sogar selig machen, den wäre es hart, darin zu stören durch eine Widerlegung, die sich nur an den für die Wahrheit offenen Sinn wenden kann. Wer sich ein so welthistorisches Ereignifs, wie die Reformation, zu der sich so viele Völker und Fürsten bekennen, als Umsturz aller Autorität oder, wie manche andere, daraus allein, dafs Luther heirathen wollen, erklären kann, dem ist sein süfser Traum zu gönnen. Das ist es also nicht, womit wir uns hier beschäftigen. Solche Traditionen und Vorurtheile, gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, lassen sich bequem fortpflanzen und geben eine falsche Beruhigung. Sie mufs man daher auch dem Individuum nicht zurechnen, welches darin schon eine schwere Vergeltung zu erfahren hat, dafs es aus seinen Irrthümern nicht aufwachen darf; denn es ist in nothwendiger Weise davon afficirt, weil sie gleichsam in der Luft des Standpunctes liegen, welchem es angehört.

Doch giebt es noch über das Individuum hinaus zwei Mächte in der Welt, welche auch durch die Kirche nicht überwunden werden können und diese sind der Staat und die Wissenschaft. Die letztere weifs, was wahr, die erstere, was recht ist. Nun hat die römische Kirche von jeher die Klugheit gehabt, beide in sich nachzuahmen. Sie stellt den Staat vor, einen in sich gegliederten Organismus von oben bis unten, befestigt im Princip der Autorität, ausgestattet mit unbedingtem Gehorsam, Alles unter der Berufung auf Gott und seinen Willen. Wie denn neuere Kanonisten selbst dem Stifter der christlichen Kirche am Staat ein Muster vorhalten und sagen: Christus habe nach Analogie des Staats in diese Gesellschaft vom Anfang an eine nothwendige Ungleichheit gelegt, nämlich die der Regierenden und Gehorchenden. Sie enthält auch die Wissenschaft in sich und selbst die Lehrfreiheit, doch beide so gemäfsigt und abgeschwächt, dafs von beiden nur der Schein übrig bleibt. Aber sie hat dann beide, den Staat und die Wissenschaft auch aufser sich und ihr höchstes Interesse ist, sich von beiden zu unterscheiden und sich als das Heilige ihnen in der gemeinsamen Kategorie des Weltlichen entgegenzusetzen. Liefse sie diese Welt, welche der Staat und die Wissenschaft ist, frei und ungehindert in sich zu, so wäre es um sie (in dieser Form) geschehen. Diese Kirche ist nicht ohne Wahrheit und nicht ohne Recht; aber sie ist ohne das Wissen um beides, wie es das des Staats und der Wissenschaft ist. Sie hat den christlichen Glauben, aber nur in solcher Weise, dafs er kein Wissen aus sich hervorgehen lassen, sondern sich nur im Gegensatz zu demselben behaupten kann. So ohne die Aegide des Wissens ist dieses Glauben, obgleich in sich sicher und dreist, doch eigentlich in sich timide und machtlos und auf die beständige Wiederholung seiner Glaubens*sätze* beschränkt, ob einer noch schwach genug ist, sich davor zu fürchten. Geht man aber mit der Leuchte des Wissens an seine axiomatischen Sätze, so geht diesen das bis dahin noch leuchtende Licht aus; es scheidet sich Licht und Finsternifs darin und diese Scheidung (Krisis, Kritik) ist das Gericht darüber.

Auf dem Boden der Wissenschaft stehen wir auch hier, und da sind wir frei von aller Leidenschaft, wie auch von aller Particularität der Confessionen. Wer es anders und besser weifs, der widerlege und streite mit den Waffen der Wissenschaft; er wird uns willkommen sein. Denn dieser Gegenstand ist aus ungegründeten Besorgnissen seit längerer Zeit nicht näher erörtert worden, da er doch, über die Unruhe des Lebens hinausgehoben und mit Gemüthsruhe besprochen, für den Geist von höchstem Interesse ist. Von dieser Seite ist die durch den Hrn. Erzbischof gegebene Anregung, welche darum noch nicht Aufregung zu sein braucht, als eine dankenswerthe und verdienstliche anzusehen.

Um nun zu erkennen, in welcher Weise der Hr. Erzbischof sein Werk der Vermittelung des Friedens zwischen Staat und Kirche vollbringt, wird es nöthig sein, zuvor zu untersuchen, ob man auf diesem Standpunct überhaupt einen Begriff vom Staat und von der Kirche haben kann.

Was denn zunächst den Staat betrifft, so ist er da nicht, wofür er längst erkannt worden, die *Wirklichkeit* des sittlichen Geistes, *deren Wahrheit* die Kirche ist, er ist da nicht das Reich objectiver Ordnung, Freiheit und Sittlichkeit, dessen tiefste Wurzel

Digitized by Google

und höchster Gipfel das Leben in Gott, der Glaube der christlichen Kirche ist, sondern der Staat ist da selbst mitten in der Christenheit das Unchristliche der Welt, welchem durch die Kirche abgeholfen werden muſs, der Inbegriff aller Unsittlichkeit, dem durch die Kirche widerstrebt werden muſs, kurz, was die heilige Schrift in ganz bestimmtem Sinn die *Welt* nennt, wie sie noch nicht auf christlichem Grund und Boden steht, wie sie noch die unbekehrte, dem Reich Gottes widerstrebende ist, das gottwidrige Princip, dessen Herrschaft zu begränzen und ihr ein Ende zu machen die Bestimmung der Kirche ist. Diesem Staat Abbruch zu thun und dessen Gränzen immer mehr zu verengen, kann daher nur für eine heilige Pflicht der Kirche gehalten werden und wie man auch mit ihm temporisire und ihn tolerire, da auch die Kirche als die kämpfende nicht aus der Welt heraus kann, so ist es doch in der letzten Schluſsfolge darauf abgesehen, daſs der Staat gar nicht mehr sei, alle Unsittlichkeit der Welt verschwinde, die Welt selbst in das Reich Gottes verwandelt und die Kirche Alles in Allem werde. Klingt dies allerdings, wenn man unter der Welt den wirklichen Staat versteht, sehr revolutionair, so ist doch zu bedenken, daſs dies Princip auch vielfältig abgeschwächt, gemildert, verfeinert, von dem Einzelnen oft als gar nicht gültig für ihn erklärt wird. Es kann eben so noch als vereinbar damit erscheinen, daſs der Staat sogar für eine göttliche Ordnung und als nothwendig zu den heilsamsten Zwecken angesehen wird; aber als wesentlicher Zweck für sich, als für mehr, wie eine göttlichweise Zulassung, wie des Uebels überhaupt, woran der Christ seine Kräfte üben soll, kann er nicht erklärt werden. Der Staat ist nach diesem Princip höchstens die unbestimmte Form der Welt, oder der Völker. Das Unbezweifelbare war bisher wenigstens, daſs die römische Kirche in den verschiedenen Staaten der Welt und nirgends sonst in der Welt sei. Aber der Hr. Erzbischof fragt mit dem Zeichen der Verwunderung: „die katholische Kirche im Staat"? und gründet nun seine Meinung, daſs sie *in* keinem Staat sei, darauf, „daſs sie ja im Raum und in der Zeit keine Gränze kennt, *alle* Menschen, Regenten und Unterthanen zu heiligen, zu segnen habe, am wenigsten also *in* jenen Staaten sein könne, die auf kleine Theile der Erde beschränkt sind, und sich sogar von ihr getrennt, das Haus ihrer Mutter verlassen haben". In diesem Satz unterscheidet der Hr. Verf. den Staat von der Kirche, denn er sagt, die Kirche sei nicht im Staat; doch wenn die Menschen, Regenten und Unterthanen, mit denen es die Kirche zu thun hat, einem Staat angehören, wo bleibt dann die Kirche, als im Staat? Der Begriff des Staats kennt eben so wenig, als die christliche Kirche, eine Gränze in Zeit und Raum; aber so ist er noch der abstracte; in der erscheinenden Wirklichkeit, in der Alles begränzt und endlich ist, sind nicht nur die einzelnen Staaten begränzt, sondern auch die Kirche ist es in ihnen und so nimmt auch die römische Kirche, unbeschadet der Allgemeinheit, auf die sie Anspruch macht, überall den Charakter des Landes und Staates, in welchem sie verbreitet ist, ja oft nur zu sehr einen politischen Charakter an. In Frankreich, Irland, Preuſsen ist die eine und selbige Kirche eine andere und wird danach auch unterschieden und benannt; wie der römisch-katholische Theil der Bevölkerung dieser Staaten in der römischen Kirche ist, so ist auch die Kirche in jedem dieser Staaten. Es ist das also keinesweges ein so einseitiges Verhältniſs, wie es der Hr. Verf. vorstellt. Kurz, ist der Staat auch nur als irgend eine Form des Volkes genommen und ist so der Staat noch nichts anderes als die Welt und die Welt der Staat, so muſs nach dieser seiner eigenen Vorstellung vom Staat der Hr. Erzbischof selber sagen, daſs die Kirche nothwendigerweise ist im Staat. Die christliche Religion giebt keinem, er sei auch, wer er sei, etwa ausnahmsweise das Recht, sich den Gesetzen des Staats, welche unbedingt für Alle gelten, zu entziehen oder sich ihnen zu widersetzen. Für diesen Zweck kann selbst die von der römischen Kirche in Anspruch genommene Immunität in Bezug auf das Kirchenregiment keine Exemtion oder Dispensation gewähren, welche harte Conflicte auch an dieser Seite entstehen mögen. Nur um je mehr die Kirche das Himmelreich auf Erden ist (nach dem Hrn. Erzbischof), um so mehr und gewisser wird dies Himmelreich den Staat anerkennen in seinen Rechten und Gesetzen, und nur je weniger jenes, um so weniger auch dieses. Jeder Widerspruch gegen diese Lehre setzt eine verkehrte Vorstellung vom Staat, wie von der Kirche, voraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung. Von dem Erzbischofe von Cöln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering.

(Fortsetzung.)

Uebrigens ist noch wohl zu beachten der obige Zusatz von den Staaten, die das Haus ihrer Mutter verlassen, sich von ihr getrennt haben und in denen die Kirche „am wenigsten" ist. Hiebei scheint die Meinung zu sein, dafs die Staaten eigentlich in der römischen Kirche zu Hause sind, die Kirche somit nicht im Staat, sondern der Staat nur in der Kirche zu suchen sei. Da nämlich ist er in seiner Wahrheit, wie er sich von seiner Mutter noch nicht getrennt hat. Diese sorgt ohne Zweifel dafür, dafs der Staat nicht zu sich selbst komme und er von ihr stets ungetrennt, stets bevormundet bleibe. Nimmt er sich aber die Freiheit, selbständig sein zu wollen, wie das mit der Zeit nicht zu vermeiden und selbst in ganz römisch-katholischen Ländern der Fall ist, so hat sie an ihm nur noch die unwahre, treulose Welt. Denn ist nach dem Hrn. Verf. die Kirche nicht einmal *im* Staat, so ist sie allerdings nur noch in der Welt und der Staat als solcher ist entweder für sie gar nicht da oder er ist selbst nur die Welt. Der Hr. Erzbischof behauptet unter andern, der Rationalismus und die Demagogie bezwecken den Untergang der Staaten; man mufs billig fragen, ob es nicht auf eins hinausläuft, wenn man es zum Untergang, oder wenn man es nicht zur Anerkennung des Staates kommen läfst; er sagt ferner: die Rationalisten und Demagogen wollten die Kirche zur Magd des Staats machen und dann über den Staat selbst herfallen. Man kann nicht schlimmer über den Staat herfallen, als wenn man sein Dasein und Recht ignoriren will. Der Hr. Erzbischof spricht wiederholt von „den geselligen Verbindungen, welche wir Staaten nennen"; sind sie noch nichts weiter, als dies, so sind sie nur sogenannte Staaten, wie wir auch die geselligen Verbindungen, welche wir in der Thierwelt antreffen, keine Staaten nennen. Es wäre zwar etwas mehr, aber auch so noch lange nicht genug, den Staat nur als ein Zuchthaus für Verbrecher, als einen Richtplatz für Delinquenten anzusehen. Das Mindeste würde doch sein, den Staat als ein sittliches Institut zu wissen und nicht ihn etwa nur zu beschränken auf das, was wir den Polizeistaat nennen, der es im strengsten Sinn nur mit äufserlichen Dingen und materiellen Interessen zu thun hat. Man beschränkt ihn aber darauf, wenn man ihn von aller Gesinnung und inneren Bildung entleert denkt und dieses als für den Staat gleichgültig ansieht oder als ein solches, was ihm erst von aufsen, von demjenigen, was nicht der Staat ist, gegeben und eingeflöfst werden mufs. Es wäre wirklich interessant, in der modernen Welt einen Staat zu finden, der nach den Principien des Hrn. Erzbischofs organisirt wäre. Es gab deren allerdings schon vor dem eigentlichen Beginn des Mittelalters, Völker, welche zunächst nur die Bestimmung hatten, ein taugliches Material zu sein für die organisirende Thätigkeit der Kirche und welche durch sie zum Christenthum bekehrt und zu Staaten wurden. Diese Zeit der Stiftung der abendländischen Staaten durch die Kirche schwebt dem Hrn. Erzbischof vor und die Verdienste der Kirche um jene Zeit wollen wir auch nicht leugnen oder verkennen. Es war dies aber zugleich die Zeit, wo alle Bildung und Cultur in der Welt nur auf der Seite der Kirche und aufser ihr nichts als Rohheit und Uncultur zu finden war. Wenn hingegen dies Verhältnifs sich mit der Zeit ausgeglichen und zum Theil umgekehrt hat, wenn im Staat Gesetz und Sitte, Ordnung und Recht das Herrschende, der reine, christliche Glaube und die sittliche Thätig-

Digitized by Google

keit, Geistesbildung und tüchtige Einsicht verhältnifsmäfsig durch alle Stände der Gesellschaft verbreitet ist, dann wird es sehr unpassend, den Staat als die unchristliche, unsittliche Welt zu qualificiren und den heutigen Staat nach dem Maafsstabe einer uralten Vergangenheit und eines nothdürftigen Anfanges zu messen. Im preufsischen Staat wenigstens sind wir nicht in Algerien, wo die römische Kirche noch ein reiches Feld für ihre staatenbildende Thätigkeit finden kann, was wir ihr auch von Herzen wünschen. Ob aber diese africanischen Staaten, wenn sie dereinst mündig geworden sind, der Mutter, welche sie geboren, noch sehr stark anhängen und ihr treuer bleiben werden, als andere, lassen wir billig dahingestellt; es wäre nicht das erstemal, dafs die Kinder mit der Zeit klüger werden, als ihre Eltern.

Kann man nun auf dem Standpunct des Hrn. Erzbischofs keinen Begriff vom Staat haben, so auch nicht einen Begriff von der Kirche. Dies kann leicht seltsam und anmaafsend scheinen und wir wollen deshalb sogleich milder und rücksichtsvoller das Begrifflose als das, was es in Wahrheit ist, als das Einseitige bestimmen. Denn der Begriff ist nicht in einem seiner Momente, sondern die Wahrheit des Begriffs ist seine Vollständigkeit, die Unwahrheit desselben die Einseitigkeit. Die christliche Kirche nun ist dem Hrn. Erzbischof nicht die in sich freie Gemeinde Gottes, durch Christum gestiftet, die Gemeinde der Gläubigen, in sich und wesentlich ohne allen weitern Unterschied, als einerseits den der durch die Lehre Leitenden und andererseits der Gläubigen insgemein, sondern sie ist ihm nur die äufserliche Form und Erscheinung der Kirche, die Verfassung, das Kirchenregiment. Wenn so sich alles Gewicht auf die erscheinende *Wirklichkeit* der Kirche legt, wie steht es um die *Wahrheit* derselben; ist es etwa auch in dieser Beziehung genug, nur zu sagen: Du bist Petrus und auf diesen Felsen u. s. w.? Auf diesem Standpunct ist der Leib der Kirche, dies corpus ecclesiae, der Klerus, die Hierarchie — die Kirche selbst. Diese unwahre Definition der Kirche ist es, welche allen Zwiespalt mit dem Staat erzeugt und nur das einzige grofse Verdienst gehabt hat, ihren Gegensatz, die wahre ursprüngliche Kirche Christi aus allen ihren Verderbnissen wieder zu sich zurück zu rufen. Der Leib ist das Sichtbare, die Kirche also die sichtbare, doch, wohl bemerkt, so sichtbar, dafs sie darüber aufgehört hat, die unsichtbare zu sein. Im Verhältnifs zum Leibe ist allerdings der Geist das Unsichtbare und gegen nichts wird daher in dieser Theorie so heftig gekämpft, als gegen eine Lehre, welche die Unsichtbarkeit der Kirche behauptet. Der Hr. Erzbischof nennt diese Lehre eine Erfindung Luther's und nicht nur eine unwahre, sondern auch unvernünftige. Demnach hätte der Geist, als der heilige, in seiner Kirche nichts zu thun gehabt und wäre auch der Mensch nur wenn er der geistlose ist, als der wahre und dafs er dies ist, als sein wahrer Charakter bestimmt. Der Unterschied der sichtbaren und unsichtbaren Kirche wird auf diesem Standpuncte nicht einmal für einen quantitativen gehalten, wie er in Wahrheit ist; wie denn auch von uns, die wir die Unsichtbarkeit d. h. die Geistigkeit der Kirche behaupten, keinesweges der Kirche die Leiblichkeit und Erscheinung abgesprochen wird; vielmehr, wie der Leib nichts ist ohne den Geist, der dieses Leibes Seele ist, so kann auch die Seele in dieser Welt nicht ohne Leib sein und nimmt man die Seele für das Wesen, den Leib für die Erscheinung, so müfste es heifsen:

das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?

Auf der Seite der protestantischen Kirchenlehre also ist die Einseitigkeit nicht. Wenn man aber gegen das Wesen auf die Erscheinung, gegen das Substanzielle auf das Accidentelle, gegen den Geist auf den Leib, gegen die Innerlichkeit auf die Aeufserlichkeit das Hauptgewicht legt, so nennen wir das mit Recht Einseitigkeit und wer so denkt, kann keinen vor der Wissenschaft bestehenden Begriff von der christlichen Kirche haben. Es würde in dieser Weise der Begriff der christlichen Kirche über den der Gemeinde der Gläubigen, welche Leitende und Geleitete in sich schliefst, hinausgehen, so, dafs in dieser Contraction und Concentration der Kirche auf die Erscheinung zuletzt schon der Bischof und in höchster Potenz der Papst die Kirche vorstellen könnte, wie in den geläufigen Redensarten häufig geschieht, z. B. die Kirche d. i. der Papst hat gesprochen, entschieden. Es können in dieser Weise die Begriffe und Ausdrücke: Kirche und Klerus oder Hierarchie als völlig identisch genommen werden. Wenn man diese Identität bedenkt, so scheint es allerdings unglaublich und im Widerspruch damit, was der Hr. Erzbischof

Digitized by Google

versichert, dafs die Kirche (d. i. der Klerus) das Himmelreich auf Erden, das Unvergängliche im Vergänglichen, das Unveränderliche im Veränderlichen sei, dafs die Kirche (d. i. der Klerus) das Ewige wahrt in den Staaten, die nur das Irdische zu wahren haben. Der innere Widerspruch ist klar. Einerseits ist die Kirche nur in ihrer Sichtbarkeit, Leiblichkeit die wahre; sie ist in dieser Welt und mit ihr gar sehr beschäftigt; sie hat in dieser ihrer Aeufserlichkeit selbst ein erstaunlich weltliches Aussehen; sie ist ganz und gar im Diesseits zu Hause. Andererseits wenn es darauf ankommt, grofse Ansprüche geltend zu machen, so gründet sie diese auf ein Jenseits, so ist nur der Staat ein Reich von *dieser* Welt, sie aber ein Reich von jener; sie ist sogar das Himmelreich selbst, lebt nur im Ewigen und gründet darauf ansehnliche Rechte — im Zeitlichen (in temporalibus). Wenn aber der Klerus von der Kirche nur die Leiblichkeit darstellt, so mufs er ja damit im Leiblichen und Irdischen recht zu Hause und so zu sagen erst recht in seinem Elemente sein. Ist nun das allerdings die unverkennbare Einseitigkeit der römischen Kirche, so hat sie doch diese eine Seite, welche die Kirchenverfassung und das Kirchenregiment ist, ihrem Princip gemäfs gründlich und scharfsinnig ausgebildet und wir könnten vielleicht in Verlegenheit gerathen, wenn der Hr. Erzbischof zu uns spräche: Eure Kirche ist in meinem Sinn gar keine. Ein Kirchenregiment habt ihr eigentlich gar nicht, sondern ihr seid ganz in die Discretion des Staats hingegeben und wie ihr regiert werden sollt, hängt von der zufälligen Einsicht und Gemüthsstimmung, von der aufgeklärten oder entgegengesetzten Gesinnung ab, auf welche dann auch eine dieser entgegengesetzte folgen kann. Nur mit der Art, wie ihr im Punct der gemischten Ehen für euch gesorgt habt, kann ich vollkommen zufrieden sein. Auch der Hermesianismus hat in eurem Bereich ein befriedigendes Ende genommen; nur mit dem Hegelianismus seid ihr noch sehr geplagt, was nur die Unvollkommenheit eurer Kirchenverfassung ist. Das eigentlich Inhaltsvolle des Kirchenregiments hat dieses selbst aus den Händen und an zahllose Vereine hingegeben, an „Lichtfreunde" und Finsternifsfreunde und die convulsivischen Zuckungen, welche durch eure Kirche fahren, drohen ihr ohne ein weises Kirchenregiment die unvermeidliche Auflösung, eine Dissolution, welche dem frommen Pater Henricus seinen Plan zur Reconciliation Deutschlands mit Rom wesentlich erleichtern kann. Nur Formelles, Geringfügiges, ob ein Candidat nach alter oder neuer Dogmatik examinirt werden soll, — solche Dinge sind die grofsen Objecte eures Nachdenkens und Kirchenregiments. Hingegen Liturgien und öffentliche Gottesdienste nach Belieben zu erfinden und zu improvisiren, ist bei euch jedem Prediger und Privatmann erlaubt. Einen wahrhaft grofsen Blick und Gedanken habe ich über euer Kirchenwesen noch nicht aufgehen sehen; ein Synodalsystem, welches bis jetzt durch den Staat supplirt ist, wird man euch nicht bewilligen, weil dann die Kleinigkeitskrämerei aufhören müfste u. s. w. Wenn der Hr. Erzbischof so spräche, so hätte er nicht ganz Unrecht. Nur der eine kleine oder grofse Unterschied bleibt zwischen ihm und uns, dafs, von wegen des Princips der christlichen Freiheit, auf welchem wir stehen, aus uns noch Alles werden kann, hingegen die römische Kirche unter den zahllosen Reliquien, welche sie hat, selber nicht die unbedeutendste ist.

Aus dem bisher Erörterten kann nun der geneigte Leser schon entnehmen, von welcher Art der Friede zwischen Kirche und Staat sein wird, den der Hr. Erzbischof beabsichtigt. Er versucht es zuerst, ihn durch das argumentum ab utili annehmlich zu machen für den Staat; es würde, sagt er, der Unfriede dem Staat nicht frommen. Dies Nützlichkeitsargument hat aber seine Beziehung auf den Klerus eben so gut, was aber nicht geltend gemacht wird; es würde diesem doch eben so schlecht bekommen und gefallen, wenn sich der Staat zum Verfolger der Kirche machte. Die Voraussetzung ist schon hier, wie schon gezeigt, dafs der Staat für das der Kirche schlechthin Entgegengesetzte und Feindselige zu halten sei; denn „mit der Anerkennung der jederseitigen Rechte", von der beiläufig ein Wort vorkommt, zeigt es sich bald, kein Ernst zu sein. Sondern ein Scheinfriede, heifst es, wäre das, wenn die Bischöfe zu allen Anfeindungen und Angriffen Seitens eines schlechtberathenen Staats Ja sagen wollten. Auch um den Frieden zwischen der Kirche und solchen Staaten, die nicht katholisch sind, zu besprechen, wird vorher eine solche Auseinandersetzung des Staats und der Kirche vorgenommen, dafs die weltliche Regierung nur „die im Lande Ansäfsigen" vor Augen hat und sie nur als Unterthanen in

Digitized by Google

Anspruch zu nehmen hat. Hiebei ist die Voraussetzung, dafs die Unterthanen ganz seelenlose Wesen sind, die höchstens Hände haben, die Steuern zu entrichten, auf deren Inneres, Erziehung und Bildung der Staat ganz und gar allem Einflufs zu entsagen hat; denn dies wäre Verwechselung des Politischen mit dem Religiösen, Gewissenszwang, sagt der Hr. Verf. Er wirft sich mit Recht die sehr ernste Frage auf, ob irgend ein Gouvernement mit der Kirche in Frieden leben könne und wenn er doch die Frage bejaht, so wird man schon wissen, wie er dies versteht, nämlich so, dafs der Staat sich mit der katholischen Kirche aufser aller Berührung setzt und sie als absolut selbständig anerkennt. Damit die Kirche ganz freie Hand habe, soll man zwischen Staats- und Landesgesetzen unterscheiden; jene sind solche, welche im Wesen des Staats liegen, die nicht erst gegeben werden und denen Verbindlichkeiten von Seiten der Kirche entsprechen; Landesgesetze hingegen werden von weltlichen Regenten gegeben, betreffen nur weltliche Angelegenheiten und gehen die Kirche nichts an; denn die Kirche hat ihre eigenen Gesetze. Auch in dieser Form spricht der Hr. Verf. nur den bleibenden Gegensatz von Staat und Kirche aus, innerhalb dessen er sich hält; er richtet den Gegensatz von Landesgesetzen und Kirchengesetzen auf, ohne auf die Einheit der Quelle beider zurückzugehen, ein Gegensatz, der dem vom Innern und Aeufsern entspricht und aus welchem, weil er in der Wirklichkeit durchaus unbestimmt und fliefsend ist, ein Jeder machen kann, was er will. Auf dem Standpunct unserer Friedensstiftung ergiebt sich daraus eine solche Selbständigkeit, Unabhängigkeit der Kirche, dafs sie, ohne Genehmigung des Staats, machen kann, was sie will. „Den Staatsgesetzen und Rechten, welche Nero, der Heide, der abtrünnige Julian, der Arianer Constantius, der Kaiser von China hat, entsprechen Verbindlichkeiten der Kirche; aber von Rechten und Gesetzen, welche die Regenten sich selbst zugelegt haben, kann nicht die Rede sein" S. 35. Dem hiebei offenbar zu Grunde liegenden Wahlspruch: procul a Jove, procul a fulmine, setzen wir vielmehr den biblischen entgegen: bleibe im Lande und nähre dich redlich. Dem Kaiser von China will die Kirche mit Vergnügen gehorchen; nur in Ansehung der Landesherren trägt sie Bedenken. „Auf Befehl des Heilandes, in der Kraft Gottes, wider den entschiedensten Willen der Grofsen dieser Welt, in Widerspruch mit den klarsten Bestimmungen der weltlichen Gewalt gebauet, verbreitet, sich mehr und mehr verbreitend, steht sie da (die Kirche) und wird bis zum letzten der Tage nach dem Wort des Herrn, dessen, der Himmel und Erde in seiner Hand hält, fest stehen — und sie sollte den Staaten, der Staatsgewalt subordinirt sein? Das Himmelreich auf Erden den Reichen dieser Welt? u. s. w." S. 42. Es kommt nun auf dem Standpunct des Hrn. Verf.'s, nachdem er die Subordination verworfen, zur Coordination der Kirche und des Staats. Der Hr. Verf. bedenkt nicht, dafs dies ein Verhältnifs der Gleichgültigkeit ist und die Coordination logisch erst darin ihre Wahrheit hat, dafs die beiden Coordinirten einem dritten Höhern gemeinsam subordinirt sind. Aber dieses würde unmittelbar über des Hrn. Erzbischofs Standpunct hinausführen und zeigen, dafs auch der Staat nicht ist ohne Religion, selbst wenn er an dem Volk nur eine Masse hätte, deren Form er wäre, wie in Nordamerica, wo wenigstens das Volk seine Religion hat und andererseits eben so wenig die Kirche sein könne aufserhalb des Staats. Nur in dieser constanten Einbildung einer ganz negativen, blos formalen, sich selber gleichgültigen Verschiedenheit, welche nur die Abstraction des Reflectirenden ist, haben alle jene Vorurtheile ihren Grund, welche sich so reichlich daraus ergeben haben. Die Verschiedenheit, so wie sie in's wirkliche Leben und Handeln eintreten will, kann auch kaum anders, als in den eben so förmlichen Gegensatz fortzugehen. Es kommt zur Erscheinung das gegenseitige Mifstrauen, welches die wesentliche Voraussetzung und Grundlage dieses Standpunctes ist, ein Mifstrauen, welchem zu allen Zeiten nur dürftig und schwach durch Concordate zwischen dem römischen Hof und den verschiedenen Staaten abgeholfen worden und welche selbst den innern, gegenseitigen Unfrieden zu ihrer nothwendigen Voraussetzung haben; es kommt zu einer Douanenlinie an den Gränzen des Staats und der Kirche und nur um so eifriger und eifersüchtiger werden diese Gränzen bewacht und gesucht, je schwerer es wird, sie zu finden und zu fixiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung. Von dem Erzbischofe von Cöln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering.

(Fortsetzung.)

Diese Lehre ist das Unglück, die Wunde, der faule Fleck der Zeit, auch in der protestantischen Kirche, in der noch Viele von solcher Coordination der Kirche und des Staats, ganz im Sinne des Hrn. Erzbischofs, träumen, wenn sie auch, wie von Schuderoff, zur Confraternität gesteigert wird, von der ich schon vor länger als 30 Jahren gesagt habe, es sei dies das Verhältnifs von zwei Brüdern, die sich einander nicht todtschlagen. Es ist nichts leichter, als zu zeigen, dafs diese Lehre nicht nur sich selbst aufhebt, sondern, in ihrer Schärfe genommen, auch an einen Punct geräth, an welchem das Gegentheil von dem, was sie will, herauskommt. Denn soll der Staat allem Einflufs auf die Kirche entsagen, so ist auch er vollständig selbständig im Sinne der Kirche selbst nur dann, wenn auch er sich allem Einflufs der Kirche auf ihn entzieht und das Volk vor allem solchen Einflufs behütet und bewahrt. Hiemit ist denn der Krieg zwischen Staat und Kirche erklärt. Ganz etwas anderes ist es doch mit der Einheit, welche selbstthätig ihre Unterschiede setzt und die gesetzten auch stets wieder in sich zurücknimmt, wie die Liebe eben diese beständige Aufhebung der von ihr selbst gesetzten Unterschiede ist. — Wenn nach dem Hrn. Verf. die Coordination den Sinn haben soll, dafs die Kirche nicht die Dienstmagd des Staates sein soll, so ist das nur das Eine; das Andere, welches eben so wohl darin liegt, ist, dafs auch der Staat nicht der Dienstbote der Kirche sein soll; die Coordination, wie sie nur das Gegentheil der Subordination ist, läfst beides zu oder schliefst vielmehr beides aus. Mit einem so lahmen Grundsatz kommt man also nicht aus der Stelle und die Klage erneuert sich auch bei unserm Hrn. Verf., dafs doch die Kirche vom Staat nicht genugsam in ihrer Selbständigkeit anerkannt werde; „ein Zweifel an der Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Staats würde gleichsam als crimen laesae majestatis angesehen; in Bezug auf die Kirche sei es ganz anders" und es entsteht die Frage: wie das komme? Antwort: „es kommt daher, was in der *Welt* so häufig geschieht, dafs das Zeitliche (der Staat) dem Ewigen (dem Klerus), das Irdische (der Staat) dem Himmlischen (dem Klerus) vorgezogen, Macht mehr als Recht, die physische, militärische Gewalt höher geachtet wird, als die moralische Gewalt". Am Ende ist nun auch unserm Friedensstifter mit der verlangten Coordination nicht genugsam gedient; er fodert auch noch wechselseitige Freundschaft, und dies ist wenigstens etwas Positives zu jenem Negativen. Es kann dies aber doch nach der bisherigen Gränzbestimmung nur so viel als höchtens gute Nachbarschaft, somit auch so nur ein ganz äufserliches Verhältnifs sein, welches innere Zuneigung noch keinesweges in sich schliefst. So lange man vollends noch, wie der Hr. Verf., sich nur im strengen Rechtsverhältnifs behauptet, wird auch der Klerus noch nicht seine rein moralische Gewalt, die der Hr. Verf. ihm kurz vorher zusprach, eintreten lassen. Es erhebt sich hier die verfängliche Frage: kann wohl unter einem Staat, dessen Regent nicht katholisch ist, und der katholischen Kirche Freundschaft sein? und der Hr. Verf. antwortet darauf: „Ich aber frage, was die Confession des Regenten, da das Bekenntnifs zu einer Confession eine durchaus persönliche Angelegenheit des Regenten als Mensch ist, mit dem öffentlichen Leben des Regenten, als solchem zu thun habe? Diese Frage oder Antwort können wir uns gefallen lassen; sie spricht das wahre Verhältnifs aller

Digitized by Google

Staatsoberhäupter zu den Bekennern des mannigfaltigen Glaubens aus. Wir leiten daraus nur noch etwas mehr, als der Hr. Erzbischof, ab. Sie enthält zunächst dies, dafs vor dem Staats- und Landesgesetz die verschiedenen Confessionen gleich sind, dafs das Staatsoberhaupt gleiche Gerechtigkeit austheilt an die Bekenner derselben und desselben persönliches Bekenntnifs dabei nicht in Betracht kommt. Es liegt aber auch dies darin, dafs im Unterschied der Kirche und des Staats das Oberhaupt des letztern zwar nur diesen zu vertreten, aber auch nöthigenfalls desselben Recht und Gesetz gegen alle An- und Uebergriffe zu vertheidigen und aufrecht zu halten hat und zwar gleichermafsen unabhängig von allem persönlichen Glaubensbekenntnifs. Der römischen Kirche gegenüber befinden alle Staaten sich in dieser Stellung; in diesem Verhältnifs ist es, dafs der Staat, er sei, welcher er wolle und ob das Staatsoberhaupt sich zur protestantischen, griechischen oder selbst zur römischen Kirche bekenne, der Staat mithin als solcher wesentlich und nothwendig — *der Protestant ist.* Diesen, diesen Protestantismus will der Hr. Erzbischof nicht anerkennen. Wir stimmen ihm völlig bei, wenn er verlangt, das kirchliche Glaubensbekenntnifs soll in dem Regenten als solchem keinen Einflufs haben auf sein Verhältnifs zu den verschiedenen Kirchen; aber sein politisches Glaubensbekenntnifs, welches das ist, wodurch er des Staats Oberhaupt ist, wird er ihm doch wohl lassen müssen. Wenn nun z. B. die römische Kirche Grundsätze und Handlungen entwickelt, wodurch eine andere Kirche im Staat in ihren heiligsten Grundsätzen und wohlerworbenen Rechten gekränkt und beeinträchtiget wird, (wie z. B. in diesem Buch der Hr. Erzbischof unter andern sagt: „durch den Westphälischen Frieden sei den von der Kirche sich trennenden Kindern nur Seitens der weltlichen Gewalt die politische, ruhige Existenz gewährt". Wie? nicht auch kirchliche Existenz, freie Ausübung des Gottesdienstes?) so ist auch der Staat dadurch unmittelbar afficirt, und die Gerechtigkeit des Staatsoberhaupts erfodert, auch abgesehen von seinem kirchlichen Glaubensbekenntnifs, die gekränkte Kirche nicht unbeschützt zu lassen, die Gerechtigkeit z. B. des Königs von Baiern, den protestantischen Theil des Militairs von der gefoderten Kniebeugung vor demjenigen, was dieser als ein Heiliges nicht anerkennen kann, zu befreien. Denn einem weisen Monarchen ist auch an der Gutwilligkeit und dem Vertrauen eines solchen, beträchtlichen Theils seines Volks gelegen und er würde leicht, was er an der einen Seite gewinnt, an der andern verlieren können. In dieser Welt der Endlichkeit hat Alles, auch die Geduld, auch die Nachgiebigkeit ihr Ende. Wir müssen in dieser Beziehung und in Bezug auf den Handel mit dem Hrn. Erzbischof von Cöln mit unserer gewohnten Pietät und Verehrung besonders unseres hochseligen Königs gedenken, der, wahrlich ein gerechter Herr gegen Jedermann, doch im vollen Gefühle seiner ihm von Gott anvertrauten Majestät ein klares Bewufstsein hatte von demjenigen, was der Staat ist und was die Würde des Staats mit sich bringt, auch alle gegen die Kraft und Selbständigkeit des Staats gerichtete Tendenzen vollkommen durchschaute. Man irrt sich sehr in Ihm, wenn man meint, Er sei in diesem Handel eines beschränkten Confessionsinteresses fähig gewesen. Er war ein ganzer König und gehörte als solcher keiner Partei und Confession an. Nach öffentlichen Blättern soll der Hr. Erzbischof Clemens August von Droste-Vischering bei der Einsetzung des Generalvicars Jven sich geäufsert haben: es sei für den Generalvicar nur die Wahl möglich, entweder zum Verräther der heiligen Sache der römischen Kirche oder zum standhaften Bekenner und Blutzeugen derselben zu werden. Dies erinnert gar sehr an die Repealberedsamkeit des Bischofs Higgins von Ardagh, der gleichfalls nach öffentlichen Blättern lebhaft versicherte, die ganze katholische Hierarchie von Irland ohne Ausnahme sei für die Aufhebung der Union; alle katholische Bischöfe ohne Ausnahme seien Repealers. Wie? steht das Verhältnifs von Staat und Kirche in Deutschland so, wie der Hr. Erzbischof versichert, nämlich in der Alternative und Frage: ob *nur* die Kirche oder *nur* der Staat sein, eine von beiden Mächten auf dem Platze bleiben soll? sind wir schon soweit, dafs das blutige Drama der Weltgeschichte, durch die Reformation zu Ende geführt, wieder von vorn beginnen kann? Sollten wir nicht *mehr* aus der Geschichte gelernt haben? Der Hr. Erzbischof scheint in seinem obigen Spruch vorauszusetzen, dafs Hegel Recht hat, wenn er in seiner Philosophie der Geschichte behauptet: „Man verweiset Regenten, Staatsmänner, Völker vornehmlich an die Belehrung durch die Erfahrung der Geschichte. Was

Digitized by Google

die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, dafs Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben". Es gehört dies zu demjenigen, was wir nicht glauben, obgleich es Hegel gesagt hat und wir halten uns vielmehr im Widerspruch mit dem Spruch des Hrn. Erzbischofs an den Ausspruch eines grofsen römisch-katholischen Dichters, Dante Alighieri, welcher sagt: wer gegen den Staat und dessen Oberhaupt sich versündigt, verräth auch die Kirche und hat Eine Strafe zu leiden und zwar in dem untersten Schlunde des Höllentrichters. —

Sollen wir uns nun nach diesem Allen mit dem erzbischöflichen Werk der Friedensstiftung zwischen Staat und Kirche noch im Einzelnen beschäftigen? Wir müssen es wohl, der Vollständigkeit wegen, doch mit einiger Kürze und Auswahl. Die Rechte des Staats in Bezug auf die Kirche fasset der Hr. Verf. als solche zusammen, die in der Landeshoheit liegen und durch das ius circa sacra bezeichnet sind. Auf dem Standpunct des Hrn. Verf.'s kann das ius c. sacra im Wesentlichen nichts anderes bedeuten, als dafs der Staat so weit als möglich um die Kirche *herum* gehe und sich von ihr entfernt hatte. Er beschränkt dies Recht auf das Negative, dafs er sich vor Beschädigungen von Seiten der Kirche hüte (ius cavendi) und auf das Positive, welches er aber nicht sowohl Recht als Verbindlichkeit genannt wissen will, die Kirche zu beschützen (ius tuendi). Er leitet beides aus seiner Coordination des Staats und der Kirche ab, ohne zu bedenken, dafs nur darum beiderlei Recht nothwendig ist, weil die Coordination als dieses leere Gleichgewicht, so wie sie in's wirkliche Leben übergeht und sich geschichtlich erweiset, sofort in's Schwanken geräth, die Waagschale sich entweder nach der einen oder andern Seite neigt, somit als Coordination sich aufhebt. Denn wenn sie eine wahre und wirkliche oder es Ernst mit ihr wäre, so brauchte wahrlich der Staat sich nicht in Acht zu nehmen vor der Hierarchie, noch entstände für ihn gar die Verbindlichkeit, sie zu beschützen, da sie in ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit ohnehin genugsam im Stande ist, sich selbst zu vertheidigen und zu beschützen, und der Staat könnte seinerseits eine solche Beschützung leicht überflüssig machen durch ein gerechtes Verhalten gegen die Kirche. Der Hr. Verf. will aber selbst nicht einmal, dafs das ius cavendi unnöthig werde, weil dies die Kirche in die Unmöglichkeit setzen würde, dem Staat zu schaden und so aus der Coordination gleich wieder die Subordination unter den Staat entstände; also die Möglichkeit soll bleiben; aber die Wirklichkeit einer Beschädigung wird als möglich geleugnet und als solche Dinge, die den Staat gar nicht beschädigen können und als solche „anerkannt" sind, nennt der Hr. Erzbischof naiv genug auch die Kirchengesetze und das Kirchenrecht. In Beziehung darauf kann und darf, nach ihm, kein ius cav. stattfinden. Man müfste wenig Kenntnifs der Geschichte haben, wenn man leugnen wollte, dafs die ganze Dialektik der Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche seit dem Mittelalter und seit es ein päpstliches Kirchenrecht giebt, sich um diesen Punct gedreht, der Klerus gar viele Gesetze darin gemacht hat, welche mit jedem Staat, der sich irgend selbst begreift, unvereinbar sind und die Nothwendigkeit eines ius cav. von Seiten des Staats hinreichend motivirt haben. Der Staat soll, wenn er unbedingtes Vertrauen zur Kirche hat, von diesem Recht keinen Gebrauch machen, nach dem Hrn. Erzbischof; so vertrauend bedarf er aber überhaupt keines ius cav. und die Forderung ist somit eigentlich, er soll sich sorglos der Discretion der Kirche überlassen und wenn doch nun, nach ihm, der Staat dies Recht haben mufs, nur zu dem Zweck, damit die Kirche dem Staat nicht subordinirt erscheine und sie nicht aufser Stand gesetzt werde, dem Staat, wie Gutes, so auch Böses anzuthun („wie wir Menschen nun einmal sind"), so wäre das viel Einfachere, die Kirche, die ohnehin das Himmelreich auf Erden ist, nähme sich selbst hinreichend in Acht, damit der Staat sich nicht mehr vor ihr in Acht zu nehmen brauchte. So lange aber in der Hierarchie das Himmelreich auf Erden noch nicht ganz evident erschienen ist, wird man dem Staat nicht verargen, wenn er es an den nöthigen Präcautionsmaafsregeln nicht fehlen läfst. Das Recht der Beschützung nimmt der Hr. Verf. ohne weiteres nur als Verpflichtung des Staats; er führet aber nicht dazu an, was doch zum Beschützen wesentlich erforderlich ist, dafs auch der Schützling, der ja in einzelnen Fällen auch Böses thun kann („wie wir Menschen nun einmal sind"), stets in den Gränzen seiner Befugnisse bleibe. End-

Digitized by Google

lich, damit kein Zweifel übrig bleibe, wie es auf diesem Standpunct mit beiderlei Recht allein gemeint sein kann, wird der Kirche, von wegen der Coordination, beides in gleicher Weise beigelegt. Auch die Kirche hat sich vor dem Staat in Acht zu nehmen und ihn zu beschützen. So ist der Unfriede völlig etablirt und zur Grundlage des Friedens gemacht. In der That kann auf dem Boden des Rechts aller Friede nur der negative, d. h. nicht mehr und nicht weniger als *nur kein* Unfriede sein. Um zum wahren, inhaltsvollen Frieden zu gelangen, mufs man sich in ein ganz anderes Element erheben; da mufs man vor allem Gratians Decret, die Decretalen (besonders die falschen), die Extravaganten und das ganze corpus iuris canonici bei Seite und in Vergessenheit stellen. — Der Hr. Verf. geht weiter in seiner Auseinandersetzung von Staat und Kirche, um auf *dem* Wege den Frieden abzuschliefsen d. h. ihn auszuschliefsen. Das Placet will er gänzlich beseitigt wissen; denn das Minimum, welches er davon zuläfst, ist nicht der Rede werth. Auf dem Grunde seiner Coordination fragt er sogar: ob nicht aus dem Placet folge, dafs auch die Kirche die Handlungen des Staats genehmigen müfste? Dies soll ohne Zweifel die Unzulässigkeit, Absurdität des Placet von Seiten des Staats zeigen; es zeigt aber zugleich, was und wie viel ein Klerus, der sich für das Himmelreich auf Erden hält, sich einzubilden fähig ist. — Näher zeigt sich dies bei der Frage: wie es mit den Schul- und Bildungsanstalten zu halten sei? Auf die Stelle der Bibel: die Obrigkeit ist Gottes Dienerin u. s. w. sich berufend setzt hier der Hr. Erzbischof hinzu: „mir scheint in dieser Bestimmung der Staaten der Beruf, sich den Schul-, den Erziehungs- und Bildungsanstalten zu unterziehen, auch ein dazu gegebener Auftrag nicht zu liegen". Als ob der Apostel davon gehandelt hätte! Von den Schul- und Bildungsanstalten der Kirche will er den Staat gänzlich ausgeschlossen wissen und was er weiter will, merkt man wohl. In dem höchst unbestimmten Gedanken, dafs alle zu Bildende gute Christen werden, fasset er Alles zusammen und das ist der Hauptgrund gegen den Einflufs des Staats auf solche Anstalten. Der Hr. Erzbischof hat in seinem Vorurtheil vom Staat als einem Unchristlichen, noch eine scheinbare Berechtigung zu seinem Urtheil. Er hat aber auch in der protestantischen Kirche jetzt viele Alliirte, die ganz so denken, wie er und die Gymnasien (vorerst, bald auch gewifs die Universitäten, wie in Frankreich die Reaction schon angefangen), wie wenn sie das bis jetzt nicht gewesen wären, christlich machen, den Einflufs des Staats darauf verengen, den der Kirche erweitern wollen. Es klingt aufserordentlich, dafs, nach der neuen Theorie, der Zweck des Christenthums an den Zöglingen nun erreicht werden soll und nur so erreicht werden kann, dafs die Kirche sie in ihre Obhut nimmt. Mit solchen unbestimmten, allgemeinen Redensarten wissen sie zu imponiren; praktisch aber kommt es überaus kläglich heraus. Denn wissen diese auch, was überhaupt der Zweck des Staats, was geistige Freiheit und Befähigung sei zum wahren Christenthum? Zum Abgrund aller Bildung und Geistesfreiheit wollen sie das Christenthum machen und diesen prachtvollen Namen benutzen zur Verdüsterung, zur Verdumpfung und Versumpfung des Geistes. In dem unbestimmten Gedanken des Christenthums liegt freilich Alles, was der Mensch bedarf zum zeitlichen und ewigen Leben. Aber wie das ein gar Weites und viel Umfassendes ist, was als das Christliche in der Theorie und Erkenntnifs des Glaubens sich auseinander zu legen hat, wo man nicht mehr mit dem einfachen Namen des Christlichen ausreicht, so ist auch im Leben die Kunst der Bildung, des Unterrichts und der Erziehung vielmehr, das darin Enthaltene wirklich und vollständig auch herauszusetzen und zur Erscheinung zu bringen, alle Elemente desselben gehörig einander unterzuordnen, Mittel und Zweck in allen Beziehungen zu unterscheiden und so eine organische Gliederung aller Bestandtheile eines wohlgeordneten christlichen Lebens zu erzeugen, in der alle Einseitigkeit der Bildung verschwunden ist und in der man nicht mehr das eine christlich, das andere unchristlich nennen kann. Wenn solche, die übereinstimmend mit dem Hrn. Erzbischof denken, einen grofsen Staat zu regieren hätten, so würden sie ihn mit aller ihrer sogenannten Christlichkeit in kurzer Zeit so herunterbringen, dafs nur wenig noch von wahrer Bildung in ihm übrig bliebe und er in dem Kosmos des europäischen Staatensystems, so zu sagen, nur noch einen geringen *Nebel*flecken vorstellen könnte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung. Von dem Erzbischofe von Cöln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering.

(Schlufs.)

Unser Hr. Verf. stellt bei dieser Gelegenheit eine Behauptung auf, bei der, wie er selber sagt, Vieler Haare sich sträuben werden, nämlich, dafs nicht nur die Kirche für sich ausschliefslich Gymnasien haben müsse (als ob sie deren im preufsischen Staat bisher nicht gehabt hätte an Orten, wo die Bevölkerung dieser Kirche angehörte), sondern auch völlige Freiheit haben müsse, diese Gymnasien der Leitung geistlicher Corporationen anzuvertrauen („ob der Jesuiten, welche Joh. v. Müller eine Vormauer *aller* Autorität nennt, oder Anderer, darauf kommt es hier nicht an"). Wir können darauf nur erwiedern: wohl bekomme es ihr und — dem Staat! Auch Universitäten will er ausschliefslich für die Kirche reclamiren oder wenigstens in Beziehung auf Alles, was das ewige Heil gefährdet oder ihm frommt. Wenn dies etwa das ist, womit theologische Facultäten sich beschäftigen, so hat es daran im preufsischen Staat nicht gefehlt; soll aber mehr darin liegen, so würde das zugleich an Zeiten erinnern, welche jetzt schier allgemein als die der Barbarei gelten. Doch geht des Hrn. Verf.'s Liberalität hierbei noch so weit, dem Staat Einsicht zu vergönnen, aber nicht Aufsicht, nicht Vormundschaft. So läfst es sich auch, seiner Meinung nach, mit der Selbständigkeit der Kirche nicht reimen, wenn der Staat verfügt, dafs ohne Bestätigung Seitens der Staatsgewalt Schenkungen an die Kirche nur bis zu einem gewissen Betrag gültig seien, eine Schenkung aber darüber hinaus der Bestätigung Seitens der Staatsgewalt bedürfe — „wenn dies einen andern Sinn haben sollte, als dafs die Kirche Eigenthum habe und der weltliche Arm dasselbe beschütze". Es schliefst sich daran die verfängliche, auch vorher schon einmal berührte Frage, welche allerdings in diesem Gedankensystem und bei der Vorstellung vom Klerus als der Kirche von grofser Wichtigkeit ist: ob Reichthum der Kirche heilsam sei oder nicht? Wir in der protestantischen Kirche halten uns an den von dem Hrn. Verf. nicht angeführten Spruch des Petrus: Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir, im Namen Jesu Christi u. s. w. Ap. 3, 6. Diese klingende Münze trägt das Gepräge der ursprünglichen evangelischen Kirche auf der einen, und das ihres heiligen Stifters auf der andern Seite. Der Hr. Verf. klagt über Beraubungen der Kirche, unter denen er nicht undeutlich die Secularisationen versteht. „Die Kirche betrachtet ihr Vermögen als aus Almosen entspringend". Auch die verlangten Dotationen von Seiten des Staats? Dies wäre wenigstens ein sehr weiter Begriff von Almosen. Desto mehr wird aber die Vorstellung, dafs Dotation so viel, als Besoldung von Seiten des Staats sei, zurückgewiesen. Desto mehr Gewicht wird darauf gelegt, dafs die Dotirung der Bischöfe vom Gouvernement als ein Staatsgesetz anerkannt ist und desto fester wird nun der Staat auf dieser Bestimmung festgehalten. Wie das aber zusammen bestehen könne mit der obigen Behauptung, dafs die Kirche „nicht im Staat" sei, ist gewifs ein schwer zu lösendes Problem. Es werden zuletzt finanzielle Vorschläge hinzugefügt: „sollten nicht etwa stehende Renten, wo die noch nicht verkauften Domainen nicht mehr hinreichen, statt der Waldungen genommen werden können"? S. 182 heifst es: „wer das hier Gesagte erwäget, der möchte wohl die Ansicht gewinnen, die Kirche könne nicht leicht *zu* reich sein (warum nicht gar?) und man möchte auf den Gedanken kommen, dem so fromm scheinen-

Digitized by Google

den Misfallen am Reichthum der Kirche liege Unglaube, Irreligiosität, weltliche Gesinnung zum Grunde". Wenn der Klerus das Himmelreich auf Erden ist und der von dem Hrn. Verf. nicht angeführte Spruch Pauli ist: das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, so ist um so mehr zu verwundern, dafs der Klerus gerade einen so starken Appetit hat, ja nach des Hrn. Verf.'s eigenem Ausdruck, nie genug haben kann. — Nach diesem Allen hätte der Hr. Verf. die ihm noch wichtig scheinende Frage gar nicht mehr aufzunehmen brauchen: sind die katholischen Geistlichen als solche Staatsbeamte? Wenn nach der Theorie des Hrn. Erzbischofs der Staat nur gleichsam in der Nachbarschaft der Kirche wohnt und sie desselben (*aufser zu den Dotationen*) nicht bedarf, so versteht sich die Immunität von selbst und es kann dann als Unrecht erscheinen von Seiten des Staats, Kleriker in Ordnungsstrafe zu nehmen, sie ab officio zu suspendiren u. s. w. So einen Staat im Staat bildend ist die Kirche gewifs exemt und kann der wirkliche Staat in ihr so wenig etwas der Art vornehmen, als ein Staat in dem andern dessen Beamte absetzen kann. Allein wie schon das Placet und bei der Bischofswahl die persona grata in Erwägung kam, so noch viel mehr jeder Uebergriff des Klerus in das Staatsgebiet. Von der persona grata steht wohl, worauf sich auch der Hr. Erzbischof beruft, (klüglicherweise) nichts in der Bulle de salute animarum; doch *soll*, nach ihm, in einem päpstlichen Breve an die Domkapitel davon die Rede sein. Sollte das der Hr. Erzbischof nicht genauer wissen, um mit einem Soll davon zu handeln? Von diesem wichtigen Punct spricht überhaupt der Hr. Verf. in sehr unbestimmten Ausdrücken, z. B. die Bestätigung der Bischofswahlen *scheine* eine blofse Form zu sein. Aber die Form ist hier gerade die Hauptsache, nicht Schein, sondern Ausdruck eines bestimmten Rechts. — Auch was der Hr. Verf. von den Patronatrechten sagt, hat alles nur zum Zweck, die *aus*schliefsende Gewalt der Kirche zu behaupten und sie aus allem Nexus mit dem Staat herauszusetzen. — Der Hr. Verf. kommt hienächst auf die berühmte 18. These zu sprechen und streitet da im eigentlichen Sinn pro aris et focis und seine oratio ist die pro domo oder vielmehr pro sede. Dafs der Minister v. Altenstein in jener These einen Angriff auf die appellatio ab abusu gefunden, kann man dem hohen Staatsbeamten, der das Recht des Staats zu wahren hat, nicht verdenken, da die Allgemeinheit und Unbestimmtheit der von dem Hrn. Erzbischof gebrauchten Bestimmungen und Ausdrücke, die doch in anderer Beziehung zugleich so bestimmt lauten, auch jene app. ab abusu füglich in sich schliefsen *konnten* und es nachher nichts helfen kann, zu sagen, sie sei nicht darin begriffen. Natürlich verwirft er dann die app. ab abusu auch und an sich und es kommt die freundnachbarliche Zänkerei zum Vorschein, in welcher, nach des Hrn. Erzbischofs Entscheidung, zwei Partheien gegen einander stehen und er hinzufügt: „wer wird nun entscheiden, ob die app. ab abusu rechtlich begründet sei? doch nicht Eine der Partheien"? Selbst bei dem Punct von dem unmittelbaren Verkehr in kirchlichen Angelegenheiten mit dem Oberhaupt der Kirche ist der Hr. Verf. noch nicht damit zufrieden, dafs dieser Verkehr durch des jetzigen Königs Maj. nachgegeben ist, sondern er beklagt sich auch noch, das des gegenwärtigen Herrn Ministers Exc. die Erinnerung an den Unterthaneneid der Bischöfe und die Drohung, allenfalls die Freiheit des Verkehrs mit Rom abermals zu hemmen, hinzugefügt habe. Er tröstet sich aber damit, dafs dieses nur Zusätze seien, welche nach alter Gewohnheit bei allen ähnlichen Verfügungen stattfinden, woraus der Hr. Verf. ja eben hätte merken können, wie sehr nöthig dergleichen hinzugefügte Vermerke zu allen Zeiten gewesen und dafs sie keinesweges überflüssig sind. Dafs jener Verkehr mit Rom in der vom Heilande seiner Kirche gegebenen Verfassung liege, wird immerfort bezweifelt werden, wie es von Kanonisten jener Kirche längst bezweifelt worden und dafs jener freie Verkehr zum Leben der Kirche eben so nothwendig sei, wie zum Leben des Leibes der Verkehr der Glieder mit dem Haupt, ist nur Mifsbrauch biblischer Lehren und nennt man in der Rhetorik eine Metabase. Wenn der Hr. Verf. hinzufügt, durch ein Verbot des freien Verkehrs werde die heimliche Correspondenz hervorgerufen, so ist daraus erst recht zu ersehen, was des Staats nothwendiges Bewufstsein dabei ist, nämlich dafs er nur unter zwei *Uebeln* eins zu wählen habe. Der Hr. Erzbischof hat aber hierüber ganz eigenthümliche Vorstellungen. Er meint, „wenn das ein Landeshoheitsrecht wäre (über den

Digitized by Google

Verkehr mit Rom etwas zu bestimmen), so würden doch die Apostel und ihre Nachfolger davon gewufst, der heilige Geist, der die Apostel leitete, würde es doch gekannt haben". Ja wenn die Apostel nichts besseres zu thun gehabt hätten, so würden sie vielleicht daran gedacht haben, auch über solche Aeufserlichkeiten Vorkehrungen zu treffen, und besonders wenn sie daran gedacht hätten, welche Uebel künftig im Gefolge davon sich einfinden könnten, so würden sie ohne Zweifel den Staaten zuvorkommend, den Weg nach Rom pflichtmäfsig durch die Staaten geleitet haben.

Viel Einzelnes wäre noch zu besprechen in der Schrift des Hrn. Erzbischofs. Doch das Erörterte möge genügen. Auch die drei letzten Abschnitte, welche meist nur Persönliches und sonstige Wiederholungen enthalten, übergehen wir und überlassen denen, die darin angegriffen sind, ihre Vertheidigung. Nur das Eine wollen wir noch als auffallend bemerken, dafs der Hr. Erzbischof in seiner Vertheidigung immer nur sagt: er habe die Vereinbarung und Instruction nicht *gesehen*, nicht *gelesen*; aber auch nicht gekannt? auch in den Verhandlungen mit dem Domkapitular Schmülling nicht kennen gelernt? — Soviel, hoffen wir, wird wohl aus dem Bisherigen hervorgehen, dafs das Project des Hrn. Erzbischofs einen solchen Frieden zum Gegenstand hat, der nicht *befriedigt*.

D. Marheincke.

II.

De nominum Graecorum formatione, linguarum cognatarum ratione habita scripsit Georgius Curtius, phil. Dr. Berol. ap. F. Duemmlerum. MDCCCXLII.

Die unter obigem Titel genannte Schrift behandelt nicht etwa das ganze Gebiet der Nominalbildung, wie man aus jenem zu schliefsen allerdings berechtigt wäre, sondern, worüber sich der Verf. gleich in dem kurzen Vorworte ausspricht, nur einen Theil der Substantivbildungen, nämlich die unmittelbar aus der Wurzel durch ein Suffix gebildeten. Der Verf. geht daher im ersten Kapitel vom Unterschied zwischen Primitivis und Derivatis aus und weist zunächst die falsche Auffassung derjenigen mit Recht zurück, die nur solche Nomina primitiva nennen, welche auf keine Wurzel zurückführbar sind, alle übrigen dagegen derivata. Er selbst nennt demnach primitiva diejenigen Nomina, welche entweder die Casuszeichen unmittelbar an die Wurzel hängen, oder dieselben mit einem der Wurzel antretenden Suffix verbinden; dagegen heifsen ihm derivata diejenigen, welche von einem bereits gebildeten Nominalstamm abgeleitet sind. Der Verf. thut dann dar, dafs diese Unterscheidung eine bereits durch die Sprache selbst gegebene sei, wenn sie gleich nicht überall streng von ihr fest gehalten wurde, indem sich nämlich in den Primitivis das Bestreben zeige, die Form der Wurzel bei dem Antritt des Suffixes so vollständig wie möglich zu erhalten, dagegen bei den Derivatis schon häufig ein Aufgeben mindestens des auslautenden Vocals des ursprünglichen Nominalstammes statt finde.

Im zweiten Kapitel wird von den Buchstaben gehandelt, die ohne die Bedeutung des Nominalstammes zu verändern, demselben zuweilen antreten, und zwar giebt der Verf. zwei Gründe an, aus denen dies geschehe; nämlich einmal, sagt er, treten dem vocalisch auslautenden Thema Consonanten an, um die Casuszeichen leichter mit ihnen verbinden zu können, dann aber auch Vocale dem consonantisch schliefsenden aus einer gewissen Nachläfsigkeit der Sprache, welche die schwache (isosyllaba et magis vulgaris) Declination der ungebräuchlicheren starken (perittosyllaba) vorzieht. Darauf wird zunächst von den Consonanten gehandelt, und zwar zuerst das auf diese Weise den Stämmen antretende δ besprochen, das bereits Bopp vergl. Gr. p. 139 und 148 bei dem Femininsuffix τρις, sowie bei den weiblichen Patronymicis auf ις und ας als späteren Ursprungs bezeichnet hatte. Der Verf. geht noch weiter und behauptet, dafs alle Substantiva auf ις, die ein δ im Stamme zeigen, das δ erst später erhalten haben und führt als Grund, weshalb dies geschehen sei, den Hiatus an (p. 7), den besonders der attische Dialect zu vermeiden sucht. Zur Unterstützung dieser Ansicht läfst sich allerdings sagen, dafs, da die Griechen die beiden Halbvocale j und w verloren hatten, ein Dialekt wie der Attische in solchen Fällen, wo ι einem andern Vocal vorauf-

Digitized by Google

ging und er nicht contrahiren konnte, den Hiatus allerdings sehr stark gefühlt haben müsse, und dafs sich, da eben das j fehlte, die Media des Organs, welchem dieser Vocal angehört, das δ als der zunächstliegende weiche Buchstabe dargeboten haben könnte; allein es scheint mir sich anders zu stellen und zwar so, dafs eben das δ erst aus j entstanden ist. Wenn wir im Griechischen das lateinische und indische j durch ζ vertreten sehen, so ist klar, dafs der Uebergang von jenem zu diesem Zwischenstufen haben müsse, wie sie etwa lat. judex, franz. juge, engl. judge im Anlaut zeigen, und zwar wird die nächste Stufe vor dem ζ immer ein mit δ zusammengesetzter Laut gewesen sein, wie ihn namentlich das vom Plato im Cratylus p. 418 D. angeführte δυογόν = ζυγόν (καὶ τὸ γε ζυγὸν οἶσθα ὅτι δυογὸν οἱ παλαιοὶ ἐκάλουν) zeigt, in welchem δυ offenbar einen dem skr. g' poln. dz' sehr ähnlichen Laut bezeichnet; denn Pott scheint mir Unrecht zu haben, wenn er Etym. Forsch. II. 35 dies δυογόν als eine blofse Fiction angesehen wissen will. In ziemlich gleichem Verhältnifs wie dies δυογόν zu ζυγόν steht dann auch skr. djaus der Himmel, im Rig Veda: Gott des Himmels zum griech. Ζεύς und es ist mir daher wahrscheinlich, dafs das vom Verf. in den oben genannten Fällen als angetreten bezeichnete δ, aus einer Zeit stamme, wo die griech. Sprache das j noch nicht unmittelbar aufgab, sondern der Uebergang aus diesem in andre Buchstaben in obiger Weise statt fand, so dafs also das δ sich an der Stelle des j zeigt, der mit demselben verbundene Zischlaut aber aufgegeben ist, wie dies Aufgeben sich auch dialektisch im äol. Δεύς = Ζεύς skr. djaus zeigt. Für den Wechsel zwischen d und j, g' im Sanskrit selber erinnere ich an die nahe Berührung der beiden Wurzeln dam und jam, deren beider Grundbedeutung „bändigen, bezähmen" ist, ferner an dampatî und g'ampatî (beides: Mann und Frau, aber wie ich glaube ursprünglich jampatî von jam für jama zwiefach, Zwilling und patî der Gatte, also etwa unser Ehe*paar*). — Der Verf. bringt nun um seine Meinung zu unterstützen, fernere Beispiele bei, in welchen angeblich ein δ, um den Hiatus zu vermeiden, eingeschoben sei. Allein in mehreren derselben ist das δ wurzelhaft, so in den von V. σπα (σπάω) hergeleiteten Formen, denn fut. σπᾰσω pf. ἔσπᾰκα zeigen dadurch, dafs sie den Wurzelvocal nicht verlängern, dafs hier ein δ ausgefallen sei, und dies ist im aor. pass. ἐσπάσθην in σ verwandelt. — In στάδιος, στάδιον ist zwar das δ in der Wurzel noch nicht vorhanden, indefs möchten sich diese Formen zu στα doch wohl ähnlich verhalten, wie unser *stehen* zu *stand*. — ἀμφάδιος scheint Ableitung von ἀμφαδόν und in diesem ist δον Adverbialendung. — In ψαδυρὸς kann ich ebenfalls kein eingeschobenes δ erkennen, da ihm die Formen ψαδαρός, ψαθαρός, ψαθυρός, ψαθάλλω, alle mit einem Dental, zur Seite stehn. — Eben so wenig läfst sich in χλίδη etc. ein Einschub des δ nachweisen, denn auch hier ist es wurzelhaft; Lobeck weist (zu Buttm. ausf. Gramm. II. 326) ein ptc. perf. διακεχλιδώς nach und demnach ist δ in χλίω ausgefallen. Dies stellt sich in seiner Bedeutung weich werden, zerfliefsen dem skr. *klid* madescere zur Seite; das χ erklärt sich aus der Aspirationskraft des λ. — Aehnliches läfst sich entweder von den meisten übrigen Formen, die der Verf. anführt, sagen, oder sie stehn doch so vereinzelt da, dafs ein Urtheil über den Ursprung des δ derselben schwer fällt. Dagegen ist es mir mit dem Verf. wahrscheinlich, dafs das δ in der Endung der Patronymica auf αδιος, ιδης, αδης, so wie der Wörter auf ιδιος späteren Ursprungs sei, und zwar möchte ich auch hier behaupten, dafs es an die Stelle eines früheren j getreten sei, das sich in der entsprechenden indischen Endung îya findet, jedoch so, dafs in den Wörtern auf αδιος und ιδιος das δ und ι für skr. j steht. — Endlich nimmt der Verf. noch den Einschub eines δ bei den femininis in ας, die sich neben masculinis in ος finden, an, und dafs es hier nicht ursprünglich sei, ist offenbar genug; über die Entstehung desselben spricht er sich jedoch nicht weiter aus; es scheint, dafs diese nach Analogie der Patronymica, sowie andrer Adjectiva auf ας gebildet, überhaupt späteren Ursprungs seien. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

De nominum Graecorum formatione, linguarum cognatarum ratione habita scripsit Georgius Curtius.

(Schlufs.)

Der Verf. ist ferner bemüht, den späteren Ursprung eines τ in vielen Substantivstämmen zu beweisen, indefs werden sich hier sicher manche Beispiele als nach Analogie solcher gebildet, die ursprünglich ein τ hatten, erklären lassen, bei andern wie bei χρώς (χρωτ) neben dem Homerischen χρο-ός, χρο-ί, χρό-α folgt daraus, dafs die epische Sprache jene Form nur selten anwendet, doch noch nicht, dafs diese die Frühere sei, sondern nur dafs sie beide verschieden gebildet sind; wie χρωτ gebildet sei, läfst sich, da wir die Wurzel nicht kennen, nicht sagen; ἔρως und γέλως sind ohne alle Frage selbstständige Formen neben ἔρος und γέλος; ἔρωτ steht mit der häufigen Verwandlung von τ zu σ und dann folgendem Ausfall des σ zwischen zwei Vocalen für ἐρασοτ-ἐραοτ, was Ἐρατώ, ἐρατεινός, ἐρασθείς zeigen; γέλως zeigt dasselbe Suffix οτ und steht für γελασοτ-γελαοτ, denn dafs σ zum Stamme gehöre zeigt fut. γελάσω mit kurzem α und aor. ἐγέλασ-σα; über ἱδρώς wage ich wegen Schwierigkeit der Ableitung nicht zu entscheiden. — Das τ der Suffixe der Abstracte auf τητ ist hinlänglich durch das lat. tat und tut als ursprüngliches geschützt und hier könnte eher das skr. tâ den auslautenden Consonanten aufgegeben haben. In ἄναξ und γάλα kennen wir wieder die Bildung zu wenig um darüber urtheilen zu können, ob τ späterer Einschub sei oder nicht, γονατ und δορατ (γόνυ, δόρυ) zeigen dadurch, dafs sie α statt des nominativen υ haben, dafs sie ganz andre Bildungen sind und nur der Nominativ γόνυ vergleicht sich dem skr. g'ânu. — Endlich nimmt der Verf. noch den späteren Einschub eines τ in einer gröfseren Anzahl analog gebildeter Composita an, und diese Annahme scheint hier um so wahrscheinlicher, als sich bereits im Sanskrit und Lateinischen nach Bopp's Ansicht der spätere Einschub eines solchen t in ähnlichen Fällen nachweisen läfst. Gehen wir nämlich, wie der Verf. thut, vom Sanskrit aus, so zeigt sich hier vor dem Gerundialsuffix ya der Einschub eines t 1) bei Wurzeln, welche auf einen kurzen Vocal, 2) bei einigen, die mit m oder n und vorhergehendem kurzen Vocal auslauten; die letzteren zeigen jedoch daneben gewöhnlich auch die regelmäfsige Bildung. Gewifs richtig hat nun Hr. Prof. Bopp dies Gerundium auf ya sowie das andre auf tvâ als einen alten Instrumentalis erklärt und zwar hier als des participii futuri passivi auf ya; dabei mufs es nun aber auffallen, dafs grade die unter 1 genannten Wurzeln ihr part. fut. pass. (die Wurzeln i, stu, vrĭ und drĭ ausgenommen, wenigstens nach Pânini III. 1. 109) auf eine andre Weise bilden, nämlich dadurch, dafs sie das ya ohne t an die Wurzel hängen, aber den Wurzelvocal durch Guna und Vriddhi verstärken; dies geschieht schon in den Vedas, wo sich z. B. havya bei Rosen Rig V. h. 108. 6, 116. 6, arya ib. 116. 6., kârya ib. 88. 4. findet, nicht aber zeigt sich, soviel mir bekannt, die Verstärkung der Wurzel durch t, weshalb ich auch glaube, dafs diese Bildung bei den obigen Ausnahmen nach Analogie des Gerundii erst später eingetreten sei. Eben so wenig zeigen die Wurzeln unter 2 dies t, sondern einige hängen das ya an die Wurzel, deren Vocal Vriddhi erhält, andere ohne dasselbe. Es scheint mir daher nicht gut möglich, das Gerundium auf ya bei diesen Wurzeln durch das part. fut. pass. zu erklären, sondern ich glaube in diesem Falle, dafs das t nicht der Warzel angetreten ist, sondern zum Suffix gehört, und zwar dergestalt, dafs tya f. tyâ steht und der Instrumentalis des auch in den slavischen Sprachen zur Bildung des Infinitivs, in den übrigen zur Bildung zahlreicher Abstracta verwandten Suffixes

Digitized by Google

ist *). Dies ist mir um so wahrscheinlicher als einmal die von diesen Wurzeln gebildeten Abstracta auf ti ganz mit dem Gerundium übereinstimmen, man vgl. âkṛtya mit instr. prakṛtyâ etc., dann aber auch in älterer Zeit die Gesetze über die Annahme eines bestimmten Gerundialsuffixes noch nicht so fest gewesen zu sein scheinen wie später, da sich wenigstens häufig in den epischen Gedichten Formen des Ger. auf ya zeigen, bei Verbis die mit Präpositionen zusammengesetzt sind; mir sind im Augenblick nur zwei Stellen Mah. III. v. 10615 gṛihya pânau rudantam und ib. 10673 gṛihyâ'çu zur Hand, sie werden sich aber leicht mehren lassen. — Der Verf. stützt sich nun weiter auf das Sanskrit und zwar auf die bisher durchweg als unbezweifelt angenommene Ansicht, dafs den mit kurzem Vocal schliefsenden Wurzeln, sobald sie als letztes Glied eines Compositi auftreten, zur Stützung des Wurzelvocals ein t antrete. Aber auch dies t ist kein blofs mechanischer Buchstab, sondern es ist ein Suffix und zwar dem Participialsuffix at oder ant identisch, für das es vielleicht nur die bei vocalisch auslautenden Wurzeln ältere Form ist. Dafs wir es aber dafür nehmen, dazu bewegt uns eine im Rig Veda vorkommende Form, nämlich âçrutkarna (schol. â sarvatah çṛinute, iti âçrut : kvip hrasvasya tuk : tâdṛiçau karnau yasya, sa âçrutkarnah), die dies t auch im ersten Gliede eines Compositi zeigt; wollte man nämlich hier das t als einen blofs mechanischen Einschub annehmen, so wäre das eine Art der Composition, wie sie sonst im Indischen nicht vorkommt, dafs nämlich die suffixlose Wurzel als erstes Glied in einem Compositum aufträte; nimmt man es dagegen als Participialform, so schliefst es sich eng an die von Rosen in den Anmerkungen zum Rig V. p. XXII. behandelten Bildungen mit participiis an und âçrutkarna einer der alles hörende Ohren hat, ist ganz so gebildet wie g'ayadrat'a einer der einen siegenden Wagen hat. Mir scheint es daher sehr wahrscheinlich, dafs die Sprache die Participialnatur von âçrut noch deutlich fühlte und es demnach in dieser Weise verwandte. Aber aufserdem läfst sich aus dem Rig Veda noch eine Form anführen, die freilich von einer Wurzel mit langem Vocal herrührt, aber dennoch dasselbe Suffix zeigt; es ist dies der Gen. pl. st'âtâm R. V. h. 70. 2 von st'ât das stehende, feste, was eben so wie âçrut durch Anhängung des einfachen t gebildet ist, da es als mit suff. at, ant gebildet nicht angesehen werden kann, weil vor diesem der Wurzelvocal â ausfallen müfste, wie das regelmäfsige part. praes. tis't'at zeigt. Endlich zeigt sich dies t noch in einem unzusammengesetzten Substantiv nämlich in stut, das sich unter den stotṛinâmâni im Nig'antu 3. 16. findet. Ref. glaubt daher mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, dafs auch das t der obengenannten Composita wie vicvakṛit keine blofse Stütze des Wurzelvocals sei. Die Sprache mufste sich dieses Suffixes bedienen, da sie von kurzvocalisch auslautenden Wurzeln keine Nomina durch blofse Verbindung der Casusflexionen mit der Wurzel bildet, sie bedurfte aber dieses Bildungsmittels nicht bei consonantisch auslautenden, da diese mit Casussuffixen ohne weiteres Nominalnatur annehmen; aber auch hier geschieht es nur am Schlufs eines Compositi und im ersten Gliede eines solchen ist immer das Suffix nöthig, was am besten die gleichbedeutenden Wörter vasuvid und vidadvasu zeigen, und denen sind, wenn man von der Beziehungsart der Theile des Compositi absieht, havanaçrut Rig V. h. 10. 10 und âçrutkarna ganz gleich gebildet. — Dies t zeigt sich nun aber nicht allein im Sanskrit, sondern Bopp hat es auch bereits im Lat. nachgewiesen und der Vf. führt eine Anzahl griechischer Composita auf, die es ebenfalls zeigen, aber grade diese zeigen, da mehrere von ihnen einen vorhergehenden langen Vocal haben, dafs das τ keine blofse Stütze der Wurzel sein kann, sondern einen andern Ursprung haben müsse, und diesen glauben wir auch hier in dem erwähnten Participialsuffix zu finden; was die bald active, bald passive Bedeutung der Wörter betrifft, so scheint mir die letztere mit Pott II. 561 nicht gegen jenen Ursprung zu sprechen. — Am Schlufs dieses Kapitels bespricht der Verf. die auch im Griechischen sich zeigende Erscheinung, dafs der leichteren Flexion der Nominalstämme halber 1) Consonanten abgeworfen, 2) Vocale angefügt wurden, und belegt sie mit Beispielen.

Im dritten Kapitel spricht der Vf. von den Consonanten, die zuweilen zwischen Wurzel und Suffix treten und weder jener noch diesem gehören; zu diesen rechnet er σ und θ und nimmt an, dafs sie zur Verstärkung der Wurzel aufgenommen seien, jedoch so,

*) Aehnliches hatte schon Bopp in seinem Conjugationssystem p. 51 angenommen.

Digitized by Google

dafs sie nur in gewissen Formen erscheinen, keine constanten Erweiterungen der Wurzel sind, die da auf sämmtliche von ihr ausgehenden Ableitungen übergehen. Der Verf. führt nun eine Anzahl von Substantivis auf, in denen σ angeblich eingeschoben sein soll. Ref. kann sich jedoch bei den meisten derselben nicht davon überzeugen, und zwar erstens aus dem allgemeinen Grunde, weil die griech. Sprache, die in der älteren Zeit das σ zwischen zwei Vocalen untergehen liefs, und es selbst vor Consonanten häufig nicht dem Untergange entrissen hat, sich unmöglich, bei Bewahrung ihrer ursprünglichen Lautgesetze im Allgemeinen, so untreu gewesen sein kann, ein σ wie es in mehreren dieser Beispiele geschieht, grade zwischen zwei Vocalen wieder einzuschieben, dann aber auch zweitens deshalb, weil in eben denselben Beispielen Wurzel oder Stamm auf ein ursprüngliches σ weisen; γέλασος gehört zu γελάω und wir haben schon oben wahrscheinlich gemacht, dafs das Thema des Verbi γελασ gewesen sei; dasselbe gilt von πέτασος, das sich durch sein kurzes α im Fut. ganz an das vorige anreiht und das σ aufserdem deutlich im herodotischen πεπέτασμαι im aor. ἐπετάσθην und in πέτασμα zeigt. Neben καῦσος stellen sich alle übrigen Ableitungen von καίω, die ein mit τ anfangendes Suffix haben, welche sämmtlich vor demselben das σ zeigen; freilich finden sich neben diesen auch andre Formen mit denselben Suffixen ohne das σ, aber das beweist eben nur den allmähligen Untergang desselben; denn man begreift sonst nicht leicht wie die griech. Sprache, die ein αὐτός hatte, in καυτός hätte einen Anstofs finden und ein σ annehmen sollen, etwa weil es nicht wohllautend genug war, oder weil die Wurzel im Verhältnifs zum Suffix noch einer Verstärkung bedurft hätte. In den übrigen Beispielen ist entweder ebenfalls ein wurzelhaftes σ anzunehmen, wie in ῥυσός, μυσός, τραυσός, oder sie sind wie ὀρσός, καμψός mittelst eines Suffixes σος gebildet. Von den Compositis wie Τερψιχόρη neben Τερπικέραυνος hat bereits Rosen in den Anmerkungen zum Rig Veda p. XXII gesprochen und den ersten Theil ohne allen Zweifel richtig auf ältere Participialformen zurückgeführt; so schliefst sich φερέσβιος rücksichtlich seiner Bildung genau dem skr. b'aradvâg'a Opfer bringend an, indem einmal φερέσβιος für φερετβιος steht und dann das regierende Participium gegen die gewöhnlichen Compositionsgesetze in beiden den ersten Theil des Compositi bildet. Rosen führt aus dem Rig Veda aufser obigem b'aradvâg'a noch mandayatsak'a Freunde erheiternd, xayadvîra Männer vernichtend und (h. 106. 4) Männer beschützend, taraddves'a Feinde besiegend und vidadvasu Schätze wissend an, die die Richtigkeit seiner Ansicht vollständig beweisen, und wir können, da er die griechischen auf gleiche Weise gebildeten Composita ausführlicher bespricht, auf seine Darstellung verweisen; nur das bemerken wir noch, dafs in einigen der vom Verf. angeführten Wörter wie στρεψόδικος an die Stelle des älteren Compositionsvocals ι das ο getreten ist, daneben tritt jedoch auch jenes auf z. B. in στρεψίμελος. — Schliefslich nimmt der Verf. eine Erweiterung der Wurzel durch θ bei einigen Substantivis an, deren Etymologie jedoch gröfstentheils so dunkel ist, dafs wir über die Richtigkeit seiner Annahmen nicht zu entscheiden wagen.

Im vierten Kapitel handelt der Verf. kurz vom Wechsel der Vocale in Nominibus, die unmittelbar von Wurzeln gebildet sind, und bespricht namentlich das neben ε vorkommende ο, welches hauptsächlich dann erscheinen soll, wenn die Wurzel eines stärkeren Gewichts gegen die Endung bedarf. Obwohl man das in manchen Fällen zugeben mufs, so ist doch die Erscheinung keineswegs dadurch erschöpfend erklärt.

Im fünften Kapitel handelt der Verf. von der Bedeutung der Suffixe und stellt die Ansicht auf, dafs alle von der Bezeichnung von Personen ausgegangen und von diesen auf Sachen und Abstracta übertragen seien. Hier mufs man dem Verf. zugeben, dafs das Neutrum und Abstractum in der Entwicklung der Sprache jedenfalls das spätere sei, und dafs die lebendige Anschauung des Volkes in seiner Kindheit Sachen allerdings als handelnde Wesen aufzufassen pflegt, wie z. B. der Fufs πούς pes, skr. pad (vom gehen pad) der Geher genannt wird, wie man scherzweise auch wohl sagt, die Treter. Daher rührt denn die grofse Zahl der Masculina und Feminina, die zur Bezeichnung von Sachen und Abstracten dienen, für welche der Verf., indem er zunächst die vocalischen Suffixe ο, α, η u. s. w. behandelt, eine Reihe sorgfältig zusammengestellter Substantiva beibringt, unter welchen er jedoch p. 30 irrthümlich sonus und focus als Abstracta aufzählt. P. 32, 33 wird γῆρας als mit skr. suff. as gebildet angenommen; es läfst sich doch aber wohl wegen des α nicht füglich von den mit Suff.

Digitized by Google

ατ gebildeten Stämmen wie κέρας, mit denen es auch in der Declination stimmt, trennen. — Die Suffixe τηρ, της, τα nimmt der Verf. aus mehreren einleuchtenden Gründen als identisch an; von της und τα hatte es schon Bopp ausgesprochen. Der Verf. weist nun auch nach, wie bei mehreren Substantivis in τηρ daneben die Endung της vorkömmt, und dazu möge man bemerken, dafs selbst bei solchen, die nur της zeigen, das dazu gehörige Fem. zuweilen noch das ρ des ursprünglichen Suffixes zeigt, so ποιήτρια neben ποιήτης. Nachdem der Verf. diese Suffixe, deren Grundform tr ist, behandelt hat, geht er zu denen über, die m — n mit dazwischen stehenden Vocalen zeigen, indem er auch hier die grofse Verwandtschaft aller unter einander nachweist. Zunächst bespricht er die Endung man, lat. men d. man, men neben denen das griech. ματ steht; hier hatte sich Hr. C. schon früher p. 12 dahin ausgesprochen, dafs, nachdem das leichtbewegliche ν der ursprünglichen Endung μαν gewichen, das suff. durch ein antretendes τ wieder verstärkt worden sei. Sind wir nun gleich einer Ansicht mit ihm darüber, dafs auch das Griech. ursprünglich die Endung μαν gekannt habe, und dafs erst später ματ an seine Stelle getreten sei, so können wir dies doch nicht auf die angegebene Weise erklären, sondern glauben, dafs die Erweiterung in ατ bestehe, wie wir eine solche bereits bei γόνυ skr. g'ânu im Vergleich zum Stamm der cas. obl. γονατ, eben so bei δόρυ — δοματ erkannt haben. Aehnlich verhält sich γῆρας mit vorausgesetztem τ zu skr. g'aras, wahrscheinlich κρέας zu skr. kravyam Fleisch. — Im Folgenden macht es der Verf. durch Zusammenstellung mehrfacher Beispiele sehr wahrscheinlich, dafs die Suffixe μός und μη dem älteren μαν (ματ) ihren Ursprung verdanken; mehr als Wahrscheinlichkeit wird man indefs bei dergleichen Behauptungen nie leicht erlangen können, da die anderen Formen gewöhnlich bereits seit ältester Zeit daneben bestehen, wie z. B. das skr. schon manche Formen in mas zeigt, die griechischen in μος entsprechen, wie z. B. d'ûmas der Rauch und θυμός die Seele. Eben so schreibt der Verf. dem seltenen Suffix μις den Ursprung aus μαν (ματ) zu, kann jedoch nur Zusammenhang mit μός und μη nachweisen; hier ist mir der Ursprung aus man in ἀτμός, ἀτμή, ἀτμίς der Rauch sehr wahrscheinlich, die sich rücksichtlich des Begriffs zu skr. âtman die Seele d. âtum der Athem verhalten wie d'ûmas zu θυμός, aber dessen ungeachtet müfste der Ursprung von μις aus μαν schon in einer Zeit liegen, für deren Erscheinungen wir schwerlich historische Gewifsheit erlangen können, da das suff. mis m. und f. schon zahlreich in den Veden auftritt, so nêmis f. die Folge von nî (oder viell. nam?) raemis m. Strahl zusammenhangend mit ruć, ûrmis mf. die Wage von rî gehen oder vrî bedecken, g'âmis das Wasser pl. die Finger; die Verwandten (in Bezug auf letztere Bedeutung vgl. man geminus, beide von g'an), b'umis f. die Erde von b'û werden, b'rîmis m. der Vollender von b'rî bringen u. a. — Endlich behandelt der Verf. von den mit μ anlautenden Suffixen die sich dem skr. mâna zur Seite stellenden und liefert auch hier ganz hübsche Zusammenstellungen. Von diesen geht er darauf zu den Suffixen über, die sich von den vorigen nur durch das Nichtvorhandensein des anlautenden m unterscheiden, und weist überzeugend manchen Uebergang der Suffixe in einander nach, wie p. 51 den von ων in ω. Bei dieser Gelegenheit bespricht der Verf. auch ἠώς und sagt, die lesbische Form αὐώς sei eine durch Guna verstärkte, wenn man sie mit skr. us'as vergleiche, indefs bietet uns dies selbst gar nicht die ursprüngliche Form, die Wurzel beider ist nämlich vas und findet sich im vedischen adv. vastar (cf. Ves-ta) früh morgens, ferner in vâsara der Tag und andern Ableitungen, zu den sich us'as rücksichts des Anlauts verhält wie das von Bopp richtig vorausgesetzte, vedische vavâć'a (Rig V. 137. 4) zu dem späteren uvâć'a. Es ist daher ein vasas vorauszusetzen, zu dem sich gr. ἠώς und ἑώς so verhalten, dafs in jenem die Verlängerung zu η, in diesem der Spir. asper das Digamma vertritt, in αὐως aber ist αὐ aus va entstanden und steht in demselben Verhältnifs wie der spätere indische Genitiv mad'ôs vom mad'u m. dulcis zum vedischen mad'vas. — Im Folgenden behandelt der Verf. noch die Infinitivsuffixe und die Suffixe τυ, τι oder σι, το, τη, νο, νη, ιο, ια, ρο, ρα, λο, λη und wir sind ihm auch hier überall mit Interesse gefolgt, können aber nicht einzeln auf die gebotenen Resultate eingehen. Wir sprechen aber schliefslich aus, dafs wenn wir auch in manchen Einzelheiten über die Ursachen einiger Erscheinungen mit dem Verf. nicht einer Meinung sein konnten, wir doch jedenfalls in den meisten Fällen die Richtigkeit der vom Verf. beobachteten Erscheinung zugeben, auf die besonders durch die fleifsigen und geschickten Zusammenstellungen des Verf.'s, der mit dieser Abhandlung in die literarische Welt eintritt und eine weitere Behandlung der griechischen Wortbildung in Aussicht stellt, kein geringes Licht geworfen worden ist.

Dr. A. Kuhn.

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

III.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften Zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet. (Hegel's Werke. Siebenter Band. Erste Abtheilung). Berlin, 1842. bei Duncker u. Humblot.

Erster Artikel.

Vorliegendes Werk gehört zu denen, in Bezug auf welche beim ersten Anblick, und nicht einmal bloſs beim *ersten* Anblick, fast nur entweder eine unbedingt beistimmende, oder eine eben so unbedingt gegnerische Beurtheilung möglich scheint; erstere für diejenigen, welche seiner Methode und seinen wissenschaftlichen Voraussetzungen beipflichten, letztere für die, welche Beides in Abrede stellen. Allerdings liegt, was die Ersteren, also was alle wirklichen Anhänger seines berühmten Urhebers betrifft, die Möglichkeit im Allgemeinen nahe genug, daſs sie, bei wesentlicher Uebereinstimmung im Princip, doch im Einzelnen der Ausführung Manches zu erinnern, manche Berichtigung, sowohl in Ansehung des Thatsächlichen und seiner Auffassung, als auch des Formalen und Methodologischen der Gedankenentwicklung und Begriffsstellung, anzubringen finden. Insbesondere, sollte man meinen, müſste dieser Fall denn eintreten, und, wenn er eintritt, auch wohl das Interesse solcher Leser, die nicht gerade der Schule in alle Specialitäten ihrer Meinungsverschiedenheit in Bezug auf die Behandlung einzelner Gegenstände zu folgen sich aufgelegt fühlen, in Anspruch nehmen können, wenn etwa ein Jünger Hegel's, mit gründlicher Kenntniſs der empirischen Naturwissenschaften ausgerüstet, und vielleicht in einem oder dem andern Gebiete dieser Wissenschaften selbst als Mitforscher thätig, eben vom Standpunct dieser Forschung, der empirischen aus, auf die philosophische Arbeit seines Meisters zurückzublicken und dieselbe, ohne Verzichten auf ihr Princip, in erheblichen Puncten umzugestalten sich veranlaſst fände. Dennoch ist dieser Fall, so viel wir wissen, bis jetzt, ungeachtet der nicht geringen Ausbreitung des Studiums Hegel'scher Philosophie auch unter Männern, die nicht der eigentlichen Speculation ihre ganze, der Wissenschaft gewidmete Kraft zuwenden, nicht eingetreten, und es fehlt nicht an Anzeigen, welche vermuthen lassen, daſs in dem naturphilosophischen Werke des groſsen Denkers selbst ein Grund liegen mag, weshalb er auch nicht so leicht eintreten wird. Unbedingte Anhänger des berühmten Mannes werden diesen Grund in dessen wirklicher Unfehlbarkeit, oder in dem durchgängigen Gelungensein seiner Leistung, die es zu keiner erheblichen Ausstellung von Seiten gründlicher und sachkundiger Beurtheiler kommen lasse, zu suchen geneigt sein. Anderen, die darum noch nicht schlechthin nur seine Gegner sind, liegt es näher, zu argwöhnen, daſs jener Grund in einem von Hegel, trotz der entgegenlaufenden Versicherung eines Theils seiner Schule, noch nicht ganz überwundenen Miſsverhältnisse zwischen den Principien der philosophischen und der empirischen Forschung, in einer bis jetzt noch unausgefüllt gebliebenen Kluft zwischen Speculation und Erfahrung liegen muſs. Man braucht Hegeln keineswegs sehr achtungswerthe Kenntnisse auf dem Gebiet der naturwissenschaftlichen Empirie abzusprechen oder ihn einer geflissentlichen, durch übermäſsiges Vertrauen in die apriorische Macht des rein rationalen Begriffs verschuldeten Nichtbeachtung dieser Empirie zu bezüchtigen; aber wie ausgebreitet auch immer jene Kenntniſs, oder wie sorgfältig bei ihm das Fortgehen mit der gleichzeitigen empirischen Forschung gewesen sein möge: erklärlich wird durch Beides nicht, wie nichts

Digitized by Google

destoweniger nicht der mit Hegel's naturphilosophischer Speculation bekannte und sich für sie interessirende Forscher in seinem, durch rastlose Forschung von Jahr zu Jahr so staunenswerth sich erweiternden Gebiete auf eine Menge von Thatsachen — wären es auch nur seit dem Tode des philosophischen Meisters neu entdeckte — treffen sollte, die ihn zu einer Revision jener Philosopheme die dringendste Veranlassung böten, wenn sonst solches Interesse bei den Forschern vorhanden wäre. *Dafs* es aber thatsächlich nicht vorhanden ist: davon mag man immerhin einen Theil der Schuld auf den Mangel an philosophischem Sinn der Empiriker zu werfen suchen; dagegen sollte man nicht vergessen, wie die gewaltig anregende Kraft, welche zu allen Zeiten bedeutende Philosopheme auch auf dem Gebiete der empirischen Naturforschung bethätigt haben; und welche Hegel's Philosophie auf andern empirischen Gebieten auch jetzt bethätigt, jedenfalls ein unverwerflicher Zeuge dafür ist, dafs nicht *nur* auf der Seite der Empiriker diese Schuld gesucht werden darf. Mag man es sich eingestehen oder nicht, die Sache verhält sich wirklich so, Hegel's Philosophie, wie reich auch an Ideen, welche in der That fruchtbar in die naturwissenschaftliche Empirie eingreifen könnten und zum Theil, von Anderen schon vor Hegel in anderer Weise ausgesprochen, wirklich eingegriffen haben, hat sich doch in der näheren Ausführung ihres naturphilosophischen Theiles zur empirischen Forschung eine Stellung gegeben, welche ein wirklich fruchtbringendes Verhältnifs zwischen beiden, eine gegenseitige Förderung, ja sogar eine blofse, einfache Rücksichtnahme der empirischen Forscher auf die eigenthümliche wissenschaftliche Gestaltung dieser Philosopheme so gut wie unmöglich macht. Die Zahl der Empiriker ist gewifs keine ganz geringe, die, von Achtung für die philosophische Forschung im Allgemeinen erfüllt, gern von derselben über die Principien und Voraussetzungen ihres eigenen wissenschaftlichen Thuns eine tiefere Belehrung empfingen und sich von ihr solche Richtungen ihres Forschens vorzeichnen, solche Aufgaben stellen liefsen, durch deren Verfolgung, durch deren Lösung sie ihrerseits den Fortgang der Speculation und des speculativen Verständnisses der Natur unmittelbarer noch, als es, indirect, freilich ohnehin durch alles empirische Forschen geschieht, zu fördern vermöchten. Auch Hegel's Name hat in der Wissenschaft überhaupt einen hinreichend gewichtigen Klang gewonnen, dafs von nicht Wenigen derer, die jetzt bei ihrem Forschen seine naturphilosophischen Lehren ganz zur Seite liegen lassen, mit Bestimmtheit vorauszusetzen ist, dafs sie solches nicht aus Mifsverstehen oder Mifsachtung, sondern einfach nur in der Ueberzeugung thun, dafs, wie diese Lehren jetzt vorliegen, sie zwar in sich selbst ihren Werth haben mögen, aber dem empirischen Forscher noch nicht nahe genug gerückt sind, um ein erspriefsliches Wechselverhältnifs möglich zu machen.

Ist nun aber nach diesem Allem zu einer Würdigung und Kritik des vorliegenden Werkes in dem Sinne, wie aufrichtige, aber besonnene Anhänger und Freunde Hegel's zunächst etwa von der Seite eines, philosophischen Ideen nicht unzugänglichen, ausdrücklich durch sie geschulten Empirismus eine solche wünschen könnten, im Ganzen wenig Aussicht: so sinkt eben damit auch die Hoffnung, vom rein philosophischen Standpunct aus, insofern dieser Standpunct als in allen wesentlichen Beziehungen mit dem Standpunct des verewigten Meisters zusammenfallend gedacht würde, eine bei dieser Uebereinstimmung doch freisinnige, in der Auffassung und Anordnung des Einzelnen die Wissenschaft wirklich fördernde Kritik zu Stande gebracht zu sehen. Denn auch diese Hoffnung würde sich, so viel die realphilosophischen Theile des Systems betrifft, hauptsächlich doch an die Aussicht auf eine immer innigere Durchdringung der Speculation mit dem Erfahrungsinhalte knüpfen, da ja von demjenigen Theile der wissenschaftlichen Aufgabe, von dem man etwa voraussetzen könnte, dafs er in *reiner* Gedankenarbeit bestehe, diejenigen, die sich in dem hier angenommenen strengeren Sinne zu dem *Standpuncte* Hegel's bekennen, eben damit die Voraussetzung aussprechen, dafs er in allem Wesentlichen bereits durch diesen Meister abgethan und vollendet sei. Hat sich aber, wie vorhin bemerkt, für die naturwissenschaftliche Empirie die Schwierigkeit ergeben, sich mit dem philosophischen Standpuncte, von welchem Hegel sein System entwarf, dergestalt zu durchdringen, dafs sie durch *ihre* Arbeit, oder von den Gesichtspuncten aus, welche durch diese Arbeit ihr eröffnet werden, an dem systematischen Werke, welches dieser Standpunct fordert, Theil zu nehmen oder sich demselben förderlich zu erweisen vermöchte: so wird diese Schwierig-

Digitized by Google

keit ohne Zweifel eine gegenseitige sein. Wie die Empirie durch die Eigenthümlichkeit des philosophischen Standpuncts an dem Eingehen in dessen Forderungen, so wird die Speculation dieses Standpuncts sich eben dadurch an einer wirklich unbefangenen, vorurtheilslosen Aufnahme der Erfahrungsthatsachen gehindert finden, und die Spannung beider auseinandergehenden Richtungen wird durch jeden neuen Versuch einer Vermittlung nur um so heftiger werden, je deutlicher durch die Häufung solcher Versuche die wirklich vorhandene Divergenz zum Bewufstsein kommt. Auch haben die Versuche, welche in Bezug auf andere Theile des Systemes, solche, in denen die Collision mit parallelgehenden Erfahrungswissenschaften entweder, wie in der Logik, ganz wegfällt, oder, wie z. B. in der Psychologie oder der Lehre vom subjectiven Geiste, minder bedenklich ist, als in der Naturphilosophie, in dem engeren Kreise der Schule gemacht worden sind, das von dem Meister entworfene systematische Schema auszufüllen, zu ergänzen, zu erweitern, zu berichtigen, bisher sich wenig geeignet erwiesen, zu einem ähnlichen Versuche in Bezug auf die Naturphilosophie, wo aus dem angegebenen Grunde die Schwierigkeit noch gröfser ist, zu ermuthigen. Noch hat keine in der methodischen Anordnung des Systems oder in der wissenschaftlichen Auffassung einzelner Momente versuchte Aenderung durchzudringen, oder sich eine nur nicht ganz einseitige Anerkennung und Geltung zu erwerben vermocht; noch erkennt die Schule, aufser des Meisters eigener, durchaus keine andere Autorität innerhalb des ihr eigenthümlichen Gebietes der Forschung an, und immer deutlicher ist man inne geworden, dafs man entweder das Werk dieses Meisters ganz so, wie derselbe es gegeben hat, hinnehmen, oder dasselbe ganz von vorn zu beginnen, sich entschliefsen mufs. Dabei ist allerdings die Freiheit der Bewegung, welche sich jeder einzelne Jünger innerhalb der besonderen Theile und Zweige des Systemes verstattet, statt sich zu beschränken, vielmehr immer gröfser geworden; aber wer sich dieser Freiheit bedient, der kann von ihr, wenn er dabei doch zu dem System als solchem sich zu bekennen fortfährt, immer nur etwa in dem Sinne Gebrauch machen, dafs er die Masse der ἀδιάφορα innerhalb jener besondern Theile für gröfser nimmt, als man sie anfangs zu nehmen pflegte, dafs er also, neben der durch die Persönlichkeit des Meisters bedingten Behandlungsweise solches mehr oder minder Gleichgültigen bei einer übrigens unbestimmt bleibenden Einstimmung mit dessen Principe im Allgemeinen, auch *sein* Recht einer individuellen, eigenthümlichen Behandlungsweise gelten macht, ohne die Prätention übrigens, dadurch die Arbeit des Meisters im eigentlichen Sinne berichtigen oder verbessern zu wollen. Dafs auch aus dem Gesichtspunct einer solchen Denkweise eine wirklich ersprieſsliche und fördernde Kritik eines der Hauptwerke des gefeierten Denkers schwerlich zu erwarten steht, bedarf keiner besondern Nachweisung.

Bei dieser Sachlage würde man es kaum befremdlich finden, wenn in diesen Blättern, die von ihrem Beginn an der Vertheidigung und weitern Bethätigung des Hegel'schen Princips gewidmet waren, denen aus diesem Grunde eine schlechthin gegnerische Kritik allerdings nicht ziemen würde, während es einer nur anpreisenden nicht mehr bedarf, eine unbedingt apologetische leicht ihren Zweck verfehlen möchte, die Besprechung des vorliegenden Werkes lieber ganz unterbliebe, als dafs sie in einem Sinne unternommen würde, für den man sich zum Voraus wenig Erfolg verheifsen kann. Auch Ref. würde, unberufen, wie er es ist, durch seine Laienschaft im Gebiete der empirischen Naturkunde zu einer eigentlichen Detailkritik dieses Werkes, und durch seinen eigenen philosophischen Standpunct weder zum blofsen Apologeten noch zum blofsen Opponenten der allgemeinen Principien desselben geeignet, solche Besprechung nicht unternommen haben, wenn er nicht gerade in diesem seinem Standpuncte das Princip einer Beurtheilung der Art fände, wie wir sie zur Zeit weder von den Anhängern, noch von den Gegnern Hegel's erwarten dürfen. Allerdings nicht zu einer solchen, wie jene, von der wir so eben zu zeigen suchten, dafs sie, bei allem guten Willen, den Anfängern sehr schwer, wo nicht unmöglich gemacht ist, d. h. eine, die in der Hauptsache von den eigenen Principien Hegel's, nicht nur den allgemeinen seines gesammten Philosophirens, sondern auch den besonderen, auf welche sich bei ihm die Philosophie der Natur begründet, ausginge. Wohl aber hofft er diese Principien selbst in einem Sinne besprechen zu können, wie man es von den blofsen Gegnern nicht zu erwarten hätte. Er wird es sich nämlich zur Aufgabe machen, die besondern Principien dieses Werks

Digitized by Google

an die allgemeinen des Hegel'schen Philosophirens überhaupt zu halten, in der Absicht, um nicht bloſs, so viel an ihm ist, die ersteren an den letzteren zu richten, sondern auch, um immer jedoch in ausdrücklichem Bezug auf die Probleme der Naturphilosophie, in den allgemeinen Principien selbst ein Bleibendes und Wahres, dessen Besitz oder Entdeckung Hegel's Verdienst um diese Wissenschaft ausmacht, von dem Zufälligen und Problematischen zu unterscheiden, welches sich in seiner eigenen Darstellung und in den Arbeiten seiner Schule an den Ausdruck auch der Principien geknüpft hat.

Hegel's Naturphilosophie hat zu ihrem Ausgangspuncte ein Philosophem, welches bekanntlich von mehr als einer Seite her — unter andern auch vom Ref. gleich in seiner ersten, den allgemeinen Problemen der Philosophie gewidmeten Schrift — zum Hauptzielpuncte der gegen Hegel's System als *System* geführten Angriffe gemacht worden ist. In der That glauben wir auch jetzt dieses Philosophem als dasjenige bezeichnen zu dürfen, mit dessen Anerkennung und Annahme das System als besonderes, als Gegenstand des Glaubensbekenntnisses einer gegen andere philosophische Lehren sich exclusiv verhaltenden Schule, d. h., um es kurz zu sagen, der eigentlich so zu nennende *Hegelianismus*, steht oder fällt, — ähnlich, wie etwa der Kantianismus, gleichfalls als particuläres, exclusives System mit dem Philosophem von der Unerkennbarkeit der „Dinge an sich". Dieses Beispiel nämlich, mit welchem wir hier das Verhältniſs des Ausgangspunctes der Naturphilosophie zum Princip der Hegel'schen Philosophie überhaupt zu erläutern suchen, scheint uns um so angemessener, als die weltgeschichtliche Bedeutung der Kantischen Philosophie, wie längst der Erfolg bewiesen hat, keineswegs an das oben bezeichnete Schiboleth des Kantianismus geknüpft war, und unsere Meinung, dem entsprechend, auch in Bezug auf die Hegel'sche dahin geht, daſs die geschichtliche Zukunft, die wir mit Recht auch ihr prophezeien zu können glauben, mit Nichten als an jenes Schiboleth des Hegelianismus unauflöslich geknüpft zu denken ist. Wir werden daher auch in der Folge darauf zurückkommen, und, im vollen wissenschaftlichen Ernste diese Vergleichung durchführend, den Satz zu erweisen suchen, *daſs die Hegel'sche Naturansicht, in sofern dieselbe sich auf den Begriff der Aeuſserlichkeit der Natur, gegen die Idee, oder des Auſsersichseins der Idee in der Natur begründet, zu dem eigentlich Speculativen in Hegel's Philosophie ganz in demselben Verhältniſs steht, wie zu dem Speculativen in Kant's Philosophie die auf den Satz, daſs wir die Dinge, wie sie an sich sind, zu erkennen nicht vermögen, begründete Natur- und Weltansicht.* — Bevor wir jedoch diese vergleichende Betrachtung aufnehmen, wird es nöthig sein, mit einigen Worten an den Zusammenhang des philosophischen Gedankenganges zu erinnern, durch welchen Hegel auf die Behauptung, daſs die Natur die Idee in der Gestalt ihres Andersseins oder ihrer Aeuſserlichkeit sei, geführt worden ist.

Man weiſs, daſs Hegel's Philosophie geschichtlich in einem Systeme wurzelt, dessen Ansicht von der Natur alles Andere eher, als diese Vorstellung der Aeuſserlichkeit, des „Anders"- oder „Auſsersichseins" mit sich zu bringen oder zu begünstigen schiene. Wenn je eine philosophische Weltansicht die Natur als ein Reich zu erfassen und erkennen zu lehren gestrebt hat, in welchem das Ewige, das Absolute, die ewige oder absolute Idee als eine *in* sich und *bei* sich selbst seiende enthalten und gegenwärtig ist: so war es das ältere Schelling'sche, welches ja eben von dieser so innigen Verknüpfung, in die es die Anschauung der Natur mit dem Gedanken des Ewigen und Absoluten gebracht hat, den Namen der *Naturphilosophie* trägt. Aus diesem System herübergenommen, oder ein mit jenem ihm gemeinschaftliches Besitzthum ist denn auch für das Hegel'sche in der Gestalt, wie es vorliegt, bei weitem die gröſsere Masse wenigstens derjenigen naturphilosophischen Gedanken, welche, im Streit mit den in der gewöhnlichen neuen wissenschaftlichen Empirie vorwaltenden, von ihm sowohl in, als auſserhalb des systematischen Zusammenhangs seiner Lehre gelten gemacht, mit Recht als die charakteristischsten Merkmale der *speculativen Naturansicht* angesehen werden, als deren hauptsächlichsten Vertreter man, seit Schelling's Abtreten vom Schauplatze des naturwissenschaftlichen Kampfes, längere Zeit hindurch Hegel zu betrachten pflegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften Zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich trägt diese Naturansicht, dem mechanischen Atomismus der empirischen Physik gegenüber, den Charakter einer *dynamischen*, dem hartnäckigen Materialismus, der nicht über die Duplicität von Materie und Geist, von Körper und Seele hinauskommt, gegenüber, den Charakter einer *geistigen* oder *absolut-idealistischen*, d. h. einer solchen, welche den absoluten *Monismus*, die Lehre von der schlechthinigen Identität des Idealen und des Realen, des Geistigen und des Materiellen, im Hintergrunde hat. Beides aber, sowohl der (Hegel und Schelling mit Kant gemeinschaftliche) Dynamismus, als auch der (Hegel nur mit Schelling gemeinschaftliche) objective oder absolute Idealismus der philosophischen Naturansicht steht an sich zu dem Gedanken einer „Aeufserlichkeit" des Naturseins, oder eines „Abfalls", eines „Aufsersichgekommenseins" der Idee in der Natur, in keiner andern Beziehung, als in der des directesten Gegensatzes. Weit eher hätte man erwarten können, dafs von dem Standpuncte derjenigen Naturansicht aus, welche Hegel aus der früher sogenannten Naturphilosophie in die seinige herübergebracht hat, diese Kategorien als Bezeichnungen des Vorwurfs gegen die materialistischen, atomistischen, mechanistischen Ansichten des unphilosophischen Empirismus gebraucht werden würden. Denn diese ja sind es, welche, bis auf ihre letzte metaphysische Grundlage zurück verfolgt, sich auf der Voraussetzung beruhend zeigen, dafs in allem körperlichen oder räumlich erscheinenden Dasein das Geistige, das Ideale, falls auch sie ein solches als schöpferischen Grund der Wirklichkeit anerkennen, nicht bei sich, sondern aufser sich, nicht Es Selbst, sondern das Andere seiner selbst ist. Nichts destoweniger haben sich Hegeln eben diese Kategorien als Bezeichnungen des Naturseins auch nach der mit seinen speculativen Vorgängern ihm gemeinschaftlichen, jenem Materialismus ausdrücklich entgegengesetzten Auffassung ergeben; und zwar in Folge einer weiteren philosophischen Arbeit, der man wenigstens nach *einer* Seite, und in *gewisser* Beziehung die Bedeutung nicht absprechen kann, dafs sie die durch die Natur der Sache und das eigene, inwohnende Princip des früheren „naturphilosophischen" Standpuncts geforderte Entwicklung von dessen wissenschaftlichem Inhalte ist.

An der früheren Naturphilosophie ist bekanntlich jetzt von deren eigenem Urheber der Mangel bemerkt und mit vielem Nachdruck hervorgehoben worden, dafs ihre Principien nur dazu ausreichen, eine *Möglichkeit* des Daseins zu umschreiben, die, obgleich in sich selbst keineswegs eines eigenthümlichen Gehalts entbehrend, vielmehr auf eine Weise, die aller Wirklichkeit zum nothwendigen Vorbilde dient, oder gleichsam zu deren Gestalt die Umrisse liefert, gestaltet und gegliedert, doch nicht selbst die Bedeutung solcher Wirklichkeit für sich in Anspruch nehmen darf, — also, um uns der eigenen Worte jenes ihres Urhebers zu bedienen, das wahrhaft Seiende, das Wirkliche nur von der Seite seines Quid, und zwar nur des allgemeinen, actracten, der reicheren Färbung, die nur eben die Wirklichkeit selbst ihm ertheilen kann, noch entbehrenden Quid, nicht noch der Seite seines Quod und der concreten Consequenzen dieses Quod — erkennen zu lehren. Dafs der Standpunct jener Philosophie sich dieses Mangels nicht, wenigstens nicht deutlich und nicht andauernd, bewufst war, wird von dem Urheber selbst nicht in Abrede gestellt. Es theilte derselbe dieses Schicksal mit einer ganzen Reihe früherer phi-

Digitized by Google

losophischer Standpuncte, solcher, die sich eben dadurch als besondere und eigenthümliche von einander abschieden, dafs ein jeder ein Princip, welches seiner eigentlichen Bedeutung nach nur einen Theil oder eine Seite der philosophischen Wahrheit umfafst, in der Meinung aufgreift, durch seine Bearbeitung das Ganze dieser Wahrheit erschöpfen zu können. — Wir führen diese Bekenntnisse des Urhebers der Naturphilosophie hier nur in der Absicht an, um auf die möglichst authentische Weise die in jener Philosophie, dem Ausgangspuncte der Hegel'schen, selbst liegende Nothwendigkeit einer solchen Richtung des Philosophirens, wie die von Hegel demnächst eingeschlagene, bemerklich zu machen. Diese Richtung nämlich wird nach ihrer Eigenthümlichkeit durch nichts kenntlicher bezeichnet, als durch das Unternehmen einer *Wissenschaft der Logik*, die ja nach Hegel's Absicht nichts Anderes sein soll, als der Inbegriff dessen, was durch reines Denken, durch reine Vernunfterkenntnifs oder Vernunftthätigkeit von dem Seienden und Wirklichen gewufst werden kann. Es mag sein, dafs Hegel sich dagegen gesträubt haben würde, diesen Inbegriff als einen Inbegriff von blofsen *Möglichkeiten* eines jenseitig bleibenden Daseins, und die Einheit, in welche er auf organisch concrete Weise diesen Inbegriff zu umfassen suchte, die „absolute Idee" der Logik, als den blofsen *Begriff* der Möglichkeit eines positiven Daseins, einer Wirklichkeit überhaupt, zu bezeichnen. Aber wie sehr er sich auch hiergegen gesträubt haben möchte, so viel würde jedenfalls auch Er haben einräumen können, dafs mit der Vollendung einer Logik in diesem Sinne, gesetzt auch, die Bedeutung ihres Resultates würde an sich noch eine andere und höhere sein, jedenfalls die Möglichkeit, die reine, absolute Denkmöglichkeit eines natürlichen Daseins, und, was dieses Dasein *als solches* betrifft, *nur* die Möglichkeit, aber noch keine Wirklichkeit eines solchen, dafs also, um noch einmal diese Worte zu brauchen, mit dieser Vollendung ganz in jenem Schelling'schen Sinne wohl zwar das Quid eines Naturseins, und zwar dieses Quid in seinem ganzen Umfange, so weit es nämlich im reinen Denken gefafst und umschrieben werden kann, nicht aber das Quod desselben, gegeben sein würde. Er würde von seinem Standpunct aus ganz eben so unbedenklich dies haben einräumen können, wie umgekehrt Schelling von dem Seinigen die Forderung einer reinen Denkwissenschaft, einer Lehre von dem blofsen, die Voraussetzung des Quod noch nicht in sich schliefsenden Quid des Seienden nicht in Abrede stellt, obgleich er diese Wissenschaft nicht für die *eigentliche* Wissenschaft des Seienden, für die *positive* Philosophie, sondern nur für eine *negative*, der positiven vorangehende, sie bedingende oder einleitende philosophische Betrachtung erkannt wissen will.

Wer uns diese Bemerkungen zugiebt, — und sie können, bei ihrer Einfachheit, bei ihrer durchaus nur historischen Haltung, kaum von einem der Sache Kundigen in Abrede gestellt werden, — der wird auch nicht verkennen, wie das Hegel'sche Philosophem von der Aeufserlichkeit der Natur, so fremd es der durch die nächste Vorgängerin dieser Philosophie eröffneten Naturansicht gegenüberzustehen scheinen mag, nichtsdestoweniger schon in dieser verborgen liegt, und bei einer folgerechten Entwicklung aus ihrem Schoofse an den Tag treten mufste. Es liegt in jeder solchen Philosophie verborgen, die als das *wahrhaft Seiende* in der Natur, in der Welt der räumlich-zeitlichen Erscheinung nur diejenigen Bestimmungen dieser Erscheinungswelt erkennen lehrt, welche sich als begründet in dem Princip derselben, also in dem Absoluten als solchem, in der Idee als solcher, mit reiner, von keiner besonderen Erfahrung abhängiger *Denknothwendigkeit* entwickeln lassen. Denn welche Philosophie dies lehrt, eine solche ist eben damit genöthigt, für dasjenige in der Natur, was sich nicht auf eine solche Denknothwendigkeit zurückführen läfst, da sie ihm nicht *jede* Existenz absprechen kann, eine solche Kategorie auszusuchen, durch die ihm eine gewisse, wiewohl unwahre, weil zufällige und gegen die Idee und deren Nothwendigkeit in einem Mifsverhältnifs begriffene Art des Daseins zugesprochen wird. Sie ist genöthigt, eine Form der Bejahung dafür zu suchen, die ohne das Erscheinende in *der* Weise zu bejahen, wie nur das Absolute oder was unmittelbar als inwohnendes Moment im Absoluten enthalten ist, bejaht werden darf, es doch nicht schlechthin verneint, oder von aller und jeder Theilnahme an der Idee und ihrer Wahrheit ausschliefst. Ob man sich für diese Bejahung derselben Ausdrücke bedient, wie die mehrfach erwähnten, welche wir zu diesem Behufe von Hegel beim Uebergange aus der Logik zur Philosophie der Natur gebraucht finden: darauf kommt es hier nicht an. Die

Digitized by Google

Sache, welche durch diese Ausdrücke bezeichnet werden soll, ist überall da vorhanden, wo ein Bewufstsein vorhanden ist über den Gegensatz des Zufälligen, Willkührlichen, Veränderlichen und Wechselnden, sei es in der Natur selbst, oder in unserer sinnlichen und vorstellungsmäfsigen Auffassung der Natur, zu einem Nothwendigen, Ewigen und Unveränderlichen, welches dem Veränderlichen als der Kern oder die Substanz seiner Wahrheit, als das allein Seiende zum Grunde liegt, sofern nämlich dieses Letztere als ein Solches gefafst wird, in dessen Erkenntnifs die reine Vernunft sich selbst genüge, indem sie in sich selbst, in ihrer eigenen, mit diesem Begriff identischen Wesenheit dessen Begriff besitze, und keiner besonderen Erfahrung, um durch sie denselben in sich zu erzeugen, bedürfe. Denn überall, wo dieses Bewufstsein vorhanden ist, da findet sich der Geist, da findet sich die Vernunft, die in sich die speculative Idee erzeugt, zu jener Aeufserlichkeit des Sinnlichen und Vorstellungsmäfsigen, welches aus dem Begriffe der Natur nie ganz entfernt werden kann, weil es das Specifische dieses Begriffs im Gegensatze der *reinen* Vernunftidee ausmacht, in einem Verhältnisse, welches weder als blofse Bejahung, noch als blofse Verneinung sich bezeichnen läfst, — Letzteres um so weniger, je deutlicher zugleich doch und energischer in einer von jenen Voraussetzungen ausgehenden philosophischen Richtung das Bestreben hervortritt, gerade in dieser Aeufserlichkeit die Gestalt der Idee oder der reinen Vernunftwahrheit wie im Abbilde wieder aufzufinden. Gerade dieses Streben aber charakterisirt, wie man weifs, die Schelling'sche Naturphilosophie, im Gegensatze mancher älteren Gestalten der Speculation, welche, wie z. B. die Platonische, und überhaupt mehrere Systeme des classischen Alterthums, das Prädicat der *Wahrheit* ausschliefslich der Ideenwelt des reinen Geistes vorbehalten, und der erscheinenden Wirklichkeit, welche durch die Sinne an uns kommt, durchaus keinen Antheil an demselben zugestehen wollen.

Ein künftiger Geschichtschreiber der Philosophie, der es sich zur Aufgabe macht, den geschichtlichen Zusammenhängen, in denen das philosophische System Hegel's wurzelt, näher nachzugehen, wird in Bezug auf die eigenthümliche Fassung des Naturbegriffs, wenn er die Keime auch zu dieser in dem Nächstvorhergehenden nachweisen will, vor Allem auf diejenige Phase der ältern Naturphilosophie hinzublicken haben, welche sich in dem Dialog „Bruno" und besonders in der Schrift „Philosophie und Religion" darstellte. Was in der ersten dieser Schriften das „göttliche", und was das „natürliche Princip" genannt wird, darin kann man schon ganz deutlich den Hegels'chen Unterschied der reinen und der mit der Aeufserlichkeit des Naturseins behafteten Idee ausgesprochen finden. Denn auch dort ist es vor allem Andern die *Zeit*form, (von der *Raum*form ist dort nach ihrer allgemein begrifflichen Bedeutung weniger ausdrücklich die Rede, obgleich die daselbst geführte speculative Verhandlung über die Bedeutung der Bewegungen der Himmelskörper dies hätte können erwarten lassen), was als die absolute Gränze zwischen Beiden bezeichnet wird, indem, was an dieser Form Theil hat oder wessen Dasein in dieser Form gesetzt ist, dies eben damit für ausgeschlossen von der reinen oder unmittelbaren Inwohnung des „göttlichen" Princips, und dem „natürlichen" anheimgefallen erklärt wird. In der Schrift „Philosophie und Religion" aber wird für den begrifflichen Ursprung dessen, was aus dem absoluten oder göttlichen Princip herausgetreten und der Herrschaft des Zeitbegriffs verfallen ist, derselbe Ausdruck gebraucht, den bekanntlich auch Hegel in Bezug auf *sein* Princip der Unterscheidung des Naturseins von dem logischen angeführt und gutgeheifsen hat, der Ausdruck „Abfall". Die gesammte Welt des räumlich-zeitlichen Daseins, also die *Natur* in ihrem ganzen Umfange, wird dort, dem Absoluten oder Göttlichen gegenüber, in welchem freilich auch sie wurzelt, und von dem sie Alles hat, was ihr den Schein des Daseins, der Wahrheit oder Wirklichkeit giebt, als eine Welt des *Abfalls* bezeichnet, und auch darauf hingewiesen, wie diese Erscheinungswelt ihre Spitze in demjenigen Phänomen erreicht, welches zugleich den Anfang einer Umwendung, einer Rückkehr zum Absoluten, oder zum ewigen Insichsein des Göttlichen ausmacht, in dem Phänomen der creatürlichen *Ichheit*. Zugleich ist die letztgenannte Schrift durch die Energie merkwürdig, mit welcher sie, der Forderung religiöser und gläubiger Anerkennung eines Göttlichen gegenüber, welches nie vollständig in die reine Vernunfterkenntnifs eintreten könne, das Recht der letztern auf ein *absolutes Wissen* des Göttlichen, auf vollständigen und adäquaten Besitz der Wahrheit des Absoluten, gelten macht. Wenn irgendwo, so ist

Digitized by Google

es in dieser Abhandlung schon *vor* Hegel zu klarem Bewufstsein gebracht, wie eine Lehre, welche von dem Absoluten auch ein absolutes Wissen behauptet, indem sie die Idee des wahrhaft Seienden oder Göttlichen im reinen Denken, in reiner Vernunfterkenntnifs aufgehen läfst, wie, sagen wir, eine *solche* Lehre zur Natur sich schlechterdings in kein anderes Verhältnifs stellen kann, als eben in jenes, welches durch die Worte: Aeufserlichkeit, Aufsersichsein oder Abfall bezeichnet wird. Es ist dies dort geschehen nicht zwar durch eine, auch nur *versuchte* Ausspinnung der Idee des Absoluten zu einer Wissenschaft des reinen Denkens, welche die Unmöglichkeit zur Erfahrung gebracht hätte, mit dem reinen Gedanken anders an die natürliche Wirklichkeit heranzukommen, als durch Verneinung, durch gewaltsame Ausstofsung dessen, was in dieser Wirklichkeit Mehr, als im reinen Gedanken ist; wohl aber durch einen Geistesblick ähnlicher Art, wie jener war, der auch nach der entgegengesetzten, positiven Seite zur Naturansicht des Identitätsystems den Anstofs gegeben hat, durch die in unmittelbarer Anschauung sich erzeugende Gewifsheit, dafs dieselbe Natur, welche das Gesetz und die ewige Form des Gedankens auf das Deutlichste an sich ausgeprägt zeigt, zugleich doch zu diesem Gedanken sich als sein Anderes verhält, und nie, sei es im Ganzen oder im Einzelnen, vollständig in Eins mit ihm zusammenfallen kann.

Wie also auch weiter über Wahrheit und Werth jener Grundkategorie der Hegel'schen Naturphilosophie geurtheilt werden möge: über die relative Berechtigung derselben, über die geschichtliche Nothwendigkeit, dafs irgend einmal im Entwicklungsverlaufe der philosophischen Speculation, und dafs gerade *für*, im unmittelbaren Anschlufs an eine Richtung des Philosophirens, welche zum erstenmale in der neuern Zeit das weite Reich der natürlichen Wirklichkeit der Herrschaft des sinnlichen Empirismus einerseits, des abstrusen Mechanismus anderseits entrissen und dem speculativen Gedanken zugänglich oder durchdringlich gemacht hatte, der Versuch hervortreten mufste, die Natur unter diese Kategorie der Aeufserlichkeit oder des Abfalls zu stellen, und sie gleichsam durch den Schleier hindurch, welchen dieselbe durchsichtig um sie zieht, von dem Lichte der Idee durchleuchten zu lassen, — über diese Nothwendigkeit kann auch schon nach dem hier Gesagten kaum ein Zweifel sein. Der Irrthum, wenn es ein Irrthum ist, schlechthin nur im reinen Denken die Wahrheit, die höchste, die absolute Wahrheit, die Wahrheit nicht nur der Form, sondern auch des Inhalts zu suchen, und sinnliche Wahrnehmung, Anschauung oder Vorstellung nur als eine Trübung dieser Wahrheit anzusehen, führt sich nicht auf einen zufälligen Einfall Hegel's zurück; er ist so alt, als die philosophische Speculation selbst, und in immer neuen Gestalten bei den Philosophen aller Zeiten wieder aufgetaucht. Es ist hier nicht der Ort, dem Grunde dieser vorgefafsten Meinung fast aller bisherigen Philosophie tiefer nachzuspüren; genug, dafs dieselbe sich als dergestalt unzertrennlich verflochten mit allen historischen Entwicklungsmomenten dieser Wissenschaft erwiesen hat, dafs ein Philosoph, der nach irgend einer Seite hin eine neue Consequenz aus dieser Voraussetzung zieht, keineswegs schon dadurch sein Werk dazu verurtheilt, als eine blofse Episode in der Geschichte der Philosophie gelten zu müssen. Eine solche Consequenz aber, nichts anderes, des rationalistischen oder idealistischen Grundgedankens so vieler bisherigen Systeme, jenes Grundgedankens, über den sich auch die ältere Naturphilosophie, dem reinen Geständnifs ihres Urhebers zufolge, noch keineswegs erhoben hatte, ist auch die eigenthümliche Gestalt, in welcher wir bei Hegel die Lehre von dem Aufsersichkommen der Idee oder ihrem Abfalle von sich selbst zur Natur hervortreten sehen. Sie tritt bei diesem Denker nur darum schroffer auf, als bei manchen seiner Vorgänger, weil Hegel wirklich Hand gelegt hatte an das Werk der wissenschaftlichen Ausführung jener reinen Vernunfterkenntnifs, die, nach jener ihm mit diesen Vorgängern gemeinschaftlichen Voraussetzung, eine und dieselbe mit der Wahrheit des Absoluten oder Göttlichen selbst sein soll, und weil er, dem entsprechend, auch über das Verhältnifs der wirklichen Natur und ihrer Wissenschaft zu jener Wahrheit eine ausdrücklichere Rechenschaft zu geben nicht vermeiden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften Zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Fortsetzung.)

So lange die reine Vernunftidee des Absoluten noch in der nicht näher bestimmten Allgemeinheit gehalten war, in welcher wir sie z. B. bei der älteren Naturphilosophie antreffen, so lange konnte die Anschauung, konnte die Phantasie aus Natur und Geschichte, aus Empirie und religiöser Dichtung einen beliebigen Inhalt in sie hineintragen, und sie hat dies bekanntlich in um so reicherem Maafse gethan, je gröfseren Antheil der persönliche Genius des Erfinders an einer Gestaltung der Wissenschaft hatte, welcher, bei dem Mangel eigentlicher, methodischer Ausführung, nur die Lebendigkeit dieses Genius die höhere speculative Weihe ertheilen konnte. Deshalb mochte es dort auch geschehen, dafs die exoterische Stellung des Naturseins zur Idee minder bemerkt ward und zum bestimmten Ausdruck nur einmal in einer gelegentlichen, fast nur episodischen Darstellung kam, über deren Inhalt ein Theil der Anhänger jener Philosophie im Zweifel geblieben ist, ob er als ein ernstlich gemeinter zu betrachten sei. Für die Ausführung des Systems dagegen, wie sie Hegel gab, bezeichnet der Abschlufs der *Logik* einen Punct, von dem aus der Uebergang zu denjenigen Disciplinen, die man gemeiniglich unter dem Namen der realphilosophischen zu befassen pflegt, bei der einmal vorausgesetzten Geltung der logischen Idee als eines schlechthin Höchsten, Absoluten oder sich selbst Genügenden, durchaus auf keinem andern Wege, als mittelst der mehrfach erwähnten Begriffsbestimmungen des Abfalls und des Aufsersichkommens zu gewinnen war. Jener Abschlufs selbst aber war in Folge der Strenge, mit welcher innerhalb der Logik der Begriff der Immanenz des Denkens und des Seins festgehalten, und in der Hauptsache wirklich Nichts, als ein dem reinen Denken nicht sowohl nur durchsichtiger, als vielmehr schlechthin ihm gegenwärtiger und in ihm aufgehender Begriffsinhalt zugelassen worden war, auf eine Weise erfolgt, dafs *darüber* kein Zweifel bleiben konnte, wie unter der Kategorie der Aeufserlichkeit in der That die Gesammtheit des empirisch Realen befafst sei, — nicht nur des Natürlichen, sondern auch des Geistigen, wiefern dasselbe auf natürlichem Grunde beruht und in der Form der Zeit, des zeitlichen Lebens und Geschehens gesetzt ist.

Indefs, wie geneigt man zufolge dieser und ähnlicher Betrachtungen auch sein mag, dem Hegel'schen Naturbegriffe die entschiedenste *historische* Berechtigung einzuräumen, so müssen wir doch dem engeren Kreise der Schule zu bedenken geben, dafs in Folge derselben Betrachtungen diese Berechtigung an eine Bedingung geknüpft ist, mit deren Wegfall oder Nichterfüllung sie aufhört, und sich in ihr Gegentheil verkehrt. Der Begriff der *Aeufserlichkeit* des Natürlichen, oder vielmehr des zeit-räumlichen Daseins überhaupt, hat nur dann einen Sinn, — nämlich, wie gesagt, einen historisch berechtigten, denn ein Mehreres können wir unter *keiner* Bedingung zugeben, — wenn mit voller, ungetheilter Strenge an der ursprünglichen Voraussetzung des Systemes festgehalten wird, nach welcher der Schwerpunct desselben in die Logik, und *nur* in die Logik, fällt. Wir wollen uns, um diesen Ausspruch zu rechtfertigen, nicht auf die bekannte, vielfach mifsverstandene Wendung Hegel's berufen, nach welcher das Verhalten der absoluten logischen Idee zu jener ihrer Aeufserlichkeit als ein *Frei-aus-sich-Entlassen* ihrer Momente vorgestellt werden soll; ein offenbar ungenauer, zwischen eigentlicher und bildlicher

Digitized by Google

Geltung schwankender Ausdruck, den indefs Hegel nicht gebraucht haben würde, wenn er sich nicht bewufst gewesen wäre, der logischen Idee in seinem Systeme die entsprechende Stelle eingeräumt zu haben, welche in dem Theismus des religiösen Glaubens der Begriff eines persönlichen Weltschöpfers einnimmt. Wir berufen uns vielmehr auf die von uns nachgewiesene Genesis des in Rede stehenden Philosophemes selbst, welche zeigt, wie dasselbe von Haus aus keine andere Bestimmung hat, als, den Mangel oder das Minus von Realität auszudrücken, welches, der schlechthin immanenten Wahrheit des reinen Gedankens gegenüber, deren allein nur auf sich selbst beruhenden und sich selbst genügenden Inhalt wissenschaftlich auszuführen der Logik die Bestimmung zugetheilt war, dem Princip des absoluten Rationalismus, oder, wie diese Lehre sich lieber nennen hört, Idealismus zufolge von allem Empirischen und Gegebenen zu prädiciren ist. Noch die encyklopädische Verzeichnung des Systemes, welche wir Hegeln verdanken, ist in der Hauptsache aus diesem strengen Gesichtspunct entworfen. Darum sehen wir dort, was so manchen Nichtanhängern Gegenstand einer leicht erklärlichen und an sich selbst keineswegs ungerechten Befremdung geworden ist, am Schlusse des Ganzen die Idee dieses Ganzen nicht über den Standpunct hinaus fortgerückt, den sie bereits am Schlusse der Logik erreicht hatte, sondern als das Ziel, dem die dialectische Entwickelung der Idee innerhalb der zeit-räumlichen Aeufserlichkeit entgegenstrebt, nur ihr vollständiges Zu-sich-kommen im „absoluten Wissen", oder mit andern Worten, nur die vollständige Wiedergewinnung ihrer selbst aus der Zerstreuung, in welche das Princip jener Aeufserlichkeit sie hinausgeworfen hatte, im absoluten Selbstbewufstsein des philosophischen Erkennens ausgesprochen. — Dagegen haben wir schon anderwärts darauf hingewiesen, wie in manchen der eigenen, mehr exoterisch gehaltenen Darstellungen Hegel's dieser Standpunct keineswegs mit gleichmäfsiger Strenge festgehalten ist; wie namentlich in den Vorlesungen über die Philosophie der Religion, diesem seit dem Abscheiden des grofsen Denkers in seiner Schule von vielen andern emsig studirten und tonangebend gewordenen Werke, an die Stelle der logischen Idee, dieser ursprünglich allein von dem Systeme anerkannten Gottheit, ein anderes Absolute sich eingedrängt hat: der Begriff des dreieinigen Gottes als des *absoluten Geistes*, in welchem das logisch Absolute nur als das erste von drei Momenten auftritt, deren Gesammtheit erst den eigentlichen oder vollständigen Begriff des göttlichen oder absoluten Daseins ausmacht.

Dafs der eigentliche Standpunct des Systemes weder von dem Meister selbst, seitdem derselbe daran gegangen war, den speculativen Kern seiner Lehre dem natürlichen Bewufstsein näher zu bringen und zu einer allgemeiner zugänglichen Weltansicht zu verarbeiten, noch auch von der Schule in seiner ursprünglichen Strenge festgehalten werden konnte, dies hat seinen guten Grund in der unerträglichen, den natürlichen Menschenverstand verletzenden Härte desselben, welche nur von einem in der tiefsten Arbeit der Speculation begriffenen und durch sie wie durch eine Taucherglocke von allem Menschlichen abgeschiedenen Denker, und auch von diesem nur, so lange er eben in jener Arbeit begriffen war, übersehen werden konnte. Durch Hegel's Logik, — gleichviel wie nahe sie übrigens dem eigentlichen Ziele ihrer Arbeit gekommen, oder wie weit sie noch davon entfernt geblieben sein mag, — war das Geheimnifs des „reinen Gedankens" verrathen worden, welcher, wie ehemals in der Ideenwelt eines Platon, so noch neuerdings in dem „Absoluten" der Naturphilosophie, als der Abgrund einer überschwänglichen Herrlichkeit auch für die Phantasie, für die dichterische und religiöse Anschauung hatte erscheinen können. Kein Denkender, welcher durch die Schule dieser Logik hindurchgegangen, und in ihr über das Wesen und die Forderungen des wirklich reinen, nur seiner eigenen Nothwendigkeit folgenden und jeden von Aufsen herzugebrachten Inhalt verschmähenden Denkens aufgeklärt ist, kann sich über den Inhalt dieses Denkens fernerhin eine Illusion der Art machen, wie solche sowohl der platonischen Ideenlehre, als auch der naturphilosophischen Anschauung des Absoluten unstreitig zum Grunde lag. „Grau in Grau zu mahlen" ist, wie ja ihr Urheber selbst es ausgedrückt hat, das Geschäft jener reinen Speculation, welche ohne alles Hinzunehmen eines bestimmten Erfahrungsinhaltes zur Wahrheit des Absoluten gelangen will, und der natürliche, gesunde Menschensinn wird sich nie überreden lassen, gegen dieses Grau in Grau die bunte Farbenwelt seiner Wirklichkeit als eine Welt eitel nur der Unwahrheit und Täuschung preis-

Digitized by Google

zugeben. Daher die ungeheuere Concession, welche die Schule Hegel's, wir dürfen sagen von ihren ersten Anfängen an, denn der Meister selbst ist ihr darin vorangegangen, diesem Menschensinne zu machen sich nicht hat entbrechen können. Allenthalben, oder so gut wie allenthalben, wo die Lehre dieses Philosophen in die Gestalt eines wirklichen, auch im Leben festgehaltenen Glaubensbekenntnisses eingegangen ist, finden wir, dafs als der Gegenstand dieses Glaubensbekenntnisses, als das Eine und Alle der Lehre, oder als der Gott, welchen sie verehren lehrt, statt der absoluten logischen Idee der *absolute Geist* genannt, und dafs von diesem Geiste eine Bezeichnung gegeben wird, welche keinen Zweifel darüber läfst, dafs in *seinem* Begriffe der Begriff der natürlichen Aeufserlichkeit, welche doch nach wie vor noch in derselben Weise, wie in Hegel's Encyklopädie, zur logischen Idee in Gegensatz gestellt wird, nicht als ausgeschlossen, sondern ganz im Gegentheil als darin eingeschlossen gedacht werden soll. — Die Schule hat bei dieser Auffassung den Vortheil für sich, entsprechend dem Gesetz der dialektischen Methode, welches innerhalb der Logik selbst, und auf gleiche Weise auch innerhalb der realphilosophischen Disciplinen, die in methodologischer Beziehung nur das Gegenbild der Logik sein sollen, einen *stetigen* Fortschritt vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Abstracten zum Concreten, vom Allgemeinen zum Besondern fordert, nunmehr auch das Ganze des Systemes als ein Ganzes methodologischer Gliederung vorstellen zu können, in welchem sonach die Logik den, für sich noch abstract oder unwirklich bleibenden Anfang, die Natur, als erste Negation dieses Anfangs, zugleich doch einen Fortschritt über die Abstraction, in welcher dieser Anfang gehalten ist und dem Gesetz der Methode zufolge gehalten bleiben mufs, der Geist endlich, als Negation dieser Negation, nicht die *blofse* Rückkehr zum logischen Anfange, sondern zugleich die vollendete Concretion und damit erst die eigentliche Wahrheit und Wirklichkeit der Idee ausmacht. Aber, indem sich die Schule dieses Vortheils bedient, vergifst sie nur allzuleicht, dafs ihr durch denselben auch die Pflicht auferlegt wird, dieses grofse Ganze, diesen dreifach getheilten und gegliederten Organismus des philosophischen Wissens auch in allen seinen Theilen wahrhaft organisch, d. h. hier *dialektisch* zu gestalten, — dafs ihr insbesondere in Bezug auf jenen wichtigen, Alles entscheidenden Uebergang von der Logik zur Naturphilosophie, der bei Hegel offenbar *nicht* als ein dialektischer gefafst ist, ja nach einer gelegentlichen, von den Schülern wohl kaum mit gehöriger Besonnenheit aufgegriffenen Aeufserung des Meisters, überhaupt nicht als *Uebergang* (d. h. nicht als *objectiver*, in der *Sache*, die ja in der „absoluten Idee" der Logik schon als an ihrem absoluten Ende angekommen vorausgesetzt wird, erfolgender) gefafst werden soll, diese Pflicht auferlegt wird.

Man könnte auf den Gedanken kommen, in dem inneren Zwiespalte, dem, wie hier nachgewiesen, das eigene Philosophiren des Meisters nicht hat entgehen können, den Grund zur Trennung der Fractionen zu suchen, die sich, wie man weifs, in der Schule hervorgethan haben. Solchen Grund *unmittelbar* hierin zu finden, würde nun zwar eben darum nicht wohl gelingen können, weil, wie bereits angedeutet, keine dieser Fractionen in ihrem dogmatischen Verfahren den ursprünglichen Sinn des Systemes in seiner ganzen Strenge festzuhalten wagt. Dennoch wird man das Rechte nicht verfehlen, wenn man die Wurzel jener Irrungen bis zu dieser Stelle verfolgt, wenn man namentlich zu dem Kampfe, der sich innerhalb der Schule über die Begriffe der *Transscendenz* und *Immanenz* entsponnen hat, eben hier die letzte veranlassende Ursache aufsucht. Das ursprüngliche Princip der Hegel'schen Speculation ist ein Princip absoluter *Transscendenz*, insofern es die Wahrheit des Absoluten, losgebunden von jeder Schranke des Raumes und der Zeit, die sich zu ihm schlechthin als ein Aeufserliches und Zufälliges verhalten sollen, *jenseits* der unmittelbaren sinnlichen Wirklichkeit, nicht nur der äufserlich natürlichen, sondern auch der unmittelbaren Wirklichkeit des Seelenlebens, des anschauenden, vorstellenden, empfindenden, in dem Reiche des *reinen Gedankens* aufsuchen lehrt. Nun hat zwar dieses Princip nicht verhindern können, dafs, nicht etwa nur von einer oder der andern, sondern von allen Fractionen der Schule, das entschiedenste Gewicht zunächst gerade umgekehrt auf den Begriff der *Immanenz* gelegt worden ist. Dies nämlich ist aus dem Grunde geschehen, weil es, gewissen aufserphilosophischen Vorstellungen gegenüber, welche zu bekämpfen in dem Interesse nicht blofs der Hegel'schen, sondern aller philosophichen Speculation

Digitized by Google

liegt, zunächst darauf anzukommen schien, *den* Immanenzbegriff gelten zu machen, der auch von jener philosophischen Transscendenz nicht ausgeschlossen, vielmehr ausdrücklich eingeschlossen wird, nämlich dafs das Absolute nicht als durch Raum- und Zeitschranken von unserer diesseitigen Welt und Wirklichkeit abgetrennt zu denken sei. Dagegen erklärt es sich eben aus jener, in der Quelle zurückgebliebenen Unklarheit, wie dieses Princip der Immanenz in einem Theile der Schule dergestalt um sich greifen konnte, dafs endlich aller und jeder Begriff der Transscendenz dadurch verdrängt ward, während in einem andern die Erinnerung an die ursprünglich von dem System behauptete Transscendenz lebendig blieb, und, wenn auch in mannigfach umgewandelter, zuweilen auch wohl getrübter Gestalt, dem Princip derselben wieder Eingang verschaffte. Das erste ist, wie jetzt immer deutlicher zu Tage kommt, auf der so genannten *linken* Seite der Schule der Fall, wenigstens in demjenigen Theile derselben, der sich bereits, als „junghegel'sche" Partei, von der älteren oder eigentlichen Schule abgetrennt hat, und hin und wieder, in seinem offen ausgesprochenen Naturalismus, bis zur rücksichtslosesten Bekämpfung des Meisters fortgegangen ist. Von der, im Widerspruch wenigstens gegen den ursprünglichen Sinn des Meisters gefafsten, wiewohl an sich richtigen Wahrnehmung, dafs nicht in der Logik, sondern in der Natur und in dem geschichtlichen Geiste die eigentliche Realitität und Wirklichkeit zu suchen sei, hat sich diese jüngere Partei, fast ohne alle Zwischenstadien, bis zur kecksten Verneinung aller Logik oder reinen Denkwissenschaft fortreifsen lassen, und mit derselben zugleich, in fanatischem Hafs gegen jeden „Transscendentalismus", alle religiösen aber auch, mag sie es sich nun eingestehen oder nicht, alle eigentlich speculativen Elemente über Bord geworfen. Dem gegenüber kann man den Fractionen der älteren Schule und der *rechten* Seite zwar nicht nachrühmen, dafs sie insgesammt, oder dafs auch nur eine von ihnen zum Princip der Transscendenz genau in jenem Sinne, der für das System als solches der ursprüngliche ist, zurückgekehrt wäre. Es ist vielmehr dort der „absolute Geist", dessen Begriff sie, der unmittelbaren, natürlichen und geschichtlichen Empirie gegenüber, zu einer Gestalt hindurchzubilden suchen, welche wo möglich den Forderungen der Transscendenz und der Immanenz gleichmäfsig genügen soll. Welche Stelle und Bedeutung in dem, solchergestalt sich in den verschiedenartigsten Modificationen und Nüancirungen proteusartig immer neu umgestalteter Systeme die *Logik*, diese eigentliche Grundwissenschaft des Systemes, wie es aus der Hand seines Urhebers hervorgegangen war, einnehmen soll: darüber ist, wir getrauen uns diesen Ausspruch zu rechtfertigen, eine Unklarheit und Verwirrung entstanden, aus der man so lange vergebens einen Ausweg suchen wird, so lange man dabei beharrt, zwischen Logik und Realphilosophie genau dieselbe Unterscheidungslinie stehen zu lassen, die von Hegel aus dem Gesichtspuncte einer ganz anderen, von der Schule, wie schon bemerkt, in allen ihren Fractionen längst aufgegebenen Ansicht über die Bedeutung des Logischen und der logischen Idee errichtet worden war.

Wenn wir auf die vorhin erwähnte Forderung näher eingehen, welche offenbar die Schule Hegel's, nämlich jene ältere, ächte, die noch nicht, weder auf das specifische Princip der Speculation überhaupt, noch auf das der Hegel'schen insbesondere, verzichtet hat, an sich selber stellen mufs, sobald sie, allerdings nicht in Anschlufs an den *ursprünglichen* Gedanken des Meisters, wohl aber einem Gedanken folgend, der sich bei der Arbeit der Ausführung und Erläuterung des Systemes nachweislich dem Meister selbst aufgedrungen hat, das System sowohl nach seinem logischen, als nach seinen realphilosophischen Theilen als einen durch ununterbrochene Stetigkeit der dialektischen Methode erzeugten Gesammtorganismus zur Ausführung bringen will: so nimmt dieselbe, in Bezug auf jenen vielbesprochenen, die hauptsächlichste Schwierigkeit bereitenden Uebergang von der Logik zur Naturphilosophie, jetzt folgende Gestalt für uns an. Es wird gefordert, für die Logik einen solchen Abschlufs, oder für den vorhandenen Abschlufs der Logik einen solchen Ausdruck zu finden, in Folge dessen dieser Abschlufs sich unmittelbar durch sich selbst, und ohne Dazwischentreten eines Abfalls von sich selbst, eines Aussichherauskommens oder Sichanderswerdens der logischen Idee, als der *Anfang*, als die *unmittelbare Gestalt* des Naturbegriffs darstelle. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften Zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Fortsetzung.)

Wir sprechen diese Forderung hier einfach nur so aus, wie sie sich unmittelbar als einfache Consequenz der methodologischen Philosopheme Hegel's ergiebt, ohne fürerst noch zu fragen, ob sie genau in dieser Gestalt auch realsirbar ist, oder ob vielleicht, — eine Möglichkeit, die wir hier zwar nicht behaupten, aber auch nicht von vorn herein abweisen wollen, — die veränderte Gestalt entweder der Logik überhaupt, oder wenigstens des Schlusses der Logik, auf eine andere Folge der realphilosophischen Disciplinen, als bei Hegel, hinführen würde. Angenommen also, dafs die Naturphilosophie sich unmittelbar, mit einer Stetigkeit der Art, wie sie durch die dialektische Methode gefordert wird, an die Logik anreihen solle: was folgt daraus für diejenigen Begriffe, die wir bei Hegel an die Spitze der Naturphilosophie gestellt sehen, für die Begriffe des Raumes und der Zeit, der Bewegung und der Materie? Offenbar nichts Anderes, als dafs diese Begriffe, wie sie nach einer Seite den Ausgangspunct der *naturphilosophischen* Dialektik bilden, so nach der andern als das Resultat der *logischen* Dialektik sich ergeben haben müssen, dafs sie folglich, als *Kategorien*, in gleiche Reihe mit den übrigen Kategorien der Logik zu stehen kommen müssen. Die Rechtmäfsigkeit dieser Forderung ist nach allen Prämissen, die in Hegel's Schule als zugestanden vorausgesetzt werden dürfen, eine so evidente, dafs es schwer fallen würde, zu begreifen, wie nicht schon längst Alle, die über diese Prämissen einig sind, sich darüber verständigt haben, wenn nicht die entgegenstehende Autorität des Meisters uns den Mangel solches Einverständnisses erklärte. Allein auf welcher, den gegenwärtigen Voraussetzungen der Schule offenbar widersprechender, überhaupt kaum jemals von irgend einem Jünger im Ernst als haltbar befundener Voraussetzung die abweichende Vorstellung bei Hegel beruhte: dies glauben wir im Obigen genügend nachgewiesen zu haben.

Dem Vernehmen nach soll Schelling in seinen Vorlesungen die Ausstellung gegen Hegel's Logik erhoben haben, dafs dieselbe, um als negative Philosophie im wahren Wortsinne, als Lehre von der *Möglichkeit*, der reinen, aber absoluten, schlechthin objectiven *Denkmöglichkeit* des Daseins in ihrem ganzen Umfange gelten zu können, sich näher an die wirkliche Natur anschliefsen, und *deren* Formen einer ausdrücklichen Erörterung unterwerfen müfste. — Wir halten diese Ausstellung für vollkommen gegründet; nicht blofs von dem, uns nicht näher bekannten, Gesichtspunct aus, von welchem Schelling seinen Begriff einer negativen Philosophie entworfen haben mag, sondern auch von dem Gesichtspunct aus, der sich aus der Grundidee von Hegel's Logik selbst ergiebt, wenn ihr Verhältnifs zu dem übrigen Systeme so, wie es jetzt in der Schule immer allgemeiner geschieht, aufgefafst wird. Um hierüber sich zu verständigen, wird freilich vorausgesetzt, dafs man sich Hegel'scher Seits zu dem Zugeständnifs entschliefse, dafs in der That die Logik keine andere Bestimmung hat, als eben diese, die schlechthin *negative Philosophie*, die Wissenschaft von dem *negativ Absoluten*, der *absoluten Möglichkeit*, dem *absoluten Seinkönnen* zu sein. Wir wissen wohl, welche Vorurtheile solchem Zugeständnisse entgegenstehen. Die Unterscheidung der Möglichkeit von der Wirklichkeit gehört in Hegel's Schule, noch von dem älteren Identitätssysteme her, über dessen Mängel Hegel in dieser, wie noch in manchen andern Beziehungen, nie das deutliche Bewufstsein

Digitized by Google

gewonnen hat, wie jetzt dessen eigener Urheber, zu den verpönten Kategorien der „Reflexions"- oder „Subjectivitätsphilosophie". Man wittert in dieser Unterscheidung, wenn sie von einem Philosophen aufgestellt wird, einen Rückfall auf den bereits durch das Identitätssystem so weit überflügelten Kantischen oder Fichte'schen Standpunct, und man begreift nicht, oder stellt sich, nicht zu begreifen, wie von einer objectiven Möglichkeit des Daseins, von einer solchen, die selbst in der „absoluten Identität" begriffen, oder vielmehr ihrerseits nichts Anderes, als dieser reine Begriff der absoluten Identität des Seins und des Denkens ist, die Rede sein könne; während man doch schon von Aristoteles, auf den man ja sonst doch so grofse Stücke hält, und den man jener Reflexionsphilosophie als die gewichtigste Autorität entgegenzuhalten liebt, gelernt haben könnte, dafs der Gegensatz von δύναμις und ἐντελέχεια mit Nichten blofs einem subjectiven Reflexionsstandpuncte angehört. Allein wir glauben die Zeit kommen zu sehen, wo man sich dieser Bedenken wird entschlagen haben, wo man jenes Zugeständnifs, welches jetzt noch einem Theile der Schule als eine Unmöglichkeit, als ein Abfall von aller Speculation, kurz als die ärgste aller philosophischen Ketzereien bedünken mag, als etwas sich von selbst Verstehendes betrachten wird. Ist ja doch dasselbe zwar nicht den Worten, wohl aber der Sache nach, in der That schon von Allen gemacht worden, die mit uns darin einverstanden sind, dafs die logische Idee für sich allein noch nicht das Ganze ist, dafs sie, um als das positiv Absolute, als der absolute Geist gelten zu können, durch die Momente der Natur- und Geistesphilosophie hindurchgeschritten sein, und den Inhalt derselben dialektisch in sich aufgenommen haben mufs. Denn dafs ein *Theil* im gewöhnlichen, materiellen Wortsinne die logische Idee nicht sein kann, dies werden wir doch wohl als unbestritten voraussetzen dürfen; wenn sie aber weder ein Theil, noch das Ganze ist: was sonst könnte sie sein, als ein für sich *unwirkliches*, nur in dem Ganzen zur Realität gelangendes *Moment* dieses Ganzen? In welchem Sinne aber es von einem solchergestalt Unwirklichen, aber, als Form oder Möglichkeit eines Wirklichen, und nicht nur *eines* Wirklichen, sondern *alles* Wirklichen, *Wahren*, und in dieser seiner Wahrheit *Absoluten* oder schlechthin *Denknothwendigen* eine auf sich beruhende und in sich abgeschlossene *Wissenschaft* geben könne: dafür hat man ja an der *Mathematik* einen so augenfälligen, so über jeden Zweifel, über jedes Mifsverständnifs erhabenen Beleg, dafs schon durch den Hinblick auf sie jeder Zweifel an der Möglichkeit einer reinen Denkwissenschaft in diesem Sinne zum Voraus für beseitigt gelten sollte. — Eben die Mathematik nun ist es auch, an welcher man sich über den eigentlichen, eben so tief geschöften, als gründlich berechtigten Sinn jener von Schelling an eine Wissenschaft des Negativen, negativ Absoluten gestellten Forderung, dafs sie näher an die Natur herantrete, dafs sie selbst in gewissem Sinne Naturphilosophie sein solle, am bequemsten orientiren kann.

Wer zu einem System der Philosophie mit der Erwartung herzukommt, dafs er in ihm die Principien der besondern Wissenschaften abgeleitet, das eigenthümliche Gebiet einer jeden derselben umschrieben, und ihr die Bestimmung, die aus ihrem Begriffe hervorgeht, vorgezeichnet finden werde: den mufs bei dem Hegel'schen die unklare, zweideutige Stellung befremden, welche dasselbe zu den Principien und begrifflichen Grundlagen der Mathematik eingenommen hat. Wird ein Solcher zwar in dem ersten Theile der Logik gründlich eingehend über die Principien der Arithmetik und arithmetischen Analysis gehandelt, und insbesondere den von dem Standpuncte der gewöhnlichen Logik aus, mit welchem sich hier die Mathematik in offenbaren Widerspruch setzt, als so schwierig erscheinenden Begriff des mathematisch Unendlichen tiefer und umfassender, als noch in irgend einer andern speculativen Philosophie, erörtert finden; wird er ferner im dritten Theile derselben Wissenschaft auf eine Abhandlung über den Gegensatz des analytischen und des synthetischen Erkennens treffen, aus der gewifs auch der Mathematiker mannigfaltige, gediegene Belehrung schöpfen kann: so mufs es ihm, dem gegenüber, zumal da in beiden Abhandlungen der Inhalt der geometrischen und mechanischen Begriffsgebiete auf das Vielfachste vorausgenommen ist, um so mehr auffallen, wenn er *die* Begriffe, welche wissenschaftlich betrachtet offenbar an der Spitze beider letztgenannten Gebiete stehen, die Begriffe des Raumes oder der räumlichen Ausdehnung einerseits, der Bewegung und der Masse oder Materie anderseits, in der Logik *nicht*, wohl aber später in einem Zusammenhange abge-

Digitized by Google

handelt sieht, welcher dieselben zu den Kategorien der Logik, und mithin auch zu den *dort* verhandelten Grundbegriffen der Mathematik, in ein Verhältnifs der Aeufserlichkeit oder des Andersseins stellt. Zwar pflegen wohl auch manche Mathematiker als das Moment der Denknothwendigkeit in ihrer Wissenschaft durchaus nur das abstract logische Gesetz der Identität, an welchem dieselbe einhergeht, und in welchem man auch das Princip der Zahlenbildung zu besitzen meint, anzusehen, den Raum aber und seine Momente, Punct, Linie, Fläche u. s. w., und eben so auch die Bewegung, die bewegende Kraft und die bewegliche Materie im Raume nur als ein Gegebenes hinzunehmen, dem als solchem oder dessen Begriffe keine höhere Nothwendigkeit zukomme, als anderem Gegebenen. Aber eine höhere Ansicht dieser Wissenschaft, die sich sowohl in als aufserhalb der speculativen Philosophie genugsam Bahn gebrochen hat, und in ihren Grundzügen unstreitig auch von Hegel nicht würde verläugnet worden sein, mufs sich auf das Bestimmteste dagegen sträuben, das Formal- und Materialprincip derselben in einer solchen Weise auseinanderzureifsen, bei der sich überdies noch der Uebelstand ergiebt, dafs ein Theil der Mathematik, die Arithmetik und reine Analysis, ausschliefslich unter das formale Princip der abstracten Denknothwendigkeit gestellt, und von aller Berührung mit dem Materialen ausgeschieden erschiene, während dagegen bei den andern Theilen jene Unterscheidung des Formalen von dem Materialen erst neu eintreten würde. Es wird diese höhere Ansicht, was zunächst die Geometrie betrifft, auf die bereits von Kant gleich am Eingange der Vernunftkritik mit grofsem Nachdruck gelten gemachte Denknothwendigkeit des *Raum*begriffs hinweisen, und dadurch auch für diesen Theil der Mathematik, wie für die Arithmetik ohnehin, das Zusammentreffen ihrer formalen und ihrer materialen Seite in Einem Principe absoluter Denknothwendigkeit aufser Zweifel stellen. Was aber die Mechanik betrifft, so scheint zwar eine gleiche objective Nothwendigkeit nicht sowohl unmittelbar ihren materialen Principien, wiefern dieselben in den Begriffen der *Masse*, der *Kraft* und der *Bewegung* enthalten sind, als vielmehr nur dem sie alle bedingenden und vermittelnden Begriffe der *Zeit* zukommen zu müssen; worin unstreitig der Grund zu suchen ist, weshalb Manche auch derer, welche die Geometrie noch unter der *reinen* Mathematik inbegreifen, die Mechanik dagegen sich nur unter der Kategorie der *angewandten* vorstellig zu machen wissen. Aber gerade hier ist es, wo wir eine wahrhafte Philosophie der Mathematik, die ihrerseits nur in der Methaphysik oder speculativen Logik wurzeln kann, erwarten dürfen: Denn wenn auch nicht irgend einer wirklichen Materie Kraft oder Bewegung, so wie sie uns *als* wirkliche gegeben ist, so kommt doch den *Begriffen* der Bewegung, Kraft und Materie, wie die allgemeine Mechanik mit ihnen operirt, als blofsen *Möglichkeiten*, eine der Denknothwendigkeit des Raum- und Zeitbegriffs, in denen jene wurzeln, ganz gleiche Denknothwendigkeit zu; und wenn in diesem Theile der Mathematik die aufzustellenden Grund- und Lehrsätze die Bedeutung zunächst nicht kategorischer, sondern hypothetischer Urtheile haben: so wird die philosophische Betrachtung eben dies als ein für die eigenthümliche Stellung dieses Begriffsgebiets charakteristisches Moment erkennen, ohne dadurch die auch hier stattfindende Identität des Formal- und Materialprincips der Wissenschaft im Mindesten gefährdet zu glauben.

Wir bleiben, wie bereits erinnert, weit entfernt davon, Hegeln zu bezüchtigen, dafs er das hier von uns in Bezug auf die Mathematik gelten Gemachte an sich selbst sollte verkannt oder in Abrede gestellt haben. Vielmehr, in der Bezeichnung eben, die er am Beginne seiner Naturphilosophie von dem Raum- und Zeitbegriffe giebt, die ihm bekanntlich als *Formen* der natürlichen Aeufserlichkeit gelten, tritt das Bewufstsein über die absolute Denknothwendigkeit und mithin über die *logische* Natur dieser Begriffe, tritt ausdrücklich auch das Bewufstsein der Aufgabe, durch Nachweisung der Momente des logischen Begriffs oder der logischen Idee an ihnen, diese Begriffe, und durch sie die dialektisch sich an sie anschliefsenden der Bewegung und der Materie, in einen stetigen Zusammenhang mit den Kategorien der Logik zu bringen, deutlich genug hervor. Nur meinen wir, dafs man diese Gerechtigkeit dem grofsen Denker nicht wiederfahren lassen kann, ohne eine nahe damit zusammenhängende Beschuldigung gegen ihn zu erheben, die Beschuldigung eines *Dualismus*, welcher durch ihn in das logische Princip der objectiven Denknothwendigkeit selbst gebracht wörden ist. Denn ungeachtet jenes von Hegel wohl erkannten und berücksichtigten Inwohnens

Digitized by Google

der logischen Momente, treten bei ihm doch offenbar Raum und Zeit sammt ihren dialektischen Consequenzen als das *Andere*, als das *Nichtsein* der Idee auf, mithin als eine zweite Denknothwendigkeit, als eine zweite Metaphysik neben der ersten, welche nach ihm in der Logik und ihrer absoluten Idee enthalten ist. Was bei ihm solchen Dualismus verschuldet hat, liegt am Tage: es ist eben die vorgefaſste Meinung, daſs in der logischen Idee eine absolute *Realität* gesetzt sein müsse, eine solche, wie in der bloſsen *Möglichkeit* des Naturseins, — und als solche Möglichkeit sind unverkennbar auch bei Hegel die Begriffsbestimmungen der Raum-Zeitlichkeit gefaſst — eben *nicht* enthalten ist. Eben darum aber behaupten wir, daſs mit der Herabsetzung des Logischen zur bloſsen *Dynamis* oder *Potenz* des Realen, mit jener Depotenzirung, die in der Schule, mag diese es nun eingestehen wollen oder nicht, bereits factisch vollzogen ist, die Schranke schon gefallen ist, welche bisher in dem Systeme die Kategorien der Logik von jenen Grundbegriffen der Naturphilosophie getrennt hielt. Daſs diese Schranke eine unstatthafte sei, davon hat Hegel in einer frühern Periode seines Philosophirens die bestimmteste Einsicht gehabt und ausgesprochen, — Letzteres an einer Stelle seiner Kritik der Kantischen Philosophie, auf die wir in gleichem Sinne schon anderwärts aufmerksam gemacht haben.*) Sonderbar, daſs derselbe Philosoph damals an Kant die Abtrennung der Verstandeskategorien von den „Formen der Anschauung" zu rügen fand, der es sich jetzt gefallen lassen muſs, gerade in Bezug auf diese, in seinem System, wie es vorliegt, noch weit schroffer auffallende Trennung an Kant erinnert und durch ihn berichtigt zu werden. Denn wie ungenügend auch immer die, freilich sehr äuſserlich bleibende Weise sein möge, in welcher Kant die Anschauungsformen mit den Verstandeskategorien, und beide mit den Vernunftideen zusammenstellt: so ist doch schon in jenem Grundphilosophem der Vernunftkritik, nach welchem die Kategorien schlechterdings nur in der Anwendung auf die Formen der Anschauung und in dem daraus resultirenden „Metaschematismus der reinen Vernunft" reale Bedeutung haben, eine Wahrheit enthalten, an welche es, dem Hegel'schen Princip des „Auſsersichseins" gegenüber, jetzt wieder zu erinnern Noth thut. Es ist dieselbe und keine andere Wahrheit, welche auch Schelling mit dem vorhin angeführten Ausspruche einzig meinen kann. Denn wo anders, als in den von Kant so genannten Formen der Anschauung oder reinen Anschauungen, sammt den „transscendentalen Schemen", in welche durch sie die Kategorien umgewandelt werden, hätten wir das Moment zu suchen, welches die Gestalten der wirklichen Natur mit einem Denken vermitteln oder in demselben vorgebildet zeigen könnte, welches nur aus sich selbst, aus der reinen Nothwendigkeit des Vernunftprincips die objective *Möglichkeit*, aber aus keiner Erfahrung oder concreten Anschauung die *Wirklichkeit* eines Daseins schöpfen will?

Und hiermit nun sind wir denn auch in Stand gesetzt, über die oben von uns gewagte Zusammenstellung Hegel's und Kant's in Bezug auf das Verhältniſs des Geistes und der speculativen Eigenthümlichkeit beider groſsen Denker zu den in ihren beiderseitigen Schulen am meisten hervortretenden *Resultaten* ihres Philosophirens eine bestimmtere Rechenschaft zu geben. Beide haben ihre geschichtliche Bedeutung zunächst in dem, was sie für den negativen Theil der Philosophie, für die Philosophie als reine Denk- oder Vernunftwissenschaft, als Wissenschaft von der schlechthin objectiven Möglichkeit des Seins, geleistet haben. Wie tiefgreifend und umfassend das Verdienst ist, welches Beide sich um diese, und durch sie auch um die positive Philosophie, um die philosophische Welt- und Geisteslehre erworben haben: das ist, was Kant betrifft, schon längst, wenn auch nicht immer mit gründlicher Einsicht in die wahre Beschaffenheit dieses Verdienstes, von allen Seiten anerkannt; was Hegel betrifft, so ist Grund zu der Hoffnung vorhanden, daſs, nach Verstummen der Ueberschätzung, deren Gegenstand auch Er, wie jeder Philosoph, der eine Schule gründet, eine Zeitlang gewesen ist, auch Sein wahres Verdienst immer allgemeiner und immer vollständiger gewürdigt werden wird.

*) „Es erhellt, daſs die Kantischen Formen der Anschauung und die Formen des Denkens gar nicht als besondere isolirte Vermögen auseinander liegen". Hegel's Werke I. S. 22.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften Zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Schlufs.)

Beiden Denkern aber ist es begegnet, dafs sie, in ihrer Richtung vorzugsweise auf Ergründung dieses Negativen, die Bedeutung desselben, und zwar in entgegengesetzter Weise, einseitig aufgefafst haben: Kant, insofern er aus der formalen und abstracten Natur der Kategorien und Anschauungsformen übereilt die Anwendbarkeit derselben auf das wahrhaft und eigentlich Seiende, auf die „Dinge an sich" folgerte, Hegel, indem er von der Erkenntnifs der absoluten und objectiven Geltung des Logischen ausgehend, dasselbe in die Stelle jenes wahrhaft oder eigentlich Seienden selbst, die logische Idee also in die Stelle des positiv Absoluten oder der Gottheit einsetzen wollte. An der zuletzt erwähnten Verwechslung hängt, wie wir sahen, die Vorstellung eines Aufsersichkommens oder Vonsichabfallens der Idee zum Natursein; man wird es daher nicht unangemessen finden, wenn wir behaupten, dafs diese Vorstellung, als Dogma des Hegelianismus, die entsprechende Stelle einnimmt, wie im Kantianismus das Dogma von der Unerkennbarkeit der „Dinge an sich", von der Beschränktheit unsers Denkens und Erkennens auf die „Welt der Erscheinung". Eben so wird man es in der Ordnung finden, wenn wir von dem einen, wie von dem andern dieser Schuldogmen, in denen beiden man so häufig das Wesentliche und Charakteristische der beiderseitigen Standpuncte zu erkennen, und für die welthistorische Stellung und Schätzung beider Philosophen einen sichern Mafsstab zu besitzen meint, gerade umgekehrt bemerklich machen, dafs sie nur die vergängliche und unwahre Seite beider philosophischen Systeme bezeichnen, für den ächten und bleibenden Gehalt derselben aber ohne alle Bedeutung sind. Freilich, ein bestimmt formulirtes Glaubensbekenntnifs der Schulen, (die jedoch, wiefern sie eines solchen bedürfen, oder darin das Wesentliche ihres philosophischen Charakters suchen, vielmehr Secten, als Schulen zu nennen sind), wird sich dieser und ähnlicher Dogmen nicht entschlagen können. Aber es stände schlimm um den Ruhm und das Verdienst der ausgezeichnetsten Denker aller Zeiten, wenn dasselbe als abhängig von der Geltung solcher Glaubensformeln erscheinen sollte.

Um nun aber jetzt der besonderen kritischen Würdigung des vorliegenden naturphilosophischen Werkes näher zu treten: so ergiebt sich für sie aus dem Obigen folgender allgemeiner Gesichtspunct. Was Hegel Philosophie der Natur nennt, darin finden sich zwei unterschiedene wissenschaftliche Elemente vereinigt, welche von einander abgetrennt zu halten und in verschiedene Disciplinen zu vertheilen sowohl durch die Idee der philosophischen Wissenschaftlichkeit überhaupt, als namentlich durch das Princip systematischer Gestaltung, welches in Hegel's eigener speculativer Methodik liege, gefordert wird. Das eine dieser Elemente ist das rein rationale, aprioristische, das Element einer *Methaphysik der Natur*, welche, nach der Unterscheidung der philosophischen Disciplinen, wie sie bei diesem Denker verzeichnet ist, nur in der Logik ihre wahre Stelle finden kann, und, durch Hineinarbeitung in deren übrigen Inhalt, diese Wissenschaft erst auf den Standpunct erheben wird, wo sie ihrer eigentlichen Bestimmung, die sie bei Hegel nur unvollkommen erfüllt, zu genügen vermag. Das andere Element ist das einer positiven philosophischen Naturwissenschaft, einer philosophischen Betrachtung der wirklichen Natur, welche, auf der Grundlage jener

Digitized by Google

Methaphysik ruhend, bereits vor Hegel fast allgemein mit derselben verwechselt worden ist, und auch jetzt, wohl zwar in manchen geistvollen Blicken und Anschauungen der empirischen Naturforschung vorausgenommen, aber keineswegs schon, auch nur in der Weise, wie vielleicht von einer oder der andern unter den philosophischen Geisteswissenschaften solches mit gröfserem Rechte sich rühmen läfst, als eigene Disciplin umschrieben und begründet ist. Die Abtrennung beider Elemente von einander, die strenge wissenschaftliche Durcharbeitung zunächst des metaphysischen, in Anschung des positiven aber nicht sowohl die Ausprägung desselben zu einer systematisch in sich abgeschlossenen Disciplin, (zu welcher vielleicht die Zeit noch nicht gekommen sein dürfte), als vielmehr die auf's Neue, und mit gröfserem Ernst als bisher anzustrebende innigere Durchdringung der Principien des philosophischen Forschens mit denen des empirischen: dies betrachten wir als einen der ersten und wesentlichsten Schritte, welche die Philosophie jetzt nach Hegel zu thun hat. Es versteht sich, dafs die Ausführung dieses Schrittes nicht die Aufgabe einer blofsen Kritik des Hegel'schen Werkes sein kann. Da indessen die Bedeutung dieses Werkes wesentlich darin besteht, die Vereinigung jener disparaten Elemente, welche keineswegs von ihm zuerst verschuldet ist, auf eine solche Weise in wissenschaftlicher Darstellung durchgeführt zu haben, von der zu ihrer wirklichen Abtrennung eben nur noch Ein Schritt ist, oder durch welche die Abtrennung in der That unmittelbar gefordert wird; ja da man mit Wahrheit sagen kann, dafs diese Abtrennung von Hegel, indem er die Logik von der Naturphilosophie ausschied, *an sich* (potentia) schon vollzogen ist, und es nur noch darauf ankommt, die Bedeutung derselben richtiger aufzufassen und ihr Princip im Besonderen umfassender und vollständiger zu bethätigen: so scheint uns aus diesem Grunde allerdings auch eine kritische Besprechung der Hegelschen Naturphilosophie der angemessene Ort, über die Beschaffenheit der jetzt zunächst geforderten, und nur durch die erwähnte Abtrennung zu erzielenden Fortschritte einige Winke zu geben, und dies zwar um so mehr, je mehr es für die Beurtheilung der Hegel'schen Philosophie überhaupt, und dieses Theils derselben insbesondere von Interesse ist, auf die wissenschaftliche Stetigkeit hinzuweisen, mit der sich diese Fortschritte an die eigene Leistung Hegel's anschliefsen werden. Wir gedenken in diesem Sinne gegenwärtigem Aufsatze einen zweiten Artikel folgen zu lassen, in welchem unser hauptsächlichstes Augenmerk zunächst dieses sein wird, in Bezug auf einige Haupt- und Grundbegriffe der Naturphilosophie die Nachweisung zu geben, wie dieselben durchaus metaphysischer Art, ihrem Inhalte nach derselben absoluten Denkmöglichkeit, ihrer Form nach derselben absoluten Denknothwendigkeit angehörend, sind, wie die Kategorien der Logik, und wie das Unbefriedigende in Hegel's Darstellung dieser Begriffe eben darin seinen Grund hat, dafs er sie aus dem strengen Zusammenhange einer rein metaphysischen Dialektik losgerissen hat; während doch anderseits das eigentlich Substanzielle seiner Leistung gerade in dem metaphysischen Theile derselben besteht, ungleich weniger in demjenigen, was sie zur Auffassung des Positiven und Empirischen beiträgt. Denn keineswegs geht unsere Meinung dahin, etwa nur die Begriffe, welche bei Hegel den *Anfang* machen, der Metaphysik vindiciren zu wollen, die übrigen Abschnitte der Naturphilosophie aber der Hauptsache nach in derselben oder einer ähnlichen Gestalt, wie sie bei Hegel haben, als eigene Disciplin bestehen zu lassen. Wir müssen vielmehr von den Begriffen, welche dort den Schlufs der Naturphilosophie, nicht minder, wie von denen, welche den Anfang dieser Wissenschaft bilden, von den Begriffsbestimmungen, welche das Reich der organischen Lebendigkeit umschreiben, nicht minder, wie von jenen, in denen die Grundformen des allgemeinen Mechanismus enthalten sind, behaupten, dafs ihre Natur im Allgemeinen die rein metaphysische ist. Finden wir doch selbst bei Hegel nicht nur den Begriffen des Mechanismus und Chemismus, sondern auch denen des Lebens und des Erkennens in der *Logik* eine Stelle angewiesen; es wird nur darauf ankommen, zu zeigen, wie *die* Unterscheidung, welche Hegel zwischen der logischen und naturphilosophischen Bedeutung dieser Begriffe macht, nicht die richtige ist, so wenig es freilich anderseits von uns darauf abgesehen sein kann, die concreten Gestalten der wirklichen Natur, so zu sagen, mit Haut und Haar in das Bereich der absoluten metaphysischen Denknothwendigkeit hereinzuziehen, oder darin aufgehen zu lassen.

Digitized by Google

Ehe wir jedoch zu dem hier bezeichneten kritischen Geschäfte schreiten, möge es uns vergönnt sein, hier am Schlusse des ersten Artikels noch eine kurze Bemerkung beizufügen über die Ansicht, die Hegel über die Natur und ihr Verhältnifs nicht blofs zur logischen Idee, sondern auch, nach der andern Seite, zum zeitlich erscheinenden Geiste im Allgemeinen aufstellt, und über eine Consequenz, die er aus dieser Ansicht gezogen hat. — Die Geringschätzung der Natur, welche sich unter andern in dem bekannten Satze ausspricht, dafs jeder schlechte Einfall, wie er dem Menschen wohl durch den Kopf geht, ja das Böse selbst, etwas Höheres sei, als alle Herrlichkeiten der Natur, ist von jeher ein Gegenstand der Befremdung Aller gewesen, die nicht auch in jeder andern Beziehung durch Hegel sich von der durchgängigen Richtigkeit seiner Naturansicht haben überzeugen lassen. Dennoch kann kein Zweifel darüber sein, dafs dieser Satz von Hegel vollkommen ernst gemeint war, so ernst, dafs wir selbst die hinzugefügten Worte „formell betrachtet", durch welche in den Vorlesungen über Aesthetik (I, S. 4) der auch dort vorkommende Ausspruch gemildert ist, dem ursprünglichen Sinne desselben, wie er anderwärts sich schroffer ausgedrückt findet, kaum für ganz gemäfs erkennen können. In diesem Sinne schliefsen sich an ihn auch andere, mehr auf Besonderes bezügliche Aeufserungen, z. B. die eben so das menschliche Gefühl verletzende, wie von keiner unbefangenen Beobachtung bestätigte, dafs es in dem Begriffe des *Thier*lebens liege, ein krankhaftes, angstvolles, unglückliches zu sein. Insbesondere aber schliefst sich daran der Urtheilsspruch der absoluten Nichtigkeit und Geistesleere, der über alles räumliche Dasein aufserhalb des Planeten, welchen wir bewohnen, unerbittlich gesprochen wird. Es ist bereits anderwärts darauf aufmerksam gemacht worden, welch ein unentbehrliches Glied diese Behauptung in der Kette der philosophischen Weltansicht Hegel's bildet, und wie unbesonnen diejenigen handeln, die sie aus letzterer, unbeschadet ihres übrigen Inhalts, entfernen zu können meinen. Denn nur auf der Voraussetzung der ausschliefslichen Realität des diesseitigen, irdischen Geisteslebens ruht der Begriff, welchen Hegel von der *übergreifenden Subjectivität* des absoluten Geistes aufstellt, welcher Begriff keinen Sinn hätte, wenn nicht dabei eine durchgängige Stetigkeit des Bewufstseins, welches der Weltgeist über alle Momente seines Lebens und seines Entwicklungsprocesses hat, ein absolutes Wissen des Geistes über alle seine Voraussetzungen, seine Inhaltsbestimmungen, und die durch ihn selbst gesetzten Momente seines Daseins, enthalten wäre. Allerdings könnte man, wenn man sich ganz streng innerhalb des *ursprünglichen* Standpunctes Hegel'scher Speculation halten wollte, die Berechtigung dieses Begriffes selbst in Frage stellen. Man könnte fragen: wenn schon die logische Idee für das Absolute, für das wahrhaft Seiende und Ewige gelten soll, ob denn nicht bereits in dieser der Forderung einer „übergreifenden Subjectivität" genügt sei, und was denn die Idee als solche mit dem geschichtlichen Geiste und der Continuität seines zeitlich erscheinenden Selbstbewufstseins zu schaffen habe, mit einem absoluten Wissen, das in der Zeit, in der Endlichkeit steht, und, sofern es das Zeitliche, das Endliche zu seinem Gegenstande hat, der Forderung wirklicher Absolutheit zu genügen, schon durch den Begriff dieser Endlichkeit verhindert wird. In der That würden wir es, wenn Hegel selbst jenen seinen ursprünglichen Standpunct ganz und ungetheilt hätte behaupten wollen, für das Folgerechtere erkennen, wenn er, — worauf vielleicht auch von Anfang her sein Sinn wirklich ging, denn manche seiner diesen Punct betreffenden Aeufserungen sind in der That zweideutig gehalten, — das aufserirdische Vorhandensein lebendiger Naturen und geistiger Entwicklungswelten nur hätte für *gleichgültig* vor der Idee, und mithin auch für nothwendig *zweifelhaft* bleibend, für ungeeignet, ein Object des „absoluten Wissens" zu werden, als welches ja allein die Idee, aber nichts Zeitliches zum Gegenstand habe, erklären wollen, statt ein solches unbedingt und positiv in Abrede zu stellen. Denn „gleichgültig" würde unter jener Voraussetzung das Dasein solcher Welten genau in dem Sinne, und weder mehr noch weniger, zu nennen sein, wie auch das Dasein der unsrigen. Der „absoluten Idee" müfste es ganz einerlei sein, ob sie sich in der Zeit und im Raume überhaupt, und wenn überhaupt, ob sie sich in der selbstbewufsten, lebendig-geistigen Entwicklung einer planetarischen Welt einmal, oder hunderttausendmal verwirkliche; aber der letztere Fall, der der hunderttausendfältigen Verwirklichung, dürfte als

Digitized by Google

Möglichkeit von der philosophischen Ansicht der zeiträumlichen Welt eben so wenig ausgeschlossen sein, wie jener der nur einmaligen. Dies, meinen wir, würde die richtige Consequenz des ursprünglichen, strengen Standpuncts der Hegel'schen Speculation gewesen sein, jenes Standpuncts, vor welchem nur die „absolute Idee" für das Wahre und Seiende gilt. Eben deshalb aber können wir nicht umhin, gerade dies, dafs Hegel nicht diese, sondern eine andere Consequenz gezogen hat, als charakteristisch für den im Laufe seines Philosophirens wirklich von ihm eingenommenen Standpunct zu erkennen. Dafs er in Bezug auf die aufserirdischen Geisteswelten nicht bei der blofsen Ungewifsheit und Gleichgültigkeit stehen blieb, sondern zur directen Verneinung fortging, dies erklärt sich nur aus dem Umstande, dafs in der allmähligen Entwicklung seiner philosophischen Weltansicht der „absolute Geist" in seiner geschichtlichen Gestaltung und Ausprägung mehr und mehr in die Stelle der logischen Idee, der Geist überhaupt in die Stelle des Logischen eintrat. Nur durch diese Umtauschung oder Verwechslung der Begriffe konnte es geschehen, dafs die Annahme auch nur der Möglichkeit eines aufserirdischen Geisteslebens als ein Raub an dem Rechte des absoluten Geistes auf absolutes Wissen alles Seienden erschien und in diesem Sinne behandelt ward. Denn dafs gewisse besondere Ergebnisse seiner Naturphilosophie Hegel an dem Zugeständnisse solcher Möglichkeit verhindert haben sollten, wird wohl Niemand im Ernste annehmen wollen. Mochte er immerhin in seinen Philosophemen über die *abstracte* Natur des Lichtwesens einen Berechtigungsgrund finden, die Bedeutung und Würde der Sonne unter die der planetarischen Welt herabzusetzen, und die Unendlichkeit des Fixsternhimmels für keinen blofsen „Lichtausschlag" zu erklären: schwerlich würde er selbst in Bezug auf Sonne und Fixsterne von dieser Berechtigung Gebrauch gemacht haben, wenn nicht andere Motive ihn dazu vermocht hätten. Noch weniger aber konnte ihm dies ein Grund sein, den übrigen Planeten unsers Sonnensystems, und den etwaigen planetarischen Begleitern anderer Fixsterne höhere Entwicklung und Lebendigkeit bis zum Erzeugen auch einer Welt von Geistern abzusprechen, da er ja durch diese verneinende Behauptung sich mit seiner naturphilosophischen Bezeichnung des Begriffs der planetarischen Körper sogar in ausdrücklichen Widerspruch setzen mufste. — Was wir aber hier von dem Grunde dieser auffallenden Verneinung sagten: Dasselbe oder ganz Entsprechendes möchte auch von jenen geringschätzigen Aeufserungen über die Natur im Allgemeinen gelten. Es drückt sich darin nicht sowohl das in dem ursprünglichen Sinne des Systemes begründete Verhältnifs der natürlichen „Aeufserlichkeit" gegen die Idee als solche aus; — wäre dies, so hätten jene Aeufserungen auch über die zeitliche Thätigkeit und die geschichtliche Entwickelung des Geistes erstreckt werden müssen, da ja nach dieser Seite auch der Geist unter die Kategorie dieser Aeufserlichkeit fällt. Es drückt sich vielmehr in ihnen das Verhältnifs zu dem, mit dem ewigen Sein des Absoluten oder der logischen Idee verwechselten, oder an die Stelle desselben, als wahrhafter Begriff des Realen An-und-Fürsichseienden, eingeschobenen Begriffe des Geistes und seiner Thätigkeit aus, — dieser spiritualistische Pantheismus, in welchen der frühere, freilich sehr abstrus gehaltene, Transscendentalismus des Systemes allmählig umschlug. Dafs jede geringste Lebensäufserung des Geistes ein Höheres sei, als selbst die höchsten Naturproducte, dies läfst sich nur von einem Standpunct aus behaupten, der das Höchste oder Absolute schlechthin nur in der reinen Form des Geistes oder der Ichheit als solcher, in diesem Insichsein oder dieser Beziehung auf sich findet, welche das Seiende zu einem seiner selbst bewufsten macht. Diese Form hat allerdings der Geist in allen Momenten seines Daseins, auch den niedrigsten oder schlechtesten, der Natur voraus; aber der ursprüngliche Sinn des Systemes konnte doch wohl schwerlich im Ernst dahin gehen, dafs das blofse *Gesetztsein* dieser Form in einem vorübergehenden Zeitmomente ein Höheres sein solle, als der natürliche Kosmos, als die harmonische Gesammtheit der Himmelskörper, deren Gestalt und wunderbar gesetzmäfsige Bewegung bereits von den Philosophen des Alterthumes als das vollkommenste Abbild der ewigen Ideenwelt betrachtet worden ist.

Weifse.

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

IV.

Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim. Von Dr. K. F. H. Marx, Hofrath und Professor an der Georgs-August-Universität. Göttingen, 1842. *bei Dieterich.* 140 S. 4.

Die Bearbeitung der medicinischen Geschichte schreitet in Deutschland auf eine erfreuliche Weise fort und übertrifft weit die anderer Länder. Dies gilt sowohl von der ganzen Geschichte als von einzelnen Theilen derselben. Nach Ref. Ansicht hat besonders die neuere von der Philosophie durchdrungene allgemeine Geschichtsauffassung, welche einen gewissen Entwicklungsgang in dem Wissen der Menschheit anerkennt, zu dieser Thätigkeit, mehr oder weniger dem Einzelnen bewufst, Anregung gegeben. Der Gegenstand vorliegender historischer Monographie ist in neuerer Zeit vorzugsweise der Untersuchung unterworfen worden, wir wollen nur die von C. H. Schultz, F. Jahn, A. Bremer, Lessing, nennen, und wenn Paracelsus früher mit Lob abwechselnd die gröfste Herabsetzung erfahren hatte, ist neuerlich seine Anerkennung überwiegend gewesen. Nach dem „Herophilus" ist dies die zweite gröfsere historische Arbeit des Verf.'s, und — wie überhaupt sein Beruf zur Geschichtsforschung und -schreibung nicht zu bezweifeln ist — es war zu erwarten, dafs sie gelingen und auch dafs sie in ihrem allgemeinen Resultate dem neueren anerkennenden Urtheile über den Gegenstand sich anschliefsen werde. Sie hat aber zwei Eigenthümlichkeiten, wodurch sie sich unterscheidet; diese betreffen die Auffassung der Aufgabe und die speciellen Resultate. Was zuerst letztere anlangt, so wollen wir gleich bemerken, dafs sie in manchen Puncten verschieden ausfallen, weil der Verf. von den Schriften des Theophrast nur zehn für echt anerkennt und daran allein sich haltend seine Charakteristik giebt. Was dann die Auffassung anlangt, so ist die Untersuchung ohne jenen allgemein- oder philosophisch-historischen Einflufs unternommen, sondern entwickelt sich allein aus dem objectiven Thatbestande und zwar mit der Richtung auf das Interesse der Person, mit der Absicht dem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, „dem Verkennung zu Theil geworden", während bei jener allgemeinen Auffassung die Person viel gleichgültiger der Idee und dem Wirken gegenüber, welche sich dadurch äufserten, erscheint. Sie mufs allerdings für die höhere gelten, führt aber freilich oft mit grofser Einbufse ihres Werthes über die factischen Wahrheiten hinaus; die hier gewählte, individuelle dagegen, pflegt mit der Absicht, Gerechtigkeit gegen die Person zu üben, die objective Grundlage, welche jeder weiteren Reflexion und Anwendung des Geschehenen auf die Folge erst vorangehen mufs, treuer zu liefern. Dieser Absicht ist sich der Vf. wohl bewufst, er sagt: „die Aufgabe der Geschichte bleibt es Gerechtigkeit zu üben — und einzig der Wahrheit zu dienen". Er verfährt dann kritisch-synthetisch, sichtet zuerst das literarische Material und setzt daraus, fast Satz für Satz durch Citat belegend, ein Bild gleichsam wie eine mühsame Musivarbeit, zusammen. Zugleich verfällt er indessen nicht in den Fehler der Biographen, die Wahrheit der Person zu Liebe zu verbessern, er giebt keinen Panegyrikus, sondern seine Arbeit ist eine kritische Apologie des Theophrastus.

Der Inhalt, von dem wir ein Verzeichnifs vermissen, ist in drei Vorlesungen vertheilt; die erste behandelt das betreffende literarische Material, die zweite die persönlichen Verhältnisse und die dritte die Leistungen im Einzelnen.

In der ersten Vorlesung wird zunächst der Name festgestellt. Von dem langen Namen Philippus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim bleibt nur „Theophrastus von Hohenheim", den er selber ge-

Digitized by Google

braucht hat. Dann folgt die Sichtung der grofsen Menge ihm fälschlich zugeschriebener Werke, deren Zustandekommen zum Theil dadurch erklärlich wird, dafs selbst fast alle echten erst nach dem Tode des Th. gedruckt wurden. Nachdem als Kriterien der *echten* Schriften aufser der Schreibart auch die Dedication, die Angabe des Orts und der Zeit und die Unterschrift des wahren Namens aufgestellt sind, sehen wir die Zahl der hauptsächlichsten ja vielleicht einzigen Quellen, aus denen man zu schöpfen berechtigt sein soll, auf nur 10 zurückgeführt, (während die Ausgabe seiner Werke von J. Huser in drei Foliobänden Strafsburg 1618. 84 Schriften enthält). Diese von Marx für echt erklärten sind der Zeitfolge nach: 1) die sieben Bücher de gradibus et compositionibus receptorum, 2) die kleine Chirurgie, 3) sieben Bücher von offnen Schäden, 4) drei Bücher von den Franzosen, 5) von den Imposturen der Aerzte, 6) Opus Paramirum, 7) von Bad Pfeffers, 8) grofse Wundarznei, 9) neun Bücher de natura rerum, 10) drei Bücher seiner Verantwortung, des Irrgangs der Aerzte und vom Ursprunge des Steins. (Jedoch finden wir auch später vom Vf. das Buch Paragranum zu Citaten benutzt). Diese strenge Reduction ist von besonderer Wichtigkeit, indem dadurch sehr viel Unsinn, Unverständliches, Mystisches ausgemerzt wird. Anderes wird grofsentheils durch den unausgebildeten Zustand der deutschen Sprache, deren sich Th. zuerst bediente, entschuldigt, und wenn auch manche Unklarheit, Willkühr in der Terminologie, Derbheit (und Unkenntnifs Ref.) bleiben, werden ihm dagegen Kämpfen gegen Aberglauben und Schwärmerei, selbst gegen Astrologie, Nigromantie, Chiromantie, Magie und Alchemie, zugleich ein Freisien von Theosophie und eine in der That weit über sein Zeitalter gehende Vorstellung von den Naturkräften durch Belege aus seinen Schriften Schritt für Schritt nachgewiesen.

In der zweiten Vorlesung folgt der biographische Theil. Theophrast hielt, nach der Universität Basel berufen, dort von 1527 an einige Jahre mit aufserordentlichem Beifall Vorlesungen in deutscher Sprache, die sich fast über alle Theile der Medicin verbreiteten und von denen mehre lateinisch nachgeschrieben vorhanden sind. Mifsgunst über seine Erfolge in Lehre und Praxis, Gegenwirkung gegen seinen selbständigen, negirenden Geist, so wie sein eigner unruhiger Charakter liefsen ihn nicht lange verweilen; er führte ein herumziehendes Leben bis er in Salzburg 1541 starb im 49sten Jahre (geboren war er 1493, also ein Jahr nach Columbus Entdeckung der neuen Welt). Da sein Vater Wilhelm von Hohenheim selber Arzt war, scheint er früh in die ärztliche Praxis eingeführt und überhaupt mehr Autodidact gewesen zu sein als eine regelmäfsige Schulbildung gehabt zu haben, er blieb den Universitäten und ihren scholastischen Fesseln Feind. Er lebte auch schon früh unter den Bewegungsmännern der Reformation, er bekämpfte die blinde Ergebung in die Satzungen des Aristoteles, Plato, Galen, Dioscerides, Plinius, der Araber und der mittelalterlichen Autoren und wies an deren Stelle auf die Lehren der Natur. Es wird erklärlich gemacht, dafs seine Zeitgenossen Hafs auf ihn warfen und sein Charakter von manchen Verunglimpfungen gereinigt, namentlich von dem Vorwurfe von Stolz, Unverträglichkeit, Charlatanerie, Völlerei und Rohheit. Auch werden ihm mehr positive Kenntnisse zugeschrieben, das Lateinische verstand er, wenn er auch das Deutsche nur gebrauchte, geschah dies nicht aus Ignoranz in jener Sprache. Ueber seine Schüler, deren er viele fand, klagt er selber, dafs sie von seiner Lehre und Person abgewichen seien. Seine „Monarchey" zerfiel nach seinem Tode; spätere Nachbeter (die Paracelsisten) hielten sich zunächst an leere Wortformeln und die Spreu seiner Schriften.

Die dritte Vorlesung dient der Darlegung der Einzelnheiten aus obigen für echt anerkannten Schriften. Der Forscher, sagt der Vf., fände sich von ihnen bald angezogen, bald abgestofsen, bald belehrt, bald verdüstert, dagegen sei auch an ihnen charakteristisch eine Tiefe der Gedanken, ein Erfassen des Wesentlichen, Th. habe sich abgemüht die Natur zu studiren, aber dann sei ihm das Einzelne von untergeordneten Werthe gegen das Bestreben, Begriffe, Grundsätze und Uebersichten zu gewinnen. Zu weiterer Würdigung wird ein Blick auf den damaligen Zustand der Medicin geworfen, indefs nur kurz sich auf Angabe damaliger geltender Haupt-Schriftsteller beschränkend. — Hier hätten wir nun gern eine allgemeinere Auffassung der ganzen Geschichte angewendet gesehen, mit einer Andeutung, dafs die damalige Zeit das Ende des Mittelalters und der Beginn der neueren Geschichte war, dafs überhaupt ein neuer Tag in allen Aeufserungen des Geistes anbrach, als dieser damals aus der Schule der alten Literatur, in welcher die durch die Völker-

Digitized by Google

wanderungen früher untergegangene Cultur wieder erlernt worden war, heraustrat und eignes Denken, Erfinden und Fortschreiten unternahm. Wenn einerseits, was die Medicin dabei betrifft, die Kühnheit dazu gehörte, die Lehren des Aristoteles, Hippokrates, Galen und der Araber zu bezweifeln, so sehen wir dies bei Theophrast mit einem übertriebenen Negiren und Verachten der Alten verbunden, und wenn anderseits dafür richtigere positive Kenntnisse der Natur wieder an die Stelle treten mufsten, so sehen wir bei ihm diese, wie es auch in einer Erfahrungswissenschaft zu erwarten war, nicht gleich vorhanden und nur auf unbefriedigende Weise ersetzt durch vorläufige ideelle Constructionen und unklare Vorbegriffe. Die Einzelnheiten der Th. Kenntnisse können daher für unsere jetzt erreichten Fortschritte an sich nicht viel Werth mehr haben, obwohl sein Wirken im Entwicklungsgange der Wissenschaft eine hohe Stelle einnimmt, aber mehr durch die Nothwendigkeit der Folge als durch irgend eine Persönlichkeit in ihrer allgemeinen Richtung bestimmt werden mufste. Dieses mehr apriori sich ergebende Urtheil sehen wir durch die specielle Untersuchung des Verf.'s bestätigt, wodurch er das Substanzielle der Theophrastischen Medicin zusammenstellt. Sehr zweckmäfsig geschieht dies in der Ordnung der jetzigen Disciplinen der Medicin. — Ueber die *Medicin im Allgemeinen* hatte Theophr. in Bezug auf Erfahrung und Theorie und auf die Verhältnisse des Arztes sehr richtige Ansichten; — die *anatomisch-physiologischen Kenntnisse* waren sehr gering und abenteuerlich, wie überhaupt der damaligen Aerzte (erst Vesalius verbesserte bald nachher hierin den Galen), sein Begriff vom „Archäus", diese dunkle Vorstellung des selbständigen von der Aufsenwelt verschiedenen Lebens im Organismus, im gröfsten Gegensatz zu den alten Hippokratischen und Galen'schen Vorstellungen möchte als neu und ihm eigenthümlich hervorzuheben sein; — die *allgemeine Pathologie*, die ehemals s. g. Philosophie der Pathologie, gehörte zu seinen Lieblingsgegenständen, er bestritt die 4 Cardinalflüssigkeiten auf das kräftigste, „die vier Humores sind eine Lugnerei", die Krankheit sei etwas Selbständiges, „die Krankheiten sind nicht Corpora", „wie kann man's denn purgiren", der Schnee mache nicht den Winter, der Winter aber den Schnee. (Auffallend ist, dafs die bekannten drei Grundstoffe des Th. Sal, Sulphur und Mercurius vom Vf. nicht erwähnt sind und ihm also nicht zuerkannt scheinen); — die *allgemeine Therapie*, es erweis't sich seine Ansicht der von innen wirkenden Lebenskraft, „es gebüret der Arznei nachzufolgen im Willen der Natur", „in den Wunden mufs das Fleisch von innen heraus wachsen". Ueber einen therapeutischen Grundsatz des Th., der neuerlich viel besprochen ist, sagt der Vf., derselbe schiene die gemeinhin geltende Ansicht, als müsse jede Krankheitserscheinung durch eine ihr entgegengesetzte ohne weiteres aufgehoben und vernichtet werden, nicht gelten zu lassen; er habe gesagt, die Krankheit sei der Gesundheit widerwärtig, „diese zwei vertreiben einander, — heifs vertreibt Kaltes, das ist falsch" — auch befeuchte der Regen nicht deshalb den Acker, weil das Nasse dem Trocknen entgegengesetzt sei, sondern weil das Feuchte die Wurzeln nähre. Seine Praxis ergiebt ferner, dafs er nicht mit der neueren Homöopathie übereinstimmte — in der *Arzneimittellehre* mufs man wieder die aufgeklärten Ansichten bewundern; es komme nicht nur an auf die Quantität, sondern die Qualität, „das Fünklein im Element so sein Widerwärtiges verzehrt"; er gab viel beruhigende narkotische Mittel, sein laudanum war berühmt, er liebte wirksame Mittel, warnte aber vor dem Schaden durch unrichtigen Gebrauch der Mittel, empfahl Einfachheit in der Zusammensetzung und Beachtung der ersten Zeit in der Anwendung, schätzte die Diät hoch und hielt viel von Brunnen und Bädern, auch die Einwirkung des Arztes auf das Gemüth brachte er in Anschlag. (Die gewöhnliche Angabe, dafs er den Arzneischatz besonders durch manche metallische Gifte und Präparate bereichert habe, wird hier nicht wiederholt). — Unter den *Zeichen*, deren Lehre so leicht aus der Symptomatologie eine abgetrennte Semiotik wird, unterschied er sehr verständig, auf Puls und Urin hielt er viel — die *specielle Pathologie und Therapie*: man kann keine systematische Ordnung darin erwarten (also auch keine Uebersicht seiner Kenntnisse darin), die Ueberschriften seiner Schriften geben diejenigen Krankheiten an, welche ihn besonders beschäftigten, darunter waren Syphilis und Steinkrankheit. Das Entstehen der ersteren setzt er in dem Heere vor Neapel zwischen 1470—80 (wie auch Hecker in der historischen Pathologie annimmt), er erklärt sich gegen übermäfsigen Quecksilbergebrauch; die Steinkrankheit nennt er tartarische Krankheiten und versteht darunter nicht

Digitized by Google

nur Ablagerungen in den Urinwegen, sondern auch andere concrementose Ablagerungen, wie gichtische und Gallensteine. — Die *Chirurgie* wird nur kurz berührt, da sie am wenigsten Widerspruch erhalten, auch hier erkennt er den von innen ausgehenden Heilprocefs an, vermied auch heftige und zerstörende Mittel.

Der Verf. sagt am Schlufs: „Mir schien es angemessen, Alles was vor ihm eben so gut und besser gesagt war und wovon er Kenntnifs haben konnte zu übergehen und mich zu seiner Charakterisirung nur an das ihm Eigenthümliche zu halten". — „Die Absicht Theophrast's war, die Fesseln der Tradition zu lösen, neuen Wahrheiten in der Medicin Eingang zu verschaffen — da im Fortschritte der Zeiten aber diese Absichten, wenn auch nicht immer in seinem Sinne, zur Erfüllung kamen, so ist die Sphäre seiner Wirkungen abgeschlossen". Mit dieser Aeufserung knüpft der Vf. seine historische Arbeit an die weitere philosophische Geschichtsanschauung selber an, nachdem es ihm gelungen ist mit der Würde und Treue echter Forschung das Bild des Theophrast von allen fremden Zuthaten gereinigt aufzustellen.

A. Mühry.

V.

Die Offenbarung und die Fragen der Zeit. Ein theologisches Bedenken von Friedrich Anton Löwe, Licent. der Theologie. I. Die Grundfrage. Hamburg, 1842. *bei Joh. Aug. Meifsner. XXIII.* 328 S.

Die Offenbarung hat nicht blofs ein Verhältnifs zu den Fragen der Zeit, sondern sie ist selbst eine Zeitfrage im eminenten Sinne. Sie ist ihrer ganzen Wirklichkeit und Wahrheit nach in Frage gestellt. Denn die sonstige vereinzelte Bezweiflung hat sich in unserer Zeit zur *systematischen Auflösung des Offenbarungsbegriffes* überhaupt gesteigert. Die *Wirklichkeit* der Offenbarung oder *sie als Form* ist hiernach nicht mehr eine übernatürliche Erscheinung, ein Act Gottes, wodurch eine reale Mittheilung an das Diesseits aus dem real davon unterschiedenen Jenseits entstünde, sondern gilt nur als ein in dem Entwickelungsgange des religiösen Geistes der Menschheit ganz natürlich und so oft entstehender Schein, als dieser Geist aus dem Abgrunde, dem Ansich seines eigenen Wesens neue, aber nur für die frühere Stufe jenseitige Bestimmungen zum Fürsichsein hervortreibt. Dieser Schein hat hiernach eine relative Nothwendigkeit; aber er wird als Schein gewufst, sobald in einem Volke das Bewufstsein und das Selbstbewufstsein des Geistes einander gleich geworden sind. Ehe es dahin gekommen ist, ist der Glaube an eigentliche Offenbarung, obwohl objectiv betrachtet ein Irrthum und subjectiv genommen eine Täuschung, doch unvermeidlich und unschuldig. Beim Eintritt jener Identität aber würde das Geltendmachen dieses Glaubens in absichtlichen Betrug und in bewufste Lügenhaftigkeit und Heuchelei umschlagen. Eben so geht es mit der *Wahrheit* der Offenbarung d. h. die *Offenbarung als Inhalt* genommen. Dieser Inhalt, heifst es, tritt in das Bewufstsein der Menschen zunächst als eine gegen den gesammten Inhalt des sonstigen und bisherigen geistigen Lebens durchaus andere und für denselben jenseitige Wahrheit ein. Aber dieses Anderssein verschwindet ebenfalls im Fortgange der Entwicklung. Jedoch nicht, wie die Offenbarungsgläubigen meinen, dadurch, dafs die geoffenbarte Wahrheit zur allein herrschenden wird und die übrigen Bestimmungen angeblicher Wahrheit in sich aufhebt und verwandelt; sondern dadurch, dafs der zum Selbstbewufstsein gekommene Geist der Menschheit in den Satzungen der Offenbarung seine eigenen concreten Unterschiede anschauet, die er selbst gesetzt hat und dadurch in sich aufhebt, dafs er ihnen die für die verschiedenen Stufen seines Bewufstseins verschiedengestaltete und für sie nothwendige Form des realen Andersseins und der wirklichen Entgegensetzung zwischen geoffenbarter und selbstbewufst erzeugter oder subjectiv ausgedrückt zwischen geglaubter und erkannter Wahrheit abstreift. Dieser selbstbewufste Geist bleibt in allen seinen concreten Unterschieden und in allen realen Positionen derselben in Identität mit sich selbst und sich selbst durchsichtig und gegenwärtig. Er hat in dem allen nur ein Verhältnifs zu sich selbst, und eine für ihn durchaus andere und real jenseitige Wahrheit wäre für ihn objectiv eine Unwahrheit, subjectiv ein Wahn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Die Offenbarung und die Fragen der Zeit. Ein theologisches Bedenken von Friedrich Anton Löwe.

(Fortsetzung.)

Die früher so viel ventilirte Frage nach dem Verhältnisse der Offenbarung zur menschlichen Vernunft hat also hiernach eigentlich keine Bedeutung mehr. Ja das ganze Verhältnifs Gottes und des Menschen zu einander ist in das *Verhältnifs des Geistes der Menschheit zu sich selbst* zusammengesunken und damit die Religion als solche aufgehoben. Sie gilt nur noch für untergeordnete Standpuncte, auf denen der Geist noch nicht zu sich selbst gekommen ist; und die Geschichte der Religionen mit ihren angeblichen Offenbarungen ist nicht mehr Geschichte der Thaten und Wege Gottes unter den Menschen, sondern *Entwickelungsgeschichte der Menschheit* selbst. Die Theologie ist Anthropologie geworden und an die Stelle der Schriftforschung treten Entdeckungsreisen, besonders psychologische, im Gebiete des menschlichen Selbtbewufstseins.

Man mufs solche Ansichten, die sich in bekannten Schriften ausführlich dargelegt haben, in ihrer *relativen Berechtigung* und in ihrem *wissenschaftlichen Zusammenhange* mit der bisherigen *Speculation* nicht allein, sondern auch mit der *bisherigen Theologie und Apologetik* anerkennen, wenn man das Recht und die Macht haben will, sie zu widerlegen. Allein das ist schwierig und mifsliebig und in der Gegenwart beinahe mehr als verdächtig. Denn die Neigung der Zeit geht dahin, diese Erscheinungen entweder als ganz vereinzelte und somit durchaus unberechtigte, ja fast als blofs individuelle und rein persönliche Verirrungen und Mifsgeburten zu verurtheilen oder sie als die absolute Höhe und vollendete Consequenz des Zeitgeistes, der Speculation u. s. w. zu nehmen und je nach der Stellung der Individuen, Richtungen, Schulen zu ihnen sie maafslos zu verdammen oder zu preisen. Dieses Letztere, die Sucht Alles nur einigermafsen Verwandte in Einen Sack zu stecken, hängt mit der seit einiger Zeit zur Mode gewordenen Unart zusammen, kurzweg von der Kritik, Apologetik, Speculation u. s. w. zu reden und, statt diese oder jene namhafte Leistung darin dreist und redlich beim Worte zu nehmen, aus den hieher und daher gerissenen Lappen und zum Theil mit allerhand Zuthaten aus dem Eigenen sich nach eigener Erfindung und zu beliebigem Gebrauch eine Puppe zurechtzuflicken. So macht es auch der Hr. Verf. und fällt deshalb, was man bei einem Schüler Schleiermacher's am wenigsten suchen sollte, in die ungeheuerlichsten Uebertreibungen. Am übelsten ergeht es dem *symbolischen Kirchenglauben* und dem *speculativen*. Und da der Hr. Verf. diese beiden als die herrschenden Systeme der Gegenwart anerkennt, sie jedoch wesentlich als „mechanisch überlieferte" und als „willkührlich selbstgemachte Glaubensgewifsheit" betrachtet: so bricht er mit ihnen und mit der von ihnen beherrschten Zeit, in welcher es dahin gekommen sein soll, dafs „Freund und Widersacher nicht mehr zu unterscheiden" seien, dafs das „Eindringen der offenbaren Leugnung und Selbsterlösung durch keine *wesentlichen* Schranken mehr von der Kirche abgehalten" werde, die „Kirche selbst zum Losungswort der entgegengesetzten Parteien und Theorien und somit jedes Zwiespalts und Zweifels geworden" sei, worin endlich die „Art und Weise der kirchlichen Geltung und Geltendmachung des protestantischen Bekenntnisses sich unzweideutig einer falschen Vermittelung zwischen der einzelnen Seele und Christo nähere, wodurch zugleich Schrift und Sacrament ihre *wahre* Geltung, die ausschliefsliche Abhängigkeit von Christo darzustellen, verloren" hätten. Deshalb kommt es dem Hrn. Verf. auf ein „*That*bekenntnifs an, wo die Christenheit aufhört und die Welt anfängt; auf ein *Bekenntnifs*

Digitized by Google

allerdings, aber „nicht als feststehender Buchstabe einer formellen Rechtgläubigkeit, sondern als eben so freie, wie in Gottes Wort gegründete Selbstübergabe der Gläubiggewordenen an Christum allein mit bestimmter Lossagung von *jeder* andern und menschlichen Vermittelung der Gemeinschaft mit Gott und in ihm unter einander"; kurz es kommt ihm an, nicht auf irgend welche alt- oder neu erfundene formelle Abweichung von den bestehenden oder doch als bestehend geltenden kirchlichen und confessionellen Standpuncten", sondern „auf eine geistige und wesentliche Erhebung der Glaubenden über diese vorhandenen und über jede andere nachweisbar zeitliche und beschränkte Gestalt des Evangeliums zum Bekenntnisse der unbeschränkten Fülle Christi, durch das Zusammentreten nämlich so vieler selbstständig überzeugter Christen aller Parteien und aller Orte als immer möglich zur freien und einmüthigen, allein von göttlicher Norm geleiteten Untersuchung des unleugbaren Grundgebrechens was ihr Verhältnifs als Glieder Eines Leibes zu einander und zur Welt betrifft, sofern darunter ein gemeinsames Gebrechen des Glaubens selber sich verbergen mufs". Es müsse also „der volle unverkümmerte Standpunct des Glaubens erst wieder in entsprechender gemeinsamer Weise gewonnen" werden, aber nicht durch „neue Luther und Calvine", nicht durch ein „abermaliges Reformiren", sondern eben durch jenes Zusammentreten der selbstständig überzeugten Christen innerhalb der „äufsersten d. h. *göttlich gebotenen* Grenzen", innerhalb deren auch die Rationalisten, insofern sie ehrlich sind, aber nicht die Symbolgläubigen und nicht die Speculativen Platz finden. Zu dieser „thätigen Glaubensbezeugung" will der Hr. Verfasser nicht unmittelbar praktisch auffordern, sondern die „Nothwendigkeit" derselben rein wissenschaftlich beweisen und beginnt deshalb in diesem ersten Bande, der auch den Specialtitel führt „die Zusammenstimmung des Glaubens mit der menschlichen Selbstgewifsheit und Wissenschaft in besonderer Anwendung auf die Irrungen der Gegenwart", im 1sten Abschnitte den *göttlich menschlichen Grund* der wahren Heilsgewifsheit nachzuweisen, im 2ten die *menschliche* (resp. gegenwärtige) *Un- und Aftergewifsheit* zu schildern und das in diesem Widerstreite verborgene neue höhere Bedürfnifs; endlich im 3ten das menschliche Bedürfnifs und die göttliche Erfüllung überhaupt auf den möglichst erschöpfenden *Verhältnifsausdruck* zurückzuführen, von welchem alle geistig *vermittelte* Gewifsheit und Wissenschaft vom Glauben auszugehen hätte. Uebrig bleiben also noch die Fragen nach der Zusammenstimmung der Offenbarung mit der Geschichte und mit dem Leben, oder die historische und die praktische Frage.

Wenn der Hr. Verf. meint, dafs dies ein „neues Zurückführen des Protestantismus in die Urgrundlagen des Evangeliums" sei, so dürfte das wohl mit demselben Rechte für einen Irrthum gehalten werden dürfen, mit welchem die Tröstung, dafs eine solche Art des Zurückführens kein „Bruch mit der bestehenden Gestalt der Kirche" sei, doch wohl nur für eine Selbsttäuschung, und mit welchem die Angabe, dafs die Grundbedingungen des wahren Bekenntnisses und der wahren Einheit des Glaubens in der Reformation vorhanden waren, aber in der ferneren Entwickelung *wesentlich* alterirt und gehindert worden sind", nur für eine einseitige und übertriebene Behauptung gelten kann. Und was ist mit diesem maafslosen Anklagen der Gegenwart und des Zeitgeistes, mit diesem Zerbrechen der Continuität der Geschichte, mit diesem Sprung in die angeblichen Urgrundlagen des Evangeliums Anderes gewonnen, als für den Betrachtenden die erneuerte und durch ein frisches Beispiel bestätigte Einsicht, dafs diejenigen, welche mit aller Gewalt aus ihrer Zeit heraus gesetzt sein wollen und durch irgend einen neuen Act herausgesetzt zu sein wähnen, erst recht das Gepräge dieser Zeitlichkeit tragen und dasjenige, was in Wahrheit *schon vorhanden* ist und nur einer *zeitgemäfsen Entwickelung aus seiner eigenen Idee* heraus bedarf, als ein erst zu Machendes und Seinsollendes behandeln. Wäre der lebendige Glaube wirklich so sehr verloren gegangen und der Zweifel so ganz herrschend geworden, als es der Hr. Verf. darstellt, wonach es weder in der jetzigen Gestalt der Kirche noch in der der Wissenschaft eine eigentliche „Heilsgewifsheit" und eine „wirkliche Gegenwart Christi" gäbe, so müfste er einfach das Evangelium von dem in Jesu Christo erschienenen Heile *predigen*. Aber das thun alle evangelischen Prediger; und an solchen hat es der Kirche nirgends und zu keiner Zeit *ganz* gefehlt. Das ist nichts Neues und Besonderes, und kann auch nicht durch die versuchte wissenschaftliche Deduction der „Glaubensnothwendigkeit" und „Offenbarungsbedürftigkeit" des Menschengeschlechtes

Digitized by Google

ersetzt werden sollen. Und ist noch — was unläugbar ist — solcher Glaube und solches Predigen, Bekennen und Bezeugen des Glaubens da, ist es vor allem noch Ernst mit dem dritten Artikel des christlichen Glaubens, mit dem heiligen Geiste und einer heiligen allgemeinen christlichen Kirche u. s. w. so glaubt, bekennt und hat die Christenheit auch noch und zwar auf ganz andere Weise Alles, was und wie es der Hr. Verf. erst durch das „Zusammentreten selbstständig überzeugter" Christen hervorbringen möchte. Die Hauptconfusion, aus welcher alle diese, bei der unverkennbaren religiösen Lebendigkeit und scharfsinnigen Beurtheilung der Zeitverhältnisse sonst unerklärlichen, schiefen Auffassungen und verkehrten Forderungen entspringen, scheint darin zu liegen, dafs der Hr. Verf. die Heilsgewifsheit und den Glauben, insofern sie rein religiöse Acte sind, dem durch die Operationen des Denkens vermittelten Erkennen, also zwei incommensurable Gröfsen, gegenübersetzt und dieses Wissen und Erkennen nur in der einseitigen Bestimmtheit der menschlichen Selbstgewifsheit und nicht, wie es seiner Wahrheit nach ist, als göttlich-menschliches behandelt, zu welchem der Glaube, insofern er wesentlich Gewifsheit und Erkenntnifs des Heiles ist, sich selber aufschliefst. Der Hr. Verf. erkennt dagegen zunächst nur den *Grund* des Heiles und der Heilsgewifsheit in der Versöhnung und Rechtfertigung, und dann die *religiöse* oder *gläubige* Bestimmtheit dieser Gewifsheit durch die an die Vermittelung der heil. Schriften und Einsetzungen gebundene Wirkung Christi als des Geistes für *göttlich-menschlich* an. Der *Zweifel* ist deshalb bei ihm auch nicht ein *Moment des Ueberganges* aus der blofs geglaubten in die wirklich gewufste Gewifsheit, sondern eine *Erscheinung der Zwiespältigkeit alles menschlichen* Lebens und Denkens, wodurch grade das *Bedürfnifs einer Offenbarung*, die wesentlich *Erlösung*, und die *Nothwendigkeit eines Glaubens*, der wesentlich *Heilsgewifsheit* ist, bewiesen werde.

Hierbei ist allerdings mit Anerkennung hervorzuheben, dafs sehr wesentliche und tiefe Bestimmungen des Offenbarungsbegriffes ausgesagt sind, welche in den gäng und gebe vorkommenden Theorien theils zurückgesetzt, theils ganz übersehen wurden. Die gewöhnliche Weise der Behandlung nimmt nämlich den Offenbarungsbegriff, wie schon die äufsere Verweisung desselben in die Prolegomenen zur Dogmatik anzeigt, blofs in abstracto und entwickelt ihn abgesehen von aller wirklichen Bestimmtheit Gottes und der menschlichen Natur und Geschichte. Die Erstorbenheit dieser Abstraction kommt sogleich daran zum Vorschein, dafs die Offenbarung als Form und sie als Inhalt total und verhältnifslos auseinanderfallen. Was der Inhalt sei, weifs man hier noch nicht und es kommt auch an dieser Stelle der Vorläufigkeiten gar nicht auf ihn und auf das Wissen von ihm an. Das Interesse der Untersuchung liegt nur darin nachzuweisen, dafs dieser Inhalt, welcher er auch in näherer Bestimmtheit sei, um der *Form des Geoffenbartseins* d. h. des göttlich Gesetzt- und Vorausgesetztseins willen absolute Geltung haben müsse und wohl über die Vernunft, aber nicht wider dieselbe sein könne; wobei denn auch in Bezug auf die Vernunft die schon bezeichnete Abstraction von aller Bestimmtheit derselben als Inhalt eintritt und nur die *Form der Vernünftigkeit* in Betracht und in Verhältnifs zur Form des Geoffenbartseins kommt. Daraus entsteht denn jene Dogmatik, welche den Inhalt der Offenbarung nach sogenannten logischen Denkgesetzen systematisirt, die Wahrheit desselben aber von der Voraussetzung des Geoffenbartseins abhängig macht und die Wirklichkeit d. h. die empirische Facticität dieser Voraussetzung auf die historische Nachweisbarkeit derselben gründet. Der Beweis jedoch, dafs ein bestimmtes Factum kein blofses Naturereignifs und dafs es auch kein Phantasma u. s. w., dafs es eine eigentliche Offenbarung und zwar des wahren Gottes sei, geht einerseits an sich selbst über die blofse Historie hinaus und hat andererseits nicht blofs den Glauben an die Möglichkeit einer Offenbarung überhaupt, sondern auch ganz bestimmte Vorstellungen von Gott und dessen Verhältnifs zur Welt und Menschengeschichte zur Voraussetzung und Basis der ganzen Operation, hebt sich also selber auf und geht in den Cirkelbeweis der gewöhnlichen Apologetik über. Geht man dagegen unter Voraussetzung derselben Abstraction von der Annahme der *unbedingten Wahrheit des Inhaltes*, sei es der Offenbarung, sei es der Vernunft, aus, so sinkt die Form des Geoffenbartseins unaufhaltsam zum mehr oder weniger äufserlichen und damit zufälligen Mittel, zum Vehikel der Einführung von Wahrheiten herab, welche um dieser ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit willen dem menschlichen Ge-

Digitized by Google

schlechte absolut unvorenthaltbar seien. Dafs sie *offenbar* werden müssen, ist hier gewifs und beweislich, aber nicht so verhält es sich mit ihrem *Geoffenbartsein;* und wenn dieses aus irgend welchen Gründen angenommen wird, so giebt es für diesen Standpunct doch kein inneres und aus innerer Nothwendigkeit zu beweisendes Verhältnifs zwischen der bestimmten Form des Geoffenbartseins und dem jedesmaligen Inhalte desselben. Ueber diese Abstractionen ist der Hr. Verf. dadurch hinaus, dafs er die Offenbarung gleich in ihrer concreten Bestimmtheit nimmt als „göttliche und Göttliches mittheilende That" und sie unter Nachweis „der allgemeinen Sünde" und des „allgemeinen Zwiespaltes zwischen Freiheit und Abhängigkeit in dem natürlich-menschlichen Leben" wesentlich als *Erlösung* und *Heils*offenbarung behandelt oder als „reelle Ausgleichung" jenes Zwiespaltes. Durch die allgemeine Sünde wird allerdings das concrete Verhältnifs Gottes zur Welt und damit der Begriff der Offenbarung eigenthümlich modificirt und bedingt; sie ist unter den *geschichtlichen* Voraussetzungen und Bedingungen derselben die erste und vornehmste. Allein damit ist der Hr. Verf. noch nicht zufrieden. Er erhebt diese Sünde zur „*Grund*voraussetzung" und setzt sie so absolut, als wenn ohne sie keine wirkliche Offenbarung wäre. Es ist dies offenbar eine *Verwechselung der geschichtlichen* mit der *absoluten* Voraussetzung, mit dem *ewigen* Grunde aller wirklichen Offenbarung, den nur eine speculative Entwickelung des Gottesbegriffes aufdecken kann. Aus dieser Verwechselung entspringt dann jene *Identificirung der eigenthümlichen*, durch die Sünde bewirkten *Modification* des Offenbarungsbegriffes *mit diesem Begriffe überhaupt*, wodurch die Offenbarung selbst aus einer in dem freien Liebeswillen Gottes gegründeten, auf der eigenen Selbstbestimmung Gottes, seiner inneren Selbstunterscheidung und ewigen Selbstvermittelung beruhenden, das göttliche Wesen selbst enthüllenden, in dieser göttlichen Entäufserung und Selbsthingabe alle geschichtlichen Hemmnisse überwindenden, alle natürlichen Grundlagen, alle zeitlichen Bedingungen in sich aufhebenden und verklärenden, kurz aus einer göttlich-nothwendigen und eben darum absolut-freien zu einer durch die menschliche Noth und Bedürftigkeit nothwendig gemachten und durch die geschichtlichen u. s. w. Bedingungen zu einer allseitig gebundenen und beschränkten wird. Hiermit hängt auch zusammen, dafs der Hr. Verf. weder die Einheit der Offenbarung durch alle Zwiespältigkeit der Geschichte hindurch verfolgen noch den Unterschied der Offenbarung, sei es der in Form und Inhalt oder der in die verschiedenen Begriffsunterschiede mit den ihnen entsprechenden geschichtlichen Erscheinungsstufen als die eigene Bewegung jener concreten Einheit darstellen kann; sondern dafs er einerseits den Unterschied, wenn er ihn nicht zum Gegensatze steigert, aus einander fallen läfst und deshalb von „wirklicher Zweiheit" der Offenbarung „als λόγος und πνεῦμα" redet, andererseits die Unterschiede vor dem Zusammenfallen in eine abstracte Einheit nur durch eine ihnen selbst äufserliche Reflexion rettet und in Bewegung bringt, so dafs er z. B. das Alte Testament als „die historisch von Gott eingeführte Vernunftreligion" schildert. Aus diesen Wirrsalen kommt man nur heraus, wenn man die Offenbarung als *absolute Form des absoluten Inhaltes des Absoluten* d. h. Gottes entwickelt und ihre Vermittelung sowohl ad intra wie ad extra durch die Begriffe des *göttlichen Ebenbildes* und des *Sohnes Gottes* entstehen läfst.

Was endlich die göttlich-menschliche Natur der Heils*erkenntnifs* betrifft, so ist zu bedenken, dafs alle wirkliche Erkenntnifs Gottes die *Identität des göttlichen und menschlichen Geistes* zur Voraussetzung hat. Dies ist so sehr wahr, dafs selbst die neuesten, anstöfsigen Behauptungen, dafs der menschliche Geist an sich selbst der göttliche und der göttliche Geist der menschliche sei, nur eine Entstellung des wahren Sachverhältnisses sind. Es würde hier zu weit führen, dieses Sachverhältnifs vollständig zu entwickeln und namentlich auszuführen, wie diese den Unterschied als aufgehobenen in sich einschliefsende Identität als *ursprüngliche* durch den *Begriff* des göttlichen Ebenbildes und als aus dem Sündenfalle und dessen Folgen *wiederhergestellte* durch die *Menschwerdung* des Sohnes Gottes vermittelt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Die Offenbarung und die Fragen der Zeit. Ein theologisches Bedenken von Friedrich Anton Löwe.

(Schlufs.)

Allein das dürfte doch kurz zu zeigen sein, dafs diese Identität erst dann in ihrer Wahrheit verwirklicht und damit der Begriff der Offenbarung vollendet ist, wenn eine concrete Persönlichkeit sich aufgeschlossen hat, deren menschliches Bewufstsein zugleich ein göttliches ist und umgekehrt, und welche diese Identität nicht als eine blofs individuelle Begabung oder partikulare Bestimmtheit, sondern als die Wirklichkeit und Wahrheit des Geistes überhaupt ausspricht, darstellt und mittheilt. Der göttliche Geist hat nämlich als solcher zwar das Moment der Endlichkeit, die Negation als aufgehobene, in sich selbst; er ist die Identität des Unendlichen und Endlichen und weifs sich als solche; er ist auf ewige, unendliche Weise versöhnt mit seinem Andern. Aber dies ist nur *für ihn* offenbar, nicht für den endlichen Geist. Soll es, was die Bestimmung ist, diesem gleichfalls offenbar werden, so kann das nur dadurch geschehen, dafs der Geist, der sich selbst in seinem Anderen gleich und offenbar ist, sich selbst ihm offenbaret. Es würde also eine Abstraction sein, diese Offenbarung von dem unendlichen Geiste, wie er aufser der Welt und Menschheit ein von dem endlichen Geiste durchaus verschiedenes Dasein hat, bewirkt werden zu lassen. Dem zunächst würde es dabei durchaus an einem *Uebergange* des *einen Geistes zu dem andern* fehlen und somit an jeder eigentlichen *Vermittelung* zwischen beiden. Der unendliche Geist als solcher könnte nämlich in den endlichen Geist nur eingehen und ihn mit sich erfüllen dadurch, dafs er die Schranken desselben zerbräche und die besondere Form, in welcher der endliche Geist sein Dasein und Bewufstsein hat und worin die Eigenthümlichkeit seines Anderssein besteht, ohne Vermittelung, also willkührlich und gewaltsam aufhöbe. Aber er würde ihn dadurch sofort vernichten, wenn er nicht nach nur momentaner Dauer seines derartigen Eintritts eben so vermittelungslos den früheren Zustand wiederherstellte und das aufser sich gekommene oder vielmehr aufgehobene Bewufstsein wieder in die Schranken seiner früheren Form sich zusammenziehen liefse. Damit fehlte es ferner aber auch an einem Uebergange und einer Vermittelung zwischen der *menschlichbewufsten Form* des endlichen Geistes und jenem *Zustande* desselben, wo es von dem unendlichen Geiste überfluthet zu einem blofsen Träger desselben herabgesetzt wäre. Es würde mithin dem endlichen Geiste durchaus an der *Selbstgewifsheit der Wahrheit* fehlen; sein Selbstbewufstsein wäre und bliebe ein menschliches, endliches, beschränktes, das verschwinden mufs, um dem göttlichen, in ewiger Sichselbstgleichheit auch nur sich selbst wahrhaft offenbaren Platz zu machen und nur erst, wenn dieses gewichen ist, seine alte Stelle wieder einnehmen kann, und die Identität des göttlichen und menschlichen Geistes würde dem letzteren nicht als das wahre Wesen des Geistes offenbar, sondern als ein Zustand des menschlichen Geistes, der gewesen ist und wiederkommen kann, ohne dafs dieser Geist vermögend ist zu wissen, wie ihm darin geschieht. Es wird also bei einer solchen Auffassung eben so sehr die Voraussetzung derselben aufgehoben, als es auch dem Begriffe des menschlichen Geistes widerspricht, ihn als reine Passivität zu denken oder vielmehr als ein Naturelement, dem der göttlich-unendliche Geist bei seinem Besuch aus der Höhe zum Denkmale desselben hieroglyphische Eindrücke hinterlassen hat und eine Spur seiner Tritte gönnt, aber nicht seine unendliche Gegenwart selbst —. Kehrt man dagegen die Sache um und nimmt den menschlichen Geist als solchen zum Principe der Heilserkenntnifs und Gottesoffenba-

Digitized by Google

rung an, so ist zwar, da der Mensch *an sich* mit Gott versöhnt ist, die berührte Identität eine allem Wissen und Erfahren von diesen Gegenständen *zu Grunde liegende;* aber weiter kommt es auch auf diesem Standpuncte nicht. Sie ist und bleibt eine *Voraussetzung*, deren Nothwendigkeit nachgewiesen, deren näherer Inhalt und eigenthümliche Bestimmtheit jedoch nicht durch das Licht des menschlichen Selbstbewufstseins aufgeschlossen werden kann. Denn in welchen Formen und Wendungen sich auch der menschliche Geist auf dieser Voraussetzung bewegen und um deren wirklichen Inhalt bemühen mag, er kann nur, wie man sagt, seine Gedanken dabei haben und diese sind nichts als der Reflex seiner eigenen jedesmaligen Beschaffenheit. Es ist *sein* Licht, womit er alle Dinge beleuchtet; es ist *sein* Inneres, welches er zu Tage kehrt; es ist *sein* Wissen, welches er offenbaret. So offenbaret sich nicht *Gott*, sondern der *menschliche Geist* offenbaret ihn und zwar wie *er* ihn weifs. Damit aber *offenbaret* er gar nicht mehr Gott und was Gott von sich und allen Dingen weifs, sondern er offenbaret nur *sich selbst* und hat es nur mit *seinem* Wissen Gottes und aller Dinge zu thun. Dieses Wissen ist aber ein durchaus endliches und subjectives, ein Wissen endlicher und blofs menschlicher Bestimmungen, worin der menschliche Geist durchaus mit nichts anderem als mit sich selber zu thun hat und deshalb auch in der gröfsten Erhebung nicht aus der Subjectivität heraus und von dem endlichen Inhalte, der seine sonstige Bestimmtheit ausmacht, loskommen kann. Es *kann* daher nicht blofs als eine Einbildung, falsche Ansicht, vorgebliche Behauptung erscheinen, was er von Gott und dessen Verhältnifs zu ihm weifs und verkündet; er *mufs* sogar, wenn er erst über sich selber aufgeklärt wird, sein ganzes Wissen von Gott u. s. w. als eine blofs subjective Gewifsheit selber wissen; ja er mufs zuletzt, wenn er consequent und ehrlich ist, alles Wissen von Gott als einem von dem Subject unterschiedenen und von einem reellen Verhältnisse zu ihm als ein durchaus nur vorgebliches und eingebildetes aussprechen, da der endliche Geist als solcher durchaus nichts weifs, als sich und seine Uebereinstimmung mit sich selbst. Dieses Sichselbstgleichsein ist freilich *unendliche Selbstgewifsheit*, weshalb einer auch für Ansichten und Gefühle sterben kann, die einem andern Individuo gar nichts gelten; aber sie ist *rein formelle* Gewifsheit, die zu objectivem Inhalte und zu dessen Wahrheit gar kein Verhältnifs hat. So zerstört sich auch diese Voraussetzung und Annahme selbst und es ergiebt sich die Einsicht in die Nothwendigkeit, dafs alles wirkliche Wissen des wahren Gottes als Offenbarung in die Welt eintreten, dafs als das wahre Princip der wirklichen Offenbarung die concrete Identität des göttlichen und des menschlichen Geistes genommen und die Vollendung beider in einer Person gefunden werden mufs, in welcher Gott als der offenbare, als der offenbarende und als der geoffenbarte erscheint und durch deren Vermittelung es erkannt werden kann, dafs es die eigene Bewegung des Geistes ist, sich selbst als die Identität des göttlichen und menschlichen Geistes in dem Unterschiede und in der Entwickelung seiner Momente zu offenbaren oder in seinem Bewufstsein seinem Selbstbewufstsein gleich zu werden. Hiedurch allein wird auch das Sich-selbst-Offenbaren und -Mittheilen Gottes als eine in gleicher Weise *nothwendige* Bestimmung seiner *Natur* und *freie* Aeufserung seines *Liebeswillens* begriffen werden können; und man ist dadurch eben so sehr über den von der Natur oder dem Wesen Gottes abgetrennten willkührlichen Willen der Neu-Schellingschen Schule, als über die durch das blofs menschliche Bedürfnifs und den geschichtlichen Zwiespalt bedingte äufsere Nothwendigkeit in der Theorie unseres Hrn. Verf.'s hinaus, auch völlig im Stande, die *Frage der Zeit* auf diesem Gebiete, die der Hr. Verf. durch seinen Zurücktritt auf das reine Feld des Glaubens und durch den Nachweis der Glaubensnothwendigkeit eigentlich nur umgeht, durch eine *wissenschaftliche Theorie der Offenbarung* aus ihrer dermaligen Verstockung und Verwirrung zu lösen. Denn wenn gleich die Offenbarung sowohl als Form wie als Inhalt ursprünglich in religiöser Bestimmtheit auftritt und ihre gott-menschliche Natur zunächst dem Glauben enthüllt und mittheilt oder wenn alle wahre Gottes- und Heilserkenntnifs auf religiöser Offenbarung und auf Vermittelung des in Jesu Christo Mensch gewordenen Sohnes Gottes und seines heil. Geistes beruhet: so ist doch schon anderwärts hinreichend nachgewiesen worden, dafs der religiöse Glaube selbst eine Seite hat, durch welche er sich zum eigentlichen Wissen aufschliefst und, ohne sich selbst und seinen Gegenstand und Inhalt zu verlieren, darin übergehen kann;

Digitized by Google

so wie, dafs dieses eigentliche Wissen, das begreifende Erkennen, in seiner Wahrheit eben so gut, wie das religiöse und gläubige, die Identität des göttlichen und menschlichen Geistes oder das Wissen Gottes im Menschen und das Wissen des Menschen in Gott zum Principe haben mufs und wirklich hat, wenn es diese seine gottmenschliche Natur entwickelt.

Moll.

VI.

Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von R. H. Hiecke. Conrector und Prof. zu Merseburg. Leipzig, 1842. *bei Ed. Eisenach.* 296 S. 8.

Die vorliegende Schrift des Hrn. Hiecke ist als eine bedeutende und erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete pädagogischer Literatur zu begrüfsen. Allerdings können wir die Grundansicht des von Liebe für seinen Gegenstand wohl zu weit geführten Verf.'s nicht theilen. Dafs der *Ziel-* und *Gipfelpunct* des gesammten Gymnasialunterrichts, der auf Bewältigung und Verarbeitung alles an den Schüler herankommenden Lernstoffes berechnete Unterricht in der Muttersprache sei, dafs im deutschen der Schwerpunct liege für die in's Schwanken gerathenen Gymnasien, die nicht mehr *lateinische*, sondern *deutsche* Schulen sein müfsten, mit einem Worte, dafs das Deutsche, das Organ alles Denkens und Empfindens, das *Centrum* bilde für alle Disciplinen der Schule (S. 25 u. 278 ff.). Gleichwohl bleibt dem Verf. das Verdienst, in einer umsichtig gewählten und systematisch forschreitenden *Lectüre* eine Grundlage des deutschen Unterrichts hingestellt zu haben, auf welcher mit Sicherheit fortgebaut und zu den bedeutendsten Resultaten gelangt werden kann.

Der deutsche Unterricht, oder, wie man genauer sagen müfste, der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur, indem ja *jeder* Unterricht, insofern die deutsche Sprache Organ desselben ist, ein deutscher genannt werden mufs — ein Unterschied, welchen der Verf. nicht überall mit der gehörigen Schärfe scheint festgehalten zu haben — ferner das Verhältnifs dieses Unterrichts zu den übrigen Lehrgegenständen wird durch den Begriff und die Bestimmung des Gymnasiums selbst bedingt. Als die Aufgabe des Gymnasiums aber sieht der Verf. an (S. 19) nicht nur die Erfüllung des Subjects mit Geist- und Charakter-bildendem Wissen, sondern auch die Durcharbeitung dieses mannigfachen und reichen Gehaltes bis zur freiesten Beherrschung, so dafs die erlangten Kenntnisse und Fertigkeiten als Basis zu eigenen Productionen dienen; zu einer wahrhaft gebildeten *Weltanschauung* und *Weltwirksamkeit*, welche, von aller abstract-idealistischen Schwärmerei entfernt, mit Besonnenheit concret-ideale Zwecke verfolgt, solle das Gymnasium die elementare Bildung geben. Da also *Production*, jedoch nicht eine ganz freie, sondern eine auf selbstständiger Reproduction und Reflexion beruhende, der eigentliche Gipfelpunct des Gymnasialunterrichtes, eine solche Production in ihrem ganzen Umfange nur in der Muttersprache möglich sei: so sei das Deutsche der Ziel- und Centralpunct der gesammten Gymnasialbildung.

Wir müssen bekennen, dafs uns diese Bestimmungen des Verf.'s in das Wesen der Sache wenig einzudringen scheinen. Denn um zunächst von der Weltanschauung und Weltwirksamkeit zu abstrahiren, welche nicht in der Schule, sondern eben erst in der Welt und durch das Leben in der Welt erlangt werden kann, so bleibt als die Aufgabe des Gymnasiums die Erfüllung des Subjects mit Geist- und Charakterbildendem Wissen und die vollständige Durcharbeitung desselben. Was aber ist dies für ein Wissen? Welches Wissen wäre nicht nur Geist-, sondern, indem es eine sittliche Anstrengung und Hingabe fordert, nicht auch Charakter-bildend? Und wenn die freie Reproduction des Erlernten allerdings das Ziel des Unterrichts ist, kommt es nicht zunächst auf den *Inhalt* des zu Producirenden an und wird der vollständig und klar gefafste Gedanke nicht auch leicht seinen Ausdruck finden? Indem der Verf. daher die Muttersprache, das *Organ* alles Denkens und Empfindens, zum letzten Zweck des Unterrichts erhebt, trifft ihn der Vorwurf, den Ausdruck über den Gedanken, die *Form* über den *Inhalt* gestellt zu haben.

Der Gymnasialunterricht aber ist von einem höhern Gesichtspuncte aus zu betrachten. Eine tiefe und umfassende Bildung, welche Gymnasium und Universität geben sollen, beruht auf der Wissenschaft der Natur und des Geistes. Die Entwickelung des Geistes aber wurzelt in dem klassischen Alterthum. Als das Leben desselben zu ersterben drohte, ward es materiell durch

Digitized by Google

die germanischen Stämme, sittlich durch das Christenthum regenerirt. Das Christenthum durchdrang hierauf die germanischen und romanischen Nationen, aber die kirchliche Bildung des Mittelalters ward geläutert durch das wieder erwachte Studium des Alterthums und auf dieser antik-christlichen Wissenschaft und der erst in der neuern Zeit begründeten und gestalteten Naturwissenschaft beruht unsere heutige Bildung.

Also werden es drei Elemente sein, welche dem Gymnasialunterricht, der ersten, aber breitesten der beiden Stufen, welche auf die Höhe dieser Bildung führen, zum Grunde liegen. Das *Griechisch-Römische*, das *Germanisch-Romanisch-Christliche* und das *Mathematisch-Naturwissenschaftliche*. Das erste dieser Elemente stellt sich in dem lateinischen und griechischen Unterricht, das zweite in dem Deutschen, Französischen und der Religion dar. Zwischen beiden Elementen ist das bindende Mittelglied die Geschichte, zumal, wie sie in den beiden obersten Klassen vorzutragen ist, als Cultur- und Universalgeschichte, welche das gesammte Leben der Völker in seinem Zusammenhange entwickelt und darstellt. Das dritte Element endlich hat seine Geltung in der Propädeutik für die Naturwissenschaft, der Mathematik und in dem naturwissenschaftlichen Unterricht selbst, namentlich Physik und Elementar-Astronomie.

Auf dem richtigen Verhältnifs dieser drei Grundelemente, für welche das gemeinsame Organ die Muttersprache ist, beruht das Wesen des Gymnasialunterrichts. Welches aber von ihnen das Vorherrschende ist, hängt jedesmal von der Stufe der jugendlichen Entwickelung ab. In dem ersten Stadium derselben, wo hauptsächlich Anschauungen zu geben sind, wird der wichtigste Lehrgegenstand die *lateinische* Sprache sein: der Knabe hat die Wortformen und die syntaktischen Grundverhältnisse dieser so festen und in sich abgeschlossenen Sprache zu bewältigen und gleichsam zu erobern und an ihnen sich seine eigene Muttersprache, die er nicht erst grammatisch zu erlernen braucht, zum Bewufstsein zu bringen, eine Ansicht, welche bereits die Römer hatten, wie Cicero in seinen Briefen erzählt: Equidem memoria teneo, pueris nobis, primum *latine* docere coepisse Plotium quendam, ad quem quum fieret concursus, dolebam mihi idem non licere. Continebar autem doctissimorum hominum auctoritate, qui existimabant graecis exercitationibus melius ali ingenia posse. Die Sprache überhaupt aber ist das erste und wichtigste Bildungsmittel, weil die erste Offenbarung des Geistes das Wort oder der Logos ist.

In den mittleren Klassen wird eine tiefere Kenntnifs des Alterthums vorbereitet durch das beginnende Studium der griechischen Sprache. Neben die Uebungen in der lateinischen Syntax tritt die schwierige Erlernung der griechischen Wortformen, andererseits aber wird der jugendliche Geist durch den ebenfalls auf dieser Stufe beginnenden Unterricht in der Mathematik zu einem strengen, consequenten und zusammenhängenden Denken angeleitet. *Grammatik* und *Mathematik* werden also hier die Hauptbildungsmittel sein.

In den beiden obersten Klassen wird die Uebung des Geistes durch die Sprache und besonders die Mathematik nicht aufhören, aber der Unterricht wird eine mehr wissenschaftliche Gestalt annehmen, so dafs die Sprache mehr als Mittel, als Zweck aber der wissenschaftliche *Inhalt* erscheint, welchen der Lernende wieder frei aus sich zu reproduciren hat. Diese Productionen werden zwar hauptsächlich in der deutschen, obwohl in manchen Gegenständen auch in der lateinischen Sprache statt finden, aber der Stoff zu diesen Arbeiten wird nicht etwa nur aus dem Studium der deutschen Klassiker, welche allerdings eine gleiche Berechtigung in Anspruch nehmen dürfen als die altklassischen, sondern bei weitem mehr aus den Griechen und Römern, aus den Religions- und Geschichtsvorträgen, ja grofsentheils auch aus naturwissenschaftlichen und Lebensanschauungen geschöpft. Wenn also in den untern Klassen des Gymnasiums die *lateinische Sprache*, in den mittlern *Grammatik* und *Mathematik* die Hauptobjecte waren: so wird in den obersten Klassen der Unterricht ein sachlicher und wissenschaftlicher sein und neben dem antiken und mathematischen dem *deutsch-christlichen* Element eine vorzügliche Wichtigkeit einräumen, für welches jedoch der *Geschichts-* und *Religionsunterricht* von nicht geringerer Bedeutung ist als das Studium der deutschen Sprache und Literatur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von R. H. Hiecke.

(Fortsetzung.)

Der Geschichtsunterricht, der in den untern Klassen biographisch, in den mittleren ethnographisch und in den obern universalhistorisch und pragmatisch sein muſs, hat neben den politischen Begebenheiten zugleich die wichtigsten Momente der Cultur- und Literaturgeschichte darzustellen, die aus der Lectüre der alten Autoren fragmentarisch geschöpften Anschauungen des Alterthums zu vervollständigen und zu einem Ganzen zu gestalten, sodann die Entwickelung der Menschheit bis auf die neuesten Zeiten fortzuführen und den Schüler auf den heutigen Standpunct der Welt zu erheben. Welche Fülle von fruchtbringenden Ideen, welche Anregung zu eigenen Studien, welche Veranlassung endlich zu inhaltreichen mündlichen und schriftlichen Uebungen in der Muttersprache ein solcher Unterricht darbietet, bedarf kaum der Erörterung.

Wenn ferner das Gymnasium die harmonische Entwickelung aller geistigen Kräfte, der sittlichen sowohl als der intellectuellen sich zur Aufgabe stellt, wenn es als eine Pflanzstätte wahrer Humanität den ganzen Menschen zu bilden bemüht ist: so thut dies kein Unterricht in höherem Maaſse als der Religionsunterricht: er ist daher als die Krone und Spitze des Schulunterrichts anzusehen. Mit Recht hat man auf die hohe Wichtigkeit dieses Lehrgegenstandes in letzter Zeit wiederholt hingewiesen, sich aber über das Wesen dieses Unterrichts noch keineswegs verständigt. Soll derselbe gedeihen, so sind in den obern Klassen die einzelnen theologischen Disciplinen nicht in academischer Weise vorzutragen, wie denn überhaupt auf der Schule nicht Theologie, sondern Religion zu lehren ist, sondern die Grundlage des Religionsunterrichts, auf welche bei den Vorträgen über die Hauptpuncte der Glaubens- und Sittenlehre und bei der Entwickelung der wichtigsten Gestaltungen, welche die christliche Lehre seit ihrer Erscheinung erfahren hat, beständig hinzuweisen ist, muſs stets eine sorgfältige Lesung und Erklärung des neuen Testaments und zwar im Grundtext bilden. Die einfachen und tiefen Worte der Apostel, zumal des Paulus und Johannes, werden am ersten in die Herzen wissenschaftlich sich bildender Jünglinge eindringen und zu einem christlichen Leben im Geist und in der Wahrheit führen. Wer diesen Unterricht zu ertheilen berufen ist, ob ein geistlicher oder weltlicher Lehrer, hängt davon ab, ob er eine gründliche und religiöse Bildung mit gereifter Lebenserfahrung, Kenntniſs des jugendlichen Herzens und seiner Bedürfnisse verbindet. Unseres Erachtens dürften die Directoren der Gymnasien, vorausgesetzt, daſs sie die nöthige theologische Vorbildung besitzen, da sie am besten die gesammte Entwickelung ihrer Zöglinge, die geistige sowohl als sittliche, kennen zu lernen im Stande sind, vorzugsweise berufen sein, den Religionsunterricht zumal in den obersten Klassen zu leiten.

Wir haben als drittes Hauptelement des Gymnasialunterrichts das *Germanisch-Romanisch-Christliche* genannt. Der romanische Bestandtheil stellt sich in der *französischen* Sprache dar, da das Italienische und Englische nur ausnahmsweise auf Gymnasien gelehrt werden. Das K. Preuſs. Ministerium des Unterrichts sieht zwar in seinem durch die Lorinser'sche Schrift hervorgerufenen Erlaſs vom 24. October 1837 die französische Sprache eben so wenig als die Hebräische als integrirende Lehrgegenstände der Gymnasien an, diese, weil sie als Vorbereitung zu einem speciellen Facultätsstudium dem allgemeinen Zweck der Gymnasien fremd sei, jene, weil sie ihre Erhebung zu einem Gegenstande des öffentlichen Unterrichts nicht sowohl ihrer innern Vortrefflichkeit und der bildenden Kraft

Digitized by Google

ihres Baues, als der Rücksicht auf ihre Nützlichkeit für das weitere praktische Leben verdanke. Allein wenn auch von der hebräischen Sprache zugegeben werden kann, dafs sie, indem sie nur für das Verständnifs des alten Testaments nothwendig ist, und das Christenthum die Resultate der jüdischen Religion in sich aufgenommen hat, für die allgemeine wissenschaftliche Bildung kein wesentliches Element sei, so ist die französische Sprache noch aus einem andern Gesichtspunct als dem der Nützlichkeit zu betrachten. Die Entwickelung der europäischen Menschheit ist nämlich eine doppelte, eine Germanische und eine Romanische, eine protestantische und eine katholische, und es würde zu einer grofsen Einseitigkeit der Bildung führen, wenn in der französischen Sprache wenigstens nicht ein Schlüssel geboten würde zum Verständnifs dieser romanischen Welt, welche reich genug ist an Entwickelungen des Lebens in Staat, Kunst und Literatur.

Also auf der innigen Harmonie des antiken, des modernen und mathematischen Elements beruht der Gymnasialunterricht; die deutsche Sprache aber ist nicht das Centrum, sondern das *Organ* desselben. Nur so kann das Gymnasium seinen Zweck erreichen, der ein doppelter ist, Uebung und Stärkung aller geistig und sittlichen Kräfte und Erwerbung der zu einem wissenschaftlichen Studium erforderlichen positiven Kenntnisse. So ist der von der Schule scheidende Jüngling fähig die Aufgabe des academischen Studiums zu lösen, auf der Grundlage einer tiefen und umfassenden philosophisch-historischen Bildung sich für einen besondern wissenschaftlichen Beruf vorzubereiten, so kann er zu gleicher Zeit ein selbstthätiges Studium der Philosophie und Geschichte sowohl als seiner besonderen Berufsdisciplin beginnen und die Wissenschaft zugleich in ihrem Centrum, der Philosophie, und in ihrer Peripherie, den positiven Disciplinen, erfassen. Das Gymnasium aber ist weder eine lateinische noch eine deutsche Schule: *es ist die Vorschule für ein wissenschaftliches Leben* und die Wissenschaft ist eine einzige, allgemeine, eine Weltwissenschaft.

Ist dies das Grundprincip des Gymnasiums, so ergiebt sich von selbst, dafs Realgymnasien ein Unding sind. Den Naturwissenschaften vor denen des Geistes den Vorzug einräumen, heifst die Natur über den Geist, das Geschaffene über das Schaffende stellen: aus dem Alterthumsstudium aber die griechische Sprache verbannen, heifst jenem seine herrliche Grundlage rauben und die gesammte Bildung auf Sand bauen. Wie es nur *eine* Wissenschaft giebt, die den Mittelpunct ausmacht für alle einzelnen Disciplinen, und für sie die Gesetze und Principien aufstellt: so giebt es auch nur eine Vorbildung für die Wissenschaft und diese ist das Gymnasium zu geben berufen. Jede Vorbereitung für einen besonderen Lebensberuf auf der Schule ist nicht mehr Bildung, sondern Abrichtung. Es ist daher ein erfreuliches Zeichen fortschreitender Intelligenz, dafs der Staat eine gemeinsame Grundlage aller höheren Bildung anerkennend, das Studium der alten Sprachen zur Basis auch des höhern Militairunterrichts zu machen gesonnen ist. Anders ist freilich die Stellung der Realschulen. Diese haben unmittelbar auf einen bestimmten praktischen Lebensberuf, auf den Handels- und Gewerbestand vorzubereiten, sie haben die Kluft zwischen Schule und Leben schon auf der Schule auszufüllen, können daher auch keine allgemeine, wissenschaftliche, sondern nur eine beschränkte praktische Bildung geben.

So viel über den Organismus des Gymnasialunterrichts und das Verhältnifs der deutschen Sprache zu demselben. Gehen wir nun mit Hrn. Hiecke auf die Organisation dieses Unterrichts selbst über und betrachten wir zunächst den Gewinn, welcher für die Bildung im Deutschen aus der zweckmäfsigen Behandlung der übrigen Schuldisciplinen hervorgehen mufs. Es ist durchaus richtig, dafs der Unterricht in der Muttersprache sich durch alle übrigen Lectionen hindurchzieht. Keineswegs aber darf der Lehrer, wie der Vf. will, jeden anderweitigen Unterricht auch zugleich als Unterricht im Deutschen ansehen und *behandeln*. Dies würde dem eigentlichen Lehrobject selbst den gröfsten Eintrag thun. Da die deutsche Sprache das Organ für alle Disciplinen ist und dem Lehrer obliegt, seinen Gegenstand in einer so klaren und anschaulichen Form darzustellen, dafs derselbe wirklich ein geistiges Eigenthum des Schülers werden kann, so liegt hierin schon mittelbar ein grofser Nutzen für die Bildung im Deutschen; eine besondere Behandlung derselben aber würde die Harmonie zwischen Inhalt und Form aufheben und dieser ein ungebührliches Uebergewicht geben.

Wohl begründet dagegen sind die nachfolgenden Forderungen, welche der Verf. an die übrigen Disciplinen macht, damit durch sie auch die Fortbildung

Digitized by Google

im Deutschen kräftig gefördert werde, zunächst eine zweckmäfsige Auswahl des Stoffes und sodann die rechte Form für denselben, eine nicht blofs objectiv probehaltige, sondern auch subjectiv zweckmäfsige Darstellung. Desgleichen sind Repetitionen sowohl der einzelnen Theile als gröfserer Abschnitte und in den untern Klassen nicht blofs das *Ein*lernen, sondern auch das *Fest*lernen des Stoffes dringendes Bedürfnifs. Wir wollen hier noch daran erinnern, dafs die so oft besprochenen schriftlichen Arbeiten nur *Mittel*, nicht Zweck sein dürfen und dafs eine jede Repetition zugleich eine *Reproduction* sein müsse, welche eben durch die schriftliche Ausarbeitung vorbereitet und gesichert wird.

Ist so der Schüler absolut Herr und Meister des ihm gebotenen wissenschaftlichen Stoffs geworden, so ist unseres Erachtens Alles erreicht, was die Schule vernünftiger Weise erreichen kann. Denn dafs nun auch, wie der Verf. verlangt, der Trieb und die Fähigkeit ausgebildet werde, eigene sinnvolle Fragen aufzuwerfen, *Probleme zu entdecken*, zweckmäfsige Beobachtungen zu ihrer Lösung anzustellen, mit einem Worte, dafs in allen Gegenständen auf freie Arbeiten gedrungen werde, zwar nicht absolut freie, doch aber freie im Verhältnifs zu den bisherigen Leistungen: das sind Ansprüche, wie man sie wohl an einzelne, vorzugsweise reich begabte Schüler und auf Universitäten studirende Jünglinge, keineswegs aber an alle Zöglinge des Gymnasiums machen darf. Der gröfste Fehler, der bei der Erziehung und bei dem Unterrichte begangen werden kann, ist auf zu frühzeitige Productionen zu dringen, ernten zu wollen, bevor man gesäet hat. Die Jugend ist auf der Schule vorwiegend *receptiv*. Man darf ihr nicht Leistungen zumuthen, die einen solchen Zeit- und Kraftaufwand in Anspruch nehmen würden, dafs sie dem Studium der übrigen Disciplinen Eintrag thun müfsten, zumal da es oft schon Einzelnen besonders in den exacten Wissenschaften schwer wird, den eigentlichen Vortrag des Lehrers aufzufassen und zu durchdringen, so dafs ihnen eine Lösung von Problemen schlechterdings unmöglich sein würde. Der Verf. fährt (S. 30) weiter fort: „Jeder Lehrer soll es als sein gutes Recht ansehen, auf diese Weise noch eindrücklicher mit seiner Thätigkeit in die Wirksamkeit der Lehrer des Deutschen einzugreifen; denn nur so behandelt er das ihm übertragene Object in der intensiv bildendsten Weise, *erst damit kommt dies Object zu seinem vollen Rechte*". Aber das Object *soll* auf dem Gymnasium gar nicht zu seinem vollen Rechte kommen: dies kann erst auf der Universität geschehen: auf der Schule ist jedes Object nur *Mittel* für die Gesammtbildung, nur ein Glied in dem Organismus der Humanitätswissenschaften; Eingriffe, wie die bezeichneten, würden *Uebergriffe* sein, welche die harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte nur stören könnten. Selbstständige Production kann, abgesehen von den mathematischen Aufgaben, in welchen theoretisch erlernte Sätze und Formeln praktisch angewendet und geübt werden, nur in den deutschen und lateinischen Aufsätzen stattfinden, deren Gegenstände jedoch durchaus in dem Gesichtskreise der Schüler liegen müssen, und zu dem Ende allerdings sehr zweckmäfsig aus den Gebieten der übrigen Disciplinen gewählt werden können.

Mit Recht erscheint dem Verf. der Geschichtsunterricht vorzüglich erspriefslich auch für die Bildung in der Muttersprache, namentlich sind die freien Wiederholungen der gehörten Vorträge eine treffliche Uebung in der Beredsamkeit. Relationen jedoch aus andern historischen Schriften und Quellen als den vom Lehrer bezeichneten, sind unseres Erachtens aus den geschichtlichen Stunden zu verweisen, weil sie in den Vortrag des Lehrers fremde Elemente bringen und den Schüler verwirren könnten, und auf die deutschen Stunden zu beschränken. Auch müssen wir es unzweckmäfsig finden, dafs für die mittlern Klassen — für die unteren will der Verf. den Vortrag des Lehrers nicht entbehrt wissen — ein gutes Lehrbuch, das sich nicht mit einer trockenen Angabe der Facta begnügt, sondern lebendig schildert, geradezu eingeführt und der fortlaufende Vortrag an die Schüler abgegeben werden soll. Der Lehrer darf das Heft nicht aus der Hand geben, zuerst, weil das persönliche Ansehen desselben nothwendig dann leiden mufs, wenn der Schüler Alles glaubt aus dem Buch schöpfen zu können, sodann, weil das lebendige Wort des Lehrers einen weit tieferen Eindruck macht als die Lesung des todten Buches, endlich, weil der Schüler unmöglich im Stande ist, das Wichtige von dem Unwichtigeren, die Hauptsachen von den Nebensachen zu unterscheiden und aufzufassen. Dagegen werden als historische Lectüre die Biographien des Plutarch, wenn

Digitized by Google

auch nur in einer guten Uebersetzung und Bearbeitung, denn es ist besser, dafs sie in einer Uebersetzung als überhaupt gar nicht gelesen werden, mit Recht dringend empfohlen. Es veranlafst uns dies von dem rechten Gebrauch der Uebersetzungen überhaupt zu reden. Wollte man denselben dem Schüler bei der Interpretatation der alten Autoren gestatten, obwohl man es meistentheils nicht verhindern kann: so geht die Anstrengung und Uebung der geistigen Kraft verloren, welche dadurch erzielt wird, dafs der Schüler ohne andere Beihülfe als die des Wörterbuchs, der Grammatik und solcher Anmerkungen, welche die für Sach- und Spracherklärung unentbehrlichen Data geben, den Sinn des Autors zu erfassen sucht. Aber für die nicht minder nothwendige Kenntnifs und Anschauung von der Geschichte und dem Leben des gesammten Alterthums wird man der Uebersetzungen nicht entrathen können. Denn man dürfte einem Schüler doch wohl nicht zumuthen, Autoren wie Aeschylus, Sophokles, Euripides, Demosthenes, Thukydides vollständig im Original zu lesen, etwas was dem Philologen von Fach Schwierigkeiten genug macht. Nur durch die fleifsige Lectüre der schwierigeren Autoren in guten Uebersetzungen kann die Kenntnifs des Alterthums weniger fragmentarisch und lückenhaft werden, als es jetzt der Fall ist und selbst die Lesung der Original-Klassiker wird durch die auf solche Weise gewonnene *Sachkenntnifs* erleichtert und gefördert werden.

Mit Recht macht der Verf. bei dem historischen Unterricht auf das aufmerksam, was man das *Typische* der Geschichte nennen kann, weil es, wie Kriege, Schlachten, Friedensschlüsse, Revolutionen, in gröfseren oder kleineren Modificationen immer wiederkehrt. Allerdings ist das einmal gewonnene Verständnifs *eines* solchen Factums die beste Anleitung für die Einsicht in ein analoges; nur geht der Verf. zu weit, wenn er behauptet, dafs sich die wesentlichsten und bleibendsten Züge des Römischen Nationalgeistes in Cäsar's Commentarien über den Gallischen Krieg im Kleinen nachweisen liefsen. Hier vergifst der Verf., dafs man in jenen Commentarien die Römer weder auf der Höhe ihrer sittlichen und bürgerlichen Gröfse, noch in ihrer innern politischen Wirksamkeit durch Gesetz und Recht kennen lernen würde.

Einen noch specielleren Gewinn zieht das Deutsche aus der Behandlung der alten Sprachen, insofern durch eine genaue und geschmackvolle Uebertragung der alten Autoren in die deutsche Sprache diese selbst wahrhaft künstlerisch behandelt wird. Auch erweckt ein gründlicher und eindringender Unterricht in den alten Sprachen den grammatischen Sinn überhaupt, bringt die Eigenthümlichkeiten der Muttersprache zum Bewufstsein, wie denn überhaupt das Wesen einer Sprache erst aus der Vergleichung mit einer andern sich erschliefst und gewöhnt an eine strenge logische Genauigkeit, an eine gewisse *Reinlichkeit*, wie der Verf. es nennt, im Denken und Sprechen überhaupt. Gründliche Kenntnifs der Grammatik und eine logisch-grammatisch-rhetorische Zergliederung der Perioden sind freilich für das Gelingen dieses Unterrichts unentbehrlich. Eine *logisch-ästhetische Durcharbeitung* aber der alten Autoren, wie sie der Verf. fordert, ist unausführbar. Das Höchste, was man in dieser Rücksicht verlangen kann, ist sorgfältige Relation des Inhalts, des Ganges und der Gruppirung des Stoffes in mündlichen Vorträgen und schriftlichen Aufsätzen. Ein weiteres Eingehen mufs wie das tiefere Verständnifs der Klassiker überhaupt und ihre Reconstruction der Universität vorbehalten bleiben.

Hierin besteht nach der Ansicht des Verf.'s „die grofse und eingreifende Hilfe, welche die nicht deutschen Lectionen für das Deutsche" (oder wohl richtiger für die allgemeine Bildung) zu gewähren vermögen. Wir vermissen hierbei den bedeutenden Einflufs, welchen das Studium der Mathematik auch auf die Genauigkeit und Präcision des deutschen Ausdrucks ausübt. Es mufs aber auch die Mathematik in ihrem Verhältnifs zur Gesammtbildung aufgefafst werden, es mufs deshalb der Schüler eine Herrschaft über den mathematischen Stoff erlangen und nicht nur die einzelnen begriffenen Sätze in strenger Ordnung frei vortragen, sondern auch eine Uebersicht ganzer Abschnitte zu geben im Stande sein. So wird der mathematische Unterricht in Verein mit dem grammatischen eine bessere Vorschule zum Studium der Philosophie bilden, als die sogenannte philosophische Propädeutik, die mehr einen formellen Nutzen haben und den Uebergang zum strengen philosophischen Studium vermitteln als in den Gymnasial-Unterricht bedeutend eingreifen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von R. H. Hiecke.

(Fortsetzung.)

Was nun den deutschen Unterricht selbst betrifft, so ist die vollkommen zu billigende Grundansicht des Verf.'s, „dafs dieser Unterricht durch und durch auf gehaltvolle und eindringende Lectüre zu gründen, nicht dafs er damit sich abschlösse, aber wohl sei hiermit die natürliche Basis gegeben für eigene inhalts- und lebensvolle Productionen, für einen interessanten und fördernden grammatischen Unterricht und für alle sonstige theoretische und historische Belehrung, wie Metrik, Poetik und Literaturgeschichte".

Von den Gründen, welche der Verf. anführt, wie die Nothwendigkeit der Lectüre zu erreichen, ist unseres Erachtens der bedeutendste und der, welcher alle übrigen in sich schliefst, dafs eine jede Sprache als ein lebendiger Organismus, als der sinnliche Ausdruck und die Hülle des *Gedankens* anzufassen ist, dafs aber erst in der schriftlichen Darstellung der Gedanke zu seinem vollkommenen und angemessenen Ausdruck kommt. Soll aber die Lectüre ein Mittel werden, sich die deutsche Sprache und die geistigen Schätze derselben anzueignen, soll zugleich eine schlechte, verbildende und entnervende Lectüre verhindert werden, so mufs das Lesen gelehrt werden, und zwar nicht allein durch Regeln und Anweisungen, sondern die deutsche Lectüre mufs so gut wie die griechische und römische zu einem Unterrichtsgegenstande gemacht, es müssen deutsche *Interpretationsstunden* eingeführt werden. Unsere deutschen Klassiker bieten eben so grofse Schwierigkeiten des Verständnisses als die der Alten, weniger freilich in der Auffassung der Wörter und Formen, deren Material bekannt ist, mehr dagegen schon in dem Bau der Sätze und ihrer Verbindung, am meisten jedoch in der Erfassung der Sätze und der Gedanken, indem die moderne Weltanschauung eine weit tiefere und reichere als die antike ist.

Die Einführung von Chrestomathien dagegen dürfte unseres Erachtens höchstens für die mittleren Klassen zuzulassen sein, wo die Erklärung sich noch nicht auf die Composition eines gröfseren Ganzen erstrecken kann. Die höhere Interpretation aber, wie sie in den obern Klassen eintritt, mufs zum Gegenstande ein vollendetes, in sich abgeschlossenes und abgerundetes Ganze haben, nicht Fragmente und Bruchstücke, sollten diese auch bei weitem besser ausgerüstet und zusammengestellt sein, als es in der Regel der Fall ist.

Die öffentliche Lectüre ist jedoch noch keineswegs ausreichend, sondern es mufs eine häusliche hinzutreten. Diese ist eine doppelte, eine wissenschaftliche und eine unterhaltende Lectüre. Denn weder kann der Schüler stets mit Anstrengung lesen, so dafs er das Gelesene sich immer reproducirt, wie dies der Verf. zu fordern scheint, sondern er mufs auch lesen, um sich von ernsteren Arbeiten zu erholen und Gemüth und Phantasie zu erfreuen, noch kann die deutsche Lectüre in die Erholungsstunden des Schülers verwiesen und die eigentliche Arbeit des Geistes ausschliefslich dem Studium der alten Klassiker zugewendet werden, wie Deinhardt verlangt in seiner Schrift: Ueber den Gymnasialunterricht nach den wissenschaftlichen Anforderungen unserer Zeit. Aber die Schule mufs die ganze häusliche Lectüre leiten und regeln, einerseits damit die wissenschaftliche Lectüre zweckmäfsig und fruchtbringend, andererseits damit den nachtheiligen Folgen, welche eine schlechte Unterhaltungslectüre herbeiführen kann, vorgebeugt werde. Zu dem Ende halten wir reichhaltige und zweckmäfsig eingerichtete *Schülerbibliotheken* für ein nothwendiges Bedürfnifs *jedes* Gymnasiums, indem nur durch ein solches Institut dem Schüler diejenigen Schriften in

Digitized by Google

die Hände gegeben werden können, welche seine gesammte Ausbildung zu fördern und den Unterricht des Lehrers zu befestigen und zu ergänzen im Stande sind.

Der Verf. behandelt in einem dritten Abschnitt *Wahl und Umfang der Lectüre.* Fragen wir: was soll gelesen werden? so wird das, was der Verf. als Entscheidungsgründe aufstellt, Einflufs auf das Gemüthsleben, Erweiterung des Gedankenkreises, Geläufigkeit im Sprechen und Denken, Grundlage für theoretische Einsicht, endlich Einführung in die Literatur, mehr oder minder durch jedes literarische Product erreicht werden. Der Hauptgesichtspunct ist unseres Erachtens, dafs nur solche Schriften gelesen werden, welche der jedesmaligen Entwickelungsstufe der Schüler angemessen sind, mit den übrigen Unterrichtsgegenständen, zumal der Geschichte, der Religion, der Naturwissenschaft in Verbindung stehen, von diesen ihr Licht erhalten und erläuternd wieder auf sie zurückwirken. Nun aber ist, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, die Entwickelung des Individuums vollkommen analog dem Gange der Bildung des Volkes und fügen wir hinzu, der Menschheit überhaupt. Wie daher Epos und Geschichte die Anfänge und das Drama und die Beredsamkeit die Blüthe aller Literatur sind, so hat auch die Lectüre mit episch-anschaulichen, bewegt-fortschreitenden Darstellungen anzufangen, mit Homerischen Dichtungen und Herodoteischen Erzählungen, alsdann fortzuschreiten zur Lyrik und Didaktik, und endlich mit dem Drama und der Beredsamkeit zu schliefsen, wobei es sich von selbst versteht, dafs niemals eine dieser Gattungen der Poesie und Prosa ausschliefslich herrscht, sondern nur vorzugsweise berücksichtigt wird. Die Auswahl, welche der Verf. hier unter den Autoren trifft, der Vorschlag, in Ermangelung geeigneter politischer Reden in der Muttersprache Demosthenische in der Uebersetzung von Jacobs zu lesen, die Ansicht endlich, dafs unter unsern grofsen Klassikern weder Klopstock in seiner etwas abstracten Weltanschauung, noch der nicht genug productive, divinatorisch umhertastende Herder Autoren für die Jugend seien, sondern dafs diese unter *Lessing's*, *Schiller's*, *Goethe's* Panieren geschaart werden müsse, verdient vollkommenen Beifall. Auch Uhland, dieser nationale und ächt deutsche Sänger, ist einer vorzüglichen Beachtung werth.

Der *vierte* Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit der Frage, *wie* gelesen werden solle? Hier ist die Ansicht des Verf.'s, dafs die laute Recitation den Kreis der Leseübungen eröffnet und beschliefst, indem sie am besten bekundet, wie weit der Schüler die zu erklärende Schrift sich zu seinem geistigen Eigenthum gemacht habe. Die Erläuterung selbst aber durchläuft drei Stadien. Zuerst werden nach der Vorlesung des Ganzen der Inhalt und die Hauptgedanken der Reihe nach in freier Rede angegeben, dann geht man von dem Allgemeinen in's Einzelne, erläutert die sachlichen und sprachlichen Schwierigkeiten, bei letzteren sowohl die lexicalischen als syntactischen. Zweitens betrachtet man die Eintheilung und die Gliederung des Ganzen und das dritte Stadium bilden Fragen, welche aus dem gegebenen Stoff gezogen und auf Grund desselben beantwortet werden, wie z. B. nach der Lectüre von Cäsar's gallischem Krieg nach den politischen Verhältnissen Galliens vor der römischen Invasion gefragt werden kann. Weiter aber zu gehen, nach dem *Warum* der Darstellung zu fragen, in die innerste Werkstätte der Composition einzudringen, das liegt, unserer Meinung nach, über der Fähigkeit des Schülers und mufs einem reiferen und philosophischen Denken vorbehalten bleiben, wie die tiefere Betrachtung der Individualität des Autors, der Stilgattung und der Literatur überhaupt. Es ist dies wieder ein Punct, wo der Verf. die Grenze zwischen Gymnasium und Universität überschreitet, und dadurch, dafs er zu viel erreichen will, Gefahr läuft zu wenig zu erlangen, und durch Reflexionen, die über dem Horizont des Schülers liegen, Oberflächlichkeit und Halbbildung zu befördern, oder, indem er aus seinem Gegenstande Alles herausziehen will, was nur irgend in demselben liegt, den Schüler, der für solche gelehrte Zergliederungen noch kein Interesse haben kann, zu ermüden und abzustumpfen.

Sehr richtig dagegen ist, was der Verf. über das naturgemäfse Verhältnifs von freien Vorträgen und schriftlichen Aufsätzen bemerkt, für welche eine eindringende und reflectirende Lectüre den reichsten Stoff darbietet. Je mehr das Leben der Nation ein öffentliches, ein Leben im Staate wird, desto höher werden sich die Anforderungen steigern, die in der Bildung zur Beredsamkeit an die Schulen gemacht werden, abgesehen davon, dafs die Schule einen ihrer Hauptzwecke, Uebung und Stärkung der Geisetskraft am

Digitized by Google

besten durch das Mittel der freien Rede erreicht. Aber Sprechen und Schreiben stehen im innigsten Zusammenhang. Das Schreiben ist ein fixirtes, zusammenhängendes, ausgebildetes Sprechen und wiederum ist die Sprache auf einer höheren Stufe, die *Rede*, eine in sich abgeschlossene, in einer angemessenen Form vorgetragene Reihe von Gedanken, die eine Meditation und Ueberlegung voraussetzt, die am besten durch die schriftliche Abfassung bewirkt wird. Also wird zunächst, damit der schriftliche Ausdruck einfach und natürlich werde, dem Schreiber das Sprechen, auf einem höhern Standpunct aber, damit die Rede ein in sich abgeschlossenes, durchdachtes Ganze bilde, das Schreiben dem Sprechen vorangehen. Stilus est optimus dicendi artifex atque magister.

In einem *fünften* Abschnitt kommt der Verf. auf das für den deutschen Unterricht nöthige *theoretische* und *historische* Wissen (Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache, nebst philosophischer Grammatik; Metrik und Prosodik; Poetik, Rhetorik und Geschichte der deutschen Literatur; Logik, Encyklopädie der Schulwissenschaften), endlich auf die Production über dahin einschlagende Fragen.

Auch für dieses theoretische und historische Wissen ist ihm die Lectüre Basis und Ausgangspunct. Es ist überhaupt das Wesen des Gymnasialunterrichts, von der Praxis zur Theorie, von dem Besonderen zum Allgemeinen fortzuschreiten, während die Methode des academischen Studiums eine umgekehrte ist und die individuelle Gestaltungen als die Verwirklichungen allgemeiner Gesetze und Principien darstellt. So mufs jeder grammatische Unterricht, besonders der in der Muttersprache, da bei demselben das Können der Erkenntnifs vorausgeht, von dem lebendigen Sprachorganismus, dem *Satze* ausgehen: aus dem Satze sind die Redetheile und die syntaktischen Begriffe zu entwickeln: das Erste ist das Beispiel, das Zweite die Definition: endlich ist auch der Satz- und Periodenbau von dem Schüler selbst aufzufinden. Damit soll keineswegs ein ausdrücklicher Unterricht in der deutschen Grammatik in der Formenlehre sowohl als Syntax für überflüfsig erklärt werden: ohne ihn würde nicht einmal die Erlernung der lateinischen Grammatik möglich sein: nur mufs man bei diesem Unterrichte die analytische Methode anwenden und den Schüler über eigentlich bekannte und geläufige Gegenstände zur Besinnung und zum Bewufstsein kommen lassen.

Dafs jedoch, nachdem in der untersten Klasse der Unterricht in der deutschen und lateinischen Grammatik eine Zeit lang Hand in Hand gegangen, die regelmäfsigen Declinationen und Conjugationen beider Sprachen zu erlernen sind, der Lehrer des Lateinischen bei der nun folgenden Lectüre leichter Lesestücke die Wörter gleich selbst angiebt und „dem armen Schüler die heillose Qual der Präparation, die für den Anfänger nichts als ein maskirter Müfsiggang sei, eben weil sie *keine* geistige Arbeit sei, erspare", halten wir für vollkommen unrichtig. Gerade die Präparation giebt zu den mannigfaltigsten Geistesoperationen Veranlassung. Der Schüler mufs sich den Satz in seine Bestandtheile und Wörter, das einzelne Wort wieder in Stamm und Endung zerlegen, erst dann kann er es im Wörterbuch auffinden und sich in der gehörigen Form imprimiren. Freilich müssen die Lesestücke so gewählt sein, dafs nichts in denselben vorkommt, das nicht mit Hülfe der bis dahin erlernten Formen und Regeln aufgelöst und aufgefunden werden kann; auch sind dem Schüler nicht gleich gröfsere Wörterbücher, sondern solche, die eigenst für die Elementarlectüre ausgearbeitet sind, in die Hand zu geben. Ist für die untern Klassen der grammatische Lehrstoff die Formenlehre und Wortbildung, ferner Orthographie und Interpunction: so hat in den mittlern Klassen die Behandlung des lexicalischen und materiellen Reichthums der Sprache einzutreten. Hier unterscheidet der Verf. drei Stufen, die *extensive*, die *extensiv-intensive*, und die *intensive*. Die erste behandelt die ganze Fülle der Sprache an *Stamm-* und *Wurzelwörtern*. Die zweite die durch Fortzeugung und Fortgestaltung derselben Wurzel abgeleiteten Wörter, die *Wortfamilien*, die dritte endlich betrachtet die mannigfache Fortbildung der *Bedeutung* desselben Wortes und giebt die Geschichte der in ihm wohnenden Seele.

In den obern Klassen will der Verf. die Syntax und Wortforschung nicht aufgegeben wissen: im Gegentheil könne die Erläuterung vorzüglich tiefsinniger Wörter erst hier beginnen: als die eigentliche Aufgabe aber dieser Klassen, zunächst der Secunda sieht er die altdeutsche Grammatik und Lectüre an.

Wir müssen uns jedoch entschieden gegen ein

Digitized by Google

systematisches Studium des Altdeutschen auf Gymnasien aussprechen. *Das Altdeutsche ist kein integrirendes Element der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung*, wie überhaupt keine Sprache in ihren Anfängen, sondern erst in ihrer Vollendung ein Bildungsmittel sein kann. Allerdings kann das Altdeutsche für das gründliche Studium der heutigen deutschen Sprache nicht entbehrt werden, allein es ist eine Bezugnahme auf dasselbe nur in so weit nothwendig, als die Wurzelwörter des Hochdeutschen, die Flexions- und Ableitungssylben ihr Licht und ihre Bedeutung aus der alten Sprache erhalten. Was aber die altdeutsche Lectüre betrifft, so ist die Kenntnifs der Niebelungen für eine deutsche Jugend unerläfslich, aber da die Lesung derselben im Grundtext einen unverhältnifsmäfsigen Zeit- und Kraftaufwand erfordern würde, so mufs hier die Lectüre einer zweckmäfsigen Bearbeitung eintreten. Die eigentliche Wiege indefs der Jugendbildung bleibt immer Hellas und der Kreis Homerischer Gesänge: Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo Musa loqui! — Bedenkt man überdies, dafs in Secunda bereits vier Sprachen gründlich betrieben werden, dafs eine nicht unbedeutende Schülerzahl das Hebräische hier zu erlernen anfängt: so kann man nicht noch die grammatikalische Erlernung des Altdeutschen fordern, ohne den Schüler mit Material zu erdrücken.

Eben so wenig können wir es gutheifsen, dafs in Prima aufser dem Altdeutschen noch eine Propädeutik der Sprachphilosophie gelehrt werde: es kann nicht ein Object integrirender Bestandtheil des Lehrplans sein, von dem der Verf. selbst gesteht, dafs es einen fragmentarischen Charakter behalten mufs. Allerdings ist die Hervorhebung von Identität und Differenz der griechischen, lateinischen, deutschen und französischen Sprache von grofser Wichtigkeit: allein dieselbe wird weit besser an die Lectüre angeknüpft, als dafs die in Prima zumal ohnehin bedeutende Zahl der Unterrichtsobjecte noch um eins vermehrt wird.

Dagegen dürfen Rhetorik und Poetik, letztere in Verbindung mit Prosodik und Metrik nicht, wie der Verf. will, sich lediglich an die Lectüre anschliefsen, sondern müssen in eigenen Cursen freilich mit steter Hinweisung auf concrete Fälle vorgetragen werden. Die Lectüre ist zwar ein vortreffliches Mittel, dem Schüler Anschauungen und Ideen zuzuführen und sein eigenes Denken zu erwecken, aber er bedarf auch für seine eigenen Productionen einer besonderen Anleitung und diese ist nur die Rhetorik und für die nicht geringe Zahl derjenigen Schüler, welche sich in der Dichtkunst versuchen, die Poetik zu geben geeignet.

Für den Vortrag der Geschichte der deutschen Literatur fordert der Verf. mit Recht eine grofse Beschränkung des Materials: aufser einer allgemeinen Charakteristik der einzelnen Perioden in bestimmten und scharfen Umrissen, sollen nur die Hauptautoren, dem Schüler vorgeführt werden, damit nur über solche Gegenstände gesprochen und geurtheilt werde, welche er aus eigener Anschauung und Lectüre kennen zu lernen im Stande ist.

Noch gedenkt der Verf. der philosophischen Propädeutik, welche aus den Elementen der Logik und Psychologie besteht. Aber mit der Logik, wie er fordert, bereits in Secunda anzufangen, scheint uns nicht nur deshalb unzweckmäfsig, weil die Schüler dieser Klasse für ein abstracteres Denken noch nicht reif sind, sondern weil überhaupt das Studium der philosophischen Propädeutik in die Lehrobjecte der Schule wenig eingreifen und nur den Uebergang zum strengeren Studium der Philosophie auf der Universität vermitteln kann. Wie wenig aber überhaupt der Verf. eigentlich den Standpunct der Schule festhält, zeigt er darin, dafs er in Prima eine Encyklopädie der gesammten Schulwissenschaften vorgetragen wissen will. Was sind Schulwissenschaften? Man kann behaupten, dafs es überhaupt keine Schulwissenschaften giebt, indem die Schule kein Object seiner selbst wegen, sondern nur als Bildungsmittel behandelt. Weshalb der Schüler seine bisherigen Studien betrieben, das mufs ihm im Laufe seiner Entwickelung von selbst klar werden: Vorträge aber über den Organismus der Schule und Methodik der einzelnen Objecte, gehören auf die Universität und nicht auf die Schule. Eine bessere Mitgabe für die Universität würde am Schlusse des Schuljahres eine vorläufige Belehrung über Aufgabe und Inhalt der einzelnen Facultätswissenschaften sein, damit der junge Studirende nicht ganz unvorbereitet und rathlos in das ihm zuerst ganz fremde und ungewohnte academische Leben eintritt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von R. H. Hiecke.

(Schlufs.)

Der Verf. läfst sich in seinem allerdings löblichen Streben nach Einheit und Concentration des Unterrichts zu weit führen. Diese liegt in dem Ineinandergreifen und der Harmonie der einzelnen Lehrgegenstände, es ist aber weder möglich noch nothwendig, dafs ein Lehrer in seiner Person den Schülern die Gesammtbildung des Gymnasiums repräsentire und mit ihnen am Schlusse ihrer Laufbahn auf der Schule eine Gesammtrepetition des Wissens anstelle.

In dem sechsten Abschnitt kommt der Verf. auf die eigentlichen Productionen und zwar auf diejenigen, welche auf Beobachtung des Lebens gegründet sind und giebt sodann allgemeine Bemerkungen über die auf Entwickelung des Productionsvermögens berechneten Uebungen.

Es ist eine richtige Ansicht des Verf.'s, dafs die Productionen der Schüler nicht blofs aus einer wohl gewählten und anregenden Lectüre hervorgehen, sondern auch der aufmerksamen und sinnigen Betrachtung des unmittelbaren Lebens entnommen sein müssen. Aber auch diese zweite Quelle für eigene Schöpfungen wird dann erst recht ergiebig fliefsen, wenn der Schüler durch das Studium klassischer Vorbilder den wahren Gehalt des Lebens aufzufassen und künstlerisch zu gestalten gelernt hat: ohne dieses wird es nur die Dürftigkeit und Prosa des Lebens, keineswegs aber dessen ideale Substanz sein, die sich in den Arbeiten der Schüler abspiegelt. Den Themen aber, welche der Verf. vorschlägt — wir führen nur eins an: Die Wissenschaften der Natur und des Geistes — müssen wir meistentheils den Vorwurf machen, dafs sie zu sehr *theoretisiren* und bei weitem besser für Lehrende als für Lernende passen. Mit Recht dagegen verwirft der Verf. die Themata, welche moralisiren lassen, z. B. über Schadenfreude, über die Bescheidenheit und fordert deren Durchführung an einem concreten Fall: auch mifsbilligt er die übermäfsige Anwendung der Redeform, welche häufig zu hohlen Phrasen und leeren Exclamationen verleite. Ueber jedes Thema soll der Schüler zuvor orientirt sein und in allen deutschen Arbeiten soll in den einzelnen Klassen sowohl als zwischen denselben eine gewisse Einheit und ein Fortschritt statt finden.

Fragen wir nun schliefslich nach dem Gewinn, der aus den von dem Verf. aufgestellten Grundsätzen hervorgeht, so dürfte es eine zu kühne Hoffnung desselben sein, dafs eine Umgestaltung des ganzen Gymnasialwesens oder auch nur die Herausbildung desselben aus der jetzt darin herrschenden Gährung zu einer neuen und klaren Gestalt die Folge sein werde. Das Heil der Gymnasien ruht einzig und allein in der richtigen Auswahl und Methode der einzelnen Lehrobjecte und in dem innigen, harmonischen Zusammenwirken derselben, zu dem einen gemeinsamen Zwecke allgemeiner wissenschaftlicher Ausbildung. Das allerdings bedeutende Resultat der vorliegenden Schrift aber ist, dafs für den deutschen Unterricht durch vielseitige Lectüre und gründliche Interpretation eine breite und sichere Grundlage gewonnen ist, auf welche sowohl die theoretischen Disciplinen, Grammatik, Rhetorik, Poetik und Literaturgeschichte als auch die freien stilistischen Productionen der Schüler sich gründen müssen. Damit es aber nicht an Lehrern fehle, welche einen Unterricht, wie den bezeichneten, ertheilen könnten, müfsten die Universitäten mehr als bis jetzt geschehen, für die deutsche Literatur leisten. Wie die Italiener im vierzehnten Jahrhundert ihre eigenen Lehrstühle für den einen Dante hatten, so dürfen auch die grofsen Autoren der deutschen Nation ihre besonde-

Digitized by Google

ren Erklärer in Anspruch nehmen. Es ist dabei nicht zu fürchten, dafs eine gelehrte Behandlung der Autoren der freien Production Eintrag thue, vielmehr wird gerade ein gründliches Studium der Klassiker der deutschen Literatur einen neuen Aufschwung zu geben im Stande sein.

Dr. L. Driesen.

VII.

Die ordinatorische Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Schriften. Abgenöthigte Erklärung des General-Superintendenten Ribbeck zu Breslau. Berlin, 1843. *Plahn'sche Buchhandlung.*

Es ist erfreulich, bei der so lebhaft angeregten Symbol-Frage, einer theologischen Schrift zu begegnen, welcher man es auf den ersten Blick ansieht, dafs ihr Verfasser, begabt mit einem praktisch-genialen Scharfblick, innig vertraut mit den Streitpuncten des Tages, bewegt von dem lebendig machenden Geiste der Theologie, erfahren in den Bedürfnissen des praktischen Amtes, den Freimuth hat, sich unumwunden auszusprechen, kämpfend unter der Aegide der die eigentliche Seele seines Gegenstandes erfassenden *Idee*, ohne sich hinter verbrauchtes Schanzwerk zu verstecken. Die vorliegende Schrift ist aber mehr ein *Zeugnifs*, als eine wissenschaftliche Deduction; sie ist eine Selbstvertheidigung, indem sie zugleich die Sache der ganzen evangelischen Kirche führet. Die Veranlassung und zwar die dem Verf. erwachsende Opposition im *Breslauer Propheten*, setzen wir als bekannt voraus, und indem wir diese geistvolle Schrift selbst prüfend besprechen, müssen wir, um der Wichtigkeit des Gegenstandes willen, etwas weiter ausholen, als es der geringe Umfang des Büchleins zu fordern scheinen könnte.

Wenn der Kirche die Bestimmung zugewiesen wird, sie sei ein *genossenschaftliches Leben*, so ist diese Aussage, obwohl nicht erschöpfend, doch eine durchaus nothwendige. Sie drückt ein durchaus nothwendiges Moment aus. In einem genossenschaftlichen Leben, wo es sich constituirt, gröfsere Kreise ergreift; da ist zugleich das Bedürfnifs mitgesetzt, sich in prägnanter Weise in Wort und Schrift über die Grundtypen eines solchen Lebens klar zu werden. In den ersten Zeiten des Christenthums trat somit eine regula fidei, ein apostolisches Kerygma in solennen sich wiederholenden Formen und Formeln auf, welches sich allgemach zum Symbolum apostolicum erweiterte. Nicht schon eine dürftige Aushülfe nur, sondern die Befriedigung eines wesenhaften Bedürfnisses entwickelte die junge Kirche in dieser Anordnung. Es ist bekannt, wie im Conflict mit dem abweichenden die Kirche vielfach alterirenden Geiste der Irrlehren und der Schismatiker, die Glaubensbekenntnisse sich erweiterten, und zwar eben so sehr durch den productiven Geist der Kirchenlehrer, begabter Gemeindeglieder, als durch den theologischen Gedanken und durch Ermittelung der reinen constanten Schriftlehre. Dieser Erweiterungs- und Reinigungsprocefs hat in der Kirche nie geruhet; die Synoden waren dazu die gesetzlichen und legitimen Organe, und unter solchen Versammlungen ragen die *ökumenischen* wieder besonders hervor, da sie es vor allen Dingen mit den dogmatischen Lehrbestimmungen zu thun hatten. Symbole sind daher nicht schon Bekenntnisse und Zeugnisse von der Stellung des religiosen Bewufstseins zum Christenthume; nicht schon Bestimmungen, welche zeigen, wie weit das vorhandene christliche Leben Erkenntnifs, die den Gedanken angehenden Elemente desselben speculative Theorie geworden: sondern vielmehr solenne Aussprüche der ganzen Kirche in Zeiten grofsartiger Entwickelung über ihr innerstes Glauben und Leben und zwar in einer Sprachform, welche die Unmittelbarkeit des Schriftworts und der Kirchensprache mit der fortgeschrittenen theologischen Reflexion und Speculation auf eine wundersame Weise vereinigt und somit einen gemeinsamen Ausdruck gewinnt, welcher gleich sehr für die kirchliche Praxis, wie für die Wissenschaft Bedeutung hat.

Die Reformation im 16. Jahrhundert, da sie eine Entwickelung des christlich-kirchlichen Lebens von welthistorischer Bedeutung war, mufste es nothwendig, unter Anschlufs an die ältesten ökumenischen Symbole, zu einem Zeugnifs und Bekenntnifs bringen, welches, so weit es damals möglich war, dem neuen Leben und der gereinigten Doctrin, dem gesäuberten Institut und Cultus, den öffentlichen officiellen Ausdruck gab. Dies ist geschehen in der *Augsburgischen Confession*, um welche sich die Glieder der neuen Kir-

Digitized by Google

chengemeinschaft, wie um die Standarte der ecclesia militans, sammelten und in dem explicirten Geiste und Buchstaben des Symbols den völlig entsprechenden Ausdruck ihres christlichen Glaubens und der Grundtypen der kirchlichen Genossenschaft erkannten. Dazu noch nahm die neue Kirche die drei ältesten Symbole auf, wodurch ein für allemal die Haupthäresieen in Bezug auf die kirchliche Trinität abgewiesen, und das göttliche Mysterium innerhalb der Sphäre des Geheimnisses dialektisch constituirt wurde. Dafs durch die Polemik der Reformatoren, durch ihre Predigten, Kirchenlieder und symbolischen Bestimmungen das, was als christlicher Glaube im ursprünglichen und eminenten Sinne in der wahren Kirche, das heifst bei den wahren Gliedern derselben, gegolten hat, aufgenommen und hervorgehoben wurde, ist bekannt. Dies war zugleich die Negative gegen den verderbten Katholicismus, als es zugleich das allein fruchtbringende positive Element für die Entwickelung der neuen Gemeinschaft wurde, denn das *innerste Wesen* des christlich-kirchlichen Bekenntnisses ist und bleibt die freudige Anschliefsung im gläubigen Vertrauen *an den Stifter des Heils*, an sein ewiges Königthum, Prophetenthum und Hohepriesterthum, welches Heil allerdings durch die öffentliche Kirche vermittelt wird, aber doch das alleinige Ziel hat, dafs das einzelne Glied in Christo wiederfinde das Urbild des wahren göttlichen Menschenthums. Der Katholicismus bleibt stehen bei dem Glauben an die traditionelle Kirche, welche im römischen Episcopat ihren Mittelpunct und ihre bewegende Seele hat; der Protestantismus führt seine Glieder durch den Vorhof der Kirche unmittelbar zu Christo und zu allen in ihm beschlossenen ewigen Heilsgütern. Die äufsere Kirche ist somit, wenn gleich ein nothwendiges Vehikel, aber doch nicht das absolute Ziel, wohin die Gläubigen kommen sollen. Sie sollen durch die Kirche zu dem in der Trinität beschlossenen Christus kommen. In solch' freiem Verhältnisse kann denn auch die Kirche nie auf einem Puncte gedacht werden, wo sie in der explicirten Lehre, in ihrem Cultus, in ihrem Regiment still stehe und als abgeschlossen betrachtet werde. Ihre Schranke und Bewegung, ihr Buchstabe und Geist, ihre Substanz und Vermittelung, mit einem Wort ihr organisches Leben, ist gesichert, und wir Protestanten wissen, dafs diesen Bau die Pforten der Hölle nicht bewältigen können. Die grofsartigen Grundfesten, die nothwendigen Grundtypen zu diesem wiedererrungenen Leben der christlichen Kirche, sind mit dem historischen Auftreten des Protestantismus und mit der Abfassung der Augustana gelegt und nicht eher wird an eine Näherung oder Reconciliation der verschiedenen Confessionen gedacht werden können, bis das protestantische Princip selbst in den nicht-protestantischen Gemeinschaften zum Leben erweckt sein wird.

Es liegt nun in dem Geiste der evangelischen Kirche, da sie als äufsere Kirche mit einer geschlossenen Lehre, einem einmal fertigen Cultus, einer unabänderlichen Hierarchie sich nicht starr, wie der Katholicismus, behaupten kann: dafs sie in ihrem Schoofse vielmehr eine Mannigfaltigkeit des Lebens entwickele, welche allerdings zu Zeiten den Schein annimmt, als würde das Innerste des Glaubens, der substanzielle Kern selbst, von Grund aus alterirt. Ja es ist eine gewöhnliche Erscheinung, dafs, wenn ein reiches productives Leben in hoher Begeisterung eine Zeit hindurch in schönster Blüthe sich entwickelt hat, solche Kraft und Fülle der Unmittelbarkeit wieder abnimmt, und die kritische Reflexions-Thätigkeit der Einzelnen, losgelöset aus dem allgemeinen geistigen Verbande, sich geltend macht. Diese Zeit begann am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts, und wir sehen dort den Einzelnen, je eminenter seine persönliche Begabung ist, im Conflict mit der kirchlichen Objectivität. Dogmatische Untersuchungen, neu gewonnene exegetische Resultate, Fortbildung des öffentlichen Cultus, einseitiges Entwickeln besonderer Lehrbestimmungen, Mifsverhältnisse im Kirchenregiment, der freie Gedanke auf dem Gebiete der Philosophie, welche nicht von der Kirche ihren Ausgang nehmen will, und dergleichen mehr geben dann der Reflexion und der Kritik ein Uebergewicht, wobei allerdings der ruhige Bestand der Kirche vielfach in eine unruhige Bewegung hinübergehoben wird. Kurz vor dem Beginn dieser Periode versuchte wie bekannt, die evangelische Kirche sich auf's Neue durch Abfassung einer *Concordienformel* wieder zu consolidiren. Da aber diese Symbolische Schrift über die Grenzen einer Bekenntnifsschrift hinausging, indem sie Lehrbestimmungen, welche den wissenschaftlichen Explicationen angehören, nicht nur in sich aufnahm, sondern ganz davon beherrscht wurde; ferner, da es ihr nicht gelang, eine

Digitized by Google

Zustimmung in allen Theilen der evangelischen Kirche zu erlangen: so ist sie durchaus kein Symbol, wie es die Augustana ist in ihrer kräftigen, bündigen, einfachen, keuschen, den Glauben bekennenden *Kirchensprache.* Die Eintrachtsformel ist ein Resümé der damaligen complicirten scholastischen Dogmatik, und in dieser Beziehung ein für die wissenschaftliche, namentlich dogmenhistorische Theologie höchst schätzbares Document. Jedoch auch die Augustana hat sich in der evangelischen Kirche nicht vor dem weitverbreitesten heftigsten Widerspruche verwahren können. Und wie dieser Widerspruch von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf uns're Tage sich geltend gemacht habe, das ist nur zu sehr bekannt. Man kann von der nächsten Gegenwart nicht sagen, dafs es nur die vom christlichen Geiste Verlassenen seien, welche Protest gegen dieselbe, als gegen eine authorisirte Norm des Glaubens und der Lehre (*in rebus et phrasibus*) erheben; nein, auch Männer, denen man den innigsten Anschlufs an die Heilsgüter der Kirche im Glauben nicht absprechen kann, erklären sich gegen die strenge Verpflichtung auf ein so verfafstes Symbol. Was ist nun die Motive zu diesem Widerspruche? Es ist die Besorgnifs, dafs, wenn formulirte Lehrbestimmungen in solcher Ausdehnung mafsgebend sein sollen, dann die freie Psyche des Glaubens im Bunde mit dem Gedanken gebunden, dann das innerste Leben selbst zerstöret werde, wie es der Kirche eigne. Es ist die Instanz, dafs die Lehrbestimmungen im sechszehnten Jahrhundert durchaus zurückständen gegen die Fortschritte der Theologie, welche diese in 300 Jahren gemacht. Ja es ist die idealistische Instanz, dafs überhaupt der Einzelne, wofern er von einem Leben, wie dem christlichen, beherrscht werde, und solches zum wissenschaftlichen Gedanken erhebe, nicht die Worte Anderer zu seinem völligen Eigenthume machen könne; denn nie und nimmermehr können hier Subject und Object in einander aufgehen; es bleibe eine durch nichts zu füllende Kluft. Darum sei es entweder Illusion, oder Heuchelei, zu sagen, man glaube in jetziger Zeit buchstäblich so wie im 16. Jahrhundert. Nur *die* könnten es sagen, die eben nur an Worte und Phrasen glaubten. Andere, die den Rifs für nicht so grofs ansehen, wollen sich damit retten, dafs sie eine Verpflichtung des Einzelnen nur einzig und allein auf den *Geist* der symbolischen Bücher statuirt wissen wollen. Wogegen denn allerdings mit Recht bemerkt wird, dafs dies keine Gewähr leiste für die Vertreter der Kirche, gewissenhaft nach dem Symbol zu lehren. Es ist bekannt, wie man in älterer und neuerer Zeit die Verpflichtung gemildert hat durch ein Unterschieben der heil. Schrift, und die Obligation so mäfsigte, dafs man sagte: es solle das Symbol gelten *quatenus* dasselbe mit der Bibel übereinstimme. Dieser Limitation, welche überhaupt alles und jedes Symbol unrichtig macht, setzte man denn wieder von der anderen Seite das „*quia* consentit" entgegen. Noch andere Limitationen und Milderungen brachte man in Vorschlag dadurch, dafs man dem Symbol nur die normirende Auctorität für die *Lehrer*, in so fern sie lehrend vor der Gemeinde aufträten, zuerkannte, und es zugab, dafs der Glaube sich allerdings durch die heilige Schrift und durch den Geist der Kirche entwickele; aber wegen der *Einheit der Lehre*, sollten die Lehrenden sich vereinigen in dem Lehrtropus der Symbole. Auch dies kann in dieser Fassung nicht Stich halten, wenn einmal eine Discrepanz zwischen dem Glauben in einer gewissen Zeit und dem der Vergangenheit, vornehmlich im Ausdruck für diesen Glauben, eingetreten ist. Den heftigsten Widerspruch haben aber mit Recht die erfahren, welche gar keine Fortbildung des Dogma nach der wissenschaftlichen Seite zugestanden, sondern die Fassungen der protestant. Symbole mit Einschlufs der Eintrachtsformel für eine ewige unverbesserliche Glaubens- und Lehrnorm betrachtet wissen wollten.

Nimmt man nun noch hinzu, dafs in der neuesten Zeit *die* Richtung eine grofse Ausdehnung erhalten hat, wonach die Bestimmungen des christlichen Glaubens lediglich die Aufgabe und das Ziel hätten, als Aussprüche des *autonomischen Gedankens* aufzutreten, und dafs sie in dieser Umgestaltung sowohl dem Inhalte als der Form nach bedeutend anders sich zeigen würden: so sieht man, dafs auch hier kein irgend erfreulicher Anschlufs an das Symbol Statt finden könne.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Die ordinatorische Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Schriften. Abgenöthigte Erklärung des General-Superintendenten Ribbeck.

(Schluſs.)

Von denen zu reden, welche allein die heil. Schrift als Glaubensnorm wollen gelten lassen, ist nicht der Mühe werth, da wir wissen, wie, wenn auch der einzelne Christ sich mit der lebendigen Predigt und dem Lesen der Schrift begnügen kann, doch die Kirche und ihre Lehrer eine *explicirte Form des bestimmten Bekenntnisses*, und des Bewuſstseins ihres legitimen Bestehens in negativer und positiver Beziehung bedürfen; weshalb denn auch nie eine wahre Kirchengemeinschaft factisch bei der heil. Schrift stehen geblieben ist, sondern es zu einer besondern Norm des Bekenntnisses gebracht hat.

Ungeachtet dieser verschiedenartigen Bedenken, Limitationen und Protestationen, hat die evangelische Kirche in ihrem Regiment bis jetzt ihre symbolischen Schriften als Bekenntniſs und Lehrnorm für die Kirchenlehren betrachtet und ist bei der Anordnung geblieben, die Kleriker bei der Ordination oder Introduction in's Amt auf dieselben zu verpflichten. So hat es auch der geehrte Hr. Verf. der vorliegenden Schrift in seiner Stellung als General-Superintendent der Provinz Schlesien gehalten. Diese Schrift ist nun eine Apologie seines Verfahrens, den Anfeindungen seiner Gegner gegenüber. Wie ist dem Verf. nun diese Rechtfertigung seiner selbst und die der Anordnungen des Kirchenregiments gelungen? Nach vielen in treffender conciser wahrhaft klassischer Fassung besprochenen Gesichtspuncten, die den neu angeregten Symbolstreit berühren, macht er geltend, daſs der Mensch auf doppelte Weise an die Wahrheit herankönne: unmittelbar bewältigt durch die Idee in der totalen Anschauung; mehr mittelbar und durch eigene Anstrengung, in der Reflexion des Verstandes oder der Philosophie. Dem religiösen Gebiete sei es besonders eigenthümlich, daſs auf ihm ein solcher Wechsel von Unmittelbarkeit und Vermittelung eintrete; und zwar vorzugsweise in der Gegenwart sei die Oscillation des Gemüths zwischen dem Glauben der religiösen Anschauung und dem Unglauben der Reflexion eine natürlich nothwendige. Die Meisten schämten sich des Einen oder Andern und man rede vornehme Worte: wie: der Mensch müsse *ganz* sein, *ganz* im Glauben stehen, entschieden sein, und was dergleichen mehr. Dies aber sei gleichbedeutend mit der unnatürlichen Forderung: „ein Jeder solle sofort zurücktreten in die Paradieses-Unschuld des Geistes". Aber eben so wenig könne man die totale Anschauung ganz abthun, und lediglich auf klarer explicirter Erkenntniſs stehen. Nun bespricht der Verf. die Stellung derjenigen, welche das Alleinrecht der Verstandes-Erkenntniſs vertheidigen, und macht geltend, wie sie doch auch öfter bei dieser oder jener Function ihres klerikalischen Amtes in den Strom der religiösen Anschauung, vergessend die Verstandes-Bedenken, hinabtauchen, und aus der unmittelbaren Quelle der christlichen Wahrheit ihr Gebet, ihre Rede schöpfen. Es sei nicht möglich, solche Momente des religiösen Ergriffenseins sich nachher wegzureflectiren und für Illusionen zu halten. Er sagt: „in der Epoptie liegt die Stärke des Religiosen überhaupt, so denn insonderheit die des ächten προφήτης, des kirchlichen Lehrers und Liturgen", und „die Kirche ist eben nichts Anderes, als ein eleusinisches Institut der Anschauung, des unmittelbaren Innewerdens göttlicher Dinge in ihrer Wahrheit". Näher auf das Symbol der Kirche kommend, sagt der Verf., den *thetischen* Inhalt des Symbols von dem Modus, sich zu expliciren und seinen Beweis zu führen, unterscheidend, *daſs in letzterer Beziehung*

Digitized by Google

es nicht bloſs erlaubt, sondern pflichtmäſsig, mithin allewege wohlgethan sei, nicht buchstäblich am Symbol zu halten, sondern, der Thesis unbeschadet, dieser durch die fortschreitende Wissenschaft eine solidere Begründung zu geben. Die nähere Ausführung des Gedankens möge in der Schrift selbst nachgelesen werden.

Diese geistvolle Apologie, in welcher dem Felsen des substanziellen Bekenntnisses der Kirche in ihren solennen Formen für Glauben und Leben nicht minder, wie dem Flusse der Wissenschaft ihr Recht gegeben werden soll, trifft allerdings den Punct, daſs das Symbol keine Hemmkette für den lebendigen Geist der Kirche sei. Sie macht geltend, daſs in der kirchlichen Genossenschaft es eben so und eigentlich zuerst auf die glaubensvolle Affection ihrer Glieder durch die lebendige christliche Wahrheit und durch die Verwirklichung dieser Wahrheit im Cultus und der Seelsorge, ankomme, als auf die dieses Ergriffensein begleitende Reflexion, und daſs in der Praxis der Kirche immer *der totale Geist der Kirche* in der lebendigen Anschauung durchbreche, selbst bei dem sonst der Reflexion hingegebenen. Das ist nun alles sehr wahr und ein höchst wichtiger groſsartiger Gesichtspunct; aber bedenkt man, wie der Verf. nicht umhin kann, eine Differenz zwischen dem in religiösen und kirchlichen Momenten von der totalen Idee Ergriffenen und zwischen dem Zustande der kritischen, oder auch nur die Glaubensbestimmung fortbildenden Reflexion, zu statuiren, und wie dieser Zwiespalt lediglich als *in verschiedenen Zeitmomenten* zum Vorschein kommend, doch sonst nicht wird, als einzig und allein dadurch, daſs dieser Wechsel in *Einem* und *demselben Individuo* vor sich geht: so ist immer noch nicht beantwortet, wie das Kirchenregiment auf die Symbole, oder auch nur auf die Augustana die Lehrer verpflichten könne. Das Regiment könnte sich da nur berufen auf die Uebereinstimmung der vornehmsten leitenden und lehrenden Glieder der Kirche mit der Weisung: sic placet, oder könnte sagen, die totale lebensvolle sich verwirklichende Idee der Kirche ist gröſser, als das einzelne in Bedenken gerathende Individuum. Und das ist es auch im Grunde, was der Verf. sagen will. Dasselbe zwingende Moment aber führt für sich das Tridentinum an, und so haben wir wieder menschliche Auctorität. Und will man diese Auctorität auf die heilige Schrift stützen, so kommen andere mit andern Schriftstellen und weisen das Gegentheil nach. Will man sie gründen auf den historischen Geist der Kirche, so fällt man leicht in die katholische Traditionsansicht. Und doch thut, auch nach unsrer Ansicht, das Kirchenregiment recht daran, nicht nur das Symbol, als den gesetzlichen öffentlichen Ausdruck des Glaubens und des Lebens der Kirche, aufrecht zu halten, sondern auch jedes in der Kirche lehrende Glied auf das Symbol zu verpflichten. Ja daſs das Kirchenregiment auch der wissenschaftlichen Fortbildung des Dogmas nicht Eintrag thut, geht daraus hervor, daſs *theologische Facultäten* bestehen, in welchen die wissenschaftliche Kirche ihre Pflege findet. Wo liegt nun der Zunder des entflammenden und immer nicht gelöschten Streites; wo ist die verwundbare Ferse an dem Leibe der Symbole? Nicht die Symbole, und am allerwenigsten die Augustana, tragen die Schuld. Denn wenn gleich die fortschreitende Wissenschaft manche ihrer Lehrbestimmungen reiner, tiefer, totaler faſst; wenn vieles in der Augustana fehlt, was in jetziger Zeit nicht fehlen darf in einer Dogmatik, die vom Gedanken mit getragen wird; so enthält die Augustana doch in der würdigsten Fassung, im welthistorischen Ernste, in der vollen Klarheit des protestantischen Princips, in der totalen Anschauung der Kirche und ihrer Heilsgüter den ewigen Ausdruck christlicher Wahrheit, und durch diese ihre innere substanzielle Wahrheit; ideelle Totalität und ethische Ehrlichkeit hat sie sich Anerkennung bei Staat und Kirche verschafft. An der Augustana, welche wir für das eigentliche legitime Symbol unserer Kirche halten, liegt daher der Fehler nicht; sondern in der schiefen unbestimmten *Auffassung des Begriffs der Obligation der Cleriker auf ihren Inhalt.* Das ist es, was bisher *gefehlt* hat, und woher ein groſser Theil der Verwirrung und des Widerspruchs gekommen ist, daſs man von jeher von Seiten des Kirchenregiments versäumte, diese Verpflichtung, *in welchem Sinne sie gemeint sei*, näher zu bestimmen. Auf sie kann nicht eine Verpflichtung Statt finden, wie auf ein Kriminal-Gesetzbuch, nicht wie auf eine Amtsinstruction, nicht wie auf die Statuten eines sonstigen menschlichen Vereins. Die Gründe hat die Wissenschaft zu oft angegeben, und wiederholen wir sie hier daher nicht. Wie soll denn nun der Lehrer der Kirche diese Obligation

Digitized by Google

eingehen; was will diese Verpflichtung bedeuten? Es soll und kann nur bedeuten: der als protestantischer Kirchenlehrer Berufene erkennet an, dafs in den Bekenntnifsschriften, namentlich der Augustana, der principielle Anfang, der confessionale constituirende reale Geist ausgesprochen ist, der auch jetzt noch die Lehrer der Kirche beseelen soll. Denn das Leben der jetzigen Kirche erzeugt sich dem Wesen nach in demselben Geiste, worin es gegründet; dieselbe Gläubigkeit, die ihren Ausdruck niederlegte in die Bekenntnifsschrift, ist ihrem *Grunde* nach um nichts verschieden von der, unter welcher und mit welcher auch jetzt ein lehrendes Glied der Kirche als solches mit Recht und mit Ehren diesen Platz bekleidet. Diese Stimmung, als bleibend betrachtet, ist die loyale patriotische Begeisterung, die nicht in Opposition, sondern in Sympathie steht mit dem ursprünglichen Leben der evangelischen Kirche. Die Wissenschaft bleibt dabei gesichert, denn die nähern Fassungen der Dogmen, insofern sie Versuche sind, jene Grundstimmung weiter, tiefer und reiner zu expliciren, dem Gedanken aufzuschliefsen, mit der allgemeinen Bildung zu vermitteln; fallen der *theologischen Thätigkeit* anheim, und darum diese wissenschaftliche Freiheit innerhalb des christlichen Geistes und Lebens. Wer sich daher verpflichten läfst, auf die symbolischen Bücher und namentlich auf die Augustana, der erkennet an, dafs das Symbol aus dem productiv frischen Geiste der neuen Confession hervorgegangen, dafs es mit den principiellen Sätzen des Kerygmas aus dem Munde des Herren, seiner Apostel und der der Kirche vorangehenden Propheten im Einklange stehe.

Würde ähnlich endlich das Kirchenregiment, (was aber nur durch Zustimmung einer allgemeinen Synode geschehen könnte), sich entschliefsen, die Obligation zu interpretiren; sicherlich tausend Bedenken und Widersprüche würden mit Einem Male verstummen und viele tüchtige Talente, die jetzt der Kirche durch den Mifsverstand der Verpflichtung *vor*, *in* und *nach* den Universitätsjahren entzogen werden, müfsten sich mit Freuden unter der kirchlichen Standarte sammeln. Des unfreien Geistesknechtschaft predigenden, den heiligen Geist der kirchlich Getreuen betrübenden Geredes, Geschimpfes, Verklagens, Verdächtigens, Verdammens, würde weniger sein, und eine bessere Bahn in Liebeswegen geöffnet werden!

Wir scheiden von dem geehrten Hrn. Verf., der durch seine geistvolle Schrift sich und das Kirchenregiment gerechtfertigt hat, und wünschen nun auch, dafs seine einflufsreiche Stellung ihn in den Stand setzen möge, den Anfang zu machen, dafs über *den Sinn der Obligation* ein öffentlicher Ausspruch laut werde.

Klöpper.

VIII.

Grundlinie der Geschichte der Staatswissenschaften, der Ethnologie, des Staatsrechtes und der Nationalökonomie von Dr. Friedr. Schmitthenner, Grofsherz. Hess. Geheimen Regierungsrathe, ord. Prof. der Staats- und Kammeralw. zu Giefsen u. s. w. 2te Aufl. 1ster Bd. unter dem Titel: ***Friedr. Schmitthenners zwölf Bücher vom Staate, oder systematische Encyklopädie der Staatswissenschaften. Giefsen, 1839. bei G. F. Heyer, Vater. XVI u. 666 S. gr. 8.***

Die Bestrebungen der staatswissenschaftlichen Schriftsteller gehen im Besonderen dahin, die Ergebnisse von mancherlei Forschungen in einem zusammenhängenden Ganzen darzustellen und durch Zurückführung auf gewisse allgemeine Grundsätze in den Staatswissenschaften Sicherheit und Festigkeit zu gewinnen, weil in ihnen so viel Schwankendes sich findet, welches wohl theoretisch recht wohl begründet; aber in der Praxis nicht immer brauchbar ist. So viel auch im Einzelnen über die gesammten Staatswissenschaften geschrieben wurde, so fehlte doch immer ein zusammenhängendes Werk über dieselben: dieser Lücke begegnet der Verf. durch vorliegendes Werk, dessen 1stes und 2tes Buch im Jahre 1832 unter dem Titel: „Ueber den Charakter und die Aufgaben unserer Zeit in Beziehung auf Staat und Staatswissenschaft" erschienen und mit Recht bei den angesehensten Gelehrten dieses Faches Anerkennung fanden. Beide erscheinen hier in der neuen Auflage mit Zugabe von drei anderen Büchern und gehen in manche Lehren viel tiefer und gründlicher ein, als in der 1sten Auflage, wodurch ihr wissenschaftlicher und praktischer Werth sehr erhöht wird. Da mit Ausnahme von manchen Gesichtspuncten der Inhalt dieser zwei Bücher durch

Digitized by Google

ihre Verbreitung hinreichend bekannt ist, so bemerkt Refer. über sie nur Weniges und geht zu den übrigen drei Büchern über.

Er wünscht, der Verf. hätte den geistigen Gütern in Theorie und Praxis eine gröfsere Einwirkung zuerkannt, sie das Formelle und Materielle in den Staatswissenschaften mehr beherrschen und sowohl für das Wesen des Staates und der Staatswissenschaft, als für die Geschichte der letzteren die Hauptrolle spielen lassen. Vom Menschen und ihrem Zusammenleben geht der Staat aus; ihr physisches, geistiges und sittliches Element bilden daher die Grundlagen für diesen; sein Begriff, sein Zweck, seine Entstehung und seine Fortbildung bezieht sich stets auf den Menschen und seine drei Elemente, welche daher in formeller Beziehung die erste Berücksichtigung verdienen und auf diese, wenn von einem consequenten und systematischen Zusammenhange der Staatswissenschaften die Rede sein soll, den ersten Anspruch machen, müssen jeden Staat leiten, wenn er sicher fortschreiten soll.

Liest man die geschichtlichen Momente der alten Welt und neueren Zeit, besonders die Entwickelung der subjectiven und äufseren Freiheit mit Aufmerksamkeit durch, so nimmt man überall wahr, dafs dem Verf. jene Idee auch vorschwebte, und er den immateriellen Gütern sehr viel Gewicht beilegt, wie namentlich im 3ten, die Ethnologie, d. h. alle Beziehungen der Menschen, enthaltenden Buche und in dem Gedanken sich zu erkennen giebt, dafs die Staatsordnung keine Physiokratie sein könne, sondern als Logokratie im Gebiete des Ethischen, dem Physischen gegenüber hervortrete; allein es greift diese Idee nicht überall gleich stark durch und die Wirkung nimmt in sehr vielen Materien ein vorherrschendes Gewicht ein, was Refer. umgekehrt wünscht, weil er es für rein wissenschaftlich hält, von der Ursache aus und zur Wirkung überzugehen und weil dadurch die Behandlung einen wahrhaft wissenschaftlichen Charakter erhält, welcher sich durch das Ganze hindurchzieht und es möglich macht, diejenigen allgemeinen Grundsätze aufzufinden, worauf das wissenschaftliche Gebäude ruhen mufs, wenn es zureichend begründet heifsen soll.

Damit die Leser das Ganze leichter übersehen, giebt Referent den Inhalt der zwei ersten Bücher kurz an: das 1ste Buch zerfällt in 4 Hauptstücke: 1) vom Begriffe des Staates im engeren und weiteren Sinne; 2) vom Zwecke des Staates; 3) von seiner Entstehung und endlich 4) vom Begriffe der Staatswissenschaft S. 1 — 33. Hier erörtert der Verf. sehr gehaltvoll, dafs der Staat sich nicht selbst Zweck sei und es einen Begriff für ihn gebe, jedoch weist er nicht nach, in wiefern das Gegentheil, nämlich die Idee, dafs der Staat Selbstzweck sei, gefährlich sei für Volk, Grundsätze der Verwaltung, für Mittel und für den Staat selbst, was für die Lenker der Staaten sehr wichtig ist. In Ansehung des Entstehens bespricht er zuerst den Naturzustand und zeigt alsdann, dafs der Staat weder zufällige Erscheinung, noch das Werk der Uebereinkunft, noch eine blofse Naturerscheinung, sondern eine durch geschichtliche Thatsachen verwirklichte Idee eines durch das Ethische begründeten Ganzen sei, welches seinen Zweck aufser sich trägt und ein nothwendiges Postulat für den Menschen ist, der aufserhalb desselben seine Bestimmung nicht zu erreichen vermag. Den Gegensatz zwischen Natur- und Kunststaat erläutert der Verf. kurz und gediegen, worauf er den Begriff und die Eintheilung der Staatswissenschaft aufstellt, worüber in formeller Hinsicht mit ihm sich rechten läfst, weil z. B. der eigentlichen Staatswirthschaft der ihr eigenthümliche Charakter nicht speciell zugewiesen ist.

Das 2te Buch beginnt mit einer kurzen Einleitung über Begriff der Geschichte und Literatur der Staatswissenschaft hinsichtlich des Naturrechtes, der Nationalökonomie, der Politik und Statistik, woraus hervorgeht, dafs der Verf. die Staatswirthschaft von der Nationalökonomie nicht gehörig unterscheidet, obgleich jene die Thätigkeit des Staates für Erhaltung und Vermehrung des Volksvermögens an materiellen und immateriellen Gütern, diese, die Nationalökonomie, aber das Verhältnifs des Menschen zur Güterwelt darstellt, die allgemeinen Naturgesetze dieser aufsuchet und die Grundlage für die Staatswirthschaftslehre darbietet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Grundlinie der Geschichte der Staatswissenschaften, der Ethnologie, des Staatsrechtes und der Nationalökonomie von Dr. Friedr. Schmitthenner.

(Fortsetzung.)

Er hat es zwar auf keine vollständige Literatur abgesehen, allein es sollten doch sehr wichtige Schriften z. B. *Schön's* neue ökonomische Untersuchungen, die Erörterungen von *Ricardo* und andern nicht unberührt geblieben sein. Refer. vermifst hier einen kurzen geschichtlichen Ueberblick und eine genauere Richtung der einzelnen Fortschritte, welche die späteren Angaben wesentlich abgekürzt hätten.

Die Eintheilung in drei Perioden, nämlich die alte Welt, das Mittelalter und die neuere Periode, welche die Entwickelung der subjectiven und die der äufseren Freiheit trennt, verdient allen Beifall und macht den Leser mit allen Momenten in der kurzen Ausdehnung von S. 34 — 187 bekannt. Den Charakter des Orients trennt er genau von dem der Griechen und Römer und schildert alsdann bei der Entwickelung der subjectiven Freiheit die innere Entwickelung und den Kampf der Geltung, worauf er zu der des Gedankens hinsichtlich der englischen und französischen Revolution übergeht und das Geltendwerden der äufseren Freiheit rücksichtlich des Naturrechtes, der Nationalökonomie, Statistik und Politik mit grofser Sachkenntnifs schildert.

Inwiefern übrigens die Kreuzzüge die ökonomischen Thätigkeiten aufregten, die Emancipation der Städte die Gewerbe äufserlich hob, und bedeutend machte, die Abnahme der rein kirchlichen Tendenzen die Fürsten auf die Bevölkerung und auf das Nationalvermögen, also auf weltliche Gegenstände hinwendete, und gegen das Ende des 16ten Jahrh. in sehr vielen Ländern die vorzüglichere Stadt die Trägerin der Civilisation und Nationalmacht war, stellt jedoch der Verf. nicht ganz richtig und einsichtsvoll dar; man vermifst gar manche Momente und entscheidende Gesichtspuncte und sieht in den Darstellungen nicht klar hindurchleuchten, wie die persönliche Freiheit sich allmählig mit dem Gesammtwohle zu versöhnen sucht. Vor allem zeigt sich nicht, wie die Staatswirthschaft theils aus der Polizei, theils aus der Finanzpflege erwuchs; wie mit der Industrie die Population und Staatsmacht wuchs, der Staat Menschen und Geld brauchte u. s. w. und wie die Sorge für Förderung des Volksvermögens die italienischen Staaten zuerst beschäftigte, die Franzosen, Deutschen und Engländer aber nicht zurückblieben.

Refer. findet ferner nicht klar gezeigt, wie das Merkantilsystem auf Uebervortheilung aller Nebenstaaten berechnet war und nur durch die Schwäche und Thorheit der letzteren so lange bestehen konnte. Eben so findet er die Verdienste des Schottländers *Law* nicht gehörig gewürdigt, obgleich er derjenige ist, welcher alle zerstreuten Notizen sammelte und gleichsam die erste Anlage zu dem Merkantilsystem machte. Ob es nicht zweckmäfsig gewesen wäre, die Grundsätze dieses Systems in ihrer völligen Reinheit darzustellen und bei den künftigen geschichtlichen Angaben die einzelnen Puncte merklich zu machen, welche sich neben den anderen Systemen erhielten und direkten oder indirekten Einflufs auf die Wirksamkeit dieser ausübten, will Refer. nicht absolut behaupten, aber als sehr brauchbar will ihm dieses erscheinen.

Belehrender sind die Grundsätze des physiokratischen Systems und ihre Beförderer dargestellt; jedoch vermifst Refer. unter der Literatur in Deutschland eine specielle Würdigung des Handbuches von *Lotz*, welcher in gar vielen Puncten ein starker Anhänger dieses Systems ist und die Smith'schen Lehren, also das Industriesystem, auf das Schärfste und Vollständigste systematisirt hat, obgleich er in den praktischen Grund-

Digitized by Google

sätzen jener Lehren um so treuer ist und die Freiheit in allen Zweigen unbedingt vertheidigt. Es wäre daher sehr zu wünschen, der Verf. hätte diesem Schriftsteller etwas mehr Aufmerksamkeit gewidmet, als wirklich geschieht. Refer. kann jedoch in die Details der fleifsigen Zusammenstellung der Forschungen bis auf unsere Zeit und des Doctrinellen nicht eingehen, sondern bemerkt blofs, dafs die Angaben eine sehr empfindliche Lücke ausfüllen und unfehlbar jeden Leser völlig befriedigen, wenn er nicht einseitig an einer Ansicht hängt, wenn er unpartheiisch die Darstellungen beurtheilt, und mancherlei Eigenheiten übersieht. Besonderes Interesse gewähren die Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand der politischen Partheien; der Verf. hebt den Gegensatz zwischen der historischen und rationalistischen Schule, zwischen Liberalismus und Absolutismus, zwischen Katholicismus und Protestantismus hervor und betrachtet unter den verschiedenen Regierungsformen die rein-monarchische, die constitutionelle und republikanische, als diejenigen, mittelst welcher die übrigen Formen gebildet werden.

Warum er nicht eben so bei der Nationalökonomie, worunter er mit Unrecht die Staatswirthschaft zu begreifen scheint, die verschiedenen Gegensätze und Hauptansichten, welche sich zu erkennen geben, einiger Aufmerksamkeit gewürdiget hat, kann Refer. nicht beantworten, obgleich die umsichtsvolle Erörterung der übrigen Gegenstände grofse Anerkennung verdient und die Berührung jenes Gesichtspunctes erwarten läfst. Er glaubt, der Verf. hätte sich noch besonderes Verdienst erworben, wenn er am Shhlusse der Erörterungen auf das Dunkle, Zweifelhafte, Fehlende und Verschobene aufmerksam gemacht und durch systematische Entwickelung die vorhandenen Kenntnisse zu wissenschaftlicher Einheit und Uebereinstimmung aller Theile erhoben hätte. Das Hauptgebrechen aller Darstellungen liegt übrigens in dem Umstande, dafs zwischen einer blofs geselligen und staatsgesellschaftlichen Oekonomie kein Unterschied gemacht, die Nationalökonomie zur Staatswirthschaftslehre erhoben ist und hierbei zwei Begriffe für gleich bedeutend angesehen sind, welche von einander wesentlich verschieden sind. Eine weitere Ausführung dieser Differenz und eine nähere Begründung der Ansicht, dafs die Nationalökonomie an sich dem Gebiete der Staatswissenschaften gar nicht angehört, kann Refer. hier nicht versuchen. Er deutet blofs darauf, und auf die Thatsache hin, dafs die geschichtliche Entwickelung eine mehrfach geänderte Gestalt erhalten haben würde. Die Staatswirthschaft, nicht aber die Nationalökonomie, als Güterlehre, hat das Verhältnifs des Staates zur Güterwelt zu betrachten und nachzuweisen, was dieser thun mufs, um den Gesetzen der bürgerlichen Thätigkeit, nämlich der Erzeugung der Güter, der Vertheilung der erzeugten Güter unter die Producenten, der Verzehrung jener durch diese und der abgeleiteten Vertheilung der Güter eine wohlthätige Richtung und Wirksamkeit zu verschaffen. Dieser einfache Grund läfst den Refer. mit der Ansicht des Verf.'s nicht ganz einverstanden sein.

Das 3te Buch S. 182—239 beschäftigt sich mit der Ethnologie, d. h. mit denjenigen Wahrheiten einer Wissenschaft, welche *Schlözer* Metapolitik nannte. Liest man die einzelnen Darstellungen aufmerksam und mit Bezug auf die physischen, geistigen und sittlichen Elemente des Menschen als Staatswesen, ohne Unterbrechung durch, so findet man gegen jenen Begriff, welcher als wissenschaftlicher und formeller, im Gegensatze zu der Ethnographie als praktischer und materieller, erscheint und vielleicht Aehnlichkeit mit der Geologie und Geographie haben mag, wenig einzuwenden. Allein dieser Ansicht stimmt Refer. doch nicht ganz bei, weil der Geologie an und für sich die Geognosie entspricht. Der Verf. betrachtet hier den Menschen als Gesellschaftswesen überhaupt, als Person, als natürliches bedürftiges Individuum und als denkendes Wesen in einem mit „politischer Anthropologie" überschriebenen Hauptstücke und in einem anderen Hauptstücke, als Ethnologie im engeren Sinne, das natürliche Princip der Gliederung des Volkes, die ökonomische Gliederung oder bürgerliche Gesellschaft, die politische Gliederung, die des Volkes nach der Cultur, die Bevölkerung und das Verhältnifs der Völker zu einander.

Unter manchen Gesichtspuncten, welche Refer. hier näher entwickelt zu finden dachte, ist das Physische, Geistige und Sittliche des Menschen, wenn derselbe als erstes Staatswesen mit allen seinen Beziehungen, Neigungen, Bestrebungen und Charakterzügen die Grundlage des Staates ausmachen soll, nicht nach Erfordernifs behandelt. Nach des Refer. Ansicht mufs der Körper des Menschen um so gründlicher und genauer

Digitized by Google

betrachtet werden, als er den Staat in seiner äufseren Form personificirt und die sichersten Anhaltspuncte für die Construction desselben giebt. Die eigentliche Somatologie des Staates entnimmt ihre zuverläfsigsten Wahrheiten aus den Gesetzen, welche sich am menschlichen Körper zu erkennen geben. Das geistige Element des Menschen giebt dem Staatskörper Leben und Bestehen, verschafft ihm die Möglichkeit der Veredlung, Verbesserung und des sicheren Bestandes; es durchdringt alle einzelnen Theile und Glieder des Staates und findet in diesem ihre fruchtbarsten Anwendungen. Das sittliche Element des Menschen bietet dem Staate den Keim zu seiner Sittlichung und Veredlung dar und läfst denselben zur Knospe, Blüthe und Frucht sich entfalten.

Diese wenigen Beziehungen mögen hinreichen, diejenigen Gesichtspuncte zu veranschaulichen, welchen Refer. eine bessere oder vorzugsweise Behandlung gewünscht hätte und welche nicht unberührt hätten bleiben sollen. Der Verf. hat zwar manches Einzelne recht gut besprochen, aber Dasjenige nicht klar erörtert, worauf es für eine politische Anthropologie vorzugsweise ankömmt. Refer. meint eine kurze Uebersicht des anthropologischen Gebietes, um aus ihm für den Staat wahres Leben zu ziehen und es zu späteren Betrachtungen zur Begründung vieler Staatsverhältnisse zu gebrauchen, und deutet nur auf die innere Wechselwirkung zwischen Körper, Geist und Seele des Menschen hin, um kurz zu begründen, was diese Begriffe, ihr Inhalt und Umfang für den Staat in ihren Anwendungen sind und werden müssen, wenn dieser nicht als eine blofse Physiokratie, sondern als eine wahre Logokratie dargestellt werden soll. Er deutet ferner auf den Zusammenhang der immateriellen und materiellen Interessen aller Staaten hin und berührt blofs, dafs die Herrschaft der ersteren über die letzteren nur durch das Uebergewicht des geistigen und sittlichen Elementes der Menschen bedingt ist, also dieses die Materie durchdringen und sonach der Geist und die Seele des Menschen den Staat beleben mufs.

Auch hinsichtlich der Ethnologie im engern Sinne, wo der Verf. mit der Familie statt mit der Ehe beginnt, wünschte Refer. sowohl eine veränderte Stellung als umfassendere Behandlung. Die Ehe bildet die Grundlage der Familie, welche ohne jene nicht denkbar ist. Die Wichtigkeit derselben erkennt der Verf. wohl an, indem er sie für die tiefste Wurzel des Staates hält; allein er weiset nicht allgemein nach, wie der Staat durch sie, die Ehe, gegen gemeinschädliche Unsittlichkeit wirken und durch die Familie, als innigstes Verhältnifs, die Sittlichkeit fördern kann, wie der Staat gleichsam die gröfste Familie ist und an dem Heiligthume der den zur Welt kommenden Menschen, den Jüngling und die Jungfrau, den Mann und das Weib, den Greis und die Greisin beglückenden Familienbande das sicherste Element hat, sich selbst zu veredeln. Refer. hoffte daher über diese beiden Verhältnisse eine ausführliche Nachricht, ein näheres Bezeichnen der Pflichten und ein genaueres Entwickeln des Zusammenwirkens, der Vertretung und Liebe, welche Alles weihet und heiligt und in der Familie von allen Arten der Liebe die reinste und edelste ist. Gerade in dem Stören dieses Familienlebens und in dem Seltnerwerden der Familienliebe liegt eine Hauptquelle der vielen Uebel, mit welchen das Industriesystem verbunden ist. Dieser Mangel ist für die Staaten eine gefährliche Klippe, welche grofse Gefahren droht.

Die bürgerliche Gesellschaft betrachtet der Verf. nach vier Culturstufen, nämlich des Jäger- und Hirtenlebens, des Ackerbaues und der Gewerbe, des Handels, der Kunst und Wissenschaft. Hier wäre nach des Refer. Ansicht der passendste Ort gewesen, das geistige und sittliche Element im Gegensatze mit dem materiellen klar hervorzuheben und das Leben in Kunst und Wissenschaft von dem des Handels und der Gewerbe zu trennen. Mit diesen erweitern sich zwar jene; allein jene erfordern eben darum, weil sie diese beherrschen und zur Vervollkommnung bringen, eine selbstständige Behandlung und müssen als leitende Idee der bürgerlichen Gesellschaft die Grundlage und die einzige Stütze für ihr Bestehen und Fortschreiten geben. Ob daher der Vf. nicht besser gethan hätte, jene nach den materiellen und immateriellen Interessen zu betrachten und in jenen sein Jäger- und Hirtenleben, den Ackerbau und die Gewerbe nebst Handel, in diesen aber Kunst und Wissenschaft, Schule und Kirche näher zu erörtern, will Refer. hier nicht weiter entwickeln, weil er alsdann auch bei den späteren Darstellungen diese Ansicht durchführen und manche Aenderungen wünschen müfste.

Digitized by Google

Die bürgerlichen Stände, den Nähr-, Lehr- und Wehrstand, sodann die politische Gliederung des Volkes nach Ehe, nach Cultur u. s. w. erörtert der Verf. kurz und gut; allein die Bedingungen der Cultur und Erwerbung der geistigen Güter, den Charakter der Gebildeten und Ungebildeten nebst dem Gelehrtenstande erwartete Refer. umsichtsvoller besprochen, weil diese Gegenstände alle übrigen im Staate beherrschen und ihnen zum Fortschreiten verhelfen müssen. Unter den Schriften über Bevölkerung vermifst Refer. manche sehr gehaltvolle z. B. *Bülau's* „Staat und Industrie", worin dieser über die Zustände der Bevölkerung seine Ansichten mittheilt, welche für Theorie und Praxis gleich wichtig sind und in die Sache selbst möglichst umsichtsvoll eingehen. Dafs es einen Punct der absolut angemessenen Bevölkerung geben mag, bei welchem das Volk seine höchste Kraft und sein gröfstes Wohlsein hat und um den die wirkliche Bevölkerung beständig gravirt, läugnet Refer. nicht: aber die Auffindung desselben für ein Land hält er für eine sehr schwere Aufgabe, zu deren Lösung der Verf. wenige Materialien geliefert hat. Ueberhaupt findet Refer. diesen hochwichtigen Gegenstand, der in der neuesten Zeit so viele Bedenklichkeiten erregte und schon so viele Federn in Bewegung setzte, seitdem *Malthus* seine Theorie veröffentlichte, keineswegs mit derjenigen Gründlichkeit und Umsicht behandelt, welche er fordert und welche ihm die Wissenschaft anweiset.

Das vierte Buch beschäftiget sich mit dem natürlichen Privatrechte in zwei Hauptstücken; I. von dem Naturrechte überhaupt S. 240—268 und II. von dem im Besonderen nach den Gesetzen des abstracten und Gesellschaftsrechtes: S. 269—323. Sowohl hier als in anderen Erörterungen legt der Verf. grofses Gewicht auf die Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft von *Lavergne Peguilhen*, weniger weil derselbe zu den von ihm früher ausgesprochenen Ansichten zu erkennen gebe, als vielmehr, weil er sehe, dafs derselbe selbstständig Gesetze aufgefunden habe, welche, seines Erachtens, als Grundsteine des wahren Systems anzusehen seien. Ref. hat sich bei Beurtheilung jener Grundzüge, wovon erst die Bewegungsgesetze als 1ster Bd. erschienen sind, über die leitende Idee, über ihre Durchführung in einzelnen Theilen und über die gröfsere oder geringere Haltbarkeit der verschiedenen Ansichten näher ausgesprochen und glaubt nicht, dafs der Verf. sich auf dieselben zu berufen Ursache hat, da viele Ansichten weder in der Theorie, noch in der Praxis hinreichend begründet sind. Mehr über das Einzelne zu sagen, gestattet der Raum nicht; den Verf. scheint übrigens die Billigung seiner Ansichten etwas bestochen zu haben.

Er bemühet sich weniger, das natürliche Privatrecht als Wissenschaft im Ganzen, als vielmehr solche Parthieen möglichst vollständig zu erörtern, welche für Staatsrecht und Politik entschieden wichtig sind, z. B. die Lehre vom Verhältnisse des Naturrechtes zu dem positiven, von der Natur der Gemeinheit und von dem Wesen des organischen Rechtsverhältnisses u. dergl. Da ihn die subjectiv-rationalistische Gestaltung, welche diese Wissenschaft in neuerer Zeit unter den Schriftstellern und Gelehrten angenommen hat, nicht befriedigte, so ging er zu den Ansichten von *Aristoteles* zurück, worin ihm theils beizustimmen, theils zu widersprechen ist, weil in den geläuterten Ansichten der subjectiv-rationalistischen Parthei viel Wahres liegt, welches die Grundsätze von Aristoteles mehrfach erschüttert und der wissenschaftlichen Betrachtung unserer Staatsverhältnisse einen wesentlichen Vorzug verschafft.

Er erklärt zuerst den Begriff „Naturrecht" als Inbegriff der mit der Idee der sittlichen Welt nothwendig gegebenen Gesetze und durch diese begründeten Verhältnisse, wofür man auch sagen könne: „die göttliche Ordnung der im Zusammenleben der Menschen gesetzten Beziehungen der Personen zu einander"; dann den des Gesetzes, des Rechtes, Rechtsverhältnisses und der Pflicht und verbreitet sich etwas ausführlicher über den Entstehungsgrund des natürlichen Rechtes, über positives Recht und Eintheilung des Naturrechtes. Jedoch treten alle diese Gesichtspuncte hinter die Betrachtungen des abstracten Rechtes zurück, indem diese nicht allein ausgedehnter und gründlicher, sondern auch bestimmter und gediegener sind, als jene.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Grundlinie der Geschichte der Staatswissenschaften, der Ethnologie, des Staatsrechtes und der Nationalökonomie von Dr. Friedr. Schmitthenner.

(Schlufs.)

Der Vf. handelt von den Urrechten und Urpflichten, von den erworbenen und persönlichen Rechten hinsichtlich der Verträge, des Unrechtes und der Verbrechen und geht mit Umsicht und Klarheit zu Werke. In vielen Puncten findet er gewichtvolle Gegner: allein er polemisirt weniger, und geht ruhig in seinem Ideengange fort, sich durch die Forderungen vieler Gelehrten z. B. eines *Rotteck* und Anderer nicht von jenem abbringen lassend. Einzelne Materien würden viel Stoff zu besonderen Abhandlungen geben, wenn sich Männer vom Fache damit befassen wollten: Refer. glaubt, jene werden nicht ausbleiben und manche Ansichten entweder widerlegen, oder näher erläutern und fester begründen.

Titel und Ueberschriften nehmen oft einen grofsen Raum ein, welcher zu zweckmäfsigeren Notizen zu verwenden wäre und für den Leser unfehlbar mehr Interesse gewährt hätte. Noch weniger findet Refer. den Geist und Charakter der Gesellschaft mittelst der Begriffe „Gemeinheiten u. dergl." behandelt. Diese Wahl ist nicht zu billigen, weil sie keine zureichende Begründung enthält und dasjenige nicht bezeichnet, was sie bezeichnen soll. Zuerst handelt der Verf. von den Gemeinheiten überhaupt, dann von ihnen im Besonderen, von den willkührlichen Gemeinheiten und ethisch-organischen Vereinen, nämlich von der Familie und von den Gemeinden in bürgerlicher und religiöser Beziehung. Im Zwecke jener sucht er nicht blofs die Erzeugung, sondern auch die Erziehung der Kinder, worüber jedoch zu wenig gesagt wird, als dafs der Leser daraus einige Belehrung schöpfen sollte. Nicht allein über die häusliche, sondern auch über die öffentliche Erziehung erwartet der Leser nähere Erörterungen, weil Erziehung und Unterricht zu den wichtigsten Gegenständen der Gesellschaft gehören und ohne gute häusliche Erziehung die öffentliche selten erfreuliche Früchte bringt. Erziehung und Religion gehen Hand in Hand; beide ergänzen einander und erfordern eine gleich aufmerksame Behandlung, weil sie die geistigen und sittlichen Elemente der Menschen, Gemeinden und Staaten betreffen und ohne sie der Staat, die Gesellschaft, als organisches Ganze nicht bestehen kann.

Beide Gesichtspuncte haben ihre Ergänzungen in der Schule und Kirche, als äufsere Wege, mittelst welcher die Zwecke erreicht werden können; sie sind die Formen für den inneren Gehalt und sollten daher nicht übergangen, sondern nach ihren Hauptmomenten betrachtet sein. Ref. kann das Verfahren des Verf.'s nicht billigen, weil seinen Darstellungen die zureichende Begründung abgeht und Hauptwege und vorzügliche Mittel zur Erreichung der verschiedenen Zwecke der Gesellschaft entweder nur oberflächlich berührt, oder ganz übergangen sind, und weil dadurch in dem inneren Zusammenhange eine grofse Lücke entstanden ist, welche man in einem Systeme der Staatswissenschaften nicht finden sollte. Ref. übergeht jedoch diese Lücken und überläfst die Ergänzung derselben dem Verf. bei einer etwaigen zweiten Auflage, um noch Einiges über das fünfte Buch, welches die Nationalökonomie enthält, sagen zu können.

Der Verf. theilt dieses in zwei Abtheilungen, deren eine mit der allgemeinen Wirthschaftslehre, S. 324—632, die andere mit der besonderen sich befasset, S. 632—666. Ob der Begriff „Nationalökonomie" für die allgemeine Güterlehre unpassend ist, bezweifelt Ref., da er unter dem Volke die Gemeinden und Private versteht und diese sich zur Nation vereinigen.

Digitized by Google

Man streitet sich zwar vielfach um jenen Begriff; allein nach des Ref.'s Ansicht ersetzt ihn des Verf.'s Annahme einer Nationalökonomik ebenfalls nicht. Dieser hat viele Ansichten *Riedel's*, dessen bis jetzt erschienener Ister Bd. N. 153 u. d. f. des Jahrg. 1838 dieser g. A. beurtheilt wurde, adoptirt, weicht jedoch in Manchem ab und dürfte gerade in denjenigen Gesichtspuncten, in welchen er von *Riedel* abweicht, nicht zweckmäfsig verfahren sein, was Ref. durch Vergleiche nicht näher beleuchten kann. Er will das Merkantilsystem nicht als eine speculative Theorie, sondern blofs als ein aus der unmittelbaren Auffassung von Erscheinungen abgeleitetes System gelten lassen, und betrachtet daher weder es, noch die beiden anderen Systeme, worin ihm Refer. nicht beistimmt.

Er will das physiokratische und Industriesystem in einem organischen Ganzen vereinigen und läfst daher diese Idee im ganzen fünften Buche hindurchleuchten. Ref. konnte es zwar nie billigen, die Nationalwirthschaft als ein blofses Aggregat von Privatwirthschaften aufzufassen und Freiheit und Völkerglück durch die Zersetzung der Gesellschaft in ihre Atome bedingt werden zu lassen; allein er kann sich auch mit der Ansicht des Verf.'s nicht vereinigen, welcher die unkörperlichen Güter aus dem Gebiete der Nationalökonomie ausschliefst und diese blofs hinsichtlich der Materie behandelt. Die unkörperlichen Güter haben ebenfalls Werth wie die körperlichen; der erstere bedingt den letzteren; die geistigen Güter, die sittlichen mit eingeschlossen, sind nicht weniger productiv, als die physischen und müssen diese beherrschen, wenn sie brauchbar, gehörig erworben und vertheilt werden sollen. In dem Umstande, dafs die Schriftsteller die immateriellen Güter aus dem Systeme der Nationalökonomie ausschlofsen, und im Allgemeinen noch ausschliefsen, sucht Ref. den wichtigsten Grund, warum die Untersuchungen an wissenschaftlicher Begründung Mangel leiden und die Wissenschaft selbst vielen Bedingungen nicht entsprechen kann.

Er hat sich bei Beurtheilung verschiedener Schriften über diese verfehlte Behandlungsweise schon umständlicher ausgesprochen und durch vielseitige Studien, Erfahrungen und Beobachtungen von der Wahrheit überzeugt, dafs die in dem geistigen und sittlichen Elemente der Menschen liegenden Güter die reinsten und die am Meisten productiven sind und dafs die Nationalökonomie erst dann rationell begründet wird, wenn diese Güter die Grundlage für die materiellen Güter, für deren Erwerbung, Vertheilung und Verzehrung ausmachen.

Die allgemeine Wirthschaftslehre beschäftigt sich auch mit der Vertheilung der Güter, als demjenigen Gesichtspuncte, welcher gleich wichtig als die Erwerbung und Verwendung ist und in der neuesten Zeit in dem Industriesysteme eine so sehr besprochene Schattenseite nach sich zog, indem gerade in der ungleichen Vertheilung der materiellen Güter die Hauptursache so vieler Uebel liegt. Die einzelnen Productivkräfte, nämlich Natur- Menschen- und Capitalkraft nebst der Verbindung der productiven Kräfte konnten den Verf. schon zu der Nothwendigkeit führen, dafs die geistige und sittliche Kraft der Menschen, Gemeinden und des Volkes allen anderen Kräften vorzuziehen und darum selbstständig zu bearbeiten sei, um namentlich den Charakter des Verkehres im Allgemeinen und Besonderen, den Tauschwerth und Gebrauchswerth, welchen der Verf. mit Unrecht für gleichbedeutend mit dem Preise zu halten scheint, eben so den Kredit und die Verkehrsanstalten, zugleich aber auch die einzelnen Industrieprocesse und vor Allem die Verwendung der Güter nach dem ganzen Inhalte und Umfange beurtheilen zu können.

Mehr in das Einzelne geht Ref. nicht ein, blofs bemerkend, dafs der Verf. sowohl die Grund- und Capitalrente, als auch den Arbeitslohn und den Gewinn, eben so das Geld und seine Bedeutung im Systeme der Nationalökonomie, die urproductive, formirende, vertreibende und unproductive Industrie behandelt und bei der ersten die Stoffgewinnung und Landwirthschaft ziemlich ausführlich besprochen hat. Er berührt freilich manche Gegenstände nur vorübergehend und höchst oberflächlich; jedoch nehmen alle Darstellungen, welche die Nationalökonomie betreffen, den gröfsten Theil der Schrift ein und verdienen wegen ihres Zusammenhanges mit den übrigen staatswissenschaftlichen Gebieten die Aufmerksamkeit der Gelehrten, welche sich mit dem Einzelnen schon vertraut gemacht haben, wenn sie die Ansichten *Riedel's* zu prüfen und sich zu vergegenwärtigen nicht unterliefsen.

Manche Gesetze des Verf.'s, z. B. der bekannte Satz: Vires unitae agunt, treten sowohl der Physiokratie als dem Industriesysteme völlig entgegen und

Digitized by Google

deuten auf eine originelle Behandlungsweise hin, welche ihre Hauptidee in einem organischen Systeme der Production sucht und in der öffentlichen Wirthschaft ihre Realisirung findet.

Ref. hätte noch Manches zu besprechen, wenn er nicht die Bearbeitung des weiteren Stoffes abwarten wollte. Er glaubt, dafs das Eigenthümliche der Darstellungsweise erst dann recht klar hervortritt, wenn alle zwölf Bücher der Beurtheilung vorliegen und die Wissenschaft des Staates als Blüthe aller Wissenschaften in ihrer Entfaltung sich zeigt. Liebe und Fürsorge für das Wohl der Menschheit giebt der Verf. überall zu erkennen; beide verschaffen seinen Erörterungen besonderen Werth und mögen ihn stärken, die folgenden Bücher recht bald dem Publicum zu übergeben. Papier und Druck sind ziemlich gut.

Reuter.

IX.

Numi Mohammedani. Fasciculus I. continens numos Mamlukorum dynastiae, additis notabilioribus dynastiarum: Moavidarum, Charizmschachorum, Mervanidarum, Ortokidarum, Karakojunlu, Seldschukidarum, Atabekorum, Fatimidarum, Aiyubidarum, Hulaguidarum et regum Siciliae. Collegit descripsit et tabulis illustravit Jgnatius Pietraszewski, interpretis munere ad legationem Russicam Constantinopoli perfunctus. Berolini 1843. *apud Alex. Duncker. XIV. und* 139 S. *gr.* 4.

Unter allen europäischen Reichen ist Rufsland gerade dasjenige, welches theils durch seine eigenen, mächtigen Besitzungen in Asien, theils durch die unmittelbare Berührung und Nachbarschaft und den steten Verkehr mit den gröfsten Reichen des Orients die meiste Gelegenheit und zugleich die meiste Aufforderung hat, sich mit demselben nach allen Seiten hin zu beschäftigen; und es ist bekannt, wie namentlich durch den unermüdeten Eifer eines deutschen Gelehrten, des Akademikers und Staatsraths von Fraehn, den wir *instar omnium* nennen, und durch das Ministerium des öffentlichen Unterrichts unter der Leitung des als Gelehrten, wie als eifrigen Beförderers aller Gelehrsamkeit rühmlichst bekannten Ministers von Uwarov die orientalischen Studien in diesem Reiche in der neuesten Zeit einen seltnen Aufschwung erlangten, und das asiatische Museum wie die kaiserliche Bibliothek in St. Petersburg vielfach bereichert wurden, und fast täglich neuen Zuwachs erhalten. So finden wir gewifs kein Museum auf der Erde, welches sich in Rücksicht auf Seltenheit und Reichthum an orientalischen, besonders muhammedanischen Münzen mit diesem vergleichen könnte, und kein Land, welches so viele und so bedeutende Privatsammlungen solcher Münzen aufzuweisen hätte.

Eine höchst schätzenswerthe und reichhaltige Sammlung dieser Art hatte Herr Pietraszewski, der Verfasser vorliegender Schrift, ein junger russischer Orientalist, bei seinem mehrjährigen Aufenthalte in dem türkischen Reiche sich zu verschaffen gewufst. Vor 11 Jahren kam derselbe zu seiner weitern Ausbildung in den orientalischen Sprachen nach Constantinopel, wo er einen dreijährigen Aufenthalt zugleich benutzte, um diese Sammlung anzulegen, und sich der thätigen Beihülfe des ehemaligen türkischen Gesandten in Wien Jsmail Bey, eines Mannes von vieler Kenntnifs, zu erfreuen hatte. So gelang es ihm, nach und nach, und durch den Ankauf der Sammlung eines armenischen Apothekers, Namens Petros, gegen 1000 Stück zusammen zu bringen. Er wurde hierauf als Attaché bei der russischen Gesandtschaft in Constantinopel angestellt, und als solcher in verschiedene Provinzen des osmanischen Reichs geschickt, wo er überall die vielfachen Gelegenheiten, welche sich ihm darboten, zu der Erweiterung seiner Sammlung, und zu dem Ankaufe anderer Gegenstände des muhammedanischen Alterthums, als Siegel in Stein geschnitten, Metallplatten und Muscheln mit mystischen Charakteren, Becher u. s. w. benutzte. Die reichste Ausbeute an Münzen fand er aber als russischer Consul in Jaffa, wo er zwei Jahre verweilte. Von da aus besuchte er die Ruinen von Ascalon, und liefs durch einen armen Fellah nicht ohne Gefahr des Nachts, da Jbrahim Pascha Alles, was der Art gefunden wurde, zu confisciren befohlen hatte, Nachgrabungen anstellen, deren Gewinn er für den Metallwerth an sich brachte. Dies Alles setzte ihn in den Stand,

Digitized by Google

von welcher er so glücklich war, in ihrem ehemaligen Reiche selbst eine bis auf den Gründer derselben vollständige Series zusammen zu bringen. — Unter den Münzen der Atabeks, welche nach diesen folgen, bemerken wir nur, dafs die unter No. 387. beschriebene mit Unrecht dem Herrscher Muizz ed din Mahmud, der Linie von Dschesireh ben Omar beigelegt wird, da dieselbe, wie die Inschrift zeigt, auf Befehl des Atabeks von Mosul, Bedr ed din Lulu geschlagen wurde, welcher 1 Jahr vorher, im Jahre 648 d. H. (die Münze ist von dem Jahr 649 d. H.) den eben erwähnten Emir gefangen genommen, und diese Provinz mit seinem Reiche vereinigt hatte; auch ist No. 340., obgleich im Jahr 617 der H. geprägt, der Inschrift zufolge nicht dem Mahmud, sondern dem Kotb ed din Muhammed beizulegen. — Unter den Fatimiden-Münzen, zu denen der Verfasser sodann übergeht, zählt er zuvörderst einige gläserne auf. In Betreff derselben bemerkt er (Vorrede p. XIII) mit Recht, dafs er nur diejenigen für wirkliche Münzen halte, welche die Namen der Chalifen an sich tragen, und im Aeufsern auch den Münzen ähnlicher sind, und fügt hinzu, dafs vielleicht auch durch die Farbe des Glases der verschiedene Werth und die verschiedenen Metalle angezeigt werden sollen; alle übrigen aber, welche entweder blofse Ziffern oder andere arabische Bezeichnungen enthalten, seien als Marken anzusehen. — Zu No. 401., unter den metallenen Münzen dieser Dynastie, bemerken wir, dafs nicht, wie der Verfasser meint, A. II. unten der Name علي fehlt, sondern die Abbildung tab. XII deutlich zeigt, dafs nichts verwischt ist; auch wäre dies hier ganz überflüfsig, da dieses Wort schon oben allein steht, und wie bei vielen Münzen mit den Worten der untersten Zeile zu verbinden ist. N. 402. aber ist A. II. unten nicht wie No. 401. ولي الله zu lesen, sondern علي وليه, da hier das Wort علي ohne Zweifel, wie bei No. 382. 394. u. s. w. nicht darüber gestanden hat. An diese schliefst der Verfasser passend die Münzen der Aijubiden in Aegypten und Syrien mit ihren verschiedenen Seitenlinien an, wobei zu berichtigen ist, dafs No. 419. A. II. unten nicht المومنين, wie der Verfasser angiebt, sondern nur منين steht, welches mit dem in der obersten Zeile stehenden المو verbunden werden mufs. No. 426. 427. u. 449. ist ابن ابي بكر für ابن ابو بكر zu lesen, und bei No. 427. steht der Name ايوب A. I. nicht unten, sondern oben, und ist zu dem Worte der letzten Zeile hinzuzunehmen. — Bei der Beschreibung der Münzen No. 444. und 445 hat eine eigenthümliche Verwechselung statt gefunden, indem die Inschrift von No. 445. auf beiden Seiten mit No. 441. übereinstimmt, bei No. 444. aber diese Uebereinstimmung sich nur im Avers zeigt, wogegen der Revers die Inschrift hat, welche der Verfasser der folgenden Nummer giebt. — N. 454. scheint A. I. الملك العادل سيف für الملك العدي zu lesen sein. — Den Schlufs bilden die Münzen der Hulaguiden, eine Münze des Normannen-Königs Roger II., und zwei Siegel mit arabischen Inschriften, bei deren letzterm durch die Schuld des Referenten, welcher die Correctur übernommen hatte, والمرقضي für والمرتضي und والسبنطين für والسبطين stehen geblieben ist.

Wir schliefsen unsere Anzeige mit der Ueberzeugung, dafs der Verfasser durch die Bekanntmachung dieses Theiles seiner so reichhaltigen und wichtigen Sammlung, deren Erwerb für ein jedes Cabinet von grofsem Gewinn sein würde, der Numismatik einen wesentlichen Dienst geleistet habe, und mit dem Wunsche, dafs er die Fortsetzung dieser allerdings höchst schwierigen Arbeit dem Publicum nicht vorenthalten möge. —

Petermann.

X.

Abel-Rémusat: Mélanges posthumes d'Histoire et de Littérature orientales. Paris. 1843.

Dieser unter den Auspicien des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts erschienene litterarische Nachlafs des berühmten Gelehrten enthält eine Anzahl kürzerer und längerer Abhandlungen, die gröfstentheils schon bei Lebzeiten Abel-Rémusat's gedruckt, aber in verschiednen Zeitschriften zerstreut waren. Mehrere derselben sind streng wissenschaftlich, Andere haben einen populären Charakter, diejenige edlere Popularität, welche nur wenigen Männern der Wissenschaft in so ausgezeichnetem Grade zu Theil geworden ist.

Vornehmster Gegenstand der Abhandlungen ersterwähnter Klasse ist der *Budd'aismus*, um dessen gründlichere Kenntnifs, mag man ihn nun von der dogmatischen Seite oder von Seiten

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juli 1843.

Numi Mohammedani. Fasciculus I. continens numos Mamlukorum dynastiae, additis notabilioribus dynastiarum: Moavidarum, Charizmschachorum, Mervanidarum, Ortokidarum, Karakojunlu, Seldschukidarum, Atabekorum, Fatimidarum, Aiyubidarum, Hulaguidarum et regum Siciliae. Collegit descripsit et tabulis illustravit Jgnatius Pietraszewski.

(Schlufs.)

Referent theilt ganz die Ansicht des Verfassers in Bezug auf ihre Geltung, und ist der Meinung, dafs nicht allein Mangel, Noth, und Ungeschicklichkeit im Prägen, sondern auch die Nothwendigkeit, bei dem Handel mit auswärtigen Völkern, wobei die Münzen nur nach ihrem Gewichte taxirt werden konnten, dieselben bei dem Abwägen zum Theil zu zerschneiden oder zu zerhacken, diese Verstümmelungen herbeigeführt haben. Dies beweisen die vielen halben und Viertel-Dirhems, wie die kleinern Stücke der Art von umaijadischen und abbasidischen Münzen, welche noch immer in grofsen Massen in verschiedenen Gegenden Preufsens gefunden werden, und denen man es ansieht, dafs sie nur zum Behufe des Abwägens zerstückelt worden sind. Manche Verstümmelungen mögen aber auch in Zufälligkeiten, und namentlich bei dem Kupfer, welches sich auch in dieser Beziehung als unedleres Metall kund giebt, in der Zeit selbst ihren Grund haben. Dafs man diese Münzen nicht als solche anerkennen wolle, ist dem Referenten unbekannt, auch glaubt derselbe, dafs Ausdrücke, wie *diffractus*, *praecisus*, *mutilatus*, *minus integer* und andere, welche bei Fraehn öfter wiederkehren, auf solche zu beziehen seien.

Die zweite Abtheilung, in welcher der Verfasser die chronologische Aufeinanderfolge und die geographischen Verhältnisse der Dynastieen möglichst berücksichtigt hat, beginnt mit den Münzen der Moaviden, worunter er die Ommiaden oder Umaijaden versteht, nach dem Gründer dieser Dynastie Moavia so benannt. Er giebt die Beschreibung von 7 Kupfermünzen, von denen es theilweise zweifelhaft ist, ob sie in diese erste Periode gehören. Ob Chaled, der Eroberer Syriens unter Omar, also lange vor Abd ul melik, schon Münzen mit seinem Namen habe schlagen lassen, und ob die unter No. 249. von dem Verfasser angeführte von diesem, und nicht vielmehr von dem Emir Chaled unter dem abbasidischen Chalifen Mansur herrühre, ist trotz der Versicherung des Verfassers (Vorrede pag. VII), dafs seine Annahme nicht auf blofser Conjectur beruhe, doch noch sehr fraglich; auch möchten wir von den unter dieser Rubrik angeführten nur No. 250. dieser Dynastie zueignen, da die übrigen bei gänzlichem Mangel einer nähern Bestimmung völlig abbasidische Inschriften an sich tragen, und No. 254. der Name Abd ul melik wegen des Beisatzes بن يزيد nicht wohl der des umaijadischen Chalifen sein kann. Zwar stehen unmittelbar unter diesem Namen die Worte الخليفة الله, aber auch dies kann noch keinen Beweis dafür geben, da erst Mehdy sich auf seinen Münzen „Chalif" genannt hat, der Titel امير المومنين aber früher seit Omar allein im Gebrauch war.

Es folgt nun eine Münze des Charizmschah's Ahmed, wahrscheinlich, weil sich sonst keine passende Stelle dafür finden liefs, worauf der Verfasser wieder nach dem Westen sich wendend die Münzen der verschiedenen muhammedanischen Dynastieen, welche in Armenien und Mesopotamien nach einander auftraten, der Mervaniden, Ortokiden und Turkomanen vom schwarzen Schöps nach einander beschreibt. An diese schliefst er die Dynastie der Seldschuken von Jconium,

Digitized by Google

von welcher er so glücklich war, in ihrem ehemaligen Reiche selbst eine bis auf den Gründer derselben vollständige Series zusammen zu bringen. — Unter den Münzen der Atabeks, welche nach diesen folgen, bemerken wir nur, dafs die unter No. 387. beschriebene mit Unrecht dem Herrscher Muizz ed din Mahmud, der Linie von Dschesireh ben Omar beigelegt wird, da dieselbe, wie die Inschrift zeigt, auf Befehl des Atabeks von Mosul, Bedr ed din Lulu geschlagen wurde, welcher 1 Jahr vorher, im Jahre 648 d. H. (die Münze ist von dem Jahr 649 d. H.) den eben erwähnten Emir gefangen genommen, und diese Provinz mit seinem Reiche vereinigt hatte; auch ist No. 340., obgleich im Jahr 617 der H. geprägt, der Inschrift zufolge nicht dem Mahmud, sondern dem Kotb ed din Muhammed beizulegen. — Unter den Fatimiden-Münzen, zu denen der Verfasser sodann übergeht, zählt er zuvörderst einige gläserne auf. In Betreff derselben bemerkt er (Vorrede p. XIII) mit Recht, dafs er nur diejenigen für wirkliche Münzen halte, welche die Namen der Chalifen an sich tragen, und im Aeufsern auch den Münzen ähnlicher sind, und fügt hinzu, dafs vielleicht auch durch die Farbe des Glases der verschiedene Werth und die verschiedenen Metalle angezeigt werden sollen; alle übrigen aber, welche entweder blofse Ziffern oder andere arabische Bezeichnungen enthalten, seien als Marken anzusehen. — Zu No. 401., unter den metallenen Münzen dieser Dynastie, bemerken wir, dafs nicht, wie der Verfasser meint, A. II. unten der Name علي fehlt, sondern die Abbildung tab. XII deutlich zeigt, dafs nichts verwischt ist; auch wäre dies hier ganz überflüfsig, da dieses Wort schon oben allein steht, und wie bei vielen Münzen mit den Worten der untersten Zeile zu verbinden ist. N. 402. aber ist A. II. unten nicht wie No. 401. ولي الله zu lesen, sondern علي وليه, da hier das Wort علي ohne Zweifel, wie bei No. 382. 394. u. s. w. nicht darüber gestanden hat. An diese schliefst der Verfasser passend die Münzen der Aijubiden in Aegypten und Syrien mit ihren verschiedenen Seitenlinien an, wobei zu berichtigen ist, dafs No. 419. A. II. unten nicht المومنين, wie der Verfasser angiebt, sondern nur منين steht, welches mit dem in der obersten Zeile stehenden المو verbunden werden mufs. No. 426. 427. u. 449. ist ابن ابي بكر für ابن ابو بكر zu lesen, und bei No. 427. steht der Name ايوب A. I. nicht unten, sondern oben, und ist zu dem Worte der letzten Zeile hinzuzunehmen. — Bei der Beschreibung der Münzen No. 444. und 445 hat eine eigenthümliche Verwechselung statt gefunden, indem die Inschrift von No. 445. auf beiden Seiten mit No. 441. übereinstimmt, bei No. 444. aber diese Uebereinstimmung sich nur im Avers zeigt, wogegen der Revers die Inschrift hat, welche der Verfasser der folgenden Nummer giebt. — N. 454. scheint A. I. الملك العادل سيف für الملك العدي zu lesen sein. — Den Schlufs bilden die Münzen der Hulaguiden, eine Münze des Normannen-Königs Roger II., und zwei Siegel mit arabischen Inschriften, bei deren letzterm durch die Schuld des Referenten, welcher die Correctur übernommen hatte, والمرقضي für والمرتضي und والسبنطين für والسبطين stehen geblieben ist.

Wir schliefsen unsere Anzeige mit der Ueberzeugung, dafs der Verfasser durch die Bekanntmachung dieses Theiles seiner so reichhaltigen und wichtigen Sammlung, deren Erwerb für ein jedes Cabinet von grofsem Gewinn sein würde, der Numismatik einen wesentlichen Dienst geleistet habe, und mit dem Wunsche, dafs er die Fortsetzung dieser allerdings höchst schwierigen Arbeit dem Publicum nicht vorenthalten möge. —

Petermann.

X.

Abel-Rémusat: Mélanges posthumes d'Histoire et de Littérature orientales. Paris. 1843.

Dieser unter den Auspicien des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts erschienene litterarische Nachlafs des berühmten Gelehrten enthält eine Anzahl kürzerer und längerer Abhandlungen, die gröfstentheils schon bei Lebzeiten Abel-Rémusat's gedruckt, aber in verschiednen Zeitschriften zerstreut waren. Mehrere derselben sind streng wissenschaftlich, Andere haben einen populären Charakter, diejenige edlere Popularität, welche nur wenigen Männern der Wissenschaft in so ausgezeichnetem Grade zu Theil geworden ist.

Vornehmster Gegenstand der Abhandlungen ersterwähnter Klasse ist der *Budd'aismus*, um dessen gründlichere Kenntnifs, mag man ihn nun von der dogmatischen Seite oder von Seiten

Digitized by Google

seiner historischen Entwicklung betrachten, Abel-Rémusat sich ein unbestreitbares Verdienst erworben hat. Ohne Zweifel würden die Forschungen des französischen Orientalisten auf diesem grofsen Gebiete noch weit fruchtbringender geworden sein, wenn ihm nicht gewisse vorgefafste Meinungen, die er aller Wahrscheinlichkeit nach mit ins Grab genommen hat, den rechten Standpunct öfter verrückt hätten. Dahin gehört besonders seine Lieblings-Idee, dafs die ächte ursprüngliche Budd'a-Lehre nicht in den religiösen Urkunden der Tibeter und Mongolen, sondern bei den Baudd'en von *Nepâl*, den Verehrern eines Urwesens, das sie *Adi-Budd'a* nennen, zu suchen sei, obwohl das ganze Glaubenssystem der Nepalesen erweislich ein synkretistisches, und in Folge späterer Einflüsse des Brahmanismus entstanden ist. An diese Idee knüpfen sich seine Eintheilung des Budd'athums in eine exoterische und in eine esoterische oder Geheimlehre, sein Ahnden einer göttlichen Trias in *Budd'a*, *D'arma* und *Sank'ya* (Budd'a, die Lehre und der Verein der Geistlichkeit) u. s. w. Es kann hier nicht unser Zweck sein, den von *J. J. Schmidt* und *Stuhr* bereits gründlich erörterten Gegenstand von Neuem zu besprechen und wir müssen nur unser Bedauern ausdrücken, dafs Schmidt's gediegene Abhandlungen „Ueber die sogenannte dritte Welt der Budd'aisten" (1831); „Ueber die tausend Budd'a's einer Periode der Einwohnung" (1832); „Ueber das *Mahâyâna* und *Prâdjñâ-Pâramitâ* der *Baudd'en*" (1837) dem französischen Gelehrten unbekannt waren, zum Theil auch, als nach seinem Tode erschienen, unbekannt bleiben mufsten *).

Die Abhandlung *Observations sur la religion Samanéenne* würde für Denjenigen, der von Allem, was für die Erforschung des älteren und neueren geistigen Lebens der Asiaten geschieht, regelmäfsige Kenntnifs zu nehmen gewohnt ist, jetzt schon eine überflüfsige Arbeit sein; denn hier macht sich's Abel-Rémusat zum Hauptgeschäfte, die Menge von Verirrungen zu beleuchten, in welche sein grofser Vorgänger, *Deguignes der Aeltere*, hinsichtlich der Religionslehren Indiens und des Budd'aismus insonderheit gerathen ist. Deguignes verwechselt die Lehre der Baudd'a's mit dem Systeme der Brahmanen, hält die heiligen Bücher der Letzteren, die *Wéda's*, für Budd'a Sâkyamuni's Wort u. s. w. Alles dies war aber sehr verzeihlich in einem Zeitalter, wo die Sanskrit-Sprache und die in ihr geschriebenen Urkunden in Europa eben so unbekannt waren, wie das Tebitische und Mongolische noch vor zwei Jahrzehenden: Deguignes konnte über Indiens Religions-Systeme aufser dem classischen Alterthum keine anderen Quellen benutzen, als *Chinesische*, und auch das Verstehen der Letzteren war damals mit viel gröfseren Schwierigkeiten verknüpft als heutzutage. Abel-Rémusat's eignes Beispiel beweist übrigens, dafs selbst ein viel höherer Standpunct, als derjenige, den Deguignes eingenommen, vor Irrthümern nicht schützen kann, wenn der Beobachter seinen Blick mit zu grofser Vorliebe auf einzelne Partieen des Rundgemäldes richtet. — Der *Essai sur la cosmographie et la cosmogonie des Bouddhistes, d'après les auteurs chinois* ist ein sehr reichhaltiges Memoire, ein Seitenstück zu der ähnlich betitelten Abhandlung *Schmidt's*, und im Wesentlichen von gleichem Inhalt. — In den *Observations sur les sectes religieuses des Hindous* giebt der Verfasser eine Uebersicht der religiösen Secten Indiens, die mit einer möglichst ausführlichen Darstellung der Budd'a-Lehre von Nepal, nach *Hodgson's* Vorgange, schliefst. — Das folgende Memoire handelt *De la philosophie Chinoise*. Der Verf. beginnt mit der sehr richtigen Bemerkung, dafs die älteren in China naturalisirten Missionare sich zu einseitig um die Lehre des Confucius und seiner Schüler bekümmert, und den sogenannten heterodoxen Philosophen, den originellen tiefsinnigen Metaphysikern *Lao-tsee*, *Hoai-nan-tsee*, *Tschuang-tsee* entweder gar keine oder doch sehr flüchtige und ziemlich vornehm verachtende Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Er versucht eine Entwicklung der Theorie des Lao-tsee, in die aber manche schiefe Ansicht mit einfliefst, die jetzt durch Bekanntmachung des ganzen *Tao-te-king*, mit Stanislas Julien's meisterhafter Uebersetzung, ihre beste Widerlegung gefunden hat *). Confucius erhob sich zu keinen metaphysischen Höhen; er war ein Sokrates, der nie seinen Plato fand; denn diejenigen, die seine Lehren der Nachwelt überlieferten, waren gröfstentheils Menschen von beschränktem Verstande. Im 11ten Jahrhundert u. Z. erschien *Tschu-ki*, das Wunder der Gelehrsamkeit, ein umfassender Kenner von Allem, was China bis auf seine Zeit in historischer und philosophischer Beziehung geleistet hatte. Dieser unternahm zunächst eine Vergleichung aller Lehrpuncte, aller Stellen der für classisch geltenden Autoren, die einander bestätigten oder widerlegten. Die Ergebnisse dieser herkulischen Arbeit legte er in einem grofsen Commentare nieder, der ein Muster von Klarheit, Präcision und Eleganz ist, und einen allgemeinen bis auf die neueste Zeit nicht ernstlich erschütterten Einflufs geübt hat. Nach jenem Commentare schrieb er ein eignes Werk, dessen Titel man durch *Naturphilosophie* übersetzen kann und welches die übersichtliche methodische Entwicklung der von ihm angenommenen Principien enthält. Ein naiver Materialismus ist in diesem Werke an die Stelle des wohlüberlegten Skepticismus des Confucius getreten. „Tschu-hi" — sagt der Verfasser — „erscheint nur allzu oft als ein Sophist, der sich mit Wörtern bezahlt und seinen Lesern dieselbe Münze bietet; mehr damit beschäftigt, Ausdrücke von gleicher oder contrastirender Bedeutung zu combiniren als Ideen zusammenzustellen, glaubt er Alles aufgeklärt zu haben, wenn er die abstracten Begriffe unter gewisse Hauptrubriken und in ein geordnetes Fachwerk bringt. Er nimmt den beiden Principien der alten Chinesen das Unbestimmte, das sie ihnen gelassen, wird aber, da er Geist und Materie nicht gut definiren kann, durch seine Theorie von Bewegung und Ruhe auf ganz materielle Erklärungen geleitet, selbst hinsichtlich der intellectuellen Erscheinungen". Diese atomistische und moleculare Philosophie tritt uns in späteren Compilationen noch crasser entgegen.

Wir übergehen die kleine Arbeit *Sur l'état des sciences na-*

*) Vgl. Stuhr's Religions-Systeme der heidnischen Völker des Orients, S. 171 ff.

*) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, April 1842. No. 64. — Jena'sche Allgemeine Literaturzeitung, Mai 1842.

Digitized by Google

turelles chez les peuples de l'Asie orientale, den blofsen Auszug einer umfassenden Abhandlung, die bereits im 10ten Bande der Mémoires de l'académie des inscriptions et belles lettres (1828) mitgetheilt ist. — Eine ausführliche und in manchem Betrachte lehrreiche *Analyse de l'histoire des Mongols par Sanang Setsen* ist der mongolischen Chronik gewidmet, welche der verdienstvolle *J. J. Schmidt* zu Petersburg (1829) mit Uebersetzung und Anmerkungen herausgegeben. Abel-Rémusat hebt die wahre Bedeutung dieses Werkes für den ostasiatischen Forscher hervor, rühmt die Treue der Uebersetzung, welche er jedoch, als sehr untergeordneter Kenner des Mongolischen, nicht wohl beurtheilen konnte, und macht berichtigende oder ergänzende Zusätze zu den Anmerkungen des deutschen Gelehrten. Dabei kommt ihm oft seine Belesenheit in chinesischen Autoren und seine überlegene Kenntnifs des Vorzüglichsten, was bereits von älteren Europäern für die Kenntnifs Innerasiens, zum Theil auch des Budd'aismus, geschehen war, zu statten. Schmidt hat bei seinen Forschungen, in Vergleichung mit Abel-Rémusat, nur sehr selten nach abgeleiteten Bächen sich umgesehen, fast immer am Borne selbst geschöpft und diesem seine Kenntnifs des Sachlichen nach und nach gleichsam abgerungen; hat nun diese viel mühsamere Methode ihn auf der einen Seite vor mancher Verirrung bewahrt, in die sein Gegner gerathen, so ist ihm auf der anderen Seite auch viel Einzelnes länger unbekannt oder dunkel geblieben als dem weit vielseitigeren, überall hin nach Belehrung spähenden französischen Gelehrten. Aus denjenigen Schmidt'schen Werken, die später als seine Uebersetzung des Sanang-Setsen erschienen sind, ergiebt sich eine solche Vervollständigung und zum Theil Abklärung seiner damaligen Kenntnisse von mancher Partie des Budd'aismus, von der Geschichte Central-Asiens, vom Sanskrit u. s. w., dafs er jetzt ohne Zweifel eine gelehrtere und gründlichere Recension seiner eignen Noten zu Sanang-Setsen schreiben könnte, als Abel-Rémusat sie jemals zu schreiben im Stande war.

Wir lassen nun Abel-Rémusat's Endurtheil über das Werk des mongolischen Fürsten folgen: „Sanang-Setsen ist kein eigentlicher Historiker, sondern ein Compilator von Legenden und Genealogieen, dessen Ideen durch indischen Einflufs etwas Unbestimmtes erhalten haben. Man darf in seinem Buche weder eine regelmäfsige Chronologie, noch genaue Daten, noch die geringste Bestimmtheit in geographischen Angaben suchen, noch weniger aber eine Reihe in einander verketteter Facta, tiefe Belehrung über das hohe Alterthum, ein vollständiges Bild von dem Zustande irgend einer der besprochenen Nationen u. s. w. Seine *Geschichte* ist eine dürre, mit Fabeln untermengte Chronik. Einige Aufeinanderfolgen von Fürsten, in denen man Grund hat, zu glauben, dafs die Thatsachen im Allgemeinen wahr sind, ob sie gleich irrige Details enthalten; eine ziemlich vollständige Genealogie mehrerer Zweige der Tschinggis'chaniden, die in der östlichen Mongolei regiert; nützliche Data über den Ursprung der Hierarchie der Lama's; im Uebrigen verworrene aber doch schätzbare Erinnerungen; eine grofse Anzahl religiöser Ueberlieferungen; eine Menge Züge, die uns den mongolischen Charakter so enthüllen, wie die Lama's ihn seit drei Jahrhunderten zugestutzt: dieses ist's, was dem Werke des Sanang-Setsen einen grofsen Werth giebt".

Die oben als populär bezeichneten Abhandlungen oder Memoiren betreffen Charakter, Sitten und Litteratur der orientalischen Völker im Allgemeinen. Der Verfasser sucht darzuthun, dafs unsere eingewurzelte Idee von der Stabilität des Orients überhaupt und China's insbesondere, unbegründet sei. Er macht auf die ungemeinen Verschiedenheiten in Charakter, Sitten, Meinungen und Einrichtungen der meisten Völker Asiens aufmerksam; berührt die grofsen religiösen, philosophischen und selbst politischen Umwälzungen, von welchen die Geschichte jedes orientalischen Hauptvolkes Kunde giebt, und bemüht sich dann, zu zeigen, dafs die Gewalthaber des Orients in der Ausübung ihrer Macht viel gebundener seien, als man gewöhnlich annimmt; ja, dafs der wahre Despotismus eigentlich nur von den Europäern gehandhabt werde, die sich einen Theil des Orients angeeignet hätten. Aus der Bitterkeit des letzten Räsonnements blickt der Nationalhafs gegen England deutlich genug hervor. Wie stünde es noch jetzt mit unserer Kenntnifs von Asien jenseit des Indus, wenn nicht geistliche Herrschsucht europäischer Priester so lange in China ihr Wesen getrieben, wenn die weltliche Herrschsucht Grofsbritanniens nicht Ostindien verschlungen hätte? Der europäische Despotismus hat übrigens kein solches Unheil über Indien gebracht, wie die mörderischen Einfälle der Mongolen, der Türken, und der Perser unter Tamasp-Kuli-Chan; und nur die innige Verbindung mit Völkern, die sich ihrer Bürger- und Menschenrechte klar und energisch bewufst sind, kann die Asiaten einst zu wahrer Freiheit und nationaler Glückseligkeit führen. — Auf den Inhalt der übrigen *Discours* werden wir an einem anderen Orte mehr eingehen: der Verf. giebt den Umstand, dafs der Geschmack an orientalischen Geistesproducten in Frankreich noch sehr zurück ist, hauptsächlich den Uebersetzern Schuld, die ihre Originale entweder zu sclavisch wörtlich oder zu frei und alles morgenländische Colorit verwischend wiedergeben. Er handelt in höchst anziehender Weise von dem Style der Asiaten, zieht feine Parallelen zwischen ihrer Bildersprache und der unsrigen, und bespöttelt recht anmuthig den grassirenden Unfug, eine Unzahl ausländischer Wörter aus allen erdenklichen Sprachen in europäische und namentlich auch ins Französische aufzunehmen, als ob nicht sehr Viele derselben, der Eigenthümlichkeit des Gesammteindrucks unbeschadet, auch mit Quasi-Aequivalenten der Muttersprache vertauscht werden könnten.

Schott.

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

XI.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet. (Hegel's Werke. Siebenter Band. Erste Abtheilung). Berlin, 1842. bei Duncker u. Humblot.

Zweiter Artikel.

Die methodische Entwickelung der Naturphilosophie hebt bei Hegel mit denselben Begriffen an, wie bei Kant die Kritik der reinen Vernunft, mit den Begriffen des Raumes und der Zeit. Die Zusammenordnung dieser beiden Begriffe ist in der neuern Philosophie so sehr zur mechanischen Gewohnheit geworden, dafs man fast allgemein sie als etwas von selbst sich Verstehendes hinnimmt, und es kaum Jemandem einfällt, nach einem Grunde derselben zu fragen. Es kann gewagt scheinen, diesen Vorwurf auch auf einen Denker, wie Hegel, zu erstrecken, von dem doch nicht zu verkennen ist, dafs er beiden Begriffen eine sorgsame Betrachtung gewidmet hat. Demungeachtet, und obgleich wir in gewisser Hinsicht die Berechtigung, beide Begriffe unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunct wissenschaftlicher Behandlung einzureihen, gar nicht in Abrede stellen, halten wir uns befugt, alles Ernstes die Frage aufzuwerfen, ob nicht in der eigenthümlichen Art ihrer Behandlung auch bei Hegel der Vorgang Kant's als ein Vorurtheil nachgewirkt, und Uebelstände veranlafst hat, die ohne jenen Vorgang vielleicht würden vermieden worden sein. Wir finden nämlich bei dieser Behandlung einen zwiefachen Uebelstand zu rügen, einerseits die gewaltsame Losreifsung derselben von andern Begriffen, die mit beiden in derselben Verwandtschaft stehen, wie beide unter sich, sodann die nicht minder gewaltsame Zusammenstellung derselben zu einem durch keine dazwischentretenden Kategorien vermittelten, angeblich dialektischen Gegensatze.

Unter den Begriffen, von denen Hegel den Raum- und Zeitbegriff gewaltsam losgetrennt hat, verstehen wir hier nicht zunächst die Kategorien der Logik überhaupt, sondern eine bestimmte einzelne dieser Kategorien, den *Zahl*begriff. Die „Formen der Anschauung" oder „reinen Anschauungen" von den Kategorien des Verstandes zu unterscheiden, hatte, so wenig die Art und Weise der Abtrennung dort die richtige ist, Kant im Allgemeinen doch einen guten Grund, nämlich diesen, dafs jene so genannten Anschauungen dem Verstande einen Stoff darbieten, der sich, was von keiner der Kategorien gilt, aus sich selbst heraus und ohne Hinzunahme eines Empirischen, durch blofs verstandesmäfsige Entwickelung zu einer Unendlichkeit des Wissens ausspinnen läfst. Die *Mathematik* ist es, welche, nach Kant's eigener Bemerkung, durch die Vereinigung der Kategorien mit den reinen Anschauungen oder durch Anwendung jener auf diese zu Stande kommt, indem die Kategorien die Form, die Anschauungen aber den Stoff zu dem gemeinschaftlichen Werke liefern. Gegen diesen Satz lag zwar ein Einwand nahe, dem indessen Kant durch eine eigenthümliche, wenn auch nicht eben glücklich zu nennende Wendung zu begegnen wufste. Von der Arithmetik nämlich oder der reinen, auf keine geometrischen Voraussetzungen fufsenden Analysis ist für den unbefangenen Betrachter nicht wohl abzusehen, was für eine wissenschaftliche Beziehung sie zu den Begriffen, sei es des Raumes, oder der Zeit, haben soll. Kant jedoch liefs sich dadurch nicht irren, sondern behauptete kecklich, auch der Zahlbegriff komme, als das *Schema* des Gröfse- oder Quantitätbegriffs, nur mittelst der Zeit, durch successive Hinzufügung der Einheit, die

Digitized by Google

als solche reine Kategorie ist, zu sich selbst, zu Stande, auch hier also müsse die Zeit, ohne die keine solche Hinzufügung Statt finden könne, den Stoff zu der im reinen Verstande enthaltenen Form hergeben. Dabei bedachte er freilich nicht, weder dafs die Kategorien der Quantität, die Einheit und die Vielheit, den Zahlbegriff offenbar schon voraussetzen und ohne ihn nicht gedacht werden können, noch, dafs in der Bildung der Zahlen, wie solche in der Mathematik als Wissenschaft theils vorausgesetzt, theils vollzogen wird, von einer zeitlichen Succession derselben gar nicht die Rede ist, und eine solche auch nicht als Voraussetzung dabei zum Grunde gelegt wird. Wenn irgendwo der Begriff eines gegen die Zeit sich gleichgültig verhaltenden Daseins, einer zeitlosen Ewigkeit, seine Stelle hat, so ist es hier, bei den reinen Zahlen und Zahlenverhältnissen, welche in dieser Hinsicht mit den reinen Kategorien ganz unter gleichem Gesichtspuncte stehen. Ohne Zweifel hat also Hegel das Richtigere getroffen, wenn er im ersten Theile seiner Logik den Zahlbegriff und die in ihm enthaltenen oder aus ihm sich ableitenden mathematischen Grundbestimmungen gleich unter den Kategorien der Quantität abhandelte, ohne alle Beziehung auf den Zeitbegriff so gut wie auf den Raumbegriff, welche *wissenschaftlich* an dieser Stelle noch gar nicht in Betrachtung kommen. — Hat er nun nach dieser Seite seinen Vorgänger unstreitig verbessert, so hätte man erwarten können, dafs ihm auch nicht unbemerkt bleiben würde, wie eben damit der Grund weggefallen war, welcher diesen Vorgänger zur Abtrennung der reinen Anschauungen von den Kategorien veranlafst hatte. Er selbst hatte, durch seine Behandlung des Zahlbegriffs, das Vorurtheil beseitigt, als ob die Kategorien nicht aus sich selbst heraus den Stoff zur Mathematik erzeugen könnten; wie hätte man erwarten sollen, dafs er selbst an einer andern Stelle in dieses Vorurtheil zurückfallen würde? Man hätte um so weniger dies erwarten sollen, als Hegel ja ohnehin, wie wir in unserm ersten Artikel anführten, gleich am Anfange seiner philosophischen Laufbahn über die ursprüngliche Einheit der Principien des Anschauens mit denen des Denkens das deutlichste Bewufstsein ausgesprochen hatte, und als er in seiner Logik selbst, sogar auf eine Weise, welche durch Uebertreibung in's entgegengesetzte Extrem für seine gesammte philosophische Weltansicht verhängnifsvoll geworden ist, allenthalben auf das Zugeständnifs der absoluten Identität von Stoff und Form, und wie der Stoff an und für sich schon in der Form enthalten sei, zu dringen fortfährt. Aber freilich, diese Uebertreibung war der rechte Weg nicht, zur wissenschaftlich näher bestimmten Einsicht in das wahre Verhältnifs der Anschauungsformen zu den Kategorien, oder in die Stelle, welche für die erstern in Mitten der letzteren in Anspruch zu nehmen ist; und so ist es denn geschehen, dafs Hegel gerade an der Stelle, wo er sich gegen Kant in den schroffsten Gegensatz stellte, ihm selbst unvermerkt an einem von diesem seinem Vorgänger überkommenen Vorurtheile haften blieb.

Den Begriff der Zahl mit den Begriffen des Raumes und der Zeit, oder vielmehr, durch Aufnahme in dasselbe Gebiet logischer Denknothwendigkeit, welchem die Zahl angehört, Raum und Zeit mit ihr unter einen und denselben wissenschaftlichen Gesichtspunct einzureihen, — diese Forderung, welcher die Philosophen des Alterthums (es genüge, an die Schule der Pythagoräer zu erinnern), und auch manche Neuere vor Kant bereits nachgekommen sind, ist eine solche, wodurch sich eigentlich nur diejenigen befremdet fühlen könnten, die im Ernst, wogegen wir Kant so nachdrücklich auftreten sehen, den Raum und die Zeit für etwas nur empirisch Gegebenes, oder für eine blofse Abstraction aus empirisch Gegebenem halten, die mithin die absolute Nothwendigkeit in Abrede stellen, mit welcher wir nach der von Kant, aber nicht von Kant zum ersten Male gemachten Bemerkung, den Raum und die Zeit als *seiend* vorzustellen gezwungen sind, während doch Alles in Raum und Zeit Daseiende und Wirkliche auch als nichtseiend vorzustellen in unserm Vermögen liegt. Dafs es Philosophen giebt, die, freilich hiedurch im grellsten Widerspruche gegen den natürlichen Menschenverstand, dies wirklich in Abrede zu stellen wagen, ist kein Zweifel, wir sind aber weit entfernt, Hegel ihnen beizuzählen; dieser hat vielmehr über die absolute Denknothwendigkeit des Raumes und der Zeit, trotz ihrer Abtrennung von dem Logischen, in wiederholten Aeufserungen das bestimmteste Bewufstsein an den Tag gelegt. Eben darum aber, weil bei ihm solches Bewufstsein nicht vermifst wird, sind wir geneigt, die sonderbare, ausnahmweise Stellung, welche er dem Raum- und Zeitbegriffe nicht unter den

Digitized by Google

Kategorien, mit denen sie diese Denknothwendigkeit gemein haben, sondern ihnen gegenüber anweist, wenigstens zum Theil der Nachwirkung früherer Lehren zuzuschreiben, wenn wir auch nicht verkennen, dafs solche Nachwirkung in einem so selbstständigen Geiste schwerlich würde Platz ergriffen haben, wäre nicht in seiner Philosophie ohnehin eine wunde Stelle gewesen, welche durch die irrige oder halbwahre Theorie eines Vorgängers bedeckt werden mufste. Ohne diese wunde Stelle, (worin sie bestand, hat unser erster Artikel zu zeigen versucht) würde ihm der wahre wissenschaftliche Ort kaum haben entgehen können, den Er selbst in seiner Wissenschaft der Logik mit einem Tiefsinne, der an das Höchste reicht, was überhaupt von philosophischer Speculation geleistet worden ist, zunächst wenigstens für den *Raum*begriff angebahnt hatte. Jeder, der mit Hegel's Philosophie einigermafsen bekannt ist, erinnert sich der ausführlichen, mit den gehaltvollsten Bemerkungen über wichtige Thatsachen und Probleme der Mathematik, der Physik, der Chemie u. s. w. so reich ausgestatteten Abhandlung über das Wiederumschlagen des Quantitätbegriffs in Qualität, welche den Schlufs des zweiten und den gröfsern Theil des dritten Abschnitts im ersten Buche der Logik anfüllt. Wir fragen, und haben schon vorlängst gefragt, ohne dafs man sich bis jetzt in Hegel's Schule zu einer ernsten, wissenschaftlichen Antwort entschlossen hätte: der Raumbegriff, was ist er anders, als eine, in der Weise, die diese Abhandlung aufzeigt, in Qualität umgeschlagene, reine Quantität, oder vielmehr, als der *Quantitätbegriff* selbst, der unendliche, absolute, in eine eben so absolute, eben so rein metaphysische und schlechthin denknothwendige *Qualität* umgeschlagen? Es versteht sich, dafs wir nicht etwa mit dieser Frage die wichtige Aufgabe einer metaphysischen Ableitung des Raumbegriffs schon gelöst zu haben meinen. Nur der Ort für solche Lösung ist durch sie aufgezeigt, dieser eben erst in Hegel's Philosophie abgesteckte und zubereitete Ort; denn wir sind alles Ernstes der Meinung, dafs nur durch Fortbauen auf dem von Hegel im ersten Buche der Logik gelegten Grunde, nur durch Weiterführen der dort begonnenen Dialektik jene Aufgabe zu lösen ist, auf jedem andern Wege aber, aufser diesem, schlechthin unlösbar bleibt. Für wirklich erfolgt wird die Lösung erst dann gelten können, wenn — dies nämlich ist der nähere Ausdruck für die Gestalt des Problems, wie solche zwar nicht unmittelbar in Hegel's Logik ausgesprochen ist, wohl aber aus der Combination mit dem eben bezeichneten logischen Zusammenhange sich entnehmen läfst, — wenn der Grund nachgewiesen ist, weshalb gerade diese bestimmte Art und Weise der, an sich noch rein quantitativen, Setzung des logischen Quantitätbegriffs, die sich in dem Raumbegriffe als enthalten nachweisen läfst, die *Steigerung der rein quantitativen Unendlichkeit zur dritten Potenz*, weshalb, sagen wir, gerade diese Steigerung, das Umschlagen jener Unendlichkeit in eine qualitative, wiewohl gleichfalls rein formale rein mathematische, in die Unendlichkeit des nach den drei Dimensionen, durch welche jene drei Potenzen bezeichnet werden, ausgedehnten Raumes zur Folge hat. Ref. hat sich schon anderwärts dahin erklärt, dafs er die von ihm früher, in seinen „Grundzügen der Metaphysik" versuchte Lösung dieses Problems nicht mehr für die genügende erkennen kann; — dasselbe ist dort noch gar nicht *als* Problem in den bestimmten, präcisen Worten ausgesprochen, deren wir uns hier dafür bedient haben, indem wir uns einfach nur an die Euklidische Definition der *Körper*zahl (d. h. des Productes von drei andern Zahlen) anschlossen. Er hat noch in seiner letzten Schrift (das philosophische Problem der Gegenwart S. 184) das Bekenntnifs abgelegt, dafs ihm die metaphysische Ableitung des Raum- und Zeitbegriffs auf dem Wege, den er doch mit dem entschiedensten wissenschaftlichen Bewufstsein für den allein wahren, allein möglichen erkennt, noch nicht vollständig gelungen sei. Jetzt, nach einer seitdem wiederholten Prüfung und Durcharbeitung jener Gedankenreihe hat er hinzuzufügen, dafs er sich, so viel den Raumbegriff anlangt, nunmehr in dem Besitze der Momente weifs, welche ihm damals zu einer vollständigen Deduction noch mangelten. Er mufs jedoch, da hier zur Mittheilung dieser Momente der Ort nicht ist, solche auf eine andere Gelegenheit versparen, von der er indefs am liebsten erst dann Gebrauch machen wird, wenn er sich zugleich in Bezug noch auf manche weitere Puncte des metaphysischen Entwicklungsganges, die ihm bis jetzt noch dunkel geblieben sind, in Stand gesetzt sehen sollte, in der Weise, die er ein für allemal für die allein wissenschaftlich genügende erkennt, die Lösung zu geben.

Die vorstehende Bemerkung über die Continuität,

Digitized by Google

in welche Hegel, durch Kant's Vorgang irre geführt, unterlassen hat, den Raumbegriff mit seiner materiell nothwendigen Voraussetzung, dem Zahlbegriffe, zu bringen, bahnt uns zugleich den Weg zur Erläuterung der zweiten Rüge, die wir an jene erste knüpften, nämlich dafs er, durch eben diesen Vorgang verleitet, den Raum- und den Zeitbegriff in eine *unmittelbare* Berührung unter einander gebracht, welche ihrer wissenschaftlichen Natur zuwider ist und ein wissenschaftliches Verständnifs beider unmöglich macht. Die Ausführung dieser Rüge greift tiefer, als man beim oberflächlichen Anblick meinen sollte, in den Gang der naturphilosophischen Entwicklung ein; aus dem Grunde, weil eben die dialektische Behandlung beider Begriffe, wenn sie so, wie ihre Natur es fordert, auseinandergehalten werden, die wissenschaftliche Basis ausmacht für jene Metaphysik der Natur, von der wir in unserm ersten Artikel bemerkten, dafs sie es ist, deren Begriffsbestimmungen, nur freilich aus ihren Fugen gebracht und hin und wieder auf die gewaltsamste Weise durcheinander geworfen, den hauptsächlichsten Inhalt der naturphilosophischen Darstellung auch bei Hegel bilden. Wir machen also wiederholt bemerklich, wie *die* Continuität, in welcher der Zeitbegriff mit dem Raumbegriffe steht, ganz nur die entsprechende, aber keine anderartige sein kann, wie jene, in welcher der Raumbegriff seinerseits mit dem Zahlbegriffe steht. Den Zeitbegriff, wie Hegel es thut, zur directen dialektischen Negation des Raumbegriffes machen, ist ein Verzweiflungsstreich, zu welchem den grofsen Denker nur die Verlegenheit gedrängt haben kann, in welche ihn das, wie gesagt, von ihm unüberwunden gebliebene Vorurtheil des unmittelbaren Zusammengehörens beider Begriffe gesetzt hatte. Nicht besser würden es diejenigen angreifen, die etwa, wie sich hier und da in Hegel's Schule schon Aeufserungen solchen Inhalts haben vernehmen lassen, auf den Gedanken kämen, mit einer Andeutung des Meisters (Logik, Werke Bd. III, S. 215) in einer Weise Ernst zu machen, die offenbar nicht in seinem Sinne lag. Daraus nämlich, dafs Hegel als *Beispiele* der reinen Quantität im logischen Zusammenhange Raum und Zeit (zugleich mit beiden jedoch, was nicht zu übersehen, die Materie, Licht, selbst das *Ich* des reinen Selbstbewufstseins u. s. w.) anführt, dafs er überhaupt in dem Abschnitte, welcher der Erörterung des logischen Quantitätbegriffs gewidmet ist, vielfach und gründlich schon von den Eigenschaften des Raum- und Zeitbegriffs und den an diese Eigenschaften sich knüpfenden Problemen der Geometrie und der Mechanik handelt, hat man schliefsen wollen, dafs jenen Begriffen eigentlich eine doppelte Stelle im Systeme angewiesen sei: diese logische, die sie als bestimmte Momente oder Verzweigungen des Quantitätbegriffs erscheinen läfst, und dann die realphilosophische am Beginn der philosophischen Naturwissenschaft. Nun werden sich zwar die Jünger, welche den Sinn ihres Meisters richtig gefafst haben, leicht davon überzeugen, dafs, wenn Hegel in der That an jener Stelle der Logik Raum und Zeit als wirklich dahin gehörige Begriffe, nicht als blofse, der empirischen Aeufserlichkeit entnommene *Beispiele* hätte einführen wollen, er dies nicht, so zu sagen, nur verstohlener Weise, sondern mit ausdrücklicher Angabe der Stelle, die sie unter den Kategorien der Quantität einnehmen sollen, und mit bestimmter Erörterung ihrer Eigenthümlichkeit, auch derjenigen, wodurch sie sich von den *blofsen* Quantitätbestimmungen, der *blofsen* Zahl u. s. w. unterscheiden, gethan haben würde. Allein auch unbeschadet dieses Zugeständnisses könnte Manchen namentlich Derer, die sich etwa mit uns von der Unstatthaftigkeit der Ausscheidung des Raum- und Zeitbegriffs aus dem Logischen überzeugt haben, durch jenes Verfahren des Meisters der Versuch nahe gelegt scheinen, gleich an dem bezeichneten Orte der Logik, in Mitten der Kategorien der Quantität, für beide Begriffe die wissenschaftliche Stelle aufzufinden. Aber dieser Versuch würde nothwendig mifslingen; er würde alle diese drei Begriffe, Zahl, Raum und Zeit in eine ähnlich gezwungene Stellung zu einander bringen, wie jene, in welche wir bei Hegel die beiden letztern gesetzt erblicken. Denn eben so, wie für den Raum, dessen eigentliche, vollständige Gestalt für die metaphysische Erkenntnifs, um es noch einmal zu sagen, nicht allein durch die Kategorien der Quantität, sondern wesentlich durch die aus Quantität und Qualität gemischten, durch die Kategorien des *Maafses* vermittelt wird, würde denn auch für die Zeit jene zweite Reihe von Kategorien wegfallen, welche eben so wenig entbehrt werden kann, um die Zeit mit dem Raumbegriffe, wie die genannten, um den Raum mit dem Zahlbegriffe zu vermitteln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Fortsetzung.)

Bei Hegel, nicht anders, wie bei Kant, bei welchem ohnehin, der Natur seines Standpunctes zufolge, die Aufgabe einer dialektischen Ableitung und Vermittlung dieser Begriffe gar nicht in Frage kommen konnte, beruht das unvermittelte, brusque Zusammenstellen von Raum und Zeit darauf, dafs beide Begriffe, von dem dialektischen Flusse der Kategorien abgelöst, als *gegebene* hingenommen werden. Man hat sich vorzusehen, dafs man, wenn man den von Beiden begangenen Fehler verbessern will, nicht dennoch wieder in denselben zurückfalle. Dies aber würde der Fall sein, wenn man, statt die Puncte der logischen Entwicklung abzuwarten, an denen diese Begriffe sich, jeder an seiner Stelle, nicht beide auf einmal, als Forderungen des logischen Gedankenverlaufs, der in ihnen seine innere Ergänzung, seine objective Vervollständigung sucht, ergeben, mit ungeduldiger Hast sie, um sie nur überhaupt in der Logik unterzubringen, an der ersten besten Stelle einzuschieben eilen wollte, deren Inhalt nur irgendwie eine Verwandtschaft zu ihnen zeigt, oder durch die Art und Weise, wie er von dem ersten Begründer der metaphysischen Logik behandelt ist, als zu ihrer Aufnahme prädestinirt scheinen kann.

Um nämlich jetzt bestimmter auf den Sinn hinzudeuten, ohne welchen die Aufnahme des Raum- und Zeitbegriffs in die Logik doch nichts fruchten, ohne welche sie den Nutzen, den wir uns für das metaphysische Verständnifs der Natur von ihr versprechen, nothwendig verfehlen, und in der Hauptsache Alles beim Alten, d. h. bei der äufserlichen Stellung des Naturbegriffs zur logischen Idee, die wir als den Grundmangel von Hegel's Naturansicht erkannt haben, lassen würde, werfen wir folgende Frage auf. Was heifst es: den Raum, die Zeit als logische Kategorien, als Momente der logischen Wahrheit, der absoluten logischen Idee erfassen? Wir antworten, im Sinne, wie wir glauben, der richtig verstandenen dialektischen Methode: nichts Anderes, als, in ihnen zunächst abstracte *Bejahungen* erkennen, durch die, entsprechend, wie durch das reine logische *Sein*, diese allgemeinste oder abstracteste aller Beziehungen, nur auf höherer Stufe, d. h. mit weiter ausgebildetem Bewufstsein über die nothwendige Beschaffenheit dieses Seienden, ein Seiendes, oder vielmehr *das* Seiende *als* seiend gesetzt wird; sodann aber, — denn dieses zweite, negative Moment gehört ganz eben so nothwendig zur wissenschaftlichen Fassung jeder logischen Kategorie, wie das erste, positive: — erkennen, wie solche Bejahung an sich, und ohne dafs eine weitere Bekräftigung hinzukommt, durch die sie erst zur wahren Bejahung wird, ganz gleich einer Verneinung ist. Der reine Raum, der noch nichts weiter, als Raum, die reine Zeit, die noch nichts weiter, als Zeit ist, sind in sich selbst ganz eben so nichtig, wie das reine Sein, welches deshalb von Hegel mit Recht als identisch mit dem reinen Nichts ausgesprochen worden ist. — Wir halten uns nun zuerst an die positive Seite, und fragen weiter: auf welchem Wege kann sich die Logik wissenschaftlich berechtigt finden, jeden dieser beiden Begriffe an seiner Stelle auf ganz gleiche Weise, wie an ihrem Anfange das reine Sein, welches *unmittelbar* für den denkenden Geist diese Bedeutung hat, als allgemeine und absolute Form der Bejahung für das Seiende überhaupt, für die Allheit und Unendlichkeit des Seienden, einzuführen? Hier nun ist die durch den richtigen Sinn der dialektischen Methode geforderte Antwort offenbar diese: dadurch, dafs sich an zwei

Digitized by Google

bestimmten Stellen ihres Verlaufs der eine oder der andere dieser Begriffe als die einzig mögliche Form der Bejahung überhaupt, nämlich derjenigen Bejahung, von welcher in der Logik einzig die Rede ist, der rein formalen, aber in dieser formalen Bedeutung schlechthin objectiven, die Gewifsheit ihrer formalen Wahrheit und Geltung für jedes mögliche Object des Erkennens in sich selbst tragenden, ergiebt. Der *Raum* wird zur logischen Kategorie, wenn an einer bestimmten Stelle der Logik klar geworden ist, erstens, dafs ein Princip unendlicher *Specification*, d. h. ein solches, das zu der Unendlichkeit quantitativer Bestimmungen, die in dem Zahlbegriffe gesetzt ist, eine gleiche Unendlichkeit *qualitativer*, derselben absoluten Denknothwendigkeit angehörender Bestimmungen hinzufügt, gefunden werden mufs, wenn überhaupt fernerhin von irgend etwas Seiendem die Rede soll sein können, sodann aber, dafs solches Princip sich nur dadurch finden läfst, dafs man die rein quantitative oder numerische Unendlichkeit doppelt mit sich selbst multiplicirt, oder in ihre dritte Potenz, in ihren Cubus erhebt. Dem entsprechend wird die *Zeit* zur Kategorie, wenn sich im weiteren Verlauf der logischen Dialektik die Nothwendigkeit ergeben hat, dafs die drei rein quantitativen und darum, jede für sich betrachtet, leeren oder nichtigen Unendlichkeiten, die Factoren des Raums, damit sie als seiende sich erweisen, oder bestimmter, als Princip eines solchen Seins desgleichen — nämlich ein im höhern Sinne *wahres*, weil *lebendiges*, lebendig sich auf sich selbst beziehendes, — auch der Raum zu fassen nicht vermag, — wieder auseinander treten, und die eine dieser Unendlichkeiten (— als *Zukunft*) in die andere (die *Vergangenheit*) sich auflöst, um dadurch gemeinschaftlich mit jener die dritte, die, für sich betrachtet (als *Gegenwart*), gleich nichtig, wie beide, als Einheit jener beiden aber (als *Ewigkeit*) die absolute, absolut lebendige Form des Seienden gleichfalls als eines Lebendigen ist, zu erzeugen.

Geht nun schon aus dieser Erwägung hervor, dafs der wissenschaftliche Ort innerhalb der Metaphysik oder metaphysischen Logik für den Zeitbegriff eben so wenig derjenige sein kann, an welchem der Raumbegriff seine Stelle gefunden hat, wie für den Raumbegriff jener, an welchem der Zahlbegriff, so wird dies noch deutlicher erhellen, wenn wir jetzt auch die andere Seite, welche beide, wiefern sie als Kategorien gelten sollen, darbieten, die negative, in Betrachtung ziehen. Die Negation ist dem Raumbegriffe, wie jeder andern logischen Kategorie, immanent, und braucht keineswegs von Aufsen, durch die Zeit, an ihn zu kommen, so wenig, wie etwa erst der Zahl- oder Quantitätbegriff darauf warten mufs, im Raume als sich selbst äufserlich gesetzt zu werden, um von der Logik als das, was er ist, als ein für sich betrachtet rein Negatives und nur durch Anderes und in Anderem (dem *Qualitativen*) Reales und Seiendes erkannt zu werden. Die Gestalt der Negativität, welche der Raumbegriff in seiner dialektischen Fortbewegung sich selber giebt, ist die des *Ortes*; Ort aber ist das, was er ist, wesentlich für ein Seiendes, welches, insofern es einen Ort, und damit den Raum, zu seiner Voraussetzung, zur vorläufigen, negativen Bedingung seines Daseins hat, der weiteren Bestimmung unterliegt, ein *Ausgedehntes*, ein *Körperliches* zu sein. Es erhellt also, dafs der nächste methodische Fortschritt vom Raumbegriffe nicht unmittelbar zum Begriffe der Zeit, sondern nur zum Begriffe der *Ausdehnung* oder *Raumerfüllung* führen kann, oder, was gleichviel ist, zur logischen Fassung derjenigen Bejahungen, durch welche ein Seiendes gesetzt wird, welches den Raum nicht unmittelbar zu seiner Form, sondern nur zu seiner begrifflichen Basis oder Voraussetzung hat. Die Aufgabe einer *Construction der Materie* genau in dem Sinne, wie Kant sie in seinen für das philosophische Verständnifs der Natur epochemachenden *metaphysischen Anfangsgründen* gefafst hat, tritt mit dialektischer Nothwendigkeit in die Mitte zwischen die methodische Erörterung des Raum- und des Zeitbegriffs, und die Einführung des letzteren kann nicht eher erfolgen, als nachdem jene Construction an sich selbst die Erfahrung gemacht hat, dafs auch sie für sich allein nicht vermögend ist, zu ihrem eigentlichen Ziele, welches zugleich das gemeinschaftliche Ziel aller logischen Betrachtung ist, nämlich zu einem auf sich allein beruhenden und in sich abgeschlossenen Begriffe des Seienden, zu gelangen.

In dem zuletzt Gesagten haben wir einen bestimmteren Maafsstab gewonnen, um die gröfsere Masse der allgemeineren Begriffsbestimmungen von metaphysischer Natur zu würdigen, welche (S. 61 — 422) die zwei ersten Abschnitte der vorliegenden Naturphilosophie anfüllen, oder wenigstens der weiteren Ausführung,

Digitized by Google

welche sich schon hier zum Theil weit genug über das Positive und Empirische verbreitet, zum Grunde liegen. — Auch bei Hegel finden wir, dafs die Gedankenfolge, durch welche dort, unter Voraussetzung nicht blofs des Raum-, sondern zugleich auch des Zeitbegriffs, die Aufgabe einer (sit venia verbo!) Construction der Materie erfüllt werden soll, mit dem Begriffe des *Ortes* anhebt. Aber der Ort wird dort sogleich, in Folge dieser doppelten Voraussetzung, (§ 261) als die „*gesetzte* Identität des Raumes und der Zeit" bezeichnet; eine zum Behuf jener gewaltsamen Anordnung offenbar erkünstelte Bestimmung, gegen die sich Entsprechendes einwenden läfst, wie gegen die oben erwähnte Behauptung Kant's, wonach sogar der Zahlbegriff die Zeit voraussetzen soll. Es reiht sich an sie der, einen ächt dialektischen Sinn zwar durchscheinen lassende, aber in dieser Gestalt doch abstrus und scholastisch bleibende, Formalismus, nach welchem, — wir müssen hier die eignen Worte des Verf.'s wiedergeben — „dieses Vergehen und Sichwiedererzeugen des Raumes in Zeit und der Zeit in Raum, dafs die Zeit sich räumlich als Ort, aber diese gleichgültige Räumlichkeit (gleichgültig, wegen ihrer Indifferenz gegen die Diesheit und das Anderssein des Ortes) — eben so unmittelbar zeitlich gesetzt wird, die *Bewegung*, dieses Werden selbst aber eben so sehr das in sich Zusammenfallen seines Widerspruchs, die unmittelbar identische, daseiende Einheit beider, die *Materie*" sein soll. — Der dialektische Sinn, welcher durch diese schwierigen Definitionen hindurchblickt, ist derselbe, der bereits Kant' bei seiner Idee einer dynamischen Construction der Materie vorgeschwebt hat, ohne dafs ihn auch Dieser sich, wie Hegel ihm anderwärts gründlich nachgewiesen, zur vollen Klarheit zu bringen vermocht hätte. Es gilt nämlich an dieser Stelle, den Begriff einer *reinen, im Raume wirkenden Action* zu fassen, einer solchen, die als die substanzielle Grundlage einer wirklichen, wirklich den Raum erfüllenden Materie gedacht werden kann, ohne ihrerseits das Dasein einer Materie vorauszusetzen. Hat nun Kant diesen Begriff nicht ganz erreicht, hat er vielmehr in seiner Vorstellung anziehender und abstofsender Kräfte, aus denen er die Materie zusammensetzt, unvermerkt die Voraussetzung einer schon vorhandenen Materie immer wieder hineingetragen: so hat sich Hegel, wie wenigstens Ref. zu urtheilen nicht umhin kann, noch weiter von dem Rechten entfernt, indem er auch denjenigen Begriff aufgiebt, der bei Kant von allen am Meisten den Weg einer construirenden Dialektik offen hält, den Begriff einer actio in distans, einer unmittelbaren, zeitlosen Wirkung in die räumliche Ferne, und dagegen geradezu die in der Zeit erfolgende *Veränderung* des Ortes, also die *Bewegung*, zur Voraussetzung der Materie macht. Bei dieser Vorstellung fragt man mit Recht, *was* denn das sein soll, das den Ort verändere; da hier der Ort als ein Seiendes vorausgesetzt wird, welches sich eben so gleichgültig gegen das sich Bewegende verhält, wie dieses gegen ihn, während dagegen der richtig gefafste Begriff der actio in distans von selbst solche Frage abschneidet, indem er, ächt dialektisch, eben dieses selbst, das Verneinen der räumlichen Erstreckung, das Setzen zweier räumlich getrennter Orte in Eins, welches ohne allen Zeitverlauf, ohne alle Veränderung geschieht, als das Sein oder vielmehr als das Werden bezeichnet, welches den Raum erfüllt, indem es ihn verneint, oder welches wenigstens zu seiner realen Erfüllung den Anfang macht. Die *Attraction*, welche bekanntlich von Kant als diese actio in distans bezeichnet war, wird von Hegel (§ 262) zum Momente der *Continuität* in der vorhandenen Materie herabgesetzt — ein unstreitiger Rückschritt gegen seinen Vorgänger, dessen Scharfsinne und unbefangenem Blicke es an dieser Stelle gelungen war eine schreiende Dissonanz zwischen der metaphysischen Speculation, die bis dahin (selbst in Geistern, wie einem Leibnitz) jede Möglichkeit einer Wirkung in die Ferne geläugnet hatte, und der seit Keppler und Newton so grofsartig entwickelten Empirie auf das Entscheidenste zu lösen. Die wahre Aufgabe wäre vielmehr zunächst diese gewesen, für den Begriff der *Repulsion*, in dessen Entwicklung Kant ungleich weniger glücklich war, das richtige dialektische Verhältnifs zur Attraction, und damit die Bestimmung aufzufinden, welche auch ihn als das, was er bei Kant sein soll, aber nicht wirklich ist, als eine eben so zeitlose als immaterielle, das Dasein der Materie bedingende Action im reinen Raume darstellt. Hätte Hegel dies unternommen, so würde er dann freilich nicht zu dem etwas dürftigen Resultate Kant's zurückgekehrt sein, bei welchem mit der Gegenüberstellung jener zwei Actionen die ganze Aufgabe einer Construction der Materie als vollendet gegeben wird. Aber er würde noch weniger auf den

Digitized by Google

Gedanken gekommen sein, dieses Resultat dadurch zu berichtigen, dafs er, mit Vorausschicken des Begriffs der Bewegung, die Materie fertig hinstellt, und erst in der bereits vorhandenen sowohl jene Duplicität der Actionen, als auch noch manche andere Begriffsbestimmungen nachweist, welche vielmehr nur in der richtig gefafsten Aufgabe einer Construction der Materie selbst ihren wissenschaftlichen Ort haben würden. War ja doch, jenen Bestimmungen diesen ihren wahren Ort anzuweisen, schon in der Naturphilosophie des Identitätsystems ein sehr beachtenswerther, jetzt so gut wie vergessener Anfang gemacht worden: wie viel mehr hätte Hegeln sein Begriff der dialektischen Methode darauf hinführen müssen, den Begriff der Materie, der schweren, raumerfüllenden Materie nicht als den Anfang, sondern als den Schlufspunct jener Reihe von Momenten anzusehen, welche der Urheber der Naturphilosophie ehemals unter dem, wie es uns scheint, keineswegs unglücklich gewählten Namen des *dynamischen Processes* zusammenzufassen versuchte!

Was zuvörderst die zwei Momente der Attraction und der Repulsion in ihrer Vereinzelung betrifft: so ist es ein Vorurtheil, wenn man dieselben für *nur* abstracte, *nur* ideelle nimmt, in dem Sinne, als komme ihnen keinerlei erscheinende Wirklichkeit auch als von einander unterschiedenen und abgetrennten zu. Die reine Attraction, oder, denn so glauben wir sie nach unserer obigen Andeutung bezeichnen zu dürfen, die reine *Raumverneinung* ist nichts Anderes als die *Schwere* oder *Gravitation* genau in der mit Unrecht von Hegel verworfenen Newtonischen Fassung dieses Begriffs, während die reine Repulsion oder *Raumbejahung* mit dem in abstracter metaphysischer Reinheit gefafsten Begriffe des *Lichtwesens*, des *leuchtenden Aethers* zusammenfällt. Es ist eine der für die Metaphysik, für das metaphysische Verständnifs der Natur wichtigsten Grundthatsachen der naturwissenschaftlichen Empirie, eine Thatsache, zu deren Erklärung (die keineswegs so leicht ist, als es beim ersten Anblick vielleicht scheinen könnte), d. h. zu deren Zurückführung auf logische Denknothwendigkeit die metaphysische Dialektik alle ihre Kräfte aufzubieten hat, dafs beide entgegengesetzte Actionen einem und demselben Gesetze gehorchen, dem Gesetze des umgekehrten quadratischen Verhältnisses der Entfernungen, welches Hegel beim Licht unbegreiflicher Weise ganz ignorirt, bei der Schwere, wie schon bemerkt, unter dem Vorwande, dafs dieselbe, als „absolute Identität", keiner quantitativen Unterschiede fähig sei, sogar ausdrücklich in Abrede gestellt hat. Für die Begriffe beider Actionen wird in einer Metaphysik der Natur eine Stelle *vor* dem Begriffe der im engern, eigentlichen Sinne so zu nennenden Materie oder Masse, in der wissenschaftlichen Ableitung dieses Begriffs, aufzusuchen sein, und wenn die Schwere dann ihrerseits als wesentliche Eigenschaft, als inwohnende Maafsbestimmung der Materie wiederkehrt, das Licht dagegen oder der Aether, aufserdem dafs er als abstractes Moment der Ausdehnung oder Raumbejahung in der ponderablen Materie *aufgehoben* ist, zugleich in äufserlicher, erscheinender Selbstständigkeit ihr gegenübertritt, so ist eben dieses unterschiedene Verhalten der Materie zu den inwohnenden Momenten ihres eigenen Begriffs als eine weitere Bestimmung der Nothwendigkeit in der dialektischen Genesis dieses ihres Begriffes aufzuzeigen.

Den entscheidenden Fortschritt über den Kantischen Versuch einer dynamischen Construction der Materie hinaus hatte innerhalb desselben Bereichs wissenschaftlicher Betrachtung die ältere Naturphilosophie gemacht, als sie gewahr ward, wie die Kantische unmittelbare Ineinssetzung der Attractions- und Repulsionskraft zunächst noch nicht die wirkliche, concrete Materie, sondern wieder nur eine Action oder Thätigkeit ergiebt, und zwar eine solche, die uns, wenn auch mannigfach bedingt und umschränkt, und deshalb nicht in der vollen, ungetrübten Reinheit ihres Begriffs, in gewissen bestimmten, scheinbar particulären Erscheinungen der wirklichen Natur entgegentritt. Den *Magneten* in der Entzweiung seiner doch ewig unzertrennlich bleibenden, sich gegenseitig zugleich suchenden und fliehenden Pole als das *Urphänomen* zu begrüfsen, dessen Form oder Gesetz allem erscheinenden Dasein zum Grunde liegt: dies war das entscheidende Aperçu, durch welches der Speculation erst der Blick in das wahre Innere, oder so zu sagen in das Herz der Materie geöffnet ward.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften Zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Fortsetzung.)

Wie nahe lag hier für Hegel die Aufforderung, diese wichtige Einsicht, deren Bedeutung im Allgemeinen ihm zwar nicht entgangen war (vergl. S. 246), auf ihren präciseren logischen Ausdruck zurückzuführen, und sie zugleich mit den daran sich knüpfenden Momenten, durch welche, wie durch den Magneten die reale *Linie*, so die reale *Fläche* und der reale *Körper* construirt werden (Elektricität und Galvanismus, — beide gleichfalls, eben so, wie der Magnet, nicht als particulare Naturerscheinungen, sondern als allgemeine metaphysische Potenzen im Constructionsprocefs der Materie oder der Körperlichkeit überhaupt behandelt), in den methodischen Zusammenhang einer stufenweise fortschreitenden dialektischen Begründung des Begriffs der Materie einzureihen! Allerdings würde er, wenn er dieser Aufforderung Folge geleistet hätte, in Ansehung der eben genannten Begriffe so wenig, wie der vorhin erwähnten des Lichts und der Schwere, damit allein schon *der* Aufgabe genügt haben, die er in der Erörterung dieser Begriffe, wie sie der zweite Abschnitt des vorliegenden Werkes giebt, zugleich mit der allgemeinen metaphysischen hat erledigen wollen, der Aufgabe einer concret naturwissenschaftlichen Erklärung der Gründe und Zusammenhänge des besonderen, empirisch bedingten Vorkommens derselben an bestimmten Stellen der wirklichen, physikalischen Erscheinungswelt. Aber es erhellt aus dem Obigen und bereits aus dem Inhalt unsers ersten Artikels, wie eben dies in der Natur der Sache und der Nothwendigkeit der wissenschaftlichen Methode liegt, dafs beide Aufgaben, die metaphysische und die realphilosophische, hier und in andern Partien der Naturwissenschaft in der That von einander abgetrennt bleiben müssen.

Es wird nicht nöthig sein, ausdrücklich darauf hinzuweisen, wie die hier nur im raschen Vorüberflug berührten Kategorien (über die Ref. im Allgemeinen auf seine Metaphysik verweisen kann, nicht ohne die Bemerkung jedoch, dafs er auch hier vielfachen und dringenden Anlafs zu Berichtigungen gefunden hat) sich zu dem Raumbegriffe und dem Geometrischen in ein ganz entsprechendes Verhältnifs stellen, wie bei Hegel die Kategorien des Maafses zum Quantitätbegriffe und dem Arithmetischen. Wie dort von einer Specification des abstract Quantitativen, so handelt es sich hier von einer Specification der abstracten räumlichen Ausdehnung, die, obgleich an sich, dem reinen Quantitätbegriffe gegenüber, schon specificirt, doch ihrerseits wieder im weitern dialektischen Verlaufe die Bedeutung eines schlechthin Quantitativen annimmt, zu einem Realen, Qualitativen, d. h. zur raumerfüllenden Materie. Aber auch hier kann die metaphysische Dialektik, weit entfernt, sogleich zum Begriffe der erfahrungsmäfsig *gegebenen* Materie zu gelangen, nur bis zu einem auch seinerseits noch abstract bleibenden *Allgemeinbegriffe* derselben fortschreiten, zu einem solchen, der nur zeigt, *wenn* Materie gegeben ist, *wie*, d. h. in welcher näher bestimmten Denkform sie gegeben sein mufs, der aber keineswegs schon das quod des Gegebenseins einer wirklichen Materie einschliefst, und daher auch nichts über *die* Eigenschaften der physikalischen Materie lehrt, die wir nur zugleich mit der wirklichen Materie, als gegebene in der Erfahrung vorfinden. Unter jenen abstracten Quidditätsbestimmungen des *Begriffs* der Materie indefs, welche noch diesem metaphysischen Zusammenhange angehören, stehen wir jetzt, nach abermaligem Durchdenken auch dieser Partie, nicht an, einen solchen aufzuführen, den in dieser

Digitized by Google

Reihe anzutreffen Manchen befremden mag, wie denn früher Ref. selbst ihn, irrthümlicher Weise, wie er jetzt einsieht, sogar ausdrücklich davon hat ausschliefsen wollen. Wir meinen den Begriff der *Einheit* und *Untheilbarkeit* der materiellen, ponderablen Substanz, jenen, den älteren Naturphilosophen, z. B. der Cartesischen Schule wohl bekannten, von den meisten neueren aber, und auch von Hegel, übergangenen Begriff, der in den Kreis der physikalischen Empirie durch den bekannten Erfahrungssatz eintritt, dafs in allen mechanischen, chemischen, organischen Vorgängen und Veränderungen das Quantum der Schwere, der schweren Masse, das nämliche bleibt, und weder einer Vermehrung noch Verminderung unterliegt. Die Bedeutung dieses Satzes hätte schon um seiner empirischen Wichtigkeit und um des Mifsverständnisses willen, welches durch seine Vernachläfsigung nothwendig auf den durch die gesammte Darstellung sich hindurchziehenden Gegensatz gegen den materialistischen Atomismus geworfen wird, in einer naturphilosophischen Darstellung, wie die Hegel'sche, nicht unerörtert bleiben dürfen. Wie nämlich diese Darstellung vorliegt, giebt sie, buchstäblich verstanden, in Folge des erwähnten Gegensatzes, den Sinn, als ob das abstracte Moment der Masse und ihrer Schwere in der intensiveren Macht des Chemismus und des Organismus vollständig aufgehe, dergestalt, dafs in den chemischen und organischen Processen unabläfsig neue Masse erzeugt und die vorhandene aufgezehrt werde; was doch, wie man weifs, thatsächlich nicht der Fall ist. Es wird also dem Leser zugemuthet, dieses Thatsächliche als ein von selbst sich Verstehendes vorauszusetzen; dennoch versteht sich dasselbe für den natürlichen Menschenverstand mit Nichten von selbst, sondern wer etwa das bekannte gigni ex nihilo nihil, in nihilum nil posse resolvi, zum Studium der Naturphilosophie mitbringt, der wird mit seltenen Ausnahmen auch die atomistischen Irrthümer dazu mitbringen, die sich in der neuern und zum Theil schon in der alten Physik an diesen Satz geknüpft haben, und die naturphilosophische Darstellung, wenn es ihr gelingt, ihn zum Aufgeben dieser Irrthümer zu vermögen, wird ihn geneigt finden, mit dem Irrthum auch das Wahre, welches ihm zum Grunde liegt, fahren zu lassen. Um dies zu verhüten, bedurfte es auf alle Weise mindestens der ausdrücklichen Darlegung und Anerkennung des empirischen Factums als eines solchen; das Factum aber konnte Hegel nicht anerkennen, ohne zugleich das Problem, welches darin für die philosophische Speculation liegt, zum Bewufstsein zu bringen. Wir zweifeln nicht, dafs es ihm gar nicht schwer gefallen sein würde, dieses Factum auch unter den naturphilosophischen Kategorien, wie sie sich bei ihm einmal gestaltet haben, mit nicht schlechterem Glücke, als so manche andere, oft ziemlich unbequeme Thatsachen der physikalischen Empirie, unterzubringen, sind aber unserseits der Meinung, dafs dasselbe in sein eigentliches wissenschaftliches Recht nicht eher wird eingesetzt sein, als bis es gelungen ist, in einem Zusammenhange streng metaphysischer Denknothwendigkeit die Einsicht ihren Platz finden zu lassen, dafs durch die ganze Unendlichkeit des Raumes hindurch die ponderable Materie, wiefern eine solche überhaupt vorhanden ist (denn die abstracte Denkmöglichkeit, dafs es überhaupt nichts Wirkliches im Raume gebe, wird auch durch diese Kategorie nicht, so wenig, wie durch irgend eine andere der metaphysischen Kategorien ausgeschlossen), nur als eine und dieselbe, ihrer Quantität nach ein für allemal bestimmte, und weder eines Zuwachses, noch einer Verminderung fähige gedacht werden kann. Wir kennen die Schwierigkeit eines solchen Beweises, sprechen aber dessen *Möglichkeit* mit um so gröfserer Zuversicht aus, als wir uns bereits im wirklichen Besitze einiger Hauptmomente dazu wissen, und zugleich das Bewufstsein hegen, dieselben nicht etwa Behufs einer metaphysischen Erklärung der erwähnten Erfahrungsthatsache erkünstelt zu haben, sondern, nachdem wir die Möglichkeit solcher Erklärung bereits aufgegeben, durch unbefangenes Verfolgen der Kategorien, in denen die dynamische Construction der Materie enthalten ist, zu unserer eigenen Ueberraschung auf jene Beweismomente, die ungesuchten, geführt worden zu sein. Ist der Beweis einmal gelungen, so wird dann in der wahren Metaphysik der aus ihm resultirende Begriff der in sich einigen und untheilbaren materiellen Substanz an die Stelle jenes leer und unbestimmt bleibenden Substanzbegriffes eintreten, den Hegel aus Spinoza in seine Logik übertragen hat, bekanntlich in der Absicht, dafs er für die weitere Entwicklung des logischen Inhalts zur absoluten Subjectivität des Begriffs und der Idee als Grundlage dienen soll.

Dies führt uns auf die Frage, wie sich in dem

Digitized by Google

metaphysischen Zusammenhange, den wir vor Augen haben, jener Uebergang gestalten wird, welchen wir in Hegel's Logik als Uebergang von der „Substanz" zum „Begriffe" bezeichnet finden, nach unsern Prämissen aber als Uebergang von dem Begriffe des *raumerfüllenden* zu dem des *zeiterfüllenden* Daseins bezeichnen müssen. Wir halten diese Frage für die schwierigste der ganzen Metaphysik, und sind weit entfernt, die Antwort, die man aus des Ref. früherer Darstellung entnehmen könnte, für genügend auszugeben, obwohl wir auch jetzt noch der Meinung sind, dafs in derselben gewisse richtige, die Sache wirklich fördernde Grundaperçu's enthalten sind. Da hier von diesem Gegenstande nur in Bezug auf die vorliegende naturphilosophische Darstellung Hegel's die Rede sein kann, so begnügen wir uns mit der Andeutung, dafs in die methodische Verhandlung desselben alle Hauptmomente — nämlich die allgemeinen, metaphysischen, welche wir als die aus rein apriorischer Denknothwendigkeit zu schöpfenden ein für allemal von den empirischen und realphilosophischen abgetrennt halten müssen — der von Hegel im engern Sinne so genannten *Physik*, als des *zweiten* Abschnitts seiner Naturphilosophie, fallen, wiefern dieselben nämlich nicht schon in demjenigen Theile, den wir oben als die dynamische Construction der Materie bezeichneten, vorweggenommen sind. Der leitende Gesichtspunct ist für uns hier, dafs an diese Stelle alles das gehört, was den dialektischen Voraussetzungen des *Mechanismus* beizuzählen ist, wenn dieser Begriff in dem Umfange und mit der Schärfe festgestellt werden soll, welche ihn dazu befähigt, als *inwohnende Bestimmung* (nicht als *Erfüllung* — denn dies ist sorgfältig davon zu unterscheiden) des in seiner metaphysischen Wahrheit gefafsten *Zeit*begriffs, das Princip der *Mechanik* oder der *physikalischen Mathematik* als dritten Hauptzweiges der Mathematik überhaupt abzugeben. Wie wir dies meinen, ist theils schon aus den Andeutungen unsers ersten Artikels zu entnehmen, theils wird es aus dem sogleich Folgenden noch deutlicher werden. Für jetzt nur die Bemerkung, dafs der Mechanismus nicht blofs die allgemeinen Begriffe der bewegenden Kraft und der beweglichen Materie, sondern offenbar auch schon gewisse specifische Unterschiede der letzteren zu seiner Voraussetzung hat, namentlich jene, welche das Alterthum mit seiner, von Hegel mit Recht, wenn auch schwerlich ganz in der rechten Weise, wieder zu wissenschaftlichen Ehren gebrachten Lehre von der Vierzahl der Elemente unstreitig gemeint hat, die Unterschiede des Festen, des tropfbar und des elastisch Flüssigen, und des Imponderablen. Schon aus dieser Erwägung mufs Jedem, der den Begriff der dialektischen Methode gefafst hat, einleuchten, wie Hegel, vom *metaphysischen* Standpunct betrachtet (— ob vom realphilosophischen vielleicht ein Anderes gelten kann, ist eine weitere Frage, die wir hier zur Seite lassen müssen), unmöglich Recht haben kann, wenn er den Begriff des Mechanismus jenen physikalischen, ohne die ein Object des Mechanismus nicht gedacht werden kann, vorangehen läfst. Der einfachste Mechanismus, den wir kennen, oder vielmehr den es nach allgemeiner Denkmöglichkeit überhaupt geben kann, der Mechanismus der Licht- und Wärmeverbreitung in seiner abstracten, von der specifischen Eigenthümlichkeit der ponderablen Körper, zu denen er in Beziehung tritt, noch unberührten Gesetzmäfsigkeit, setzt schon die specifische Bestimmtheit besonderer physikalischer Qualitäten voraus, welche Hegel in die Voraussetzungen des Mechanismus *nicht* eingehen läfst, und sie den Gesetzen des mechanischen Begriffsgebiets lieber ganz entziehen möchte. Wie viel mehr noch gilt dies von dem mechanischen Processe der ponderablen Körper, unter dessen *allgemeinen* Voraussetzungen die Begriffe der Cohäsion, der Elastität, der specifischen Schwere ganz eben so enthalten sind, wie jener der allgemeinen Gravitation, dessen weitere, von der Mathematik indessen gleichfalls noch ganz aprioristisch behandelte Verzweigungen aber, wie schon bemerkt, auf den Unterschieden der Elemente, so wie diese wiederum auf den allgemeinen metaphysischen Principien des Chemismus beruhen! — Von allen den hier erwähnten, bei Hegel unter dem gemeinschaftlichen Namen der *physikalischen*, im Gegensatze der *mechanischen* Kategorien zusammengefafsten Begriffsbestimmungen ist zu sagen, dafs sie, *an sich* und *abgesehen* von der Bedeutung, die sie im mechanischen Processe haben, wodurch sie erst zu etwas Zeitlichem, zur Grundlage und Bedingung des eigentlich Zeiterfüllenden, d. h. des *Organischen*, werden, sich gegen den Zeitbegriff vollkommen gleichgültig verhalten, dafs sie vielmehr, in ihrer metaphysischen Allgemeinheit (denn nur von dieser ist, um es nochmals zu erinnern, die

Digitized by Google

Rede), nur dienen, den Begriff des raumerfüllenden Daseins, oder der Materialität, der Körperlichkeit im engern Sinne, zu begründen. Darum haben sie auch sämmtlich ihre dialektisch nothwendige Stelle *vor* dem Zeitbegriffe. Der Zeitbegriff kann sich, als nothwendige Gestalt des Seins oder der Wahrheit, erst *aus ihnen* ergeben, indem sie sämmtlich, wie Hegel es sehr gut, aber wiederum nicht an der rechten Stelle (S. 170) angedeutet hat, in den Begriff eines *elementarischen Processes* eingehen, als dessen Wahrheit sich im weiteren Verlaufe der metaphysischen Dialektik der Zeitbegriff sammt dem in ihm als sein eigenes inwohnendes Moment, worein sich seine dialektischen Voraussetzungen auseinanderlegen, enthaltenen Begriffe des *Mechanismus* oder des *mechanischen Processes* erweist.

Es wäre nun die Aufgabe einer weiteren Detailkritik des vorliegenden Werkes, die einzelnen Paragraphen sowohl der „Mechanik", als auch der „Physik" in der Weise durchzugehen, dafs allenthalben die wesentlichen Abänderungen auch in der Auffassung des Einzelnen nachgewiesen würden, die sich aus der veränderten Stellung des Ganzen ergeben müssen. Damit würde zugleich die zum Theil ziemlich äufserliche und formale Dialektik des vorliegenden Werkes in eine mehr immanente umgewandelt, und die realphilosophischen Bestandtheile desselben überall von den rein metaphysischen ausgeschieden werden. Dies Alles, wie sich versteht, ohne damit den ächt philosophischen Gehalt zu beeinträchtigen, mit welchem auch diese Partien der Hegel'schen Darstellung reichlich ausgestattet sind, besonders sofern dieselben sich polemisch gegen den Atomismus und *einseitigen* Mechanismus der gewöhnlichen physikalischen Empirie kehren. Freilich begegnet es gerade in diesen Partien dem Verf. nur zu oft, (unter andern auch in dem mit besonderer Vorliebe behandelten Abschnitt über die Farbenlehre, wo er sich bekanntlich an Goethe anschliefst), das Kind mit dem Bade wegzuschütten, und über den mit Recht gegen die *ausschliefslich* mechanistische Erklärungsweise erhobenen Einspruch auch das Recht, welches dem Mechanismus als *Momente* der wissenschaftlichen Auffassung und Erklärung der Phänomene nicht bestritten werden darf, zu übersehen und zu beeinträchtigen. Wir können hier auf eine solche Kritik nicht näher eingehen; dagegen verstatten wir uns, um das wahre von Hegel, wie wir dafür halten, nicht durchaus richtig aufgefafste Verhältnifs der allem Natürlichen zum Grunde liegenden metaphysischen Kategorien zur Realität noch an einem Beispiele nachzuweisen, eine Bemerkung über einen sowohl im gegenwärtigen Werke, als auch mehrfach in andern Schriften des Verf.'s mit besonderem Nachdruck hervorgehobenen Lehrsatz. Wir meinen die Erklärung, welche Hegel von den durch ihn so genannten Begriffen der „relativ freien" und der „absolut freien Bewegung", d. h. von dem Galilei'schen Gesetze des Falls und den Kepplerischen des Planetenumlaufes zu geben sucht; diesen, von ihm gleich in seiner Erstlingsschrift, der Dissertation de orbitis Planetarum dargelegten Lieblingseinfall, der auch in einige der ältern Schriften Schelling's (den „Bruno" und die „Neue Zeitschrift für speculative Physik") Eingang gefunden hat, von Hegel aber seitdem in der gröfseren Logik und in den wiederholten Auflagen der Encyklopädie immer auf's Neue wieder, nicht sowohl gegen Angriffe, als vielmehr gegen das beharrliche Ignoriren der Männer vom Fach mit dem hartnäckigsten Eifer verfochten worden ist. Wir glauben, dafs es für die Bekenner der speculativen Naturansicht an der Zeit ist, und in ihrem eigenen Interesse liegt, sich von dieser Verirrung des grofsen Denkers, — denn eine Verirrung ist es, nichts Anderes, — bestimmt loszusagen und zur schlichten, von der wissenschaftlichen Empirie stets festgehaltenen mechanischen Erklärung jener grofsen Thatsachen zurückzukehren. Es kann kaum etwas Geschraubteres, Nebelhafteres, dem gesunden, geraden Verstande, auch dem durch speculative Ideen erleuchteten, Unverständlicheres geben, als die von Hegel unternommene Zurückführung der Galilei'schen und Kepplerischen Gesetze auf ein angeblich in den Begriffen des Raumes und der Zeit begründetes Verhältnifs, nach welchem der Raum als das Quadrat der Zeit gelten, und *darum* (!) das vermeintliche Moment der Freiheit in den Bewegungen unorganischer Körper darin bestehen soll, die Zeitbestimmung mit der räumlichen dadurch *auszugleichen* (?), dafs durch sie entweder die unmittelbare räumliche Bestimmung dem Quadrat der zeitlichen, oder das Quadrat der räumlichen dem Cubus der zeitlichen gleich gesetzt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Fortsetzung.)

Fragt man nach dem Interesse, welches Hegeln auf diesen seltsamen Einfall gebracht haben mag, so wird man schwerlich ein anderes finden, als eben dieses, den Begriff der *Freiheit*, dem noch höchst abstrus gefafsten Princip der Identitätlehre zu Gefallen, in eine Region herüberzuziehen, wo ihm eine von den Vorurtheilen jenes Standpunctes befreite Speculation durchaus keine Geltung beimessen kann. Woher sonst die eigensinnige Polemik gegen die von der Newtonischen Physik mit bestem Rechte unternommene Zerlegung der planetarischen Umlaufsbewegungen in die zwei Momente der Centripetal- und der Tangentialbewegung, — jene Polemik, in deren leidenschaftlichem Eifer der sonst so besonnene Denker sich die Blöfse gegeben hat, Etwas als unmöglich zu behaupten (Logik I, S. 463 vergl. Naturphilosophie S. 112), dessen Möglichkeit nicht nur, sondern dessen nothwendiges Eintreten unter gewissen Bedingungen von der Mathematik auf das Evidenteste bewiesen ist, nämlich das abwechselnde Umschlagen des, der Bequemlichkeit halber so genannten, Ueberwiegens der centrifugalen Bewegung über die centripetale und umgekehrt, unter der Voraussetzung des realen Unterschiedenseins beider, — woher, fragen wir, dieser Eifer, wenn nicht aus dem einmal gefafsten Widerwillen gegen die Anerkennung eines jenseitigen höheren, in Wahrheit *freien* Princips, dessen Eingreifen in diese Sphäre des Mechanismus sich für den analysirenden Verstand zunächst in dem Phänomen der Wurfbewegung bethätigt, welches auf keine physikalische Nothwendigkeit der Art, wie die centripetale, sich zurückführen läfst? Hieran allein nämlich hängt, wie man bei genauerer Prüfung bestätigt finden wird, die gesammte Antithese gegen die Newtonische Erklärung der Kepplerischen Gesetze, in der sich übrigens Hegel nie ganz klar geworden ist, wie weit er eigentlich gehen, oder *was* er als unwahr bekämpfen soll *); — hängt mithin auch der von ihm an die Stelle gesetzte, angeblich speculative, in der That aber auf phantastischen Sophismen beruhende Erklärungsversuch.

In der Frage nach der richtigen Stellung des Mechanismus concentrirt sich der Gegensatz, den wir, auf gemeinschaftlichem Grunde der dialektischen Methode, gegen die Hegel'sche Naturansicht geltend gemacht haben. Man wird es daher in der Ordnung finden, wenn wir noch einige Augenblicke bei dieser Frage verweilen, und die Puncte, auf die es dabei ankommt, mit möglichster Klarheit herauszuheben suchen. Wir glauben dies nicht besser thun zu können, als durch Hinweisung auf ein Werk, welches durch das Verdienst seiner Darstellung neuerdings so sehr die Aufmerksamkeit Aller, welche sich für diese speculativen Fragen interessiren, auf sich gezogen hat, dafs wir eine Bekanntschaft mit seiner Tendenz bei unsern Lesern voraussetzen zu dürfen glauben. Wenn *Trendelenburg* in seinen „logischen Untersuchungen" in dem Begriffe der *Bewegung* die Grundkategorie zugleich des Denkens und des Seins, das allgemeine Moment der Vermittlung zwischen Subject und Object des Erkennens zu erkennen glaubt, so spricht er da-

*) Vergl. die offenbar schwankenden Aeufserungen S. 110 f. Ein ähnliches Schwanken zwischen der gegen Newton erhobenen Beschuldigung, als habe er etwas ganz Falsches behauptet, und als habe er nur nichts Neues, sondern im Wesentlichen blofs Solches behauptet, was bereits Kepplern bekannt gewesen, wird der aufmerksame Leser schon in der Dissertation de orbitis Planetarum gewahr werden.

Digitized by Google

mit in der Weise einer Hypothese, oder eines unmittelbaren, durch dialektische Entwicklung nicht weiter gerechtfertigten Grundaperçu Dasselbe aus, worauf wir bei der Stellung, die wir in dem Ganzen einer dialektischen Metaphysik der Kategorie des Mechanismus zu vindiciren suchen, abzielen. Auch Er bezeichnet die *Bewegung*, sammt den unmittelbar als inwohnende Momente in ihr enthaltenen Begriffen des *Raumes* und der *Zeit*, und sammt den als weitere Consequenzen aus ihr abzuleitenden *Kategorien* als das Prius, durch dessen unmittelbaren, nicht erst aus äufserer Erfahrung zu schöpfenden Besitz der denkende Geist zur Erkenntnifs auch des äufserlich Gegebenen befähigt wird. Er thut dies mit ausdrücklichem Hinblick auf das gesammte Gebiet der empirischen Wissenschaften, indem er das wohlbegründete Bewufstsein hegt und und ausspricht, wie das Phänomen dieser Wissenschaften sich nur durch den apriorischen Besitz eines Organons für sie erklären läfst, und wie dieses Organon kein anderes ist, als die Mathematik in der ausdrücklichen Bestimmung, welche sie durch die Principien des Raumes, der Zeit und der Bewegung gewinnt, also nicht als blofse Arithmetik und Geometrie, sondern wesentlich zugleich als allgemeine Mechanik. Die Principien *dieser* Wissenschaft also, der allgemeinen Mechanik, werden noch nach der Hypothese dieses scharfsinnigen Forschers die metaphysische Grundlage des Empirischen ausmachen, insofern nämlich das Empirische nicht auf der weiteren, gleichfalls noch der metaphysischen Apriorität zu vindicirenden, Grundlage des *Zweck*begriffs beruht. — Dies Alles nun erkennen wir für vollkommen richtig, mit der Bemerkung jedoch, dafs wir es nicht *als* Hypothese hinzunehmen gemeint, sondern auf streng dialektischem Wege, aus den Prämissen, die unsere obige Betrachtung enthält, abzuleiten entschlossen sind. Dadurch glauben wir nicht nur eine tiefere Einsicht in das Warum *der* Kategorien, deren Anerkennung uns mit den „logischen Untersuchungen" gemeinsam ist, nicht nur die Möglichkeit ihrer Ableitung aus einem Princip eigentlicher Denknothwendigkeit, welches, näher zugesehen, dort fehlt, indem durch das von dem Verfasser jenes Werkes geltend gemachte A priori nicht sowohl eine wirkliche Denknothwendigkeit, als vielmehr nur ein Gebiet innerer, psychologischer Erfahrung, gegenüber der äufseren, sinnlichen, bezeichnet werden soll, sondern wir glauben zugleich damit auch dies zu gewinnen, dafs auf diesem Wege sich eine vollständigere Ableitung der Principien des Mechanismus in Aussicht stellt, als dort gegeben werden konnte. Denn nicht nur findet sich für die specifischen Unterschiede der bewegenden Kräfte und der beweglichen Materie, welche doch, wie oben bemerkt, schon für die allgemeine, rein mathematische Mechanik von wesentlichem Interesse sind, in den „logischen Untersuchungen" kein Princip einer Erklärung, sondern auch die Materie im Allgemeinen bleibt dort, ähnlich dem Kantischen „Dinge an sich", eingeständlicher Weise ein unbekanntes x, welches als existirend anzunehmen uns zwar die äufsere Erfahrung nöthige, für das sich aber im apriorischen Denken eine entsprechende Kategorie ein für allemal nicht will auffinden lassen. Wir dagegen erkennen uns gar nicht eher für berechtigt, von Bewegung, und auch von dem mit der Bewegung zugleich gesetzten Zeitbegriffe, zu sprechen, als bis sich uns im rein logischen oder metaphysischen Denken ein *Object* der Bewegung, dies aber ist nichts Anderes, als der Begriff der Materie sammt ihren, zur mathematisch berechenbaren Gesetzmäfsigkeit der Bewegung erforderlichen, inwohnenden Bestimmungen und Unterschieden, ergeben hat. Auf welchem Wege wir *dazu* zu gelangen gedenken, dies wird man aus dem, was wir vorhin über die nothwendige Umkehr der Stellung sagten, in die bei Hegel die „Mechanik" zur „Physik" gesetzt war, leicht entnehmen können.

Je entschiedener wir nun aber nach diesem Allem auf der den Principien des Mechanismus im metaphysischen Zusammenhange von uns angewiesenen Stelle beharren müssen, mit um so gröfserer Sorgfalt müssen wir uns der Reinhaltung dieser Principien, der Abhaltung aller blofs empirischen, bei Hegel in reichem Maafse, namentlich im Capitel von der „absoluten Mechanik" ihnen beigemischten Momente befleifsigen. Diese Kategorie einer *absoluten* Mechanik erkennen wir überhaupt für ungehörig; nach der einen Seite ist, als Moment des absoluten Prius, der absoluten Denknothwendigkeit, alle Mechanik absolut, nach der andern ist nichts Mechanisches absolut, denn keine mechanische Bestimmung ist *als* solche, durch ihre eigene Kraft oder durch Kraft der in sie eingegangenen dialektischen Voraussetzungen, ein Reales, sondern alle Mechanik hat ihre Wahrheit und Realität nur als in-

Digitized by Google

wohnendes Moment eines höheren, in einer dem Mechanismus jenseitigen Sphäre aufzusuchenden Realen. Diese, schon in Leibnitz bekanntem Ausspruche: „dafs Alles in der Natur mechanisch zugehe, mit Ausnahme der Principien dieses Mechanismus selbst" enthaltene Wahrheit *) ist von Hegel verkannt worden, wenn er die inwohnende Nothwendigkeit der mechanischen Bestimmungen auch über die *wirkliche Existenz*, über das *Gegebensein* einer körperlichen Welt erstrecken will, die ihre wesentliche, nach dieser Stufe der Begriffsbestimmung, und nicht erst einer höhern, angehörende Bestimmung in den Massenverhältnissen und den gesetzmäfsigen Bewegungen ihrer Glieder haben soll. Weder das Dasein der Himmelskörper selbst, noch ihre Massen- und Bewegungsverhältnisse in der Gestalt, wie sie erfahrungsmäfsig vorgefunden werden, sind nothwendige in *dem* Sinne wie Er es will; den Bewegungen kommt eben nur eine *mechanische*, d. h. eine *der wirklichen Existenz* nach von gegebenen Bedingungen abhängige, wiewohl in abstracto, d. h. in Bezug auf die *Möglichkeit* dieser Voraussetzungen, allerdings rein mathematische, Nothwendigkeit zu. Hätte sich Hegel solcher Verunreinigung der mechanischen Kategorien innerhalb ihres eigenen Gebietes enthalten, so würde dafür auch das Bedenken weggefallen sein, welches ihn innerhalb der Physik und hin und wieder auch innerhalb der Organik verhindert hat, die mechanischen Bestimmungen als inwohnendes Moment von Begriffen anzuerkennen, denen doch die empirische Forschung gar nicht anders, als durch Herbeiziehung mechanischer Kategorien beizukommen weifs. So Recht ohne allen Zweifel der speculative Denker hat, auf den Gebieten der Licht- Farben- Wärmelehre, der anorganischen und organischen Chemie u. s. w., die atomistischen Voraussetzungen abzuweisen, welche die meisten Physiker, Chemiker, auch wohl Physiologen in die Anwendung jener Kategorien hineintragen, so Unrecht hat er auf allen diesen Gebieten mit der Nichtbeachtung der mechanischen Bestimmungen selbst; und eben in Bezug hierauf hätte eine reiner gehaltene Behandlung des mechanischen Begriffsgebietes ihn auf die Einsicht bringen müssen, wie die richtig verstandene Uebertragung der mechanischen Kategorien auf jenes Aufsermechanische keineswegs mit einem nothwendigen Rückfall in die atomistische Vorstellungsweise verbunden ist. Freilich aber bleibt eben solche Behandlung eine Aufgabe, welche zur Zeit noch nicht vollständig gelöst ist. Hegel seinerseits hat ihre allgemeine Bedeutung sehr wohl begriffen, indem er der Kategorie des Mechanismus, abgelöst von allen empirischen Naturbedingungen, eine Stelle in seiner Logik einräumte; aber durch die Lostrennung von den Elementen, die keineswegs blofs in der äufsern Anschauung, sondern allerdings auch im reinen Gedanken diese Kategorie bedingen, wird seine *dortige* Behandlung zu einer leer abstrusen, für die concrete wissenschaftliche Einsicht gänzlich unfruchtbaren, während die naturphilosophische von vorn herein mit empirischen Voraussetzungen behaftet ist.

Die wahre Bedeutung dieser, von uns hier dem Mechanismus angewiesenen Stellung wird erst dann vollständig begriffen werden, wenn man dahin gelangt sein wird, den logischen Gegensatz dieses Begriffs, den Begriff des *Organismus*, nicht blofs in der allgemeinen Weise, die in der Wissenschaft unserer Zeit nicht erst noch gesucht zu werden braucht, sondern in einer wissenschaftlich näher motivirten, als die eigentliche *metaphysische Wahrheit* des Naturbegriffs, als die Kategorie, in welcher alles Natürliche gesetzt werden mufs, wenn es als *seiendes* gesetzt werden soll, zu erkennen und auszusprechen. Das Allgemeine dieser Erkenntnifs ist der grofse Schritt, den die philosophische Naturbetrachtung in dem ältern Systeme Schelling's gethan hat, und Hegel ist hinter dieser Einsicht in der Hauptsache nicht zurückgeblieben. Aber Hegel selbst hat uns gelehrt, uns bei diesem Allgemeinen nicht zu begnügen. Wenn wirklich mit dem Satze Ernst gemacht werden soll, dafs die Erscheinung des organischen Lebens auf dem Gipfel *der* Natur, die *unserer* Anschauung geöffnet ist, nicht blofs ein zufälliges Spiel der in der unendlichen Substanz der Natur verborgenen Kräfte, und eben so wenig nur eine durch äufsere Gewalt ihr aufgedrungene, künstliche Verschränkung dieser Kräfte, sondern dafs sie in Wahrheit der aufgeschlossene, zur letzten Entfaltung und

*) Es kann jedoch dieser Ausspruch auch auf die Nothwendigkeit einer *metaphysischen Ableitung* der Principien des Mechanismus bezogen werden. Dies selbst nämlich ist charakteristisch für den Standpunct, auf welchem, mit allen Philosophen seiner Zeit, auch Leibnitz steht, dafs für ihn der Unterschied zwischen dem *Formel*grunde, der alles Mechanische in dem dialektisch Vorangehenden, und dem *Real*grunde, den es in dem dialektisch Nachfolgenden hat, nicht vorhanden ist.

Digitized by Google

dadurch zur Offenbarung auch für uns gekommene *substanzielle Kern* des Naturseins, dafs also die Natur selbst in ihrem innersten Grunde und Kerne organisch, oder Ein grofser Gesammtorganismus ist, — wenn, sagen wir, mit dieser Einsicht wissenschaftlich Ernst gemacht werden soll, so gehört dazu vor Allem, dafs auf dem Wege streng logischer oder metaphysischer Dialektik sich die Nichtigkeit alles dem Organismus *vorausgesetzten*, — nach der gemeinen Ansicht *factisch*, nach der richtigen nur *begrifflich* vorausgesetzten, — also für sich unorganischen, Daseins, ergeben habe. Die metaphysische Dialektik kann nicht eher dazu gelangen, die Begriffsbestimmungen, in denen der Organismus enthalten ist, die *Kategorien der Lebendigkeit*, als die einzig mögliche Gedankenform, in welcher das Seiende als ein Wahres und Wirkliches erfafst zu werden vermag, hinzustellen, als bis sie die gesammte vorangehende Kategorienreihe dazu herausgearbeitet hat, als aufgehobenes, inwohnendes Moment in die Kategorie des lebendigen Organismus eintreten zu können. Der Metaphysik nämlich, der absoluten metaphysischen oder logischen Denknothwendigkeit, ist dieses ihr Anrecht auf die Begriffe des Lebens und des Organismus bereits in Hegel's Logik vindicirt worden. Bekanntlich treten dort diese Begriffe unter der allgemeinen Rubrik der *Idee*, nahe am Schlusse des Ganzen, als die höhere Wahrheit der logischen Bestimmungen auf, in denen jene Wissenschaft auch die specifischen Formen des Naturseins, die Formen des Mechanismus, des Chemismus und der Teleologie, vorzubilden, nicht unterlassen hat. Der *Mechanismus* wird zwar nicht ausdrücklich, wie wir ihn fassen, als die Totalität jener, der Idee des Lebens voran- und in sie eingehenden Bestimmungen begriffen, aber er erscheint doch unter ihnen als eine derselben, und wenn Hegel in seiner logischen Darstellung Mechanisches und Teleologisches hin und wieder, auf *Kant's* Vorgang, auch als einen einfachen Gegensatz zu betrachten liebt, so ist mit diesem Gegensatze *die* Stellung des Mechanischen, die wir für die richtige halten, wenigstens angedeutet. Die Kategorie des Mechanismus, wenn sie nicht, wie dort, in raum- und zeitloser Abstraction, sondern in der concreteren, aber doch rein metaphysisch bleibenden Bestimmtheit gefafst wird, wie von ihr die mathematischen Wissenschaften beherrscht werden, welche unter dem gemeinschaftlichen Namen der mechanischen zu begreifen sind, gestaltet sich von selbst zur Totalität der metaphysischen Voraussetzungen des Organismus. Auch der Chemismus, den Hegel bereits in der Logik als eine eigene, und zwar höhere Kategorie davon abtrennt, ist darin enthalten, — der metaphysische nämlich, oder die allgemeine Form oder Grundbestimmung des Chemismus, während die Erscheinungen des realen Chemismus in der wirklichen Natur nach einer Seite hin schon unter der Potenz der organischen Gesammtbestimmungen des Naturlebens stehen, und dadurch der ausschliefslichen Herrschaft des rein mechanischen Princips sich entziehen, ähnlich, wie ja auch die mechanischen Phänomene der himmlischen Bewegungen u. s. w. zuletzt von organischen oder teleologischen Impulsen abhängig sind. — Eben aber *als* dies, *als* Totalität der metaphysischen Voraussetzungen des Organismus, ist der Mechanismus etwas durchaus Negatives, für sich Nichtseiendes, oder vielmehr, er ist die dem Organischen, organisch-Lebendigen, als dem allein wahrhaft Seienden, inwohnende Negativität selbst, der in das Leben eingeschlossene und dadurch von ihm überwundene *Tod*, gleichwie, von einem noch höheren Standpunct betrachtet, das Natürliche überhaupt mit Einschlufs des organisch-Lebendigen, für das in dem Geist und dessen Freiheit als der letzten Wahrheit alles Seienden eingeschlossene Negative zu gelten hat. — Auch der Verfasser der „logischen Untersuchungen", um noch einmal auf ihn zurückzublicken, stellt auf sinnige Weise dem Begriffe der *Bewegung* den *Zweck*begriff als ein zweites und höheres A priori, als ein zweites Princip der Vermittlung zwischen Subject und Object, zwischen Denken und Sein, und als Quelle einer zweiten Kategorienreihe gegenüber, und es läfst sich nicht verkennen, wie nahe diese Gegenüberstellung mit der unsrigen von Mechanismus und Organismus zusammentrifft. Aber beide Principien bleiben sich dort einander äufserlich; sie scheinen auf dem Boden der wirklichen Natur nur zufällig einander zu begegnen und zu dem gemeinschaftlichen Resultate der erscheinenden Wirklichkeit zusammenzuwirken, weil die Dialektik fehlt, durch welche die mechanischen Kategorien als sich in sich selbst aufhebende oder verneinende, und dadurch zu der höhern Wahrheit der organischen hinüberführende aufzuzeigen gewesen wären.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie, als der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften zweiter Theil. Herausgegeben von D. Carl Ludwig Michelet.

(Schluſs.)

Es liegt in der Natur von Hegel's Standpuncte, wie wir denselben mehrfach im Obigen bezeichnet haben, daſs diese einfache Gesammtansicht über das Verhältniſs des Mechanischen und des Organischen in der Natur, — sie, die zur richtigen Stellung der Probleme auch des empirischen Forschens auf dem Gebiete, wo sich beide berühren, nach unserm Dafürhalten die unerlaſsliche Bedingung ausmacht, und mit deren Durchdringen und richtigem Verständniſs erst die groſse Anschauung der neuern Philosophie über den wesentlichen Zusammenhang der Idee des Organismus mit der Idee überhaupt, oder der Idee des Absoluten, sich als eine fruchtbare auch für die naturwissenschaftliche Empirie erweisen wird, — in der naturphilosophischen Darstellung dieses Denkers, wenn man sie ihm auch nicht geradezu absprechen darf, doch nicht ganz zu ihrem Rechte hat kommen können. Dies zeigt sich schon in der oben gerügten Verunreinigung der Kategorie des Mechanismus durch empirische Beimischungen, durch deren Hülfe der Afterbegriff einer „absoluten Mechanik" erkünstelt worden ist, so wie anderntheils in der falschen Stellung der „physikalischen" Kategorien gegen die mechanischen: es zeigt sich nicht minder in der Behandlung der „organischen Physik", und in der Art und Weise, wie dieselbe an die vorangehenden Theile der Naturphilosophie angereiht worden ist. Denn wenn auch Hegel im Allgemeinen die Forderung, die Natur im Groſsen und Ganzen als organisch zu begreifen, gelten läſst; wenn er in diesem Sinne (S. 430 ff.) den Begriffen des pflanzlichen und des thierischen Organismus den Begriff der „geologischen Natur" als einen integrirenden Theil der „Organik" voranstellt: so hat er doch im Vorangehenden die mechanischen und die physikalischen Kategorien viel zu sehr als ein sich selbst Reales, Selbstständiges behandelt, als daſs ihm an dieser Stelle der Gesammtorganismus der Natur eine andere Bedeutung, als (S. 423) nur die eines „Nichtlebens", eines „Leichnams des Lebensprocesses", einer (— äuſserlichen und überdies nur auf unsern Erdkörper beschränkten, also in Wahrheit sehr particular bleibenden) „Totalität der als unlebendig existirenden mechanischen und physikalischen Natur" haben könnte. Die Schuld dieser Auffassung trägt, wie man leicht gewahr wird, die vorausgesetzte Vorstellung der *Aeuſserlichkeit* des Naturseins. Wäre diese nicht, so würde schon sein eigener Begriff der dialektischen Methode den Vf. genöthigt haben, die Kategorien in einem ganz andern, der *logischen* Dialektik entsprechendern Sinne für die *Wahrheit* der mechanischen und physikalischen Kategorien, und von *ihrer* Vermittlung alle und jede Realität, nicht bloſs die Realität der im engern Sinne so genannten organischen Natur, abhängig zu erkennen. Die nähere Art und Weise, wie die metaphysische Dialektik solche Erkenntniſs zu vollziehen hat, ist von uns schon im Obigen angedeutet; sie besteht zunächst in der richtigen Einreihung des *Zeit*begriffs in die Kategorienreihe der metaphysischen Wissenschaft. Der Zeitbegriff ist es, der alle ihm vorausgesetzten Daseinsformen, die sich eben durch ihn und in ihm zum Gesammtbegriffe des *mechanischen Processes* zusammenschlieſsen, dergestalt in sich aufzehrt, daſs ihre Realität dadurch zu seiner eigenen, also zu einer abstracten und leeren, oder, was gleichviel ist, zur Nichtrealität, seine eigene inwohnende Gesetzmäſsigkeit aber, d. h. eben der Mechanismus, zum Gesetz eines nur erst noch hypothetischen Geschehens wird, dessen Wirklichkeit von der Thatsache einer *Zeiter-*

Digitized by Google

füllung abhängt. Dieses selbst aber, die Zeiterfüllung, ist wiederum eine metaphysische Kategorie, die sich auf ganz entsprechende Weise, wie nach unserer obigen Bemerkung der Begriff des raumerfüllenden oder körperlichen Daseins, nur in einer dialektischen Folge von Begriffsbestimmungen entwickeln läfst. Unter diesen wird nun zunächst eben die des *Organismus* und des *Lebens*, weiterhin aber auch die des *Geistes*, des erkennenden und selbstbewufst wollenden, als der höchsten, allein sich durch sich selbst verwirklichenden, weil allein *freien* Potenz des Daseins, ihre Stelle finden.

Den Abschnitt, der von der Organik handelt (S. 423—696), glauben wir übrigens als den verhältnifsmäfsig gelungensten in Hegel's Werke bezeichnen zu können. Die beiden Hauptmängel, die wir an dem Werke zu rügen fanden, die Vermischung des metaphysischen und des realphilosophischen Gesichtspunctes, und die dem Ganzen zum Grunde gelegte Vorstellung von der Aeufserlichkeit der Natur gegen die Idee, machen sich hier in demselben Maafse minder fühlbar, als nach Hegel's eigener Voraussetzung die Natur im organischen Bereiche der Idee wieder näher tritt und vollständiger deren Form sich einverleibt. Die Darstellung dieses Abschnitts nimmt im Ganzen bestimmter, als die vorangehende, die Gestalt einer philosophischen Betrachtung des empirisch Gegebenen an, da das Gegebene hier unmittelbar dem Philosophen in einer Gestalt vorliegt, welche zur Idee in einem minder schroffen Gegensatze steht, als, nach seiner Auffassung, die Gestalten der unorganischen Natur. Auch macht sie sich im Einzelnen nicht so auffallender Gewaltsamkeiten gegen dieses Gegebene schuldig, wie zu welchen in den früheren Theilen die Meinung, der Philosoph müsse die begrifflichen Momente, welche die Natur, ohnmächtig, die Bestimmung des Begriffs festzuhalten, auseinander geworfen habe, durch die Macht des Gedankens zusammenbringen, verleitet hatte. Dabei fehlt es freilich auch in diesem Gebiete nicht an vielfachen Nachwirkungen der frühern Mifsgriffe. Das Verhältnifs des organischen Lebens der Pflanzen- und Thierwelt zu dem ihm selbst, diesem Leben, inwohnenden Mechanismus, hat Hegel, bei allem in der Verhandlung dieser Frage aufgebotenem Tiefsinn, eben so wenig zur Klarheit zu bringen vermocht, wie das Verhältnifs zu der gemeinhin unorganisch genannten Aufsenwelt, welches letztere, wie übrigens richtig von ihm bemerkt worden ist, kein *nur* mechanisches sein kann, schon darum nicht, weil die Aufsenwelt selbst, zwar nicht im Einzelnen, aber doch im Grofsen und Ganzen organischer Natur, und der Einzelorganismus zugleich ein Glied oder Moment in diesem Gesammtorganismus ist. In allen diesen Beziehungen scheint uns indessen der Vf. eben so geneigt, dem mechanischen Momente zu *wenig* einzuräumen, wie die Mehrzahl der empirischen Forscher, wenigstens derjenigen, die sich der physikalischen Schule anschliefsen, geneigt sein mag, ihm zu *viel* einzuräumen. Als Beispiel dieses Zuwenig, möge auf seine Theorie über den Blutumlauf (S. 577 f.) hingewiesen sein, die wohl von den meisten Physiologen, falls sie davon Notiz nehmen wollen, mit Kopfschütteln wird aufgenommen werden. Uns war bei derselben die Analogie merkwürdig, in welcher sie zu der Vorstellung eines vermeintlich absoluten Mechanismus in der Bewegung der Himmelskörper steht; wie nämlich dort, so wird auch hier eine *freie* Bewegung im Blut als solchem angenommen, und der Voraussetzung eines mechanischen Anstofses, welchen diese Flüssigkeit durch andere Kräfte des Organismus erhalten, widersprochen. — Im Uebrigen begiebt sich Ref., wie billig, auch was diese Theile betrifft, des näheren Urtheils über die Verarbeitung des empirischen Inhalts. Sachverständige mögen entscheiden, ob Hegel in dem Verkehr mit den ihm zu seiner Zeit zugänglichen Quellen dieses Inhalts an jedem Ort eine gute Auswahl getroffen, und in ihrer Benutzung einen richtigen Tact bewährt hat. Für die Nichtberücksichtigung späterer Entdeckungen der Wissenschaft kann er natürlich nicht verantwortlich gemacht werden, aufser wiefern sich etwa finden sollte, dafs er durch übereilte aprioristische Machtsprüche die Resultate derselben zum Voraus von sich abgewiesen habe. Ein ausdrückliches Bedenken gestatten wir uns nur noch über einen Umstand, welcher der Beurtheilung von dem allgemein philosophischen Standpuncte, den wir im Vorstehenden eingenommen haben, näher liegt. Dieser Umstand betrifft die Gränze, durch welche Hegel die Naturphilosophie als einen Theil der Realphilosophie (— innerhalb der Metaphysik kann, wie wir nicht erst zu erinnern brauchen, von einer solchen Gränze überhaupt nicht die Rede sein) nach der Seite der Geistesphilosophie hin abschliefst; diese nämlich scheint uns eine unsichere und schwankende, wo nicht eine, nach seinen eigenen Vor-

Digitized by Google

aussetzungen geradezu falsche zu sein. Wir finden nämlich, dafs Hegel in der Lehre vom thierischen Organismus sich ausschliefslich mit den körperlichen Functionen des Thierlebens beschäftigt, die Bestimmungen des Seelenlebens dagegen ganz übergeht, d. h. sie, wie wir hier annehmen müssen, und in der weiteren Folge seiner encyklopädischen Darstellung bestätigt finden, der Geistesphilosophie überweist. Dieses Verfahren empfiehlt sich zwar, was namentlich die Behandlung der Geisteslehre, oder vielmehr nur ihres ersten Theils, der Lehre vom subjectiven Geiste, betrifft, dem hergebrachten Treiben unserer Psychologen und Anthropologen dadurch, dafs es für die von derselben beliebte Vereinigung des Elementes der allgemeinen, animalischen Seelenlehre mit der Lehre vom selbstbewufsten Geiste des Menschen eine scheinbare Rechtfertigung in der Anordnung des Systems darbietet. In der That aber wird dadurch, abgesehen von der Inconsequenz gegen das philosophische Princip, welche das als zusammengehörig und dem Begriffe nach Eins Erkannte, die Seele und ihren organischen Leib, auseinanderreifst, der argen Verwirrung Vorschub geleistet, welche in unsern psychologischen Handbüchern fast ohne Ausnahme in Bezug auf den eben angedeuteten, dort so gut wie ganz vernachläfsigten Unterschied obwaltet. Dafs diese Verwirrung in den aus Hegel's Schule hervorgegangenen psychologischen Arbeiten und in der eigenen encyklopädischen Darstellung dieses Denkers nicht gehoben ist, dafs sie vielmehr, den Forderungen der dialektischen Methodik gegenüber, welche durch nichts gröblicher verletzt werden kann, als durch dieses unkritische Zusammenwerfen der Begriffsbestimmungen des animalischen Seelen- und des selbstbewufsten Geisteslebens, dort nur um so greller hervortritt: davon wird sich leicht jeder überzeugen, der mit dem Bewufstsein der Aufgabe, die hier noch zu lösen ist, einen Blick auf diese Darstellungen werfen will.

Was die Gestalt betrifft, in welcher der Hr. Herausgeber das Werk dem Publicum vorgelegt hat, so haben wir darüber Folgendes zu bemerken. Schon die Ueberschrift des Buches zeigt, dafs Derselbe es als seine Aufgabe betrachtet hat, den Inhalt der naturphilosophischen Vorlesungen Hegel's mit möglichster Vollständigkeit wiederzugeben, und so eine Darstellung zu liefern, in welcher die Paragraphen der Encyklopädie sammt ihren Anmerkungen der Sache nach fast nur als eine Zugabe erscheinen, während dem Worte nach vielmehr die aus den Vorlesungen entnommenen Partien als „Zusätze" bezeichnet sind. Man kann sich nicht verbergen, dafs dadurch das Buch ein etwas unförmliches Ansehen erhalten hat; aufserdem ergiebt sich der Uebelstand, dafs diese Weise der Bearbeitung zu der des ersten Theiles der Encyklopädie (vgl. unsere Anzeige desselben in diesen Jahrbb., Jahrg. 1841, Jan., N. 7—10) in einem offenbaren Mifsverhältnisse steht. Dort nämlich waren die aus den Vorlesungen entnommenen Zusätze nur als kurze Erläuterungen zu den Paragraphen behandelt worden, während hier, wie gesagt, die Vorlesungen selbst in ihrer ganzen Breite aufgenommen sind. Das Motiv zu dieser abweichenden Behandlungsweise mochte der Herausgeber in dem Umstande finden, dafs wir über die Naturphilosophie nicht, wie über die Logik, ein ausführlicheres Werk von Hegel's eigener Hand besitzen, dessen Stelle uns hier, wie in mehreren Partien der Geistesphilosophie, die Vorlesungen vertreten sollen. Allein hätte man wirklich die über die Naturphilosophie gehaltenen Vorträge hiezu geeignet befunden, so wäre dann wohl das Richtigere gewesen, sie, gleich den Vorlesungen über so manche andere Disciplinen, die freilich in der Encyklopädie noch spärlicher bedacht sind, in Gestalt eines selbstständigen Werkes erscheinen zu lassen. Dafs man dies nicht zu thun für gut befunden hat, dies ist wohl für ein Eingeständnifs zu nehmen, dafs sich die naturphilosophischen Vorlesungen Hegel's in der That nicht zu solcher Selbstständigkeit eigneten, dafs sie vielmehr, wie sie in der spätern, reifern Zeit dieses Denkers, äufserlich die Paragraphen der Encyklopädie zur Grundlage nahmen, so auch ihrer innern Beschaffenheit nach von ihnen abhängig blieben. Aber diese Abhängigkeit eben legte unsers Erachtens dem Herausgeber die Verpflichtung einer gröfsern Sorgfalt auf, bei der Hineinarbeitung des Inhalts der Vorlesungen in die Folge der Paragraphen, zu denen diese sich eben nur als Erläuterungen geben wollten. Ein Anderes ist in einem solchen Falle der mündliche Vortrag, dem es immerhin verstattet, ja bei dem es unvermeidlich sein mag, die Sätze des zum Grunde gelegten Lehrbuchs auf mannigfache Weise zu paraphrasiren und in's Breite zu ziehen, ein Anderes ein Schriftwerk, dem man dergleichen Weitschweifigkeiten und Unförmlichkeiten nicht gern zu Gute hält. Allerdings hat es stets ein Interesse,

Digitized by Google

einen so kräftigen, originellen Geist, wie Hegel, in seinen eigenen Worten und Wendungen sprechen zu hören, auch wo er sich frei und zwanglos geben läfst, oder wo er, wie solches in diesen Vorlesungen auch wohl vorkommt, in etwas unbeholfener Improvisation mit dem Ausdrucke der in ihm gährenden Gedanken ringt; und wir bekennen gern, dafs wir dieses Interesse beim Lesen des Vorliegenden mehrfach, und in reicherem Maafse, als bei manchen sorgfältiger ausgearbeiteten Darstellungen empfunden haben. Dennoch müssen wir bezweifeln, ob hier, zwischen den Paragraphen der Encyklopädie, für die Mittheilung eines so wenig buchgerecht verarbeiteten Vortrags der rechte Ort war, und die Frage aufwerfen, ob der Hr. Herausgeber nicht dem Andenken und Fortwirken seines Meisters einen ersprieſslichern Dienst geleistet haben würde, wenn er, mit Unterdrückung so mancher, von Hegel eilfertig und ohne eine Durcharbeitung der Art, wie er zum Behuf des Drucks unstreitig selbst von sich gefordert haben würde, hingeschriebenen oder hingesprochenen Partien, sich nur auf das zur Erläuterung der Paragraphen wirklich Nothwendige oder Förderliche in einer für diesen Zweck geeigneten Form hätte beschränken wollen.

Weiſse.

Druckfehler im ersten Artikel der Recension von Hegel's Vorlesungen über die Naturphilosophie.

S. 46 Z. 10 v. u. st. Anfängern l. Anhängern
— 48 — 9 v. u. st. neuen wissenschaftlichen l. naturwissenschaftlichen
— 55 — 10 v. u. st. *für* l. *hier*
— 56 — 27 v. u. st. reinen l. eignen

XII.

Λόγος ἐπιτάφιος εἰς τὸν ἀοίδιμον Θ. Κολοκοτρώνην, ἐκφωνηθεὶς ὑπὸ Κωνσταντίνου τοῦ ἐξ Οἰκονόμων. *Athen*, 1843.

Das neuerstandene Griechenland — dessen allerwärts freie Entwicklung leider von Denen selbst auf mancherlei Weise gehemmt wird, die dieselbe aus Gründen der Gerechtigkeit und um des eigenen Vortheils willen vielmehr kräftigst unterstützen sollten! — das neuerstandene Griechenland hat auf dem Wege der geistigen Entwicklung schon manchen Schritt vorwärts gethan, — occulto velut arbor aevo! — und unter Umständen, die ihm günstig und zugleich von äufserem Einflusse unabhängig waren, auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Wiedergeburt schon manche Eroberung glücklich bewerkstelligt, die auch der bereits begonnenen oder doch sicher bevorstehenden Entwicklung der Dinge im Oriente unter allen Umständen zu Statten kommen mufs. *Brandis* in seinen „Mittheilungen über Griechenland" (1842), Theil 3, in demjenigen Abschnitte, der sich mit der neugriechischen Literatur, namentlich mit der wissenschaftlichen Literatur beschäftigt, giebt hierzu in nuce den besten Commentar, und auch die letzten zwei Jahre haben für Denjenigen, der um die wissenschaftliche Literatur des neuen Griechenlands sich bekümmert, und dessen Interesse bei der mangelhaften buchhändlerischen Verbindung zwischen Deutschland und Griechenland von Zeit zu Zeit neue Nahrung zugeführt worden ist, neue und erfreuliche Beweise für jene Wahrheit geliefert. In der von Brandis a. a. O. gegebenen Uebersicht hat Derselbe zwar der für die Theorie der Rhetorik unter den Griechen unserer Tage gemachten Versuche im Vorbeigehn gedacht; er hatte jedoch zu erwähnen vergessen, dafs das Gebiet der Rhetorik auch bereits praktisch unter den Griechen angebaut und gepflegt worden war. Kein Wunder; denn die politischen Verhältnisse begünstigten die *politische* Beredsamkeit, und die *geistliche* Beredsamkeit war im neuen Griechenland nie ganz ausgestorben, wenngleich sie nur auf einer niedrigen Stufe gestanden und bei dem Drucke, unter welchem die Kirche selbst sich befanden, ebenfalls nur in einem gedrückten Zustande gewesen war. Von politischen Reden aus der Zeit des griechischen Freiheitskampfes liegt nur eine kleine, auf der Insel Aegina gedruckte und im Jahre 1829 erschienene Sammlung, unter dem Titel: Σπυρίδωνος Τρικούπη Λόγοι ἐπιτάφιοι καὶ ἐπινίκιοι, vor, welche sechs, in den Jahren 1824 bis 1827, zum Theil aus dem Stegreif gehaltene Reden des bekannten Staatsmanns und Historikers, Trikupis, enthält; und aufserdem gedenke ich hier noch der, während des griechischen Freiheitskampfes zu verschiedenen Zeiten von dem gelehrten Neophytos Wamwas, jetzigem Professor der Philosophie an der Universität in Athen, aus dem Stegreif gehaltenen politischen Reden an das Volk (wahre δημηγορίαι), deren von einzelnen Memoirenschreibern der Griechen Erwähnung geschieht, die aber, so viel mir bekannt ist, nicht gedruckt worden sind. An geistlichen Rednern besitzt das neue Griechenland einen Konstantinos Oikonomos, zwar nur Einen, aber einen, von welchem fast zu sagen wäre, was ein alter Hellene singt:

Πολλοὶ θυρσοφόροι, παῦροι δέ τε Βάκχοι.

Von diesem Konstantinos Oikonomos habe ich weitläufiger, und vornehmlich über ihn als geistlichen Redner gesprochen, da ich in den Jahrbüchern für wiss. Kritik, 1842, Sept. No. 60. der von ihm zum Andenken der Brüder Zosimas im April 1842 in Athen gehaltenen Leichenrede gedachte. Das seltene Rednertalent, welches aus dieser Rede hervorleuchtet, hat Oikonomos nun auch in dem gegenwärtigen Jahre, als der, besonders aus der Geschichte des Freiheitskampfes vielfach bekannte und gefürchtete Klephte und Häuptling, nachheriger Ἀρχιστράτηγος τῆς Πελοποννήσου und zuletzt Ἀντιστράτηγος καὶ Σύμβουλος τῆς Ἐπικρατείας, als Theodor Kolokotronis im Febr. 1843 gestorben war, von Neuem bewährt. Auch diesem hielt Oikonomos die Grabrede. Auch sie ist von einer seltnen Kraft des Geistes, von dem Feuer hoher Begeisterung durchdrungen, und Schwung der Beredsamkeit, Feinheit des Geschmacks und eine Energie der Sprache, die in der Rede herrscht, machen dieselbe nicht minder zu einem Meisterwerke geistlicher Beredsamkeit, als andere Reden des Konst. Oikonomos dafür bereits anerkannt sind. Die vorliegende Rede auf Kolokotronis ist ziemlich umfangreich, ihren Gegenstand möglichst vielseitig, so weit er sich dem geistlichen Redner darbietet, in höchst eindringlicher und anschaulicher Weise behandelnd, übrigens voll Anwendung biblischer Stellen. Sie führt gleichsam den Satz aus den Büchern der Makkabäer durch: πῶς ἔπεσε δυνατὸς, σώζων τὸν Ἰσραήλ, und beweist, wie die Kraft des Mannes den Glauben stärkt, und wie der Glaube mächtig und werkthätig ist in dem Starken. Will es mir übrigens scheinen, als habe der Redner mit grofser Klugheit manche Schattenseiten in dem Leben des Kolokotronis theils ganz verschwiegen, theils bemäntelt, und ist er mit dessen Lobe etwas zu verschwenderisch gewesen, ohne auch des Tadels zu gedenken, so glaube ich dies zugleich namentlich daraus erklären und damit entschuldigen zu können, dafs Oikonomos und Kolokotronis der russischen Partei in Griechenland angehört haben. Weiter ins Einzelne dieser Rede einzugehen, gestattet der Raum dieser Blätter nicht; doch glaubte der Unterzeichnete sie auch hier nicht unerwähnt lassen zu dürfen, besonders um auch an ihr und durch sie für die im Eingange ausgesprochene Behauptung einen neuen Beweis zu liefern. Das neue Griechenland kann durch solche Wahrnehmungen und Beweise nur gewinnen; aber auch das Ausland ehrt sich selbst, wenn es auf solche Zeichen und Zeugnisse eines innern, kräftigen und selbstständigen Lebens in den Geistern des neuen Griechenlands gebührend achtet. Interessant und lehrreich wäre es, einige Reden des Konst. Oikonomos, namentlich die beiden neuesten desselben auf die Brüder Zosimas und auf Kolokotronis, im Originale und in der Uebersetzung zusammenzustellen.

D. Theod. Kind.

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

XIII.

Verzameling van Fransche Woorden, uit de Noordsche Talen afkomstig of door Sommigen afgeleid, bijeengebragt door Mr. J. H. Hoeufft. Breda, 1840. *Broese et Cp. II. u.* 399 S. *gr.* 8.

Sollte Jemand nur ungemischte Stammsprachen der wissenschaftlichen Durchforschung würdig halten, so möchte er sich, zumal im heutigen Europa, vergeblich nach einem Gegenstande seiner Thätigkeit umsehen. Lange bevor Dampfkraft und Weltbürgerthum ihn fördern, Polizei und Censur ihn hemmen konnte, durchzog der Geist auf tönenden Schwingen die Welt und trug Vorstellungen und Worte von einem Volke zum andern. Ja, in einer massenhaften Ausdehnung, wie sie die jüngere Zeit nicht mehr kennt, zogen ganze Völker sammt ihren Gedanken und Sprachen in ferne gelobte Länder aus; auf dem langen Wege im Austausche Vieles ausgebend und empfangend, begannen sie am Wanderziele häufig eine Mischung in grofsartigerem Mafsstabe, die sich mit der Zeit zum neuen organischen, ursprünglich erscheinenden, Ganzen verdichtete. Aufgabe der Wissenschaft ist es nun: sowohl die Elemente jener Mischungen zu sondern und bis in ihre ältesten Heimathen zurück zu verfolgen; wie den neuen Lebensstrom, der sie einigte, zu erkennen. Kein Jargon ist zu elend, um nicht der ernstgemeinten Forschung einige Gewinnste für Geschichte der Völker, der Gedanken, der Sprache und der gesammten Cultur zu gewähren.

Natürlicher Weise bleibt eine stufenreiche Rangordnung für Stammhaftigkeit und Reinheit der Völker und Sprachen, und somit ein relatives Recht, diese Vorzüge zu behaupten. Wenn z. B. wir Deutsche auch nicht vergessen dürfen: wie viele keltische Elemente bei der ersten Besitznahme unseres Landes in uns und unsere Sprache übergingen, wie viele Fremdlinge später durch kirchliches Römerthum, durch höfische und ästhetische Bildung, wie durch Handel romanischer Völker, durch höhere Cultur der unsterblichen Griechenwelt, durch Landwirthschaft der Slaven u. s. w. in unsre Sprache eingeführt wurden; so dürfen wir diese doch noch immer den stammverwandten Engländern gegenüber als Stammsprache erheben, und *rühmen* sie wenigstens nicht, wie diese die ihre, einer grundsätzlich gewordenen Unreinheit, die „den Rahm von allen fremden Sprachen abschöpft". Doch erkennen wir immer noch der englischen, wie der ungefähr gleich macaronirten albanesischen Sprache, demnächst auch der neugriechischen, neupersischen u. a. den Rang der Stammsprache zu, weil diese Sprachen nach Grammatik und überwiegendem Wörtervorrathe sich als die ureigenen der Völker bezeugen, die sie reden, und deren Stock, gleich dem ihren, trotz aller Mischung im Wesentlichen der alte geblieben ist. Wo dagegen eine Sprache in ein fremdes Volk eindrang und, dessen alte Sprache zertrümmernd, nicht blofs bedeutende Trümmertheile derselben aufnahm, sondern auch durch den Zusammenstofs einen grofsen Theil des eigenen organischen Zusammenhanges verlor: da mufste nun jedes fremde Element leichteren Zutritt und gröfsere Kraft gegen die alte Eigenthümlichkeit gewinnen.

Indem wir, vielleicht vor allen Sprachen der Welt, der lateinischen diese Function oder dieses Schicksal zuschreiben; müssen wir uns jedoch hüten, den Gegensatz der romanischen Sprachen zu der als altlateinisch bekannten allzusehr jenem Zusammenstofse zuzuschreiben. Es gilt hier, die Factoren der heute sichtbaren Sprachbildung aufzusuchen und unparteiisch nach ihren verschiedenen Kräften zu taxiren, mannigfaltige Neben- und Wechsel-wirkungen gegeneinander abzuwägen. Wir begnügen uns mit einigen Andeutungen und Rubricirungen, wo wir von einer Geschichte der lateinischen Sprache und ihrer Töchter das genaueste Eingehn auf die Einzelheiten fordern. Vor Allem dürfen

Digitized by Google

wir die Eigenthümlichkeiten der romanischen Sprachen nicht durch eine Vergleichung mit der römischen Literalsprache bestimmen lassen, letztere wiederum aber auch nicht ganz von diesem Felde ausschliefsen; fast überall im Bereiche römischer Herrschaft drang auch sie mit römischer Bildung und Verwaltungsform von oben herab in die abhängigen Völker ein, während diese zugleich durch die Heere mit ihrem Trosse, durch Künstler und Pfuscher, Kaufleute und Freikäufer aus Roms und andrer Italienerstädte niederen Volksklassen von unten auf romanisirt wurden. Dieser letztere Weg war denn der betretenste. Zunächst wanderte auf ihm die lingua Romana rustica ein, die, wie alle Volkssprachen ihres Ortes, sich von der gebildeten römischen sowohl durch Beibehaltung alter Redeweise, als durch Desorganisation und, in Folge derselben, durch neue Organisation unterscheiden mochte. So geschieht es, dafs entartete Kinder sich noch durch einzele Züge als Enkel einer ehrwürdigen Aeltermutter erweisen. Aber wie manche Volkssprache Italiens wurde noch aufser jener römischen Volkssprache, oder bereits im Mutterlande mit ihr gemischt, in die fremden Länder importirt! Es ist möglich, dafs die Verschiedenheit mancher romanischen Dialekte sowohl durch die der alten Landessprachen, als durch die der römischen Kolonensprachen entstand; wo ganze Heeresabtheilungen der Römer aus je Einem Volksstamme bestanden und sich mehr oder minder im eroberten Lande fest siedelten, konnte auch der Orient und Occident des ungeheuren Reiches aufserhalb Italiens sein Contingent zu dem romanischen Sprachschatze liefern.

Der Hauptsache nach betrachten wir indessen die Mutter der romanischen Sprachen als Eine Sprache, ohne selbst den Unterschied der gebildeten und der bäurischen allzuhoch anzuschlagen; demungeachtet wird sie uns keineswegs durch Zusammenstofs und Mischung mit fremden Sprachen allein zur romanischen Sprache, sondern auch durch eine esoterische Entwickelung und Umbildung nach aller Sprachen Weise. Alle Sprachen sind, wie alles Lebende, zwar in steter Bewegung begriffen; aber die Entwickelung hat ihre Knotenpuncte, und der Saft steigt in gewissen Abschnitten des Jahres und der Jahre mit besonderer Kraft in den Lebensadern der Wesen. Diese Perioden sind von Entwickelungskrankheiten begleitet, in welchen gleichsam das Individuum in sich selbst zu unentschieden ist, um sich als solches der Welt zu manifestiren. Deswegen haben auch Völker und Sprachen in dieser Gährungszeit keine eigentliche Literatur der Gegenwart und handhaben ihre Vergangenheit mit kranker, zitternder Hand, bis der neue Zustand sich innerlich hinreichend entschieden hat, um sich auch würdig und selbstbewufst öffentlich zu bekennen und als einen neuen anerkennen zu lassen. So erging es mit dem lateinisch-romanischen Sprachprocesse. An jener esoterischen Neubildung nahm die Literatur höchstens passiven Antheil; wesentliche Spuren derselben bemerken wir nur in Schriften, die eigentlich der Literatur nicht zuzuzählen sind; leider fehlt es auch jener ganzen Zeit (deren engere Grenzen übrigens nicht leicht zu ziehen sind) an Ruhe zur Selbstbeschauung, und es vergeht eine geraume Zeit, bis die ausgegohrene Sprache von den Provençalgrammatikern beobachtet und durch Darstellung ihrer Beobachtungen legitimirt wird. Unserer Vermuthung einer frühen esoterischen Umbildung der lateinischen Sprache liegt deshalb vorzüglich ein Rückschlufs aus den allen romanischen Sprachen, mit Einschlusse der auf ererbtem Boden wohnenden italienischen Römersprache, gemeinsamen Merkmalen zu Grunde. Wir glauben, dafs viele derselben zu stark markirt sind, um nur aus dynamisch ähnlicher Entwickelung erklärt zu werden, so sehr wir diese in gewissem Mafse überall anerkennen. Da nun die in verschiedenen Ländern der lateinischen Sprache zugemischten fremden unter sich viel zu sehr verschieden sind, um die Gleichförmigkeit jener Merkmale aus gleichartiger Mischung zu erklären, was ohnehin nur wenig auf Italien passen würde; so thun wir dies lieber durch die Annahme eines gemeinsamen Erbes. Nur aus der ausgedehntesten Vergleichung der einzelen romanischen Sprachen und ihrer zahlreichen Dialekte, unter einander, wie mit dem unklassischen Latein aller Zeiten, läfst sich dies Erbe einigermafsen erschliefsen und in integrum restituiren. Bei dieser Vergleichung werden wir häufig durch die Wahrnehmung überrascht, dafs sich die räumlich und auch dem Gesammtcharakter nach einander fernsten Sprachen und Mundarten in dem Besitze auszeichnender Einzeltheile jenes Erbes begegnen; eine Thatsache, welche weniger auf ursprüngliche Parteilichkeit und Lückenhaftigkeit der Erbvertheilung, als auf den allmähligen Verlust bei den einzelen Erben schliefsen läfst. In einigen solcher

Digitized by Google

Fälle jedoch, wo zumal die Correspondenzen räumlich weit geschiedener Sprachen nicht leicht auf die lateinische Mutter zurückzuführen sind, dürfen sie auf die Verwandtschaft der vorromanischen Landessprachen untereinander gedeutet werden. Eine andere Klasse von Correspondenzen, die in alten und neugebildeten lateinischen Wörtern bestehn — vieler griechischen und einiger arabischen zu geschweigen — und welche die romanischen Sprachen überdas mit den meisten gebildeten fremden Stammes theilen, sind erst dem späteren Einflusse der klassischen Bildung und des römischen Kirchenthums zuzuschreiben. Dazu kommt die Gewohnheit, für technische Begriffe und feinere wissenschaftliche Abstractionen selbst der modernen Zeit nicht blofs altlateinische Ausdrücke zu wählen, die in der neu gestempelten Bedeutung sich überallhin verbreiteten; sondern auch aus altlateinischem Stoffe bald in alter, bald in neuer, romanischer Wortbildungsweise neue Wörter zu creiren. Da die Umgangssprache gewöhnlich schon dieselben alten Wortstämme in volksthümlicher, durchaus romanischer Umbildung von Anfang an für triviale Begriffe verwendete; ist jener jüngere Adel besonders in den entartetsten Sprachen, wie in der französischen, leicht durch seine antikere Form zu erkennen und gleicht sich auch deshalb in den verschiedenen romanischen Sprachen, so verschieden sonst ihre Lautverschiebung und ihr ganzes Verhältnifs zu der Sprachenmutter sein mag. Wir müssen hier auch noch einiger andern Scheinverwandtschaften der romanischen Sprachen unter einander gedenken. Die unter dem Namen des Mittellateinischen bekannte lingua franca besitzt eine grofse Zahl gerichtlicher, religiöser, technischer u. a. Ausdrücke, die nebst den von ihnen getragenen Ideen ein Gemeingut der meisten romanischen Sprachen wurden, sich dabei mehr oder minder den *einzelen* Laut- und Wortbildungs-gesetzen entzogen, und dadurch oft ein falsches Licht auf diese Gesetze und auf den Wortvorrath der einzelen Sprachen werfen. Wir sprechen hier von solchen Ausdrücken, welche nicht einmal klassisch klingen, sondern die entweder von bereits romanisch redenden Orten ausgingen, oder von einzelen Erfindern aus lateinischem, häufiger noch aus fremdem Sprachstoffe, in romanischer (neulateinischer) oder auch schlechthin fehlerhafter, halb lateinischer Weise gebildet wurden. Aufserdem erinnern wir daran, wie viele Wörter in Zeiten, in welchen die romanischen Sprachen sich bereits völlig gebildet hatten, aus einer in die andre überwanderten, am Meisten vielleicht aus der französischen in die italienische und umgekehrt. Die bei aller Verwandtschaft der Sprachen fremdartig gebliebene Gestalt dieser Einwanderer macht sie dem schärferen Blicke kenntlich; politische und Cultur-Geschichte der Völker erklären ihr Eindringen.

Unendlich wichtig und fruchtbringend ist das Studium der vorhin erwähnten sogenannten mittellateinischen Sprache. Ihr Wörterschatz bildet ein ungeheures Cache-désordre oder — nach jenem englischen Grundsatze zu reden — eine Anthologie sowohl aus den neulateinischen und somit den ältesten romanischen Dialekten, als auch aus sämmtlichen andern Sprachen der Völkerwanderung und des Mittelalters. Viele Wörter aus letzteren mögen uns nur durch das Mittellateinische überliefert sein, indem sie sich eben so wenig in den romanischen Sprachen, als in den Originaldenkmalen der unromanischen zeigen, oder indem sie völlig abhanden gekommenen Sprachen angehören. So vielfach und erfolgreich das mittellateinische Wörterbuch schon durchforscht wurde, verspricht es doch noch manches neue Licht für Abstammung und Wanderungen der in jene unermefsliche Weltaufregung verflochtenen Völker, sowie, durch den Sinn der einzelen Wörter, für die Bildungszustände dieser Völker und für die Art des Einflusses, den eines auf das andere übte. Obschon die fremden Wörter gröfstentheils nach alter oder neuer lateinischer Weise geformt sind, so haben sich doch viele Besonderheiten aus ihrer ursprünglichen Gestalt bis ins Kleinste hinein erhalten, am Ersten wo sich diese bequem mit der neuen Form zusammen vertrugen. So namentlich in deutschen Wörtern das charakteristische *i* (*j*) gewisser Declinationen und Conjugationen, die *n*-Suffixe u. s. M.; auch die deutsche Lautverschiebung ist oft so treu erhalten, dafs sich darnach der Dialekt bestimmen läfst, aus welchem das Wort entnommen wurde. Aber so reich der Ertrag dieses Studiums, so nöthig auch seine gröfste Nüchternheit und Umsicht. Diese Nothwendigkeit geht schon aus der grofsen Verschiedenheit des *Ortes* und der *Zeit* hervor, woher die mlt. Wörter stammen und welche oft schwer oder gar nicht mehr bestimmt werden können; nur das lockere Band einer schwankenden Form vereinigt diese wirren Elemente zu einem Gan-

Digitized by Google

zen, das man kaum eine Sprache und noch uneigentlicher *Eine* Sprache nennen kann. Dazu ist die Art und die Kunst, in welcher die fremden Stoffe mit den lateinischen verschmolzen wurden, nach dem Geschicke der Schreibenden so verschieden, dafs sich kein allgemeines Urtheil darüber fällen läfst. Bei den zusammenhangendsten und vielversprechendsten Documenten ist sogar die Möglichkeit einer gänzlichen Täuschung des hoffenden Forschers da. Wo wir die reinen Reste einer alten Landessprache dem Scheine nach erhalten meinten, wie im Virgilius Maro und wohl noch in andern Theilen der Majischen Sammlung, glauben wir jetzt nur eine selbsterfundene Gauner- oder Narrensprache der Scholastik und mönchischen Müfsiggangs zu finden. Nicht viel besser, wenn auch etwas wohllautender und mehr latinisirt, mögen u. A. mehrere Bamberger Glossen in der Jäckschen Sammlung sein. Dagegen bieten wiederum weit mehrere alte Glossen und Glossare Räthsel, deren Lösung gewifs die Mühe und den Verdrufs des Irrens aufwiegt. Denken wir an die schon erkannten und benutzten altdeutschen Glossare und Glossen religiöser und juristischer Schriften, die meistentheils auch für das Mittellateinische anderweitige Ergebnisse liefern; an die noch meistens kundiger Hände harrenden keltischen, vorzüglich irischen, Glossen in Klosterbibliotheken und Archiven, ganz besonders an die vielbesprochene Malberggloss, die in keltischer Instanz von Leo beurtheilt nun auch bald eine tüchtige germanische finden möge, die ein neues Urtheil wenigstens versuche. Wir machen bei dieser Gelegenheit angelegentlichst auf *Ansileubis* aufmerksam, dessen bisher vermifstes Glossar sich in Brüssel, angeblich sogar in mehreren Hss., gefunden hat; noch aber wissen wir nicht, ob es den bedeutenden Erwartungen, die wir namentlich für gothische Sprachkunde darauf richten, entspricht.

Die Bestandtheile des Mittellateinischen lassen sich ungefähr in folgender quantitativen Rangfolge skizziren: *Lateinisch;* einiges älteste theils aus der „treuverworrenen" Ueberlieferung der Volkssprache, theils durch pedantische, nach ungewöhnlichen Wörtern haschende Affectation der Gelehrten; viel neugebildetes und alte Wörter mit neuer Modification des Sinnes; auch diese Modification scheint bisweilen Resultat der Willkür und Ziererei, nicht des Volksgebrauches, sonst sollten sich doch wohl Wörter wie *patria* = *Land, Gegend* überhaupt irgendwo in romanischen Sprachen erhalten haben; gar manches altlateinische Wort ist bereits mehrfach verdaut, indem es in neuer Form oder neuem Sinne schon in die deutsche oder eine andre „barbarische" Sprache aufgenommen war und von dort in das Mittellateinische kam, ein Hin- und Her-zug, der sich mehrmals wiederholen konnte. In ähnlicher Weise nahm das alte, noch mehr aber das neue Deutsch die eigenen Wörter in umgeänderter Form aus den romanischen Sprachen als Fremdlinge zurück. So lehrreich für den neu werdenden Sprachorganismus die ältesten — meist gerichtlichen — Documente sind, welche neben der altlateinischen Declination und Conjugation u. s. w. bereits romanische, mitunter sogar ganze romanische Phrasen zeigen; so unerquicklich sind manche, in welchen der unwissende Schreiber ein wüstes flexionsloses Latein nur dem Lexicon entnommen zu haben scheint. — Die nächste Stelle nach dem Lateinischen der Masse nach nimmt das *Deutsche* ein. Demnächst das *Keltische*; die Urverwandtschaft dieser beiden Sprachen nicht minder, als ihre wechselseitigen Anleihen erschwert die Entscheidung über möglicher Weise keltische Wörter; im Allgemeinen möchten wir mit *Diez* in zweifelhaften Fällen die Ableitung aus dem Deutschen vorziehen. Zwar giebt die Lautstufe der Mutae häufig ein Merkzeichen, entscheidet jedoch nicht immer, wo sie eine secundäre ist, gegen das Keltische, weil die esoterische, grammatisch-euphonische Lautverschiebung desselben den latinisirenden Schreiber irre führen konnte. — Ferner: das *Griechische*, vorzüglich das Byzantinische, mit bedeutender Einwirkung der Kreuzzüge (die jerusalemitischen Assisen zeigen fast völliges Neugriechisch); in griechischem Gewande kamen auch Wörter asiatischer und osteuropäischer Sprachen herein. — In Südgallien und Hispanien liefert auch das *Iberisch-Baskische* einige Beiträge. — Auch das *Arabische* mufs erwähnt werden. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Verzameling van Fransche Woorden, uit de Noordsche Talen afkomstig of door Sommigen afgeleid, bijeengebragt door M. J. H. Hoeufft.

(Schlufs.)

Eine kleine, aber desto wichtigere Zahl dunkler Wörter schreiben wir den apokryphen Sprachen der Völkerwanderungen zu. Diese letzte Klasse verdient nicht mindere Aufmerksamkeit des ethnologischen Sprachforschers, als die älteren, in den Klassikern, später in Dioskorides, Lydus u. A., sodann in noch unenträthselten Inschriften zerstreuten Reste der Barbarensprachen. Selbst bei dem oben erwähnten scholastischen Jargon dürften doch wirkliche Sprachen einigen Einflufs gehabt haben; so leicht und natürlich das Sprechen der geoffenbarten Sprache ist, so schwer ist es, willkührlich eine neue aus Nichts zu erschaffen; ist ja selbst Erfindung und Umgestaltung der Schrift, als eines tertiären Organismus, der blofsen Willkühr schwer.

An dieser Stelle wollten wir einen mehr detaillirten Ueberblick der Elemente geben, die zu der Bildung der einzelen Romanzi beitrugen oder beitragen konnten; schieben ihn aber auf eine baldige andere Gelegenheit auf, da wir für die Besprechung einzeler Artikel unseres rubricirten Buches noch des Raumes bedürfen. Bei dieser Besprechung französischer Wörter beziehen wir uns natürlich zunächst auf die romanischen Sprachen überhaupt. Ihr Studium ist zwar auf's Innigste mit dem des Mittellateinischen verknüpft, ist aber doch wieder ein besonderes und weit erquicklicheres, da es, dem mehr gemachten und lückenvollen Organismus, ja Mechanismus, des Mittellateins gegenüber, ein von dem Pulsschlage je eines gesammten Volkes durchdrungenes Sprachleben zum Gegenstande hat — versteht sich, mit Einschlusse der literarisch überlieferten alten romanischen Dialekte. Trotz mancher Lücken bietet uns, im Occidente wenigstens, kein andrer Sprachstamm eine solche Kette von bekannten Gliedern bis zur grauen Vorzeit hinauf, einen solchen Blick in die sprachliche fabrica mundi. Der griechische Stamm oder Ast reicht zwar tiefer und (wegen der alten Selbständigkeit der Dialekte) breiter in die Vorzeit hinein; aber seine mindere Verbreitung und Entartung — von höherem Standpuncte aus: Entwickelung, in der jüngeren Zeit ist für die historische und gewissermafsen prophetische Sprachforschung auch minder lehrreich. Bekanntlich ist auch für romanische Sprachforschung schon Viel gethan: früherhin durch *Du Cange*, *Muratori*, *Ferrario*, *Ménage*, *Covarruvias*, *Souza* u. A.; später durch *Raynouard*, *Pougens* u. A., in neuer Zeit überstrahlt *Diez* durch seine unvergleichliche Grammatik, durch deutsche Emsigkeit und Besonnenheit die Leistungen aller geborenen Romanen; zunächst von dessen Forschungen geleitet giebt auch *Schwenck's* polyglottes Wörterbuch der deutschen Sprache viel Schätzenswerthes für die romanischen Sprachen; in Ehren ist u. A. *Fallot* zu nennen, in Unehren *Bruce-White*. Das hochwichtige Studium der Einzelmundarten ist wiederum durch Deutsche gefördert worden, vorzüglich durch *Fuchs*, der seine vortrefflichen Forschungen hoffentlich noch fortsetzen und erweitern wird, dann auch, für die französischen Mundarten, durch *Schnakenburg*. Der kürzlich verstorbene Holländer *Hoeufft* endlich hat in seinem vorliegenden Werke zwar die älteren Romanisten auf's Fleifsigste benutzt, aber wenig Verdienst durch eigenes Urtheil gewonnen; unbegreiflich bleibt seine völlige Unbekanntschaft mit *Diez*. Er ist übrigens bescheiden und will nur „eenige bijdragen of bouwstoffen" zu einem Etymologicon geben. Leider ist er auch mit den altdeutschen Mundarten wenig bekannt und giebt der Keltomanie um so mehr Raum; wiewohl wir ihm darin Recht geben, dafs er, wie einst der verdienstvolle

Digitized by Google

Wachter, den kymrischen Keltenast zur nächsten Berathung zieht. Er hat auch dadurch sein Werk weit über Noth erweitert, dafs er für's Erste auch bei sicher lateinischen Wörtern bis in die mögliche keltische Mischung der altlateinischen Sprache zurückgeht; und ferner dadurch, dafs er eine grofse Menge altfranzösischer und mundartlicher Wörter aufnimmt, ohne doch einen erschöpfenden Vorrath derselben zu sammeln, ja ohne die aus nordischen Sprachen abstammenden Wörter der heutigen Schriftsprache irgend vollständig aufzuzählen. Für die folgende Besprechung einzeler Puncte bemerke ich: dafs ich nur da bereits in meinen Celtica I. verhandelte zulasse, wo ich meine dort angestellten Untersuchungen wesentlich erweitern konnte.

Bas: „Wallis. *bas* = infra; al.: βάσσων. βάσις". Wenn wir mit Forcellini u. A. den römischen Namen *Bassus* hierherziehen, so erscheint das Wort als Altlateinisch. Der kymrische Keltensprachast besitzt es in der Bedeutung *seicht* (Wallis. *bâs* Corn. *bas* Briton. *baz*). In den alten Glossen zeigt sich die Bedeutung *dick*, *fett*, παχὺς etc. am Häufigsten und wird z. B. von Jo. de Janua als Grundbedeutung angenommen. Das Gloss. Montis S. Elig. Atrebat. giebt ein (gallisches?) Wort *bassan* = *pinguedo*, *ovis pinguis*; vgl. auch u. A. Mlt. *bassulus*, παχὺς, *bassilitas*, παχύτης; Ital. *bassotto* = *untersetzt*, d. i. *kurz* und dick; auch Pg. *basto* = *dick* könnte zu diesem Wortstamme und nicht zu Ahd. *pasto* u. s. w. (Celt. I. 292—3) gehören. Für *niedrig* als Grundbedeutung zeugen jedoch ebenfalls alte Glossen und die Mlt. Zeitww. *bassare*, *bassiare*, *bassere* = Frz. *baisser* nebst andern Derivaten; sodann die Bedeutung des Adjectivs in den rom. Sprachen: It. *basso*, Pr. Frz. *bas*, Rhaet. *bass*, Span. *baxo*, Pg. *baixo*, Sard. *basciu*; vgl. auch Frz. *biser* = *sich senken* mit auffallendem Vocale; It. *basire* = *hinfallen*, *sterben* (*s* gegen *ss*), nach Diez: βάσις oder: ANord. *basa*; letzteres scheint, wie nicht wenig nord. Wörter keltischen Ursprungs vgl. Gadhel. *bâs* = *Tod* mit zahlreichen Ableitungen — vgl. Sskr. *Pas* = *occidere*, *ferire?* —, das vielleicht zu der obigen keltischen Reihe gehört, da der Wortstamm in dieser Bedeutung den kymrischen, in jener den gadhelischen Dialekten mangelt. Dem Dakoromanischen scheint er ganz zu fehlen, wenn nicht *ba'si'ire* = *wühlen*, *grübeln* hierher gehört. Dagegen mag im Ngr. βασιχεύειν = *untergehn* (der Sonne) eine Assimilation von diesem Wortstamme stecken (vgl. o. *bassilitas* der Form nach). Es fragt sich nun, ob er auch im Deutschen zu finden ist. Vgl. o. ANord. *basa*; davon verschieden Ahd. *herapaz* = *gering*; sodann Ahd. *arbeizjan*, Mhd. *erbeizen* = *sich niederlassen*; Mhd. auch *unterliegen* und *erjagen*. In der letzten Bedeutung gehört es zu *Beize* (= *Jagd*); Graff stellt auch das Ahd. Wort zu *Bizan*, *beifsen*; zu bemerken ist, dafs jenes Dak. *ba'si'ire* (*büsëire*) auch *hetzen*, *necken* bedeutet. *Weigand* und *Schwenck* ziehen auch *ins Gras beifsen* hierher; es möchte aber eher ein auch anderswo vorkommendes Bil des Todeskampfes sein; wohl aber gehören mehrere Wörter deutscher Volksdialekte zu *arbeizjan*. *Schwenck* ist auch geneigt, *Böschung* aus dem Romanischen (*baisser etc.*) abzuleiten. Wir bezweifeln die Verwandtschaft aller dieser Hd. Wörter mit *bassus* schon um des Auslauts willen; auch das übrigens räthselhafte *böse* wagen wir nicht dazu zu stellen. Indessen scheint das Bayonnische Patois eine Form *bat* für *bas* zu haben, die eher zu jenen Hd. Wörtern pafste. Dafs Frz. *bas* = *Strümpfe* hierher gehört, nehmen wir als bekannt an. Schlüfslich noch eine Ableitung in Pap. Gl. „*Abbassum*, *infima domus*, quasi sine base".

Bei *blesser* giebt der Verf. zwei Ableitungen von *Leibnitz* an: von *Blässe* = *signum* und von Nd. *Pliete* = *Wunde*. *Diez* I. 318 hält es für normannischen Ursprungs und vergleiche ANord. *bletta* = *beflecken*, „nicht zunächst" Mhd. *letzen* = *Schaden thun*. Indessen *könnte* die Afrz. Schreibung *blecier* auf einen auslautenden Guttural der Wurzel führen, vgl. vielleicht Ahd. ANrd. *plaga* (*Plage*) *)? Oder mit besser entsprechendem Anlaut die D. Wz. *Blak*, deren Bedeutung *Flecken* (dies Wort selbst mag verwandt sein) in den deutschen Volksmundarten hervortritt (auch u. A. Illyr. *blek* = *Fleck*)? Die Wahl ist schwierig, weil in den deutschen Sprachen und Dialekten mehrere Wurzeln, die mit den Labialen aller Stufen an, mit Gutturalen und Dentalen aus lauten, *l* als vielleicht ursprünglichen Anlaut aber in die Mitte setzen, neben einander herlaufen. Ménage giebt Ableitungen von Lt. *laedere* und βλάψαι. Auch das Südfrz. hat das Wort (*blassa*, *blessa*). Die übrigen rom. Sprachen scheinen es nicht zu besitzen; ist das Dakor. *brezu* = *maculosus* verwandt, so gehört auch der kelt. Stamm *brith* u. s. w.

*) Vgl. πληγὴ Alb. *pliaga* = *Wunde*, *Plage* u. s. M.?

Digitized by Google

hierher; vgl. Celt. I. 339. *Benfey* gr. Wb. II. 82. — Bei *cochon* führt der Verf. nach Wendelin ad l. Sal. *cuddens* = *Ferkeln* (: *kudde* = *Herde*), zieht aber die Ableitung von dem Stamme *cacare* vor, den er sonderbarer Weise nur im Keltischen und Baskischen sucht. Das Wort mufs unlateinisch sein. Das Mlt. *cocha* in einer franz. Urkunde von 1365 ist das franz. Stammwort *coche* = *Sau*. Sonst finden wir dies nirgends auf romanischem Gebiete, nur hier und da abgeleitete Formen; vgl. im Nivernois *coiçot*, in den schweizerischen und den angrenzenden Patois die sonderbare Form *caïon*. Sodann: im Span. *cochino*, *cochastro* (= *Ferkel*) *etc.*; Dakor. *cocina* = *Saustall*, darneben *cociòba* = *schlechte Hütte*, vielleicht nur zufällig an Genues. *cuccio du can* = canile erinnernd, das nebst dem It. *cuccia* = *couche* aus dem Französischen entlehnt sein mag. Italienische Dialekte haben *cioncarino*, *cioncolo*, die aber nach den von *Ferrari* verglichenen Wörtern, wie nach dem Anlaute, nicht hierhin gehören mögen. Wahrscheinlich sind sie dort und bei Ménage fälschlich zu It. *ciacco* = *Schwein* gestellt und dieses eben so irrig zu *cochon*. Eher dürfte Mlt. *cuciones* = *Kellerasseln* hierher gehören, da diese Thiere auch Mlt. *porcelliones* und in roman. Dialekten *porcellets* heifsen. Ménage's Ableitungen können wir füglich übergehn. In deutschen Dialekten klingt *Haksch* an, wohl richtig von *Schwenck* mit alem. etc. *hag* = *Zuchtstier* u. dgl. zusammengestellt. Gehört jenes It. *ciacco* trotz des Anlauts hierher, der vielleicht aus einem deutschen *ch* entstand? Das Engl. *hog*, dem unseres Wissens kein ags. Wort entspricht, ist vielleicht nebst den glbd. kelt. Wörtern Kymr. *hwch*, Brit. *houch*, *hoch*, Korn. *hock* ganz von den deutschen zu trennen und aus jenen entlehnt. Mlt. *hogaster* in einem schottischen Documente ist aus dem engl. Wort gebildet. *Leo* giebt als Malbergische Form *chuc*, und diese führt dem Frz. *coche* näher. Das fehlende gadhelische Gegenstück würde wahrscheinlich mit *s* anlauten und uns zu dem Sskr. *sûkara* mit seiner zahlreichen Verwandtschaft führen, dessen Nebenform *çûkara* auch anderweitig auf einen Gutturalanlaut deutet. Indessen erklärt sich aus ursprünglich anlautendem *s* sowohl der kymrische Guttural *), als der in den entsprechenden arischen Wörtern Pers. *khûk* (خوک), Armen. *chôz*, und, wenn wir uns recht erinnern, *chôgh*.

*) Dem einfachen *s* entspricht gewöhnlich Kymr. *h*, *ch* dagegen dem namentlich von *v* begleiteten, hier (in *chuc*) dem *s* + *u* : *v*. Briton. *souin* leitet *Pott* Et. F. II. 189 wohl mit Recht aus dem deutschen *Schwein* ab.

Laisser, „von D. *lassen* oder Lat. *laxare*". *Laxare*, von dem auch *Diez laisser* ableitet, hat im Mlt. die Bedeutungen von *laisser*, *lâcher* und *laxiren*. Zu *laisser* stellen wir in den romanischen Sprachen auch Span. *dexar*, das wir nicht mit *Diez* aus *desitum*, *desitare* erklären, sondern mit *Ferrario* und *Fuchs* ebenfalls von *laxare* ableiten. Demnach: It. *lasciare* (*lassare* theils von *lassus*, theils von *laxus*; *allazzare* = *ermüden* vermuthlich aus dem Deutschen), Calabr. *dassari*, Sard. *lassari* (— *ai*. Dagegen *déxiri* = *wohl lassen*, *geziemen* von *decere*, Rhaetor. *descher*), Venez. *lasar* (*lasco* = *lâche*, *matt* u. dgl.; doch vgl. nachher keltische und deutsche Wörter), Altcastil. und Leon. *lexar*, Catal. und Pg. *leixar*, Neuspan. *dexar* (*dejar*. *lajar* = *lâcher*; Pg. *laxar* = *laxiren* verm. später entlehnt), Rhaetor. *laschar*, Frz. *laisser* (neben *las*, *lâche*, *lâcher etc.*), Neupr. *laissar* (*laissa*. *Lacha* = *lâcher*), Dakor. *lasu*, *la'sare*. Trennen wir auch das deutsche *latjan etc.*, Lith. *léidmi* und die verwandten, vielleicht aus dem Deutschen entlehnten, Formen mehrerer finnischen Sprachen ab, so bleiben doch für's Erste noch keltische u. a. Wörter zu berücksichtigen, wie Gael. *lasaich* = *lâcher*, to *loosen*, *slacken*, *give over etc.* Kymr. *lleog* = *weak* u. dgl.; *llaesu* = *schlappen*, *schlaff herabhangen*; *llack* = *loose*, *slack*, Schwäb. *lack*, daher u. a. die Zeitw. *llaocau*, *llaeio*; Briton. *laosk* = *lâche*, *laoska* = *lâcher*, vll. entlehnt. Die deutschen Dialekte haben *lack*, *slack* u. s. M. Der Kundige theile diese Formen und stelle ihr Verhältnifs zu *laxus*, *lâche* u. s. w. fest. Die baskischen Wörter *lachoa* = *libre*, *lâche* und *lachatcea* = *délivrer* sind wahrscheinlich aus dem Frz. entlehnt. Vielleicht verschiedenen Ranges sind die albanesischen Wörter *le* = *lassen*, *verlassen*; die Conjugation zeigt u. a. die Formen *liatze* und *lei'eigh*; letzterer giebt v. *Xylander* auch die Bed. *entlassen*, *befreien* und *lei'uare* = *frei*; *ligh* = *verlassen* dagegen schliefst sich an Lat. *linquere* an.

Troupe, *trop*. „von Mlt. *troppus*, Hd. *trop* u. s. w.; It. *troppo* nach *Ferrari* von *ultro plus*". *Tropput* = *grex* Leg. Alam. *in tropo*, *stuote* s. Graff V. 488 cf. ib. 252 *in drupo*, *thrupo*, *turbas minores*. Mlt. *tropellus* = *troupeau* (a. 1328). Indem wir die romanischen Formen zusammenstellen, können wir einige Digressionen nicht

Digitized by Google

vermeiden, ohne uns jedoch auf die weitverzweigte Verfolgung des ganzen Wortstammes und seiner Ausläufer tiefer einzulassen. Der Wortstamm scheint hauptsächlich in Frankreich sich festgesetzt zu haben; die frz. Formen s. o. Altpr. *trop* = Npr. *troupelado* = *troupe*, *troupeau*; Npr. *troou* = *trop* Sp. Pg. *tropa* (Pg. nur von Pferden, vgl. o. *stuote*); It. *truppa* a. d. Frz., *troppo* adj.; Sard. *tropa* a. d. Sp., *troppu* adj. viell. a. d. It., einheimisch *truba* = *Herde* neben (dem auch Sp. Ital.) *turba* = *troupe*, wie *truma* neben It. Sard. *turma*; Rhaet. *truppa*, woher noch *truppira*; pl. *truppas* = *Truppen* vll. durch das Ndeutsche a. d. Frz.; Dak. *turma* = *Herde* (im Sp. sonderbar = *Hode*) setzen wir nur als nebst Lat. *turma*, *turba* *), τύρβη urverwandt hierher; das lautlich entsprechende Dak. *trupu* = *corpus* ist trotz des romanischen Plurals *trupuri* nicht etwa aus *corpus* gebildet, sondern vermuthlich aus dem Slavischen entlehnt, vgl. Russ. Poln. *trup* = *Leiche*, im Illyr. = *grober Körper*; Ill. *truplo* = *Klotz*; Lith. *truppeti* = *aufgelöst sein* mag nicht hierher gehören; sodann Alban. *trup* = *Fleisch*, *Leib* neben *turp* = *Leichnam*, letzteres aber auch *Schande*, *Scham*, *Scheue* bedeutend und in dieser Bd. mehrfach abgeleitet, so dafs die Entlehnung aus dem Lateinischen, vielleicht auch die Trennung von jenem *turp*, *trup* fast bedenklich wird; *turpuem* = *toll werden* **) ist wahrscheinlich zu scheiden und gehört zu *terbím* = *Wuth*, *terbónem* = *wüthen*; ob in *tufa'* = *Herde*, *Haufen* ein *r* ausfiel, stehe dahin. Nun aber hat das Dakoromanische noch ein andres, ebenfalls wahrscheinlich zunächst aus dem Slavischen entlehntes Wort, das zu einem Nebenaste des obigen (*troppus*) gehören mag, nämlich *torgu*, *te'rgu* = *Markt* mit vielen Derivaten. Vgl. Lith. *turgus*, Lett. *tirgus*, Slav. *terg*, *torg*, *trh*, Esthn. (entlehnt?) *turro* (s. Pott l. Lett. II. 61); sodann in germ. Sprachen Schwed. *torg* = Dän. *torv* (*v* aus *g*, darum nicht: *Dorf*) = *Markt*. Die anlautende Tenuis dieser Wörter deutet schwerlich auf Entlehnung aus dem Slavischen, sondern steht, wie häufig in den nord. Sprachen für die Media, vgl. vll. Ags. *druh* = *loculus*, wozu *H. Müller* viele Ortsnamen auf *drih*, *dreh*, später *drecht*, in salischem Gebiete stellt. Dieses *drecht* giebt *Meyer* (bei Müller) in seinem Woordenschat als veraltetes Appellativ für „een stad, vleck ofte merckt vermaart in koophandel"; ohne Zweifel ist es identisch mit Schwed. *tracht* = *Gegend* (demnach nicht aus Lat. *tractus*) und mit Afrs. *dracht*, *drecht* = *Schaar*, das wiederum auf die ausgedehnte Sippschaft des Goth. *draúhts* überführt, obschon diese in den nord. Sprachen sich anders gestaltet als die obigen Wörter; wir dürfen sie hier nicht weiter verfolgen und verweisen auf *Grimm*, *Graff*, *Richthofen*, *Leo Rectitudines* u. A. Wenn *druchte* = *Brautgeleit* im sal. Gesetz Vieltisch ist (?), so trennen die in Celt. I. 227 unter *Trajectus* gegebenen und mit *drih*, *druh* u. s. w. vergleichbaren Wörter den Stamm *draúhts* mindestens eben so stark von dem ersteren, als Schwed. *tracht* : *drott* = *draúhts*. — Wir kehren nun wieder zu unsrem Ausgangspuncte zurück. Sollte auch *troppus etc.* ursprünglich deutsch sein, so scheint doch Nhd. *Trupp* mit den entsprechenden Formen in den nd. und nord. Dialekten erst aus dem Französischen wieder herüber genommen. Dagegen haben wir die verwandten alteinheimischen, wenn auch schwerlich urdeutschen, Wörter in dem Stamme *Dorf* zu suchen, der ursprünglich *Versammlung*, *congregatio* zu bedeuten scheint. Vgl. Goth. *thaúrp* (ἀγρὸς); Alts. Altn. Ags. *thorp* (Ags. *dhorpe* bei Graff V. 224); Afrs. *thorp*, *therp*, *torp*, *dorp*; Ahd. *dorf*; andre Dialektformen s. u. A. bei *Richthofen* und *H. Müller lex Sal.*; hervorzuheben ist noch Ags. *throp*, *threp* und in Ortsnamen Hd. *druf* als Nebenform. Schwed. *torp* bedeutet auch *Hütte*; Altn. *thyrpaz*, *congregari*; *thyrping*, *congregatio*, *turba*; ebenso Schweiz. *Dorf* = *Versammlung*, *Besuch*. Aus dem Nord. *thorp* leitet *Schafarik* vielleicht mit Unrecht das auf einen andern Wortstamm führende *derewnja* ab; vgl. u. A. Slav. *drewonice* = *Herdstätte*, woher *Lisch* das Nd. *dörntze* ableitet. Ob θόρυβος hierher gehöre, wagen wir nicht zu entscheiden. Dagegen halten wir eher Lat. *tribus* verwandt, das zumal im Mlt. *pagus*, *villa*, *Canton* bedeutet, vgl. Celt. I. S. 147, wo auch Mlt. *trofa* = *Haus* zu Schwed. *torp* stimmt. Finn. *torppa* = *Dorf* ist verm. a. d. Germanischen entlehnt. Wie im Germanischen und vermuthlich im Lateinischen zeigen sich auch in den keltischen Sprachen mehrfache Formen neben einander. Kymr. *torf* = *Truppe*, *torfa* = *Heer etc.* schliefst sich an *turba* (vielleicht auch *tormu* = *to assemble round*, an *turma*); an *tribus* das glbd. *ächt* Gadh. *treabh trubh* (zugleich nach Sinn und Form an *Dorf*), Ky. Corn. Brit. *trêf etc.* (*f* = *v*) = *Wohnort*, *Haus* u. s. w.; Ausführliches s. wiederum Alt. l. c. Gadh. *trapan* = *cluster*, *group* möchten wir nebst Sskr. *trapâ* = *Blatt*, *Race* von dieser ganzen Gesellschaft trennen; Gdh. *trup* f. = *troop* als entlehnt annehmen. — Der Leser verzeihe, wenn wir ihn eher in Labyrinthe, als aus ihnen führten!

Lorenz Diefenbach.

---

*) Hierzu u. A. Afrz. *torbe* = Kriekentenherde; conqueste par *turbe*, *tourbe* in Weisthümern (*Leo*). Die zu *turma* gehörigen Wörter s. in Celt. I. 228.

**) Vgl. Dakor. *turbare* id. neben *turburare* = It. *turbare* Frz. *troubler* etc. etc.

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

XIV.

Cn. Naeuii poetae Romani uitam descripsit, carminum reliquias collegit, poesis rationem exposuit Ernestus Klussmann Osnabrugensis. Jenae, MDCCCXLIII. VIII u. 228 pp. 8.

Cneius Naeuius, nach Liuius Andronicus der erste namhafte Schriftsteller, der in der römischen Litteratur auftritt, der Schöpfer des ersten römischen Nationalepos, der vielseitig fruchtbare Bühnendichter, bietet der Forschung eben so mannigfachen Reiz, als er ihr Schwierigkeiten entgegensetzt. Aus spärlichen Notizen mufs Persönlichkeit, Stellung und Bedeutung des Dichters erkannt werden, nur aus dürftigen, aufser dem Zusammenhange und oft im verderbtesten Zustande erhaltenen Bruchstücken vermag man seine Werke zu reconstruiren. Dazu kommt, dafs überall ein Fundament mangelt, auf dem man sicher weiter bauen könnte, denn die vornävianischen Anfänge der römischen Litteratur sind uns gleichfalls nur in den äufsersten, oft erst durch Hypothesen zu einem lockern Ganzen verknüpften Umrissen erhalten und auch zu Naeuius Bilde lassen die schwachen Contouren wegen der beständigen Verwechselung seines Namens in den Handschriften mit denen des Liuius, Laeuius und Nouius sich nicht mit einiger Sicherheit abrunden, da, wenn hier auch zuweilen schon nach allgemeinen Kriterien eine Entscheidung möglich ist, eben so oft ein wahres Labyrinth widersprechender Annahmen den Forscher empfängt, aus dem ihm kein Faden der Ariadne sicheres Geleit bietet. Aus diesen Verhältnissen ist es leicht erklärlich, dafs wir im Einzelnen zwar viele und oft schätzenswerthe Beiträge zur Lösung jener Aufgabe erhielten, eine allseitige Bearbeitung derselben aber Niemand unternahm. Erst vor einigen Monaten wurde zu Würzburg ein mit der Jahreszahl 1841 bezeichnetes Büchlein ausgegeben, das wenigstens den Anfang einer solchen bilden sollte: De Cnaeo Naevio poëta scripsit Dr. A. Schütte, particula prima, die Abschnitte über das Leben des Dichters und über sein episches Gedicht nebst den Fragmenten desselben enthaltend. Es ist dies eine mit Fleifs gearbeitete Zusammenstellung, in der man aber häufig kritische Sichtung und ein reifes und geschärftes Urtheil vermifst, so dafs es nur erwünscht sein konnte eine zweite und zwar gleich vollständig erscheinende Monographie über den Naeuius zu erhalten, wie wir sie nunmehr in dem vorliegenden Buche des Hrn. Klussmann besitzen.

Aus einer von der Jenaer Facultät gekrönten Preisschrift hervorgegangen, umfafst dasselbe das mit ausdauerndem Fleifse zusammengebrachte Material und beherrscht es mit Umsicht und Klarheit: dafs freilich mancher ungelöste Zweifel übrig bleibt, dafs manche Behauptungen des Hrn. Klussmann nicht unangefochten bleiben werden, kann Niemanden, der die Schwierigkeit des Gegenstandes kennt, zumal bei einer Erstlingsschrift, Wunder nehmen. Wenn wir nun diese Zweifel und Bedenken in der folgenden Anzeige hauptsächlich hervorheben, um auch unsererseits einzelne Beiträge zu der vorliegenden, interessanten Forschung, die von Hrn. Kl. im Ganzen mit so vielem Glücke durchgeführt ist, zu geben, so möchten wir, dafs darüber der Ausdruck der aufrichtigsten Anerkennung, die über die ganze Arbeit auszusprechen uns die erste Pflicht schien, nicht übersehen würde.

Gehen wir nun an die Betrachtung des Werkes selbst, so hat Hr. Kl. das Material in drei Bücher disponirt, von denen das erste (S. 4—25) die Biographie des Naeuius enthält, das zweite (S. 26—201) die Sammlung der Bruchstücke giebt, das dritte (S. 202—228) den ästhetisch-kritischen Maafsstab an die Poesie des Naeuius legt.

Was zunächst das Biographische betrifft, so nimmt Hr. Kl. nicht, wie es gewöhnlich geschieht, Campanien

Digitized by Google

als Vaterland des Dichters an, sondern läfst ihn in Rom geboren werden. Mit Recht bemerkt er, wie schon Regel und Schütte, dafs die superbia Campana, die seiner selbstgefertigten Grabschrift bei Gellius N. A. I. 24. 2. beigelegt wird, die vulgäre Annahme durchaus nicht stütze, eben so wenig als die Gründe, welche Hr. Schütte nun von andern Seiten her dafür aufzustellen gesucht hat: allein die Gründe, die Hr. Kl. selbst für seine Annahme beibringt, scheinen uns nicht mehr zu beweisen, als dafs Naeuius lange in Rom gelebt habe und wohl früh schon dorthingekommen sei, da Cicero ihn als Muster des sermo urbanus rühmen konnte und zwar neben Plautus, der doch auch ein Umbrer war. — In der Stelle des Varro de l. L. V. § 163. p. 163 Sp. beruht die von Spengel vorgeschlagene, von Müller in den Text aufgenommene Lesart, durch die der Dichter Naeuius als Eigenthümer der silua Naeuia und somit als wahrscheinlicher Nachkomme eines bei Festus genannten gleichnamigen Besitzers erscheint, nur auf den interpolirten Handschriften. Behalten wir dort, den Cod. Flor. fast ganz uns anschliefsend, die auch von Becker de Rom. uet. mur. atque port. p. 66 gebilligte Lesart bei: „sequitur porta Naeuia, quod in nemoribus Naeuiis (Naeuius Flor.): etenim loca, ubi ea, sic dicta", so schwindet jene Wahrscheinlichkeit und somit die Hauptstütze für Hrn. Kl.'s Ansicht. Denn zugegeben, was ferner dafür angeführt wird, Cato habe den Ennius mit sich nach Rom geführt, um Naeuius zu ersetzen und ihm deshalb dort auf dem Aventin einen Sitz unter den Plebejern angewiesen, wo auch Naeuius demnach vorher gewohnt haben müsse, so folgt daraus, sobald jene Stelle Varro's uns nicht mehr als Zeugnifs dienen darf, eben nichts für die Geburtsstätte des Naeuius, die auch durch das auf S. 20 sq. Beigebrachte nicht fest auf Rom zu fixiren sein möchte. Somit würden denn auch manche Folgerungen, die Hr. Kl. auf die römische Geburt des Naeuius gründet (vgl. z. B. S. 203, 213), zu modificiren sein: allerdings spricht aber das vornämlich für dieselbe, dafs eben kein anderes Vaterland des Naeuius uns überliefert wird. Ref. wagt hier keine feste Entscheidung.

Ueber die chronologischen Verhältnisse konnten die trefflichen Auseinandersetzungen Ritschl's de aetate Plauti (Bonn 1841. 4.) benutzt werden: die von Ritschl aufgestellte Ansicht über die Stelle des Cicero im Cato maior XIV. 50. (l. l. p. 3. 19. Rh. Mus. I. 1842 S. 51) ist auch die des Hrn. Kl., der sich aber vielleicht für die bekannte Stelle der Tusculanen I, 1, 2 durch Hrn. Ritschl's Gründe zur Aenderung seiner Meinung hätte bewegen lassen, eben so wie er S. 21 bei der neuen Erklärung des Plautinischen Verses über Naeuius Gefangenschaft, wonach die bini custodes im Mil. glor. II. 2. 57 Fufsfesseln sein sollen, die Mittheilung desselben hochverdienten Gelehrten im Ind. lect. Bonn. für das Wintersemester 18$\frac{41}{42}$ S. VI übersehen hat, dafs daselbst nicht accubant, sondern nach Uebereinstimmung sämmtlicher Handschriften occubant zu lesen ist. — Da wir aber in nächster Zukunft, wahrscheinlich durch Wiederauffindung und Bekanntmachung des Secco Polentone, auch über Naeuius Lebensumstände (Rh. Mus. II. 4. 1843. S. 630) die Notizen des Sueton und somit eine feste Basis der Untersuchung zu erhalten hoffen dürfen, so unterläfst es Rec. auf eine speciellere Betrachtung dieses Abschnittes einzugehen.

Das zweite, umfangreichste Buch läfst in der sorgfältigen Zusammentragung der Fragmente Nichts zu wünschen übrig: anzufügen wäre etwa die Notiz, dafs von den beiden bei Fest. s. u. stuprum (p. 317 M.) erhaltenen Versen der zweite sich auch bei dem anonymen Grammatiker in Ouidii Halieut. ed. Haupt p. 101 findet, so wie dafs das fragm. trag. inc. 8 „in montes ubi uenti frangebant locum" bis auf das letzte Wort aus Isid. Or. XIV. 8. 27 auch in die Scholien zum Lucanus VI, 126 hinübergenommen worden ist. Von den neu in das bellum Punicum aufgenommenen Bruchstücken werden wir dagegen I. 2. S. 38 aus Seru. ad Verg. Aen. III. 10 jedenfalls dem Alleinbesitze des Vergilius zurückzustellen haben. Nachdem nämlich dort ein Fragment des Naeuius (I. 5. Kl.) vorhergegangen, in welchem der Schmerz der Troja verlassenden Gattinnen des Anchises und Aeneas geschildert wird, sagt der Scholiast: „hoc iste Aenean eodem in tempore eiusdem rei causa inducit fecisse cum dixit: litora tum patriae lacrimans portusque relinquo, et multi tradunt hoc in primo dictum: Troiae qui primus ab oris". Es ist hier offenbar nicht zu primo mit Hrn. Kl. belli Punici libro zu ergänzen, sondern Aeneidos.

Auch das vierte Fragment des ersten Buches scheint uns hier nicht an seiner Stelle zu sein: die Verse, den Intpp. Maii ad Aen. II. 687 entlehnt, sind offenbar die dem Ennius bei Prob. ad Verg. Buc. VI. 31 zugeschrie-

Digitized by Google

benen, wo sie sehr deutlich das dactylische Maafs zeigen: dasselbe aber tritt auch hier, obwohl die Verse sehr corrumpirt sind, noch in dem Schlusse der angeführten Stelle diuinum ut pectus haberet, deutlich hervor. Die Worte des Scholions selbst lauten so: „peritum multarum disciplinarum fuisse ..... ssunt. Naeu ..... qui ita deo (de eo) ait: Doctus Anchisa etc. Das . . ssunt (auctores sunt) zeigt, dafs mehrere Beweisstellen folgen sollen: nach Naeu ... ist eine Lücke: es scheint uns also ganz klar, dafs hier, wo vielleicht aufser Naeuius Namen in der Lücke, deren Gröfse unbekannt ist, ein Fragment des Naeuius (das auch bei Prob. l. l. erwähnte, III. 1. Kl.?) gestanden hat, vor dem qui ein „et Ennius" ausgefallen ist, dem wir somit dies Fragment ausschliefslich zuzuweisen haben: dieselben Bemerkungen zu dieser Stelle hat übrigens, wie wir, nachdem dies niedergeschrieben war, sahen, Düntzer de uersu Sat. p. 58 gemacht.

Nicht so ohne Zweifel, wie bei dem zweiten und vierten, ist Ref. bei dem dritten Fragmente des ersten Buches nebst dem 6ten des vierten, beiden aus Festus s. u. topper p. 352 M. Es steht dort unter den Beispielen für topper: „citius, sic C. Naeuius „capesset flammam Volcani". cito, sic in eodem: namque nullum peius macerat hemonem quamde mare saeuum, uires cui sunt magnae topper confringent importunae undae'. Das letzte Fragment hat Scaliger und wieder G. Hermann, dem auch Bothe folgt, als offenbar übersetzt aus Od. VIII. 138 sq.

οὐ γὰρ ἔγωγέ τί φημι κακώτερον ἄλλο θαλάσσης,
ἄνδρα τε συγχεῦαι, εἰ καὶ μάλα καρτερὸς εἴη

der Odyssee pes Liuius zugewiesen, für sic in eodem lesend sic in Odyssia: auch Düntzer l. l. p. 44 hat diese Stelle unter die Bruchstücke der Odyssee gestellt, doch mit der Bemerkung: „Hermanni coniectura in Odyssea locum habere non potest. Suspicor post Naeuii locum alium Liuii excidisse". Müller zum Fest. p. 397 giebt als Grund, weshalb er Hermann's Conjectur nicht billige, das Vorwiegen der handschriftlichen Autorität an, Hr. Kl. die anderweitige Nachahmung des Homer, die sich bei Naeuius finde. Er verweist dazu auf das fragm. bell. Pun. II. 11 (p. 52) „nouem Jouis concordes filiae sorores". Spangenberg (I. 3) und Schütte (fragm. II) stellen diese Anrufung der Musen, wie es gewifs auch bei unbefangener Betrachtung am natürlichsten und der allgemeinen Weise der Dichter entsprechend erscheint, an den Anfang des Gedichtes: „bene, si ad Virgilium (Aen. I. 8), male, si ad Homerum (Il. II. 484) respicimus, quem Naeuius sine dubio non omnino neglexit, ut e compluribus locis demonstrari potest" sagt Hr. Kl., für letzteres nur auf die Anmerkung zu IV. 6 — der vorhin angezogenen Stelle, die eben wieder nur auf die jetzt vorliegende sich beziehen mochte, hinweisend. Da sich nun zumal von einem Kataloge der feindlichen Heere bei Naeuius kaum Spuren werden nachweisen lassen, denn was Hr. Kl. III. 12. 13. dahin rechnet prima incedit Cereris Proserpina puer und

deinde pollens
sagittis inclutus arquitenens sanctusque Delphis
prognatus Pythius Apollo

auf eine dem Schiffskataloge vergleichbare Aufzählung zu deuten, ist doch sehr gewagt: so ist es noch bedenklicher bei Naeuius vor diesem problematischen Kataloge jener Anrufung der Musen eine Stelle anzuweisen. Somit bleiben wir jener einfacheren Auffassungsweise getreu und da Hr. Kl. auch S. 217, wo er von Naeuius Nachahmung des Homer spricht, nur dieselben beiden Stellen anführt, haben wir darin wenigstens keinen Halt für unser Fragment. Freilich aber ist die Aenderung von in eodem in in Odyssea diplomatisch wenig wahrscheinlich. Betrachten wir das erste Fragment „capesset flammam Volcani", in dem offenbar das Stichwort topper fehlt und das wir mit leichter Aenderung

tóppér capéssit flámma Vólcáni,

lesen möchten, so liegt die Erinnerung an das Homerische φλὸξ Ἡφαίστοιο gewifs nahe und wir glauben nicht zu irren, wenn wir, freilich auch die Deutung des topper durch citius an dieser Stelle verlassend, hier eine Beziehung auf den einzigen Vers der Odyssee finden, wo dieser Ausdruck vorkommt, (Od. XXIV. 71) in der Erzählung des Agamemnon an Achill im Hades über seine Bestattung:

αὐτὰρ ἐπεὶ δή σε φλὸξ ἤνυσεν Ἡφαίστοιο

Dann lassen wir in eodem unverändert und vertauschen nur den so oft verwechselten Namen des C. Naeuius (statt dessen man jetzt Cn. Naevius bessert (Müller a. a. O. Schütte S. 5) oder das C. streicht (Schütte S. 84) mit dem des Liuius oder (Fest. s. u. surregit p. 297 M.) L. Liuius.

Die Anordnung der Fragmente ist mit anzuer-

Digitized by Google

kennender Umsicht und Sorgfalt angestellt; nur würden wir, da die Beziehungen derselben da, wo handschriftliche Autorität sie keinem bestimmten Buche zuweist, oft doch sehr unsicher bleiben, diese Fragmente nicht ohne alle Unterscheidung unter die handschriftlich bestimmten gemischt haben. Freilich kann auch die Ueberlieferung uns nicht unbedingt bei der so leicht möglichen Corruption der Zahlen binden, so dafs wir z. B. gegen Hrn. Kl.'s Conjectur, wonach das Fragment über den Cos. Valerius des Jahrs 263 nach dem von ihm entwickelten Plane des Gedichtes, den wir hier nicht in's Einzelne verfolgen können, dem Anfange des 3ten Buches zuzuschreiben wäre (auf das 4te Buch bezieht es Düntzer l. l. p. 53) nicht viel einzuwenden haben, wenn auch die Handschrift des Charisius libro primo bietet: nur das kann kein Grund dafür sein, dafs „Charisii libri (d. h. die Ausgaben, die auf jene eine Handschrift zurückzuführen sind) in ipso libri numero fluctuent (nam et libro primo et secundo legitur"). —

Das zweite Fragment des dritten Buches

blande et docte percontat Aenean, quo pacto
Troiam urbem liquerit

bezieht Hr. Kl., wie auch Schütte, der aber nicht der Urheber dieser schon von Niebuhr R. G. I. S. 202 (4te Ausg.) aufgestellten Ansicht ist, auf die Dido, die den Aeneas zur Erzählung seiner Schicksale auffordert. Das ist allerdings sehr scheinbar: Klausen aber, Aeneas und die Penaten I. p. 515, den Hr. Kl. hier nach Schütte's Anführung citirt *), bemerkt, dagegen spreche, dafs Prochyta im ersten Buche erwähnt gewesen sei nach Seru. ad Aen. IX. 715 und vermuthet daher, wie schon Spangenberg, Latinus oder Evander sei hier der Fragende. Bei Hrn. Kl. finden wir das ohne Angabe des auch bei Schütte erwähnten Gegengrundes von Klausen als error bezeichnet: jene Stelle des Seruius aber, wo Prochyta erwähnt wird, druckt er zwar S. 49 ab: „hanc Naeuius in *primo* belli Punici de cognata Aeneae nomen accepisse dicit" — aber als fünftes Fragment des zweiten Buches, ohne darüber irgend etwas zu bemerken, was doch wohl eine Lösung des Knotens durch das Schwerdt genannt werden mufs. — Oft hat Hr. Kl. die Beziehungen der Fragmente mit grofsem Scharfsinne ermittelt: vielleicht ist er zuweilen darin etwas zu weit gegangen, verhältnifsmäfsig viele Bruchstücke auf ein vorzugsweis bedachtes Thema zu beziehen z. B. III, 6—9 auf Atilius Calatinus. Von den Fragmenten, die Hr. Kl. noch als incerta hinstellt, wollen wir nur über das dritte:

Summe Deûm regnator
Quianam genus isti,

das Spangenberg, mit Recht deshalb von Kl. S. 78 getadelt, auf den Duillius bezieht, der den Jupiter frägt, weshalb er das gottlose Geschlecht der Punier erschaffen, die Vermuthung aufstellen, ob diese Worte nicht der Venus in dem Gespräche mit Jupiter im ersten Buche zuzuweisen seien, wo sie „Troianis tempestate laborantibus cum Joue queritur et sequuntur uerba Jouisfiliam consolantis spe futurorum" (Macr. Sat. VI. 2); in der, wie Macrobius l. l. ausdrücklich bezeugt, dem Naeuius nachgeahmten Rede der Venus an Jupiter in Vergilus Aen. I. 228 sqq. finden sich deutliche Anklänge an die aufbehaltenen Worte des Naeuius.

Ohne die oft glückliche kritische Behandlung der einzelnen Stellen zu betrachten, gehen wir zu dem 2ten Abschnitte des 2ten Buches, der Cypria Ilias (p. 86—88) über, die im heroischen Maafse geschrieben, von den Neueren, denen Hr. Kl. folgt, mit Recht aus der Reihe der Gedichte des Naeuius entfernt und dem Laeuius zugesprochen wird. Der Hr. Verf. sucht bei dieser Gelegenheit die Ansicht geltend zu machen, nicht die Kyprien habe Laeuius übersetzt, sondern eine kyprische Recension der Ilias, woneben er auch an das sabinische cyprum, bonum (Varro l. L. V. §. 159) erinnert, indem die Ilias des Laeuius durch dies Beiwort auch als gute Uebersetzung im Gegensatze der roheren des Liuius und Matius habe bezeichnet werden können.

*) Klausens reichhaltiges Werk selbst scheint Hrn. Klussmann nicht zugänglich gewesen zu sein: wir bemerken daraus, dafs derselbe (S. 515) die Anfangsworte des B. P. vornämlich auf Regulus Niederlage bezieht; zu I. 5 s. S. 589. 1078 und über die Gestaltung der Aeneassage bei Naeuius und Ennius überhaupt S. 589 sqq.; zu dem von Merkur verfertigten Schiffe des Aeneas (I. 8.) vergl. S. 617, zu I. 9. S. 494 A. 767 a., zur cimmer. Sibylle (II. 4) S. 209, zu Prochyta (II. 5) S. 549 f. 1044 fgg. über Cajeta; zum fragm. inc. 10 (aënum) S. 992.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Cn. Naeuii poetae Romani uitam descripsit, carminum reliquias collegit, poesis rationem exposuit Ernestus Klussmann.

(Fortsetzung.)

Das Gedicht, als Cypria Ilias bei Char. p. 118 P. 84 L. (wo die Handschrift doch Naeuius zu haben scheint) angeführt, heifst bei Prisc. I. p. 479 Kr. freilich Ilias, wo man, wenn das Gedicht Uebersetzung der Kyprien war, Cypria erwarten sollte — allein solche Nachläfsigkeit Priscian's bei einem Citate kann nicht Wunder nehmen; die erhaltenen Verse aus Buch 1

Collum marmoreum torques gemmata coronat

und aus Buch 2

Foecundo penetrat penitus thalamoque potitur

lassen sich in der Ilias nicht wohl unterbringen: Hr. Klussmann verweist beide in das dritte Buch der Ilias, den ersten mit Vs. 141 daselbst αὐτίκα δ' ἀργεννῇσι καλυψαμένη ὀθόνῃσιν, den zweiten mit Vs. 447 ἦρα καὶ ἦρχε λέχος δε κιών· ἅμα δ' εἵπετ' ἄκοιτις zusammenstellend, in der verschiedenen Anordnung aber, so wie in dem verschiedenen Wortlaute sieht er theils die abweichende Gestaltung der kyprischen Recension, theils freiere Uebersetzung des Laeuius. Gegen diese Ansicht aber scheint uns die gangbare, nach der Laeuius die Kyprien übersetzt hatte, festgehalten werden zu müssen: wenn Hr. Kl. den Titel Cypria Ilias verwirft, cum ipsa Ilias nec inter Cypria referenda sit neque arctius cum iis cohaeserit, so können wir Letzteres nach Betrachtung der Inhaltsangabe bei Proc(u)lus (vgl. Henrichsen de carm. Cypr. Haun. 1828. 8. p. 18 sqq.) unmöglich zugeben, schliefsen uns vielmehr ganz dem Ausspruche O. Müller's griech. Litteraturg. I. S. 118 an: „das Gedicht, welches in dem Cyclus der Iliade vorausging und das von seinem Verfasser ganz deutlich für diesen Zweck bestimmt wurde, waren die Kyprien", so dafs wir selbst nicht abgeneigt sind mit Welcker (ep. Cyclus S. 307) zu vermuthen, Laeuius habe durch seine Cypria Ilias nur einen vorgefundenen Titel, ähnlich wie kleine Ilias, übersetzt. War dem aber auch nicht so, so konnte er, um dem römischen Publicum durch deutlichere Bestimmung des Titels den Inhalt des kyklischen Gedichtes näher zu rücken, das im engsten Zusammenhange mit der Ilias stand und durch die Sage vielfach selbst auf Homer zurückgeführt wurde, dasselbe Cypria Ilias nennen. Hierauf aber lassen sich auch die Bruchstücke ohne alle Schwierigkeit beziehen. Das Fragment aus dem ersten Buche werden wir nämlich, vielleicht im Zusammenhange mit der reizenden Schilderung der Schminkung der Venus durch Chariten und Horen bei Athenaeus im 15ten Buche, wo Henrichsen S. 66 nach Heyne's (Vergl. t. II. p. 390. ed. Wagner) Vorgange gewifs mit Recht das 1ste Buch der Kyprien statt des 11ten erwähnt glaubt, auf die Schilderung der Venus bei dem im Eingange des Gedichtes erwähnten Urtheile des Paris, das zweite auf die in den Kyprien bald darauf erzählte Vereinigung des Paris mit Helena in Sparta während der Reise des Menelaos nach Kreta, zu beziehen haben.

Der dritte Abschnitt: fabulae (p. 88—201), behandelte zunächst die Tragödien. Mit Recht nimmt Hr. Kl. S. 219 sq. den Naeuius als Tragiker gegen die von Welcker erhobenen Zweifel in Schutz. Von den Titeln, die er in der Sammlung der Fragmente aufführt, ist der Aegisth des Liuius, wie Alcestis und Protesilaodamia des Laeuius zu streichen, auch die Phoenissen, die Bothe den Tragödien des Naeuius zuzählt, weist Hr. Kl. mit Munk de fab. Atell. p. 179 nach der Handschrift des Festus s. u. scriptum [scirpus] p. 330 M. dem Nouius zu: allein für den Atellanendichter, dem auch eine Andromache nur fälschlich beigelegt worden ist, scheint uns ein solcher Titel kaum gerechtfertigt werden zu können und wir ändern daher mit O. Müller Naeuius; das erhaltene Bruchstück aber

Digitized by Google

sume árma iam te occídam claua scírpea

verräth deutlich, dafs es einer Komödie angehört, wie wir denn auch in dem griech. Lustspiele Phoenissen des Strattis (Meineke I. p. 233 II. 2. p. 780 sqq.) und Aristophanes begegnen: (Bergk bei Meineke II. 2. p. 1167—1169; Phoenissen des Krates beseitigt Meineke I. p. 63). Bezieht man das Bruchstück nach Munk's Vorgange auf den Zweikampf des Eteokles und Polyneikes, so tritt der lächerliche Gegensatz der claua scirpea zu den χαλκᾶ ὅπλα bei Eurip. Phoen. 1359 um so deutlicher hervor. Als Tragödien aber behalten wir 1) die von Hrn. Kl. identificirten Titel Hector proficiscens s. Andromache, oder wenigstens den erstern, wenn man die Andromache dem komischen Anstriche des Fragments gemäfs etwa als selbstständige Komödie festhalten wollte. 2) Danae; Welcker die griech. Tragöd. S. 1371 hat uns nicht vom Gegentheile überzeugt: gleichnamige Komödien des Apollophanes und Sannyrio (Meineke I. S. 264) lagen zwar vor, doch zeigt schon das wenige aus letzterem Stücke erhaltene (das. II. 2. S. 874 fg.) einen ausgelassenen Ton, dem Naeuius Fragmente in keiner Hinsicht entsprechen. 3) Lycurgus, den Hr. Kl. genau und gründlich gegen Düntzer, der ihn zur Komödie gemacht hatte, in Schutz nimmt; 4) die von Gellius ausdrücklich Tragödie genannte Hesione, wohl auch 5) die Iphigenia, aus deren einem, höchst corrupten Verse (s. Kl. p. 106 sq.) wir jedoch keinen festen Schlufs zu ziehen wagen. Uebergangen haben wir noch die Fabel, die Hr. Kl. als Dolus s. Equus Troianus anführt. Den ersten dieser Titel hat Müller mit Recht bei Varro de L. L. VII. § 107 p. 385 Sp. hergestellt in einer Sammlung poetischer Ausdrücke, die wie M. dort S. 163 (vgl. XI. 303 sq.) scharfsinnig bemerkt hat, sämmtlich aus Naeuius entlehnt sind, so dafs nachdem ein Beispiel aus der Tragödie Hesione vorgebracht worden ist, die folgenden aus Komödien, nach den in alphabetischer Reihe aufeinanderfolgenden Titeln derselben geordnet, entnommen sind. Es entspricht das sowohl einer viel verbreiteten Sitte des Alterthums (vgl. z. B. Ritschl de Plauti Bacchidibus disp. Vratisl. 1836. 4. § 1) als besonders den bibliographisch-biblothekarischen Bestrebungen des Varro (s. auch Stahr Aristoteles b. d. Römern S. 63). Das Einzige, was Hr. K. S. 134 (vgl. S. 176) dagegen vorbringt: „quae enim Muellerus de dispositione et ordine, quo Varro Naeuii fabulas hoc loco citauerit, exponit, ab ipso Varrone refelluntur, qui primo loco Hesionam siue Esionam, secundo Clastidium posuit". beruht nur darauf, dafs er hier übersehen hat, dafs die Hesione eben eine Tragödie ist, also nicht in jenen Katalog der Komödien eingefügt werden durfte. Sonach ist denn der Dolus als Komödie anzusehen, und ist die Identification der Titel, wie das Hr. Kl. S. 99 fg. sehr wahrscheinlich gemacht hat, richtig, so haben wir auch den Equus Troianus aus der Zahl der Tragödien des Naeuius zu streichen. Aufser der Stelle des Varro aber mit dem Fragmente „caperata fronte" haben wir aus dem Equus Troianus nur noch drei Bruchstücke, deren keins sicher auf eine Tragödie oder Komödie (in welcher ein nunquam hodie effugies quin mea manu moriare doch auch vorkommen kann) schliefsen läfst. Eins derselben sero sapiunt Phryges (Cic. ad Diu. VII. 16. coll. Fest. s. u. p. 343 sq. M.) verschweigt den Namen seines Autors, von den beiden andern aber bei Nonius und Macrobius wird jenes dem Liuius, dies dem Naeuius zugeschrieben. Ref. wagt hier keine Entscheidung, ob an einem Orte zu corrigiren sei — und dann wird allerdings, da, die Richtigkeit der Klussmann'schen Identification der Titel vorausgesetzt, Naeuius ein so betiteltes Drama jedenfalls geschrieben, Liuius weichen müssen — oder ob wir, was Ref. wenigstens das Wahrscheinlichere ist, beiden Dichtern einen Equus Troianus zuzuschreiben haben. Welches von beiden Stücken dann Cicero l. l. und ad fam. VII. 1. 2 gemeint habe, wo die Aufführung des Equus Troianus mit des Attius Clytaemnestra bei der Einweihung des Theaters des Pompeius erzählt wird, bleibt freilich unentschieden (so auch Drumann IV. S. 524. Welcker S. 1324 vgl. 1370): was Osann und Lange gegen die Möglichkeit der Aufführung des Stückes des Liuius sagen, hat uns nicht überzeugen können. Wenn aber Hr. K. S. 101 als argumentum grauissimum dagegen die Stelle des Varro de l. L. VII §. 2. 3. p. 283 sq. Sp. beibringt „ut in soluta oratione sic in poematis uerba non omnia quae habeant ἔτυμα possunt dici. neque multa ab eo (eruentur) quem non erunt in lucubratione literae prosecutae multum licet legerit. Aelii hominis in primo in literis Latinis exercitati interpretationem carminum Saliarium uidebis et exili litera expeditam et praeterita obscura multa. nec mirum, quom non modo Epimenides post annos L. experrectus a multis non cognoscatur, sed etiam Teucer

Digitized by Google

Liuii post annos XV ab suis qui sit ignoretur". und dazu fügt „post annos igitur XV ne a suis quidem satis intellectus est Liuius, post duo autem fere saecula praeterlapsa ab uniuerso populo Romano intellectus"?, so können wir einer solchen Erklärung dieser Stelle unbedingt nicht beipflichten. Varro spricht von der Schwierigkeit der etymologischen Erklärung poetischer Wörter: selbst des L. Aelius Erklärung der Saliarischen Gedichte sei dürftig und unvollständig; darüber dürfe man sich aber nicht wundern, da nach einem viel kürzeren Zeitraume, als dem zwischen den poetischen Wörtern und ihren Interpreten liegenden, nämlich nach 50 Jahren, Epimenides aus dem Schlafe erwachend von Vielen nicht sei wiedererkannt worden, ja selbst den Teucer in dem (doch wohl gleichnamigen) Drama des Liuius nach nur 15 (12?)jähriger Abwesenheit bei der Heimkehr die Seinen nicht zu erkennen vermöchten: Aehnliches scheint auch in Attius Eurysaces (s. Schöll Beiträge z. Gesch. d. gr. Poesie I, 1, S. 625) dargestellt worden zu sein. Der von Hrn. Kl. aufgestellte Grund, den er auch S. 206 und 211 wiederum in Anwendung bringt, fällt somit in sich selbst zusammen.

Eine wichtige Frage, die beim Hector proficiscens und Lycurgus zur Sprache kommt, ist die, ob Naeuius Trilogien gedichtet habe und ob speciell jene beiden Dramen von trilogischer Composition gewesen seien. Es beruht das auf zwei Stellen des Nonius und Priscianus. Diese ist I. S. 383 Kr., wo Naeuius in III Hectore proficiscente zwar Lips. 1. 2. Erl. 2. haben, dagegen nicht nur Zwico. 1. und die ed. Ven. auslassen, die Hr. Kl. S. 93 erwähnt, sondern auch, von Krehl a. a. O. neben jenen genannt, Erl. 1. Lips. 3. und, was für uns maafsgebend ist, die wichtige, von Krehl fälschlich Luth. bezeichnete, Halberstädter Handschrift (durch Hertzberg's Vergleichung in Jahn's Archiv VII. 2. 1841. bestätigt). Läfst sich so diplomatisch jene Zahl, die so leicht aus Wiederholung des in entstehen kann und in der gröfseren Anzahl der verglichenen Handschriften und darunter in der bei weitem vorzüglichsten fehlt, kaum vertheidigen, so ist die trilogische Composition des Hector des Astydamas, dem Naeuius hier gefolgt sein soll — und auch das scheint uns nicht hinlänglich zu beweisen — so wenig erhärtet, dafs wir auch hier keine Stütze jener Ansicht finden. Somit steht die Stelle des Nonius ganz isolirt. Diese aber lautet (p. 192 Merc. 131 Gerl.) folgendermafsen: arua neutri sunt generis ..... Feminino Neuius Lycurgo lib. II. quaqua (wie Merc. für quaque verbessert hat) incedunt omnes aruas opterunt. Nonius citirt den Lycurgus 24mal, ohne jemals eine ähnliche Bezeichnung anzuwenden, aufser an dieser Stelle, wo also diese Erwähnung höchst auffallend ist; aus den häufigen Anführungen dieses Dramas aber auf eine trilogische Ausdehnung desselben schliefsen zu wollen, scheint uns gewagt. Die Danae citirt Nonius fast eben so häufig und überhaupt pflegen die Grammatiker nach Lectüre und Neigung oft einzelne Schriften der Autoren vorzugsweis zu berücksichtigen, wie z. B. grade für Naeuius Charisius aufser je einer Anführung des bell. Pun. und des Figulus und 3 aus dem Acontizomenos seine Beispiele nur aus Corollaria, Tarentilla und Agitatoria entnimmt, die sich bei Nonius gar nicht finden: eben so citirt dieser unter den Stücken des Caecilius, von denen über 30 bei ihm vorkommen, unverhältnifsmäfsig oft d. Plocium, unter fast eben so viel Titeln des Afranius bei ihm werden etwa sechs (Diuortium, Epistula, Exceptus, Fratriae, Priuignus, Vopiscus) bevorzugt, beim Lucilius die letzten fünf Bücher der Satiren u. s. w. Lesen wir an der angeführten Stelle nach Merciers so überaus leichter Emendation, die ihr Analogon noch einmal im Nonius s. u. corporare findet (vgl. Welcker a. a. O. S. 1204),

Liberi quaqua incedunt omnes aruas opterunt,

was sich entweder, wie auch Hr. Kl. den Vers so wie er ihn giebt erklärt, auf die befreiten und nun wild jauchzend umherschwärmenden Begleiter des Bacchus beziehen kann oder (wenn man Liberi als Genitiv nimmt, so dafs im vorhergehenden Verse comites, ministri oder dgl. stand) auf die Erzählung vom ersten Herannahen des Dionysoszuges, so haben wir eine, auch von Welcker a. a. O. gebilligte und vollkommen befriedigende Lösung jener Schwierigkeit. Nur wenn sich ein genaues Anschliefsen nicht nur an den Inhalt der Fabel im Allgemeinen, sondern auch an die Composition der Lykurgischen Trilogie des Aeschylus begründen liefse, würden wir bei Naeuius zur Annahme trilogischer Composition uns geneigt erklären können; bis dahin aber bleiben wir bei jener Emendation, die auch durch die eventuelle Erklärungsweise des Hrn. Kl. nicht beseitigt wird, dafs hier nach der Eintheilung der Naeuianischen Werke durch Lampadio könne citirt sein, da der Ein-

Digitized by Google

wurf, dafs solches Citat sich nur an der einen Stelle unter so vielen finde, dadurch nicht gehoben wird, dann aber diese Eintheilung des Lampadio von Suet. de ill. gr. 2. ausdrücklich nur in Bezug auf das Epos des Naeuius überliefert wird. —

Als fabulae togatae des Naeuius, die Varro also mit in seinen Komödienkatalog aufnahm, werden darauf nach Neukirch's Vorgange Romulus und Clastidium angeführt: der erstere Titel läfst wohl keinen Zweifel daran zu, dafs Naeuius togatae geschrieben (s. jedoch Welcker S. 1346), doch möchten auch wir der „alimonia Remi et Romuli" eher einen komischen Charakter (s. Welcker S. 1370) vindiciren; Clastidium bezieht Hr. K. scharfsinnig auf die durch den Verrath des Brundusiners Dasius bewerkstelligte Einnahme dieses Ortes durch Hannibal nach der Schlacht am Ticinus. Ob auch Hariolus, Leon, Lupus, (Pulli), Demetrius (s. S. 149 fg.) hiehergehören, läfst Hr. Kl. S. 221 mit Recht unentschieden. —

Es folgen nun auf S. 132—181 die Fragmente der Komödien des Naeuius und zwar hat Hr. Kl. hier folgenden Katalog: Acontizomenos, Agido, Agitatoria, Agrypnuntes, Apella, Aulularia, Assitogiola, Carbonaria, Colax, Cementria, Corollaria, Dementes, Demetrius, Diabolaria, Erularia, Figulus, Glaucoma, Gladiolus, Gymnasticus, Hariolus, Lignaria, Lampadio, Leon, (Ludus s. Satira), Lupus, Nautae, Paceuus, Paulus, Pedius, Pellicus, (Personata), Philemporus, Proiectus, Pulli, Quadrigemini, Sanniones, (Satira), Sirene, Stalagmus, Stigmatias, Tabellaria, Tarentilla, Testicularia, Technicus, Tribaselus, Triphallus, Tunicularia, Virgo praegnans. Betrachten wir dies Verzeichnifs etwas näher, so werden wir zunächst dem Agido, der Reihefolge des Varronischen Kataloges, in welchem er allein citirt wird, entsprechend, mit Müller ein N vorzusetzen haben, während Hr. Kl., jener Müller'schen Ansicht, wie wir oben gesehen haben, ohne zureichenden Grund entgegentretend, die alte Lesart beibehält. Ob und wie weit der Inhalt dieser Komödie mit der von Strabon im 14ten Buche (Th. III. S. 222 Tauchn.) und Stephanus Byz. p. 206 Wm. genannten Stadt Nagidos an der Grenze von Kilikien und Pamphylien zusammenhing, lassen wir dahingestellt. — Auch der Titel Diaboloria, bei dem d. Vf. sich auf den Διάβολος des Nikostratos und Apollodoros Karystios beruft, ist offenbar in Diobolaria zu ändern; denn so haben, wie aus dem Stillschweigen bei Gerlach und Roth an der Stelle des Fulgentius, wo diese Fabel erwähnt wird, zu schliefsen, Gud. 1. und Bongars. 1., Diouolaria Bong. 2. und Basil., Dyoualano Gud. 2.; auch die Berliner Handschrift aus dem 10ten Jahrhundert hat Dioualaria: es ist also hier nicht an jene διάβολοι zu denken, sondern an „seruulorum sordidorum scorta diobolaria" (Plant. Poen. 1. 2. 58 cf. Paul. Diac. p. 74 M. Varro L. L. VII. § 64 Böckh Staatshaush. I. S. 135). In den Katalog haben wir ferner nach dem vorher Bemerkten noch Dolus (s. Equus Troianus) und Phoenissae hineinzubringen: viele Namen dagegen werden aus demselben ausscheiden müssen. Bei den meisten hat Hr. Kl. das schon selbst bemerkt, jedoch dadurch, dafs er sie den andern ununterschieden zugesellt, die Uebersicht erschwert. Folgen wir theilweis ergänzend seinen Untersuchungen, so beruht die Aulularia nur auf einer, durch keine handschriftliche Autorität zu stützenden Lesart bei Nonius S. 151 M. 103 G. statt der Erularia; der Gladiolus gehört nach der Handschrift des Festus s. u. pedibus obsitum p. 210 M. und der Uebereinstimmung der Neueren dem Liuius, dem einige auch die Sirene (Sirenus, Sirenes, Serenus?) beilegen wollen, die Hermann, Weichert (Hr. Kl. nennt ihn S. 168 als Gewährsmann für Liuius, wogegen er S. 186 seine Meinung richtig angiebt), Krehl, auf den Laeuius beziehen: die Handschriften des Nonius s. u. hippocampi (fr. trag. inc. 10. Kl.) aber geben ein Fragment des Naeusus Sireno. Ist nun hier Naeuius zu lesen, so dafs sowohl er, als Laeuius (Liuius) Sirene (oder Sirenus) schrieben? oder lesen wir auch hier mit Hrn. Kl. Laevius? oder nehmen wir einen sonst unbekannten, corrumpirten Dichternamen bei Nonius an? Ref. vermag keiner der verschiedenen Meinungen mit einiger Sicherheit beizutreten, eben so wenig als bei den Pulli, die bei Nonius s. u. assulatim einem Vaeius, s. u. asperiter einem Veius, s. u. morsicatim aber einem Suis von den Codd. zugeschrieben werden: Naeuius oder Laeuius daraus zu emendiren ist gleich gewagt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Cn. Naeuii poetae Romani uitam descripsit, carminum reliquias collegit, poesis rationem exposuit Ernestus Klussmann.

(Schluſs.)

Am Nächsten steht noch unter den uns bekannten Dichtern, wenn man einmal zwei Corruptionen desselben Namens anzunehmen hat, Sueuius, bei Macrob. Sat. II. 14. 15. VI. 1. 5 (p. 371 sq. 375. 532. 555 ed. 1670.) erwähnt, der neuerlich auch fast in den Varro (de l. L. VII § 104 cf. Ritschl melett. Plaut. spec. onomatol. Bonn 1842. 4. p. 23) seinen Weg gefunden hätte: sein Idyll Moretum paſst wohl zu den Pulli, doch ist zu bemerken, daſ wir eben nur hexametrische Bruchstücke von ihm kennen. Mit völliger Sicherheit dagegen kommen, wie auch Hr. Kl. bemerkt, dem Atellanendichter Nouius zu die Lignaria (Liciniaria nach Spengel bei Munk S. 172), und die Virgo praegnans, über deren Fragmente, von denen eins dem Liuius, eins dem Naeuius (frgm. inc. com. 25) zurückzustellen ist, die genaue Untersuchung des Hrn. Kl. S. 180 fg. zu vgl. Dem Nouius wird nach den Handschriften des Nonius S. 510 M. 348 G. doch neben dem Paulus des Pacuuius auch ein gleichnamiges Stück zuzuschreiben sein und auf eben denselben ist auch, da nur die Leidener Hdschr. bei Nonius S. 380 G. abweichend Naeuius Namen giebt, der dunkle Titel Paceuus zu beziehen, in dessen Fragmente wir die cerea castra nur auf die apum faui wie bei Virg. Aen. XII. 589, den Hr. Kl. selbst anführt, Claud. rapt. Pros. II. 125 sq. zu deuten vermögen. Hrn. Kl.'s Erklärung ist mindestens gesucht. Vielleicht ist der Titel Paceuus aus Parcus verdorben; eine Atellane des Nouius unter diesem Titel wird bei Gell. XVII. 2 (Munk S. 176), vielleicht auch nach Müller's Vermuthung bei Festus s. u. rutabulum p. 262 erwähnt und auch unsere Stelle kann auf die Schilderung des geizigen Alten, der sich auf's Land zurückgezogen, wohl gedeutet werden. Auch der Pedius (Pedium? Paedium?) des Naeuius bei Nonius s. u. supparum geht wohl in dem dort sonst häufig citirten gleichnamigen Stücke des Nouius auf, obwohl es allerdings nicht unmöglich ist, daſs wie Turpilius (Bothe V. 2. S. 89—91) so auch Naeuius ein so betiteltes Stück geschrieben: dann wäre wohl Paedium nach den gleichnamigen Stücken des Platon, Menander, Apollodor und Poseidippos als Name desselben hinzustellen. Ueber die Tabellaria, die die Handschriften des Nonius dem Nouius zuweisen, während sie bei Diomedes unter Naeuius Namen geht, suspendiren wir unser Urtheil, bis wir endlich eine kritisch berichtigte Ausgabe des ganzen Diomedes erhalten werden; daſs schlieſslich die Sanniones des Naeuius gegen alle Handschriften des Nonius s. u. purpurissum durchaus eine Atellane des Nouius sein müssen, wozu der Titel allerdings vorzugsweise paſst, glauben wir nicht annehmen zu dürfen.

Unbezweifelt von Naeuius selbst, aber nach Inhalt und Form sehr fraglich sind Ludus, Personata, Satira. Letztere, wie noch neulich v. Heusde stud. crit. in C. Lucilium p. 286 sqq. gethan, für satirische Poesie zu halten, scheint uns durchaus unstatthaft, wie auch K. Fr. Hermann in der gehaltreichen Rec. jenes Werks (Gött. Gel. Anz. 1843 n. 40. p. 389) sagt, daſs in der Stelle des Festus s. u. quianam p. 257 M., wo sie citirt wird, eben sowohl die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit bleibe, daſs dies eine satura dramatischer oder Ennianischer Art gewesen sei, wenn man es nicht gar vorziehe, eine Umstellung bei Festus anzunehmen und das ganze Citat Ennius beizulegen, aus dessen Annalen gleich nachher eine Stelle angeführt wird.

In einen Katalog der Naeuianischen Komödien würden wir demnach als solche, die uns wenigstens, abgesehen von der etwanigen Corruption einiger noch nicht erklärter Titel (vgl. Kl. S. 145), nicht wohl zu bezweifeln scheinen, folgende aufnehmen: Acontizome-

Digitized by Google

nos, Agitatoria, Apella, Assitogiola, Carbonaria, Colax *), Cementria (corrupt? Cosmetria nach Bothe, Müller, Meineke I. S. 584), Corollaria, Dementes, Demetrius, Dolus (s. Equus Troianus?), Erularia, Figulus, Glaucoma, Gymnasticus, Hariolus, Lampadio, Leon, Lupus, Nagidon, Nautae, Pellicus (Pellex? Bothe), Philemporus, Phoenissae, Proiectus, Quadrigemini, Sanniones, Stalagmus, Stigmatias, Tabellaria (?), Tarentilla, Technicus, Testicularia, Tribaselus (von Bothe mit dem folgenden identificirt), Triphallus, Tunicularia.

Der dritte Abschnitt endlich, zu dem wir uns wenden, ohne näher auf Einzelnes eingehen zu können, um den Raum für diese Anzeige nicht zu überschreiten, handelt de poesi Naeuiana. Es wird hier de sermone Naeuii, de ingenio Naeuii und endlich de carminibus Naeuii gesprochen, wobei jede einzelne Dichtungsgattung einer besondern Betrachtung unterworfen wird. — Ein fester Charakter, den Grofsen abgeneigt und mit bitterm Spotte gegen sie sich erhebend, tritt Naeuius auch politisch bedeutsam auf: sei er auch kein eingeborner Römer, doch zeigt sich überall in ihm neben vielen Schroffheiten und Unebenheiten ächt römische Kernkraft. So ermangelt auch, seinem Charakter, wie seiner Zeit entsprechend, Naeuius Sprache des einschmeichelnden Wohllautes und des feineren Reizes, aber sie zeigt eine tüchtige und entschiedene Kraft. Wenn aber Hr. Kl. heftig gegen Th. Bergk polemisirt, der in einem geistreichen Aufsatze in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1842 S. 190 fg. die kunstmäfsiger Bildung entbehrende Uebertragung der Odyssee des Liuius doch immer noch für fein und zierlich der kaum erträglichen Ausführung des Naeuianischen Epos gegenüber erachtet hatte und dagegen seinen Dichter, obwohl auch sein Ausdruck noch roh sei, im Vergleich zu den Zeitgenossen elegans fere nennt — so müssen wir aufrichtig gestehen, zwischen der Sprache des Liuius und Naeuius und der Ausführung im Einzelnen eben keinen bemerkbaren Unterschied in den abgerissenen Bruchstücken auffinden zu können, wie wir denn auch das Fragment:

namque nullum peius macerat hemonem
quamde mare saeuum, uires quoi sunt magnae,
topper confringent importunae undae,

das Hr. Bergk als „aller Poesie baar und ledig" den Bruchstücken aus Liuius Odyssee zunächst gegenüberstellt, gerade diesen ohne Bedenken zuweisen zu dürfen geglaubt haben.

Hertz.

*) Hr. Kl. sagt S. 140 „fabulam modo Naeuio, modo Nouio tribuunt libri manuscripti". Die uns bekannten Handschriften des Nonius und Priscian geben sämmtlich Naeuius (Neuius die Halberstädter des Pr.), so dafs Bentley's Angabe zu Ter. Eun. Prol. 25. die älteren Handschriften hätten Nouius, isolirt steht und jedenfalls dort, worin auch Hr. Kl. mit uns übereinstimmt, der Colax des Naeuius nicht durch Emendation fortzuschaffen ist.

XV.

Philosophie des Staats oder allgemeine Socialtheorie von Dr. Hugo Eisenhart, Privatdocenten der Staatswissenschaften zu Halle. Leipzig, 1843. bei F. A. Brockhaus. XXVIII. und 256 S.

Qu'est-ce que le tiers-état? fragte der Abbé Sieyes, als im Jahre 1789 die französischen Reichsstände zu verhängnifsvollen Berathungen zusammenberufen wurden, und diese Frage, so wenig sie an die Spitze gestellt wurde oder auch nur zum Bewufstsein gekommen sein möchte, kann man gewissermafsen als den Mittelpunct ansehen, um welchen sich alle Veränderungen anreihen, welche seitdem in dem staatlichen und socialen Leben der Völker gemacht worden sind. Ich erinnere nur z. B. an die Gesetze, welche von 1807—13 in Preufsen gegeben worden sind, die sich gleichsam nur mit der praktischen Auflösung jener Frage beschäftigen; eben so an die Revolution von 1830, die ganz und gar ein Werk jenes tiers-état ist. Allein so vielfach man auch theoretisch und praktisch jene Frage zu lösen und dem Stande, dessen Princip die Arbeit ist, seine richtige Stellung im Staate anzuweisen, sein Verhältnifs zu den übrigen Ständen abzugränzen und ihn in sich zu ordnen versucht hat, so ist dennoch, ungeachtet eine, alle socialen und bürgerlichen Verhältnisse umgestaltende Revolution in's Mittel getreten, eine befriedigende Entscheidung der Sache bis jetzt noch nicht erlangt worden. Die Mifsverhältnisse, welche sich dadurch im Staatsleben erzeugt haben und welche besonders in Frankreich sehr drückend und fühlbar geworden sind, haben dort auch Verbesserungsversuche in's Leben gerufen, welche, der Bizarrerie ungeachtet, in die sie bei weiterer Ausbildung gerathen sind, eines tieferen

Digitized by Google

Grundes keineswegs entbehren und namentlich haben die Forschungen Fourier's, wie wenig auch sein System praktisch oder theoretisch befriedigen könnte, grofse, zwar gefühlte, aber nicht zum klaren Bewufstsein gekommene Mängel in unserem gesellschaftlichen und staatlichen Leben aufgedeckt.

Der Hr. Vf. der uns vorliegenden Schrift nun, obgleich er dafür hält, dafs „unseren deutschen Verstand und Tiefsinn die leichtfertigen und flüchtigen (!) Socialsysteme St.-Simon's und Fourier's eher abstofsen als anziehen, ihm eher lächerlich als gefährlich sein dürften, als „ „jene Illusionen, mit denen Kinder sich einseifen, um uns glauben zu machen, dafs sie Haare auf den Zähnen hätten" " — Hr. Eisenhart ist dessenungeachtet der Meinung, „dafs uns dies nicht abhalten dürfe, uns des lebendigen Keimes der Erscheinung zu bemächtigen und denselben auf unsere Weise zu entfalten". Er hat es daher versucht, uns „eine Socialwissenschaft von deutscher Art und Kunst" darzustellen, von der jedoch Ref., ohne damit die Sache selbst tadeln zu wollen, schon hier sich zu sagen erlaubt, dafs sie mehr von jenen „leichtfertigen und flüchtigen Socialsystemen" in sich aufgenommen hat, als man nach diesem wegwerfenden Urtheile erwarten möchte.

Bevor wir jedoch den Inhalt der Schrift selbst darlegen, wollen wir noch mit Kurzem die Art und Weise anzugeben versuchen, in welcher der Hr. Vf. seine Socialtheorie durch ein „Vorwort über die Staatswissenschaften, als natürlicher Basis für das Studium der Rechte und die Kunst der Gesetzgebung" in die Wissenschaft einführt. Unsere Staatsmänner, sagt er, seien meist blofse Juristen und meinten der Kenntnifs des *gesellschaftlichen Körpers* entbehren zu können; allein, wenn auch Jurisprudenz immer die Substanz und Schwere des Staatsbeamten werde ausmachen müssen, so sei doch die Socialwissenschaft die natürliche Basis für die Rechtswissenschaft, so gut wie der Arzt glaube, dafs für seinen Beruf nichts wichtiger sei, als eine gründliche auf Anatomie und Physiologie gestützte Kenntnifs des menschlichen Körpers; auch seien, mindestens den reichern Geistern unter den Rechtsgelehrten, über dieses Bedürfnifs bereits die Augen aufgeschlossen worden; denn das Naturrecht, welches sonst die Basis der Rechtswissenschaft bildete, habe durch seinen todten Formalismus und seine knöcherne Härte seinen Untergang, wie in der Wissenschaft, so auch im Leben und der Achtung der positiven Juristen verwirkt, eine andere lebendigere Wissenschaft müsse an seine Stelle treten. Hr. E. weis't auf Savigny und Stahl hin, die es ausgesprochen, dafs das Recht nicht von den Verhältnissen getrennt werden dürfe, die es ordnen solle.

Die gegenwärtige Staatslehre, sagt Hr. E. ferner, sei das entsprechende Kind des Naturrechts. Wie dieses einseitiger Weise für den einzigen Inhalt und Gegegenstand des Rechts, den es zu decken habe, die individuelle Freiheit genommen, so sei auch jener nur *Eines* Inhalt und Gegenstand, nämlich die Construction der Verfassung, jenes das Recht und seine Execution garantirenden Organismus der Beamten und ihrer Stellung zu den Staatsinsassen. Unsere Staatslehre sei mit einem Worte nur politische Wissenschaft, Darstellung der Organisation der öffentlichen Gewalt, und als solche könne sie freilich der Rechtswissenschaft, welche die Verhältnisse der Staatsbürger selbst in ihren mannigfachen Formen ordnen oder doch mehr oder weniger decken soll, kein Fundament liefern. Einer Socialwissenschaft also bedürfen wir, im Gegensatze der beschränkten naturrechtlichen, nämlich blofs politischen Staatslehre.

Abgesehen davon, dafs Hr. E. die Rechtswissenschaft, man sieht nicht mit welchem Grunde, blofs auf die Privatverhältnisse beschränken will, ergiebt sich aus der Stellung, die er seiner Wissenschaft anzuweisen sucht, dafs es dieser Philosophie des Staates gerade an dem fehlen werde, was den Staat ausmacht, an der Form, nämlich der Organisation der pouvoirs. Wir werden sehen, dafs Hr. E. gerade in dieser Beziehung noch weiter vom Ziele schiefst, als seine von ihm getadelten Muster, die Franzosen. Ueberhaupt müssen wir bemerken, dafs alle diese Socialsysteme den Inhalt und die Form des Staates, das Material, (dieses Wort in dem Sinne genommen, dafs es auch den Inhalt des geistigen Lebens befafst) und die constituirende Ordnung nicht gehörig zu scheiden wissen. Diese Systeme sind vielmehr nur eine Uebertragung des Princips der Arbeitstheilung auf den ganzen gesellschaftlichen Körper und haben in dieser Beziehung ihre grofse Bedeutung, nur mufs man nicht meinen, dafs die Gliederung der Gesellschaft in Bezug auf die Production und den Verbrauch der Güter, mögen diese materieller oder geistiger Natur sein, schon den Staat ausmache, einer

Digitized by Google

solchen Gesellschaft fehlt es an Einheit, an der bindenden Seele, welche die Theile zusammenhält, ihre Functionen leitet und regiert. Erst durch diese Seele, die Regierung, wird eine solche Gesellschaft zu einem Staate, zu einem sittlichen in sich lebendigen und organischen Ganzen.

Betrachten wir nun näher den Inhalt der Socialtheorie des Hrn. E., so wird uns die Uebersicht desselben bedeutend erleichtert, wenn wir zuvor einige Hauptmomente des St.-Simonismus hervorheben. Dieser beruht aber bekanntlich in seinem letzten Grunde auf einer association universelle par et pour l'amélioration toujours progressive de la condition morale, physique et intellectuelle du genre humain, und verdankt diesem Grundsatze, welcher nur eine Umformung des christlichen Gebotes: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst", ist, die Anerkennung, welche er eine Zeit lang sich erworben hatte. Um nun diesen Grundsatz zur Ausführung zu bringen, theilte St.-Simon die Gesellschaft in drei Klassen: artistes, savans, industriels, von denen jede eine Fähigkeit im Menschen darstellt und bearbeitet. Die Künstler wenden sich an das Gefühl (sentiment) und ihre Aufgabe ist, anzuregen (émouvoir). Die Männer der Wissenschaft bearbeiten den Verstand (intélligence) und bezwecken die Aufklärung (éclairer), die Geschäftsmänner endlich repräsentiren die Thätigkeit (activité) und ihr Ziel ist der Reichthum (enrichir). Abgesehen davon, dafs es dieser Gliederung an einem Principe fehlt, ist auch das gegenseitige Ineinandergreifen dieser Klassen aufser Acht gelassen; denn eine jede kann doch nicht blofs für sich, sondern mufs auch für die Andern arbeiten. Die gröfste Schwierigkeit aber macht die Auffindung der Einheit dieser association universelle, des Gesetzes des Fortschrittes (loi du progrès), wie man es nannte. Dieses sollte bald durch einen conseil de Newton, bald in einem industriellen Königthume dargestellt werden. Endlich aber entschlofs man sich zu einem weltlichen Papstthume, an welchem das ganze Unternehmen scheiterte.

Auf diesen Grundzügen nun ist auch Hrn. E.'s Theorie erbaut.

So wie Oken die Natur in einem jeden ihrer Reiche nach einem Urbilde arbeiten läfst und das Pflanzenreich z. B. die selbstständige Darstellung der Pflanzenorgane, ein Ausdruck der vollkommensten Pflanze, dargestellt in der Vielheit der Individuen, eine auseinandergelegte anatomirte Urpflanze ist, so wie der Mensch in einem Leibe alle Thierleiber verbindet und die Thiere nur vereinzelte Menschenorgane sind, so liegt auch dem Staate ein solches „messianisches Schema" zu Grunde, auch der Staat erreicht seinen Zweck, „*aus empirischen Individuen vollkommne zu machen*", auf analoge nur menschlich-modificirte Weise. Platon hat bereits in seiner Republik eine naive Darstellung der wahren naturgemäfsen Socialformen gegeben, sein Fehler aber besteht darin, dafs er die Vollkommenheit des Individuums und damit den Socialzweck in die Tugend (δικαιοσύνη) allein setzt. Diese besteht ihm einfach in der Herrschaft des sich zur Weisheit vollendenden Erkenntnifsvermögens über das Begehrungsvermögen kraft des von den Ideen hingerissenen Empfindungsvermögens und seines göttlichen Pathos, und ist die Einheit des Menschen mit sich selbst, die drei Seelenvermögen „zusammengestimmt zur Harmonie, wie die drei Hauptsaiten eines Instruments". Die auf die Zerfällung der Tugend gegründete Eintheilung der Stände in einen Nähr- Wehr- und Lehrstand, vergifst im idealistischen Fluge die *realen* Bestimmungen derselben und übersieht ihren specifischen Gehalt. Bei dem Nährstande wird nur die ethische Bestimmung, die Tugend der *Mäfsigkeit* in Betracht gezogen, die *Begierde* aber, die Production der sinnlichen Bedürfnisse und wirthschaftlichen Güter, — doch auch ein Bestandstück des ganzen und vollen Menschen unter der Sonne! — aufser Acht gelassen. Bei dem Wehrstande, — wäre überhaupt dieser im Kriegerstande und nicht vielmehr in den Beamten zu suchen, ist nicht nur die *Tapferkeit*, sondern auch die reale Seite desselben, die Kriegskunst abzuhandeln gewesen. Eben so wird dem Lehrstande fälschlich das *Regiment*, statt der Erzeugung der übersinnlichen Güter des Menschen beigelegt. Es ist daher kein Zweifel, es mufs *diese* Ausführung der göttlich gezeugten Form, welche nur den sittlich idealen Menschen als dessen einzigen Zweck ansieht, aufgegeben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Philosophie des Staats oder allgemeine Socialtheorie von Dr. Hugo Eisenhart.

(Fortsetzung.)

Es besteht der Mensch nicht umsonst aus Leib und Seele, und die beiden Hauptgestalten, in welche sich die Staatswissenschaft dermafsen zerspellt hat, Rechtswissenschaft und Wirthschaftslehre (Naturrecht und politische Oekonomie) führen näslings darauf, dafs der Staat auch den sinnlich vollendeten und befriedigten Mann zum Gegenstande und Inhalte hat.

Jegliches, was Natur am Menschen unerfüllt und unvollendet gelassen hat, jede mögliche reale oder ideale Befriedigung oder Ausbildung, constituirt einen Bestandtheil des vollkommenen Menschen, unseres Urbildes, ein menschliches Gut und somit einen Socialzweck. Der Staat aber ist, wie Adam Müller sagt, das Bedürfnifs aller Bedürfnisse, des Herzens, des Geistes und des Leibes; nichts Menschliches aufserhalb des Staates. Er schliefst die Totalität der menschlichen Vollkommenheit in sich. Der Mensch nun aber besteht zunächst aus Leib und Seele; die Gesammtheit der leiblichen Befriedigung ist das *Wohl*, die Gesammtheit der geistigen *Bildung* und dieses sind die zwei ersten Geschlechter der menschlichen Vollkommenheiten oder Güter. Aufser diesen zwei unmittelbaren giebt es aber noch zwei mittelbare, gewissermafsen dienende, die man auch die *formalen* nennen könnte. Einerseits nämlich ist das Gemeinwesen selbst das nothwendige Mittel für die Erzeugung der individuellen Vollendung, die Mitgliedschaft an demselben ist das *Bürgerthum*, das dritte Bestandstück an dem vollen Manne. Andererseits ist gerade durch die Mitgliedschaft am Gemeinwesen die Freiheit gefährdet; die Garantie für Sicherheit und Freiheit, *das Recht* ist das vierte Bestandstück. *Diese Zergliederung des Urbildes mufs mit der Zeit eine gründliche psychologische Basis erhalten, vorläufig aber reicht sie für den praktischen Gebrauch, den Staat zu erkennen gänzlich aus* (!!).

Den Zweck haben wir, wie wird er verwirklicht? Die Kräfte des Einzelnen reichen dazu bei weitem nicht aus. Schon die Verschiedenheit der Anlagen weist darauf hin, dafs nicht Jeder zu Allem fähig sei. Der Zweck der Menschheit wird daher erreicht durch die Arbeitstheilung, die Gliederung der Gesellschaft in Stände. Indem aber Jeder nur eines thut, wird er dadurch der übrigen Güter verlustig, es ist deswegen, damit Jedem der Genufs sämmtlicher Güter zu Theil werde, auch noch der Verkehr erforderlich. So ist das Product des Gemeinwesens die „*Herstellung des vollkommenen Menschen in einem jeden empirischen oder naturwüchsigen ihm anvertrauten Exemplare*". Dieser Staat dürfte der wahrhaft christliche sein, derjenige der mit gleicher Liebe alle Menschen umfafst, und man dürfte vielleicht nicht mit Unrecht das Gemeinwesen den Heiland der Menschheit nennen.

Was wir bisher auseinandergesetzt haben, bildet den Inhalt des ersten Capitels der Socialtheorie des Hrn. Eisenhart und die Substanz des Buches. Es möge daher erlaubt sein, hier einen Augenblick zu verweilen und das Fundament, auf welche diesem Staatsphilosophie erbaut ist, etwas näher in Augenschein zu nehmen. So viel wird dem Leser bereits klar geworden sein, dafs Hr. E. von dem St.-Simonismus im Grunde nicht abweicht, auch ihm ist die Vollendung der Menschheit im Individuum Zweck, die association universelle, Arbeitstheilung und Umsatz der Producte Mittel. Nun ist es zwar gewifs, dafs der Staat die Aufgabe hat, die Menschheit in jedem Individuum zur Darstellung zu bringen und die Herren Socialisten sind nicht die Ersten, die dies eingesehen haben, wenn auch Hr. E. die Worte, worin er dieses ausgesprochen hat, unterstreicht; allein es entsteht nun sogleich die Frage, was denn diese Menschheit im Menschen ausmache.

Digitized by Google

Darüber schweigen die Herren und Hr. E. tadelt sogar den Cicero und Aristoteles, dafs sie, bevor sie an die Sache selbst gegangen, sich gefragt haben: quid sit ipsum, quod quaerimus. Oder glaubt vielleicht Hr. E., dafs der Mensch so ein Compositum aus den Elementen sei, die er angegeben hat, ohne eine beseelende Mitte? Die Glieder erhalten ihren Werth und ihre Bedeutung nur durch den sie haltenden und tragenden Schwerpunct und wenn es, wie wohl Niemand läugnen wird, die Aufgabe des Staates ist, den Begriff des Menschen im Individuum zu realisiren, so wäre es doch wohl vor allen Dingen nöthig, diesen Begriff und Zweck zu bestimmen; denn gerade darüber herrscht die gröfste Verschiedenheit der Ansichten. Es hilft Nichts, wenn Hr. E. sagt, dafs „Jegliches, was die Natur im Menschen unerfüllt und unvollendet gelassen, jede mögliche, reale oder ideale sein sollende oder sein müssende Befriedigung oder Ausbildung, ein Bestandtheil des vollkommenen Menschen, eine Vollendung, ein menschliches Gut und damit ein Socialzweck sei; diese möglichen, sein-sollenden und sein-müssenden realen oder idealen Bestandtheile müssen angegeben und, damit man sehe, dafs sie vollständig und in der gehörigen Ordnung vorhanden sind, aus einem Principe, id ipsum, quod quaerimus, abgeleitet werden. Allein die Ableitung aus Principien scheint Hrn. E.'s Stärke nicht zu sein, wie seine Ableitung der im Staate zu realisirenden Vollkommenheiten oder Güter des Menschen zeigt. In der That, es ist eine sehr naive Erklärung, die des Hrn. E., dafs *diese Zergliederung des Urbildes mit der Zeit eine gründliche psychologische Basis erhalten müsse*; man hätte denken sollen, dafs er gerade diese Basis (ob sie übrigens eine psychologische sei, wäre auch eine zu beantwortende Frage) sein Hauptgeschäft hätte sein lassen; denn auf die Grundlage kommt es an, ist diese richtig, so sind die Consequenzen nicht schwer. Selbst die „*leichtfertigen und flüchtigen*" Socialtheorieen St.-Simon's und Fourier's ruhen nicht auf einem so schluttrigen Grunde. Hätte dabei die Gliederung selbst noch einige Gediegenheit, so könnte der Mangel der Ableitung eher übersehen werden. Wenn aber Hr. E. das Wohl in die Gesammtheit der leiblichen Befriedigung setzt, so hat er übersehen, dafs die Arbeit (Ackerbau, Industrie und Handel) nicht allein um des Essens und Trinkens willen, sondern vorzüglich zur Erreichung höherer geistiger Zwecke vorhanden ist und nicht allein durch den *Leib* vollbracht, sondern mehr durch Intelligenz und Willen. Eben so ist die Bildung des Geistes theils abhängig von der körperlichen Vollkommenheit, wie schon das Sprichwort sagt, dafs in einem gesunden Leibe ein gesunder Geist wohne, und wie will Hr. E. es rechtfertigen, wenn er später, unseres Erachtens nicht mit Unrecht, den Militairstand als einen *Bildungsstand* vorzüglich aber des Körpers ansieht?

Die übrigen beiden Güter sind aber gar ohne jeden Grund herbeigezogen. — Wir wollen nur aufmerksam machen auf die ungemeine Leichtfertigkeit, mit welcher der Hr. Verf. sein System hinstellt, ein Versuch, die Sache in's richtige Geleise zu leiten, würde zu weit führen. Dafs dann die Güter des Menschen nur durch das Zusammenwirken der Glieder im Staate erzeugt und genossen werden können, ist eine zu allgemein anerkannte Wahrheit, als dafs es nöthig wäre, dabei zu verweilen. Aristoteles nannte deshalb den Menschen ein ζῶον πολιτικόν und die Arbeitstheilung, so wie sie von Ad. Smith ist geltend gemacht worden, ist nur die Uebertragung dieses Gedankens von dem ganzen Staate auf ein Moment desselben, die Industrie, wobei er sich noch den Fehler hat zu Schulden kommen lassen, dieses Moment von den übrigen loszureissen, wodurch zu nicht geringen Mifsverhältnissen in der Anordnung des gesellschaftlichen Lebens Veranlassung geworden ist. Die Socialtheorien haben gerade den Zweck und ihren eigenthümlichen Werth darin, dafs sie jene Zerreissung wieder aufzuheben und die Industrie mit den übrigen Zweigen und Gliedern des staatlichen Lebens in Harmonie und Uebereinstimmung zu bringen suchen.

Wir wollen nun zu der ferneren Darstellung des Hrn. E. übergehen. Nach den vier Vollkommenheiten oder Gütern theilt er die Gesellschaft in vier Klassen oder Stände: der *Gewerbsstand* besorgt das allgemeine Wohlsein; die allgemeine Bildung ist dem Lehrstande übertragen; der Stand, welchem der Schutz der allgemeinen Freiheit übertragen ist, ist der Beamtenstand, der *wahre* Wehrstand. Den Stand der Krieger betrachtet er, und dieser Gedanke ist einer gröfsern Aufmerksamkeit werth, als einen Bildungsstand, obwohl Hr. E., überhaupt die Charakterisirung und innere Organisation der Stände bei Seite setzend, diese Idee nicht vollkommen in's Licht stellt.

Digitized by Google

Den vierten Stand zu bestimmen verschiebt er zunächst noch, die Harmonie und Einheit in den drei bereits vorhandenen aufzustellen sich bemühend. Freilich wäre aber dazu es nöthig gewesen, das gemeinschaftliche Princip; aus welchem die Theilung in Stände hervorgeht, aufgefunden zu haben, was, wie wir bereits bemerkt haben, Hr. E. der Zukunft überläfst. Darum hat er aber auch die Charakteristik und gegenseitige Integrirung der Stände nicht zu geben vermocht und es bei einem blofsen Namengeben derselben bewenden lassen müssen. Das Band der Einheit wird daher eben so äufserlich sein; denn den Unterschied zwischen Regierung und Regierten, worauf der Staat beruht, ignorirt er gänzlich, nein, er macht sogar die Regierung, den Stand der Beamten zu einem Stande neben andern, gerade wie wenn Jemand die Seele als Glied des Leibes betrachtete. Wohl ist das Recht die Stärke des Staates und der Stand, welcher demselben seine Kräfte widmet, ein besonderes, von der Regierung als solcher unabhängiges Glied des Staates, worauf schon die Unabsetzbarkeit der Richter hinweis't, nicht so aber die Regierung. Diese fehlt dem Hrn. Verf. ganz und gar. Es ist derselbe Fehler, an dem, wie wir gesehen haben, der St.-Simonismus zu Grunde ging, dem es ebenfalls an einem Bande der Einheit mangelte, der aber doch wenigstens versuchte, sich ein solches zu geben. Hr. E. aber bringt die Harmonie und Einheit auf folgende Weise in sein System.

Das Gemeinwesen, sagt er, kann nicht blofs aus Ständen bestehen, vielmehr mufs eine Mittheilung der Arbeiten an alle Glieder des Gemeinwesens Statt finden. Indem nun sämmtliche Mitglieder des Gemeinwesens sich Einen von einem besondern Stande erzeugten Artikel aneignen, entsteht je eine besondere Einheit um einen solchen Stand und eine solche nennt er einen organischen Bestandtheil des Gemeinwesens. Nach Art und Zahl der Stände wird es *vier* solcher besondern Einheiten innerhalb der grofsen Einheit des ganzen Gemeinwesens geben.

Erstens ein Gemeinwesen des Wohls, welches das wirthschaftliche System des gemeinschaftlichen Körpers, die sogenannte bürgerliche Gesellschaft bildet, welche aber Hr. E. in ihren Functionen zu charakterisiren unterlassen; denn was er sagt, in ihr sammelten sich die übrigen Stände um den Gewerbsstand, um sich ihre sinnlichen Bedürfnifsmittel einzutauschen, ist nur die Function des einen Gliedes des Gewerbstandes selbst, nämlich des Handels. Dasjenige aber, was in der That die bürgerliche Gesellschaft zu einer geordneten Einheit macht, ist die Polizei, ein Attribut der Regierung, welche Hr. E. aufser Acht läfst.

Das zweite Gemeinwesen, welches sich um den Beamtenstand sammelt, nennt er den *Staat* (stricto sensu) die Einheit aller im Genusse des Rechts, die Rechtsgemeinschaft der Menschen; dieser bildet ihm also einen Staat im Staate und es ist eben so wieder ersichtlich, dafs eine Function der Regierung, die Handhabung des Rechts, die Art und Weise der Distribution desselben im Hintergrunde liegt. Eben so verhält es sich mit dem dritten Gemeinwesen, dem der Bildung, Schule, Kirche und Heer (Geistlichen, Künstler (Krieger) und Gelehrte) umfassend, die Functionen eines geistlichen Ministeriums auch des Kriegsministeriums, des eigentlichen Centrums der Kunst. Diese Functionen der Regierung treten nun alle hervor, ohne die Regierung selbst und merkwürdiger Weise steht der Fürst (dieses wird jedoch nur beiläufig bemerkt) an der Spitze des Beamtenstandes, so dafs die übrigen Glieder in ihren bestimmten Functionen aufserhalb des Bereiches seiner Thätigkeit liegen. Der Unterschied zwischen der Form des Staates und dem Materiale desselben, den Gegenständen, in deren Bearbeitung das staatliche Leben besteht, ist also bei Hrn. E. gar nicht zum Bewufstsein gekommen, und seine Theorie steht in dieser Beziehung noch hinter dem St.-Simonismus zurück, welcher doch noch durch ein weltliches Papstthum, im couple-prêtre repräsentirt, die Einheit zu erreichen suchte.

Doch auch für Hrn. E. ist das Bedürfnifs der Einheit vorhanden und er findet sie darin, *dafs es dieselben Personen sind, welche diese unterschiedenen Systeme des Gemeinwesens bilden* (!). Noch aber mufs ich erwähnen (denn es betrifft einen Gedanken, den Hr. E. in der Darlegung seiner Theorie gewifs ungern vermissen würde), dafs bevor er uns die angegebene kräftige Einheit seines socialen Gemeinwesens darlegt, in einem besondern § von der Symmetrie desselben gesprochen wird. So wie nämlich die Natur (versteht sich nach Oken'scher Theorie) in jedem ihrer Reiche in der höchsten Klasse die sämmtlichen untergeordneten Klassen recapitulirt, so verhält es sich auch im socialen Leben. Von den drei Ständen, dem Nähr-

Digitized by Google

Wehr- und Lehrstande oder besser, den Gewerbsbeamten und Bildungsständen, sind die letzteren die höchsten (der Fürst also steht nicht an der Spitze des Gemeinwesens, sondern hat seine Stelle in der Mitte, vielleicht um nicht den Kopf, sondern das Herz desselben zu bilden); sie theilen sich nach den drei Ständen in drei Klassen; die *Künstler* und die *Kunstanstalten stellen* die Vollendung des *Gewerbstandes*, der bürgerlichen Gesellschaft dar; *der geistliche Stand und die Kirche* decken und verklären *den Beamtenstand und den Staat* (sensu stricto); der dritte, der *Culturbestandtheil* endlich wird im *Schulwesen* von sich selber bejaht.

Dieses der Vollständigkeit wegen, und wir gehen nun zu dem unerörterten vierten Stande über, welcher im dritten Kapitel als das Fundament des Gemeinwesens behandelt wird. Dieses Fundament nun — sind die *Weiber*, sie bilden den Gebärstand. Das Männerschauspiel ist vollendet und es wird nun das Weiberschauspiel aufgeführt. Zuerst tadelt Hr. E. die Platonische und die Fourier'sche Weiberlehre, wobei er aber in Betreff der ganzen Socialtheorie des letztern viele Schiefheit blicken läfst, was wir jedoch nur erwähnen wollten, eine Berichtigung, weil sie uns zu weit vom Ziele abführte, geflissentlich bei Seite setzend. Die bürgerliche Stellung der Weiber begründet er sodann folgender Gestalt: jeder Stand producirt Eins, aber tauscht sich dafür die Erzeugnisse der übrigen Stände ein. Eben so ein jeder Mann, er producirt Eins, wofür er sich die ganze Mannigfaltigkeit seiner Bedürfnifsmittel eintauschen soll. Das Geschäft des Eintauschs aber ist offenbar eine ganz besondere Arbeit und man sollte meinen, dafs der Idee der Arbeitstheilung gemäfs auch eine besondere Kraft für diese Arbeit eingesetzt werden müfste. Wie nun, wenn diese besondere Kraft das Geschlecht der Weiber wäre? Die Weiber dürfen sich über diese ihre bürgerliche Stellung nicht beschweren. Während sie jetzt nur höchstens im Hause das Regiment übernehmen, so kommt nun die ganze sociale Gesellschaft unter den Pantoffel; denn welches sind die Güter, die eingetauscht werden sollen? Der Mann gehöre dem Erwerbsstande an, so mufs die Frau für Bildung und Recht sorgen, sie wird sich mit Rechtshändeln, Wissenschaft, Kunst bemengen. Und wenn doch Hr. E. auch angegeben hätte, wie dieser Verkehr durch Weiber veranstaltet wird; denn sicherlich ist es eine ganz besondere Weise, wie die Weiber die Processe einleiten werden, zumal auch der Rechtsgelehrte seine Producte durch seine Frau umsetzen läfst. Der ganze Handel und Wandel und aller Verkehr des Lebens kommt in die Hände der Frauen; die Männer beschaffen nur die Mittel des Verkehrs. Es ist jedoch nicht zu verkennen, dafs Hrn. E. bei seiner Darstellung der richtige Grundgedanke vorgeschwebt hat, welcher in dem von ihm angeführten Kraft-Ausspruche Luthers enthalten ist: „Die Weiber haben ein breit Gesäfs, dafs sie sollen daheim bleiben, Haus halten und Kinder tragen", aber die Art und Weise, wie er denselben zu begründen sucht, würde in praktischer Ausführung noch viel schlimmere Mifslichkeiten erzeugen, als ein Fourier'sches Phalansterium. Die Elemente des Staates sind nicht Individuen, Menschen, sondern Familien; dieses war der Punct, von dem Hr. E. hätte ausgehen müssen, wollte er sich in den richtigen Gesichtspunct der Betrachtung stellen.

Um den Weiberstand bildet sich eben so ein besonderer Kreis, wodurch das von ihnen Erzeugte in die übrigen Kreise des Gemeinwesens übergeht. Das Product aber, das sie zu Tage fördern, sind die Kinder (wie dieses Product mit ihrem arbeitstheiligen Geschäfte zusammenhängt, ist aus Hrn. E.'s Darstellung nicht klar); der concentrische Kreis daher das Volksthum, welches darin besteht, dafs ein Blut durch alle Adern rollt, wobei nur freilich übersehen ist, dafs von allen historisch gewordenen Völkern kein einziges aus einem Blute entsprossen ist; vielmehr scheint die Geschichte zu bezeugen, dafs zur Bildung einer Volkseinheit Stämme verschiedener Abkunft sich vereinigen müssen. Auch sehen wir, dafs in den ältesten Zeiten *Geschlechter* wohl ein und *dasselbe Geschäft* treiben, eine *Gilde* bilden, keines von den historisch gewordenen Völkern aber ist aus demselben Blute entsprossen. Diese Begründung der Volksthümlichkeit ist daher eben so schief, wie die Begründung der bürgerlichen Stellung der Weiber.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Philosophie des Staats oder allgemeine Socialtheorie von Dr. Hugo Eisenhart.

(Schlufs.)

Drittens wird dann auch noch von den Frauen verlangt, dafs die Mutter durch Verstand und Liebe die Anlagen des Kindes entbinden soll, wobei es als gewifs zugegeben werden kann, dafs die häusliche Erziehung die Grundlage der übrigen Bildung sein mufs, und dafs namentlich die Einwirkung der Mutter auf das Gemüth der Kinder unauslöschlich sich ihr ganzes Leben hindurch bewahren wird, die wahrhafte Bildung erhält aber namentlich die männliche Jugend nur in den öffentlichen Instituten; denn der Geist der Nation wird nur durch die Nation selber gegeben. Auch ist sie es, welche auf ihre Werke der Vergangenheit hinweis't, an welchen der Geist sich zu *verklären* hat, nicht durch die Fortpflanzung von Geschlecht zu Geschlecht.

Wir haben bereits gesehen, dafs für Hrn. Eisenhart eine Regierung im Staate nicht vorhanden ist, dafs er vielmehr die Seele zu einem Gliede des Leibes mache und dafs sich ihm die Offenbarungen derselben zu Dunstkreisen gestalten, welche als Decken und Hüllen die Körpertheile umlagern. In diesen Nebelregionen finden dann die Processe und Ablagerungen des staatlichen Lebens Statt, ohne dafs man über den Vorgang ein Näheres erfahren könnte. Es ist hiernach nun nicht zu erwarten, dafs er uns aus diesem Dunkel zu den Lichtregionen des Zeus, des Deus poticus hinführen werde. Wir erhalten daher, statt der Organisation der pouvoirs, der Potenzen, wodurch der gesellschaftliche Körper bewegt und zusammengehalten werden sollte, im vierten Capitel — *ein System der Staatswissenschaften.* Die *Encyklopädie* der Staatswissenschaften wird in Zukunft durch die Philosophie des Staats oder die Socialtheorie ersetzt, statt der Methodologie eine *Litteraturgeschichte* gegeben, worin der Lehrer erzählt, wie er durch das Studium der Geschichte seiner Wissenschaft zu seiner bestimmten Auffassungsweise gekommen. Die wirklichen Staatswissenschaften zerfallen in 1) die Philosophie der Geschichte, an das Volksthum sich anschliefsend und 2) die reinen Staatswissenschaften, deren es drei giebt: *a*) die Philosophie der Wirthschaft, welche die Cammeralwissenschaften, die Gewerbswissenschaften und die politische Oekonomie umfafst; *b*) die Philosophie des Rechts, Privat-, Straf-, Staats- und Völkerrecht unter sich begreifend; endlich *c*) die Culturwissenschaften, zu denen Pädagogik, Aesthetik, Ethik und Dialektik (Wissenschaftslehre) gehören. Ref. mufs sich begnügen, diese Eintheilung angegeben zu haben, eine Beurtheilung derselben ist nicht möglich, da die Gliederung der Wissenschaft nur durch die Gliederung der Sache gegeben werden könnte, aber diese, nämlich der Staat seiner *wesentlichen Form* nach ganz aufser dem Spiele geblieben ist.

Folgt nun noch zum Schlusse dieses Capitels eine Definition des Gemeinwesens, in welcher Hr. E. die wesentlichen Momente des bisher Auseinandergesetzten wiederholt und die dem Ganzen zu Grunde liegende Vorstellung in den Worten von Steffens zusammengefafst wird: *„Der Staat ist die wechselseitige Bildung Aller durch Jeden und umgekehrt; fortschreitende Befreiung durch gemeinsame That: der Meister"!* eine zwar schön klingende Formel und die auch als eine Wortdefinition betrachtet werden könnte, wäre nur nicht das zu definirende Subject in der Definition wieder enthalten; denn ein Staat ist nicht *„wechselseitige Bildung"*, sondern ein x (die St.-Simonisten nennen es association universelle, Fourier: solidarité), dessen Aufgabe ist u. s. w. — Dieses x aber wäre anzugeben gewesen, was aber freilich nicht so ganz leicht ist. Eine Sachdefinition durften wir nach dem

Digitized by Google

Bisherigen nicht erwarten und um eine Wortdefinition zu geben, brauchte Hr. E. denn auch nicht bis an's Ende zu warten, wie er es denn auch nicht gethan hat, obwohl er sich das Ansehn giebt; denn die Vorstellung liegt von Haus aus zu Grunde und ist auch zu wiederholten Malen, nur nicht gerade mit diesen Worten, im Verlaufe der Abhandlung ausgesprochen.

Hiemit nun sollte man meinen würde Hr. E. sein Buch geschlossen haben, allein es folgen noch drei Capitel, von denen kaum ein äufserer, geschweige denn ein innerer Zusammenhang mit dem Corpus des Ganzen angegeben werden könnte. Wir werden uns daher begnügen, den Inhalt derselben kurz anzugeben. Im fünften Capitel giebt er nämlich „Umrisse zu einer natürlichen Philosophie der Geschichte", in welchen die Weltgeschichte nach dem Formulare des Gemeinwesens schematisirt wird. 1) Die mythische Zeit, das Weltalter der formalen Gemeinwesen umfafst *a*) China als Familienstaat, *b*) Indien, Kastenstaat, *c*) die babylonisch-chaldäischen Stämme, die Handelsstaaten, *d*) Aegypten, den Genufsstaat. 2) Die alte Welt, das Weltalter der juridischen Gemeinwesen begreift unter sich *a*) Israel, die welthistorische Theokratie, *b*) die Despotie, das persische Princip, *c*) die Demokratie, Hellas, *d*) Rom, die Aristokratie. 3) Das Mittelalter, das humanistische (religiöse) Weltalter umschliefst *a*) die unsichtbare, apostolische Kirche, den christlichen Glauben, *b*) das Frankenreich, den Lehnstaat, *c*) den Kirchenstaat, das Papstthum, *d*) das Kaiserthum oder das heilige römische Reich deutscher Nation. 4) Das ökonomische Weltalter, die neuere Zeit, deren nähere Momente nicht angegeben sind, wahrscheinlich weil, wie aus dem 7ten Capitel erhellt, erst ein Moment, das *kritische* davon abgelaufen, die drei *organischen* aber noch in dem Schoofse der Zukunft verborgen sind.

Die „Materialien zu einer Philosophie der Geographie", welche das sechste Capitel darlegt, sind unter dasselbe Schema gebracht. Ein Land ist das Stromgebiet eines Flusses, welcher einen obern, mittlern, untern Lauf und ein Delta oder Inselland hat. Die Region der Tiefländer, des untern Laufes der Flüsse, ist die Heimath der Formalgemeinwesen (Geographie der Urzeit); die Region der Bergländer, des oberen Laufes der Flüsse, die Heimath der politischen Gemeinwesen (alte Geographie); die Region der Stufenländer, des mittleren Laufes der Flüsse, die Heimath der humanistischen Gemeinwesen (Geographie des Mittelalters); die Region der Seeländer endlich die Heimath der Oekonomiestaaten (neue Geographie). Im siebenten Capitel endlich „zur vergleichenden Chronologie" und Statistik betitelt, wird der Ablauf der Weltgeschichte auf das Jahr 3000 p. Ch. berechnet. Eine eben so lange Zeit umfafst die Geschichte vor Christi Geburt. Dieser ganze Zeitraum von 6000 Jahren wird dann zu gleichen Raten an die vier *Weltalter* vertheilt, jedes derselben vier *Zeitalter* zu 375 Jahren umfassend.

Sollen wir nach dieser Darlegung des Einzelnen noch unser Urtheil über das Ganze geben, so möchten wir sagen, dafs obwohl der Hauptzweck des Hrn. Verfassers, den gesellschaftlichen Körper anatomisch und physiologisch zu zerlegen, bei weitem nicht erreicht ist, dennoch sein Streben auf diesem neuen Wege Lob und Aufmunterung verdiene: dabei enthält die Schrift im Einzelnen sehr richtige Blicke, die einer genauern Beachtung wohl werth scheinen und das Buch lesenswerth machen, ein Geschäft, das bei der geistreichen Behandlungsweise des Hrn. E. zu einem Vergnügen wird.

J. C. Glaser.

XVI.

J. J. Schmidt: Dsang Lun oder der Weise und der Thor. Aus dem Tibetischen übersetzt und mit dem Originaltexte herausgegeben. 1ster Theil. XXXVIII S. Vorrede und 323 S. Text. 2ter Theil. Uebersetzung 404 S. St. Petersburg, 1843. 4.

Aufser seiner tibetischen Grammatik und seinem Wörterbuch derselben Sprache hat Hr. Staatsrath *J. J. Schmidt* auch schon zwei gröfsere tibetische Texte, von seiner deutschen Uebersetzung begleitet, herausgegeben: der Erstere, mitgetheilt in den *Mémoires de l'Académie de St. Petersbourg* (1837), ist ein sehr abstruser *Sûtra* der Budd'isten, den man, wie überhaupt die heiligen Bücher dieser Secte, in eben so vielen Sprachen besitzt, als es civilisirte Völker giebt, bei denen das Budd'athum Eingang gefunden *); der Andere ist die vorliegende *Legenden-Sammlung*.

*) Die chinesischen Budd'isten nennen dieses heilige Buch *Kin-kang-'king*, das *Diamantene;* die Tibeter: *P'agpa schi rabtschi p'aroltu tsch'inpa dordje tschodpa ji djawa t'egpa tschenpoi do*, d. h. das ehrwürdige Buch vom grofsen Ret-

Digitized by Google

Wie zu einem gründlichen Studium des Mongolischen in Europa erst durch Hrn. Schmidt die rechte Bahn gebrochen worden, so hat der gelehrte Ungar Csoma von Körös uns zuerst die tibetische Sprache wahrhaft erschlossen. Abel-Rémusat's sonst in mancher Hinsicht lehrreiches und, was die Methode betrifft, musterhaftes Werk *Recherches sur les Langues Tartares* (Paris 1820), worin er, beiläufig bemerkt, das Tibetische sehr mit Unrecht den *langues tartares* beizählt, giebt über die erwähnten zwei Sprachen nur kümmerliche Auskunft, und Klaproth's Notizen über dieselben sind, wie der Verf. sich ausdrückt, „wenn nicht Plagiate aus dem handschriftlichen Nachlafs des Translators Jäbrig oder gar aus gedruckten Schriften, nichts als Auswüchse unwissender Anmafsung". Hr. Schmidt kommt bei Erwähnung dieser beiden Gelehrten wieder auf das von ihm sogenannte *Uiguren-Phantom*, welchem Beide nachgejagt und dessen Existenz sie gewissermafsen zur Lebensfrage für alle Ergebnisse ihrer Forschungen hinsichtlich Mittelasiens gemacht hätten. Allein die Schmidt'sche Hypothese von den Uiguren erscheint dem Recensenten, der selbst einem Forscher wie Abel-Rémusat nie auf sein Wort geglaubt hat, doch ganz unhaltbar, indem Hr. Schmidt durch die Behauptung, dafs der Name *Uigur* erst während der Mongolen-Herrschaft dem betreffenden Volke beigelegt worden, dafs dieses Volk nicht türkischen sondern tangutischen (tibetischen) Ursprungs gewesen sei, und seine Schrift erst von den Mongolen empfangen habe (nicht umgekehrt), mit allen asiatischen und mittelalterlich europäischen Zeugnissen sich in Opposition setzt. Recensent findet den Namen der Uiguren schon bei dem Byzantiner *Theophylactus*, welcher im 7ten Jahrhundert, also geraume Zeit vor der Mongolen-Herrschaft, schrieb, und in dessen Geschichte (Buch VII) erzählt wird, wie ein *Chaghan* (χαγανος) der *Türken* das Volk *Ogôr* (Ὀγὼρ) bekriegt und unterworfen habe. „Dieses Volk, sagt der Byzantiner, bewohnt im Osten ein von dem Flusse *Til* durchströmtes Land, welchen Flufs die *Türken* den *schwarzen* nennen". Schwarzes Wasser (*Kara-su*) heifst aber noch jetzt derjenige Strom, welcher die östlichste bewohnte Region der sogenannten kleinen Bucharei in nordost-südwestlicher Richtung durchströmt, und eben diese Gegend, nicht Tangut, bezeichnen auch die chinesischen Historiker als Wohnsitz der Uiguren. Mit der von Theophylact erzählten Begebenheit kann nichts Anderes gemeint sein, als die furchtbare Schlappe, die ein von den Chinesen *Ki-li* genannter Chaghan der *Tu-kiu* im Jahre 627 u. Z., also vielleicht schon bei Lebzeiten des Theophylactus, den empörten *Hui-ku*, (d. h. *Uiguren*) beibrachte *).

Der Verf. sagt, er gedenke des „Uiguren-Gespenstes" nur darum noch einmal, weil ohne dasselbe die Freunde orientalischer Studien wohl noch lange auf eine nähere Kenntnifs der *tibetischen* Sprache und Litteratur hätten verzichten müssen, da Csoma von Körös nur auf dem falschen Wege, den er beim Aufsuchen der Stammväter des Magyaren-Volkes eingeschlagen, jene Kenntnifs erlangt habe; wahrscheinlich seien eben die *Uigur* (ob der Aehnlichkeit des Namens mit *Ungar*) ein erster Impuls zu seiner Reise gewesen. Dafs Körös einen falschen Weg eingeschlagen, ist sehr einleuchtend; allein wir halten es nur für seine eigne Schuld, und nicht für die Schuld Klaproth's, Hamaker's, Sacy's oder Abel-Rémusat's, wenn der Name *Uigur* ihn dazu verleitet hat; denn die *Ugren* oder *Jugoren*, die wahrscheinlichen Stammeltern der *Ungarn*, waren ein ganz anderes Volk, dessen Stammsitze man nicht weiter östlich, als bis in die Nachbarschaft des Uralgebirges verfolgen kann, und welches im 9ten Jahrhunderte, von den Petschenegern vertrieben, aus einer Gegend östlich von Kiew, wo es sich später niedergelassen hatte, westwärts über den Dnjepr nach Bessarabien, der Moldau und der Wallachei wanderte. Als Nachkommen der in ihrer alten Heimath zurückgebliebenen Ugren darf man die *Wogulen*, *Syrjänen* und *Ostjaken* betrachten, deren Sprachen ein unverkennbares Band historischer Verwandtschaft mit dem heutigen Magyarischen verknüpft. Wir bewundern und verehren die Standhaftigkeit, womit der edle Csoma von Körös trotz

tungsmittel, genannt der zum Jenseits der höchsten Erkenntnifs gelangte zerschneidende Diamant. — Nach einer mongolischen Bearbeitung ist dieses Buch durch Pater Hyacinth in's Russische übertragen und mit der Ueberschrift „Auslegung der budd'istischen Religion" (изложеніе буддійской религій) im Russischen Botschafter (Русскій Вѣстникъ) vom Jahre 1841 mitgetheilt worden.

*) Sie findet sich unter Anderen erzählt im 199sten Buche des grofsen geographisch-ethnographischen Werkes *Hoan-yü-ki* von welchem die Königliche Bibliothek zu Berlin ein Exemplar besitzt.

Digitized by Google

übermenschlicher Strapazen und Entsagungen sein grofses geträumtes Ziel verfolgte; wir schätzen seine Verdienste um die Sprache und Litteratur Tibet's im höchsten Grade; was er aber jemals über Sprachen-*Verwandtschaft* gesagt oder geschrieben, das überzeugt uns auch, dafs er nicht der Mann gewesen wäre, in diesem Gebiet etwas Anderes als abenteuerliche Hypothesen zu Tage zu fördern. Hätte ihn sein Forschungstrieb nach dem Ural geführt, statt nach dem Himalaya, so besäfse man jetzt ohne Zweifel treffliche Vorarbeiten zu einer vergleichenden Grammatik des Magyarischen und der ostfinnischen Sprachen; aber die Ausführung dieser Arbeit müfste einem besonnenern und kritischeren Kopfe überlassen bleiben.

Wir kommen auf das vorliegende Werk *Dsang Lun* zurück, dessen Publication der Verf. schon in der Vorrede zu seinem tibetischen Wörterbuch versprochen hatte. Es ist in die riesenhafte Sammlung *Gandjur*, genauer *bKa-'gyur*, d. h. *Uebertragung der Worte* (*Budd'a's*) aufgenommen, die, wenn sie vollständig ist, *hundert Bände* begreift, von denen aber das *Dsang Lun* nur *einen* Band beinahe ausfüllt. Den *Gandjur* bilden alle diejenigen Bücher der Budd'isten, welche als das *Wort des Stifters* verehrt werden und theils rein didaktisch sind, theils Legende mit Belehrung vereinigen. Zu der ersteren Classe gehört das im Jahre 1837 von Hrn. Schmidt tibetisch und deutsch herausgegebene *diamantene Buch* (s. oben); zu den Letzteren, deren Schreibart weit verständlicher, das Buch *Dsang Lun*, d. i. *der Weise und der Thor*. Dieses war dem Verf. in der *mongolischen* Bearbeitung, welche *Uligerün-Dalai* (*Meer der Parabeln*) betitelt ist, schon lange bekannt; eine Legende desselben veröffentlichte er zuerst im Anhang zu seiner mongolischen Grammatik; und vier Andere sind in Kowalewskji's Монгольская Хрестоматія (Kasan 1836) mitgetheilt *). Bei Vergleichung des tibetischen Dsang Lun mit dem mongolischen boten sich merkwürdige Varianten dar, indem Letzterer breiter gehalten und paraphrasirt, öfters auch mit kleinen Zusätzen versehen ist, die im tibetischen fehlen, ja eine ganze Erzählung, die vom *Königssohne Susati*, mehr enthält: Gründe genug zur Annahme, dafs bei Anfertigung der mongolischen Uebersetzung ein anderer tibetischer Text des Buches vorgelegen. Der Verf. gönnt jener Erzählung der Vollständigkeit wegen in seiner Vorrede einen Platz; er scheint aber nicht zu wissen, dafs sie allbereits vom Anfang bis zum Ende in Kowalewskji's oben citirte Chrestomathie (Th. I, S. 13—26) aufgenommen ist. Die empörende Crafsheit ihres Inhalts hielt uns davon zurück, sie der deutschen Lesewelt anzubieten und vielleicht haben selbst die Herausgeber des von Hrn. Schmidt benutzten Dsang Lun sie nicht sowohl vergessen als zur Ehre Budd'a's und ihres Glaubens geflissentlich unterdrückt.

„Mit sehr wenigen Ausnahmen" — sagt der Verfasser — „bildet die Epoche der Gegenwart Budd'a Säkyamuni's auf Erden, dessen Aufenthalt in mehreren Districten und Städten Ober-Indiens, nebst Begebenheiten, welche sich während dieser Zeit zutrugen, den Inhalt fast aller Capitel dieses Werkes. Die erzählten Begebenheiten, die Thaten und Schicksale einzelner damit verflochtener Personen, und was sonst damit in Verbindung steht — dies Alles wird dann von Budd'a als nothwendige Folge, als unausbleibliche Vergeltung, als reife Frucht der in früheren Epochen und Generationen begangenen tugendhaften oder lasterhaften Handlungen erklärt, wodurch in demselben Capitel eine zweite, bisweilen auch eine dritte und vierte Erzählung herbeigeführt wird, welche zum Zweck hat, den Beweis festzustellen, dafs kein Verbrechen, kein Laster, kein Vergehen, es sei grofs oder gering, ohne sichere Vergeltung und Strafe in einer oder mehreren spätern Wiedergeburten bleibe; dafs aber auch jede Tugendhandlung, jede, wenn gleich noch so unbedeutende, aber aus reinem, aufrichtigem oder andächtigem Herzen vollbrachte Gutthat nicht umsonst geschehe, vielmehr der reichsten Belohnung in künftigen Lebensperioden gewärtig sei. Der Tugendhafte ist mithin der *Weise* und der Lasterhafte der *Thor*, und darin findet der Titel des Buches seine vollgültige Erklärung".

(Der Beschlufs folgt.)

*) Von zweien derselben hat Rec. in Lehmann's „Magazin für die Litteratur des Auslands" (1838. März, No. 30 und 36) Uebersetzungen geliefert.

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

J. J. Schmidt: Dsang Lun oder der Weise und der Thor. Aus dem Tibetischen übersetzt und mit dem Originaltexte herausgegeben.

(Schluſs.)

„Wir erblicken neben dem, auch vom Budd'ismus ungeläugneten freien Willen des Menschen zugleich ein Fatum, das ihn und seinen Willen beherrscht und zum Spielball des Wechsels seiner Schicksale innerhalb des Kreises der Seelenwanderung macht, dem der Mensch sich in keiner Weise völlig entziehen kann, wenn er seinen Willen nicht auf den einzigen Gedanken der Befreiung aus diesem Kreislaufe richtet, mit beharrlichem Eifer bloſs verdienstlichen Handlungen nachstrebt, und zuletzt durch Abwerfung aller Leidenschaften, welche als die stärksten Fesseln im Gefängnisse des Kreislaufs angesehen werden, das erwünschte Ziel erreicht. Dieses Endziel der Befreiung, die *Feindbesiegung* genannt, kann nur durch Eintritt in den geistlichen Stand und strenge Befolgung der damit verbundenen Pflichtgebote erreicht werden; wer aber diesen Grad der Vollkommenheit erlangt und behauptet, ist von da an aus dem Kreislauf und von der Wiederkehr in denselben vollständig erlöst: er wird ein *Budd'a in der Räumlichkeit*, d. h. in den Budd'a-Regionen weit über der Welt Brahma's; er erscheint bloſs dann auf's Neue und zwar nach eigner Willkür als *Bôd'isattwa* in der Welt verkörpert, wenn ihn Liebe zu den Wesen innerhalb des Kreislaufs, Mitleid mit ihrem Jammer und Elend hinzieht".

„Ein solcher ist jedoch nicht mit *Sâkyamuni* und vielen anderen Budd'a's, die vor demselben erschienen sein sollen, oder deren Zukunft noch erwartet wird, zu verwechseln. Diese werden vorzugsweise *Siegreich-Vollendete* genannt; sie haben alle Uebergänge (*Pâramitâ*) des Tugendverdienstes und der Weisheit in höchster Vollendung durchgemacht bis zum *Jenseits der Erkenntniſs*. Und was ist dieses Jenseits der Erkenntniſs? — Die abstracte, namenlose Monas und die Versenkung in selbige auf ewig, das wahre, einzige *Sein im Nichtsein*, als Gegensatz zu dem scheinbaren, falschen Sein Alles dessen, was objectiv auf Sinne oder Verstand wirkt, und wodurch wir mit den Gegenständen auſser uns in Berührung und Beziehung treten". . . . . .

„Dieses Endziel, der Uebergang zur budd'aischen Monas und die Versenkung in dieselbe gilt für die vollständige Erlösung des Geistes aus den Banden des Formenwechsels, der für ihn nun in keiner Weise mehr existirt und daher nebst allen seinen Consequenzen und Beziehungen negirt wird. Ein Anderes aber und völlig umgekehrt ist es mit dem noch unbefreiten Geiste, er mag noch so hoch oder noch so niedrig stehen: für denselben ist die abstracte Monas ein unbegreifliches Nichts, wogegen bloſs die ihn umgebende Weltnatur für ihn Dasein und Beziehung hat. Dadurch wird er ein Sclave des in derselben waltenden unerbittlichen Schicksals der Thaten, das durch Verschuldung verschlimmert wird; jedoch befähigt ihn die Freiheit seines Willens, sich dem über ihn verhängten und ihn seit lange verfolgenden Fatum durch die Ausübung tugendhafter Handlungen allmählig zu entziehen".

„Die Freiheit des Willens und das Gefühl des Bedürfnisses der Erlösung müssen indeſs durch Etwas angeregt werden. Daſs dies durch die abstracte budd'aische Monas, die zu dem Materiellen in keinerlei Beziehung steht, nicht bewirkt werden könne, fällt in die Augen; deswegen fehlt es aber dem Budd'ismus keineswegs an einem göttlichen Principe, das sich durch Wort und Offenbarung den Weltbewohnern kund giebt. Das Religionssystem desselben löst nämlich den Vollbegriff *Budd'a*, der an und für sich einzig und allein in der abstracten Monas besteht, in drei Persönlichkeiten oder Eigenthümlichkeiten, die drei Körper

Digitized by Google

genannt, auf. Zwei davon sind zwar blofs Reflexe dieses Absoluten und gehören deshalb den Regionen der Verwandlung, der Täuschung an; allein für diese Regionen haben sie die vollste Geltung dessen, was sie vorstellen. Die erwähnten Persönlichkeiten sind: die des wahren Seins (Budd'a in der Einheit des geistigen Alls), die offenbarte Herrlichkeit Budd'a's in den Himmeln oberhalb der Welt des Brahma, und seine Offenbarung in höchster physischer und moralischer Vollkommenheit und Macht in der Menschwerdung innerhalb Brahma's Welt. Auf letztere Persönlichkeit ist das ganze Religionssystem und die ganze praktische Lehre gegründet".

Der Herausgeber hat bei seiner Uebersetzung hauptsächlich dem Bedürfnifs der Anfänger im Tibetischen genügen wollen, weshalb das Verdienst der Treue ihr vornehmstes ist. Von den ein und funfzig Legenden wollen wir zwei der kürzeren in etwas veränderter Form als Probe mittheilen:

Von der ersten Veranlassung, bei welcher Budd'a liebende Fürsorge erzeugte.

„Solches habe ich zu einer Zeit gehört: der Siegreich-Vollendete hatte seinen Sitz in *Njanjod*, im Lustgarten des Prinzen *Djaldjed*, am Orte allgemeiner Freude des *Gonmedsaidjin* (der den Hülfsbedürftigen Speise reicht)".

„Zu der Zeit hatten die *Gelong's* (Geistlichen) ihre Lebensweise während des Sommers verlassen und begaben sich dahin, wo der Siegreich-Vollendete verweilte. Daselbst angelangt, verbeugten sie sich vor demselben und erkundigten sich nach seinem Wohlbefinden. Aber auch der Siegreich-Vollendete erzeugte im liebevollen Herzen Freude (über ihren Anblick) und fragte sie mit herzlicher Theilnahme: Ihr habt doch nicht Mühseligkeiten und Leiden erduldet? Da fragte ihn *Kungawo:* Seit wie lange ist es her, dafs du, o Vollendeter, in solcher Weise Gedanken des Wohlwollens erzeugst? Budd'a entgegnete: Wenn du es zu wissen wünschest, so werde ich dir es zeigen".

„In frühester Vergangenheit, vor zahllosen, nicht in Worte zu fassenden Weltaltern, waren zwei Menschen wegen sündhafter Handlungen in die Hölle hinabgesunken, wo sie der Höllenhüter an einen eisernen Wagen gespannt hatte, sie mit eisernem Hammer schlug und sie hin und her laufen liefs, ohne ihnen Ruhe zu gönnen. Der Eine, dessen Kräfte gering waren, konnte den Wagen nicht ziehen und setzte sich, worauf der Hüter ihn mit dem Hammer schlug, dafs er starb, aber alsbald wieder lebendig wurde. Als sein Gefährte diese Qualen sah, erzeugte er Gedanken des liebevollen Mitleids und sprach zum Höllenwächter: Ich allein will den Wagen ziehen; lasse diesen Menschen frei! Diese Worte erregten den Zorn des Treibers und er schlug ihn (den mitleidigen Sünder) mit dem Hammer dermafsen, dafs er sein Leben einbüfste, aber sogleich in Brahma's Götterwelt wiedergeboren ward".

„*Kungawo!* Derjenige, welcher in jener grauen Zeit als Höllenbewohner Mitleid fühlte, bin *ich* nun. Seitdem habe ich (in zahllosen Weltaltern) gegen alle Wesen Gedanken des Erbarmens in mir erzeugt".

„Und Kungawo und die ganze grofse Versammlug freuten sich in gläubiger Nachfolge der Lehren des Siegreich-Vollendeten".

Von *Serdjig* (*dem Goldreichen*).

„Solches habe ich zu einer Zeit gehört: Der Siegreich-Vollendete hatte seinen Sitz in *Njanjod* u. s. w."

„Damals gebar die Frau eines Hausbesitzers in jener Stadt einen Knaben, welchem der Name *Serdjig* gegeben ward. Derselbe war so reizend von Ansehen, dafs die Welt seines Gleichen nicht aufzuweisen hatte. In Folge früherer Handlungen kam der Knabe, beide Hände zur Faust geballt, auf die Welt. Die Eltern öffneten beide Fäuste des Knaben und fanden zu ihrem Erstaunen in jeder Hand eine Goldmünze. Sie nahmen beide Goldmünzen heraus, allein es entstanden immer wieder neue an ihrer Stelle, und auch dann noch, als ihr ganzer Schatz bereits angefüllt war. Als der Knabe heranwuchs, bat er seine Eltern, in den geistlichen Stand treten zu dürfen, begab sich dahin, wo Budd'a seinen Sitz hatte und sprach, sich vor ihm verneigend: „Der Siegreich-Vollendete geruhe, sich meiner erbarmend, mein Lehrer zu werden"! Nach empfangener Einwilligung Budd'a's schor Serdjig sich Haupt und Bart und zog das geistliche Gewand an. Als seine Volljährigkeit eingetreten war, empfing er die geistliche Weihe, und wurde, nachdem er frommen Betrachtungen mit Eifer obgelegen, ein *Feindebesieger*".

„Da fragte *Kungawo* den Siegreich-Vollendeten: Welche verdienstliche Handlung hat der Gelong Serdjig in früherer Zeit verrichtet, dafs er von Geburt an Goldmünzen in den Händen trägt? — Budd'a erwiederte: Merke auf meine Worte und ich werde dir's erzählen.

Digitized by Google

Vor ein und neunzig Weltaltern, als der Budd'a *Kanakamuni*, das Heil der Wesen begründend, in Begleitung des Vereins der Geistlichkeit auf Erden wandelte, geschah es, dafs die reichen Hausbesitzer alle Arten Speise bereiteten und als Opfer darbrachten. Damals pflegte ein armer Mann, der nicht das geringste Besitzthum hatte, im Gebirge Holz zu sammeln, das er verkaufte. Dieser hatte einst als Preis seines verkauften Holzes zwei Münzen erworben und erblickte Budd'a, wie er in Begleitung der ganzen Geistlichkeit von einem Besuch im königlichen Palaste kam. Mit grofser Freude brachte er sofort die zwei Münzen, sein ganzes Besitzthum, dem Siegreich-Vollendeten dar. Der Budd'a Kanakamuni gedachte seiner mit Erbarmen und nahm die zwei Münzen in Empfang, jener Holzfäller aber wurde seitdem während ein und neunzig Weltaltern mit Goldmünzen in den Händen wiedergeboren. Er ist der nunmehrige Gelong Serdjig. Obwohl derselbe nicht sofort die Frucht der Feindbesiegung erlangte, so war die für zukünftige Wiedergeburten reifende Frucht seiner Handlung doch unermefslich. Möchten darum alle Wesen in Handlungen der Gabenspendung Eifer beweisen"!

Schott.

XVII.

Grundzüge der Botanik. Entworfen von Stephan Endlicher und Franz Unger. Wien, 1843. XXXX. *u.* 494 S. 8

Es ist ganz zweckmäfsig, wenn der neue Zuwachs der Naturwissenschaften von Zeit zu Zeit mit dem Ganzen in Compendien zusammengefafst wird, um ein Bild des gegenwärtigen Zustandes zu geben; doch bleibt zu wünschen, dafs dies immer in der wahren Richtung des Zeitgeistes geschehe. Was die Botanik betrifft, so kann man diese Richtung derselben als die praktische bezeichnen, weil man jetzt diese Wissenschaft mit Recht mehr als sonst bei uns für praktische Zwecke auszubeuten, und sie selbst in Beziehung auf praktische Anwendung zu bearbeiten bemüht ist, anstatt man sonst wohl die theoretische Richtung, selbst im entschiedensten Widerspruch mit praktischen Erfahrungen, oft zwecklos und erfolglos auszuspinnen gewohnt war. Die Namen zweier bewährter Schriftsteller, des Hrn. Endlicher, durch seine systematischen Arbeiten ausgezeichnet, und des Hrn. Unger, bekannt durch mehrere anatomische und physiologische Untersuchungen, scheinen eine Bürgschaft für eine solche zeitgemäfse Bearbeitung der Botanik zu sein, und man ist nach der von den Vfn. selbst in der Vorrede ausgesprochenen Richtung ihrer Bestrebungen wenigstens berechtigt, etwas zeitgemäfs Befriedigendes von ihrem Unternehmen fordern, oder doch einen dem heutigen Zustand der Wissenschaft angemessenen Maafsstab an die Beurtheilung ihrer Arbeit legen zu dürfen; um zu sehen, inwieweit sie den Fortschritten der Wissenschaft überhaupt gefolgt und wie sie ihre Richtung aufgefafst haben. Dabei erlauben wir uns vorweg die Bemerkung, wie es den Anschein hat, als ob der wesentliche Antheil an gegenwärtiger Arbeit dem Hrn. Unger gebühren möchte, dessen auch anderweitig ausgesprochene Ansichten hier weiter ausgeführt und zur Grundlage des Ganzen benutzt worden sind, so dafs vielleicht Hr. Endlicher nur durch seinen Namen das Unternehmen hat unterstützen wollen. Am besten werden wir das Werk selbstredend einführen, indem wir zuvor seinen Gang und seinen Inhalt in kurzen Zügen angeben. Es zerfällt in zwei Theile, von denen der erste: die Natur der Pflanze als Einzelwesen, der zweite: die Pflanze als systematische Einheit betrachtet. Der *erste Theil* behandelt in drei Büchern: 1) die Histologie oder Lehre von den Elementargeweben. 2) Die Organologie. 3) Die Physiologie. Der *zweite Theil* betrachtet in zwei Büchern: 4) die Systematik, und 5) die Geographie der Pflanzen. Wir bemerken beiläufig, in Betreff der räumlichen Ausdehnung, dafs die Organologie den bei weitem gröfsten Theil des ganzen Buchs, gegen 300 S., einnimmt, während der Histologie (Anatomie) kaum 50, der ganzen Physiologie nur 40 S. gewidmet sind, und nur 68 S. für die gesammte Systemkunde und Geographie der Pflanzen übrig bleiben.

In diesem äufseren Betracht erscheint das Buch mehr als eine Organographie, d. i. eine Terminologie im Gewande der Metamorphosenlehre, dem als Anhang noch einige kurze anatomisch-physiologische, systematische und geographische Bemerkungen beigegeben worden. Betrachten wir näher den Inhalt der einzelnen Bücher, so unterscheiden die Vff. in dem ersten Buche, der *Histologie* (Anatomie), primäre Elementarorgane oder Zellen, und abgeleitete Elementarorgane oder Gefäfse, welche sämmtlich als aus aneinanderge-

Digitized by Google

reiheten Zellen entstanden betrachtet werden. Als Grundfunction schreiben die Verff. dem Zellensystem Assimilationsvermögen und Contractilität zu; dem Gefäfsbündelsysteme Leitungsvermögen, sowohl der Nahrungsflüssigkeit als auch äufserer Reize, obgleich beide ausdrücklich nicht als Organe, sondern nur als organische Elemente angesehen werden. In dem zweiten Buche, der *Organologie*, werden ähnlich zuerst Grundorgane und abgeleitete Organe unterschieden. Als *Grundorgane* sehen die Vff. 1) die Axen (Stengelglieder) und 2) die Seiten- oder appendiculären Organe (Blattfortsätze) an. *Abgeleitete Organe*, durch verschiedene Stellung der Grundorgane gebildet, sind: Wurzel, Stamm, Blatt, Blüthe, Frucht, Saamen. Wurzel und Stamm als Axen sind die ersten oder centralen, Blätter sind peripherische Organe. Die Axengebilde bieten nach den Vffn. wenig Verschiedenheit dar, während nur die Blätter so mancherlei Formen durchlaufen, und indem sie mit den Endtheilen der Axe zusammentreten, das bilden, was wir Blüthe, Frucht und Saamen nennen (S. 61). Wurzel und Stamm sehen die Vff. als blofse Massen von Elementarorganen (Zellen) an, die in linearer Richtung aneinandergereiht einen gestreckten, cylindrischen, soliden (auch die hohlen Stengel?) Körper bilden. Die Vff. bauen sich also mit den Materialien der Zellen zuerst ihre Grundorgane und durch Zusammenschichten dieser die ganze Pflanze auf, und üben den Mechanismus ihrer botanischen Baukunst um so zuverläfsiger, als sie selbst sagen, dafs die Pflanze in bestimmten architektonischen Verhältnissen Gerüste und Bekleidung ihres Leibes aufbaue, wie andererseits der Chemismus der Pflanze in den Bildungen und Veränderungen der Stoffe nach bestimmten unabänderlichen Proportionen vor sich gehe (S. 62); so dafs man hiernach zweifelhaft werden könnte, ob die corinthischen Säulenköpfe nach dem Muster der zuerst dagewesenen Acanthusblätter, oder die Acanthusblätter nach dem Muster der corinthischen Säulen gebildet sein möchten, und ob die organischen Formen sich nach den Gesetzen der organischen Erregung oder denen der chemischen Verwandtschaft bilden.

Folgen wir den Vffn. noch etwas weiter in der Darstellung ihrer abgeleiteten Organe, so finden wir 1) in Betreff *der Wurzel* ausgesprochen, dafs sie durch einen bestimmten Punct (Wurzelhals, collum) von dem Stamm geschieden sei, von welchem Punct aus die entgegengesetzte Richtung des Wachsthums gehe, wobei denn freilich der an allen Stellen der ganzen Pflanze sich zeigende Ursprung der sogenannten Luftwurzeln, so wie der Wurzeln rankender und kriechender Stengel unerklärt bleibt. Die Function der Wurzel wäre den Vffn. zufolge nur: Befestigung der Pflanze in dem Boden und Aufnahme der Nahrung, wobei alle übrigen Thätigkeiten derselben übersehen bleiben, und nicht untersucht wird, ob *alle* inneren Theile der Wurzel oder nur *einige* derselben zur Aufnahme der Nahrung dienen, ob diese Function also der ganzen Wurzel oder nur einigen Theilen derselben zukomme, während die anderen Theile wieder andere Functionen haben. 2) Der Betrachtung *des Stammes* wird eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, sowohl seiner äufseren Form, als der inneren Structur nach. Er ist eine Fortsetzung des Wurzelstammes nach oben, aber mannigfaltiger der Form und Structur nach durch seine Beziehung zum Licht und zur Luft, was sich durch das Hervortreten der appendiculären Organe zeigt, so wie durch die Knospenbildung, wodurch sich seine secundären Axen (Zweige) bilden. Die Formen des Wurzelstocks, als unterirdischer Stamm, Knollen und Zwiebeln werden hiernach, hier wie auch im ganzen Buche, durch zahlreiche dem Text beigedruckte Holzschnitte anschaulich erläutert, und ein besonderes Capitel ist dem *inneren Bau des Stammes* gewidmet, dessen Wesenheit in der Anordnung der Gefäfsbündel gesucht wird (S. 88), woraus denn vom Hrn. Unger besondere Gesetze und Formen des Wachsthums (modi vegetationis) abgeleitet werden. Solcher Wachsthumsformen werden drei unterschieden: *a) vegetatio terminalis*, bei welcher das Anwachsen neuer Elementartheile der Gefäfsbündel nur an der Spitze geschieht. Dieser Wachsthum soll sich bei den Moosen, Farren, den Cykadeen und Nymphäen finden, wobei nur auffällt, dafs die Moose, welche keine Gefäfse haben, auch nicht durch Spitzenverlängerung ihrer Bündel wachsen können, und wie es möglich ist, dafs die baumartigen Farren so dicke Stämme erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Grundzüge der Botanik. Entworfen von Stephan Endlicher und Franz Unger.

(Fortsetzung.)

b) Vegetatio peripherica. Der Gipfelansatz neuer Elementartheile der Gefäfsbündel ist beschränkt, es entstehen aber immer neue Gefäfsbündel vom Umfange des Stammes zur Mitte der Stammspitze (punctum vegetationis) und bedecken die bereits vorhandenen. Dies soll auf eine ähnliche Art durch Schichtenbildung geschehen, wie unter der Rinde der Bäume sich die Holzschichten bilden. Doch wird der Hergang nicht nachgewiesen. Der Stamm wächst also zugleich an der Spitze und an der Peripherie. Dies findet sich nach den Vffn. bei den Monocotyledonen: Gräsern, Liliaceen, Palmen. *c) Vegetatio peripherico-terminalis.* Der Ansatz neuer Elementartheile der Gefäfsbündel geschieht auf eine doppelte Weise. Ein Theil des Gefäfsbündels verlängert sich continuirlich durch Gipfelansatz, während sich ein zweiter fortwährend am Umfang vervielfältigt. Das Gefäfsbündelsystem sondert sich nach den Vff. gleichsam in einen centralen und einen peripherischen Theil, von denen der erstere den Gesetzen des Terminalwachsthums, der letztere den Gesetzen des peripherischen Wachsthums folgt. Dies soll bei allen Dicotyledonen mit Ausnahme der Cykadeen und Nymphäen, aber mit Einschlufs der endorhizen Dicotyledonen (den Piperaceen, Amaranthaceen) der Fall sein. Der Verf. beschränkt also diese Art des Wachsthums nicht auf die mit einem Rinden- und Holzkörper versehenen Dicotyledonen, sondern dehnt es auch auf solche mit zerstreuten Gefäfsbündeln aus. Daher sieht derselbe die Gefäfsrinde (die von ihm sogenannte die Lebenssaftgefäfse enthaltende Bastschicht) nicht als einen wesentlichen Charakter derselben an, sondern er rechnet die Rindengefäfsschicht zu seinem centralen System, und sieht nur die äufsere Zellenschicht der Rinde als wahre Rinde an, weshalb er denn diese Zellenschicht allein als Charakter der hierher gehörigen Pflanzen betrachtet, und also auch die damit versehenen Monocotyledonen mit den Dicotyledonen in Analogie bringt, durch welche Begriffsänderung der Benennungen eine nicht abzuwickelnde Verwirrung entstehen würde, wenn man ihr folgen wollte, ohne dafs man sich in der Sache dabei gefördert sähe; wobei wir indessen zur Entschuldigung des Vfs. zufügen, dafs sich auch bereits Andere solcher ganz der Natur entgegenstrebenden Analogieen bedient haben. Verrichtung des Stammes ist, Organ der Saftleitung zu sein, welche Function die Vff. den Gefäfsen des Stammes zuerkennen, ohne zu sagen, welches die Function der übrigen Theile des Stammes ist. 3) Die Morphologie *der Blätter* und deren Zusammensetzung wird ausführlich behandelt, wobei die Vff. von dem Grundsatz ausgehen, dafs die Blätter, als appendiculäre Organe, dem runden Stengel, von dem sie sich flächenartig lostrennen, gegenüber, nothwendig die Flächenform haben müfsten, während doch die vielen runden, selbst drei- und viereckigen Blätter vieler Pflanzen deutlich genug zeigen, dafs auch die Stengelform in den Blättern wiederkehren kann. Die mannigfaltigen einfachen und verzweigten Blattformen und deren Theile (Blattstiele, Blattfläche) werden mehr terminologisch beschrieben, als genetisch entwickelt, weil sie die Vff. als abgeschlossene für sich bestehende Organe ansehen, die weiter keine Analogie mit den Stengelbildungen zeigen sollen, weil sie immer nur als Gegensätze derselben betrachtet werden.

Die Stellung der Blätter wird im Allgemeinen nach Braun angegeben, ohne dafs sich die Vff. über den Punct aussprechen, ob sie die gegenüberstehende und quirlförmige, oder die spiralige als die Urstellung ansehen; ob also nach ihnen die Quirle contrahirte Spiralen, oder die Spiralen verschobene Quirle sind. Als Function der Blätter wird Respiration, Transspiration

Digitized by Google

und Unterstützung der Ernährung angegeben; wie aber bei blattlosen Pflanzen diese Functionen ausgeübt werden, wird nicht gesagt. 4) Die Knospen werden von den Vffn. als Erstlingsbildungen neuer Axenglieder betrachtet, zu denen ein Axenkern und die appendiculären Knospenschuppen gehören. Hierdurch soll die unbegränzte Vervielfältigung der Axen möglich werden. Dafs unendlich viele Pflanzen niemals, andere nur unter gewissen Verhältnissen Knospen bilden, aber sich doch vervielfältigen und wachsen, ist nicht berücksichtigt.

Die Morphologie der Blumen und Früchte ist mit grofser Ausführlichkeit behandelt; sie nimmt allein von der im Ganzen 300 S. erfüllenden Organographie über 200 S. ein, füllt also ziemlich die Hälfte des ganzen Werks. Die Mannigfaltigkeit der Formen des Blüthenstandes, der Blumenböden, Blumenhüllen, der Staubfäden und Stempel, ferner der Fruchtstände, der Fruchthüllen der Saamenträger und Saamen, so wie des Keims, finden sich bis in's Einzelnste verfolgt. Der allgemeine Unterschied von Axen und appendiculären Organen wird auch hier festgehalten und die Theile danach geordnet, so wie ihre Metamorphosen demgemäfs erklärt, überhaupt die Blumentheile auf individuelle Theile (Stengelaxen und Blätter) zurückgeführt, daher denn auch die Blüthe eine Geschlechtsknospe genannt wird. Die rein organographischen Verhältnisse behalten indessen bei dem Reichthum des Formenmaterials in der Blumenbildung hier das Uebergewicht über die Durchführung der theoretischen Ansichten der Vff., weshalb wir, da es nicht unsere Absicht sein kann den Formbeschreibungen hier zu folgen, uns darauf beschränken, die bemerkenswerthen Ansichten über die Bedeutung der einzelnen Theile hervorzuheben.

Die Blüthenaxe bildet den Fruchtboden (receptaculum). Die Vff. sehen ihn richtig als oft aus mehreren Gliedern gebildet an und unterscheiden an dem mehrgliedrigen den Unterboden, die Scheibe (discus) und die Axenspitze, als Oberboden. Vielleicht ist indessen diese Unterscheidung nicht natürlich, indem die Vff. die bei den mehrgliedrigen Axen nothwendig vorhandenen Verbindungsstellen der Glieder, die Gliederknoten, übersehen haben, überhaupt auf die mancherlei Metamorphosen der Axengebilde auch bei den Stengeln viel zu wenig Gewicht legen, weil sie alles aus den Metamorphosen der Blätter erklären zu können glauben. Die Scheibe ist nämlich nichts anderes als eine hervortretende Knotenbildung an den Verbindungsstellen der Axenglieder. Wir haben bereits früher die Glieder- und Knotenreihe der Blüthenaxe durch die Namen: Kelchträger (calycophorum), Kronenträger (corallophorum), Staubfädenträger (staminophorum), Stempelträger (gynophorum) unterschieden, und glauben dadurch den verschieden metamorphosirten Theilen leicht ihre rechte Bedeutung anweisen zu können. Dafs diese bei den hüllenlosen Blüthen sich ohne Blattfortsätze ausbilden können, haben die Vff. nicht berücksichtigt. Appendiculäre Theile gehören also auch hier nicht nothwendig zur Blumenbildung. Die kurzen wulstigen Blüthenhüllen vieler Pflanzen sind meist blofs seitliche Entwickelungen der Kelch- oder Kronenträgerknoten, also Axengebilde ohne wahre Blätter, wie bei anderen selbst die Antheren stiellos auf solchen Trägerwülsten sitzen, die blofse Metamorphosen von Gliederknoten sind.

Als Function der Blüthenhüllen (Kelch, Krone) sehen die Vff. den Schutz der Generationsorgane an. Die Kelchblätter nehmen auch an der Verrichtung der Blätter Theil; die Kronenblätter dienen zur Secretion gewisser im Uebermaafs in die Geschlechtsknospe gelangender Stoffe und scheinen dadurch das Eingehen des Blattes in die Metamorphose des Staubgefäfses vorzubereiten.

Wir vermissen hier gänzlich die Erwähnung der Nektarien, deren Entwickelungsgeschichte einen reichen Stoff für die Vermittelung der Entstehung der Generationsorgane und den Uebergang zwischen diesen und den Blumenhüllen dargeboten hätte. Die Vff. scheinen die Nektarien ganz vergessen zu haben.

Die Staubgefäfse werden als appendiculäre Organe angesehen und Staubblätter genannt. Wie dieser Vergleich bei den baumförmig verzweigten, offenbar axenartig gebildeten, Staubfäden vieler monadelphischen und polyadelphischen Staubfäden durchzuführen wäre, kömmt nicht zur Sprache. Auch scheinen die Vff. selbst die Fächerbildung der Antheren nicht als durch Faltung von Blatträndern entstanden anzusehen, indem sie den Pollen als durch Auflösung des Zellenparenchyms entstanden erkennen.

Im Fruchtknoten und der Frucht werden von den Axengliedern die einfachen oder verzweigten Saamenträger (Fruchtaxen) gebildet, die Fruchthüllen überall

Digitized by Google

als Blätter angesehen. Die Ovula im Fruchtknoten werden Keimknospen genannt. Dennoch aber nehmen die Vff. an, dafs der Keim aus diesen Knospen nicht vorsprossen könne, sondern dafs dieser aus den Pollenschläuchen in das Ei hineinwachse. Es wären also Keimknospen, die nicht keimen können.

Vom Eiweifs des Saamenkerns sagen die Vff., es bestehe aus einem ursprünglich als Eikern vorhandenen, oder später gebildeten Zellgewebe, und nennen das erstere Perisperm, das letztere Endosperm. Inzwischen wird es in beiden Fällen aus einer den Keim umhüllenden Haut gebildet (der Kernhaut oder der Keimhaut) und wir finden beide Arten zugleich bei den Nymphäen.

Das dritte Buch des vorliegenden Werkes enthält die Physiologie oder Lehre von den Lebensverrichtungen. Nächst einer Bemerkung über Lebenskraft ist hier von der Thätigkeit der Zelle die Rede, die alle nur möglichen Functionen: Aufnahme der Nahrung, Assimilation, Wachsthum, Vermehrung, Secretion verrichten soll, wozu ihr Contractionsvermögen und Erregbarkeit beigelegt wird. Kohlensäure, Ammoniak und Salze sehen die Vff. im Allgemeinen als Pflanzennahrung an, die in Wasser gelöst durch Endosmose von der Pflanze aufgenommen werden und als roher Nahrungssaft im Holze aufsteigen. Dieser rohe Saft werde dann an der Spitze und im Umfang des Stammes in absteigenden Saft umgewandelt, der als Cambium erscheine. Wie das Absteigen des Saftes bei den synorganischen Pflanzen ohne Rinde Statt finden sollte, ist nicht berücksichtigt worden; und eben so wenig in Betracht gezogen, wie die Blätter durch absteigenden Saft sich entwickeln sollten. Die Blätter dienen dazu, den rohen Nahrungssaft zu assimiliren, vermitteln die Ernährung und corrigiren sie durch das Athmen, nach den Verfassern.

Den inneren Verlauf der hierbei Statt findenden Thätigkeiten deuten die Vff. nicht im entferntesten an. Man vermifst alle Angaben über die chemischen und organischen Bestandtheile ihres rohen Nahrungssaftes und absteigenden Saftes, so wie über die Stoffmetamorphosen, welche bei den Umänderungen derselben vor sich gehen sollen, selbst die bekannten chemischen Phänomene über den Zusammenhang des Athmens der Pflanze mit ihrer Stoffzunahme beim Wachsthum sind nicht angeführt.

Unter der Ueberschrift: von den Secretionserscheinungen finden sich allgemeine Bemerkungen über Drüsen, ohne dafs auf die besondere Organisation und auf die Verschiedenheit derselben für die verschiedenen Secretionen, z. E. die verschiedenen Formen der ätherischen Oeldrüsen, der Gummigänge, der Balsamcanäle, eingegangen würde. Von Wärme- und Luftentwickelung, von Bewegungserscheinungen ist nur ganz aphoristisch die Rede, wie auch zuletzt über die Einwirkung der äufseren Lebensbedingungen auf das Keimen und die dabei vorgehenden chemischen Veränderungen im Saamen, die Perioden im Pflanzenleben und deren Lebensdauer nur Andeutungen vorkommen. Dafs die mittleren viele hundert Jahr alten Schichten eines alten Baums nicht mehr leben, sondern vor fast eben so vielen hundert Jahren schon abgestorben sind, und man einen Baum mit solchen Schichten nicht mehs als ein auch in den abgestorbenen Theilen noch lebendes Ganze ansehen könne, mufs man allmählig mehr in Rücksicht nehmen, wenn sich die alten Geschichten über das wunderhohe Alter der Bäume in den Büchern wiederholen.

Im zweiten Theil des Werkes ist zuerst von der Systematik die Rede. Die Vff. stellen hier ein auf die oben angegebenen, von ihnen angenommenen verschiedenen Wachsthumsformen begründetes Pflanzensystem auf. Die obersten Abtheilungen bilden sie nach den von ihnen sogenannten Grundorganen: den Axen und Blattanhängen, und sie unterscheiden so je nach der An- oder Abwesenheit der Axen: 1) Axenlose Pflanzen (Zellenpflanzen, Thallophyta), die nur ein axenloses Laub haben sollen. Hierher werden die Algen, Lichenen und Schwämme gerechnet. 2) Axenpflanzen (Cormophyta, Stengelpflanzen, Gefäfspflanzen), wohin alle übrigen höheren Ordnungen gehören, die wieder in drei Unterabtheilungen gebracht werden: 1) Acrohrya, Endsprosser, wohin die Lebermoose und Moose, die Schachtelhalme, Farrenkräuter, Lycopodiaceen, Cykadeen gehören. 2) Amphibrya, Umsprosser; alle wahren Monocotyledonen: Gräser, Palmen, Liliaceen. 3) Acramphibrya, Endumsprosser, wozu alle Dicotyledonen und Polycotyledonen, mit Einschlufs der Piperaceen, Amaranthaceen, Diphylleiaceen u. a. aus unserer Klasse Synorgana dichorganoidea gerechnet werden.

Die andere Abtheilung des zweiten Theils handelt von der Geographie der Pflanzen, in welcher mit kur-

Digitized by Google

zen aber charakteristischen Umrissen die Lehre von den Einwirkungen der Aufsenwelt, Licht, Luft, Feuchtigkeit, auf die Vertheilungsweise der Pflanzen, der Einflufs des Bodens auf die Verbreitung der Pflanzen, das Verhältnifs der verschiedenen Erdzonen und Klimate zu den darin vorkommenden Pflanzenformen dargestellt, und zuletzt die Vegetationsgebiete oder Floren nach Schouw charakterisirt werden.

Zuletzt wird von der Geschichte der Pflanzen, nämlich von den fossilen Floren, als Urgeschichte, und von der historischen Ausbreitung der Pflanzen gesprochen.

Nachdem wir nun somit den wesentlichen Inhalt des Buchs in seinem eigenen Zusammenhange den Lesern mitgetheilt, gehen wir dazu über einige kritische Bemerkungen hinzuzufügen, welche sich um so weniger an bestimmte Abschnitte des Werks zu binden brauchen, als öfter dieselben Grundsätze, von denen einige hier in Betracht zu ziehen sind, die Vff. bei der Bearbeitung verschiedener Abtheilungen ihres Buchs geleitet haben. Im Allgemeinen erkennt man leicht, wie die Vff. im Ganzen von den Grundsätzen der neueren Metamorphosenlehre aller inneren und äufseren Organe der Pflanze geleitet worden sind, ihr eigenes Princip daher, auch für die Darstellung der inneren Organisation, nicht sowohl ein physiologisches als ein morphologisches ist; und die Vff. von allen den Mängeln, welche jener Lehre von Natur ankleben, natürlich auch nicht frei geblieben sind, um so weniger als die Vff. mit einer gewissen Consequenz dieser Metamorphosentheorie anhängen, nach welcher sie alles andere, was nicht dazu pafst, entweder ignoriren oder ihrer Theorie zu Liebe ganz entstellt wiedergeben. Was wir also hier über diese wissenschaftliche Richtung zu sagen haben, gilt demnach nicht den Vffn. allein, sondern dieser ganzen Richtung, der sie folgen. Die Metamorphosentheorie führt zu einem äufserlichen causalen Mechanismus, nachdem man alles gethan zu haben glaubt, wenn man eine Form der Organe aus einer anderen erklärt oder ableitet, während aber das angenommene Grundorgan selbst in seiner Entstehung und Bedeutung durchaus unerklärt bleibt. So glaubt man denn alles gethan zu haben, wenn man aus Zellen, als dem vorausgesetzten Grundorgan, alle Gefäfsformen ableitet, oder vielmehr diese Formen auf Zellen zurückführt, wobei denn Analogieen der äufseren Form das allein leitende sind, ohne dafs man die inneren Unterschiede der zu vergleichenden Formen beachtet, und noch viel weniger die Unterschiede der Functionen von Gefäfsen und Zellen berücksichtigt. Indem man Gefäfse auf Zellen zurückführt, werden beide identificirt; etwas das aber der Verschiedenheit der Functionen beider ganz widerstreitet. Durch die Phänomene der Verschiedenheit der Functionen zwischen Zellen und Gefäfsen spricht die Natur laut die Differenz dieser Organe selbst aus; denn die Functionen sind zugleich das, was die Formen der Organe bildet, sie sind das Ursprüngliche und ihre Differenz bedingt auch eine Differenz der Form. Das physiologische Interesse liegt also hier vielmehr in der Erkenntnifs der inneren Differenz der Functionen, als in der äufseren Analogie der Formen, die doch nur eine Scheinanalogie sein könnte, wenn sie auch wirklich vorhanden wäre. Daher entstehen nun die unendlichen Widersprüche in jener Metamorphosentheorie zwischen der Organ- und Functionslehre. Eine solche Verwirrung, als dadurch in die Pflanzenphysiologie gekommen ist, hat niemals in den schwierigsten Theilen der thierischen Physiologie geherrscht. Belege zu dieser Wahrheit kann man fast auf jeder Seite des gegenwärtigen Buchs finden, wenn man in diesem Betracht vergleicht, welche Functionen die Vff. den verschiedenen von ihnen sogenannten Elementartheilen und Organen zuschreiben. Gefäfse sollen die unassimilirten Nahrungsstoffe leiten, Zellen den rohen Nahrungsstoff assimiliren (S. 54), während es an einer anderen Stelle heifst: die Lebenserscheinungen der Zelle sind Aufnahme der Nahrung von Aufsen, die Assimilation derselben, ihr Wachsthum und Vermehrung, so wie Bildung verschiedenartiger Körper, daher sich denn eine lebhafte Bewegung des Zellensafts zeigt (S. 366. 367. 68), wobei denn ganz unerklärt bleibt, wie die Gefäfse den rohen Saft *leiten* sollen, den die Zellen von Aufsen *aufnehmen*, und wozu, wenn beinahe alle Verrichtungen der ganzen Pflanze den Zellen zugeschrieben werden, aufser ihnen noch Gefäfse da sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Grundzüge der Botanik. Entworfen von Stephan Endlicher und Franz Unger.

(Fortsetzung.)

Weiterhin aber finden sich die Vff. wieder in der Verlegenheit, dem Stamm, der doch so gut Gefäfse als Zellen enthält, nur die Function der Saftleitung, den Blättern aber, die wieder neben den Zellen eben sowohl Gefäfse enthalten, nur die Function der Ernährung und Athmung zuzuschreiben (142. 380), wobei nicht zu sehen ist, welchen Zweck die Zellen in dem Stamm, und die Gefäfse in den Blättern haben sollten. Zu einer solchen Rathlosigkeit, wo man nicht weifs, wie man hier Organ und Verrichtung zusammenbringen soll, führt jene Metamorphosenlehre der inneren Organe.

Betrachten wir diese Lehre aber von der rein empirischen Seite, so findet sich bald, dafs ihr jeder solide Grund und Boden fehlt. Man sagt, es giebt ursprünglich (?) nur eine Form von Elementarorganen, die Zelle, aus welcher alle übrigen entstehen; aber man denkt nicht daran zu sagen, wie die Zellen selbst in die Welt kommen. Wenn es also keinem Zweifel unterworfen ist, dafs alle sogenannten abgeleiteten Organe im pflanzlichen und thierischen Körper sich immerfort neu hinzubilden, und die gebildeten sich ewig erneuern, so sind dazu auch immer von neuem Zellen nothwendig. Wo kommen diese Zellen her? Sie sind ursprünglich, sagt man, und berücksichtigt ihren Ursprung nicht. Diese Art von Physiologie fängt also erst an, wenn der Organismus oder doch seine vorausgesetzten Elemente schon fertig sind, und sie besteht nur in dem Mechanismus, ein organisches Haus aus schon gezimmertem Holz und fertigen Steinen aufzubauen, wobei man sich um die organischen Ziegeleien, wie und wo die Zellen gebaut werden, nicht bekümmert; also viel leichtfertiger als ein guter praktischer Baumeister verfährt. Es ist also keine Frage, dafs sich die Pflanzenphysiologie der praktischen Anforderung nicht entziehen kann, den Ursprung der Zellen selbst nachzuweisen und sobald sie in den Fall kömmt dieses zu zu thun, und praktisch zu werden, ist das Schiff der Zellenmorphologie sogleich auf's trockne geworfen. Die ganze physiologische Baukunst hört auf, so wie man ihr das Baumaterial, die Zellen, wegnimmt.

Was die Vernunft hier fordert, nämlich die beständige Zeugung und Wiederzeugung der Organe nachzuweisen, ist in der That auch empirisch nachweisbar; denn eine vorurtheilsfreie Beobachtung zeigt, dafs in der organischen Bildung die Zellen niemals ursprünglich sind, sondern immer erst secundäre Bildungen. Wir glauben in unseren Darstellungen der Entwickelungsgeschichte des Bluts in den Thieren und des Lebenssaftes in den Pflanzen den inneren Verlauf der Thätigkeiten vollständig nachgewiesen zu haben, der bei einer ursprünglichen Organisirung und späteren Blasenbildung (Zellenbildung) sich zeigt. Aus einer an sich gleichartigen mit organischem formlosem Nährstoff imprägnirten Flüssigkeit, schlagen sich zuerst Körnchen und Kügelchen nieder. *Die Kügelchen sind also das ursprüngliche in aller organischen Gestaltung*, und lange vor aller Zellenbildung da. Es ist hier der erste Gegensatz organischer Polarität in der Contraction und Verdichtung des Stoffs zur Kugelgestalt, der Expansion in der Flüssigkeit gegenüber. (Verjüngung des menschlichen Lebens S. 228. 233. Cyklose des Lebenssaftes S. 204. System der Circulation S. 37—48). Die Kügelchen entwickeln sich durch lineare Ausdehnung zu Fäden (wie im Pollen und Saamen) und die Fäden durch flächenartige Ausdehnung zu Membranen, und damit ist erst Blasen- und Zellenbildung gegeben, die zwar durch eine ursprüngliche Richtung der bildenden Kräfte auf diese ihre Gestaltungsweise entstehen; aber nicht als ursprünglich fertige Existenzen gebildet sind.

Digitized by Google

Nun sieht man aber bald, dafs wenn die Zellen selbst secundäre Bildungen aus den plastischen Elementen des Bluts und des Lebenssaftes sind, die Zellen nicht die Grundelemente sein können, woraus Gefäfse und alle übrigen Organe durch Aggregation und Metamorphosen sich bilden. Denn denselben Gang, welchen die Natur bei der Bildung der Zellen einschlägt, kann sie auch ursprünglich bei der Bildung der Gefäfse, der Nervenröhren u. s. w. einschlagen, ohne dafs sie nöthig hatte, den Umweg zu machen, erst Zellen zu bilden und die Zellen dann in Gefäfse zu metamorphosiren.

Abgesehen hiervon, wird nun aber die vorausgesetzte Entstehung der Pflanzengefäfse durch Aneinanderreihen und Umgestaltung von Zellen durch die empirische Beobachtung nirgends nachgewiesen, vielmehr dadurch jene Vorstellung als vollkommen hypothetisch und naturwidrig widerlegt. Wären die Gefäfse aus Zellen entstanden, so müfsten sie sich in ihrer ersten Entwickelung als Zellenreihen, deren Höle durch Scheidewände unterbrochen ist, darstellen. Die Beobachtung aber lehrt gerade das Gegentheil, und zeigt, dafs beiderlei Gefäfsarten der Pflanzen ursprünglich continuirliche Canäle sind, die sich im späteren Alter erst durch stellenweise Einschnürungen abgliedern, ohne dafs jedoch jemals vollkommene Scheidewände an den Gliederstellen entständen, indem die Mündungen der Gliederstellen nur verengert erscheinen. Wir glauben zuerst diese Verhältnisse sowohl für die Spiralgefäfse als für die Lebenssaftgefäfse, nachgewiesen zu haben. Vor dem Erscheinen unseres Werks: über die Natur der lebendigen Pflanze glaubte man allgemein, die Spiralgefäfse seien ununterbrochen continuirliche Röhren, und man kannte nur die sogenannten wurmförmigen Körper, welche man für besondere Arten von Gefäfsen hielt, ohne ihre Bedeutung als gegliederte Spiralgefäfse überhaupt im geringsten zu ahnen. Wir zeigten, dafs die wurmförmigen Körper ursprünglich ebenfalls continuirliche Spiralgefäfse seien, und sich in den Knoten und knollenartigen Theilen nur kürzer als die übrigen späterhin abschnürten. Wir zeigten ferner, dafs alle übrigen Spiralgefäfse, die man für ganz continuirlich gehalten hatte, nur in der Jugend diesen Zustand behielten, später aber sich ebenfalls, wenn gleichhin längere und gerade Glieder abschnürten, *dafs also die Gliederung ein allgemeines Phänomen in der Entwickelung aller Spiralgefäfse sei*, was aber erst im späteren Alter derselben erscheine, und gaben davon die ersten Abbildungen. In unseren späteren Schriften (Mémoire sur la circulation et les vaisseaux laticifères und die Cyklose des Lebenssaftes) haben wir so viele Abbildungen aller Entwickelungsstufen gegeben, dafs man fast auf jeder Tafel verschiedene Formen findet. Dieses allgemeinere Phänomen der Gliederung der Spiralgefäfse hat man später stillschweigend allgemein angenommen, nicht aber um die rechte Entwickelungsgeschichte daraus zu verstehen, sondern um den Beweis zu führen, dafs die Gefäfsglieder Ueberreste ursprünglicher Zellen und daher die Gefäfse durch Aneinanderreihen solcher Zellen gebildet, also secundäre aus Zellen abgeleitete Organe sein sollten, wobei aber ganz übersehen ist, dafs die Gliederung der Spiralgefäfse erst im späteren Alter eintritt, während, wenn jene Hypothese der Zellenmetamorphose richtig sein sollte, vielmehr diese Gefäfse ursprünglich gegliedert sein und später continuirlich werden müfsten. Wären die Spiralgefäfse wirklich ursprünglich gegliedert, so wäre dies auffallende Phänomen gewifs schon früher aufgefallen, während man, weil man mehr jugendliche Zustände untersuchte, es früher vielmehr gar nicht bemerkt hatte. Die empirische Unrichtigkeit der Ableitung der Spiralgefäfse aus Zellen wird hieraus von selbst klar.

Was die Lebenssaftgefäfse anbetrifft, so herrscht im Allgemeinen noch manche unrichtige Ansicht über ihren Bau, wegen der gröfseren Schwierigkeit ihrer Beobachtung. In der Jugend sind sie so zart und durchsichtig, dafs sie sich zwischen den Geweben verstecken und wohl ganz geläugnet worden sind, weil sie sich von den Umgebungen im frischen Zustande nicht isoliren lassen, und durch ihre Contraction so verkleinern, dafs sie schwer bemerkt werden. Im Alter verwachsen sie mit den Geweben, schnüren sich in Glieder ab und trennen sich in den Knoten derselben, so dafs sie in dieser Gestalt ein ganz anderes Ansehen erhalten. Die Maceration bleibt das einzige allgemein anwendbare Mittel, ihren Bau in den verschiedenen Altersstufen zu erkennen. Obgleich wir nun ihre Organisation in den verschiedensten Altersperioden beschrieben und fast aus allen Familien abgebildet, so wie auch die Untersuchungsmethoden auf's Umständlichste angegeben haben, so haben doch die Vff. vorliegender Schrift, wie es scheint, weil sie nicht aus

Digitized by Google

den Quellen geschöpft haben, sondern anderen unvollkommenen Darstellungen derselben gefolgt sind, dieses Gefäfssystem nicht naturgemäfs dargestellt, und weder seine Formen noch die Entwickelungsgeschichte richtig erkannt. Die Vff. machen einen Unterschied zwischen eigenen Gefäfsen und Lebenssaftgefäfsen, während das, was sie eigene Gefäfse nennen, nur die ältere expandirte und articulirte Form der Lebenssaftgefäfse vieler Pflanzen ist, welche durch die Abgliederung zellenähnlich werden, sich aber durch die Continuität der Mündungen ihrer Glieder von den Zellen unterscheiden. Auf der Analogie dieser Gefäfsformen mit den Zellen gründen nun die Vff. ihren vermeintlichen Ursprung aus Zellen, während wir hinreichend gezeigt haben, dafs die Lebenssaftgefäfse ursprünglich continuirliche Canäle sind, die sich ähnlich wie die Spiralgefäfse im späteren Alter erst gliedern. Wollten die Vff. ein dem Zustande der Wissenschaft entsprechendes Gemälde der Pflanzenorganisation liefern, so mufsten sie diese Beobachtungen entweder wiedergeben oder widerlegen, nicht aber fremde Ansichten im Sinne ihrer Theorie supponiren, und nur durch eine naturgemäfse Darstellung der Organisation konnten sie zu sicheren naturgemäfsen Ansichten über die Functionen der inneren Pflanzenorgane gelangen, die ihnen bei ihrer Metamorphosenlehre unhaltbar ineinanderfliefsen.

Wie nun die Vff. bei der Darstellung des inneren Pflanzenbaues die ursprünglich verschieden geformten und mit verschiedenen Functionen begabten Organe künstlich identificiren, so sehen wir, dafs sie in althergebrachter Weise in ihrer Organologie, d. i. der Darstellung der äufseren Pflanzentheile: Wurzel, Stengel, Blätter, die im wesentlichen identischen Pflanzenglieder, von denen jedes das Ganze nur in anderer Form wiederholt, als mit verschiedenen Functionen begabte Organe darstellen. Weder die nach französischen Autoren wiedergegebene Distinction von Axen und Anhangsorganen, als Grundorganen, noch die Fixirung von Wurzel, Stengel, Blatt als mit bestimmten Functionen begabten Organen ist naturgemäfs allgemein, weil alle Functionen zusammengenommen und alle wahren inneren Organe der Pflanze in jedem dieser Theile wiederkehren, und die Verschiedenheit allein darauf beruht, dafs eine oder die andere dieser Functionen überwiegend hervortritt, so dafs eine wahre innere Differenz gar nicht vorhanden ist.

In Betreff des Stammes erkennen die Vff. selbst an, dafs der innere Bau desselben von seinen verschiedenen Formen unabhängig sei, (S. 88) indessen gilt dieses ähnlich auch von den Wurzeln und Blättern, insofern man auf die allgemeinen Systeme von inneren Organen überhaupt sieht, die auf gleiche Art in allen diesen Theilen vorkommen. Dagegen zeigt sich in der Anordnung und gegenseitigen Lage der inneren Organe eine Verschiedenheit in den verschiedenen Entwicklungsstufen der Gefäfspflanzen, welche aber nicht, wie die Vff. annehmen, allein auf den Stamm beschränkt ist, sondern durch alle äufseren Theile: Wurzel, Stengel, Blätter durchgreift. Diese Verschiedenheiten mufsten im Allgemeinen schon früher einer äufseren Betrachtung auffallen, erregten aber erst gröfsere Aufmerksamkeit, seitdem Desfontaines an der Structur des Holzes der Palmen zeigte, dafs den Abtheilungen der Monocotyledonen und Dicotyledonen eine solche Verschiedenheit der Anordnung der Gefäfsbündel entspreche, worauf eine verschiedene Art des Wachsthumes beruhe, nach welchem man dann die Monocotyledonen mit dem Namen Endogenen, die Dicotyledonen mit dem Namen Exogenen belegte, weil man glaubte, dafs die Exogenen durch concentrische Schichten (Holzringe) nach aufsen, die Monocotyledonen durch ähnliche Schichten von Innen heraus anwächsen, daher nicht an Dicke zunehmen könnten. Mohl machte auf das Ungenaue dieser Ansicht aufmerksam, weil in den Palmen zwar die Gefäfsbündel für die jüngsten Blätter aus der Mitte des Stammes vorbrechen, im weiteren Verlauf nach unten sich aber mit den Bündeln der älteren Triebe wieder verflechten und nicht gerade die innerste Lage behalten, sondern sich selbst über die inneren Bündel legen. Diese Erscheinungen commentiren nun die Vff. nach ihrer Weise so, dafs sie den Unterschied zwischen exogenem und endogenem Wachsthum nicht nur aufheben, sondern der Wachsthum der Palmen und verwandten Pflanzen ebenfalls als eine Anlagerung neuer Theile nach Aufsen, wie bei den Bäumen der exorrhizen Dicotyledonen ansehen, welche Form des Wachsthums sie das peripherische nennen; so dafs die Palmen so gut als die anderen Bäume in die Dicke wachsen könnten. Dabei soll der Gipfelansatz, das Wachsthum an der Spitze, bei dem peripherischen Wachsthume der Palmen beschränkt sein, während nur bei den durch Jahresringe wachsenden Bäumen zu-

Digitized by Google

gleich starke Gipfeltriebe angenommen werden, daher die Vff. diese Form des Wachsthums das peripherisch-terminale nennen. Von den Farrenkräutern nehmen sie an, dafs solche nur durch Gipfelansatz, gar nicht in die Dicke, wachsen, daher sie diesen ein blofses Terminalwachsthum zuschreiben. So gelangen also die Vff. zur Annahme der oben genannten drei Arten des Wachsthums, über deren Verhältnifs zur Natur wir noch eine Bemerkung hinzufügen. Man erkennt sehr bald, dafs die verhältnifsmäfsige Dicke der Farrenkrautstämme der Annahme ganz widerspricht, dafs diese Pflanzen nur in die Höhe nicht in die Dicke wachsen sollten. Jene Annahme rührt nur von der von Mohl bemerklich gemachten Erscheinung her, dafs in den baumartigen Farrenkrautstämmen eine Anzahl grofser von unten bis oben scheinbar gleich dicker und ringartig in einen Kreis gestellter Gefäfsbündel verläuft, daher man diesen einen Holzring zuschrieb, der sich aus Mangel an Verästelung der Bündel nicht vergröfsern könne. Diese Annahme von einem constanten Holzring in den baumartigen Farrenkräutern ist indessen völlig unrichtig und wir haben anderswo (Mém. sur les vaisseaux laticifères Tab. 22. 23. p. 99) durch vergleichende Untersuchung baumartiger und krautartiger Farrenkrautstämme gezeigt, dafs jener Holzring, wie bei allen synorganischen Pflanzen, aus getrennten Gefäfsbündeln besteht, die nur durch ihre von allen abweichende Structur verschieden sind. Diese Gefäfsbündel haben nämlich ein centrales Spiralgefäfsbündel und eine dieses rindenförmig umgebende Schicht von Lebenssaftgefäfsen, die noch wieder wie sonst bei synorganischen Pflanzen von einer Bündelscheide eingeschlossen ist; während bei den übrigen synorganischen Pflanzen das Lebenssaftgefäfsbündel nur an der äufseren Seite des Gefäfsbündels, niemals rund herum liegt. Jene eigenthümliche Structur der Gefäfsbündel der Farrenkräuter macht es nun möglich, dafs die Bündel selbst, wie ein ganzer mit Rinde umgebener dichorganischer Stamm, sich so sehr vergröfsern, wie es bei keiner anderen Pflanze möglich ist. Durch diese Vergröfserung dehnen sich die Bündel seitlich bandförmig in die Breite aus, selbst bei allen krautartigen Formen, und winden sich bei den baumartigen Sförmig oder wellenförmig, indem sie sich seitlich berühren und zu einem scheinbaren Holzring verwachsen, der aber immer aus getrennten Bündeln besteht. Mit dieser inneren Vergröfserung der Bündel wachsen die Farrenkräuter eben so gut in die Dicke als die Liliengewächse und Palmen, und der ganze Unterschied zwischen beiden beruht darauf, dafs bei den letzteren die Gefäfsbündel sich in dem Maafse verzweigen und vervielfältigen, als sie bei den Farrenkräutern dicker werden, während nur wenige kleine Zweige von ihnen zu den Blättern seitlich durchbrechen. Die Annahme daher, dafs die Farren ein blofses Terminalwachsthum hätten, ist also den äufseren Erscheinungen und der inneren Organisation nach ganz unrichtig.

Betrachten wir die Vorstellung der Vff. von dem peripherischen Wachsthum der Monocotyledonen, so finden wir auch diese keinesweges mit der Natur in Uebereinstimmung. Dafs diese Gewächse und besonders die Palmen in der ganzen Ausdehnung ihres Stammes durch Anlagerung gegen den Umfang in die Dicke wachsen sollten, gleich den dichorganischen Bäumen, stimmt mit den Erscheinungen im Grofsen selbst bei den Palmen sehr wenig überein, und wenn gleich einige Palmenstämme, wie auch der Stock von Tamus Elefantipes, stellenweis sehr dick werden; so ist dieses der äufseren Erscheinung wie dem inneren Procefs nach von dem schichtenweisen Anwachsen der dichorganischen Bäume durchaus verschieden, und die Sache verhält sich im Wesentlichen in der That so, wie sie schon von Desfontaines dargestellt wurde, indem sich die Palmen wesentlich von den übrigen Liliaceen und Gräsern nicht unterscheiden, wie man an den sogenannten grasartigen Palmenstämmen hinreichend deutlich erkennt. Ich finde nach der genauesten Untersuchung in dem Wachsthum des Stammes von Chamaedorea keinen Unterschied von dem Wachsthum des Bambusrohrs und des Mais. Die schuppigen Strünke der gröfseren Palmen sind nur dadurch eigenthümlich, dafs bei ihnen die Stengelglieder wegen des Uebergewichts der Blattbildung sich nicht ausdehnen, so dafs die Knoten gedrängt übereinander stehen, wie auch ähnlich bei den baumartigen Aloegewächsen und Drachenbäumen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Grundzüge der Botanik. Entworfen von Stephan Endlicher und Franz Unger.

(Fortsetzung.)

Die Dicke der Stämme aller dieser Pflanzen entsteht nicht durch Nachwachsen der alten Stämme nach dem Abfallen der Blätter, sondern ursprünglich dadurch, dafs die vom Keim aus sich übereinander entwickelnden Glieder, sich der Reihe nach durch immer gröfsere Verzweigung ihrer Gefäfsbündel verdicken, so der Stamm gegen die Spitze zu immer stärker wird und einem mit der Basis nach oben gerichteten Kegel gleicht. Man kann diesen Hergang an einer etwas tief im Boden stehenden Maispflanze auf's Deutlichste erkennen und die Sache verhält sich eben so bei Palmen und Aloineen, wie man sich durch Betrachtung einer vom Keim aufgewachsenen Palmenpflanze überzeugen kann. Diese ursprüngliche Entwickelung und Verdickung ist bei den Palmenstämmen niemals untersucht worden, woher denn die Irrthümer über das Dickerwerden der alten Stämme rühren. Die Palmen wachsen, gleich wie die Farren, bis zu dem Zeitpunct, wo sie die gehörige Dicke, die zu ihrer Erhebung nöthig ist, erreicht haben, rhizenartig unter der Erde fort und erheben sich dann gleich in der Stärke, die der Stamm gewöhnlich in seiner ganzen späteren Ausdehnung behält. In der Regel finden geringe Verdickungen nur um die Wurzelursprünge in der Nähe des Bodens Statt, weil besonders die über der Erde hervorsprossenden Wurzeln gleich den Blättern eine Gefäfsbündelvermehrung und Verzweigung im Inneren zur Folge haben, wie ich mich durch genaue Beobachtung der Palmenvegetation in den Gärten von Brüssel, London, Paris, Wien, wie in den hiesigen überzeugt habe. So werden die Stämme von Chamaerops humilis, die sich fast auf der ganzen Oberfläche mit Wurzeln bedecken, an den Stellen, wo die Wurzeln sitzen, auch dicker, um so mehr je mehr sich die Wurzeln entwickeln.

Im übrigen sterben, wie bei allen dichorganischen Bäumen die ältesten Holz- und Rindenschichten, so bei älteren Palmen, die unter der Erde befindlichen älteren und untersten Stammglieder allmählig ab, wodurch der ganze Stamm nach und nach tiefer in die Erde herabsinkt, in welchem Maafse höher herauf immer neue Wurzeln hervorbrechen, auf deren künstlichem Hervorlocken bei der Palmencultur sehr viel ankömmt, weshalb man denn die Palmenstämme am Fufs gern mit feuchtem Moos umgiebt.

Dafs bei den Gräsern, Palmen und Liliaceen das Terminalwachsthum beschränkt sein sollte, widerlegen alle diejenigen hierhergehörigen Pflanzen, welche, wie viele Palmen selbst, z. B. die bis 500 Fufs lang werdenden Stengel des Rotang, ferner die Asparagineen, die meisten Gräser, ja man möchte diesen Pflanzen bei genauerer Erwägung ihrer Vegetationsweise einzig und allein ein gliederweis fortschreitendes Terminalwachsthum zuschreiben, das nur ein Wachsthum in die Dicke zur Folge hat, insofern die oberen Glieder sich nach und nach durch Verzweigung ihrer Gefäfsbündel von den Knoten aus verstärken.

Forscht man den Ursachen dieses eigenthümlichen Wachsthums nach, so findet sich diese allein in der diesen Pflanzen eigenthümlichen Organisation der Gefäfsbündel, die in der Art mit Bündelscheiden umgeben sind, dafs sie sich nicht in die Dicke ausdehnen und nicht seitlich unter einander verwachsen können, daher die Bündel für immer getrennt bleiben und auch in den alten Stämmen die durch und durch faserige Structur bewirken, die wir wie an jedem Grashalm so auch an den Palmstämmen sehen. Eine Folge hiervon ist, dafs die Bündel sich nur in die Länge fortsetzen und sich verzweigen, anstatt zu verdicken, woher denn die Vermehrung der Bündel in den oberen dickeren Gliedern kömmt. Diese Verzweigung der Gefäfsbündel ist ein inneres Sprossen derselben, der äufseren Ramification

Digitized by Google

der Stengelzweige analog. Wie nun aber die Stengelzweige nicht einfache Verlängerungen des Stammes, sondern neue, selbstständige, nur parasitisch mit dem Stamm zusammenhängende Anaphytosen sind, so dürfen auch die synorganischen Gefäfsbündel nicht als ununterbrochene Verlängerungen von der Wurzel bis zur Spitze der Pflanze angesehen werden, indem immer neue Zweigglieder der Bündel anheben. Die Knoten sind vorzüglich die Stellen, von denen die neuen Generationen der Gefäfsbündelzweige ausgehen und wo sie am stärksten hervortreten, wenn sie gleich auch für die oberen Articulationen oft schon in der Mitte der unteren Glieder anheben. Daher müssen die Knoten dieser Pflanzen als die wahren Wachsthums-Keimpuncte angesehen werden. Wir haben aus diesem Grunde diese Pflanzen *Knotenpflanzen* genannt. (Natürl. System des Pflanzenreichs S. 159). Die Ansichten über den ununterbrochenen Gefäfsbündelverlauf durch die ganze Länge des Stammes sind bisher sehr unzulänglich gewesen und haben manche irrige Vorstellungen über den Verlauf der sogenannten Faserung (Gefäfsbündelzertheilung) zur Folge gehabt. Ueberall ist nicht eine peripherische Anlagerung, sondern eine terminale (nach oben und unten gehende) Ramification, und die Vermehrung der ramificirten Bündel in den obern Gliedern hat die Dickenausdehnung zur Folge.

Das Wachsthum der dicotyledonen Bäume, welches die Vff. endumsprossendes (terminal-peripherisches) nennen, würde sich nach ihrer Ansicht von dem vorigen nur durch gröfsere Spitzenverlängerung unterscheiden, während das Dickenwachsthum hier ein ähnliches wie bei den Monocotyledonen sein sollte. Dies stimmt aber auch mit der Natur sehr wenig überein. Die allgemeinere Form einer kegelförmigen Zuspitzung eines dichorganischen Baumstammes nach oben, während die Aloe- und Palmenstämme, wenn nicht oben dicker werden, doch cylindrisch bleiben, zeigt im Grofsen einen so bestimmten Unterschied, dafs einzelne scheinbare Ausnahmen nicht dagegen in Betracht kommen, und die von den Vffn. angezogenen Analogieen sämmtlich künstlich erscheinen. Dafs sich bei manchen Aloen, bei Xantorrhoea, Hypoxis, in den Knoten von Arundo Donax, die synorganischen Gefäfsbündel strahlenförmig gegen den Umfang stellen; dafs sich bei den Aloineen eine zellige Hülle (Rinde) um den Stamm bildet; bei Yucca sogar die Gefäfsbündel sich schichtenweis sondern, bedingt alles keine nähere Uebereinstimmung mit dem wahren Holz- und Rindensystem der Dichorgana. Die wahre Rinde dieser letzteren ist eine Gefäfsrinde, die sogenannte Bastschicht, welche die Lebenssaftgefäfse mit den Bastbündeldecken enthält, und von welcher daher die neuen Schichtenbildungen ausgehen. Auf der Absonderung aller Lebenssaftgefäfsbündel von den Spiralgefäfsen des Holzes, wodurch ein Holz- und ein Gefäfsrindenkörper entsteht, beruht das Wesen der Organisation dieser Pflanzen, die auch ein eben so eigenthümliches Wachsthum zur Folge hat, als die synorganischen Bündel der Synorgana. Die sogenannte Rinde der Aloineen hat keine abgesonderte Lebenssaftgefäfsschichten und besteht aus einer blofsen Zellenhülle, wie sie etwa aufserhalb der Gefäfsrinde der Dichorgana noch vorkömmt. Diese Zellenrinde ist daher häufig wie das Mark derselben Pflanzen mit synorganischen Gefäfsbündeln durchzogen, die zu den Blättern gehen, aber für sich zur Bildung neuer Gefäfsschichten nicht geeignet. Die Andeutung einer Schichtung der Gefäfsbündel im Stamme einiger Monocotyledonen rührt meist von den mit dem Stamm verwachsenen Blattscheiden her, und ist keinesweges als eine von der Rinde ausgegangene Neubildung um den Stamm zu betrachten, es ist vielmehr eine von den unteren Gliedern ausgehende Gefäfsbündelramification. Die Scheinmarkstrahlen bei Xantorrhoea sind queerüberlaufende Blattgefäfsbündel, während der Stamm dieser Pflanze sonst ganz synorganisch gebaut ist. Nach Analogie bei Tamus sind die Zellenrindenschichten bei Xantorrhoea ganz dem epidermatischen System angehörig, worüber wir in dem Werk über Cyklose näheres mitgetheilt haben (S. 271).

Wir müssen also das peripherische Wachsthum der dichorganischen Dicotyledonen (wovon wir die synorganischen ausnehmen) als von dem Wachsthum der Palmen, Liliaceen, Gräser gänzlich verschieden ansehen. Seine Eigenthümlichkeit beruht allein auf der gänzlichen Sonderung der Lebenssaftgefäfse von den Spiralgefäfsbündeln und deren Vereinigung zu einer Gefäfsrinde, so dafs nun ein mittlerer Holzkörper entsteht, worin die Spiralgefäfse zur Grundlage werden, und ein umgebender Rindenkörper, dem die Lebenssaftgefäfse zur Grundlage dienen. Die gänzliche Abtrennung der beiderlei Gefäfssysteme aus allen zusammengesetzten Gefäfsbündeln, und die höhere Vereinigung und Ausbil-

Digitized by Google

dung aller Spiralgefäfse zu einem Holzkörper und aller Lebenssaftgefäfse zu einem Rindenkörper, bildet also den Hauptcharakter dieser Pflanzen. Daher ist das faserige sogenannte Holz der Palmen und aller synorganischen Pflanzen dem festen Holz der dichorganischen Dicotyledonen ganz und gar nicht zu vergleichen, und wie die ursprüngliche Entstehungsart, so ist auch das spätere Wachsthum beider Formen von Grund aus verschieden, und die Identificirung beider unter dem Namen des peripherischen Wachsthums ist durchaus künstlich.

Die Vff. scheinen als wesentlichen Charakter der dichorganischen Dicotyledonen die Holz- oder Rinden-*Schichten* anzusehen, die sie als von der Mitte nach dem Umfang hin sich ansetzend ansehen. Dafs dieses nicht richtig ist, sieht man sehr bald an allen hierher gehörigen Sommergewächsen, wenn man auch die analogen Fälle von nicht schichtenweis wachsenden Bäumen und Wurzeln gar nicht in Betracht ziehen wollte. Manche dichorganische Sommergewächse, wie die Sonnenblumen, die Georginen, der Wunderbaum, bilden dicke Stämme ohne die geringste Schichtenbildung; woraus man sieht, dafs hier das Wachsthumsprincip ein anderes sein müsse, als die Anlagerung von Schichten. Betrachten wir die Sache näher, so beruht dies auf einer strahlenförmigen Vergröfserung der Gefäfsbündel in dem Umfang des Stengels, und diese selbst hat ihren Grund in der eigenthümlichen Organisation der Gefäfsbündel, die niemals von Bündelscheiden rings umgeben sind, wie bei den Lilienartigen und Palmen, sondern eine freie Anlagerung der Lebenssaftgefäfsbündel an die Spiralgefäfsbündel bilden, so dafs beide sich in einen Holz- und Rindentheil trennen und jeder dieser Theile sich in's ungemessene ausdehnen kann, wobei die Bündel mit ihren Gefäfstheilen selbst seitlich unter sich verwachsen können, so dafs jeder Kreis von Bündeln nun einen geschlossenen Ring bildet. Die verschiedenen Modificationen, welche hier möglich sind, haben wir ausführlich beschrieben und durch Abbildung erläutert (die Cyklose des Lebenssaftes S. 252 f.). Die synorganischen Bündel können auch dann niemals zu einem Ring verwachsen, wenn sie, wie bei Paris und Trillium, in einen Kreis gestellt sind (Natur der leb. Pflanze 2. Tab. II. p. 24). Die strahlenförmige Vergröfserung der dichorganischen Bündel tritt an die Stelle der Ramificationen derselben bei den synorganischen Pflanzen. Der Wachsthumskeimpunct liegt hier nicht in den Knoten, sondern in der ganzen Ausdehnung der Bündel selbst und zwar genau an der Trennungsstelle des Holz- und Rindentheils, von welchem daher alle Entwickelung ausgeht. Die Entwickelung geht also hier von dem Inneren der Bündel selbst aus, während bei den synorganischen Formen durch äufsere Anhäufung der Bündelzweige die Stammverdickung geschieht. Dies ist in der That eine höhere Entwickelungsstufe der Vegetation und dadurch allein wird ein fester Holz- und Rindenkörper gebildet. Wir haben diese Vegetationsform die strahlige, und die Pflanzen welche sie zeigen: Strahlenpflanzen genannt (Natürl. System des Pflanzenreichs S. 165). Im übrigen zeigt sich hier bei dem gleichzeitig gliederweis in die Länge fortgehenden Wachsthum eine von den Knoten ausgehende Vermehrung der Bündel durch Verzweigung wie bei den synorganischen Formen. Die dichorganischen Bündel können sich daher in die Länge wohl verzweigen, aber die synorganischen können mit ihren Gefäfstheilen selbst nicht seitlich verwachsen. Die synorganischen Bündel können zwar äufserlich durch ihre zelligen Bündelscheiden aneinanderwachsen, und wenn diese als dicke Bastzellen erscheinen eine Art festen Holzes, wie bei den Palmen bilden, dies behält aber, wie die Stengel mit isolirten zusammengesetzten Bündeln, immer die faserige Structur bei, und niemals ist hier ein wahres strahlenförmiges Wachsen.

Das Schichtenwachsthum ist eine zweite Art der Vergröfserung des dichorganischen Stammes bei den mehrjährigen Bäumen und Sträuchern, das nicht zum wesentlichen Charakter dieser Wachsthumsform überhaupt gehört, sondern accessorisch ist und den jährlich periodisch fortgehenden Anaphytosen angehört. Es geht übrigens im Wesentlichen nach denselben Gesetzen des Strahlenwachsthums vor sich und zwar von dem Keimpunct auf der Grenze zwischen Holz- und Gefäfsrinde aus. Hr. Unger hat uns ganz mifsverstanden, wenn er glaubt, wir setzten das Wesen der synorganischen Bildung in den *zerstreuten* Bündeln, wogegen der dichorganische Charakter darin läge, dafs sie in *einen Kreis gestellt sind*, vielmehr haben wir immer erklärt, dafs in der Organisation der Bündel selbst der Unterschied liege (Syst. des Pfl. 167). Daher sind denn auch die Ausstellungen, die derselbe früher schon über unsere Abtheilung der Synorgana dichorganoidea gemacht hat,

Digitized by Google

durchaus nicht treffend, und finden sich allerdings bei den Pflanzen dieser Klasse die Formen des Strahlenwachsthums und der Bündelverzweigung vereinigt, und kommt hier die sonderbare sonst nirgends im Pflanzenreich sich zeigende Mittelbildung einer Stellung ungesonderter zusammengesetzter Bündel in kreisförmigen Schichten besonders in den Wurzeln der Amaranthaceen vor, worüber wir uns jedoch hier nicht weiter verbreiten können. Im übrigen stimmt auch die ganz eigenthümliche Blumen-, Frucht- und Keimbildung dieser Pflanzen mit ihrer Mittelbildung zwischen zwei Stufen der inneren Organisation überein.

Die Lehre von der Befruchtung handeln die Vff. nicht in der Physiologie, sondern in der Organographie ab, wie man sieht, weil sie der neueren Evolutionshypothese folgen, nach welcher der Embryo nicht neu gebildet würde, sondern eine blofse Metamorphose der in die Keimblase des Eies hineinwachsenden Pollenschläuche wäre. Diese nicht nur den Gesammterscheinungen der geschlechtlichen Zeugung, sondern auch den bestimmtesten empirischen Beobachtungen widersprechende Hypothese hätten die Vff. nicht, wie geschehen, noch durch eine völlig ideale Figur verbildlichen sollen, die doch die Richtigkeit jener Hypothese nicht mehr beweisen wird, als die Figur eines Storchs, der man ein Kind in den Schnabel giebt, beweisen wird, dafs die Störche die Kinder bringen. Man weifs längst, dafs jener Irrthum in den unreinen Beobachtungen seinen Grund hat, wobei man das Fortwachsen der Pollenschläuche bis zum Endostom des Eies für ein Eindringen derselben in die Keimblase selbst gehalten hat, und in der That kann man bei den Pflanzen mit nackt aus den Eimündungen hervortretenden Keimblasen, wie bei den Bohnen, und vorzüglich da, wo die Keimblase selbst aus dem Ei lang heraus und den Pollenschläuchen entgegenwächst, wie bei Santalum von Griffith gezeigt worden, auf's augenscheinlichste sehen, dafs niemals die Pollenschläuche weder in die Keimhaut hineinwachsen, noch dieselbe einstülpen, sondern dafs sich der Keim gewöhnlich am entgegengesetzten Ende der Stelle bildet, wo sich die Pollenschläuche aufsenken; welche die äufsere Grenze des Eies niemals überschreiten. Wie man auch sonst in unseren Tagen die Widersprüche gegen eine solche Evolutionstheorie nicht bemerken konnte, welche schon von C. F. Wolff, Blumenbach u. a. gegen die ehemaligen Spermatiker und Ovisten zum Ueberflufs geltend gemacht worden sind, scheint unbegreiflich. Man darf nur an die Entstehung der Bastarde denken, die freilich die Vff. gänzlich übergehen, weil solche zu ihren Ansichten auch gar nicht passen würden.

Die Physiologie ist in gegenwärtigem Werk, wie angegeben, so kurz und fragmentarisch gehalten, dafs man aus den gegebenen Bruchstücken nicht ersehen kann, wie sich die Vff. den gesammten inneren Verlauf der Thätigkeiten im Pflanzenorganismus denken. Manche physiologische Bemerkungen sind bei der Anatomie und der Organographie eingestreut, welche in der Physiologie zur Sprache gebracht werden, betreffen einzelne Puncte über Nahrung, Säfteeinsaugung, Respiration, Secretion. Durch den oben berührten Widerspruch, der zwischen den Ansichten über die Theile, welche man als (innere oder äufsere) *Organe* anzusehen gewohnt ist, und den Functionen dieser Theile nothwendig herrscht, sind die Vff. bei ihrer Darstellungsweise überhaupt zu einer so unsicheren Behandlung der Physiologie auch widerwillen gleichsam gezwungen worden, und nur wenn man sich von den in diesem Betracht hergebrachten Vorstellungen losmacht und dem Gang der Natur frei folgt, kann hier eine der Natur entsprechende Physiologie gewonnen werden. Es dringt sich hier die Bemerkung auf, wie, der früheren künstlichen Systematik gemäfs, sich auch ein ganz künstliches Zusammenstellen der physiologischen und organographischen Erscheinungen gebildet hatte, welches in Form der Terminologie erschien, weil es überall nur für den Zweck der künstlichen Systematik auf künstliche Unterscheidung der Formen ankam, daher sich denn ein natürliches System der Morphologie und Physiologie von diesem Standpuncte aus niemals bilden konnte. Die terminologischen Beschreibungen und Distinctionen der Formen bilden daher immer noch den Rahmen, in welchen man die Physiologie fassen will, während es hier jetzt auf eine natürliche Systematisirung der physiologischen Phänomene, die aus dem Gange der Natur selbst heraus genommen ist, ankömmt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Grundzüge der Botanik. Entworfen von Stephan Endlicher und Franz Unger.

(Schluſs.)

Nach dem Muster der thierischen Physiologie, wie es Meyen versuchte, kann man dabei gar nicht verfahren und Meyen hatte ganz geirrt, wenn er meinte, daſs wir selbst nach diesem Muster unsere pflanzenphysiologische Systematik gewonnen hätten. Es ist zwar eine allgemeine Aehnlichkeit zwischen beiden da; allein die Eigenthümlichkeiten des vegetabilischen Organismus fordern hier solche Abweichungen, daſs die Kunst der pflanzenphysiologischen Systematik in etwas ganz anderem, als in oberflächlichen Vergleichen mit den Theilen der thierischen Physiologie besteht. Die Verschiedenheiten zwischen beiden sind theils durch die Natur der Anaphytose, theils durch die Art der centrumlosen inneren Organisation der Pflanzen, bestimmt und müssen sich aus einer naturgemäſsen Auffassung der Pflanzenorganisation selbst ergeben.

Auf diese Weise allein wird es möglich, diejenige Richtung der Pflanzenphysiologie auf dem Gebiete der Wissenschaft selbst zu erreichen, welche wir Eingangs dieses als die praktische bezeichnet haben, und welche man von Auſsen her jetzt von der Pflanzenphysiologie mit Recht verlangt. Die frühere künstliche Richtung wird niemals im Stande sein, den Anforderungen des Lebens zu entsprechen, vielmehr wird sie immer mit den praktischen Erfahrungen im entschiedensten Widerspruch bleiben, wie denn dies mit den morphologischen Theorieen der Knospen und Keimbildung, der Lehre vom auf- und absteigenden Saft, der Ansicht von der Bedeutung von Wurzel, Stengel, Blatt als Organen der Pflanze und so vielen anderen Gegenständen der Physiologie der Fall ist. Denn daſs der Keim keine Knospe ist, die sich durch Verlängerung des Pollenschlauchs bildet, widerspricht den praktischen Erfahrungen der Bastardbildung; und daſs die Knospen nicht mit dem Saamenkeime identisch sind, sieht man daran, daſs aus den Saamen der Bergamottenbirne ganz andere Bäume aufwachsen, als man durch Knospenvermehrung von demselben Baum erzielt; daſs der Saft noch etwas anderes zu thun hat, als bloſs auf- und abzusteigen, ist aus den mancherlei Richtungen des Bildungsprocesses an sich klar, und solche Theorieen müssen in sich zusammensinken, so wie man sie mit dem Leben zusammenhält. Es ist also gar nicht gleichgültig, ob das empirische physiologische Material in künstliche Formen gegossen, oder im natürlichen organischen Zusammenhang aufgebaut wird.

Wir fügen nun noch wenige Bemerkungen über die Systemkunde in diesem Werk hinzu, welche sich aus dem vorhin über die Ansichten der Vff. vom Wachsthum Gesagten leicht von selbst ergeben. Die Vff. theilen die Pflanzen ein in 1) Thallophyta oder Laubpflanzen und 2) Cormophyta oder Stengelpflanzen. Die Thallophyten sind die Algen, Lichenen und Schwämme. Ihr allgemeiner Charakter soll sein, daſs sie nur ein Organ, den Thallus, haben, das aus einer Aggregation von Zellen sich bildet und sich nach allen Seiten vergröſsert, also den Unterschied von Axen- und Anhangsorganen (Stengel, Blatt) noch nicht darbietet. Alle höheren, blühenden und cryptogamischen, Pflanzen, die Moose eingerechnet, nennen die Vff. Stengel- oder Axenpflanzen. Als ihr Hauptcharakter soll eine hier vorhandene Mittelaxe, die den Stengel bildet, und Anhangsorgane, als welche die blattartigen Theile erscheinen, gelten.

Indessen ist bei der allgemeinen Identität der anaphytotischen Glieder an der Pflanze die Axen- und Blattbildung eine bloſse Formverschiedenheit, in welchen beiden sich dasselbe allgemeine Bildungsgesetz wiederholt, so daſs diese Theile ineinander übergehen,

Digitized by Google

und unmöglich dazu dienen können, durch das ganze Reich durchgreifende Charaktere zur Bildung von Klassen abzugeben. Man sieht daher nicht ein, warum die Conferven nicht eben so gut, als die Cuscuta-Arten, eine Stengelaxe haben sollten, und ob die mit quirlförmigen Blattfortsätzen besetzten Batrachospermen unter den Conferven nicht viel mehr, als die breitgliedrigen Cactus-Arten, wirkliche Axenpflanzen im Sinne der Vff. sein sollten. Auf der anderen Seite bieten die Marchantien, Riccien unter den Lebermoosen, die Lemna-Arten und manche andere höhere Formen, die nach jener Eintheilung Axenpflanzen sein sollten, vielmehr eine blattförmige Laubstructur als viele Fucus-Arten dar. Wie wenig aber die Eintheilung der Axenpflanzen selbst in Acrobrya, Amphibrya, Acramphibrya nach den verschiedenen Wachsthumsformen natürlich haltbar ist, wird aus dem, was oben über die Ansicht von jenen Wachsthumsformen selbst gesagt ist, hinreichend hervorgehen. Es bleibt daher in der Vertheilung der verschiedenen Pflanzenformen unter die angegebenen Klassen eine grofse Willkührlichkeit, und nicht selten zeigen sich widerstrebende Unnatürlichkeiten in der Zusammenstellung. So, dafs man die Lebermoose und Moose nicht nur neben den Farrenkräutern, sondern sogar mit den Cycadeen in eine Abtheilung gebracht findet, dafs die Piperaceen, Nymphäen, Diphylleiaceen mit grasartigen synorganischen Stengeln wieder unter die dichorganischen Familien gebracht sind, mit denen sie auch der Frucht- und Keimbildung nach nicht zusammengehören. Im Uebrigen ist es zweckmäfsig, dafs in der Gruppirung der Familien noch Familienstämme mit besonderen Namen unterschieden worden sind.

Betrachten wir vorliegendes Buch im Ganzen, so scheint es, dafs dasselbe, ungeachtet des auf die morphologischen Darstellungen gewendeten Fleifses, am wenigsten den praktischen Anforderungen genügen möchte, die man in unserer Zeit an die wissenschaftliche Botanik zu machen berechtigt und beschäftigt ist.

Dr. C. H. Schultz.

XVIII.

De Luciis Cinciis scripsit, Cinciorum fragmenta edidit Martinus Hertz, Ph. Dr. Adjecta est de M. Junio Gracchano disputatio. Berolini, MDCCCXLII. In aedibus E. H. Schroederi. Typis academicis. 112 S. 8.

Roms älteste Geschichte und die Anfänge seiner Litteratur bieten sehr verwandte Erscheinungen dar, obgleich beide in der Zeit auseinanderliegen. Denn auch hier giebt es nur eine Trümmerwelt, über der noch dichter Nebel ruht und die geisterhaften Gestalten der eindringlichen Beschauung entzieht. Aber es ist auch noch kein Niebuhr aufgestanden, der wie mit einem Zauberstabe die vereinzelten Ergebnisse der Forschung zu einem grofsen lebenden Bilde vereinigt hätte, aus dem eine allgemeine Ueberzeugung unwillkührlich anspricht und versöhnend über die Lücken fortträgt. Vielleicht zum Besten für die Wissenschaft, welche unterdefs mit löblicher Vorsicht die zerstreuten Glieder sammelt und sichtet. Wenigstens dürfte der zukünftige Restaurator eine nicht so ruhmvolle, aber desto gefahrlosere Mission zu erfüllen haben. Für jetzt aber giebt es zu jener mangelhaften Kunde altrömischer Culturzustände kaum einen deutlicheren Beleg, als die Verschiedenheit der Meinungen, die sich über den fragmentarischen Nachlafs unter dem Namen der Cincier ausgesprochen hat. Denn nachdem noch Niebuhr Alles dem Historiker und Prätor im zweiten punischen Kriege, L. Cincius Alimentus zugesprochen hatte, verwies die Kritik, welche schon früher bei Longolius erwacht war, bald in das Zeitalter des Augustus, bald in das der Antonine einzelne Bruchstücke, bei denen mancherlei Zeichen für eine spätere Abfassung zu sprechen schienen, während es zugleich nicht an Vertretern der Niebuhr'schen Ansicht fehlte. So wurden diese für die Kenntnifs des römischen Alterthums nicht gleichgiltigen Ueberreste zu einer fahrenden Habe, deren man sich nur mit der gröfsten Vorsicht bedienen mochte. Der letzte Bearbeiter des Gegenstandes, Liebaldt, blieb bei mancher verdienstlichen Bemerkung doch den Beweis im Einzelnen schuldig. Daher darf die neue Bemühung, mit welcher Hr. Dr. Hertz im vorliegenden Buche den langjährigen Streit wieder aufnimmt, als eine zeitgemäfse bewillkommnet werden.

Digitized by Google

Durch einen leicht erklärlichen Act der Wahlverwandtschaft ist der Verf. und der Rec. auf dieselben Themata geführt worden, so dafs, nachdem des Rec. Abhandlung über Junius Gracchanus 1840 und 41 erschienen war und er die Vorarbeiten zu einer Schrift über die Cincier beendet hatte, Hr. Dr. Hertz wohl dieselbe Reihenfolge beobachtend, jetzt die noch unerledigte Frage zum Hauptgegenstande seines Buches machte. Unter diesen Umständen sei es dem Rec. verstattet, sein Urtheil über Untersuchungen abzugeben, mit deren eigenthümlichen Schwierigkeiten er nicht unbekannt ist.

Es kam hier vorzüglich darauf an, aus den Fragmenten selbst Indicien für die Zeit ihrer Abfassung zu finden, innere Beweise, welche mit den äufseren vereint, oder wo diese zu widerstreiten schienen, als überwiegend entgegengestellt, dem ungewissen Schwanken ein Ende machen mufsten. Dabei konnte eine Berücksichtigung der früheren Ansichten, welche häufig auf äufseren Wahrnehmungen beruhen, fruchtbar für die Wissenschaft werden, und durfte namentlich erörtern, in wie weit die Gegenstände der betreffenden Schriften, die Art der Behandlung, der Ausdruck u. A. für mehrere Perioden der Litteratur sich in Anspruch nehmen liefsen, und nachdem so eine breite Basis gewonnen war, mufsten die inneren Gründe eine sichere Entscheidung herbeiführen. Denn ein einziges Argument, wenn auch nur aus einem Fragmente gewonnen, mufste für die ganze Schrift und alle übrigen Reste derselben den Ausschlag geben und der Interpretation zweifelhafter Stellen den rechten Standpunct anweisen. — Betrachten wir danach die Arbeit, so läfst sich nicht verkennen, dafs der Verf., obgleich er nicht immer dieses Regulativ befolgt hat, durch eine umsichtige Benutzung des dargebotenen Materials aus alter und neuer Zeit und eine scharfsinnige Combinationsgabe die Untersuchung zu den Resultaten geführt hat, welche jetzt überhaupt möglich sind. Denn dafs noch mancher Zweifel immer übrig bleibt, ist mehr eine Folge der unzulänglichen Mittel als der geistigen Befähigung des Bearbeiters. Und wenn derselbe häufig seine Unentschiedenheit ausspricht, gereicht ihm dies, namentlich im Verhältnifs zu seinen Vorgängern, nur zum Lobe, indem es für die Wissenschaft ersprieflicher sein wird, auf einem so schlüpfrigen Boden bei der Wahrscheinlichkeit stehen zu bleiben, und sich mit dem Lohne zu begnügen, welchen der Verf. S. 87 bescheidentlich in Anspruch nimmt. Die Untersuchung ist in folgenden Abschnitten dargelegt: 1) de L. Cincii Alimenti vita p. 3—9; 2) de L. Cincii Alimenti opere historico p. 10—27; 3) de ceteris fragmentis quae sub Cincii nomine nobis servata sunt virorum doctorum sententiae p. 28—31; 4) fragmentorum tabula p. 32—60; 5) de aetate atque auctore horum fragmentorum disquisitio, wobei wir nur gewünscht hätten, dafs der dritte Abschnitt mit dem fünften wäre zusammengezogen worden, da hier doch auf jene Ansichten mufste zurückgegangen werden. Den Schlufs macht ein index auctorum locorumque und ein Druckfehlerverzeichnifs.

Im ersten Abschnitte geht der Verf. von der ersten historischen Erwähnung des L. Cincius Alimentus bei Liv. 26, 23. aus, wonach derselbe im J. d. St. 544 unter dem Consul M. Valerius Lävinus Prätor in Sicilien war, und verfolgt darauf kurz nach dieser Quelle seine Thätigkeit auf der Insel, seine Stellung vor Locri, von wo er bei Hannibal's Ankunft abzog und — über Sicilien, was nicht erwähnt ist — nach Rom zurückkehrte, seine Sendung mit einer Botschaft des Senats zum kranken Crispinus nach Capua, womit er bei Livius verschwindet. Die frühere Stelle (Liv. 21, 38), der zufolge er als Hannibal's Gefangener von ihm Auskunft über seine Truppenzahl erlangte, wird auf denselben bezogen und Pighi's wie Clinton's Zweifel nach Vossius' Vorgang mit dem Zeugnisse des Dionysius I, 6 beseitigt. Für das Alter der gens Cincia wird auf Festus s. v. Romanam portam und Paulus s. v. Cincia verwiesen. Ueber die Lage dieser Localität sind wir aber dürftig unterrichtet. S. Becker de Romae vet. muris atque portis p. 48. Auch scheint es dem Rec. noch fraglich, ob jener Begräbnifsort aus der alten Sitte, die Todten im Hause zu bestatten, hervorging, da Plinius (h. n. 34, in.) zeigt, dafs nicht blofs der Staat die Ehre eines Standbildes dem Bürger gewähren konnte, sondern Eitelkeit und Willkür Einzelne dazu trieb.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit dem Geschichtswerk des Alimentus und den daran sich knüpfenden Fragen. Aus Dionysius (1, 5 und 6) wird geschlossen, dafs er später als Q. Fabius geschrieben und zwar beide nach Beendigung des Krieges, weil sie dann erst der Erzählung einen festen und erfreulichen Endpunct geben konnten. Nach derselben Quelle, der kein

Digitized by Google

andres Zeugnifs entgegensteht, wird angenommen, dafs er sein Werk griechisch abgefafst, entweder zur Belehrung Hannibal's (vgl. p. 9. fortasse ut ἀντίδωρον Hannibali offerret) oder der Griechen diese Sprache wählend. Uns scheint es aus keinem Grunde von beiden. Sondern der Einflufs griechischer Erziehung und Litteratur im Vergleich mit der noch unentwickelten Muttersprache mochte schon den Fabius bestimmt haben, bei dem wir auf eine so specielle Veranlassung, die noch dazu im römischen Charakter wenig begründet ist, nicht schliefsen können. Und eben so mifslich möchte es sein, dieselbe Rücksicht allen späteren Historikern zuzuschreiben. Es ist vielmehr die natürliche Wirkung einer mächtigen Erscheinung, die zur Nachfolge bewegt und die griechisch schreibenden Römer mag dabei wenig Absichtlichkeit geleitet haben, aber ein richtiges Gefühl vom nothwendigen Erfolge. — Unter den Fragmenten, welche diesem Werke zuertheilt werden, scheint dem Verf. nur eins zweifelhaft, Liv. VII, 3. und obgleich er zugiebt, dafs es dem Inhalte nach für die fasti eines späteren Cincius passe, wohin Lachmann es gestellt, entscheidet er sich doch auch hier für den alten Alimentus (S. 39 vgl. 63), erstens, weil bei Livius die Erwähnung gleichzeitiger Grammatiker und Antiquare nicht vorkomme, dann aber, weil aus Dionys. 1, 74. hervorgehe, dafs der Historiker über die Erbauungszeit Roms chronologische Untersuchungen angestellt hatte. Die erste Beobachtung ist allerdings richtig, aber wir besitzen des Livius Werk zu unvollständig, um sie mit Gewifsheit aussprechen zu können. Hier durfte der Verf. einer andern Hypothese entweder begegnen oder Raum geben. Unter den von Festus mit Cincius Namen citirten Schriften sind auch Mystagogica, in wenigstens zwei Büchern, wahrscheinlich ein periegetisches Werk, wie sich, einige Abschnitte von Varro's antiqq. rer. div. ausgenommen, kaum etwas Aehnliches in der römischen Litteratur findet. Giebt man nun die Stelle bei Liv. VII, 3. nicht den Fasten, von denen es doch wohl klar ist, dafs sie einen späteren Verf. haben, so könnte man dagegen geneigt sein, sie den Mystagogica zu vindiciren. Der diligens talium monumentorum auctor pafst dazu vortrefflich, für den griechisch schreibenden Alimentus liefse sich der griechische Titel in Anspruch nehmen und der Zusatz qua consuetudine hodieque utimur erlaubt an einen von Verrius Zeit entfernt Lebenden zu denken. Aber bei Livius bleibt es immer auffallend, dafs er a. a. O. den Cincius schlechtweg nennt, dagegen erst XXI, 38 L. Cincius Alimentus, obgleich es auch hier nur auf die Bezeichnung als Schriftsteller ankam, das praesens comparere scheint mehr für einen Zeitgenossen des Livius, als Zeugen der punischen Kriege zu sprechen und endlich gehören bei Festus doch wohl alle Werke Einem Cincius, wenn er nicht mit arger Nachläfsigkeit excerpirte. So ist Alles zusammengenommen nicht hinreichend, diese Frage abzuschliefsen, daher wir das Fragment lieber unter die dubia gesetzt hätten.

Zum dritten Abschnitt trägt der Rec. noch nach: Göttling in Hermes 1826. Bd. 26. p. 84, der dem Alimentus das Buch de comitiis beilegt, und dessen Verlust bedauert, weil der Verf. als Zeitgenosse Hannibal's die bedeutende Veränderung der Centurialcomitien entweder entstehen sah oder doch als nicht zu lange eingerichtet genau beschrieben haben wird. Vgl. Gesch. d. R. St. p. 380 und der Curiosität wegen S. Grosser hinter seinem Sallust von 1699. frgm. hist. p. 356: Graece scripsit Historiam Annibalicam, Latine ab Gorgia Leontino redditam.

Vierter Abschnitt. Zu dem ersten Fragment aus dem liber de fastis äufsert der Verf. die Meinung, Macrobius scheine bei der Erwähnung Varro's dessen Worte de l. L. VI, 33 im Sinne gehabt zu haben, wie schon Müller zu dieser Stelle geurtheilt hatte. Dagegen hatte der Rec. de Jun. Gracch. II. p. 36 angenommen, dafs sowohl Macrobius als Censorinus c. 22. diese Notiz aus einem andern Werke des Varro geschöpft haben müssen, und, was zunächst lag, an die antiquitates rer. hum. gedacht. Es stimmen nämlich die Ableitungen der übrigen Monatsnamen (Maium vero non a majoribus, sed a Maia, — Junium quoque a Junone potius, quam a junioribus), die Censorinus als Varronisch anführt, nicht mit den Etymologieen a. a. O. de l. L. überein, sondern sehen vielmehr wie eine Verbesserung der dort vorgetragenen Ansicht aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

De Luciis Cinciis scripsit, Cinciorum fragmenta edidit Martinus Hertz.

(Fortsetzung.)

Auch ist dies nicht das einzige Beispiel, dafs der unverdrossene Forscher in verschiedenen Schriften über denselben Punct sich anders aussprach. S. Döderlein Synon. III. p. 75. Müller. praef. ad Fest. p. XXX. n. 6. Rubino S. 324 n. 1. Inzwischen hat Bergk im Rhein. Mus. 1842. H. III. p. 370 sq. wahrscheinlich gemacht, dafs die ephemeris agrestis die Quelle gewesen. — Dafs der Verf. S. 34 Göttling's Etymologie von Aprilis huldigt, wie Merkel ad Ovid. Fast. p. 181, wundert uns, da ihm Hertzberg's Recension bekannt war, mit dem der Rec. II. p. 40 übereinstimmt. Vgl. Pott Etym. Forsch. II. S. 179. — Es kann nur gebilligt werden, dafs S. 35 sq. Merkel's Vorschlag, bei Macrobius 1, 16. S. 267 für Cincius zu lesen Titius, zurückgewiesen ist, wenn aber der Verf. den Grund zu einer Aenderung anerkennt und den armen Lydus einer Nachläfsigkeit im Uebersetzen zeiht, indem περὶ ἑορτῶν nach Merkel nicht bedeuten solle de fastis, sondern de feriis, wird man billig fragen, wie denn der Verf. und sein gelehrter Freund de fastis im Griechischen anders wiederzugeben gedenken? Den Griechen fehlte mit der Sache das bezeichnende Wort und wie verwandt auch im Lateinischen die Titel de fastis und de feriis sind, springt in die Augen, wenn man bei Macrobius wahrnimmt, dafs die Verfasser solcher Bücher dieselben Gegenstände besprochen haben. Hier durfte gegen Merkel auf Lachmann Comm. Liv. I. p. 31 verwiesen werden, welcher sagt: Sacri enim, non civiles, non chronologia, sed commentarius de diebus festis erant, περὶ ἑορτῶν, ut citat Lydus de Mensib. p. 90 qui p. 125 inde idem fragmentum affert, quod Macrob. 1. Sat. 12. e libro fastis attulit. Dies letzte Urtheil über die Identität beider Fragmente ist aber unrichtig und es genügt nicht, dafs der Verf. es S. 38 dahin mildert, arctissime cohaerere cum ea, quam primo loco ex Macrobio posuimus de mense Aprili disputatione, sondern es hätte bemerkt werden sollen, dafs ein grofser Widerspruch zwischen beiden Stellen statt finde, und hier durfte vielleicht mit mehr Grund über die incuria des Lydus geklagt werden. — Was des Verf.'s eigenen Vorschlag betrifft, die übrigen von Merkel dem Titius zugetheilten Stellen aus Macrobius dem Schriftsteller zu geben, welcher III, 11 Tertius heifst, so können wir auch hier nicht beistimmen, weil uns weder einleuchtet, warum er perperam so genannt werde, noch auch, dafs er vor der Abfassung der Schrift des Verrius de vbb. sign. geschrieben habe, sondern wollen lieber abwarten, bis die von L. v. Jan verheifsene Ausgabe des Macrobius eine zuverläfsigere handschriftliche Basis wird dargeboten haben. — S. 40 zum Fragment aus dem liber de comitiis kann jetzt noch auf Pellegrino: Andeutungen über den ursprünglichen Religionsunterschied der Röm. Patricier und Plebejer S. 2 Anm. verwiesen werden. — S. 44 wird bei dem ersten Fragment aus den Büchern de re militari Rubino's Bemerkung erwähnt, wonach in den Fecialformeln der alten Zeit die Zustimmung des Senats als wesentliches Erfordernifs erscheint und daher das Fehlen derselben in der von Cincius überlieferten Formel das spätere Alter dieser darthut, ohne dafs der Verf. hier oder später p. 73 n. 61 sich damit einverstanden erklärt. Es bedurfte aber diese scharfsinnige Observation um so mehr einer Erörterung, als der Verf. S. 78 schreibt: scriptionem antiquitatem redolere, id quatenus ad formulas sollemnes antiquitus traditas attinet, infitias non eo. Denn wenn er sich durch Rubino's Zusatz a. a. O., diese Erwähnung des Senats fehle aber auch schon viel früher in den Worten des Gelübdes, welches dem syrischen Kriege voranging, bestimmen liefs, auf die ausgesprochene An-

Digitized by Google

sicht nicht viel Gewicht zu legen, konnte Liv. 36, 2, 2. vgl. mit 36, 1, 4 sq. lehren, dafs auch hier der Senat nicht übergangen ward, und wohl nur das excerpirende Verfahren des Livius uns die vollständige Angabe der Formel entzogen habe. — S. 51 ist bei Festus s. v. nuptias für das verdorbene legem quoque parenstam Bergk's Conjectur (Hall. L. Z. 1842. N. 105. S. 232) Praenestinam aufgenommen, und obgleich eine lex Praenestina durch leges Laurentum nicht ganz gesichert scheint, will der Rec. sie in Ermangelung eines Besseren noch durch die Bemerkung unterstützen, dafs Cincius auch sonst in Bezug auf Präneste sich unterrichtet zeigt. S. Macrob. 1, 12. p. 269. ed. Zeun. Fest. s. v. trientem p. 363 M. — S. 58 das Fragment aus Arnobius hält Orell. ad l. l. p. 170 für einen Ueberrest der Schrift de vb. pr.

Der fünfte Abschnitt, der schwierigste und gehaltreichste, macht den eigentlichen Kern der Untersuchung aus. Des Verf.'s Bestreben geht im Allgemeinen dahin, die Anfänge der römischen Prosa der Zeit des Historikers Alimentus möglichst nahe zu rücken, grammatisch-antiquarische Forschungen aber erst mit ihm entstehen zu lassen, um daraus für die Ueberreste des Cincius ein späteres Alter zu gewinnen. Aber wenn es schon den Römern nicht gelingen wollte, die ersten Beispiele für die einzelnen Litteraturgattungen festzustellen, werden unsere Bemühungen wohl noch weniger Erfolg haben. Darum billigen wir es nicht ganz, wenn Appius Claudius Cäcus als Vater der römischen Prosa angesehen wird, denn ihm gingen die genannten und ungenannten Verfasser der laudationes funebres voraus. S. Westerm. Gesch. d. R. B. §. 19, 4. 5., wo noch Lyd. de mag. 1, 33. hinzuzufügen ist. So dürr und ungelenk diese frühen Versuche auch waren, und sie waren es vielleicht weniger, als wir uns vorstellen, daraus zu schliefsen, die Fragmente des Grammatikers Cincius können wegen ihrer einfachen, aber keineswegs veralteten Sprache nicht derselben Periode angehören, sind wir nicht berechtigt. Wie verschieden Zeitgenossen schreiben können, zeigt wohl nichts besser als die Sprache Varro's, verglichen mit der Ciceronianischen (S. Gerlach. praef. ad Non. p. X) und neben jener dürfen sich wiederum einige Proben des um ein Jahrhundert früher lebenden C. Gracchus behaupten. Sodann aber haben wir jene Fragmente nicht aus der ersten Hand und namentlich mufs die doppelte Excerption derer bei Festus auch gegen die scheinbar eigenen Worte des Cincius behutsam machen. Unbegründet ist auch der Tadel Liebaldt's, der S. 15 in solchen Stellen ein genus dicendi elegantius atque artificiosius, quam quod annalium scriptori recte assignetur, findet. Sieht doch der Verf. selbst S. 81 in dem Fragment bei Fulgentius, über dessen Authentie freilich schwer zu urtheilen ist, Vellejanas magis sententiarum oppositarum argutias, quam cascam et roscidam belli Punici alterius aetatem. Endlich, und das mufs uns die Möglichkeit eines solchen Schlusses vollends benehmen, können wir des Cincius Sprache nicht mit der des Alimentus zusammenhalten, von dem wir kein directes Wort besitzen. So gern daher der Rec. a priori zugibt, der Historiker habe anders geschrieben, als der von ihm zu trennende Cincius, mit unseren Mitteln erweisen läfst es sich nicht. — Zusammenhängende grammatisch-antiquarische Forschungen fallen nach unsern Quellen allerdings mit der Zeit des Alimentus zusammen, aber es finden sich auch schon frühere Spuren desselben, welche der Verf. nachgewiesen hat. Danach scheint die gangbare Ansicht, die römische Litteratur habe einen der griechischen entgegengesetzten Bildungsgang eingeschlagen, indem sie von der Theorie zur Praxis fortschritt, für die Prosa wenigstens so zu ermäfsigen, dafs in Rom die Praxis sich der griechischen Theorie schon früh bedienen mochte und dann beide Hand in Hand gingen. So dürften die Schriften des Cincius auch hier weder zu frühe noch als Anfangspunct verwerflich gelten. Die Neigung zu etymologischen Deutungen, an denen jene reich sind (S. S. 67. 70), ist so alt, wie die römische Litteratur (S. Lersch III. p. 113 sqq.) und wenn man des Ennius Bücher de litteris syllabisque item de metris nicht anerkennen will, hätte wenigstens bei Cato, von dem es nicht richtig heifst: (p. 64) *post* Cincium antiquitatis indagationem inprimis *continuavit*, (denn er ist Zeitgenofs, geboren 519) erwähnt werden müssen, dafs er de re militari schrieb, also von dieser Seite wenigstens die gleichnamige Schrift dem Alimentus abzusprechen kein Grund war. (S. Drumann V. p. 147 n. 20 Lion. Catoniana. p. 43). Eben so läfst desselben Cato Schrift de oratore auch grammatische Studien vermuthen, ohne welche eine Rhetorik nicht gut denkbar ist. Indem der Verf. diese Richtungen bis auf Aelius Stilo, Varro's Lehrer, verfolgt, erwähnt

Digitized by Google

er des Cassius Hemina Bücher de censoribus, welche auch der Rec. I. p. 37 angenommen hatte, ohne damals zu wissen, dafs schon Andre dasselbe gethan. Aber sicher wird diese Vermuthung erst durch die neue Ausgabe des Nonius, wo s. v. moliri für Mercier's demoliuntur die Herausgeber demolivit lesen, freilich, ohne dafs man in der kritischen Note über die Autorität belehrt wird. Steht aber dieses Werk fest, so wird man, wie der Rec. ebenfalls a. a. O. geäufsert hatte, geneigt sein, den L. Cassius censorius bei Mai. Interp. ad V. A. II, 717 für den Hemina zu halten und in der verwalteten Censur einen Anlafs zu der genannten Schrift finden. Wenn ferner S. 66 der Historiker nicht Verf. der präsumtiv späteren Fragmente sein soll, weil für diese mannigfaltigen Studien kein Zeugnifs ihn an die Spitze der gelehrten Alterthumsforscher stelle, liefse sich dafür, falls es dessen bedürfte, nicht eine Erklärung in dem Umstande finden, dafs Cato, der Zeitgenofs, ihn verdunkelte, der mit mehr Recht ein Varro jener frühen Periode zu heifsen verdient? Denn die Erwähnung bei Liv. VII, 3, die sich noch dazu auf einen Andern beziehn läfst, erscheint dem Verf. als die einzige eine jejuna ac dubia fere laus. Dennoch wäre sie die älteste und im Munde des wenig Anerkennung zeigenden Livius eben wegen ihrer vereinzelten Erscheinung kein leichter Spruch. Wir wissen aber zu wenig über jene frühe Zeit, um zu erklären, was in einem möglichen Falle hätte sein müssen. Nach den angeführten allgemeinen Gründen ist es dem Rec. wenigstens nicht ganz unwahrscheinlich, dafs Alimentus alle mit des Cincius Namen citirten Schriften habe schreiben können. Doch das sei nur dicis causa gesprochen und wir eilen zu den besonderen Argumenten, wo wir dem Verf. mehr Beifall schuldig sind.

Der Verf. wendet sich zuerst zu dem Buche de fastis (p. 67) und obgleich der Gegenstand dieser Schrift nach der gleichbenannten des M. Fulvius Nobilior, eines Zeitgenossen des Alimentus, und der noch früheren Arbeit des Cn. Flavius, sich auch für diesen Historiker schicken und selbst die chronologische Angabe über Roms Erbauung bei Dionys. 1, 74. dafür zeugen könnte, machen ihn doch schon die in den Fragmenten vorkommenden Etymologieen zweifelhaft. Aber entscheidender für ein späteres Alter ist der Umstand, dafs Cincius bei Macrob. 1, 12 sagt imperite quosdam opinari Aprilem mensem antiquos a Venere dixisse und Varro de l. L. VI, 33. als Gewährsmänner dieser Meinung den Fulvius (Nobilior) und Junius (Gracchanus) nennt. Denn somit kann Cincius nicht vor C. Gracchus geschrieben haben. Diese Combination ist so natürlich, dafs sie schon Rubino und Merkel gemacht hatten und auch der Rec. seine fünfte Thesis darauf stützte. Um so auffallender mufs es sein, dafs Lersch (Sprachphil. III. p. 141), dessen Buch der Vf. wohl zu spät erhielt, um es mehr als beiläufig berücksichtigen zu können (S. 29. 32), die Worte des Cincius nicht auf eine schriftstellerische Ausführung bezieht, sondern darin vielmehr die Widerlegung einer mündlich ausgesprochenen Meinung findet und nach lebendigster Ueberzeugung die Schriften de fastis und de vbb. pr. dem Alimentus zuerkennt. Aber nur ein negirendes Verfahren, etwa noch sich stützend auf Macrobius' eigne Worte I, 10. p. 249 si opinio vocanda est quae idoneis firmatur auctoribus, wird den Fulvius und Junius unter quosdam nicht anerkennen wollen. Doch wenn man bei demselben Schriftsteller putare häufig gebraucht findet, wo nothwendig an schriftliche Abfassung gedacht werden mufs, erscheint dergleichen als leere Subtilität. — Darauf wird S. 68 Cincius bei Macrobius und Festus für identisch erklärt mit dem Verf. der fasti. Festus hätte, falls nicht alle von ihm citirten Schriften demselben Verfasser gehörten, doch wohl einen Unterschied in den Citaten gemacht (der scheinbare s. v. praecidanea porca, wo L. Cincius steht, wird aber wohl nicht auf Verrius Rechnung zu setzen sein). Seine Zeit wird nun näher dahin bestimmt, dafs er vor Verrius schrieb, weil unglaublich, dafs Festus, der den Verrius in's Kürzere zog, ihn an so vielen Stellen hinzugesetzt habe, und — vor der Abfassung der ersten Dekade des Livius, weil er die Triumphaltafel des Dictator T. Quinctius, welche Livius nach Lachmann's Annahme nicht mehr sah, als Augenzeuge zu beschreiben scheint. Zur Zeit der punischen Kriege könne er das Werk de vbb. pr. nicht verfafst haben, indem viele der von ihm als prisca erklärten Wörter, wie Stellen des gleichzeitigen Livius Andronikus und Ennius beweisen, im täglichen Gebrauche waren und somit gar keiner Erklärung bedurften. Ferner mache die Gesellschaft des Aelius, Varro,

Digitized by Google

Verrius und andrer Grammatiker desselben Zeitalters, in der uns der Name Cincius ohne alle Unterscheidung begegnet, unwahrscheinlich, dafs hier an den Alimentus zu denken sei. Für die Identität dieses Cincius aber bei Macrobius und Festus spreche einmal schon die gleiche Sphäre der behandelten Gegenstände, sodann des Verf.'s Beobachtung, dafs, was bei Paulus S. 103 M. kurz über den Junius steht, sich bei Macrob. 1, 12. p. 266 als Cincius Ansicht wiederfinde, woraus wahrscheinlich werde, dafs auch der lückenhafte Artikel über Maius bei Festus S. 134 auf dieselbe Quelle zurückzuführen sei. Hier durfte jedoch bemerkt werden, dafs Censorinus c. 22. für die von Paulus und Macrobius dargelegte Meinung des Cincius als Gewährsmann Varro nennt, was sich aber leicht so erledigen läfst, dafs Varro hier wie auch sonst (Macrob. 1, 12. Cincio etiam Varro consentit) entweder des Cincius Resultat adoptirte, oder unabhängig zu eben demselben gelangt war. — Eben so wird auch Cincius bei Servius, Arnobius, Charisius und Gellius (VI, 15) mit vollem Rechte von dem bei Festus und Macrobius nicht unterschieden (S. 72), Merkels Hypothese aber über die genauere Zeitbestimmung, die sich aus Macrob. l. l. und Festus, wo Cincius nach Aelius genannt werde, ergeben sollte, sorgfältig zurückgewiesen (S. 73), dabei derselbe als jüngerer Zeitgenosse des Stilo anerkannt (S. 74), obgleich es scheint, dafs Aelius bei Fest. s. v. refriva faba p. 277 auf ihn Rücksicht nahm. Ferner hält ihn der Verf. für einen Zeitgenossen des Varro, ohne aus dem consentire des Macrobius einen chronologischen Unterschied abzuleiten. Varro kannte wahrscheinlich seine Schrift de fastis als er de l. L. schrieb, hat sie aber nach seiner Gewohnheit, die Zeitgenossen ungenannt zu benutzen (von der er jedoch Ausnahmen machte S. Weichert de Cass. Parm. p. 272) nicht angeführt. Endlich wird Merkel's Annahme, dafs Cincius des Cicero Mitschüler bei Aelius gewesen, und dafs, wo Festus und Paulus ohne weitere Bezeichnung den Aelius erwähne, nicht seine, sondern seiner Schüler Schriften vorgelegen, als ungewifs bezweifelt.

Die Bücher de re militari, welche nur Gellius erwähnt, und deren späteres Alter schon Zumpt dargethan hatte, hält der Verf. für ein Werk desselben von Gellius VI, 15. genannten Cincius, indem er noch auf eine Verwechselung der Eidschwüre hinweist, die sich aus der Vergleichung mit Polyb. VI, 29. § 4. ergiebt und der man doch den Prätor Alimentus nicht wird beschuldigen wollen. Die schwierige Frage über die Hermunduli in der von Cincius mitgetheilten Fecialformel, welche auch der völkerkundige Zeufs (d. Deutschen und ihrer Nachbarstämme S. 104) nicht unterzubringen wufste, entbehrt zur Zeit noch einer genügenden Lösung. So mag des Verf.'s Meinung S. 79, der sie auf die durch Cäsars Kriegszüge bekannt gewordenen Hermunduren bezieht und den Namen vom Grammatiker beispielsweise in die Formel gesetzt glaubt, einstweilen gelten. (S. Rein in der Zeitschr. für die Aw. 1836. N. 92). Auch der Ansicht, welche der Vf. S. 79 sq. über das Fragment bei Fulgentius vorträgt, wird man, wie die Sachen stehn, seine Beistimmung schwerlich versagen und jedenfalls braucht man nicht an eine besondre Schrift de Gorgia Leontino zu denken. Eben so wenig entscheidet sich der Vf. S. 81 sq. über die Stelle bei Victorinus, welche Liebaldt S. 9 stillschweigend dem Anfange des Geschichtswerkes des Alimentus entnommen glaubte. Merkel a. a. O. p. CXCVII bezieht sie auf den späteren Cincius.

Konnte der Recensent mit Allem dem nur einverstanden sein, so erlaubt er sich nun Einiges nachzutragen, was die an den Büchern de fastis und de vbb. pr. erwiesene spätere Abfassungszeit auch für die übrigen Schriften noch bekräftigen dürfte. Erstlich die häufig gebrauchten Zeitpartikeln. Lib. de comitiis. Fest. p. 241 qui *nunc* ingenui vocentur, womit die Zeit des Cincius und Verrius als nicht verschieden angedeutet wird. — Lib. de consulum potestate. F. p. 241. Praetor ad portam *nunc* (was im Texte des Verfassers S. 40 ausgefallen ist) salutatur is qui in provinciam pro praetore aut pro consule exit, cujus rei morem ait fuisse Cincius etc. Hier gehört es Verrius, aber indem Cincius den Nachweis für die bestehende Sitte liefert, kann er nur als Zeitgenosse des Verrius gedacht werden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

De Luciis Cinciis scripsit, Cinciorum fragmenta edidit Martinus Hertz.

(Schluſs.)

Auch was Niebuhr, vom Verf. S. 41 erwähnt, an des Cincius Darstellung tadelte, daſs weder die Zeit, wo Latium unter des Königs und der frühesten Consuln Botmäſsigkeit stand, noch die wo die übrig gebliebenen Städte sich unter der Römer Schirm begeben hatten, ausgenommen werde, wird je später man den Schriftsteller ansetzt, desto begreiflicher, und der Zusatz quod est sub monte Albano, wenn er von Cincius herrührt, scheint ebenfalls mehr für einen späteren Verfasser zu passen. — Lib. de vbb. pr. F. p. 376 vindiciae *olim* dicebantur, was, zusammengehalten mit antiquitus bei Gell. XVI, 4. natürlich auf dieselbe Zeit von demselben Standpuncte aus verweist. — Lib. de re militari. Livius berichtet XXII, 38, daſs im J. d. St. 536: delectu perfecto — milites tunc, quod nunquam antea factum erat, jure jurando ab tribunis militum adacti, jussu consulum conventuros, neque injussu abituros. Nam ad eum diem nihil praeter sacramentum fuerat. Dagegen zeigen die Imperfecta bei Gell. XVI, 4. dies als etwas Gewöhnliches und Herkömmliches an, deren sich schwerlich der Historiker Alimentus, welcher die Veränderung erlebte, würde bedient haben.

Zum Schlusse führt der Verf. noch die Hypothese aus, S. 84, es möchte dieser spätere Grammatiker identisch sein mit dem L. Cincius, welchem wir in dem Briefwechsel des Cicero und Atticus zwischen den Jahren 687 u. 705 mehrmals begegnen, dem Geschäftsführer und Freunde des Letzteren, der sich mit praktischer und gelehrter Rechtskenntniſs ausgerüstet zeigt, verkennt dabei aber nicht, daſs solche Vermuthungen nur unsichere Stellvertreter historischer Beglaubigung sein können.

Die angehängte disputatio de M. Junio Gracchano S. 88—109 verdanken wir nach n. 21 p. 22 dem Umstande, daſs dem Verf. unsere Abhandlung über denselben trotz aller angewandten Mühe nicht zugekommen war, und wenn wir dies einestheils bedauern, weil wir dann vielleicht eine gründlichere Widerlegung unserer Ansichten erfahren hätten, freuen wir uns doch auch durch die unabhängige und selbständige Untersuchung des Verf.'s manche unserer Resultate bestätigt zu sehn. Auf alle Differenzen hier einzugehn, würde zu weit führen, weshalb wir uns begnügen, die Hauptsachen, in denen der Vf. von uns abweicht, hervorzuheben.

Es handelt sich zuerst um die Stelle bei Cic. de legg. III, 20, 47., in welcher der Verf. mit Madvig aus cod. Monac. de potestatum jure liest (S. 90 n. 74) und darin eine Anspielung auf den Titel der Schrift sieht (S. 92), welche M. Junius, der sodalis des älteren Atticus, diesem zueignete, zugleich aber denselben mit Junius Gracchanus, nach dem Vorgange der meisten Ausleger identificirt. Der Rec. hat dagegen auch jetzt noch Folgendes zu bemerken. Der neueste Herausgeber der Bücher de legg., Bake, billigt jene Lesart keineswegs (S. 663), weil Cicero schwerlich potestates für magistratus gesagt habe, sondern hat de potestate eorum et jure in Vorschlag gebracht. Giebt man ferner auch zu, daſs bei sodalis wegen der vorangehenden Worte scripsit ad patrem tuum die Beziehung auf den Vater des Atticus nicht zweifelhaft sei, so macht doch noch die Bedeutung des Wortes einige Schwierigkeit, indem auch bei Cic. de or. III, 61, 228 Ellendt (Explic. p. 464) mit Recht Anstoſs genommen hat, obgleich Bake a. a. O. die Sache rasch entscheidet. Endlich dürfte Cicero's Urtheil über jene Schrift doch kaum auf des Gracchanus Werk sich beziehen. Dem Rec. scheint gewiſs, daſs dieser seinen Beinamen, wie auch der Vf. S. 92 zugiebt, nicht von öffentlicher Theilnahme an den politischen Bestrebungen des jüngern Gracchus erbte, sondern vielmehr durch die unveränderte Gesinnung erwarb, die nach dem Falle des Tribunen sich schwerlich anders

Digitized by Google

als in Schriften zeigen durfte. Nun lebt aber Cicero die peritia, mit welcher das Werk verfafst sei, woraus man doch wohl auf Theilnahme an Staatsgeschäften wird schliefsen müssen. Freilich möchte die Klage des Atticus, welche diesen Worten vorausgeht, kaum begreiflich sein, wenn man nicht in dem eingeschalteten meo quidem judicio eine Opposition gegen die bestehende Meinung sieht, die das Buch als Instruction für angehende Magistrate verworfen hatte. Die Ueberreste der Bücher de potestatibus, welche wir besitzen, (der Vf. rechnet dahin mit vieler Wahrscheinlichkeit S. 104 auch Gell. XIV, 8.) sind aber gering und geben durchaus kein genügendes Bild von dem Umfange und der Art der Darstellung, um darin das diligenter und pluribus verbis des Cicero wiederzufinden. Dennoch will der Rec. sich gegen die Wahrheit nicht verblenden und gesteht, dafs er jetzt weniger zweifelhaft über jenen M. Junius denkt. Durch Bake's Bemerkung aber, welche viel zur Entscheidung beitragen könnte, unter den Freunden des C. Gracchus scheine auch der Vater des Atticus gewesen zu sein, indem jener nach Cic. de div. II, 29, 62. (vgl. auch I, 18, 36.) eine Schrift an ihn richtete, mufs man sich nicht irre machen lassen. Denn jener M. Pomponius fand mit dem Tribunen i. J. 631 seinen Untergang, der Sohn des Atticus aber, erst 645 geboren, ward von seinem Vater erzogen, der auch wahrscheinlich Titus, nicht Marcus hiefs. (S. Drumann V. p. 4 n. 14). Dabei bleibt aber die Freundschaft mit einem Gliede der gens Pomponia als Factum stehen.

Ein andrer streitiger Punct ist der M. Junius bei Varro de l. L. VI, 95, welche Stelle der Vf. S. 95 nach Lachmann's Restitution mittheilt. Auch hier kann der Rec. nach seiner Auseinandersetzung I. p. 14 sq. nicht beistimmen, indem er, die schwankende Lesart bei Seite gesetzt, nichts Zwingendes sieht, diesen M. Junius entweder für den Gracchanus oder, was dem Verf. unwahrscheinlich dünkt, für den Juristen M. Junius Brutus zu halten, da sich auch noch andre Auswege denken lassen. Bei Varro steht das Wort inlicium, um dessen Schreibart allein es sich hier handelt, auch VI, 86. in tabulis Censoriis und VI, 88. in commentariis Consularibus. An solche Commentaria möchte auch hier zu denken sein, Formulare und Protocolle, welche sich die Magistrate zum eigenen Gebrauche anfertigten. Was wir sonst von Gracchanus wissen, macht aber nicht geneigt, ihm dergleichen zuzuweisen, und der Rec. zweifelt sehr, dafs die übrigen Fragmente bei Varro, die der Verf. als Ueberreste dieses Werkes ansieht, dahin passen.

Gegen den Versuch S. 101, dem Gracchanus aus Charisius S. 79 Lind. das Fragment zu vindiciren, welches sonst dem Coelius beigelegt wurde, läfst sich einwenden, dafs damit dem Grammatiker die Kenntnifs eines Schriftstellers gegeben wird, dem wir sonst nicht mehr bei ihm begegnen. Eben so wenig hält der Rec. die Aenderung locatos für sicher, und möchte locutos lieber mit den vorausgehenden Worten ait per i verbunden gar nicht als Theil des Fragments ansehn, das zu apokryphisch scheint, um Merkel's sinnreiche Auslegung zu erlauben.

Indem wir noch auf zwei längere Anmerkungen hinweisen, wo der Verf. p. 12 durch den Vorschlag bei Liv. Ep. l. 53 Acilius zu lesen für C. Julius, diesen Namen aus der Reihe der römischen Historiker entfernt (S. Krause S. 127), und S. 36 aus Consentius S. 2031 P. (für egisse wird hier wohl eguisse zu schreiben sein, wie aus den nach debemus folgenden, vom Verf. aber ausgelassenen Worten quo invento et de genere ac numero certiores efficiemur sich zu ergeben scheint) durch Emendation des fehlerhaften Cini ein Fragment des Varro Atacinus gewinnt, scheiden wir von demselben mit dem Wunsche, dafs er in diesen Zeilen nur das Interesse wiederfinde, mit dem wir seine Schrift und deren Gegenstand erfafst hatten.

L. Mercklin.

XIX.

Ueber Goethe's Spinozismus. Ein Beitrag zur tiefern Würdigung des Dichters und Forschers. Von Wilh. Danzel. Hamburg bei Meifsner. IV. 138 S. *gr.* 8.

Unter dem „Spinozismus" Goethe's versteht der Vf. dieser Schrift, die sich in dem Vorworte als ein Erstlingsproduct ankündigt, nicht, wie die Meisten beim Anblick der Ueberschrift vermuthen werden, die Denkweise des Dichters in Bezug auf religiöse Gegenstände. Er bezeichnet vielmehr mit diesem Namen die Gesammtheit der Einflüsse, welche das Studium des Spinoza, von dem man weifs, wie sehr es zur Zeit der aufbrechenden Jugendblüthe den Dichter gefesselt, und wie es ihn seitdem durchs Leben begleitet hat, in sittli-

Digitized by Google

cher, wissenschaftlicher, künstlerischer Beziehung auf ihn geübt; oder, richtiger vielleicht ausgedrückt, die Momente der geistigen Wahlverwandtschaft, welche Goethen zu diesem Studium hingezogen und für seine Einflüsse geöffnet hat. Keineswegs nämlich solle (S. 26) von einer äufsern Entlehnung die Rede sein; vielmehr sucht der Vf. schon aus dem Ursprung und Charakter der Lehre des Spinoza nachzuweisen, dafs es für jeden, der dieselbe auch nur verstehen will, einer ähnlichen innern That bedürfe, wie jener, durch welche diese Lehre in ihrem Urheber entstanden war; sei nun, wie der Vf. annehmen zu dürfen glaubt, der Spinozismus die Grundlage von Goethe's geistiger Wirksamkeit, so müsse in ihm eine demselben ursprünglich verwandte Sinnesart angenommen werden. In diesem Sinne gestaltet sich die Aufgabe des Vf.'s nothwendig zu einer doppelten: einerseits, in der ursprünglichen Geistesanlage des grofsen Mannes den Charakterzug nachzuweisen, der ihn vor allen seinen Zeitgenossen zum Verständnifs des Spinoza befähigte, sodann aber anderseits von dem Augenblick jener innern That an, durch welche er sich zugleich dieses Verständnisses bemächtigte und für seine weitere Wirksamkeit als Mensch, als Forscher und als Dichter den Grund legte, die Folgen dieser That in den näheren Spuren der Verwandtschaft, welche das Thun und Schaffen des Dichters zu der Lehre des Denkers zeigt, zur Anschauung zu bringen. Doch hat der Vf. in der Ausführung diese zwei Seiten seiner Aufgabe nicht ausdrücklich getrennt gehalten; er hat sie vielmehr beide zumal, in einer eng verschlungenen Folge der Betrachtung zu lösen gesucht.

Von dieser Ausführung selbst hier auszugsweise einen deutlichen Begriff zu geben, würde schwer, ja vielleicht unmöglich fallen. Nicht um dies zu unternehmen, sondern nur, um ganz im Allgemeinen auf den Punct hinzudeuten, an welchen der Vf. seine Entwicklung anknüpft, heben wir folgende Stellen aus. Nachdem er auf einigen inhaltsvollen Blättern (S. 12 f.) von einer alle bedeutenden Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts ihren Grundzügen nach umfassenden Dialektik des Geisteslebens gesprochen, und als deren vornehmste Repräsentanten Voltaire und Rousseau bezeichnet hat: sagt er (S. 16) von Goethe, er habe diese Dialektik „auf die genialste Weise ganz einfach dadurch zum Abschlufs gebracht, dafs er die geistige Thätigkeit darauf verwies, sich selbst als die jedesmalige Thatsache und die Entfaltung der innern Natur des Menschen zu begreifen, welche diese letztere weder [mit Voltaire] hinter sich lasse, um sich auf leere Weise in's Unendliche zu potenziren, noch auch [mit Rousseau] in der Ferne zu suchen habe, sondern eben niemals verlasse, noch verlassen könne". „Nur so", fährt er fort, „wird das Ideale wirklich erfafst. Denn es wird ein Wirkliches; das Sehnen, welches sich in der Sentimentalität consequenter Weise zuletzt zur Sehnsucht nach dem Sehnen sublimirt hatte, wird zur lebendigen Triebkraft im Innern coercirt; der geistige Procefs bekommt einen Gehalt, und die Natur wird aus der Unbestimmtheit, bei welcher sie, man mochte übrigens sagen, was man wollte, mehr oder weniger immer in's Bewufstlose und des Menschen Unwürdige gesetzt werden mufste, zur wahrhaft menschlichen, zur *geistigen* Natur erhoben. Diese Erfassung des *Präsenten*, im höchsten Sinne des Wortes, spricht sich bei Goethe am Bestimmtesten in seinem Anschlusse an *Spinoza* aus, und man kann behaupten, dafs ihm wenigstens das Bewufstsein über dieselbe, und dieses gehört bei ihr fast mehr als bei irgend einem andern geistigen Standpuncte, zu ihrem Wesen, an demselben aufgegangen sei". — Wie gerade Spinoza solches dem Dichter habe leisten können, dies sucht der Vf. durch eine weitere, an sinnvollen Gedanken der vorigen über den Geist des achtzehnten Jahrhunderts nicht nachstehende historische Entwicklung klar zu machen, die sich (S. 23) in den Worten zusammenfafst: „Spinoza habe als das Ursein *das* begriffen, was im Menschen, indem er sich rein auf sich selber auferbaut, beständig darin begriffen ist, sich über sich selbst vor sich selber Rechenschaft abzulegen, das Geistig-Sittliche; seine weltgeschichtliche That bestehe darin, die Metaphysik unter der Form der Ethik concipirt zu haben". Mit näherem Bezug auf die Hauptstelle über Spinoza im vierten Bande von „Dichtung und Wahrheit" (Werke, Bd. 48, S. 9 f.) heifst es S. 42: „Wenn das Verfahren, sich der Unabhängigkeit von einer Sache dadurch zu versichern, dafs man sich von ihr fern zu halten sucht, an der Unsicherheit leidet, dafs dieselbe uns dennoch nahe kommen könnte, auch ohnehin die Demüthigung mit sich führt, dafs wenigstens der Entschlufs der Entsagung ihrem Einflusse zuzuschreiben sein wird, endlich die Abwendung

Digitized by Google

von einer bedeutenden Lebenssphäre oder dem Leben selbst für eine Sinnesart, die dafür hält, dafs die Dinge dieser Welt doch auf die eine oder die andere Weise ihren guten Grund haben müssen, immer etwas Frevelhaftes behalten wird, giebt es ein anderes, welches derselben gerade entgegengeht, und indem es sich ihres Kerns zu bemächtigen und mit demselben zu identificiren sucht, sie dazu nöthigt, sich selbst den Streich zu spielen, dafs Alles, was sie etwa gegen uns zu unternehmen versucht, hinterher vielmehr aus uns selber hergeflossen ist. Dies ist das vivere memento, welchem Goethe nach Spinoza's Vorgange anhing, und welches, der Tendenz seiner Zeitgenossen entgegen, welche in der Hingabe an irgend eine geistige Lebendigkeit, die doch immer nur vom Einzelnen zu anderm Einzelnen führen kann, Befriedigung suchten, den Sinn hat, dafs man sich des Mittelpuncts der Lebendigkeit zu bemächtigen habe, der Quelle, wohin der Strom nicht aufwärts fliefsen könne, uns zu entrücken, mit Einem Worte, dafs man sich *des Gedankens der Sache* versichere und an dessen Besitz und Entfaltung genügen lassen solle".

Wir müssen es unsern Lesern überlassen, ob sie die kurzen, hier ausgehobenen Stellen, die freilich nicht im Entferntesten ausreichen, über den eigentlichen Gehalt der Schrift ein Urtheil zu bilden, vielleicht doch hinreichend finden werden, auf den Geist und die Tendenz derselben aufmerksam zu machen. Wirkliche Kenner Goethe's und Spinoza's werden, wir zweifeln nicht, schon aus diesen Worten entnehmen, dafs auch sie nur von einem *Kenner* Beider herrühren können, von einem Solchen, der mit Ernst und wahrer Geistestiefe in das Wesen beider aufserordentlichen Geister eingegangen, und dasselbe sich zur Klarheit zu bringen beflissen ist. Wer nun in der That diese Präsumtion gefafst haben sollte, dem können wir mit Zuversicht versprechen, dafs er sich in der Erwartung, die er hiernach sich von der Schrift bilden mag, nicht getäuscht finden wird, ohne darum behaupten zu wollen, dafs nicht, wer sich etwa durch die mitgetheilten Worte minder angesprochen fühlen möchte, vielleicht dennoch mehr, und Vorzüglicheres, als er erwartet, antreffen wird. Allerdings verlangt das Büchlein ernst gestimmte und zu einem gründlichen Eingehen aufgelegte Leser, zu einer leichten, flüchtigen Lectüre ist es nicht geeignet; aber einen Leser, der gediegene Belehrung oder ernste Anregung zu eigenem, gründlichem Denken sucht, wird es schwerlich unbelohnt lassen. Der Verf. hat sein Thema nicht aus den banalen Redensarten irgend einer Schule entnommen, er ist durch eigene liebevolle Beschäftigung mit den Werken des grofsen Dichters und durch das Streben, sich vor Allem den sittlichen Grundcharakter seiner Persönlichkeit und den Gang seiner geistigen Entwicklung klar zu machen, darauf geführt worden. Darum finden wir ihn durchgehends mit der Sache beschäftigt und in die Sache versenkt, und nirgends von der Versuchung auch nur berührt, schönrednerische Worte an die Stelle eines ächten Gedankengehalts zu setzen. Ob es ihm gelungen sei, die Wahlverwandtschaft zwischen dem Dichter und dem Denker, über deren thatsächliches Vorhandensein sich Niemand täuschen kann, der Goethe's so bestimmt lautende, so vielfach wiederholte Aeufserungen über sein Verhältnifs zu Spinoza in gehörige Erwägung zieht, sich zur eigentlichen, letzten Klarheit zu bringen, darüber werden vielleicht Manche im Zweifel bleiben, die etwa den Versuch anstellen möchten, das Resultat der Schrift in kurze, leicht fafsliche Worte oder Sätze zusammenzudrängen; ein Versuch, der freilich nicht leicht gelingen wird. Allein dieser Umstand, der es allerdings auch dem Beurtheiler der Schrift erschwert, über ihren eigentlichen Inhalt eine bestimmte Rechenschaft zu geben, gereicht in unsern Augen dem Verf. doch nicht zum Nachtheile. Er ist nur die nothwendige Folge der Umsicht und Zartheit, womit er ein Verhältnifs aufgefafst hat, welches sich jeder rein verständigen, abstract begrifflichen Fassung aus demselben Grunde entzieht, aus welchem sich weder das innerste Wesen eines Kunstwerks, noch das einer gehaltvollen, genialen Persönlichkeit auf genügende Weise mit Verstandesbegriffen, oder mit Worten, die zunächst zur Darstellung von Verstandesbegriffen ausgeprägt sind, wiedergeben läfst.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1843.

Ueber Goethe's Spinozismus. Ein Beitrag zur tiefern Würdigung des Dichters und Forschers. Von Wilhelm Danzel.

(Schlufs.)

Mit richtigem Takt hat der Verf. den eigentlichen Sitz seiner Frage auf *ethischem* Gebiete gefunden. Goethe's eigene Andeutungen geben uns zu verstehen, dafs das Bedürfnifs, welches ihn zu Spinoza hintrieb, ungleich weniger ein speculatives, als ein sittliches war. Der Satz: wer Gott recht liebt, mufs nicht verlangen, dafs er ihn wieder liebe, paradox wie er ist, aber auf dem Standpuncte der Auflösung aller eigentlich sittlich-religiösen Ueberzeugung in dichterische Anschauung, auf den Goethe durch seine Naturanlage und durch den Gang seiner frühesten Bildung gestellt war, ein unentbehrliches Moment des Uebergangs zur Möglichkeit einer Wiedergewinnung der ersteren, hatte ihm ein Licht angezündet, welches nur dem Lichte vergleichbar ist, das unsere Vorfahren so oft bei der Betrachtung einzelner, kernhafter Bibelsprüche aufging. In der That scheint Goethe'n wenigstens bis zu dem Zeitpuncte, wo ihm zugleich mit der höhern künstlerischen auch die höhere sittliche Reife zu Theil ward, Spinoza in sehr ähnlicher Weise durchs Leben begleitet zu haben, wie eigentlich die Bibel diese Bestimmung hat; er hat sich wiederholt an ihm gestärkt und aufgerichtet, wenn ihm in einer der Weisen, die er aus so tiefer Lebenserfahrung in den Personen seines Werther und Weislingen, seines Faust und Tasso geschildert hat, der sittliche Halt- und Stützpunct des Lebens verloren zu gehen drohte. *Wie* Spinoza dies dem Dichter werden konnte, dies wird freilich denen ein Räthsel bleiben müssen, für die sich alle sittliche Ueberzeugung von vorn herein an einen bestimmten religiösen Dogmatismus festgeknüpft hat; diesen wird es überhaupt immer sehr schwer fallen, gegen Goethe gerecht zu sein, und den sittlichen Werth seines Charakters, welcher durch die religiöse Skepsis, durch die er sich hindurchzuarbeiten hatte, nur erhöht wird, zu begreifen und richtig zu würdigen. Unser Vf. hat versucht, (S. 39 ff.) die eigenthümliche Richtung, welche, sei es in Folge seines Anschlusses an Spinoza, oder als unbewufstes Motiv dieses Anschlusses, den sittlichen Grundzug dieses Charakters bildet, in dem Begriffe der *Resignation* zusammenzufassen; wir können unsere Leser nur auf die treffliche Ausführung, die er diesem Gedanken gibt, hinweisen, ohne den Versuch wagen zu dürfen, sie im Auszuge wiederzugeben. Nur die Bemerkung erlauben wir uns, dafs der Sinn dieser Entwicklung, der zwar auch so dem aufmerksamen Leser schwerlich entgehen wird, vielleicht noch an Klarheit gewonnen haben würde, wenn der Vf. sich zur rechten Zeit, um an sie diese Entwicklung anzuknüpfen, zweier Stellen in „Dichtung und Wahrheit" erinnert hätte: die erste im zweiten Band (Werke 25, S. 198), wo der Dichter, auf Anlafs der durch Fräulein von Klettenberg ihm gegebenen Versicherung, seine Irsale rühren daher, dafs er keinen versöhnten Gott habe, bemerkt: „er habe von Jugend auf geglaubt, mit seinem Gott ganz gut zu stehen, ja er habe sich, nach mancherlei Erfahrungen, wohl eingebildet, dafs Gott gegen ihn sogar in Rest stehen könne, und sei kühn genug gewesen zu glauben, dafs er Gott einiges zu verzeihen hätte; dieser Dünkel nämlich habe sich auf seinen unendlich guten Willen gegründet, dem Gott, wie es ihm schien, besser hätte zu Hülfe kommen sollen"; die andere im dritten Bande (26, S. 313), bei Gelegenheit des Prometheus: „es scheine, sogar die Gottheit habe sich so zu dem Menschen gestellt, dafs sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwidern kann. Er (Goethe) habe jung genug gar oft erfahren, dafs in den hülfsbedürftigsten Momenten uns zugerufen wird: Arzt, hilf dir selber! und wie oft habe

Digitized by Google

er nicht schmerzlich ausseufzen müssen: ich trete die Kelter allein"! — Wesentlich als sittlicher Gegensatz gegen dieses Gefühl eines unbefriedigten Geistesbedürfnisses ist, — dies liegt im Sinne des Vf.'s so gut wie in dem unsrigen, — jene Gesinnung einer lebendigen, geistes- und thatkräftigen Resignation zu verstehen, für die unserm Dichter die Weltansicht des Spinoza, so wie er sie aufgefafst hatte, das Entsprechende war, wie den Griechen bei ihrem künstlerischen Thun, dessen sittliche Seite mit jener Gesinnung vielfache Vergleichungspuncte bietet, ihr Schicksalsglaube. — Warum der Dichter das Heil, das Gefühl der Versöhnung mit seinem Gotte, statt aus dem Heiden Spinoza, nicht lieber sogleich aus der rechten Quelle geschöpft, in die ihn die vorhin genannte Jugendfreundin verwiesen hatte? — ist eine Frage, die, falls sie überhaupt einer Beantwortung bedarf, am besten auf ähnliche Weise sich beantworten lassen wird, wie der Vf. seinerseits (S. 46 f.) den verwandten Tadel Goethe's über seinen Mangel an Sinn für das Geschichtliche beantwortet hat.

Sollten wir an der wackern Schrift, die uns um so inniger erfreut hat, je mehr sich gerade die nächste Gegenwart von dem ernsteren Studium des unsterblichen Dichters, der noch auf lange hin die gediegenste Grundlage deutscher Geistesbildung abgeben wird, abwenden zu wollen scheint, Etwas tadeln, so wäre es, dafs sie in ihrem weiteren Verlaufe, besonders in ihrer zweiten Hälfte, unbeschadet freilich stets der Einsicht, dafs das wesentliche Verhältnifs des Dichters zum Denker nicht ein wissenschaftliches, sondern ein sittliches ist, dennoch auch den theorefischen Einflufs des Letztern auf den Ersteren etwas weiter erstrecken zu wollen scheint, als wir finden können, dafs er sich wirklich erstreckt habe. So will der Vf. (S. 57) in der von Goethe hin und wieder behaupteten Unerkennbarkeit Gottes „die der Spinozischen Substanz" wiedererkennen, „welche anders als in den Attributen nicht erkannt werden kann, weil dies eben die Seiten sind, mit welchen sie sich der Erkenntnifs darbietet". Aber wo fänden wir bei Goethe eine Spur, dafs er mit Spinoza der Gottheit eine unendliche Vielheit von Attributen zugeschrieben habe, von denen nur zwei, Denken und Ausdehnung, der menschlichen Erkenntnifs zugänglich seien? *Die* Aeufserungen, in denen er sich scheinbar zur Dualität dieser letztern bekennt, unter andern die vom Vf. S. 32 und S. 55 angeführte bei Riemer über den Streit zwischen Jacobi und Schelling können so gewifs icht dafür angeführt werden, so gewifs dort, eben so wie in *der* Philosophie, deren Partie der Dichter daselbst gegen den Jacobi'schen Spiritualismus ergreift, die Dualität von Geist und Natur, oder wie es dort heifst, von Geist und Materie, von Seele und Körper, eine ganz andere und ungleich lebendigere Bedeutung hat, und an die Spinozi'sche von Denken und Ausdehnung eben nur nebenbei erinnert wird. Geist und Natur sind bei Goethe, nicht anders, wie in der neueren Philosophie überhaupt, nicht Attribute solcher Art, neben denen noch für eine Unendlichkeit anderartiger Raum wäre; sie gelten ihm als *ausschliefsliche* Dualität in Gott so gut, wie in dem creatürlichen Universum, und die „Unerkennbarkeit" bezieht sich nicht, wie das infinita infinitis modis des Spinoza, auf etwaige andere, unserer Anschauung und Denkkraft gänzlich entzogene Prädicate Gottes, sondern auf die unerschöpfliche Tiefe und Fülle des Seins, die auch *innerhalb jener beiden* Platz findet. Möglich immerhin, und sogar wahrscheinlich, dafs Goethe sich diesen Unterschied nicht zu deutlichem Bewufstsein gebracht, dafs er auch in diesem Falle, wie nach seinem eigenen Geständnifs in so manchen, vielmehr seine Meinung in den Spinoza hinein, als die eigene dieses Denkers aus ihm heraus gelesen hatte. So zweifeln wir auch nicht, dafs er schon frühzeitig, und längst vorher, ehe er durch seine eigenen reiferen Meditationen und durch die damit zusammentreffenden der neuern Philosophie auf „die Erfüllung" aufmerksam gemacht war, die (Werke Bd. 50, S. 252) seiner frühern Naturansicht, eben so, wie freilich auch der Spinozi'schen, fehlt, auf „die Anschauung der zwei grofsen Triebräder aller Natur, des Begriffs von *Polarität* und von *Steigerung*, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig", — in Spinoza eine sehr andere Naturansicht hineingelesen haben mag, als die todte mechanische dieses Philosophen und seines Zeitalters, eine ähnliche ungefähr, wie auf seine Weise auch Herder, von dessen Ansicht des Spinoza die Goethe'sche in jener frühern Zeit gewifs nicht so weit entfernt war, als der Vf. (S. 37) vorauszusetzen scheint. Aber was Goethe in Spinoza hineingelesen hat, das durfte uns der Vf. doch nicht als aus ihm herausgelesen darstellen wollen. Gerade das Eigenthümliche und Charakteristische von Goethe's naturwissenschaftlichen

Digitized by Google

Bestrebungen ist der Naturansicht des Spinoza *durchgehends* und *ohne Ausnahme* so diametral entgegengesetzt, dafs hier von einem (theoretischen) Einflusse, den das Studium des Philosophen auf ihn geübt, auch nicht im Entferntesten die Rede sein kann; wie es denn auch gewifs nicht Spinoza war, der Goethe'n auf die Betrachtung der Natur hingeführt hat. Es verhält sich hier nicht einmal so, wie in Bezug auf Kant, dessen Jünger dem Dichter, nach seinem eigenen Berichte, „wenigstens ein Analogon Kantischer Denkweise, wiewohl ein seltsames", zugestehn wollten. — Was der Vf., sinnreich ohne Zweifel, wenn auch hin und wieder paradox, über das Verhältnifs des Künstlerischen in Goethe zur geometrischen Methode des Spinoza sagt (S. 66 ff.), das können wir gelten lassen, insofern wir es nämlich als im Wesentlichen mit dem, was Goethe selbst darüber sagt (Werke 26, S. 291) zusammentreffend betrachten dürfen. Dagegen trifft den gesammten Abschnitt über Goethe's wissenschaftliche Studien (S. 95 bis zum Schlusse) die bereits angedeutete Rüge, dafs der Vf. den ethischen Einflufs, den wir auch auf diesem Gebiet nicht in Abrede stellen, mit einem theoretischen verwechselt, oder wenigstens nicht ausdrücklich genug davon unterschieden gehalten hat. In allem Uebrigen aber, und abgesehen von der Frage nach dem Einflusse des Spinoza, zeugt auch diese Partie von demselben gründlichen Studium und geistvollen Verständnisse des Dichters, welches die gesammte Schrift auszeichnet, und kann jedem, dem es an seinem Theile um solches Verständnifs zu thun ist, nur auf das angelegentlichste empfohlen werden.

Weifse.

XX.

Ueber den Milchsaft und seine Bewegung. Von Hugo Mohl. (*In der botanischen Zeitung* 1843. 33 *Stück*).

Obige Abhandlung, zu welcher noch eine Fortsetzung folgen soll, veranlafst uns schon jetzt zu einer Erwähnung derselben, weil darin, ungeachtet der Vf. bei den Beobachtungen und Versuchen, welche derselbe, nach den von uns angestellten, wiederholt hat, mit Genauigkeit und redlichem Willen verfahren zu haben angiebt, dennoch Entstellungen unserer Angaben und daher rührende Mifsverständnisse vorkommen, welche sogleich eine Aufklärung verdienen. Es handelt sich hier um die Organisation und die verschiedenen Bestandtheile der Lebenssäfte der Pflanzen, auch der nicht milchigen, unter denen der Verf. selbst den Lebenssaft von Musa hauptsächlich in den Kreis seiner Beobachtungen gezogen hat, so dafs er schon mit einem Vorurtheil den Titel seiner Abhandlung gewählt hat, indem darin von nicht milchigen Milchsäften die Rede ist. Mit solchen Vorurtheilen, mindestens gesagt, führt nun der Verf. seine ganze Untersuchung, indem er dabei zu Schlufsfolgerungen gelangt, die schon vor dem Erscheinen unserer Schrift über die Cyklose des Lebenssaftes von Treviranus und Meyen gemacht worden waren, und die wir unter ausdrücklicher Anführung in unserer Schrift (S. 137 u. a.) durch bestimmte Beobachtungen widerlegt und aufgeklärt hatten; so dafs der Verf. für diejenigen, welche selbst mit der Geschichte der vorliegenden Untersuchungen einigermafsen bekannt sind, jetzt beinahe um 10 Jahre zu spät kömmt. Die Unverträglichkeit unserer Darstellungen mit den früheren Ansichten über Säftebewegung und Ernährung scheinen dem Verf. einen wesentlichen Anstofs zu dem Versuch sie zu widerlegen gegeben zu haben, während uns diese Unverträglichkeit sehr wenig kümmert, indem wir nur die Verträglichkeit unserer Lehren mit dem unentstellt verfolgten Gange der Natur im Auge behalten. Der Verf. hat mit den Säften von 2 oder 3 Pflanzen Versuche angestellt, und es wäre schon daher nicht zu verwundern, wenn bei den mancherlei Verschiedenheiten, die wir in einer viele Jahre fortgesetzten Untersuchung der Lebenssäfte aus fast allen Familien des Pflanzenreichs gefunden haben, die vom Verf. gemachten Beobachtungen an ein Paar Pflanzen, von denen ihm nur wenige Tropfen der Säfte zu Gebote standen, nicht mit den Hauptresultaten aller unserer so umfangreichen Untersuchungen zum Theil grofser Saftmassen und von so zahlreichen Pflanzen übereinstimmen sollten. Von der besonnenen Umsicht, die man von dem Verf. mit Recht sollte fordern dürfen, hätte man also schon im Allgemeinen kaum erwarten sollen, dafs er aus der Wiederholung unserer Versuche an ein Paar Pflanzen, wie es doch hier geschieht, noch keine Folgerungen gegen die Resultate so ausgedehnter Arbeiten wagen würde. Wie indessen der Verf. verfährt, sieht man zunächst daran, dafs er zuerst solche Resultate unserer Untersuchungen, die er widerlegen will, entstellt wiedergiebt. Der Verf. legt uns zunächst die Meinung unter, dafs wir die gröfseren Kügelchen des Lebenssaftes als wahre Blasen betrachteten, die einen Kern enthielten, und darauf den Vergleich mit den Blutblasen der Thiere gegründet hätten, um dieses dann hinterher zu widerlegen. Die Wahrheit ist aber, dafs wir, S. 122. 171 unserer Schrift, Beobachtungen an Musa angeführt haben, „die darauf zu deuten *scheinen*, dafs bei einigen Pflanzen die gröfseren Kügelchen sich in Blasen umbilden können", „dafs ich aber noch nicht zu entscheiden wage, ob diese Erscheinungen von einer Hölenbildung im Inneren oder von einer Scheidung des Kügelchens in zwei Substanzen herrühre", „und dafs vielmehr im *Allgemeinen* die Kügelchen auf der Stufe der Kügelchenbildung selbst stehen bleiben und der Lebenssaft sich mehr der *Lymphe* als dem Blute zu nähern scheine". Wir haben also die Natur und alle ihre verschiedenen Erscheinungen ganz treu wiedergegeben, und sehen nicht ein, wie der Verf. mit seinem redlichen Willen von vorn herein unsere Angaben entstellt wiedergeben, und dann als seine

Digitized by Google

richtige Beobachtung anführen konnte, dafs die von ihm beobachteten Kügelchen wirklich Kügelchen seien, und unser Vergleich derselben mit den Blutkügelchen unrichtig sei.

Wir haben ferner gesagt, dafs einige der Kügelchen ganz aus Wachsfett beständen, sich auch ganz in Aether auflösen, ähnlich wie die Fettlymphkügelchen der Thiere (S. 171); dafs dagegen andere mehr entwickelte sich nicht ganz auflösten, sondern aus einer unlöslichen organischen Hülle beständen, aus der Aether noch Wachsfett auszieht, während aber der organische Kügelchenrückstand in Form eingeschrumpfter Kügelchen (S. 121), die oft punctförmig klein werden (S. 125), übrig bleibe. So verhält sich die Sache auch in der That; der übrig bleibende Theil der Kügelchen findet sich nicht blofs bei Ficus, sondern auch bei allen übrigen Pflanzen. Der Aether löst also einen Theil der Kügelchen ganz auf, aus anderen zieht er nur das Fettwachs aus. Alles dieses giebt Hr. M. entstellt und unvollkommen wieder und behauptet dann, es sei ihm unbegreiflich, wie ich behaupten könne, dafs der Aether die Kügelchen nicht ausziehe. Wenn Hr. M. die übrig bleibenden Kügelchenrückstände nicht hat finden können, so liegt dies an der oberflächlichsten Beobachtung; denn sie bleiben in so grofsen Massen zurück, dafs ich den Rückstand bei der Analyse des Kuhbaumsaftes durch das Gewicht bestimmt und die sonstigen Eigenschaften angegeben habe (S. 162), und auch aus dem Safte von Tabernaemontana utilis derselbe, ohne dafs man den Ursprung kannte, als Ulmin abgesondert worden ist. Ohne Rücksicht auf die chemischen Verhältnisse ist mit den mikroskopischen Observationen hier gar nicht fertig zu werden und wenn sich der Vf. damit entschuldigt, dafs er nicht Chemiker sei und sich nicht anmafsen wolle chemische Analysen der Milchsäfte zu liefern, so hätte er sich eben so wenig anmafsen sollen, aus einseitigen mikroskopischen Beobachtungen ohne gehörige vergleichende Rücksicht auf die chemischen Verhältnisse über die Gesammtnatur der Lebenssäfte, bei denen doch einmal beiderlei Verhältnisse zu berücksichtigen sind, absprechen zu wollen.

Ein anderer Punct, den der Vf. zur Sprache bringt, ist der Sitz des Elastins (Cautschuk) in den Lebenssäften. Meyen hatte schon behauptet, es entstehe durch Zusammenfliefsen der Kügelchen. Ich habe diesen Irrthum ausführlich berichtigt und gezeigt, dafs die Kügelchen nichts, als organische Kügelchensubstanz und Wachsfett enthalten, wogegen das Elastin in dem Saftplasma enthalten ist. Der Vf. will nun, ohne hierauf Rücksicht zu nehmen, und vielleicht ohne den alten Irrthum von Meyen zu kennen, aus seinen Paar Versuchen folgern, „dafs es handgreiflich sei, dafs das Cautschuk nicht im Serum enthalten sei". Zunächst habe ich nicht gesagt, dafs das Cautschuk im Serum sitze, sondern dafs es im Plasma sitze, was noch ein vom Serum ganz verschiedenes Ding ist, und durch seine willkührliche Terminologie entstellt der Vf. zunächst auch hier wieder unsere Darstellungen. Abgesehen hiervon aber, kömmt es nur darauf an zu zeigen, dafs das Elastin nicht, wie der Vf. behaupten will, in den Kügelchen sitze, sondern in der Flüssigkeit des Lebenssaftes, worin die Kügelchen schwimmen. Dies ist im Grofsen schon daran zu sehen, dafs die vollständig gebildeten Kügelchen noch in dem trocknen Cautschuk zu sehen sind, besonders reichlich in dem Cautschuk aus Pflanzen, die viel Kügelchen enthalten, wie die Feigenbäume. Die Kügelchen nämlich werden hier, wie die Blut- und Lymphkügelchen bei der Blut- und Lymphgerinnung in dem Blutkuchen, von dem Elastingerinsel eingeschlossen, und da sie nach der Cautschukbildung noch deutlich zu sehen sind, so ist doch klar, dafs die Kügelchen nicht, wie dem Vf. so handgreiflich zu sein scheint, selbst zu Cautschuk zusammenfliefsen. Dafs wir bei so vielen langjährigen Beobachtungen diese Verhältnisse sämmtlich durchexperimentirt haben, und dafs wir also recht gut gewufst haben, was wir sagen, indem wir angaben, dafs Cautschuk nicht in Aether auflöslich sei, sondern nur zum Theil davon aufgeschwemmt werde, hätte der Vf. immer versichert sein können. Wir haben nicht mit weingeisthaltigem Aether experimentirt, und Andere haben eben so gut längst gefunden, dafs sich Cautschuk eigentlich gar nicht in Aether löst und nur ein Theil darin aufschwemmt. So zieht denn auch Aether aus dem geronnenen, wie aus dem frischen, Lebenssaft nur das Saftfett der Kügelchen aus und das Cautschuk bleibt übrig. Das Elastin aber und die vollständigen Kügelchen vermengen sich leicht und hängen so fest an einander, dafs es schwer ist, sie zu trennen, und wenn der Verf. alles nachgelesen hätte, was wir über diese Schwierigkeit gesagt hatten, so würde er selbst gesehen haben, in welchem handgreiflichen Irrthum er sich befinde, indem er das Cautschuk in die Kügelchen versetzt. Das Cautschuk ist übrigens eine so fast unzertheilbare zusammenhängende Substanz, dafs sie weder durch Kunst noch durch Natur in Kügelchenform zu bringen ist, während nach der Verdunstung des zu milchigen Lebenssaft gesetzten Aethers das Wachsfett sich sogleich in Kugelform wiederherstellt. Auch hätte der Verf. leicht sehen können, dafs nach der Bildung von Cautschuk durch Zusatz von Aether zum Safte von Musa die Kügelchen selbst in dem Cautschukgerinsel noch zu sehen sind. Dafs die Kügelchen selbst eine weiche Consistenz haben und nach einiger Zeit oder durch mechanische Annäherung (z. E. Senkung) leicht zusammenkleben, ist ganz richtig; aber wir selbst haben dies bei der Beschreibung des Kuhbaumsaftes ausführlich besprochen, und dies ist keine Entdeckung des Verfassers. Die Masse zu der sie zusammenkleben ist aber nur weich, nicht elastisch, wenn der Cautschuk rein getrennt ist, und der Verf. hat sich in aller Uebereilung täuschen lassen, wenn er aus der Zähigkeit zusammengeklebter Kügelchen schlofs, dafs daher das Cautschuk darin enthalten ist. Es ist der Sitz des Cautschuks in dem Plasma eine so sehr über allen Zweifel erhabene und so bestimmt nachzuweisende und mit allen Erscheinungen seiner Bildung zusammenstimmende Sache, dafs man sich wundern mufs, wenn es der Unbeholfenste nicht findet. Zudem steht, weil der Elastin- und Kügelchengehalt in verschiedenen Säften so sehr verschieden ist, oft die Kügelchenmenge in umgekehrtem Verhältnifs mit dem Elastingehalt, wie bei den Feigenbäumen. Der Milchsaft der Feigenbäume strotzt von Kügelchen und hat so wenig Elastin, dafs es schwer ist etwas abzuscheiden. Wären die Kügelchen Cautschukkügelchen; so hätte ja der Verf. an dem kügelchenreichen Feigensaft am ersten seine Behauptung beweisen können. Aber er sagt selbst, der Feigensaft eigne sich nicht dazu, seinen Satz zu beweisen. Dagegen finden sich wenig Kügelchen und viel Elastin bei Musa, deshalb gelang es auch dem Verf. besser, hier Elastin abzuscheiden. Alle diese Verhältnisse kommen im Verlauf unserer Schrift ausführlich vor, und wenn der Verf. wirklich redlichen Willen hat, so möge er unsere Untersuchungen erst studiren und richtig auffassen, bevor er sie zu widerlegen unternimmt. Für jetzt müssen wir sagen, dafs es ihm gänzlich mifsglückt ist, durch ein Paar unvollkommene und offenbar unreife Beobachtungen ein Resultat vieljähriger Untersuchungen zu verdächtigen.

Dr. C. H. Schultz.

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

XXI.

Ueber den Milchsaft und seine Bewegung. Von Hugo Mohl. Fortsetzung und Schluſs. In der botan. Zeitung 1843. 34. 35 *Stück. (Vgl. No.* 40. *der Jahrbücher).*

Der Verf. trägt seine weiteren Meinungen über den milchigen und nicht milchigen Lebenssaft der Pflanzen noch unter zwei Ueberschriften vor: II. Bewegung des Milchsaftes und III. der Milchsaft als Lebenssaft. Es ist nöthig besonders darauf zu achten, daſs der Verf. nur Meinungen und Redensarten, aber keine einzige neue Beobachtung, keinen einzigen gereiften und entscheidenden Versuch anzuführen im Stande ist, wodurch der vorliegende Gegenstand aufgehellt werden könnte. Ja es sind nicht einmal des Verf.'s eigene Meinungen, sondern meistens längst und schon zu wiederholten Malen von Anderen ausgesprochene Meinungen, deren Irrigkeit wir zum Theil schon vor Jahren gezeigt hatten, so daſs es in unseren neuesten Schriften nicht der Mühe werth schien, darauf zurückzukommen, die der Verf. hier wieder aufzutischen unternimmt, wobei er nicht einmal im Stande gewesen ist, sie zeitgemäſs aufzufrischen, weshalb kaum zu glauben ist, daſs ein Anderer, auſser dem Verf. selbst, an seinen aufgewärmten Gerichten Geschmack finden werde. Zu diesen gehört nun zuerst das wiederholte Gerede des Verf.'s über die innere oscillatorische Bewegung *in dem Plasma* des Lebenssafts. In seinem blinden Eifer hiergegen verwechselt derselbe zunächst den organischen Bestandtheil des Lebenssaftes, worin sich diese Bewegung findet, indem er voraussetzt, diese innere Bewegung solle sich in den groſsen Kügelchen des Lebenssaftes finden, die in dem Plasma schwimmen. Die mühsamen Beobachtungen, wodurch wir in fast allen Familien des Pflanzenreichs die Allgemeinheit wie den Unterschied dieser beiden organischen Bestandtheile des Lebenssaftes (der Kügelchen und des Plasma) nachgewiesen haben, verfolgt der Verf. nicht im Geringsten; er thut, als ob dieses längst bekannte Dinge wären, die von ihm zwar angenommen und vorausgesetzt werden, aber nur um sie in Verwirrung zu bringen. Anstatt wir nämlich die innere Bewegung nur in dem Saftplasma beschrieben haben, worin die Saftkügelchen schwimmen, während wir die ganz eigenthümlichen Formen und Eigenschaften der Kügelchen selbst durch eine so groſse Reihe von neuen, früher ganz unbekannten, Beobachtungen verfolgt und durch so viele Abbildungen vor Augen gelegt haben, will uns der Verf. unterschieben, wir hätten die innere Bewegung in den groſsen Kügelchen angenommen. Nun sei aber in den groſsen Kügelchen keine Molecularbewegung zu sehen, und daraus will der Verf. beweisen, daſs überhaupt keine solche Bewegung in dem Lebenssaft vorhanden sei, wie man dies bei den Milchsäften mit recht groſsen Kügelchen am deutlichsten sehe. Der Verf. ignorirt ganz, daſs wir selbst zuerst die verschiedene Gröſse dieser Kügelchen bei verschiedenen Pflanzen kennen gelehrt, und daſs er ohne unsere Beobachtungen darüber selbst von ihrer Existenz nichts wissen würde; aber er ist mit der Kenntniſs ihrer Existenz nun so überklug geworden zu finden, daſs keine Molecularbewegung in den Kügelchen sitze, etwas das er gar nicht erst aufzufinden brauchte, wenn er unsere Arbeiten zuvor studirt hätte. Wenn nun der Vf. dabei so anmaſsend ist zu sagen, es seien Phantasiegebilde, was wir von der inneren Bewegung im Lebenssaft gesagt hätten, so ist dies nur mit seiner gänzlichen Unkenntniſs zu entschuldigen, wodurch er die Sache oder vielmehr sich selbst über die Sache in Verwirrung bringt, und seine eigenen Einbildungen sich vorspiegelt, mit denen er sich in die Fabelwelt versetzt, die er uns andichten möchte. Wenn in unseren früheren Werken die Lehre von der Organisation des Lebens-

Digitized by Google

saftes noch nicht in der vollständigeren Ausbildung, welche sie durch die neuesten Untersuchungen erhalten, vorgetragen werden konnte, so darf man nicht, wie es der Verf. will, aus den Mängeln früherer Arbeiten, und den Abänderungen, welche neue Untersuchungen mit sich bringen, schliefsen, dafs darin ein Irrthum liege, wenn nicht alles beim Alten bleibe. Wir erkennen in dem Fortschritt zur erweiterten Erkenntnifs ein Verdienst, und niemand wird sich durch die Sophisterei des Verfs. irre führen lassen, wenn er an den unvollständigeren früheren Arbeiten kleben bleibt, während ihm die vollständigeren neueren vorliegen. Die grofse Unvollkommenheit der früheren Kenntnisse über diese Gegenstände, wo fast alles neu geschaffen werden mufste und noch ferner geschaffen werden mufs, wird es von selbst erklärlich machen, dafs man hier nicht stationär bei den ersten Anfängen stehen bleiben kann, wie es der Verf. als nothwendig fordert. Wie wenig übrigens hierbei auf Worte ankömmt, wenn die Sache nur festgehalten wird, ist von selbst klar, und wenn der Verf. daraus, dafs wir in der Schrift über Cyklose, die Ausdrücke: Autosynkrisis und Autodiakrisis für Anziehung und Abstofsung in der inneren Saftbewegung nicht gebraucht haben, folgern will, dafs deshalb die Sache selbst ganz anders dargestellt worden, so sieht man, wie sehr der Verf. an Aeufserlichkeiten hängend, über die Sache selbst hinwegsieht. Er selbst will dieser inneren Bewegung eine Molecularbewegung substituiren, die aber in den Saftkügelchen sitzen müsse, weil nach seiner Meinung die Bewegungen einer Flüssigkeit nicht sichtbar seien. Hier verkennt der Verf. wieder ganz den Unterschied, den wir zwischen chemisch aufgelösten und organisirten Flüssigkeiten, wie das Blut- und Saftplasma, aufgezeigt haben, ein Unterschied, der sich auch darin documentirt, dafs sich aus letzteren der ganze Organismus regenerirt und noch bei der Gerinnung solche organische Gebilde, wie der Faserstoff und das Elastin, sich aus ihnen erzeugen können. Dafs aber solche organisirte Flüssigkeiten auch Bewegungen ihrer organischen Elemente zeigen, ist etwas ganz anderes als der Zustand chemischer Flüssigkeiten. Um dieses gehörig würdigen zu können, hätte der Verf. die thierische Physiologie berücksichtigen und unsere Darstellungen in den Werken über das System der Circulation der Thiere, über Verjüngung u. a. a. O. mit der Schrift über Cyklose vergleichen sollen, um über alle die Dinge in's Klare zu kommen, über welche er sich in vollständiger Verwirrung befindet.

In Betreff der Cyklose, oder der strömenden Bewegung des Lebenssaftes, geht der Verf. vorerst wieder so undankbar zu Werke, dafs er die Entdeckung und angestrengte Verfolgung der Erscheinungen dieser Bewegung in den vielen Familien des Pflanzenreichs als eine längst bekannte Sache, die sich gleichsam von selbst verstehe, voraussetzt, und seine neue Weisheit besteht darin, dafs er das alte Gerede wieder vorbringt, wonach die Ursachen dieser Bewegung nicht in der Lebensthätigkeit der Pflanze, sondern in äufseren mechanischen Einflüssen liegen sollen; wobei er wieder unsere eigene Darstellung und Beurtheilung dieser Verhältnisse, wodurch wir dieselben hinreichend aufgeklärt haben, gänzlich übergeht. Der Verf. steckt hierbei in den alten Vorurtheilen, wonach man eine ganze Pflanze, gleich dem mit Centralorganen begabten Thier, als ein unzertrennlich zusammenhängendes Ganze ansah, dessen Organe von den äufseren Theilen: Wurzel, Stengel, Blätter dargestellt würden, die dann nothwendig zu der Individualität des Ganzen gehören müfsten, wie die inneren Organe der Thiere. In diesen Vorurtheilen festgewachsen, bildet er sich ganz falsche, von uns niemals vorgetragene, Ansichten über den Zusammenhang der Cyklose durch die unverletzte ganze Pflanze, und will diese als Maafsstab an die Beurtheilung unserer Darstellung der Cyklose legen. Schon im Allgemeinen hätte sich der Verf. aus seinem Irrthum leicht aufwecken können, wenn er an die alltäglichsten praktischen Phänomene der Zerstückelung einer Pflanze in lauter Theile, deren jeder einzelne, als Steckling, Ableger, Propfreis, Blattkeim u. s. w., wieder die ganze Pflanze darstellt, gedacht hätte, die ihm hinreichend hätten beweisen können, wie falsch und eingebildet seine Vorstellung sein mufs, nach welcher durch Verletzung das selbstständige Leben getrennter Pflanzentheile aufgehoben sein soll. Schon von dieser allgemeinen Seite betrachtet, sinken alle die Schlufsfolgerungen des Verfs. darüber, dafs auch in verletzten Theilen die Bewegung fortdauert, in sich selbst zusammen, und ein Paar sogenannte Beobachtungen der Bewegungen an einem Schöllkrautblatt geben sich als solche zu erkennen, die er nur durch seine hypothetische Brille über den vorausgesetzten Zusammen-

Digitized by Google

hang der Cyklose durch die sämmtlichen äufseren Glieder der ganzen Pflanze gesehen hat; während sie der Natur gänzlich widersprechen.

Der Verf. will nämlich gefunden haben, dafs in dem Blatt einer ganz unverletzten Schöllkrautpflanze keine Saftströme vorhanden seien, und dafs die Strömungen, welche man sehe, erst dadurch entständen, dafs durch die Verwundung oder Druck in den verletzten oder unverletzten Gefäfsen der Saft zu strömen anfange. Die Art der Schlufsfolgerungen des Verfs. hierbei ist freilich ganz neu und nur durch seine oben angegebenen fixen Vorurtheile dictirt, und daraus erklärlich. Der Verf. sagt nämlich, er habe gesehen, dafs in einem mit einer unverletzten Pflanze zusammenhängenden Blatt einer Schöllkrautpflanze, wie auch in einem abgeschnittenen Blatt derselben Pflanze, dessen Wundfläche er gebrannt hatte, damit kein Saft ausfliefsen könne, die Saftströme anfangs rasch und deutlich zu sehen waren. Hiermit war er aber nicht zufrieden, sondern brachte nun durch Schlüsse heraus, dafs was er hier gesehen, nicht richtig sei. Er sagt: es könnte aus jener Beobachtung der Schlufs gezogen werden, dafs dieses eine Saftströmung sei, welche vor Anstellung des Versuchs in dem Blatte Statt gefunden habe, die dann in Folge eines Absterbens des Blattes allmählig erlösche; allein er zweifle, dafs ein solcher Schlufs gerechtfertigt wäre. Es sei nämlich einleuchtend (?), dafs ein Blatt, sei es abgeschnitten oder mit der Pflanze in Verbindung, nicht unter das Mikroskop gebracht werden könne, ohne dafs seine Form und Lage mannigfach geändert, einzelne Stellen gebogen, andere ausgebreitet werden, an einzelnen Stellen eine Compression, an anderen eine Ausdehnung eintreten müsse (?). Bedenken wir nun, fährt der Verf. fort, dafs ein solches Blatt von einem vielfach verzweigten Netze feiner Kanäle, die mit einem zähen Safte gefüllt sind, durchzogen ist; (der Verf. bringt also hier nachträglich stillschweigend durch blofses Bedenken heraus, was wir durch jahrelange mühsame Beobachtungen über die Organisation der Lebenssaftgefäfse erst auffinden mufsten) bedenkt man also dies, so sieht man auch ein (!), wie in Folge dieser mechanischen Formänderung eine mannigfache Dislocation des Saftes in den einzelnen Kanälen vorgehen und wie einige Zeit vorübergehen mufs (?) bis dieses Zu- und Abströmen des Saftes aus einzelnen Aesten des verzweigten Netzes sein Ende erreicht; es wäre in der That unbegreiflich, (!) wenn es sich nicht so verhielte. Wir haben ausdrücklich mit den eigenen Worten des Verf.'s seine Schlufsfolgerungen hergesetzt, damit man sehe, zu welchen nicht blofs jeder gesunden Vernunft, sondern auch der directen Sinneswahrnehmung selbst Hohn sprechenden Sophistereien, ein sonst verständiger Mensch durch eingewurzelte Vorurtheile gebracht werden könne. Der Verf. beweist sich hier, dafs seine eigene Sinneswahrnehmung der Bewegung nicht richtig sein könne, und wenn man bei anderen auffallenden Gelegenheiten wohl zu sagen pflegt, dafs man seinen Sinnen nicht traue, so straft hier der Verf. seine Sinne geradezu Lügen, und getraut sich noch dies auch von Anderen zu verlangen, blofs weil das Gesehene nicht mit den althergebrachten Vorstellungen übereinstimmt. Was für Vorstellungen der Verf. von dem Werth der Empirie und von dem des Urtheilens und Schliefsens hat, ist kaum zu errathen. Wenn jemand daraus, dafs er einen Vogel fliegen sieht, schliefsen wollte, dafs der Vogel nicht fliege, sondern durch den Wind getrieben werde, so könnte dieser die Existenz des Windes für sich haben. Aber Hr. M. schliefst, dafs der Saft, den er sich bewegen sieht, sich nicht bewege, weil er sich einbildet, dafs an einem Blatt, das er ruhig auf den Objectträger eines Mikroskops hinlegt, dieses Hinlegen nicht möglich sei, ohne grofse mechanische Dislocationen, die er sich völlig fingiren mufs.

Dabei müssen wir auch hier bemerken, wie der Verf. wieder ungerecht ist, indem er die für seine Zwecke so wichtig scheinende Entdeckung, dafs durch mechanischen Druck auf die Lebenssaftgefäfse ein Forttreiben des Inhalts bewirkt werden könne, Morren zuschreibt, während er dies schon in unseren frühesten Schriften eben so wenig wie das andere, dafs bei Verletzung eines lebenden Gefäfses der Saft durch Contraction künstlich zum Ausfliefsen gebracht werden kann, ohne dafs diese auf die allgemeine Richtung der Ströme einen Einflufs habe, verschwiegen findet. Daraus folgt aber gar nicht, dafs nun jede Bewegung in den Lebenssaftgefäfsen durch mechanischen Druck, der der Pflanze von Aufsen zugefügt werde, entstehe; eben so wenig als durch die Möglichkeit des Ausdrückens des Bluts aus einer todten Vene folgern würde, dafs nun auch im Leben das Blut blofs durch solchen Druck sich bewegt hätte.

Digitized by Google

In der extremen Einseitigkeit der Auffassung der Phänomene der Cyklose, als durch mechanische Ursachen bewirkt, verschliefst nun der Verf. die Augen gänzlich gegen die grofse Mannigfaltigkeit der von uns dargestellten Verhältnisse dieser Bewegung in der lebenden Pflanze, welche seinen Vorurtheilen durchaus widersprechen, und erdichtet hinwiederum ganz falsche Beobachtungen, die seine Ansicht beweisen sollen. Das Auf- und Abströmen und die Uebergänge beiderlei Ströme in einander durch netzförmige Anastomosen der Gefäfse zu einem Stromkreise, die schnellere Strömung im Frühling und überhaupt in der Jugend und den jüngeren kräftigen Trieben einer Pflanze, die Abnahme der Bewegung mit der Abnahme der Lebensthätigkeit im Herbst und in den älteren Theilen; die verschiedenen Verhältnisse der Bewegung in den contrahirten und expandirten Gefäfsen, die Phänomene der lebendigen Contraction und Expansion der Gefäfse selbst und deren Verhältnisse zu den Zuständen der Lebenserregung der Pflanze; die erregende Einwirkung der äufseren Lebensbedingungen auf die Cyklose, die in der todten Pflanze ganz aufhört; die relative Unabhängigkeit der Bewegung in den verschiedenen äufseren Theilen der Pflanze, dieses und so vieles Andere mit dem Leben der Pflanze in Beziehung Stehende bleibt dem Verf. alles ganz unbekannt; und in der That hat die ärmliche und einseitige Betrachtung eines abgerissenen Stücks aus dem grofsen Ganzen der Erscheinungen der Cyklose es dem Verf. nur möglich gemacht, eine solche steife Reihe von mechanischen Consequenzen darüber hinzustellen. Wenn der Verf. z. B. sagt, dafs in einem abgeschnittenen Blatt der Saftstrom nur durch Ausfliefsen des Saftes aus den Schnittwunden entstehe, so hätte ihm bald einfallen müssen, dafs dieses Ausfliefsen selbst noch in der lebendigen Contraction der Gefäfse seinen Grund haben müsse, weil es in einem todten Blatte nicht mehr geschieht; aber nach seiner Hypothese doch geschehen müfste. Warum ist es dem Vf. nicht gelungen, an einem todten Schöllkrautblatte noch durch Druck und Dislocation die Ströme wieder zu erzeugen? Wozu brauchte der Verf. überhaupt lebendige Pflanzen zu seinen Versuchen zu nehmen, wenn er das Kunststück verstand, durch mechanischen Druck die Bewegung hervorzubringen? Gerade an todten hätte er ja seine Behauptungen, wenn es keine Sophistereien wären, am besten beweisen können.

Man sieht übrigens aus der ganzen Darstellung des Verf.'s, dafs ihm die Hauptphänomene der Cyklose gänzlich unbekannt geblieben sind, und dafs er aus einzelnen unvollkommenen und übereilten Versuchen, die ihm durchaus nicht gelungen sind, sich auf das Ganze zurückzuschliefsen für befähigt gehalten hat. Nicht nur, dafs der Verf. aufser dem Schöllkraut kaum eine einzige andere Pflanze beobachtet hat, sondern am Schöllkraut selbst hat er die entscheidenden vergleichenden Beobachtungen gar nicht gesehen, denn wenn dies der Fall wäre, so könnte der Vf. zu so verkehrten Schlufsfolgerungen, als er macht, unmöglich gelangt sein. Schon in der ersten Schrift über den Kreislauf im Schöllkraut haben wir gezeigt, dafs die fast reifen durchscheinenden Schotenklappen dieser Pflanze, das zusammenhängende Bild der ganzen Stromnetze vorzüglich geeignet sind zu zeigen, weil sie noch Lebensthätigkeit genug besitzen, um die Bewegung fortdauern zu lassen, und andererseits den Einwurf des Ausfliefsens aus verletzten Gefäfsen, mit dem sich der Vf. so viel zu schaffen macht, entschieden beseitigen, weil sich die Gefäfse an den Ablösungsstellen der Schotenklappen so vollständig abschliefsen, dafs nicht die geringste Saftmenge ausfliefst, und auch jeder Druck, jede Biegung oder sonstige mechanische Einwirkung auf die Schotenklappen bei der Beobachtung vermieden wird. Wenn man den rechten Zeitpunct kurz vor dem freiwilligen Abfallen der Kelchblätter des Schöllkrauts beobachtet, so ist an diesen mit noch vorzüglicherem Erfolg die Bewegung in völlig abgeschlossenen Stromkreisen zu sehen, und ähnlich an allen denjenigen Pflanzen und Pflanzentheilen, deren vergleichende Beobachtung wir in dem Werk über Cyklose beschrieben haben. Wir müssen es dem Vf. geradezu absprechen, dafs er eine einzige solcher entscheidenden Beobachtungen jemals gesehen hat, sei es nun, dafs er ähnlich wie sein Gewährsmann Treviranus die Gelegenheit zu solchen Beobachtungen vermieden, oder sei es, dafs es ihm sonst nicht gelungen ist das Rechte zu finden. Daraus, dafs der Vf. selbst nur über ein Paar Beobachtungen am Schöllkraut spricht und keine einzige andere Pflanze gehörig verglichen hat, sollte man freilich vermuthen, dafs er nur nach mifslingenden Versuchen gesucht und sie deshalb auch gefunden hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Ueber den Milchsaft und seine Bewegung. Von Hugo Mohl.

(Fortsetzung.)

Dafs der Vf. da, wo ihm mechanischer Druck zur Erzeugung der Bewegung nicht ausreicht, zu der Hypothese von Amici, dafs die Wärme eine solche Saftströmung erregen könne, seine Zuflucht nimmt, setzt wieder eine gänzliche Unbekanntschaft mit den früheren Verhandlungen über diese Sache voraus, indem nicht nur v. Mirbel in der Pariser Academie vor mehr als 10 Jahren den Irrthum von Amici berichtigt hat, sondern auch die Sache in unseren späteren Schriften hinreichend aufgeklärt ist; Amici auch gar nicht die strömende sondern nur die innere oscillirende Bewegung des Saftplasma meinte. Der Vf. versuche nur durch Wärme in einer todten Pflanze Saftströme zu erregen und niemals wird es gelingen. Auch hat die Temperatureinwirkung ihre Gränze in den Wärme- und Kältegraden, die von physikalischen Wirkungen ganz unabhängig ist. Wir haben gezeigt, dafs da, wo die Wärme einen Einflufs auf die Cyklose äufsert, sie sich ähnlich wie alle äufseren Lebensbedingungen blofs erregend verhält und dafs, sobald ihre reizende Wirkung aufhört, sie keinen anderen Einflufs mehr auf die Bewegung hat. Sie ist also ebensowenig als die Luft, das Wasser, oder das Licht als eine direkte Ursache der Cyklose anzusehen.

Sonderbar genug scheint auch der Vf. in aller Verwirrung durch seine Vorurtheile doch empfunden zu haben, dafs endlich auch ein organischer Einflufs möglich sei, daher denn von ihm noch die Turgeszenz der Zellen, indem dabei die Gefäfse gedrückt würden, als bewegende Ursache angenommen wird. Wenn der Vf. aber soweit kommen konnte, so mufs man sich billig wundern, warum er nicht die Turgeszenz der Lebenssaftgefäfse selbst als Ursache angenommen hat, die, auch nach seiner physikalischen Meinung, ebensogut als die der Zellen möglich sein müfste. Der Vf. tappt hier überall im Dunklen herum und sucht Erscheinungen zu erklären, die ihm nicht einmal von Ferne in ihrem wahren Zusammenhang bekannt sind.

Was der Vf. über die Cyklose in den feinen contrahirten Gefäfsen des Zellgewebes und der Haare sagt, könnte mit Stillschweigen übergangen werden, weil die Verhältnisse der Sache in dem Werk über Cyklose hinreichend aufgeklärt, und mit den irrigen Ansichten, wodurch dieses Phänomen mit der Rotation verglichen wird, zusammengestellt sind. Des Vfs. Hauptgrund dagegen, dafs diese netzförmigen Strömungen zur Cyklose gehören, ist der, dafs sämmtliche Beobachter darüber unter sich einig und mit uns im Widerspruch, und deshalb keine grofse Hoffnung da sein sollte, für unsre Ansicht viele Anhänger zu gewinnen. Diese Argumentation pafst ganz zu dem sonstigen Verfahren des Vfs., das überhaupt nur aus dem ängstlichen Festhalten an dem bequemen Lager der alten Vorurtheile entspringt, und das, wie viel oder wie wenig Anhänger es vorläufig auch behalten möchte, durch den Gang der Fortschritte der Wissenschaft schon zerstört werden wird. Wir kümmern uns sehr wenig darum, ob unsere Ansichten mit älteren im Widerspruch sind oder nicht, und finden es thöricht, dafs ein verständiger Autor glauben machen will, sie seien deshalb unrichtig. Alles kömmt darauf an, ob sie mit der Natur in Uebereinstimmung sind, und diese Uebereinstimmung hat uns der Vf. nicht streitig zu machen vermocht. Im übrigen haben sich alle diejenigen französischen, englischen und deutschen Botaniker und Physiologen, denen wir die Erscheinungen in Natur

Digitized by Google

gezeigt haben, sofort für die richtige Ansicht, dafs die netzförmigen Ströme zur Cyklose gehören, erklärt, und die Vergleichung mit der Rotation als irrig anerkannt; und des Vfs. Behauptungen werden andere Freunde der Wahrheit auch nicht abhalten ihr zu folgen, trotz aller Bemühungen den alten Irrthümern neue Anhänger zu verschaffen. Der Vf. glaubt künstlich mit Hülfe der Hebel und Schrauben einer Anhängerzahl die Wissenschaft von Aussen bewegen zu können, und scheint sich auch selbst nur als ein Werkzeug in diesem mechanischen Getriebe zu betrachten, indem er sich blofs fremden Ansichten anhängt, ohne merkliche eigene Thätigkeit durch neue Untersuchungen zu entwickeln. Wir wünschen ihm in dieser Stellung alles Glück, halten aber unsererseits dafür, dafs durch blofsen Partheianhang der Wissenschaft wenig geholfen wird, und dafs vielmehr nur durch die geistigen Hebel der Vernunft und vernünftiger Untersuchungen die Wissenschaft wahre Fortschritte machen und der Wahrheit werde der Ausschlag gegeben werden.

Unter der Ueberschrift: der Milchsaft als Lebenssaft, versucht der Vf. nun die Widerlegung der Ansicht, dafs der Lebenssaft der nährende und bildende Quell der Pflanze sei, und den Beweis, dafs ihm vielmehr nur die chemischen Eigenschaften eines Sekrets, wofür man die milchigen Arten des Lebenssaftes früher ausgab, zukommen. Auch hier bringt der Vf. keinerlei neue Thatsachen vor, sondern wiederholt nur was Decandolle u. A. darüber gesagt, und was von uns bereits aufs Ausführlichste in allen Puncten besprochen worden; so dafs es uns in der That lästig wird, abermals darauf zurückzukommen. Wir haben die plastische Natur des Lebenssaftes aus seiner Organisation, seiner Bildungsgeschichte und der mannigfaltigen Zusammensetzung seiner Bestandtheile, so wie aus den Phänomenen seiner Lebensbewegung gezeigt. Der Vf. bildet sich nun ein, bewiesen zu haben, dafs der Lebenssaft nicht organisirt, sondern ein mechanisches Gemenge von meist giftigen chemischen Stoffen sei, dafs er sich nicht bewege, und daher kömmt er zu der Schlufsfolgerung, dafs auch der Lebenssaft kein Bildungssaft sein könne. Anstatt dem grofsen Gang der Natur zu folgen, ja nur im entferntesten den Sinn für eine einfache Naturanschauung zu zeigen, verliert sich der Vf. wieder in sophistische Consequenzen aus seinen Vorurtheilen, wodurch er den natürlichen Zusammenhang der Dinge, wie überall so auch hier, in Verwirrung bringt, indem er Einzelnes aus dem Zusammenhang herausreifst, wie es gerade in seinen Kram pafst, und alles übrige bei Seite liegen läfst. Zunächst ist hier wieder die Entstellung unserer Darstellung durch den Vf. zu berühren, welche dadurch erzeugt worden, dafs er den Kernpunkt der Argumente, auf welchen sich die Lehre von der Organisation und der Lebensthätigkeit des Lebenssaftes stützt, nämlich die organische *Entwickelungsgeschichte* des Plasma und der Kügelchen aus den Elementen, die schon im Holzsaft vorhanden sind, ganz aufser Betracht gelassen hat. Sowohl in unseren neuen Untersuchungen über den Holzsaft, als in denen über die verschiedenen Lebenssäfte haben wir auf die Nachweisung der stufenweisen Ausbildung der verschiedenen Formtheile und Bestandtheile des Lebenssaftes zu höherer Entwickelung grofses Gewicht gelegt; und das factische Fortschreiten zu stufenweis höherer organischer Ausbildung und Entwickelung gezeigt, das in geradem Verhältnifs mit dem Bildungsprocefs der Pflanze steht. Diese Entwickelungsgeschichte in Verbindung mit den Phänomenen der ausgebildeten Organisation des Saftes und seiner Bewegung zusammengenommen ist der Grundpfeiler, der in Betracht zu ziehen war. Der Vf. hat von dem Organismus der Thätigkeiten, den wir im Ganzen betrachten, und von deren Grundpfeiler, obgleich er sich rühmt diesen erhascht zu haben, nicht die entfernteste Idee gehabt, und hat wieder einzelne chemische Verhältnisse stückweis aus dem Ganzen herausgerissen, um daran seine hypothetischen Vorurtheile zu knüpfen. Dabei schliefst nun der Vf. obenein von sich auf Andere und bildet sich ein das Princip unserer ganzen Darstellung beruhe auf einer verwerflichen Anwendung einer zwischen Thieren und Pflanzen gezogenen Analogie. Der Vf. besitzt die Dreistigkeit uns in dieser Beziehung fälchlich eine Schlufsfolgerung in seiner Weise unterzulegen, und p. 58. unseres franz. Memoirs dazu zu citiren, wo kein Wort davon sondern vielmehr das Umgekehrte von dem was er behauptet steht. Er sagt: „Weil das thierische Blut eine sichtbare Organisation besitzt, so schliefst Schultz, mufs nothwendigerweise der Nahrungssaft auch eine solche zeigen." Wir haben auf eine solche falsche Unter-

Digitized by Google

schiebung dem Vf. nur zu erwiedern, dafs weil er selbst so ganz widersinnige Schlufsfolgerungen macht, er sich nur so weit vergessen konnte, eine solche verwerfliche Analogie von sich selbst auf uns zu übertragen. Unser Princip in Behandlung der Pflanzenphysiologie ist ein ganz anderes, als das einer blofsen Vergleichung der Analogieen, obgleich schon Meyen, nach Traditionen die ihm ebenfalls von anderer Seite kamen, den Schlüssel zu unserem Verfahren gefunden zu haben glaubte, indem er voraussetzte, dafs wir nach blofsen Analogieen der thierischen Organisation unsere Pflanzenphysiologie hergestellt hätten, und er selbst in diesem Sinne am besten verfahren zu können meinte. Indem der Vf. diefs abermals nachspricht, irrt er sich aber ebensosehr und wollen wir ihm, um diefs Gerede zum dritten Mal zu vermeiden, den wahren Schlüssel zu unserem Verfahren nicht verschweigen, der darin liegt, die Pflanzenphysiologie als ein Abbild der Pflanzenorganisation nach der eigenen Natur der Pflanze selbst zu gestalten, die Aehnlichkeit der Pflanzen und Thiere als organischer Körper zwar nicht zu übersehen, aber vielmehr die Unterschiede beider hervorzuheben. Nur auf diese Art konnten wir zu dem naturgemäfsen Begriff der Cyklose als peripherischer Circulation, zu dem Begriff der Anaphytose u. s. w. gelangen. Was nun aber die gegenwärtige obige Behauptung des Verf.'s betrifft, so haben wir (Mem. p. 57.) gesagt: „Wenn man die vollkommene innere Organisation des Latex und die Kügelchenbildung in demselben ähnlich wie die Gerinnungsfähigkeit und die Scheidung in Serum und Fibrine betrachtet, so wird man die Aehnlichkeit des Latex mit dem Blute der Thiere nicht verkennen." Das heifst mit anderen Worten, weil der Latex organisirt ist, hat er Aehnlichkeit mit dem Blute, und nicht wie Hr. M. unterschiebt: weil das Blut organisirt ist, mufs, der Analogie halber, der Latex auch organisirt sein. Unsere Pflanzenphysiologie ist nicht nach Mohlschen sophistischen Schlüssen, sondern nach unverdrehter Beobachtung der Natur gebildet, wogegen sophistische Schlufsfolgerungen scheitern müssen, und wenn die Mohlsche Entstellung nicht absichtlich sein, sondern auf einem Mifsverständnifs beruhen sollte, so ist sie wenigstens eine wiederholte Probe der leichtsinnigen Oberflächlichkeit, womit er unsere Schriften studirt hat, und wird daraus erklärlich, wie er so verwirrte Urtheile darüber zu fällen wagen konnte.

Nach dieser Vorbemerkung über die Stellung, die der Verf. zu unseren Arbeiten einnimmt, können wir nun näher auf seine Gründe eingehen. Der Verf. tadelt die Anwendung der Analogien des Lebenssaftes und des Blutes, doch wie man sieht ohne die geringste Kenntnifs auch von den neueren Fortschritten in der Physiologie des Bluts selbst zu haben, also ohne zu wissen was er eigentlich tadelt. Er behauptet, der ganze thierische Körper bestehe aus Bestandtheilen, die im Faserstoff des Bluts zu finden wären, während die Bestandtheile des Elastins von den Bestandtheilen der Pflanzensubstanz verschieden seien. Als ob der Faserstoff ein fertiger chemisch aufgelöster Stoff im Blut und nicht selbst eine bei dem Gerinnen erst entstehende organische Bildung wäre, und als ob es bei der Ernährung nur auf chemische Stoffe und nicht vielmehr auf deren organische Form und Erregung ankäme. Wenn aber von den Stoffen, als Lebensbedingungen, die Rede ist, so werden diejenigen des Faserstoffs am wenigsten im Stande sein alle Gebilde aus sich zu erzeugen. Aehnlich ist es nun mit dem Elastin und dessen Form als Cautschuk. Wie wenig ist also der Verf. im Stande aus den chemischen Bestandtheilen dieses organischen Gebildes auf seinen Zweck zu schliefsen. Mit jenen irrigen Vorstellungen hängt nun auch die vom Verf. geäufserte Meinung zusammen, dafs weil das Cautschuk in den Pflanzensäften unauflöslich und kaum durch die stärksten chemischen Agentien angreifbar sei, es auch als Nahrungsstoff unbrauchbar wäre. Aber ganz dieselbe Unlöslichkeit hat der thierische Faserstoff und dennoch hält der Verf. diesen für das nährende Material! Das sind die Consequenzen von des Verf.'s klar gedachter Physiologie. Die Hauptsache ist aber, dafs der Verf. hier wieder mit Windmühlen ficht, denn wir haben nirgends gesagt, dafs das Cautschuk der nährende Stoff des Lebenssaftes sei; vielmehr haben wir das *gesammte Saftplasma*, welches aufser Elastin noch eine Menge anderer Dinge (Gummi, Zucker, Säuren) enthält, für das nährende Material erklärt (Cyklose S. 203.), und wenn man hier auch ganz auf dem chemischen Standpunkte des Verf.'s stehen bleibt, so würde er alle seine Forderungen, dafs in der nährenden Flüssigkeit Kohle und die Bestandtheile des Wassers enthalten sein sollten, befriedigt finden, weil in dem Plasma im Ganzen dies alles enthalten ist, und

Digitized by Google

er würde selbst den Beweis geführt haben, dafs das Lebenssaftplasma das wirkliche nährende Material der Pflanze sei. Wir haben durch zahlreiche Untersuchungen nachgewiesen, dafs die Elemente des Saftplasma: Gummi, Zucker, Säuren, Salze, sich schon aus dem Holzsafte herschreiben und in dem Lebenssafte aller Pflanzen enthalten sind, dafs überhaupt der Lebenssaft eine in diesem Betracht übereinstimmende Organisation und Zusammensetzung in allen Pflanzen, ungeachtet anderer Nebeneigenschaften, hat, und dafs er sich auch durch diese eigenthümliche Zusammensetzung von den immer einfachen, aber in verschiedenen Pflanzen ganz verschiedenen, Secretionen unterscheidet. Wenn also der Vf. meint, dafs unseren Vergleichungen kein klarer Gedanke zu Grunde liege, so wird er nun sehen, dafs er sich durch seine Entstellungen und Verwirrungen unsere Darstellungen selbst getrübt hat. Worin aber des Verf.'s eigene klare Gedanken liegen, sieht man eben nicht. So sagt er: die Bildung *organischer* Verbindungen sei ein *chemischer* Procefs. Jeder verständige Mensch würde doch mit uns voraussetzen, dafs organische Theile sich nur durch einen organischen Procefs bilden können, und wir müssen also Anderen überlassen, die Klarheit der Gedanken des Verf.'s aus solchen confusen Redensarten, wonach der chemische Procefs lebendige Junge erzeugen müfste, herauszufinden.

Einen Hauptgrund gegen die bildende Eigenschaft des Lebenssaftes findet nun der Verf. in den Ansichten von Decandolle, nach welchen die scharfen und narkotischen Eigenschaften der Milchsäfte mancher Pflanzen ihrer nährenden Fähigkeit entgegenstehen sollten. Wir haben hier zuerst wieder eine Entstellung unserer Darstellung durch den Verf. zu berichtigen. Er behauptet nämlich, wir hätten gesagt, die Schärfe des Lebenssaftes bei Euphorbiaceen rühre von den gleichzeitig verletzten Secretionsbehältern her, während ihm solche Behälter bei diesen Pflanzen nicht vorgekommen. Wir aber haben (Cykl. 107) gesagt: die Schärfe des Saftes bei Euphorbiaceen und *anderen Pflanzen* (womit Terebinthaceen, Umbelliferen u. s. w. gemeint sind, wie ausdrücklich (S. 183 u. Mém. p. 37 Nat. der leb. Pflanze 1. S. 537) gesagt ist) rühre von den gleichzeitig verletzten Secretionsbehältern und *Zellen* her. Wo also der Verf. keine besonderen Secretionsbehälter findet, wird er Zellen mit scharfen Säften in hinreichender Menge finden, und die Sache behält ihre volle Richtigkeit. Dann aber verfährt der Verf wieder oberflächlich, indem er die Hauptsache übersieht, welche wir in Betreff der Lebenssäfte und ihrer Unterschiede von dem Blute der Thiere, sorgfältig genug auseinandergesetzt haben. „Jedoch ist es natürlich, dafs ähnlich wie in dem thierischen Blute sich excrementitielle Stoffe zur Secretion vorbilden können, dieses im Lebenssafte der Pflanzen ebenfalls geschehen kann, weil hier die Stoffbildung überhaupt überwiegender als im Thierreich hervortritt". (Cyklose S. 184) Wir glauben, dafs niemand so vollständig, als wir selbst, die scharfen und giftigen, wie die medicinischen und nährenden Eigenschaften der Lebenssäfte zusammengestellt hat. Sie enthalten aber sämmtlich keinen zureichenden Grund dagegen, dafs dieser Saft nicht dennoch die nährende und bildende Flüssigkeit sein sollte. Denn überall erscheinen die scharfen oder narcotischen Stoffe als den serösen Theilen angehörige Beimengungen, wodurch sich die übrigen Bestandtheile des Lebenssaftes nicht im geringsten ändern; und nirgends ist auch nur im entferntesten wahrscheinlich, dafs jene Stoffe auf die Pflanze selbst im mindesten nachtheilig wirken sollten, so dafs es nur zum Zweck der Secretionen erforderliche Vorbereitungen des Lebenssaftes vieler Pflanzen sind. Wir hatten also gar nicht nöthig alle Lebenssäfte als milde und (den Thieren und Menschen) unschädliche Stoffe darzustellen, da wir die Schädlichkeit derselben für Thiere und Menschen ganz von der Schädlichkeit für Pflanzen unterscheiden. Im übrigen ist selbst das Blut der Thiere ebenfalls kein so ganz indifferenter und allgemein unschädlicher Stoff als der Verf. zu glauben scheint, wie die Wirkung der Transfusion des Bluts verschiedenartiger Thiere und die Verdächtigkeit der Blutwürste genugsam documentiren.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Ueber den Milchsaft und seine Bewegung. Von Hugo Mohl.

(Schlufs.)

Niemals aber besteht ein Lebenssaft, wie die Balsame, ätherischen Oele, Alkaloide, ganz aus einem identischen scharfen oder narkotischen Stoff, und darin liegt der hinreichende Grund zu der Annahme, dafs solche Stoffe, die nur als besondere Beimengungen zu den allgemeinen Bestandtheilen des Lebenssaftes erscheinen, während in den Zellen und Secretionsbehältern ähnliche Stoffe rein für sich abgelagert erscheinen, nicht permanente diesen Säften angehörige Secretionen sein können; was der Verf. alles aus unserer Schrift selbst hätte entnehmen können, wenn er sie vorurtheilsfrei und gründlich studirt hätte.

Betrachten wir die obigen Aufsätze im Ganzen, so sieht man zunächst nicht ein, welchen Zweck der Verf. dabei gehabt hat. Einen wissenschaftlichen sollte man kaum darin zu finden glauben, weil der Vf. auch ganz und gar nichts Neues giebt, indem er nur, was viel ausführlicher von Decandolle, Meyen u. A. schon gesagt worden, wiederholt, und des Verfs. eigne Beobachtungen so überaus unbedeutend und unreif erscheinen, dafs sie in einer so umfangreichen und so vielseitig durchgearbeiteten Sache nicht der Rede werth sind. Beachtet man die Aeufserung, welche der Verf. selbst am Schlusse seiner Abhandlung macht, dafs er sich nämlich in einer gänzlichen Unwissenheit über die Bedeutung der Milchsäfte befinde, so sollte man glauben, der Vf. hätte nur sich selbst und Andere durch fremde Meinungen in Verwirrung bringen wollen. Wie nun der Vf., trotz des eigenen Geständnisses seiner Unwissenheit, die freilich in höherem Maafse als es der Vf. selbst glaubt, aus dem ganzen Inhalt seiner Abhandlung zu erkennen ist, es wagen konnte, über einen so hochwichtigen Gegenstand, dem er, wie fast jedes Wort seiner Abhandlung ergiebt, nicht im Geringsten gewachsen ist, mit solcher Anmafsung abzusprechen, ist schwer zu errathen, und um so mehr, als der Verf. selbst sich doch unmöglich verhehlen konnte, wie, nachdem er so viele Jahre lang theilnahmeloser Zuschauer so mühsamer Arbeiten gewesen, es nicht wohl möglich war, dafs er sich plötzlich in wenigen Tagen von so umfangreichen Gegenständen auch nur gehörig hätte unterrichten können. Von der so wichtigen Organisation und den Lebensverhältnissen der Lebenssaftgefäfse, spricht der Vf. mit keiner Sylbe und aus seinen früheren Darstellungen derselben auf Querdurchschnitten, besonders trockner Palmenstämme, sieht man nicht, dafs der Verf. irgend eine autoptische Bekanntschaft mit den Längenansichten dieser Gefäfse aus frischen und lebenden Pflanzen gewonnen hätte. Der organische Zusammenhang dieses Gefäfssystems mit seinem Inhalt macht aber eine lebendige Auffassung des Systems im Ganzen nothwendig, wenn die Bedeutung der einzelnen Theile verstanden werden soll, und schon die einseitige Betrachtung des Lebenssaftes, ohne die geringste Kenntnifs der Gefäfse, mufste dem Verf. die Erkenntnifs der Natur des Saftes ganz unmöglich machen. Wir glauben also, dafs die grofse Unkenntnifs des Verf.'s über seinen Gegenstand im Ganzen, und die Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit, mit welcher er ein Paar stückweis abgerissene Phänomene, die ihm zufällig aufgestofsen, behandelt hat, ihn die Wichtigkeit und Schwierigkeit der Sache gar nicht haben ahnen lassen, weil er sonst unmöglich unternommen haben könnte, über Dinge abzusprechen, worüber ihm jede gründliche und zusammenhängende Kenntnifs abgeht, und worüber er gar kein Urtheil hat. Der oben angedeutete Standpunct, welchen der Verf. einnimmt, Werkzeug einer Partei zu sein, mufs uns übrigens als Maafsstab für die Beurtheilung des Werths seiner ganzen Abhandlung dienen. Der sachliche Inhalt

Digitized by Google

ist von der Art, dafs er in der That nur die Verachtung verdient hätte, mit Stillschweigen übergangen zu werden, und nur die Parteizwecke derselben müssen an's Licht gezogen werden: nicht um die blinden Anhänger der alten Vorurtheile und die tauben Gegner wissenschaftlicher Fortschritte zu bekehren; denn dies würde eben so unnütz als vergebens sein, sondern um zu verhindern, dafs den Sehenden und Hörenden die Wahrheit nicht dadurch verdunkelt werde, dafs man ihnen, wie hier geschieht, Sand in die Augen streut und Geräusch macht, das man für einen Ton angiebt.

Dr. C. H. Schultz.

XXII.

P. Virgilius Maro varietate lectionis et perpetua adnotatione illustratus a Christ. Gottl. Heyne. Editio quarta curavit Ge. Phil. Eberard. Wagner. Volumen primum Bucolica et Georgica. 1830. 698 S. *gr.* 8. *Volumen secundum Aeneidis libri I—VI.* 1832. 1044 S. *Volumen tertium Aeneid. l. VII—XII. et index notarum quibus aucta est nova editio.* 1833. 901 S. *Volumen quartum: Carmina minora, quaestiones Virgilianae et notitia litteraria* (auch mit dem Titel: *Virgilii etc. Culex Ciris Copa Moretum rec. et Heynii suasque observationes addidit J. Sillig)* 1832. 749 S. *Volumen quintum: Publi Vergili Maronis Carmina ad pristinam orthographiam quoad eius fieri potuit revocata ed. Ph. Wagner. Accedit orthographia Vergiliana, index in Heynii notas atque commentarios et conspectus eorum quae hac editione continentur.* 1841. 528 S. *Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung (London, Black).*

Wohl kein Schriftsteller des Alterthums hat sich einer so vollständigen und dabei verhältnifsmäfsig so wenig Ballast bei sich führenden Ausgabe zu rühmen, als Virgil durch vorliegende Arbeit gewonnen hat. Dafs die Heyne'sche Ausgabe trotz ihrer anerkannten Mängel noch lange ein unentbehrliches Hilfsmittel beim Studium des Virgil bleiben wird, unterliegt keinem Zweifel, wie denn auch Heyne selbst keinem der von ihm edirten Autoren ein gröfseres und dauernderes Interesse zugewandt hat, als grade dem Virgil. Ein neuer Abdruck seiner gröfseren Ausgabe war, da die dritte Auflage derselben vergriffen war, demnach eine Nothwendigkeit. Wünschenswerth mufste es aber bei einem so kostspieligen Werke erscheinen, dafs der Käufer nicht lediglich allein die Heyne'sche Arbeit erhielte, dafs die neue Ausgabe auch einen entschiedenen Vorzug vor der ältern immer noch leicht und billig käuflichen habe. Es war also eine editio correcta und aucta nothwendig, welche aber wiederum sehr verschiedener Art sein und doch dabei gerechten und billigen Anspruch auf Anerkennung machen konnte. Es war z. B. dem nächsten Zwecke schon genügt, wenn der neue Herausgeber die Irrthümer der Heyne'schen Exegese, so weit sie von andern Editoren oder ihm selbst bemerkt waren, durch kurze Zusätze und Nachweisungen verbesserte, Fehlendes supplirte, bedeutendere Divergenzen in der Kritik und Interpretation annotirte und somit einen Leitfaden für die Erklärung des Virgil von Heyne bis auf die neueste Zeit gegeben hätte. So würde Ref. wünschen, dafs bei einem neuen Abdrucke des Bentley'schen Horaz den einzelnen Anmerkungen eine kurze Nachweisung der bedeutendsten Autoritäten und gewichtigsten Stimmen, welche sich für oder gegen die Ansicht des grofsen Briten erklärt, hinzugefügt würde, versteht sich nur solcher Philologen, welche wirklich Gründe für oder gegen beigebracht haben, mag ihr Name auch nicht so berühmt sein, als vieler, die obiter ihr Gutachten abgegeben. Schon dies wäre dankenswerth und billigen Anforderungen entsprechend gewesen. Doch bewundernswerth und wahrhaft einzig ist die Selbstverleugnung des Hrn. Wagner, mit welcher derselbe die Früchte eines eifrigen Studiums, welche ihn reichlich befähigten, als selbsständiger Herausgeber auf das ehrenvollste aufzutreten, darbot als piis Heynii manibus sacrum (Worte der Dedication). Ohne Heyne's Verdiensten irgend zu nahe zu treten, kann man mit vollem Rechte behaupten, dafs die von Hrn. W. gemachten Zusätze für unsere Zeit an Wichtigkeit den Heyne'schen Commentar in den Hintergrund drängen und dafs diese neue Ausgabe mit gröfserem Rechte eine Heyne-Wagnersche als eine Heyne'sche von Wagner besorgte genannt werden kann. Dies zu beweisen, dürfte ein Ueberblick der Leistungen des Hrn. W. genügen.

Digitized by Google

Indem Hr. W. die schwache Seite Heyne's, die Kritik, praef. p. VII. mit liebenswürdiger Milde berührt, so benachrichtigt er uns, wie er sich zunächst die Foggini'sche Collation des Mediceus aus Florenz zu verschaffen bemüht gewesen sei. Deren Varianten sind sorgfältig nachgetragen, eben so die von Pattier, u. a. Besonders wichtig ist aber die Genauigkeit, mit welcher Hr. W. die Lesart des Mediceus, insofern sie von manus prior (s. S. X) oder von altera manus herstammt, anmerkt. Uebrigens suchte Hr. W. nicht nach Vergleichung von neuen codices, was jeder, welcher mit der Kritik des V. bekannt ist, nur billigen wird. Sein eigenes Verfahren in Bezug auf Kritik beschreibt derselbe p. XVII also: „Jam in facienda critica id maxime alloboravi, primum ut, ubi necesse videretur, certius constaret de codicum lectione, tum ut causas diversarum lectionum investigarem, et id, quod vel receptum iam esset, si quam dubitationem residere putarem, vel quod ipse recepissem, certis firmarem argumentis. Ex meis coniecturis nullam in textum intuli, praeter unam Ecl. III, 110 *) non quod verum me assecutum confiderem, sed ut saltem legeretur aliquid, quod intelligi posset. In afferendis variis lectionibus Heynius brevitati imprimis studuit. — — — Nunc satis habui ea subinde explere, quae maxime necessaria videretur etc." Als exegetische Hilfsmittel führt Hr. W. aufser Vofs Commentaren an p. XXI: „Notas *Wunderlichii*, ad interpretationem fere spectantes, magnam partem integras huic editioni intuli; *Brunckii Jahniique* nonnullas excerptas. Profuit etiam *Fr. Jacobsii* opera diligens in Volum. II. libri, cui titulum fecit Blumenlese der röm. Dichter, collocata. Eximium autem ornamentum huic editioni quaesitum est ex ineditis *Spohnii*, τοῦ μακαρίτου, commentariis" **).

Die Bemerkungen der Vorgenannten so wie seine eigenen hat der Hr. Herausg. theils der varietas lectionis theils dem exegetischen Commentare Heyne's, der hin und wieder auch in sprachlicher Hinsicht verbessert ist (s. praef. p. XXIV.) eingefügt. Von ihnen nehmen die des Hrn. Herausg. sowohl in quantitativer als in qualitativer Hinsicht den ersten Platz ein. Keine Seite des weitschichtigen Werkes ist ohne Verbesserung geblieben und mag man auch nicht immer einerlei Meinung mit dem Hrn. Herausg. sein, wie auch der Unterz. seine abweichende Meinung über mehrere besonders wichtige Stellen, z. B. über Aen. I. zu Anfang vi superum — quo numine laeso n. a. St. schon ausgesprochen hat, Zeitschr. f. A Wissensch. 1839. n. 104, so bleibt immer wichtig die genaue Beobachtung des Virgilischen Sprach- und Versbaues, auf welche Hr. W. jederzeit seine Ansicht stützt. Auch finden wir nirgends, wie sonst wol zu geschehen pflegt, den Herausg. erlahmt und ermüdet, so dafs je näher das Ende, je spärlicher und kürzer die Zusätze, sondern durchweg zeigt sich derselbe Fleifs und dieselbe Sorgsamkeit und Umsicht in Beurtheilung seines Vorgängers, in präcisem Ausdrucke und mit derjenigen Pietät, welche aus dem Schlusse der Vorrede spricht: „At Tua, pia, candida anima Heynii, si quid etiamnum hasce res respectas, ignosce, quaeso, si quando forte aliud agens immodestius quidpiam adversus Te pronuntiavi; ignosce, si quid indignum tanto nomine tantaque gloria, cuius non minimam partem debes studio in his carminibus illustrandis posito, mea protulit mediocritas." Jene oben erwähnte genaue Kenntnifs der Virgilischen Diction und Metrik zeigt sich aber am glänzendsten in den im 4ten Bande befindlichen Quaestiones Virgilianae, welche eine vollständige Grammatik und Metrik des Virgil enthalten. Es sind 41 Capitel, in welchen Hr. W. den Gebrauch der Präpositionen, Pronomina, Modi, des Numerus, der Conjunctionen bei Virgil, ferner die Cäsur und den Hiatus, einzelne Punkte der Kritik, endlich die von Virgil selbst begangenen Anachronismen und sonstige Fehler behandelt. Der Werth dieser Abhandlungen ist aber nicht blos für das Studium des Virgil von höchster Wichtigkeit, indem in nur verhältnifsmäfsig wenigen Punkten dem Verf. nicht beizustimmen ist, sondern häufig sind Resultate gewonnen, welche für die gesammte Latinität von dem wesentlichsten Interesse sind. Wir rechnen unter andern dahin die vortreffliche nächst dem Virgil auf den codex rescriptus der Ciceronischen Bücher de republica basirte Untersuchung über den Unterschied von nec und neque, dafs nämlich letzteres ein milderer

*) Grade diese kann Ref. durchaus nicht billigen. Er hat die alte Lesart zu schützen und zu erklären versucht, Zeitschr. f. A Wissensch. 1838. n. 142.

**) Dieselben beziehen sich ausschliefslich auf die Eklogen, sind aber nach Hrn W.'s eigenem Geständnisse noch zu wenig ausgearbeitet, um die Erklärung dieser allerdings oft dunkeln Gedichte wesentlich zu fördern.

Digitized by Google

Ausdruck der Verneinung als ersteres ist. Damit stimmt überein, dafs in den Stellen des Cicero, in welchen Ernesti u. a. atque statt der Negation nach unserm Sprachgebrauch verlangte, wo also die Kraft der Negation jedenfalls eine geringere zu sein braucht, neque nicht nec sich findet. S. die Stellen bei Madvig Cic. de fin. I, §. 30., wo die Stelle aus den Büchern de Officiis keine Ausnahme macht, indem hier die Meinung des Cicero über Tilgung von Staatsschulden mit Energie ausgedrückt ist. Hin und wieder hat vielleicht Hr. W. sich selbst die Sache durch zu grofse Spaltung der Begriffe erschwert, z. B. bei dem von Virgil sehr geliebten Pronomen ipse, doch im Allgemeinen sind diese Quaestiones eine wahre noch lange nicht genug, wie es scheint, gewürdigte Fundgrube für die grammatischen Studien. Indem wir hier von den exegetisen Leistungen des verdienten Herausg. uns weiter wenden, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dafs es demselben gefallen möge, die Serviani'sche Erklärung mehr als bisher wol geschehen in Erwägung zu ziehen. Ref. glaubt, dafs dieses Grammatikers Interpretation immer noch zu oft übersehen werde und dafs selbst Hr. W. ihm häufiger, als von demselben geschehen, hätte folgen sollen.

Die erstere Hälfte des Bandes, welcher die oben besprochenen Quaestiones enthält, nehmen die sogenannten carmina minora in der Bearbeitung des Hrn. Sillig ein. Unstreitig war die Aufgabe in kritischer Hinsicht eine sehr schwierige, da die Vorarbeiten unvollständig und eigentlich ohne Fundament sind. So können wir auch nicht behaupten, dafs Hr. S. die Kritik dieser Gedichte, weder, was man so nennt die höhere, noch die niedere zu einem Abschlusse gebracht habe, müssen aber doch und zwar gern gestehen, dafs dieselbe immerhin bedeutend gefördert sei. Was das erste derselben, den Culex, betrifft, so hielt Heyne bekanntlich denselben für ein, obwohl stark interpolirtes, Product des Virgil, wie Hr. Sillig p. 14. bemerkt, wahrscheinlich dadurch zu dieser Meinung bewogen, weil v. 52. von Nonius citirt wird. Mit Recht schlägt Hr. S. diese Autorität nicht hoch genug an, um deshalb allein ein Verfahren einzuschlagen, welches sich auch in der von Heyne versuchten Realisirung als mifslungen erweist. Hrn. S.'s Meinung selbst ist p. 21. ausgesprochen: A veritate proxime abesse videmur, quum illud exeunti fere seculo aerae nostrae primo vindicamus, quo studia declamatoria in quovis litterarum elegantiorum genere cum maxime fervebant. Ad quem denique Octavium carmen scriptum sit, utrum ad Caesarem Octavianum an quemcunque alium, pariter nescimus; poetam tamen de illo cogitasse mihi probabilius videtur etc. Demnach wäre dasselbe keine harmlose Nachahmung oder Versuch im Virgili'schen Geare, sondern eine absichtliche Fälschung. Hr. S. hat die Lesarten von 6 bisher gröfstentheils nicht verglichenen Handschriften mitgetheilt; leider endet die beste, schon von Scaliger unter dem Namen der membranae Pithoeanae benutzte Handschrift (bei Hrn. S. Colbertinus W.) schon mit v. 93. Heyne's Urtheil, indem er von der falschen Prämisse einer Interpolation ausging, ist vielfach vom neuen Herausg. mit Glück modificirt und reichliche grammatische Anmerkungen zeugen von der bekannten Belesenheit des Verf. In der Kritik verfährt er eklektisch. Von allen, dem echten Virgil zugefügten Gedichten hat die Ciris die meisten Untersuchungen über ihren Ursprung veranlafst. Mit J. H. Vofs nehmen noch jetzt mehrere competente Kritiker, wie *Merkel*, den Cornelius Gallus als Verfasser an, weniger Anhänger möchte zu unserer Zeit Scaliger's Meinung, Virgil selbst habe dies Gedicht in Megara verfafst, finden, auch an den Catull trotz der unverkennbaren Aehnlichkeit in der Diction, welche nach Anderer Vorgange auch Hr. S. p. 155. bemerkt und weiter verfolgt Haupt Quaest. Catull. p. 45 sq. p. 75 sq., ist nicht zu denken. Mit Recht erinnert Hr. S., dafs der in diesem Gedicht angeredete Messalla nicht nothwendig, wie Heyne supponirte, der berühmte Gönner des Tibull sein müsse; gedenken wir der lippa Messallae propago bei Persius S. II, s. f.! Doch nun entsteht das Dilemma, dafs entweder anzunehmen ist, es rühre das Gedicht aus einer nicht viel spätern Zeit als die des Virgil ist oder es ist Product einer spätern Nachahmung, welche den Namen des Messalla gebrauchte, um dasselbe in die goldene Zeit einzuschwärzen. Hr. S. nimmt das erstere an; wir neigen uns entschieden der Ansicht Haupt's zu, welcher dasselbe späterer Zeit zuschreibt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

P. Virgilius Maro varietate lectionis et perpetua adnotatione illustratus a Christ. Gottl. Heyne. Editio quarta curavit Ge. Phil. Eberard. Wagner.

(Schlufs.)

Uebrigens ist Hr. S. keinesweges blind gegen die Mängel des Gedichtes (s. S. 157.), doch scheint ihm der sermo elegantissimus und nicht unwahrscheinlich, der hier angeredete Messalla sei der Messalla Valerius bei Tacitus A. I, 8., ohne diese Hypothese jedoch näher zu begründen. Die Kritik, bei welcher Hr. S. vorzüglich vom Cod. Rehdigeranus gefördert ward, ist schwierig und mufs oft zu Conjecturen ihre Zuflucht nehmen; mehrere sinnreiche theilt nach Hrn. S. Haupt mit Quaest. Catull. p. 76—78. Bei den zwei letzten Gedichten, der *Copa* und dem *Moretum*, hat die Kritik insofern leichteres Spiel, als der unleugbare poetische Werth und die Eleganz der Sprache derselben ihnen unbedingt einen Platz in der besten Zeit sichert, möge nun Virgil selbst oder ein Zeitgenosse Verfasser sein. Hr. S. läfst dies letztere, wie wir glauben mit Recht, unentschieden, wie auch Haupt thut Quaest. Catull. p. 52., will aber lieber mit Vofs dem Virgil die Copa als mit Zell dieselbe dem Florus beilegen, welche letztere Vermuthung auch ganz grundlos ist. Hr. S. bringt die Collation von 12 Handschr. zur Copa bei und hat die Exegese theils aus eigenen Beiträgen theils durch Excerpte aus Ilgens Commentatio und Benutzung von Wernsdorf, Vofs und Zell bedeutend vervollständigt. Vom Moretum will Hr. S. mit Bestimmtheit nur das sagen, dafs dasselbe aureae aetatis sei, jedoch manche Verschiedenheit im Versbau und Darstellung von den Virgilischen Eklogen zeige. Auch stimmt Hr. S. Ilgen bei, dafs dasselbe nicht von Septimius Severus herrühre. Auch hier bringt Hr. S. eine reiche Collation vorzüglich von Pariser Handschriften bei, zu denen in den Addendis noch die Varianten dreier Münchener Codices kommen. Was nach Heyne für dies Gedicht geschehen, ist vom Hrn. Herausg. sorgfältig benutzt. Kann also, wie schon oben bemerkt, wegen der eigenthümlichen Schwierigkeit einiger dieser Gedichte, namentlich der Ciris, die Kritik derselben für nicht abgeschlossen erachtet werden und war vielleicht ein strengeres Anschliefsen an einen oder mehrere der besten Handschriften, mit gröfserer Hintansetzung schlechterer, hin und wieder zu wünschen, so ist dennoch Hrn. S.'s Arbeit ein wesentlicher Fortschritt und eine unentbehrliche Grundlage künftiger Bestrebungen und verdient die vollste Anerkennung des philologischen Publicums. Die Catalecta hat wiederum Hr. W. zur Bearbeitung übernommen mit geringen neuen Hilfsmitteln. Eine durchgreifende Kritik derselben hängt mit der der Anthologia Latina eng zusammen und ist ohne neue Subsidien nicht möglich. Hr. W. hat geleistet, was nach dem Stande der Sache möglich war; der Conjecturalkritik mufste freilich ein gröfserer Spielraum, als wünschenswerth war, bleiben. Ref. kann nicht umhin, hier mitzutheilen, wie Hr. W. das namentlich durch Kopps und Huschke's Bemühungen berühmt gewordene Epigramm in C. Annium Cimbrum rhetorem (ep. II.) constituirt:

Corinthiorum amator iste verborum,
Thucydides Britannus, Attice febris,
Tau Gallicum, min, al, sil ut male elisit,
Ita omnia ista verba miscuit fratri.

Ein längerer Excurs sucht die gemachten Veränderungen, die gewaltsamer scheinen als sie wirklich sind, auf eine jedenfalls plausible Weise näher zu begründen. Den Beschlufs macht Heyne's Abhandlung de Virgilii codd. et editionibus, allenthalben wo es nöthig war vom Herausg. ergänzt, verbessert und vermehrt.

Der letzte Band endlich enthält die orthographia Virgiliana. Da ein glücklicher Zufall zwei so bedeu-

Digitized by Google

tende alte Handschriften, wie der Mediceus und Vaticanus sind, erhalten hat, so beschlofs Hr. W. aus ihnen mit Zuziehung des Romanus und Palatinus die von Vigil oder wenigstens seiner Zeit selbst gebrauchte Orthographie möglichst zu reconstituiren. Er verschaffte sich demnach eine neue und genaue Abschrift des Vaticanus, welche mit dem Mediceus überraschend in orthographischer Beziehung übereinstimmt. Vom codex Romanus hat Hr. W. nur die Bukolika sorgfältig verglichen erhalten, da die Forderung eines römischen Abschreibers auf einen homo Attalicis condicionibus, nicht auf einen deutschen Philologen berechnet war, welcher also, wie Hr. W. sich ausdrückt, Tantalica sorte zufrieden sein mufste. Der Hr. Herausg. gibt also nach Vorausschickung der Varianten des Vaticanus und Romanus den Text nach der Rechtschreibung des Mediceus, welchem eine umfangsreiche Abhandlung mit der Ueberschrift: Orthographia Vergiliana folgt, in welcher die einzelnen in Rede kommenden Wörter und Formen nach alphabetischer Ordnung besprochen werden. Indem Hr. W. mit weiser Beschränkung lediglich eine orthographia Virgiliana constituiren will, behält er einen sichern Standpunkt, der ihn doch nicht hindert, in der gedachten Abhandlung den Wechsel der Schreibart chronologisch zu verfolgen. Auch hier bewährt derselbe seine umfassende und gründliche Gelehrsamkeit, welche dieser Abhandlung einen hohen allgemeinen Werth gibt, und sie namentlich zu einer wichtigen Ergänzung und Modificirung der bekannten Arbeit von Freund (Cic. or. p. Milone) macht. So zeigt Hr. W. auf das evidenteste, dafs bei Vigil von einem Wechsel der Accusativendungen es und is, der auf Rücksichten des Wohllauts basirt sei, durchaus keine Rede sei bei den Participien und Adjectiven, dagegen in den hieher gehörigen Substantiven allerdings ein Unterschied zu machen ist, demnach einige nomina die, andere jene Endung vorzuziehen scheinen, wobei freilich zweifelhaft bleibt, ob zur Zeit des Virgil oder dessen, der den Mediceus schrieb, die befolgte Regel galt. Von welcher unmittelbaren Wichtigkeit übrigens diese Manchen minutiös scheinenden Dinge für die Exegese werden können, beweist unter andern Ge. I, 25. wo in den Worten: urbisne invisere Terrarumque velis curam, urbis leicht für den Accusativ pl. genommen werden kann und dies auch oft geschieht, nach Hrn. W.'s Untersuchung es aber nur der Genitiv sein kann. Wir zeichnen als noch besonders reichhaltig die Artikel: D et T, qu et c, litterae sibi insidentes, aus, ferner scaena, Superlativus; temptare, welche Form Zumpt zuerst wieder einführte, findet sich durchweg im Mediceus, endlich Vergilius, wofür sich mit Ausnahme des Vaticanus oder, wie er auch heifst, des Fragmentum Vaticanum, dessen Schreibart dieses Namens noch unbekannt, alle alten Autoritäten entscheiden, bei welcher Controverse der berüchtigte Appuleius auch seinen Spuk treibt, und zuletzt den Buchstaben y. Den Beschlufs des Werkes machen willkommene indices in Heynii notas et commentarios (ein index notarum, quibus aucta est haec quarta editio, befindet sich zu Ende des 3ten Bandes, ein index rerum et verborum zu Hrn. Sillig's Bearbeitung der carmina minora unmittelbar hinter derselben im 4ten Bande) und ein conspectus eorum, quae in hac editione continentur.

Dies ist der Inhalt eines Werkes, welches auf lange Zeit hin einen ehrenvollen Platz in unserer Litteratur einnehmen wird, ehrenvoll sowohl wegen der Gesinnung der Pietät und der Ausdauer, mit welcher der Hr. Herausgeber dasselbe gefördert, als wegen der Gelehrsamkeit, des Scharfsinnes und der Hilfsmittel, mit welchen er sowohl als Hr. Sillig ihre Aufgabe gelöst haben. Doch hatte sich, wie wir aus Vol. V. praef. p. XVIII. XIX. erfahren, Hr. W. ein weiteres Ziel gesteckt, indem er ein Lexicon Vergilianum beizufügen gedachte, von welchem Plane er jetzt so abgekommen zu sein versichert, dafs er die gesammelten Materialien dem, welcher der Arbeit gewachsen und sie zu übernehmen geneigt ist, zur Benutzung zu überlassen Willens ist. Wir wollen hoffen, dafs sowohl der Hr. Verf. als der wackere Verleger den Muth nicht verlieren werden, auf diese Weise ein Werk zu vollenden, dem alsdann kein anderes sich zur Seite stellen kann und dafs namentlich die begonnene schamlose Compilation, welche jedoch, wenn wir anders recht unterrichtet sind, im Verlaufe der Ausgabe unterblieben oder wenigstens mehr versteckt ist, nicht niederschlagend auf Herausgeber und Verleger wirken werde. Immerhin wird dem eigentlichen Gelehrten, und deren Kreis ist doch für ein solches Werk immer noch grofs genug, diese Ausgabe unentbehrlich bleiben, wie auch Hr. W. selbst diese Hoffnung ausspricht Vol. V. pr. p. XIX. — Dafs auch schon jetzt Manches nachzutragen, zu verbessern und zu ergänzen ist, kann nicht

Digitized by Google

Wunder nehmen und ist von Hrn. W. l. l. p. XLVII. seiner nur die Sache im Auge habenden Gesinnung gemäfs offen ausgesprochen. Wenn Hr. W., wie der Unterz. sicher hofft, zur Fortsetzung seiner rühmlichen Arbeit sich entschliefst, so erlaubt sich derselbe einen Wunsch ihm dringend an das Herz zu legen, nämlich ein möglichst tiefes Eingehen in die Schwächen des Virgil, wie sie in einigen Eklogen und in dem 2ten und 3ten Buche der Aeneis, mehr als in den andern Büchern, wenn Ref. nicht ganz irrt, theils in der Auffassung und Anschauung, theils in der gesuchten und gehäuften Diction hervortreten. Hr. W. hat nicht zu fürchten, zu den modernen Herostraten gerechnet zu werden; aber wohl ziemt es unserer Zeit und wird mehr als man vielleicht glaubt, frommen, neben der aufrichtigsten Verehrung des Alterthums nicht blind gegen etwaige Mängel zu sein, zugegeben dafs das, woran sich ganze Generationen in ästhetischer und rhetorischer Beziehung auferbauten, seine Bestimmung erfüllt und insofern den frühern Glanz und Nimbus verloren habe: denn um so sicherer läfst sich das unverlierbare Terrain, und ein solches gibt es auf diesem Felde und wird es ewig geben, gegen Angriffe, wie sie immer häufiger und immer gewichtiger kommen werden, behaupten.

Paldamus, in Greifswald.

XXIII.

Geschichte des grofsen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Verfafst von F. W. Barthold. Erster und zweiter Theil. Stuttgart, 1842. 1843. *Verlag von S. H. Liesching.*

Der Religionskrieg in Deutschland. Von Dr. Söltl, Professor. Drei Theile. Hamburg, 1840. 1842. *bei Johann August Meifsner.*

Die beiden unserer Betrachtung hier vorliegenden Werke unterscheiden sich ihrem Geiste nach sehr von einander. In dem Werke von Barthold spricht sich eine, ohne Zweifel parteiische Vorliebe für das Interesse des Hauses Habsburg aus; in dem Werke von Söltl dagegen zeigt sich eine eben so parteiische Vorliebe für das kurfürstlich pfälzische Haus und besonders für die Gemahlin des unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Seiner Vorliebe für diese Fürstin wegen hat denn auch Hr. Söltl seinem Werke einen zweiten Titel gegeben, und es nach Elisabeth Stuart benannt. Er hat den Versuch gemacht, das Hauptinteresse an der Geschichte des dreifsigjährigen Krieges an die Person der Elisabeth Stuart zu knüpfen. Dafs ein solcher Versuch kaum durchzuführen ist, wird jeder zugeben, der nicht ganz mit der Geschichte des dreifsigjährigen Krieges unbekannt ist.

Hr. Barthold dagegen hat, wie auch aus dem Titel, den er seinem Werke gegeben, erhellt, in ernsterer Weise, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich, die Aufmerksamkeit auf einen würdigeren Gegenstand gerichtet. Es war von jeher ein höchst preisliches Bestreben Barthold's, die Verhältnisse näher zu erforschen und zu entwickeln, unter denen Frankreichs Macht, zum Nachtheile Deutschlands, sich zu erheben, schon seit den Zeiten Philipp's IV. bestrebt gewesen ist. Indem man an jenem Bestreben Interesse nahm, konnte man denn freilich an Manchem in seinen früheren Werken auch schon Anstofs nehmen. Eine gezierte, nicht gefällige, noch einfach gehaltene Schreibart, die sich auf eine unangenehme, gedehnte Weise in Vorder- Nach- und Zwischensätzen bewegt, macht das Lesen der Barthold'schen Schriften beschwerlich. Der häufig zu kurz hingestellte, und, man möchte sagen, schroff abgerissene Gedankeninhalt stört die Auffassung. Bewufste, berechnende Absichtlichkeit, mit Vernachläfsigung der Objectivität, leuchtet häufig in zu subjectiver Weise durch, wie zum Beispiel ganz besonders in der Darstellung des Charakters von Wollenweber und der geschichtlichen Verhältnisse, in denen sich dieser bewegt hat. Unwahr wird manchmal der Gedanke in Folge dessen, dafs er zu scharf auf die Spitze getrieben wird. Aufserdem wird der innere Zusammenhang im Fortgange der Erzählung oft plötzlich auf eine störende Weise abgebrochen, durch Einschub von Berichten über allerlei Gegenstände, in Rücksicht auf die man zweifeln mufs, ob sie auch an ihren gehörigen Ort hingestellt sind. Vieles, was für Monographieen höchst interessant zu verarbeiten sein würde, oder was mit Fug und Recht unter der Form von Lesefrüchten dem Publicum dargeboten werden könnte, wird mitten hineingeworfen in den Gang der Darstellung ernsterer

Digitized by Google

allgemeinerer geschichtlicher Verhältnisse. Hr. Barthold möge mir erlauben, zu gestehen, dafs, wie es mir scheine, er häufig in einen rein memoirenhaften Ton verfalle.

Das, was ich in Rücksicht auf seine historische Darstellungsweise im Allgemeinen ausstellen zu müssen, geglaubt habe, findet sich auch in reichem Maafse wieder in seiner Geschichte des dreifsigjährigen Krieges. Besonders aber leidet dies Werk an zwei Hauptfehlern. Der erste besteht darin, dafs in den angestellten Betrachtungen und darnach abgemessenen Urtheilen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auseinandergerissen werden. Die Erwägung, wie eine bestimmte Gegenwart in allen ihren Erscheinungen mit Nothwendigkeit aus dem sich entwickle, was in früheren Menschenaltern, ja in Jahrhunderten der Vergangenheit sich vorbereitet habe, wird vermifst; so auch weiter das Bestreben, Erscheinungen einer bestimmt gegebenen Gegenwart aus dem zu erläutern, was in Folge späterer Entwicklungen klarer an den Tag getreten ist. Schon die ganze Anlage des Werks zeigt darauf hin, wie die nöthige Rücksicht auf die Vergangenheit vernachläfsigt worden, und mehrere im Werke ausgesprochene Urtheile über einzelne Personen, und namentlich über Bernhard von Weimar und über den grofsen Kurfürsten von Brandenburg, zeigen hinlänglich, wie die später klarer an den Tag getretene sittliche Gröfse dieser Fürsten in keine ideelle Beziehung zu dem gesetzt ist, was in Rücksicht auf ihre früheren Handlungen, zu denen sie sich in einer noch ganz verworrenen Zeit gedrängt fühlten, scharf getadelt wird.

Was die Anlage des Werks betrifft, so beginnt die Geschichte des dreifsigjährigen Krieges vom Tode Gustav Adolph's ab, grade mit der Zeit, in welcher am schauderhaftesten das Verderben über Deutschland einbricht. So wird man plötzlich mitten in die grenzenloseste Verwirrung geschichtlicher Verhältnisse hineingesetzt; das aber, was in der Einleitung darüber beigebracht wird, wie dieselbe entstanden sei, kann durchaus nicht als genügend gelten. Es heifst in dieser Einleitung nicht vom ganzen Deutschland, sondern mit ausdrücklichen Worten vom *protestantischen*, dafs dieses, „das *protestantische* Deutschland, krank an vielfachen inneren Gebrechen, ohne Liebe für das Ganze, ohne Kraft und Einsicht im Einzelnen sich geltend zu machen, sein Verderben herbeibeschworen habe" (S. 3). Das Unheil, von welchem Deutschland im Laufe des dreifsigjährigen Krieges betroffen worden ist, wird seinem Ursprunge nach abgeleitet von der politischen Stellung Frankreichs zu Spanien. „Fast rings von Spanien umgürtet, wäre Frankreich eingeengt, einem vielfachen Angriffe offen gewesen, und hätte im Falle eines Krieges mit den Spaniern fast alle seine Landgrenzen zu vertheidigen gehabt; solcher Fesseln aber sich zu entledigen, hätte der Wunsch jedes patriotischen Franzosen sein müssen und wäre das glückgekrönte Streben des Kardinals Richelieu sein Leben hindurch gewesen; aber wie trugvoller, arglistiger Mittel er sich bediente, ohne auch nur eine einzige Waffenthat der Franzosen, in Bezug auf Deutschland, seine Pläne zu erreichen", dies zu zeigen, wird als die schmerzliche Aufgabe des vorliegenden Buches angegeben (S. 4). Nur durch Richelieu's Politik soll Gustav Adolph angeregt worden sein, der katholischen Partei in Deutschland gegenüber sich der protestantischen Partei anzunehmen. „Richelieu", heifst es, „hatte im tiefen Norden den Gegner erspäht, welcher, wenn auch nicht die Macht des Kaiserhauses zu erschüttern im Stande, doch fähig schien, die Waffen Ferdinand's so zu theilen, dafs Frankreich ein günstiges Ende des mantuanischen Krieges hoffen durfte".

Hiernach also ersieht man, wie Hr. Barthold nur von dem ganz einseitigen Standpuncte aus, den das politische Verhältnifs von Frankreich zu Spanien darbietet, die Geschichte des grofsen deutschen Krieges betrachtet. Die anderen und die eigentlichen Hauptmomente, die diesen grofsen Krieg hervorgerufen haben, werden zum Theil gänzlich übersehen, oder zum Theil in den Hintergrund geschoben. Der Gefahr, die seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts für die Protestanten durch die regsamen Bestrebungen der Jesuiten immer drohender sich nahte, wird kaum gedacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Geschichte des grofsen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Verfafst von F. W. Barthold.

Der Religionskrieg in Deutschland. Von Dr. Söltl.

(Fortsetzung.)

Richtiger dagegen als Barthold, deutet Söltl auf den eigentlichen inneren historischen Grund des dreifsigjährigen Krieges hin, indem er (Theil 3. S. 39) folgendes sagt: — „Ferdinand von Steyermark, der eifrigste, treu ergebene Schüler der Jesuiten, ward von diesen zum Mittel und Werkzeug ausersehen, die Macht und das Ansehen der römischen Kirche in Deutschland wiederherzustellen. Mit ihm wirkte Maximilian von Bayern; die Gegenreformation begann und zeigte sich bald so entschieden, dafs Rom und die Jesuiten endlich zum offenen Kampfe drängten, um mit Waffengewalt zu vollenden, was bisher der schlauen Unterhandlung nicht gelungen. Zu gleicher Zeit beginnt in Frankreich der Kampf gegen die Hugenotten wieder, stärken sich heimlich die Katholiken in England, beginnt der Krieg zwischen dem katholischen Polen und dem protestantischen Schweden heftiger, und Rom hofft, durch die Unterdrückung der Ketzer in Deutschland, woher die grofse Umwälzung ihren Lauf begann, leicht die übrigen Völker wieder zum Gehorsam zu bringen. Deutschland wurde das grofse Schlachtfeld für die Rettung der religiösen Freiheit und des germanischen Lebens gegen römische Uebermacht. — Und doch wollen Einige nicht erkennen, dafs es der Religion galt? Sie erinnern sich nicht an die Gegenreformation in Steyermark, in Oesterreich ob und unter der Enns, in Böhmen, in den Reichsstädten, endlich in der Oberpfalz selbst noch nach dem westphälischen Friedensschlusse? Das heifst doch den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen"! —

Von einem anderen Standpuncte aus, als Barthold und Söltl, hat Karl August Müller den Gegenstand des böhmischen Krieges, als den Anfang des dreifsigjährigen betrachtet. Er hat sich hierüber neuerdings folgendermaafsen geäufsert: — „Auf der einen Seite steht die böhmische Feudal-Aristokratie, mit ihren maafslosen Ansprüchen nach maafslosen Zugeständnissen, die anderen Lande mit sich fortreifsend zum Kampfe gegen das monarchische Princip, dessen Kräftigung für die Ruhe, den Frieden, das Fortschreiten der Völker und Staaten auf der Bahn höherer Entwicklung so wünschenswerth war; zu ohnmächtig, um ihre Sache allein auszufechten, ruft diese Feudal-Aristokratie die Calvinische Opposition im Reiche zu Hülfe. Diese, an sich nur ein negatives Element, ist trotz des Hereinziehens der Niederländer, Engländer und der Opposition in Oesterreichs östlichen Landen, nur fähig zur Zerstörung, nie und nimmer zum Wiederaufbau. Auf der anderen Seite erblicken wir das aufs äufserste bedrängte, einmüthig erwählte Reichsoberhaupt, die wankende Vormauer des heiligen römischen Reiches gegen östliche Barbarei, das verhöhnte positive Recht". — (Karl August Müller's Forschungen auf dem Gebiete der neueren Geschichte. Dresden und Leipzig 1841. Dritte Lieferung. Erster Theil. S. 377).

Das in der Geschichte der Länder des österreichischen Herrscherhauses seit dem Tode Maximilian's II. Vorangegangene übersieht Müller bei seiner Beurtheilung des böhmischen Krieges, wie Barthold bei seiner Beurtheilung des französischen Krieges. Richter dagegen hat in seiner Geschichte des dreifsigjährigen Krieges aus Urkunden und anderen Quellenschriften (Erster Band. Leipzig 1840) den so eben berührten Gegenstand sehr im Einzelnen und mit breiter Ausführlichkeit behandelt. Er geht selbst bei seinem

Digitized by Google

Zwecke, die Momente der Aufregung der Gemüther darzulegen, so weit, die Geschichte der Einführung des verbesserten Kalenders weitläuftig zu erörtern (a. a. O. S. 156—186). So ist es denn gekommen, dafs er in dem 48 Bogen starken ersten Bande seines Werkes nur die Vorgeschichte des dreifsigjährigen Krieges hat darstellen können; er hat vorläufig angehalten nach Abstattung des Berichtes über den im Jahre 1608 zwischen dem Kaiser Rudolph und dem Erzherzoge Matthias abgeschlossenen Vertrage. Ist es hiernach denn wohl klar, dafs er allerdings sich etwas kürzer hätte fassen können, so darf man ihm doch die Ansprüche nicht streitig machen darauf, dafs es anerkannt werde, wie er bestrebt gewesen sei, auf eine tiefsinnigere Weise, wie die genannten Herren, den Ursprung des dreifsigjährigen Krieges anzuknüpfen an die innere Entwicklung des Geistes der Geschichte des deutschen Volks. Sehr in's Einzelne gehend, legt er das geheime und stille, wie das offene und gewaltsame Wirken der Jesuiten, welches seit dem Tode Maximilian's II. in den österreichischen Staaten überhand nahm, offen dar. Es war aber nicht eigentlich die Feudal-Aristokratie, die in einem dieser Staaten besonders betroffen worden wäre, sondern es fühlten sich auch im Erzherzogthum Oesterreich die Bauern so gedrückt, dafs ihr Unwille endlich in offenen Aufruhr ausbrach. In Steyermark, Kärnthen und Krain begann bekanntlich mit dem Jahre 1596, als der Erzherzog Ferdinand sein mündiges Alter erreicht hatte, ein planvolles Wirken, die Reformation bis auf ihre letzten Wurzeln auszurotten. Auch ist bekannt, dafs Ferdinand zwei Jahre darauf, während seiner Anwesenheit in Italien, der Jungfrau Maria zu Loretto das Gelübde that: dafs er seine Länder von Ketzerei säubern werde; auch wenn diese Säuberung schwierig wäre und sogar sein Leben gefährdete. Rudolph II. hatte schon früher gegen die böhmischen Brüder strenge Befehle erlassen; später in den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts wiederholte er dieselben und dehnte sie zum Theil auch aus auf die Lutheraner und Calvinisten. Diesen dreien Religionsparteien wurden alle Zusammenkünfte untersagt; wer zu ihnen gehörte, wurde unfähig erklärt, ein öffentliches Amt zu bekleiden; wer im Amte stand, abgesetzt. Der Befehl, das Land zu räumen, wurde gegen die böhmischen Brüder erneuert, und auf die Calvinisten ausgedehnt.

Dies Alles sind freilich ganz bekannte Sachen; aber es mufs daran erinnert werden, um einer falschen Beurtheilung grofsartiger, bedeutender weltgeschichtlicher Entwicklungen zu begegnen. Die katholische Kirche ist es gewesen, die durch ihre unduldsamen Bestrebungen den Unfrieden im Volke erregt hat. Der dreifsigjährige Krieg war nur eine Folge dieser Erregung. Wie übrigens Barthold und Müller zu dem Versuche haben kommen können, die Veranlassungen und Verhältnisse des dreifsigjährigen Krieges in abstracter Weise an rein politische Interessen zu knüpfen, dies ist schwer einzusehen. Wohl knüpften sich auch politische Interessen an diese Verhältnisse an. In den weltgeschichtlichen Entwicklungskämpfen sind aber niemals religiöse und politische Interessen, am wenigsten kirchliche und politische auseinander zu halten. Sie verschlingen sich nothwendig mit einander auf das Innigste. Das Wesen des Bürgers und das des Mitgliedes einer religiösen Gemeinde, die Verhältnisse der bürgerlichen Gemeinschaft und die der kirchlichen, besonders wenn die letztere in äufserlich befestigter Verfassung dastehn will, fliefsen dergestalt in einander über, dafs hier scharfe, bestimmte Grenzen gar nicht zu ziehen sind. Nimmt man aber auch hier noch die politischen Interessen in äufserlicheren Beziehungen, so kann doch wahrlich in dieser Rücksicht der Vorwurf nicht blofs auf die Gegner des Hauses Habsburg fallen. Wer dies letztere behaupten wollte, der müfste es entweder niemals gewufst, oder es vergessen haben, dafs Aeneas Sylvius mit Erfolg dem Kaiser Friedrich III. vorgestellt hätte: „Wie er daran denken könne, das Ansehn des Papstes herabzusetzen, um sich dem Volke beliebt zu machen, das doch seiner Natur nach höchst unbeständig sei? Es bestände eigentlich ein ewiger Hafs zwischen Volk und König. Papst und Kaiser müfsten deswegen einander immer beistehen." Friedrich III. liefs sich durch solche Reden bestimmen. Karln V. einen ähnlichen Vorwurf zu machen, dazu freilich ist man im eigentlichen Sinne nicht berechtigt; indefs läugnen läfst sich in Rücksicht auf seine Pläne auch nicht, dafs in denselben kirchliche und politische Interessen auf die allermannigfaltigste Weise sich durchschlangen. Dieser Vorwurf, wenn es überhaupt einer wäre, würde auch die Politik der fünf auf Karl V. mit Einschlufs Ferdinands II. folgenden Kaiser aus dem habsburgischen Hause treffen. Aufserdem sind

Digitized by Google

aus ihren Zeiten auch viele einzelne Fälle nachzuweisen, in welchen von den Katholiken religiöse und politische Interessen in einander gewoben wurden. Die in ihren äufserlichen rechtlichen Beziehungen rein politische Angelegenheit des Erbanfalls der jülich-clevischen Lande an das Haus Brandenburg ward von Seiten der Jesuiten sogleich in das Bereich der kirchlichen und religiösen Interessen gezogen. Die Art und Weise, wie der Herzog Maximilian von Bayern in den Besitz von Donauwörth kam, und wie er für sein Haus die Oberpfalz und die Kurwürde gewann, zeigt auch darauf hin, dafs er eben nicht abgeneigt gewesen wäre, religiöse Zerwürfnisse politisch auszubeuten.

Die donauwörthische Angelegenheit und die jülich-clevische sind überhaupt zwei Hauptbegebenheiten, die ganz besonders zu beachten und hervorzuheben sind, wenn die Frage darüber entsteht, wie in den geschichtlichen Entwicklungen im Leben des deutschen Volks der Ausbruch des dreifsigjährigen Krieges vorbereitet worden sei. Herr Barthold hat sich um dergleichen weniger gekümmert, und so scheint der im Vorhergehenden ihm gemachte Vorwurf, dafs er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht in gehörige innere Verbindung zu setzen gewufst habe, begründet zu sein. Was aber hier den Tadel auf sich zieht, das fällt auch auf in der Art und Weise seiner Auffassung und Beurtheilung grofsartiger Persönlichkeiten. Ueber Bernhard von Weimar heifst es (Th. I. S. 328.) in Beziehung auf den Vertrag, den der Herzog mit Frankreich zu einer Zeit abschlofs, in welcher, nach Abschlufs des Prager Friedens, die Angelegenheiten der Protestanten in Deutschland allerdings sehr schlecht standen, wie folgt: — „Gegen solche Verheifsungen machte Bernhard, der selbst dem schwedischen Könige auf seiner Siegeslaufbahn seine fürstliche Reichsfreiheit nicht aufgeopfert, sich anheischig, sein Heer unter die Hoheit des Königs wider alle Verordnungen, welche ihm von Schweden oder anderen Bundesgenossen gegeben werden dürften, dahin zu führen, wohin der König es verlange! Schaamvoll verschwieg der Enkel Johann Friedrich's seinen Waffengenossen und der deutschen Welt die Bedingung schmählicher Abhängigkeit von Frankreich, und beschlofs nur in der Noth die Fesseln des Söldners zu tragen, zumal der Besitz des Landgrafenthums (Elsafs), in doppelsinnigen Ausdrücken und mancherlei Einschränkungen, ihm nimmer eine Stelle, seiner Abkunft, seines ererbten Berufs und seines Herrschersinnes würdig, verhiefs." — Anderswo (Th. 2. S. 188.) heifst es: „Der Sachse hatte vortrefflich gelernt, die aufrichtigste Gesinnung gegen Frankreich zu erheucheln, und machte sich kein Gewissen daraus, durch betrügliches Verhalten seinerseits Frankreich zu strafen, welches unter dem Scheine der Uneigennützigkeit das Verderben des deutschen Reiches bezweckte. Ungeachtet nicht zu läugnen war, dafs Bernhard *ohne* Frankreichs Geld seit der Schlacht von Nördlingen eine schwächliche Rolle gespielt hätte und ihm nichts geblieben wäre, als dem Kaiser sich zu unterwerfen oder Schutz in der Fremde zu suchen; glaubte er, ohne die bindende Verpflichtung der geheimen Verträge anzuerkennen, die Unterstützung Frankreichs durch den Waffendienst bezahlt zu haben, welchen er seit vier Jahren dem wehrlosen Lande durch die Beschirmung seiner Grenzen geleistet." Seite 192 des zweiten Theils wird gesagt: „Tödtliche Krankheit oder vielleicht empfangenes Gift nagte bereits am innersten Leben Bernhard's und die Entfremdung seines Schwerterwerbes war schon eingeleitet, indem Frankreichs Politik von seinem Tode lohnendere Frucht erwartete als von den Thaten des Lebenden; als der Herzog unzweifelhafter begann, die schmachvolle Fessel zu zerreifsen, und er einer planvollen, hochherzigen Thätigkeit sich hingab, um die am Vaterlande begangenen Sünden wieder gut zu machen!! — — „Bedeutsamer, als die mehr selbstsüchtigen Bestrebungen, dem ernestinischen Hause die verkürzte landesherrliche Stellung wieder zu gewinnen und auch die streitige niederrheinische Erbschaft ihm zuzuwenden; war der vorsichtig eingeleitete Plan, *zwischen dem Kaiser und den fremden Kronen, welche den Frieden verhinderten*, da Oesterreich, mit Spanien innig verbunden, nichts *aufopfern* wollte, und jene ungerecht eine *Zerstückelung* Deutschlands verlangten, eine *gebieterische dritte Partei zu bilden.* In einem so segensreichen Gedanken begegneten sich, durch das Verständnifs der Zeit aufgefordert, die Tüchtigsten der vaterländisch gesinnten Männer".

Wer diese drei, in einem und demselben Werke enthaltenen Stellen mit einander vergleicht, dem mufs doch wahrlich die Frage sich aufdrängen, woher Hr. Barthold es denn in Erfahrung gebracht habe, dafs Bernhard von Weimar erst gegen das Ende seines Lebens einer planvollen hochherzigen Thätigkeit sich

Digitized by Google

hingegeben hätte. Läfst es sich denn irgend läugnen, dafs der Herzog in den früheren Zeiten seines historischen Auftretens in einer eben so planvollen und hochherzigen Thätigkeit sich bewegt habe, als in späteren Zeiten. Barthold selbst gesteht zu, dafs Bernhard ohne Frankreichs Geld seit der Schlacht von Nördlingen eine schwächliche (vielleicht schmähliche?) Rolle gespielt haben würde. Das Unheil aber, welches für Deutschland in Folge des Benehmens des Herzogs erwuchs, ist mehr einem Schicksale, und zum Theil dem zu früh eingetretenen Tode Bernhard's, als von ihm begangenen Sünden zuzuschreiben. Ein anderer Bernhard war der Sachse nicht vor oder nach der Schlacht von Nördlingen und dann wiederum kurz vor seinem Tode. Die Verhältnisse waren nur zu den verschiedenen Zeiten anders, und deshalb spiegelt sich das Bild seiner Persönlichkeit vor dem Blicke dessen, der die Verwirrung nicht zu durchschauen vermag, verschiedentlich ab.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der bis zum Ende seines Lebens schwere und nur theilweis siegreich bestandene Kämpfe zu führen gehabt hat für die Verwirklichung jener Idee, die dem Geiste Bernhard's von Weimar vorschwebte, wird eben so schief wie dieser beurtheilt. Ihm wird (Th. 2. S. 276) vorgeworfen, dafs er, am 1. December 1640 seinem Vater als Kurfürst gefolgt, bei der gänzlichen Entkräftung seiner deutschen Lande verzagt habe, mit Waffengewalt gegen die Schweden sein Erbrecht auf Pommern zu verfechten, und, bedauernswürdig für die allgemeine deutsche Sache, die schwach gehandhabten Waffen niederlegend, den Eingedrungenen den Rücken gesichert, und den Eroberungen der Schweden an der Ostsee die erste Festigkeit verliehen habe. Barthold sagt (Th. 2. S. 333): „Raffte der junge Friedrich Wilhelm muthvoll die letzte Kraft Preufsens und der Mark zusammen, und erschien, *selbst* Feldherr und die trägen Gemüther durch die Macht seiner persönlichen Eigenschaften kräftigend, mit einem Heere, an welchem es nach Arnim's Vorbereitungen so wenig, wie an entschlossenen tüchtigen Offizieren fehlte, zwischen Elbe und Oder, ehe der neue schwedische Generalissimus (Torstenson) herbeikam; so war, nach menschlicher Einsicht, nicht allein Pommern, das unbestrittene Erbe seines Hauses, gewonnen, sondern die schwedische Krone zum Frieden gezwungen und Deutschland seines gefährlichen Gegners entledigt. Aber der junge Fürst, seiner eigenen Einsicht und Kraft noch unbewufst, erfafste nicht den Beruf seines Hauses, die Vertretung des deutschen Protestantismus, welchen Sachsen nicht behaupten konnte, den zudringlichen Fremden zu entreifsen. Geleitet von einer Partei, welche den bisherigen allgewaltigen Diener seines Vaters, den Grafen Adam von Schwartzenberg, bitter hafste, und geschmeichelt durch die hochstrebende *Hoffnung*, an der *Hand* der jungen Königin Schwedens auch *Pommern* und eine entscheidende Macht im Norden zu gewinnen: bereitete er in der Stille einen Entschlufs vor, der, so weit ihm auch die Ohnmacht des Staates und das Elend des Landes das Wort reden mag, dennoch als Verrath an dem höchsten Interesse heraustrat, und für das gemeinsame deutsche Vaterland die beklagenswerthesten Folgen hatte. Nur leise, unmerklich, versteckt that Brandenburgs Abfall von der guten deutschen Sache und von dem Ehrenstreite des Hauses sich kund; was hinterdrein nach einer beklagenswerthen Wendung der Dinge, die Brandenburg verhindern konnte und mufste, als *politische* Klugheit und Berechnung sich geltend machte, war im Anfang nur Schwäche und politischer Kleinmuth und ränkevolle Leidenschaftlichkeit jener Cabinets- und Höflingspartei, welcher der junge Regent, wie so häufig mit dem *ersten Minister* seines Vaters in übelem Verhältnifs, willig sein Ohr lieh".

Gegen diese leichtsinnig ausgesprochenen Worte Barthold's ist nur Folgendes kurz einzuwenden: 1) Dafs der Zustand Preufsens und der Mark zur Zeit, in welcher Friedrich Wilhelm den kurfürstlichen Thron bestieg, ein solcher war, dafs man an ein schleuniges Zusammenraffen auch nur von letzten Kräften gar nicht denken konnte. Der grofse Kurfürst konnte nur daran denken, nach und nach sich eine eigene Macht zu bilden, da die geringe Anzahl von Truppen, die ihm zu Gebote stand, ihm nicht treu war, und sich dem Kaiser verpflichtet hielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Geschichte des grofsen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Verfafst von F. W. Barthold.

Der Religionskrieg in Deutschland. Von Dr. Söltl.

(Fortsetzung.)

2) Dafs der Kurfürst von Sachsen nie und nimmer seine Eifersucht gegen Brandenburg aufgegeben haben würde, und also auch nicht gestattet, dafs das ihm verpflichtete, von Arnim aufgebrachte Heer an Friedrich Wilhelm verwiesen würde. 3) Dafs das höchste Interesse, um welches es sich im dreifsigjährigen Kriege fragte, nicht das nationale, sondern vielmehr das religiös-kirchliche war. 4) Dafs eben deshalb Friedrich Wilhelm nur dadurch, dafs er die protestantische Partei ergriff, in der Gesinnung der Protestanten einen festen Halt sich bildete, durch den er in den langwierigen und schwierigen Kämpfen seines späteren Lebens getragen worden ist. 5) Dafs bei dem weit innigern Verhältnisse, welches zwischen dem sächsischen und österreichischen Hause schon damals statt fand, gar keine Aussicht für das protestantische brandenburgische Haus vorlag, zu dem Kaiser in eine wahrhaft günstige, für dies Haus und für die protestantische Partei wirklich fruchtbringende Stellung zu gelangen.

Zur Bildung einer dritten Partei aber, um an deren Spitze dem katholischen Kaiserhause sich gegenüberzustellen, dazu waren die Zustände der Länder des Kurfürsten in dem Augenblicke des Antrittes seiner Regierung so wenig, wie die Machtverhältnisse, in denen er sich überhaupt um diese Zeit befand, geeignet. Wie früher Bernhard von Weimar bei Frankreich Hülfe hatte suchen müssen, so schlofs sich später Friedrich Wilhelm an Schweden an. Beiden dies als Schuld oder Sünde anzurechnen, wird keinem vorurtheilsfreien Historiker einfallen; auch kann von einem späteren Gutmachen solcher etwaigen Sünden die Rede nicht sein; die ursprünglich schon planvolle, hochherzige Thätigkeit dieser beiden Helden entwickelte sich nur später sichtbarer und klarer. Hr. Barthold sagt zwar (Th. 2. S. 333) in einer Anmerkung: „So hoch dem Verfasser der grofse Kurfürst steht in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, die einzige Heldengestalt unter den Fürsten Deutschlands, so steht die geschichtliche Wahrheit ihm doch höher". — Die geschichtliche Wahrheit ist aber nun diese, dafs Friedrich Wilhelm schon als Jüngling zum Helden erwachsen war, und dafs sein Jugendalter durch sein Mannesalter verklärt worden ist. Von allem Anfange an hat er in der Stille an selbstständiger Gröfse gearbeitet (Vergl. Th. 2, S. 607), und die kräftige Thätigkeit für diesen Zweck ist nicht ohne Lohn geblieben.

Das Auseinanderreifsen des inneren Zusammenhanges der Entwicklung verschiedener aufeinander folgender Zeiten, wie es im Vorhergehenden dem Hrn. Verf. zum Vorwurfe gemacht worden, ist wohl hinlänglich erwiesen. Von einem zweiten Hauptfehler des Werks ward jedoch auch gesprochen, und dieser besteht darin, dafs auch in der Betrachtungsweise Barthold's die grofsen weltgeschichtlichen Verhältnisse, in denen die Völker zu einem Gesammtleben der Menschheit sich zu entwickeln berufen sind, zerrissen werden. In den neueren Jahrhunderten haben sich die Volksthümlichkeiten gegen das alte mittelaltrige kaiserliche Reich, welches Ansprüche darauf machte, die ganze Christenheit zu umfassen, wieder emporgehoben. Gegen Napoleon ward als Hebel der Begeisterung die Idee der Nationalität ganz besonders in Anspruch genommen. Daraus nun ist erfolgt, dafs in Beziehung auf Staats- und Völkerrecht immer und immer wieder von dieser Idee gesprochen wird, und in solcher Art, als ob sie allein es sei, wodurch das höchste politische Interesse bedingt werde.

Digitized by Google

Es scheint fast, als ob man die alten Naturstaaten wieder herzustellen gedenke, eine Zeit wieder hervorrufen wolle, in welcher jeder Fremde, jeder von dem Volke, dem er nicht angehörte, als Feind geachtet und behandelt ward. Diese Sache hat freilich ihren tiefen Grund im Geiste der Zeit, nach welchem die Forderung erstanden ist, dafs auch die Natur geheiligt werde im Geiste. Wird aber in schroffer Einseitigkeit die Idee der Nationalität als die höchste und vor Allem berechtigte aufgefafst, so müssen sich daraus nothwendig grofse Irrthümer und Uebelstände ergeben. In dem Leben der Menschheit, in der Geschichte waltet die Freiheit, und in dieser Freiheit knüpfen sich, wie unter Menschen, so unter Völkern, Verbindungen mancherlei Art an. Es ergeben sich daraus Entwicklungen, die sich aufserhalb der Kreise dessen, was durch die Nationalität beschränkt ist, bewegen. Entwicklungen dieser Art aber beruhen in den Momenten der Weltgeschichte, wonach die Richtung dieser doch ohne Zweifel darauf hingeht, die gesammte Menschheit, freilich mit Anerkennung der Berechtigung der verschiedenen Nationalitäten, wieder zur Einigkeit zusammenzuführen, und zur geistigen Gemeinde zu versammeln. Dem Bewufstsein der Christen hat von jeher die Idee der Herstellung dieser Gemeinde als die des endlichen Ausganges aller geschichtlichen Bewegungen vorgeschwebt. In den Formen aber, in denen in den früheren Zeiten, zur Zeit der Ausbreitung des Christenthums über Europa, das Leben der zu demselben übertretenden Völker sich gestaltete, wurden die im Geiste des Menschen mächtigen Naturmomente, als noch vom Geiste des Heidenthums durchdrungen, dem nach, was als christlich-sittliches Ideal galt, sehr unterdrückt. Wie die durch das Priesterthum dargestellte Kirche dem Laienthum gegenüber im Gegensatze gegen dasselbe sich gestaltete, so gestaltete sich das durch den Adel dargestellte Reich dem Volke gegenüber und selbst dem innersten, wesentlichen Principe nach im Gegensatze gegen das Princip der Volksthümlichkeiten. Franzosen, Briten und andere christliche Völker haben wieder zu Nationalitäten in moderner Form früher sich zusammengefafst und hervorgebildet, als die Deutschen. Diesen Letzteren blieb als Erbstück von früheren Zeiten her die Kaiserkrone, und mit derselben die an sie geknüpften Erinnerungen und Principien. Die Idee der Kaiserkrone schliefst aber an und für sich, ihrer Wurzel nach, die Beschränkung innerhalb der Nationalität aus, und da sie mit der deutschen Königskrone unzertrennlich verknüpft ward, so mufste auch in Folge dessen der Charakter dieser letzteren manche eigenthümliche Bestimmungen annehmen. Die deutschen Könige waren im Mittelalter auf die Kaiserwürde verwiesen, und so auf Italien. Nach dem Untergange der Hohenstaufen bietet die Geschichte des deutschen Reichs nur das Bild eines immer mehr zunehmenden Verfalls dar, und was sich dagegen politisch hervorbildet ist Nichts, als die Hausmacht in den verschiedenen fürstlichen Familien. Auch die Macht des Hauses Habsburg, welches sich, wenn auch nicht rechtlich, doch factisch in den erblichen Besitz der Krone setzte, war keine nationale. Sie beruhte vielmehr in dem vereinigten Besitze sehr verschiedener Länder. Spanien mit Amerika, Ungarn und Böhmen, alle undeutsche Länder, jenem Hause zugefallen, bildeten die Macht desselben. Die Macht dieses Hauses, wie die Idee der Würde, die es mit der Kaiserkrone an sich geknüpft hatte, dehnte sich weit über die beschränkteren Kreise deutscher Nationalität aus. Hätte nun dieses Haus seine undeutsche Macht nicht in dem Kampfe verwandt, der in den verworrenen Verwicklungen gehemmter Bestrebungen des deutschen Volks, sich in seiner Volksthümlichkeit zu verklären, entstanden war: so möchte vielleicht das Betragen der deutschen Fürsten, die dem Hause Habsburg gegenüberstanden, härter zu tadeln sein.

Es gilt hier indefs keinesweges die Ansicht, als ob jener Kampf, auf den angedeutet worden ist, erst mit dem Anfange des dreifsigjährigen Krieges begonnen habe. Er hatte vielmehr schon begonnen, als Friedrich III. sich mit dem Römer Aeneas Sylvius gegen das deutsche Volk verbündete. Kräftiger aufzutreten in diesem Kampfe, sah sich indefs erst Karl V. in den Stand gesetzt, als er mit dem Papste im Bunde seine Spanier nach Deutschland geführt hatte. Auch nach Trennung der beiden Linien des habsburgischen Hauses hat sich die österreichische Linie nicht auf Deutschland zurückgezogen. Es bewegte sich vielmehr in allgemein weltgeschichtlichen Verhältnissen, und in Folge deren war auch das deutsche Volk, nach der Stellung der Kaiser zum Reich, in weltgeschichtliche Verhältnisse hineingezogen.

Zwar sagt K. A. Müller (Forschungen Vorr. S. IX)

Digitized by Google

folgendes: — „Wenn auch in jener grauenvollen Zeit fast nur Factionen, eine italienisch-spanisch-katholische, eine französisch-calvinische und eine schwedisch-lutherische, Deutschland in seiner Zerrissenheit darstellen; wenn die in dem Volke lebenden verschiedenen religiösen Ideen von Fremden benutzt werden, um *eine für Deutschland sehr unbedeutende Frage* (!) ausmachen zu helfen, die Frage, über Habsburgs oder Frankreichs Principat: so sind doch jene aristokratischen Factionen immerhin nicht das deutsche Volk, und dieses so furchtbar betrogene deutsche Volk hat es nach zweihundertjährigen Leiden bewiesen und wird ob Gott will immer kräftiger beweisen, dafs es seine Einheit begreife und seine Selbstständigkeit zu vertheidigen wisse. Die Deutschen sind demnach, wie jede andere Nation, zu der Forderung berechtigt: dafs man bei Darstellung ihrer eigenen Geschichte von ihrem eigenen Standpuncte ausgehe". — Es war jedoch dem deutschen Volke im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert sein eigener Standpunct angewiesen durch die Stellung, die das österreichisch-spanische Haus Habsburg demselben gegenüber einnahm. Was Müller als Factionen bezeichnet, darin sprachen sich vielmehr höhere weltgeschichtliche Richtungen aus, in deren Kämpfe der Geist des deutschen Volks hineingezogen war. Ein von den Bereichen der Weltgeschichte und deren Kämpfen ausgeschlossenes deutsches Naturvolk gab es im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert nicht. An und für sich schon an die in der Weltgeschichte sich bewegenden Kämpfe gewiesen, wurde das deutsche Volk in jenen Zeiten, von denen hier die Rede ist, unmittelbar zunächst in dieselben hineingezogen, in Folge der weltgeschichtlichen Stellung seiner Kaiser. Und eben aus diesem Grunde kann die Geschichte jener Jahrhunderte, wenn ein wahres und richtiges Urtheil gefällt werden soll, nicht blofs aus einem rein nationalen Standpuncte betrachtet werden.

Das aber auch ist der Fehler von Barthold, dafs er, wie so viele Gelehrte in unserer Zeit aus Begeisterung für den Begriff der Nationalität die hohe Bedeutung der weltgeschichtlichen Entwicklung des Geistes der Menschheit verkennt. Das siebzehnte Jahrhundert war dasjenige, in welchem das Zeitalter Ludwig's XIV. sich entwickelte. Die vom weltgeschichtlichen Standpuncte ausgehende Betrachtung mufs ohne Zweifel die Ueberzeugung geben, dafs die diesem Zeitalter zu Grunde liegende wesentliche Idee auf die Entwicklung einer bestimmten Bildungsform sich bezogen habe. Im Neufranzösischen, welches seinen Höhepunct im Zeitalter Ludwig's XIV. erreicht hat, durchdringen sich innerlich in einer gewissen abgerundeten, volksthümlich ausgebildeten Form Lebenselemente des Alterthums und des Christlich-Germanischen. Hierin liegt zunächst der Grund des Anwachsens der Macht Frankreichs in den Jahrhunderten, die auf das Mittelalter gefolgt sind. Eine innere weltgeschichtliche Idee hat Frankreich in die Höhe gehoben, und unter welchen äufseren Bedingungen dies auch geschehen sein mag, jener Idee mufs man sich klar bewufst geworden sein, wenn man überhaupt über die Entwicklung völkerrechtlicher Verhältnisse neuerer Zeiten richtig urtheilen will. Wie sehr man auch die Schicksale, die Deutschland seit der Zeit der Reformation erlitten hat, beklagen, wie sehr man sich erzürnen mag über das Benehmen einzelner deutscher Fürsten während der Entwicklung dieser Schicksale, verkennen darf man nicht, dafs Frankreich von den Zeiten Franz's I. bis auf die Zeiten Ludwig's XIV. im weltgeschichtlichen Verhältnisse ganz besonders für Deutschland den Stützpunct weltgeschichtlicher Fortbewegungen gegen das Erstarren in Verhältnissen der Vergangenheit dargeboten hat. Aber die Form der französischen Bildung, die im siebzehnten Jahrhundert zu höherer Berechtigung und in Folge dessen auch zu höherer geschichtlicher Macht sich emporhob, ist nicht die allgemein genügende. Es fehlt ihr die Fülle und Tiefe ächtgermanischer Gesinnung. Diese jedoch war es, an die der leidende Theil in Deutschland sich wandte, als derselbe Gustav Adolf um Hülfe ansprach. Längst schon, ehe er wirklich herankam, hatten die Protestanten in Deutschland auf ihn gesehen, von ihm ihr Heil gehofft, und nicht erst die französische Politik hat die Veranlassung geboten, ihn zu rufen. Schon seit dem Jahre 1614 hatten deutsche protestantische Fürsten wiederholt sich an ihn gewandt, um bei der immer dringender werdenden Gefahr, bei der im dreisten Auftreten immer weiter um sich greifenden Macht der Katholiken seines Beistandes sich zu versichern. An den zur Vertheidigung der Religionsfreiheit geschlossenen Verein mehrerer Kurfürsten und Stände in Deutschland hatten sich England, die Niederlande, die Schweiz angeschlossen. Man sprach auch um Theil-

Digitized by Google

nahme an diesem Bündnisse den König von Schweden an. (Geschichte Schwedens von Geijer Th. 3. S. 137). Der damaligen Zeit kam es nicht in den Sinn, das, was höher steht, als alle Nationalität und deren Princip, auf nationelle Grenzen beschränken zu wollen. Beides, England wie Schweden, wurden von den in ihrem religiösen Gewissen beängstigten Deutschen um Hülfe angerufen. Auf beide Mächte sah man von Deutschland aus auch wieder hin, als nach dem Anfange des dreifsigjährigen Krieges zu der Frage über die Religionsfreiheit auch noch die über die Herstellung des geächteten Kurfürsten von der Pfalz hinzugekommen war. Vorläufig indefs zerschlugen sich die Unterhandlungen mit dem Schwedenkönige aus mancherlei Gründen. Vorbereitet aber war schon längst und unabhängig von Richelieu's Politik die Anknüpfung von Verbindungen mit Gustav Adolf, ehe durch Vermittlung Frankreichs der Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen zu Stande kam.

Was aber zu einleitenden Vorbereitungen der Art geführt hatte, kann nicht als Verrath am Vaterlande angesehen werden. Es darf überhaupt nicht, wie aus dem Vorhergehenden hinlänglich erhellt, die Entwicklung der politischen Verhältnisse zur Zeit des dreifsigjährigen Krieges einseitig vom Standpuncte der Nationalität betrachtet und beurtheilt werden. Christlich-religiöse Momente wirkten unläugbar mächtig darauf ein, und das Eingreifen weltgeschichtlicher Momente war ein nothwendiges, unabwendbares. Als Deutschland und die deutche Nation völlig der despotischen Macht eines Kaisers, wie es Ferdinand II. war, und der römisch-hierarchischen-Macht des Papstthums durch Vermittlung eines Wallenstein's zu unterliegen schien, brachte Gustav Adolf die erflehte Hülfe. Noch jetzt lebt im Bewufstsein des Volks und im freundlichen Andenken das Bild des edeln Schwedenkönigs. Gegen das Urtheil freilich, welches im Laufe von zwei Jahrhunderten nationell im Bewufstsein des deutschen Volks sich festgesetzt hat, versucht Barthold Widerspruch einzulegen. Er sagt (Th. 1. S. 29) Folgendes: — „Ein günstiges Schicksal trat" (durch den Fall des Königs bei Lützen) „wohlthätig in's Mittel und bewahrte den, von einer halben Welt vergötterten, vor beiden: vor rücksichtsloser Enthüllung der Pläne eines gemeinen Eroberers, wenn es ihm glückte; und anderen Falls vor dem Hasse und Hohne der Mitlebenden, die ihn, der die Lauterkeit des Willens erlog als Deckmantel der Selbstsucht, zu strafen nicht gesäumt haben würden. Dennoch aber mögen wir die Bedeutung Gustav Adolf's für den Gang der Ereignisse nicht verkennen; sein unreiner Wille diente, die zersplitterte Kraft einer Partei zusammenzuhalten, um unmittelbarer herbeizuführen, was die Widerstandsfähigkeit der deutschen Protestanten, die im Jahre 1630 das Vertrauen zu sich selbst zeitweise verloren, auch mehr zum Heil des unverkürzten Vaterlandes erreicht hätte — *die kirchliche Duldung*. Müssen wir zwar darum schmerzlich lächeln über die gedankenleere Verkehrtheit und die Entäufserung jedes nationalen Selbstgefühls, in welcher Protestanten, nach der Tradition ihrer Schulmeister und Prediger, „ „dem hochherzigen, reinen Kämpfer für ihre Kirche und dem Retter der deutschen Freiheit" " Denksäulen errichten — einer Freiheit, die nur den Fürsten zu Gute kam, und des Reiches Oberhaupt jeder nothwendigen Herrschergewalt, zum Frohlocken eigennütziger Nachbaren, entkleidete; — so wollen wir doch mit tiefer Bewegung auf den Schwedenstein blicken und der ewigen Vorsicht danken, welche aus dem unklaren Gewirre menschlicher Leidenschaften und den Thaten menschlicher Selbstsucht wunderbar und unbegreiflich das Heil zu fördern weifs". —

So urtheilt Barthold von seinem Standpuncte deutscher Nationalität aus. Leo und Andere stimmen, der Hauptsache nach, mit ihm überein. Der Hauptvorwurf, den sie dem Schwedenkönige machen zu dürfen glauben, wird in Hinweisung auf den bekannten Plan zur Errichtung eines neuen deutsch-evangelischen Reiches erhoben. Läugnen läfst sich nun allerdings nicht, dafs die Pläne Gustav Adolf's sich in's Unbestimmte, Romanhafte verloren hätten. Hätte er länger gelebt und wäre er, vom Glücke begünstigt, zur Ausführung derselben geschritten, so hätte schwerlich daraus für Deutschland Heil erwachsten können. Denn um diese Ausführung zu bewerkstelligen, würden zu gewaltsame Umwälzungen nothwendig gewesen sein. Zu einem neuen Aufbau, der wirklich Haltbarkeit hätte gewinnen können, war die Zeit damals noch nicht reif.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Geschichte des grofsen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Verfafst von F. W. Barthold.

Der Religionskrieg in Deutschland. Von Dr. Söltl.

(Fortsetzung.)

Im eigentlichen Sinne irre Wahngebilde kann man jedoch auch das nicht nennen, was als Ahnung auf die Zukunft den Plänen Gustav Adolf's zu Grunde lag. Jedenfalls ist er nicht härter zu tadeln, als der, seines Edelmuthes wegen, so viel gepriesene Heinrich IV. wegen seiner Pläne, zu deren Ausführung er schreiten wollte, als er von Ravaillac's Mörderhand getroffen ward. Das Bewufstsein einer wirklich geschichtlich vorhandenen Nothwendigkeit einer gänzlichen Umgestaltung aller Verhältnisse im Leben der Völker von Europa, wie sich diese im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert klarer herausgestellt hat, ist das, was den Plänen Heinrich's IV. und Gustav Adolf's ihre wahre historische Bedeutung giebt. Barthold giebt selbst zu (Th. I. S. 40), dafs der umfassende Geist des Schwedenkönigs nahe daran gewesen wäre, das arme Schweden über Deutschland zu vergessen; „in Deutschland habe er gedacht, ein grofses Reich zu gründen, zu welchem Schweden nur provinzielle Bedeutung behielte". Ist aber dies so, so lag in den Plänen Gustav Adolf's um so weniger Gefahr für die deutsche Nationalität, da ohnehin mit denselben die Absicht verknüpft war, die Herrschaft des zu gründenden Reiches auf das deutsch-protestantische Fürstenhaus Brandenburg übergehen zu lassen. Mit dem Umsturze des alten deutschen Reichs wären im eigentlichen Sinne nationelle Verletzungen nicht verknüpft gewesen. Denn die Formen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation hatten sich, wie schon im Vorhergehenden auseinandergesetzt worden ist, in ihren innersten Keimen und Wurzeln aus antinationellen Elementen ursprünglich hervorgebildet, und später unter nationalen Reactionen im Kampfe mit der römischen Kaiserwürde und in der Aufrechthaltung derselben mit antinationalen, namentlich auch besonders mit hierarschen und ultramontanen Elementen verflochten. Der Kampf gegen das römische Kaiserthum war längst vor den Zeiten Gustav Adolf's und Heinrich's IV. aus der tiefsten Gesinnung deutscher Volksthümlichkeit hervorgebrochen und Gustav Adolf schlofs sich nur an das an, was sich als das Princip deutscher Nationalität darstellte. Was ihm seine Macht gab, und was ihm fernerhin noch, wenn er länger gelebt hätte, seine Macht gegeben hätte, das beruhte aufser in dem Adel und der Tüchtigkeit seiner von einer halben Welt vergötterten Person, in der Gesinnung des deutschen Volks. Für den Zweck, ihm in Deutschland Halt darzubieten, waren ihm seine Schweden nur von geringer Bedeutung. Wäre es ihm gelungen, aus dem Boden der deutschen Macht, die er um sich gesammelt hatte, an die Spitze eines neu von ihm zu gründenden Reiches sich emporzuschwingen, so würde auch seine antinationale Herkunft mit den Traditionen des alten Reiches nichts Widerstreitendes gehabt haben. Denn, abgesehen davon, dafs noch im Mittelalter Richard von Cornwallis und Alphons von Castilien zu römischen Königen erwählt worden sind, erhellt besonders aus dem, was bei der Wahl Karl's V. sich zutrug, wie wenig es den Satzungen des alten Reichs zuwider gewesen wäre, dafs Herrscher von undeutscher Abkunft an die Spitze desselben gestellt würden. Bei jener Wahl standen dem Spanier Karl Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England als Mitbewerber zur Seite.

Eine weit gröfsere Gefahr für deutsche Nationalität, als jemals vom Norden aus drohen konnte, würde

Digitized by Google

indefs, der ganzen geschichtlichen Stellung Frankreichs nach, ohne Zweifel entstanden sein, wenn es zu irgend einer Zeit einem französischen Könige gelungen wäre, der Kaiserkrone sich zu bemächtigen. Gustav Adolf dagegen hätte derselben keine Gefahr bringen können. Ueberdies tritt in seiner Erscheinung noch ein besonderes bedeutendes Moment hervor. Er ist gewissermaafsen der Vorläufer, der Verkündiger weltgeschichtlicher Regungen. Für das, was ihn begeisterte, hat später in gleich edler Begeisterung Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandendurg kräftigst und erfolgreich gewirkt. Dieser griff die geistigen Richtungen der Zeit, die in den Wirren und Kämpfen mit dem Tode Gustav Adolf's zwar in den Hintergrund zurückgedrängt, doch von Bernhard von Weimar immer noch festgehalten worden waren, nur wieder auf, um langsam und allmählig in ruhiger Fortbildung das dem Ziele näher zu führen, was in jugendlich frischer Kraft zu neuen Schöpfungen sich regte.

Das heilige römische Reich deutscher Nation hatte längst schon vor dem Anfange des dreifsigjährigen Krieges siechend danieder gelegen. Seit dem Untergange des Hauses der Hohenstaufen hatte es in den Kämpfen, deren die Kaiser fernerhin sich unterzogen, nicht mehr gegolten um die Wiederherstellung des Glanzes und der Herrlichkeit des alten Reichs. Die Kaiser waren vielmehr nur darauf bedacht gewesen, die ihnen verliehene Macht dazu zu benutzen, ihre Hausmacht so viel wie möglich zu stärken. Die Stände des Reichs waren dem Beispiele, welches ihnen die Kaiser gegeben hatten, gefolgt. Weniger indefs hatte sich deutsche Volksthümlichkeit in geistiger Verklärung herausgebildet, als dafs landschaftliche Gesinnung in den einzelnen, gesonderter landeshoheitlicher Fürstenmacht unterworfenen Gebieten mächtig geworden war. Die Formen des alten Reichs waren in sich gebrochen; der Geist derselben erstorben. Neues Leben aber denselben einzuhauchen, oder wohl gar der Entwicklung deutscher Volksthümlichkeit zu geistiger Verklärung Vorschub zu leisten, dazu war der Geist, der das Haus Habsburg und den Hof desselben beherrschte, nicht geeignet. Die Anhänger dieses Hauses gingen von dem Grundsatze aus, dafs, um die Ketzerei in der Christenheit unterdrückt zu halten, es nothwendig sei, demselben die Kaiserwürde erblich zu verknüpfen, und in der ganzen Christenheit, es koste auch, was es wolle, eine Kirche und ein Reich herzustellen. Da sie aber nicht im Stande waren, durch Feuer und Schwert ihren Zweck zu erreichen, und mit Gewalt die Ketzer auszurotten, so waren sie emsig bestrebt, immer mehr Streit und Zwietracht unter ihren Feinden anzurichten, auf dafs sie sich unter einander selbst aufreiben möchten, und also aus der allgemeinen Zerstörung die kaiserliche Macht des österreichischen Hauses sich erheben könne. Es ist jenen Anhängern des Hauses Habsburg gelungen, in ihrem Betreiben, die Böhmen dergestalt aufzureizen, dafs ein Krieg ausbrechen mufste, in Folge dessen theilweise allerdings das, was sie wünschten, erreicht ward. Die Zerstörung, der Umsturz aller Verhältnisse, die Verheerung von Deutschland, dies Alles ward herbeigeführt. Auf ein siegreiches Erheben der Macht des Habsburger Hauses in dem Sinne, wie die Anhänger desselben es gewünscht, hatten sie jedoch vergeblich gehofft. In der That würde auch ein in dem Geiste, von welchem sie beherrscht wurden, errichtetes neues katholisches Reich der Entwicklung deutscher Volksthümlichkeit im höchsten Maafse hinderlich gewesen sein. Aber auch die Verfassung des alten Reichs war dieser Entwicklung nicht günstig, und in Beziehung auf eine solche, darf man mit Recht behaupten, dafs nichts glücklicheres hätte eintreten können, als die wirklich durch den dreifsigjährigen Krieg herbeigeführte Zerstörung. Vielfach finden sich unter den heidnischen Völkern Sagen von dem Wechsel der Zeiten, von dem Aufblühen und dem Vergehen. Die Indier verehren als Gott Siwas die Macht der Zerstörung, aus welcher neues Leben wieder erblüht. Die alten heidnischen Scandinavier hatten eine Sage darüber, wie nach Baldurs Tode Ragnarokr eintreten werde, die Götter im Kampfe fallen müfsten, die Welt verbrennen; dann aber wieder aus dem Untergange eine neue Welt erstehe, und Baldur wiederkehre von Hel. Der dreifsigjährige Krieg mit seinen Zerstörungen ist Ragnarokr, der Götterdämmrung zu vergleichen.

Nach Beendigung dieses Krieges fing plötzlich ein ganz neues Leben sich zu entfalten an im Norden an den Küsten der Ostsee. Nicht freilich aufserhalb der Kreise der weltgeschichtlichen Bewegungen hatten bis dahin die an den Küsten der Ostsee wohnenden Völker gestanden. Inniger und tiefer aber wurde ihr Leben seit der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in

Digitized by Google

diese Bereiche hineingezogen. Seit dem Umsturze des weströmischen Reichs bis auf Karl den Grofsen hatte sich der politische Mittelpunct des christlichen Reichs an den Rhein gezogen. Darauf schmückten später die sächsischen Herzöge ihr Haupt mit der höchsten Reichswürde, und unter den Kaisern aus dem fränkischen Hause gewann der Norden eine wieder erhöhte geschichtlich-lebendige Bedeutung theils durch die Kämpfe Heinrich's IV. mit den Sachsen und durch die Verlegung seiner Residenz nach Goslar, theils durch das, was der Erzbischof Adalbert von Bremen für die Ausführung seiner grofsartigen Pläne unternahm. Unter den Hohenstaufen dehnten die Deutschen ihre Herrschaft und die des Christenthums bis an die Küsten der Ostsee aus und begegneten sich hier mit den Waldemaren. Durch die Hanse und in Folge der Gründung des deutschen Ordensstaates erwachte seitdem reger lebendiger Verkehr auf der Ostsee. Doch blieb Alles noch in mehr von den Mittelpuncten der weltgeschichtlichen Bewegungen getrennten, in sich abgeschlossenen Kreisen. Die Hauptbewegungen der weltgeschichtlichen Entwicklungen blieben immer noch an den Süden und Westen von Europa und an die Küstenländer des mittelländischen Meeres geknüpft. Dagegen regte sich seit der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ein ganz neues politisches Leben an den Küsten der Ostsee, und es hub hier ein Reich sich zu bilden an, dessen Gründer nicht ohne tiefe Verehrung seinen Blick auf den grofsen Geist und auf die Pläne Gustav Adolf's hingeworfen hatte. Erst seitdem gewann die Ostsee eine, der von der Natur ihr angewiesenen entsprechende geschichtliche Weltstellung. Gustav Adolf aber ist in weltgeschichtlicher Beziehung als der Eröffner dieser Kreise neuer Bewegungen anzusehen. Er steht in Beziehung zur Geschichte des preufsischen Reichs als ein Held der Vorzeit derselben da, und ist als solcher auch frühe schon von den Preufsen, besonders aber zu den Zeiten Friedrich's II. von den Verehrern dieses grofsen Königs aufgefafst worden. Die lebendige Verehrung, die das deutsche Volk gegen Gustav Adolf hegt, wurzelt überhaupt zu tief in der Gesinnung, als dafs sie jemals ausgelöscht werden könnte.

Gegen die Behauptung, dafs nach dem Tode Gustav Adolf's eine sehr traurige Zeit über Deutschland gekommen sei, wird freilich Niemand etwas einzuwenden haben. Nur darf nicht ihm die Schuld davon beigemessen werden. Ferdinand's II. allbekannte Pläne und die nie zu entschuldigende eigensüchtige Begier Maximilian's von Bayern nach dem Kurhut und den Ländern seines Vetters von der Pfalz, dies war es weit mehr, in dessen Folge die Wirren sich immer mehr verwickelt hatten. Nicht zu begreifen übrigens ist es, wie Barthold (Th. I. S. 115) zu der Behauptung hat kommen können, dafs die Gewalthandlungen Ferdinand's II. mit der Machtbefugnifs des Reichsoberhauptes geschehen sind; ist es ihm denn unbekannt geblieben, dafs das Verfahren Ferdinand's gegen den Kurfürsten von der Pfalz, als den Reichssatzungen durchaus zuwider, von Kursachsen und Kurbrandenburg und besonders von dem Kurfürsten Georg Wilhelm Widerspruch erfahren hat. Wozu in Hinneigung zu Oesterreich Kursachsen, im Laufe des Krieges, als Deutschland unter das Joch der Heerschaaren von Waldstein sich hatte beugen müssen, Brandenburg im Jahre 1627 sich verstand, von dem steht doch gewifs nicht zu behaupten, dafs es unter der Form Rechtens geschehen sei. Es war vielmehr die Folge eines harten Kriegsgeschicks. Den Gedanken an die Wiederherstellung des kurpfälzischen Hauses, die auch durch den westphälischen Frieden zu Stande kam, hat eigentlich die protestantische Partei während des ganzen Laufes des Krieges niemals aufgegeben. In der Absicht, diese Wiederherstellung zu bewirken, beruhte mit ein Hauptgrund der langen Dauer des Krieges. Noch nach seinem Beitritt zum Prager Frieden schrieb Georg Wilhelm von Brandenburg an die Kurfürstin von der Pfalz und an deren Sohn, Karl Ludwig: — „er habe ihnen, so lang noch etwas Hoffnung zum Guten gewesen, diese nicht nehmen wollen; wohl habe er bei Kursachsen mit höchstem Eifer für das Beste des pfälzischen Hauses getrieben und auf Aenderung des harten Spruches gedrungen, auch stets gehofft, dafs dasselbe gleich allen anderen evangelischen Ständen des Friedens geniefsen möchte; aber alle Bemühung sei zu seiner grofsen Betrübnifs vergeblich gewesen; auch habe er deswegen vornehmlich seinen Beitritt zum Frieden eine Zeitlang nicht ohne eigene Gefahr verschoben, die nur durch Kursachsen abgehalten worden. Nachdem aber unterdessen fast alle evangelischen Stände diesem Frieden beigetreten und ihm wegen seiner Bestimmung hart zugesetzt worden, er selbst wohl gemerkt habe,

Digitized by Google

dafs aller Widerstand vergeblich wäre und dadurch nur seinem Lande und allen Evangelischen noch gröfsere Gefahr erwachse, habe auch er endlich demselben sich angeschlossen, in der Hoffnung, dem pfälzischen Hause dadurch nützlich zu werden, wie er denn erst vor Kurzem sich deswegen an Kursachsen gewendet habe und gerne in Zukunft zum gütlichen Vergleiche wirken wolle." — (Der Religionskrieg in Deutschland von Söltl. Th. 2. S. 260).

Scheint es auch diesem Schreiben zufolge, als ob von einem Theile der protestantischen Fürsten Deutschlands alle Hoffnung zur Wiederherstellung des kurpfälzischen Hauses aufgegeben gewesen sei, so änderten sich die Sachen doch bald nachher. Der Prager Friede führte nicht zu einer allgemeinen Versöhnung, und bei den spätern Unterhandlungen, in Folge deren der Abschlufs des westphälischen Friedens zu Stande kam, drang nebst den Schweden Kurbrandenburg mit den übrigen Fürsten Anfangs selbst auf völlige Wiederherstellung der Pfalz.

Aus der Art und Weise, wie Barthold die pfälzische Angelegenheit beurtheilt, und wobei er den Kaiser als im völligen Rechte darstellt, ist wiederum ein recht schlagendes Beispiel für die schon oben aufgestellte Behauptung zu entnehmen, dafs er in seiner Betrachtung an den Augenblick sich anklammert und nichts in seinem geschichtlichen Werden, in dem Zusammenhange der Gegenwart mit Vergangenheit und Zukunft auffafst. Daraus, dafs in Folge eines Zusammentreffens unglücklicher Umstände auf einen Augenblick der Schein sich hatte erzeugen müssen, dafs ein Theil der protestantischen Fürsten das Schicksal des kurpfälzischen Hauses aufgegeben hätte, sucht er den Beweis herzunehmen für seine Behauptung, dafs die Fürsten des Reichs es förmlich anerkannt hätten, wie der Kaiser in Rücksicht auf sein Benehmen gegen das kurpfälzische Haus im Rechte gewesen wäre und dabei die ihm durch die Reichsverfassung gesetzten Schranken nicht überschritten habe.

Nach einer solchen Art der Beweisführung, indem man übersieht, was nicht zu der einmal vorgefafsten Ansicht pafst, und dagegen Anderes willkührlich hervorhebt, kann man jedem Urtheile einen Anstrich von Wahrheit geben. Ob jedoch Viele mit Barthold in seinem Urtheile über Ferdinand II. übereinstimmen werden, dürfte sehr zu bezweifeln sein. Er sagt (Th. 2. S. 13) über ihn Folgendes: — „Wir überheben uns einer ausführlichen Charakterschilderung des Verstorbenen" (Ferdinand's), „der *anders* geworden in den Bereich unserer Geschichte eintritt, als eine rasche, fanatisch erhitzte Jugend den Erzherzog von Oesterreich, den König von Böhmen, und den nachsichtslos strafenden Kaiser verkündet hatte. Ferdinand II. entwickelte als Mensch und als Herrscher hochlöbliche Eigenschaften; wer war ihm gleich an Standhaftigkeit in der Noth, an Mäfsigung und Demuth bei raschem Glückswechsel? Die Fremdlinge, welche Oesterreich's Macht und Deutschland's Einheit fürchteten; jene Partei protestantischer Fürsten, welche die Reichssatzungen brach, den mit Recht gestraften Pfälzer unterstützte, und unbillig sich mit den Gütern der katholischen Religionspartei, der Dannergabe Gustav Adolf's bereichern wollte, nannten ihn einen Tyrannen, den Unterdrücker der deutschen Freiheit. Wahr ist es, in den Tagen seiner Unüberwindlichkeit trat die Erinnerung an die Majestät und Herrschaft der Vorfahren lockend vor Ferdinand's II. Seele, und war ihm das Streben nach *gröfserer* Machtvollkommenheit verzeihlich; aber nur Lästerung, nachgebetet den Fremdlingen, kann ihn beschuldigen, dafs er die uralte Verfassung umstürzen und sich zum unumschränkten Herrscher des Reichs, die Stände zu blind unterworfenen Unterthanen machen wollte. Als Wohlthat hätte die Mit- und Nachwelt es erachten müssen, wenn Ferdinand Majestätsrechte mit der kaiserlichen Krone wieder vereinigte, welche zum Theil seit dem Falle der Hohenstaufen entfremdet worden waren; aber auch bei einer machtvolleren Stellung des Reichsoberhauptes und nothwendiger Abhängigkeit der Reichsglieder würde die freie, menschenwürdige Verfassung Deutschland's, als des ersten constitutionellen Staates, nicht gefährdet gewesen sein, welche Ferdinand persönlich achtete, von Fürsten und Ständen nicht sklavischen, blinden Gehorsam forderte, und eine hochsinnige Freude hatte, eine so eigenthümlich modificirte Herrschaft über ein zahlreiches, mächtig gegliedertes Ganze, seinem Geschlechte nicht zu *vererben*, sondern durch verständig eingeleitete *Wahl* zu sichern." —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Geschichte des grofsen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. Verfafst von F. W. Barthold.

Der Religionskrieg in Deutschland. Von Dr. Söltl.

(Schlufs.)

Kann man in diesen, zum Lobe Ferdinand's II. gesprochenen Worten viel anders, als Phrasen finden? Ist in dem Inhalte derselben ein wirkliches Eingehen in die Betrachtung der Verhältnisse seiner Zeit, seiner Stellung zu denselben und zu den Jesuiten zu erkennen? Es scheint nicht; und doch wäre grade, um ein richtiges Urtheil über Ferdinand zu fassen, seine Stellung zu den Jesuiten hauptsächlich zu berücksichtigen. Er war von Jesuiten erzogen und umgeben; diese walteten an seinem Hofe, und nach dem, worin ihre Bestrebungen bestanden, ist zunächst ein Urtheil über Ferdinand zu bilden. Er war aber nicht blofs an seinem Hofe unmittelbar von ihnen umgeben, sondern wirkte auch durch sie über ganz Europa durch alle Länder. Es war damals über Europa eine geheime Kundschafterei verbreitet und durch katholische Priester und Mönche so sorgfältig gepflegt, dafs der Kaiser und das Haupt der Liga in die innerste Lage der Reiche sahen und danach ihre Pläne einrichteten. Wer noch für den geächteten Friedrich und seine Sache war, dessen Name stand im schwarzen Buche eingetragen, das man am kaiserlichen Hofe hielt. (Vgl. Söltl a. a. O. Th. 1. S. 370). Als nach dem Rückzuge Christian's IV. aus Deutschland die Küsten der Ostsee von Waldstein besetzt waren, betrieb man katholischer Seits durch seine auch in Dänemark verbreiteten Freunde bekanntlich den Plan, die Stände jenes Reichs in ihrem Unwillen gegen den König zu erhalten, und sich ganz von ihm zu trennen. Es sollte der Versuch gemacht werden, das dänische Reich an den Kaiser zu bringen.

Durch die Art und Weise, wie dieser Plan betrieben ward, wird das Urtheil Barthold's, der (Th. 2. S. 142) der österreichischen Politik gutmüthige ehrliche Beschränktheit zuschreibt, nicht bestätigt. Eben so wenig aber auch wird dadurch das über Ferdinand ausgesprochene Urtheil bestätigt, als ob er wirklich Scheu davor gehabt hätte, historisch bestehende Verfassungen zu verletzen, und also nicht im Stande gewesen sein würde, der menschenwürdigen Verfassung Deutschlands zuwider einzuschreiten.

Gegen diese menschenwürdige Verfassung hat Ferdinand nicht nur einmal mit Gewaltstreichen eingegriffen, und ganz besonders auch damals wieder, als er ohne Beiziehung der Kurfürsten, ohne irgend eine gesetzliche Untersuchung, ohne Rücksicht, dafs die Herzöge Adolf Friedrich und Johann Albrecht vom dänischen Bündnisse abgetreten, dem kaiserlichen Heere sich unterworfen hatten, die Acht über sie aussprach, sie ihrer Lande entsetzte, und diese vorerst als Pfandschaft an den Herzog von Friedland für die Kriegskosten, mit dem Befehl übergab, demselben als Landesherren zu dienen.

Solche Schritte mufsten selbst die katholischen Fürsten des Reichs aufbringen; auch ist es bekannt genug, in welche Spannung das Haupt der Liga, Maximilian von Bayern, mit Ferdinand und der österreichischen Partei besonders damals gerieth, als die Macht des Kaisers, gestützt auf Waldsteins Heeresmacht, ungebührlich drohend zu werden schien. Aus dem Verhältnisse der Liga zur österreichischen Partei, wie aus dem Verhältnisse Waldsteins zum Kaiser ist allein schon die Wahrheit aller der Vorwürfe zu beweisen, die dem Letzteren gemacht worden sind, und gegen die ihn zu vertheidigen Barthold vergeblich sich bemüht.

Unparteiisch in seinen Urtheilen ist Barthold über-

Digitized by Google

haupt nicht. Dies mag wohl jeder aus dem, was im Vorhergehenden beigebracht worden ist, ersehen. Wer auf der Seite der katholischen Partei stand, wird überall mit Schonung behandelt; wer aber der entgegengesetzten Partei angehörte, ist nicht mit gleicher Milde und Billigkeit beurtheilt worden. Dafs auch unter den Bauern die Katholiken sich vortheilhaft vor den Protestanten ausgezeichnet hätten, wird hervorgehoben. (Th. 1. S. 172). Es heifst: — „Bemerkenswerth ist es, dafs das katholische Landvolk überall mit unüberwindlicher Ausdauer für die alte Herrschaft stritt, und nicht durch die furchtbarste Grausamkeit ihrer Feinde sich dämpfen liefs, während die Bauern in *protestantischen* Ländern, mit Ausnahme Oberösterreichs, fast überall dem Wechsel der Dinge sich fügten, und als Landaufgebot in Wirtemberg so feige sich benahmen, dafs sie von den Kanzeln namhaft gescholten wurden, und zur Schande mit einem gelben Ringe an den Kleidern bezeichnet, umhergehen mufsten." Mit einer Art von rührender Salbung wird über Maximilian von Bayern (Th. 2. S. 481) folgendes berichtet: — „Frommen Sinnes verehrte er" (in seiner Freude über den gelungenen Ueberfall bei Tuttlingen) „St. Maria di Vittoria in Rom ein kostbares Weihgeschenk, eine silberne Ampel, des Werthes von tausend Kronen. Dieses von beiden Häusern Oesterreichs und von Bayern venerirte Heiligthum, entstanden aus den Trümmern der Kirche des heiligen Paulus, zwar klein, aber prächtig, barg jenes Marienbild, welches P. Domenico di Gesu Maria, der Karmeliter, vor der Schlacht am weifsen Berge im verbrannten Rakonitz gefunden, und enthielt ein Bild des Mönches, so wie auf vier Gemälden eine Darstellung jenes Sieges." — So schonend wie möglich wird eben so wohl das Benehmen Maximilian's gegen das ihm verwandte und von ihm beraubte kurpfälzische Haus, als auch das Benehmen des Hauptes der Liga im Verhältnisse zum französischen Hofe behandelt, da hingegen die protestantischen Fürsten fast überall nur als Verräther bezeichnet werden.

Dafs leider freilich am Ende bedeutende Theile von Deutschland die Beute von Frankreich und Schweden geworden sind, kann nie genug bedauert werden. Eben so wenig auch kann geläugnet werden, dafs seit dem Tode Gustav Adolf's und seitdem Frankreich thätigeren Antheil an dem Kriege nahm, in demselben ein immer eigennützigerer, weniger edler und geistig gehaltener Charakter von Seiten jener Mächte sich entwickelte. Dies berechtigt aber noch nicht dazu, alle Schuld auf die Partei der Protestanten zu werfen, und das, was zum Theil ein unheilbringendes Geschick herbeigeführt hat, in Beziehung auf sie nur als Thaten eines jämmerlichen Geschlechtes zu bezeichnen (vgl. Th. 1. S. 222).

In einem ganz entgegengesetzten Sinne behandelt Söltl die Geschichte des dreifsigjährigen Krieges. Er ist ein eifriger Vertheidiger der protestantischen Sache und besonders des kurpfälzischen Hauses. Unparteiisch ist freilich auch er nicht; aber seine Parteilichkeit ist durchdrungen von Liebe für das pfälzische Haus. Besonders auf ihn eingewirkt haben mag das Material, wonach er gearbeitet hat. Als Hauptquelle nämlich hat ihm die in Handschrift vorhandene Sammlung der beiden Camerarius, Ludwig's und seines Sohnes Joachim gedient. Ludwig Camerarius hatte seit dem Jahre 1598 dem pfälzischen Hofe als kurfürstlicher Rath gedient. In diesem Verhältnisse knüpfte sich sein Schicksal eine lange Zeit hindurch eng an das des kurpfälzischen Hauses, und er erscheint bei den wichtigsten Ereignissen und Verhandlungen der damaligen Zeit als Theilnehmer, Rathgeber, selbst als bewegende Ursache in manchen der wichtigsten Angelegenheiten, und besonders als der eifrigste und standhafteste Vertheidiger der Reformation und des pfälzischen Hauses, weswegen er auch von seinen Gegnern, namentlich von den Jesuiten, mit Schmähungen aller Art überschüttet wurde. Er wurde auf das Innigste mit in die böhmischen und die daraus folgenden Angelegenheiten und Begebenheiten verwickelt und blieb, wie schon früher, eine der Haupttriebfedern der nachfolgenden Ereignisse. Gemäfs seiner amtlichen Stellung, so wie durch den Ruhm seiner Einsicht, seines Eifers für die Reformation und seiner Gelehrsamkeit kam er mit den wichtigsten Männern seiner Zeit in Berührung, besonders war er selbst der eifrigste Vertheidiger der Reformirten, nach allen Seiten hin thätig, wachsam; von allen Seiten her Berichte empfangend, gewarnt und über die Pläne der Gegner belehrt.

Moser hat aus der angegebenen Sammlung wichtige Briefe und Nachrichten über den dreifsigjährigen Krieg geschöpft, dabei jedoch seine Quelle verheimlicht. Söltl hat dieselbe unter den Schätzen der Hof- und Staatsbibliothek in München, wo sie Jedermann zugänglich ist, entdeckt. (Söltl Religionskrieg Th. 3. S. 103 — 105).

Digitized by Google

Das Wichtigste, was Hr. Söltl uns gegeben hat, besteht in dem Inhalte des dritten Theiles, in welchem Briefe und Berichte vorgelegt werden. Diese haben ein sehr grofses Interesse und geben bedeutende Aufklärungen über die wichtigsten Verhältnisse. So theilt er (Th. 3. S. 34) eine höchst interessante Rede des lothringischen Gesandten mit, welche derselbe im Jahre 1589 vor dem Papste Sixtus V. hielt. Man ersieht klar aus derselben, welche Pläne die katholische Partei seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts zur gänzlichen Zernichtung dessen, was sie Ketzerei nannte, mit Härte consequent verfolgte. Auch noch weitere Aufklärungen über die Pläne der Jesuiten, so wie über die Geschichte der Union und Liga sind gegeben. Hier in Auszügen weitere Mittheilungen zu machen, dies würde zu weit führen. Es mufs auf das Buch selbst verwiesen werden.

Dem gröfseren Publicum ist der darin herrschenden Gesinnung wegen die in den beiden ersten Theilen enthaltene Darstellung der Geschichte des dreifsigjährigen Krieges zu empfehlen. Etwas leicht freilich ist sie, sowohl ihrer inneren, wie äufseren Form nach gearbeitet. Einen romanhaften Charakter gewinnt sie dadurch, dafs aus Vorliebe für das pfälzische Haus die Geschichte des ganzen Krieges fast überall in eine allerdings einseitige Beziehung zu dem gesetzt wird, was die Mitglieder jenes Hauses damals haben erdulden und leiden müssen. Das Haupt der katholischen Linie der Wittelsbacher wird nicht geschont; vielmehr erleidet das Benehmen des nach dem Kurhut und den Landen des Hauptes der protestantischen Linie der Wittelsbacher seine Hände ausstreckenden Maximilian's von Bayern scharfe Rügen. Die pfälzische Sache bildet für Hrn. Söltl den Anfang und die Mitte, die Grundursache und fortdauernde Wirkung, und so auch den Endpunct des langen furchtbaren Kampfes (Th. 2. S. 345). Als die eigentliche Heroine des Zeitalters aber behandelt er Elisabeth Stuart, die unglückliche Königin von Böhmen. Deshalb schliefst er auch seine Geschichte des Religionskrieges in Deutschland nicht mit dem westphälischen Frieden. Die vorletzten Capitel enthalten vielmehr noch Allerlei über die englische Revolution und über die Enthauptung Karl's I., über Elisabeth in ihrer Verlassenheit, über die Mitglieder der pfälzischen Familie und über den Tod Maximilian's von Bayern, der schon seit längerer Zeit die nöthige Geldsumme in Rom hinterlegt hatte, damit für die Ruhe seiner Seele von den Jesuiten 10,000 Messen gelesen würden. Die Geschichte Elisabeth's wird bis zu ihrer Rückkehr nach England und bis zu ihrem Tode fortgesetzt. Das Schlufs-Capitel spricht von den Nachkommen der Elisabeth bis auf die Königin Charlotte von Preufsen.

Wenn auch die Anknüpfung des ganzen Ganges der Geschichte des dreifsigjährigen Krieges an die persönliche Geschichte der Mitglieder des pfälzischen Hauses etwas höchst Einseitiges hat, so steht sie doch in einer gewissen Uebereinstimmung mit Söltl's ganzer Auffassung und Darstellung seines Gegenstandes. Weniger kann ein Aehnliches behauptet werden in Rücksicht auf die Art und Weise, wie Barthold seinen Heroen, Johann von Werth zu verklären sucht. Obgleich über diesen Barthold schon früher eine eigene Biographie geschrieben, so hat er doch jetzt auch wieder nicht unterlassen können, überall, wo es nur irgend zulässig erscheinen mochte, seinen Helden in den Vordergrund zu stellen und preisend zu erheben. Auch er schliefst sein Werk nicht mit dem westphälischen Frieden, sondern mit einer Darstellung der letzten Schicksale Johann's von Werth und mit der Geschichte seines Reuterregiments bis auf die neuesten Zeiten hinab.

So vielerlei von einzelnen Kriegsbegebenheiten Barthold auch mit in seine Darstellung verflochten hat, so wenig trägt es zur eigentlichen Aufklärung im militärischen Sinne bei. Es wirkt vielmehr verwirrend und störend ein. Es ist überhaupt eine eigene Sache, mit der Kriegsgeschichte sich zu beschäftigen, ohne taktische und strategische Kenntnisse zu haben. Ohne solche Kenntnisse sind die Hauptsachen niemals aus dem Gewirre der vereinzelten Berichte herauszufinden. Die einzelnen Kriegsbegebenheiten haben aber nur wahre Bedeutung und Interesse, inwiefern sie im kriegswissenschaftlichen Sinne aufgefafst werden. Daher sollte jeder Geschichtschreiber, dem kriegswissenschaftliche Bildung fehlt, sich damit begnügen, auf die Kriegsbegebenheiten nur ganz kurz und nur insoweit hinzudeuten, wie ihre Entwicklung unmittelbar auf die der politischen Verhältnisse Einflufs geäufsert hat.

P. F. Stuhr.

Digitized by Google

XXIV.

Ueber Nominalismus und Realismus. Von Dr. Fr. Exner, ord. Prof. d. Phil. zu Prag. (Aus den Abhandlungen der kön. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften besonders abgedruckt). Prag, 1842. 16 S. *gr.* 4.

Gegenwärtige Abhandlung zog unsere Aufmerksamkeit durch ihre Ueberschrift auf sich. Nicht nur überraschte es uns, aus einem Orte, und aus einer wissenschaftlichen Umgebung, die man sonst als der Philosophie so gut wie entfremdet zu betrachten gewohnt ist, einen Laut philosophischer Speculation zu vernehmen, sondern auch die Worte, durch welche der Inhalt angekündigt wird, schienen auf eine sinnige Wahl desselben hinzudeuten. In dieser Erwartung haben wir uns auch nicht getäuscht gefunden. Der Verf. handelt von Nominalismus und Realismus nicht als einem nur der Geschichte angehörenden, bereits in der Scholastik des Mittelalters abgethanen Gegensatze, sondern er zeigt diesen Gegensatz als einen noch in der Gegenwart bestehenden auf; er bekennt sich unverholen zu der einen Seite desselben, und sucht, durch Aufmerken auf ihre Gründe und Zusammenhänge, wenn auch nur im Allgemeinen, weniger im historisch Einzelnen, dem Ursprunge der andern Richtung, die ihm eine irrthümliche dünkt, auf die Spur zu kommen. Können wir auch im Resultate mit dem Verf. nicht übereinstimmen, müssen wir uns vielmehr unserseits zwar nicht zur entgegengesetzten Ansicht, aber doch zu einer solchen bekennen, die er wahrscheinlich dieser entgegengesetzten näher stehend, als der seinigen, finden wird: so hat uns doch die Darstellung der kleinen Schrift durch den ernsten, gründlichen Sinn, der sich unverkennbar darin bethätigt, in nicht gemeinem Grade angesprochen. Wir halten es demzufolge der Mühe werth, ihrem Gedankengange in der Kürze nachzugehen, und auf die Wendungen, mit denen der Verf. seinen Standpunct bevorwortet, das, was uns das Gehörige bedünkt, zu erwidern.

Der Hr. Verf. betrachtet die Frage nach dem Wesen des Nominalismus und des Realismus, wo nicht ausschliefslich, doch zunächst, als eine Frage der *Logik*, und zwar der Logik ausdrücklich als formaler Denkwissenschaft, indem er ihr Recht, als solche, abgesondert von der Metaphysik, zu existiren, ausdrücklich gegen Hegel, Schleiermacher, und andere „nicht verächtliche Gegner" vertreten zu wollen, sich entschlossen erklärt. Er berührt im Eingange die Schwierigkeit, von welcher die logische Lehre von den *Allgemeinbegriffen* gedrückt wird, und weist mit kurzen, aber treffenden Worten auf das Ungenügen der gemeinen, gedankenlosen Ansicht hin, nach welcher jedes Hervorheben eines Bestandtheils aus einem gegebenen Begriffe einen allgemeineren, übergeordneten Begriff erzeugen, und hiernach sogar eine Berechnung über die Zahl der übergeordneten Begriffe, welche für einen bestimmten Begriff möglich sind, sich ergeben soll. Diese Schwierigkeit zu lösen, bemerkt er weiter, sei jedoch nicht der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung. Dieselbe lenkt vielmehr ein zur historischen Betrachtung, und, indem sie auf den Ursprung der Logik aus der Metaphysik, auf die Art und Weise aufmerksam macht, wie zuerst bei Platon und Aristoteles Untersuchungen über die Operationen und Erzeugnisse des Denkens sich aus den gegenständlichen Gedankenmassen, mit denen alle Philosophie begonnen hatte, aussonderten, geht sie damit zu der Bemerkung über, welche Epoche in der solchergestalt nach einem natürlichen Gesetze sich entwickelnden Speculation das erste Gewahrwerden allgemeiner Begriffe machen mufste. „Die Folgen davon waren Staunen, Bewunderung und weithin wirkende Irrthümer." Unter diesen Irrthümern versteht der Verf. zunächst die, im Gegensatze des in der vorsokratischen Philosophie mit Entschiedenheit herausgebildeten Resultates: die wirkliche Welt, wie sie sich unsern Sinnen darstellt, sei eine Scheinwelt, auf die Frage: wenn die Dinge nicht das sind, als was sie uns erscheinen, *was* sind sie denn? versuchte Antwort: *das wahrhaft Seiende sei das Allgemeine, sei der Allgemeinbegriff.* Somit ist er der Entstehung des philosophischen *Realismus* auf die Spur gekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Ueber den Nominalismus und Realismus. Von Dr. Fr. Exner.

(Fortsetzung.)

Er verfolgt in kurzen, aber von gründlicher Einsicht zeigenden Andeutungen die verschiedenen Phasen dieser Weltansicht bei Pythagoras, Platon, den Neuplatonikern und Scholastikern, den neuern Philosophen bis auf Schelling und Hegel herab, und endet damit, die Lehre des letztgenannten Denkers als das durchgeführteste System eines von einem Einheitsbegriffe, der zugleich als oberste Allgemeinheit gelte, ausgehenden Realismus zu bezeichnen. Dabei unterläfst er jedoch nicht, darauf aufmerksam zu machen, wie in diesem Systeme der Realismus so zu sagen sich selbst überschlage, indem er, auf die Festigkeit und das ewig sich selbst gleich bleibende Sein der Allgemeinbegriffe, worauf der frühere, namentlich der Platonische Realismus den höchsten Werth gelegt, verzichtend, auch die Allgemeinbegriffe einem dialektischen Processe unabläfsigen Werdens und Vergehens, einem steten Flusse, wie die früheren Dialektiker die Welt der sinnlichen Dinge oder Erscheinungen, unterwirft. — Hierauf geht der Verf. zu dem Versuch einer bestimmteren Bezeichnung der Gründe des Realismus über. Er führt diese Gründe in der Hauptsache auf zwei zurück: der erste liege in dem bereits angedeuteten Umstande, dafs der Inhalt der allgemeinen Begriffe ein beharrender, unvergänglicher ist, der zweite in der Erwägung, dafs das Wissen, im Unterschiede vom blofsen Meinen das wahrhaft Seiende, das, was die Dinge eigentlich sind, zum Gegenstand haben müsse. Da nämlich alles Wissen es mit allgemeinen Begriffen zu thun habe, so gelte hiernach das Allgemeine für das wahrhaft Seiende, für Dasjenige, was die Dinge eigentlich sind. Den ersten Grund widerlegt er mit der Bemerkung, dafs es ein Fehlschlufs sei, aus den Prämissen, dafs sowohl das Allgemeine der Begriffe, als auch das wahrhaft Seiende ein Beharrliches, Unvergängliches sei, die Conclusion zu ziehen, dafs also Beide Eines und Dasselbe seien. Aufserdem seien ja die Merkmale der Allgemeinbegriffe zum guten Theile aus der Mitte der Erscheinungswelt genommen, und in dieser nicht minder veränderlich, als die etwa in ihnen weggelassenen Merkmale der Individualbegriffe. Dazu komme, dafs heut zu Tage Gewohnheit und nähere Bekanntschaft den allgemeinen Begriffen den alten Zauber längst benommen haben. Dem anderen Grunde, den er übrigens für den bedeutenderen, und dessen vollständige Kritik er von einer umfassenderen Erörterung der Begriffe des Wissens, des wahrhaft Seienden und der Allgemeinheit für abhängig erkennt, sucht er dadurch zu begegnen, dafs er die Voraussetzung in Abrede stellt, als ob das Wissen nur dasjenige zum Gegenstand haben müsse, was von denen, die diesen Grund geltend machen, das wahrhaft Seiende genannt wird. Schon, den Erfahrungswissenschaften sammt der Mathematik das eigentliche Wissen abzusprechen, sei übermüthige Willkühr; sodann aber zeige eine weiter eingehende Ueberlegung, dafs, auch zugegeben die Möglichkeit eines Wissens von dem eigentlich Seienden, das Seiende doch immer nur Gegenstand des Wissens für uns sein könne, wiefern es Bedingung von Erscheinungen ist, von den Bedingungen der Erscheinungswelt aber es kein Wissen gebe, was nicht zugleich ein Wissen des Bedingten, der einzelnen, individuellen Erscheinung ist. Auch diese Erscheinung also werde nothwendig als in den Begriff des Wissens eingeschlossen gedacht werden müssen. Spreche man aber von dem Wissen, welches unter den Menschen wirklich vorhanden ist, so werde man wohl einräumen müssen, dafs dieses gar nicht bis zu den letzten Bedingungen der Erscheinung heranreiche, sondern stets in der letztern befangen bleibe. — Uebri-

Digitized by Google

gens will der Verf. sein antirealistisches Raisonnement nicht blofs gegen den, im Bisherigen bezeichneten, strengen oder speculativen Realismus, sondern auch gegen eine vielverbreitete, populäre Gestalt des Realismus als gerichtet angesehen wissen, nämlich gegen diejenige, welche den Art- und Gattungsbegriffen der Erfahrung, der erscheinenden Wirklichkeit, Realität beimifst. Er macht gegen *diesen* Realismus die Unterscheidung gelten von inneren und äufsern Beschaffenheiten, oder von Eigenschaften und Verhältnissen der Dinge, und sucht zu zeigen, dafs alle Art- und Gattungsbegriffe unter die letztere Kategorie fallen, oder dafs sie, mit andern Worten, nicht ein Wirkliches an den Dingen, sondern nur einen wirklichen Vorgang in unserer Seele aussprechen, Etwas nicht über die Dinge, sondern über unser Denken lehren, wiefern nämlich dieses ein zusammenfassendes Denken mehrerer individueller Gegenstände ist. — Und hiermit nun ist der Verf. beim Begriffe des *Nominalismus* angelangt, zu dem Er sich schliefslich bekennt, indem er zugleich der formalen Logik das Geschäft anweist, abgetrennt von der Metaphysik, mit welcher man sie im realistischen Interesse habe vermengen wollen, und die Unterscheidung des Gegensatzes von Denkendem und Gedachtem festhaltend, auf rein nominalistischem Boden „ihre Angelegenheit in gute Ordnung zu bringen"; ein Geschäft, für welches er seine Mitwirkung in einer Reihe weiterer, der kön. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, in deren Mitte mit der gegenwärtigen „die Philosophie zum ersten Mal unter ihrem eigenen Namen erschienen sei", vorzulegender Abhandlungen in Aussicht stellt.

Dies die Hauptmomente des Gedankenganges der vorliegenden Schrift, den man, wenn man sich nur an diese selbst halten wollte, leicht so verstehen könnte, als komme er zuletzt auf einen skeptischen Idealismus hinaus, auf einen solchen, der entweder keine objective Wahrheit, oder nur eine dem denkenden Geiste des Menschen verborgene und unzugängliche, anerkennt. Aus einer andern Schrift des Verf.'s (die Psychologie der Hegel'schen Schule. Leipzig 1842) ersehen wir, dafs dies nicht der Standpunct des Verf.'s ist; verschiedene Andeutungen scheinen uns dort vielmehr darauf hinzuweisen, dafs derselbe sich in Bezug auf die wesentlichen Probleme der Philosophie zu dem Standpuncte *Herbart's* bekennt. Hiernach also werden wir uns auch das Gegenwärtige zu deuten haben; zunächst den Begriff des Nominalismus selbst, auf den wir den Verf. losarbeiten sehen. In der That ist auch der geschichtliche Begriff des Nominalismus ein solcher, der keineswegs auf die Läugnung einer im strengern Wortsinne *gegenständlichen* Erkenntnifs, einer Erkenntnifs des Wirklichen, wie es an sich, nicht blofs, wie es für unser Denken ist, abzielt. Der scholastische Nominalismus hat bekanntlich nicht das, was wir heut zu Tage Realismus nennen, zu seinem Gegensatze. Im Gegentheile, dem Idealismus, der zu *diesem* Realismus den Gegensatz bildet, stand der mittelalterliche Realismus in manchem seiner Vertreter weit näher, als der Nominalismus, und auch von Kant, dem grofsen Begründer des modernen Idealismus, dürfen wir behaupten, dafs er dem Geiste nach, wenn auch nicht überall dem Buchstaben nach, dem Realismus in jenem mittelalterlichen Sinne ungleich verwandter ist, als dem Nominalismus. So geht denn unsere Meinung allerdings dahin, dafs unser Hr. Verf. den Nagel auf den Kopf getroffen hat, wenn er Hegel und Herbart, den Einen ausdrücklich, den Andern, wie wir voraussetzen, stillschweigend, als die Hauptvertreter der extremen Richtungen ansieht, die in unsern Tagen dem mittelalterlichen Realismus und Nominalismus entsprechen. Was Hegel betrifft, so bedarf dies wenigstens für diejenigen keines Beweises, die mit uns und mit dem Verf. für den ursprünglichen Sinn dieses Denkers denjenigen erkennen, nach welchem die logische Idee für das eigentlich oder allein wahrhaft Seiende zu nehmen ist. Die Abweichungen von der Strenge dieses Princips freilich, die schon bei Hegel selbst beginnen, in seiner Schule aber stets weiter Platz ergriffen haben, sind jederzeit mit einer Entfernung von dem Standpuncte des eigentlichen Realismus, oder mit einer Milderung des realistischen Extrems verknüpft. Herbart anlangend dagegen, so ist der Umstand, der ihn als Nominalisten in einem Sinne bezeichnet, wie mit solcher Entschiedenheit kaum irgend ein anderer Philosoph der neuern Zeit so genannt werden kann, dieser: dafs er von dem Seienden, welches er für den eigentlichen oder letzten Gegenstand unsers Wissens erkennt, einen Begriff aufstellt, der jede Anwendung von Allgemeinbegriffen auf ihn, sowohl von den aus der Erfahrung, als auch von den aus reiner Vernunft geschöpften, von vorn herein unmöglich macht. Das Seiende nämlich, *das* Seiende,

Digitized by Google

welches allein wirklich oder in Wahrheit ist, soll nach ihm ein zwar äufserlich ins Unendliche zu vervielfältigendes, aber innerlich oder an sich schlechthin Einfaches, jedes Seiende nur durch Eine, nur ihm, und schlechterdings keinem andern Seienden zukommende Qualität ausdrückbar sein. Alles Gemeinsame, welches wir von mehrerem Seienden zugleich aussagen zu können oder mit welchem wir eine Bejahung, die zugleich eine Mannigfaltigkeit des Seienden umfafst, auszusprechen glauben, bezeichnet nach der Lehre dieses Philosophen nur eine „zufällige Ansicht" des Seienden, eine solche, die zu dessen eigentlicher, innerer Beschaffenheit so gut wie aufser allem Verhältnifs steht, und der noch viel weniger eine selbstständige Existenz irgend welcher Art, aufserhalb der „einfachen Wesen", die allein das in Wahrheit Seiende sind, zugestanden werden kann.

Es möge nochmals bemerkt sein, dafs in der vorliegenden Abhandlung eigentlich Nichts vorkommt, was uns berechtigte, diesen Standpunkt ohne Weiteres auch dem Verf. unterzulegen. Denn alle Aeufserungen, die etwa hierauf zu beruhen scheinen können (z. B. S. 11, dafs der Schein nicht möglich sei ohne ein Sein, welches erscheint, dafs wir, wo wir Zusammengesetztes sehen, ein Einfaches annehmen müssen u. s. w.; Aeufserungen, die jedoch in dem dortigen Zusammenhange mehr nur das Ansehn von hypothetisch gemeinten haben), lassen, streng genommen, auch eine andere Deutung zu. Wir glauben indefs, dafs der Verf. nichts dagegen einwenden wird, wenn wir die anderwärts so unverholen von ihm ausgesprochene Vorliebe auch hier bei ihm voraussetzen, und mithin annehmen, dafs es das Interesse *dieses* Nominalismus ist, welches er auch in der gegenwärtigen Schrift hat vertreten wollen. Wir glauben es, sagen wir, obgleich wir sogleich das offenherzige Geständnifs hinzufügen müssen, dafs wir keineswegs zu des Verf.'s Gunsten diese Voraussetzung machen. Wir sind nämlich der Meinung, dafs *dieser* Nominalismus, der eigentlich mit Recht so zu nennende, kurz, der Herbartische, in seiner dogmatischen Einseitigkeit weit leichter zu widerlegen ist, als jener skeptische Idealismus, der auch möglicher Weise dem Gedankengange der gegenwärtigen Schrift im Hintergrunde liegen könnte. Nichts nämlich ist leichter zu zeigen, als dafs jener Nominalismus sich, wie es allen extremen Ansichten so häufig zu begegnen pflegt, mit dem Realismus, und zwar nicht etwa mit einem gemäfsigten, sondern gerade mit dem schroffsten, extremen Rationalismus, natürlich ohne es selbst gewahr zu werden, auf ganz gleichen Boden stellt, — dafs, mit andern Worten, er selbst nichts anderes als Realismus, eine über sich selbst, über ihr eigenes Wesen und Princip in Unklarheit gebliebene Abart jenes falschen, einseitigen Realismus ist. Der Begriff des *Seins*, des nach ihm allein wahren, an und für sich wirklichen Seins der „einfachen Wesen", an den gehalten Herbart alle Allgemeinbegriffe für nicht wahrhaft, weder an sich, noch an Anderm seiende, kurz für blofse „zufällige Ansichten" erkennen will, was ist er anders in unserm Denken, als selbst ein Allgemeinbegriff? Ist er aber ein Allgemeinbegriff, was hat er vor den übrigen Allgemeinbegriffen voraus, dafs er von dem Philosophen, der ihn aufstellt, nicht gleichfalls als eine „zufällige Ansicht", dafs er vielmehr als der allein wahrhafte Ausdruck für das Sein des Seienden gegeben wird? Herbart freilich ist um eine Antwort auf diese Frage nicht verlegen. Indem er die formale Logik zum entscheidenden Kriterium über Wahrheit und Unwahrheit macht, behauptet er, jener Begriff sei darum der allein im eigentlichen Sinn wahre, allein von den Dingen, wie sie an sich sind, geltende, weil er der einzige von allen Allgemeinbegriffen sei, der sich auf logisch fehlerlose Weise, d. h., denn dies versteht er unter dieser Fehlerlosigkeit, ohne Widerspruch, denken lasse. Ein Seiendes, — so etwa wäre näher der Schlufs auszudrücken, durch den er sein metaphysisches Realprincip zu begründen sucht, — ein Seiendes aufser uns überhaupt anzunehmen nöthigt uns das formale Denkgesetz, weil ohne solche Annahme der Widerspruch von Einheit und Vielheit, von Ich und Nichtich in unserm Bawufstsein unlösbar wäre. Dieses Seiende aber als eine unbestimmte, obwohl nicht im strengen Wortsinn unendliche Vielheit schlechthin einfacher Wesen zu denken, nöthigt uns das nämliche Denkgesetz, weil sonst derselbe Widerspruch von Einheit und Vielheit in Bezug auf alles Gegebene, was wir als seiend denken wollen, wiederkehren würde. — Allein es läfst sich ohne viele Mühe nachweisen, dafs Herbart sich im Irrthume befindet, wenn er durch seine Hypothese der „einfachen Wesen", die er an die Stelle der Kantischen „Dinge an sich" setzen will, dem Widerspruche entgehen zu können meint. Ist er doch ge-

Digitized by Google

nöthigt, diese „einfachen Wesen", deren eines nach ihm auch unsere Seele sein soll, wenn er daran geht, die Entstehung einer Welt des Scheins, die Entstehung „zufälliger Ansichten" aus ihnen begreiflich zu machen, in das „Zusammen" eines „intelligiblen Raumes", (sind etwa, diese Frage erlauben wir uns hier an unsern Hrn. Verf., dieser „intelligible Raum" und dieses „Zusammen" etwas Anderes, als Allgemeinbegriffe, und müfste der Nominalismus, wenn er consequent sein wollte, nicht von ihnen ein Gleiches, wie von andern Allgemeinbegriffen aussagen?), und mittelst dieses „Zusammen" in ein Wechselverhältnifs von „Störungen" und „Selbsterhaltungen" zu bringen. Es läfst sich nun jedem, dessen Verstand nicht ein gleich abstruser ist, wie Herbart's eigener, oder nicht bereits in die Hypothesen dieses Philosophen sich fest gerannt hat, deutlich machen, wie dieses Wechselspiel der so genannten Störungen und Selbsterhaltungen der einfachen Wesen nichts Anderes, als der leibhaftige Widerspruch selbst ist, den Herbart durch diese Annahme aus der Welt der wirklichen Dinge und aus dem „realen Geschehen" verbannen will. Allerdings ist es kein blos logischer, sondern (die Richtigkeit der Annahme zugegeben) ein realer Widerspruch, ein Widerspruch als objective Bethätigung realer Gegensätze. Aber sind denn *die* Widersprüche, die Herbart ein für allemal in dem Begriffe realen Seins und realen Geschehens nicht zulassen will, sind denn die Widersprüche, die der genannte Philosoph mit so grofsem Aufgebot ächt dialektischen Scharfsinns in den Begriffen des „Dinges mit vielen Eigenschaften", der „Veränderung", vor Allem aber in dem „Ich" nachweist, nicht auch ihrerseits reale, oder genauer ausgedrückt, werden sie nicht ganz eben so als reale, als Bethätigungen realer Gegensätze von uns vorgestellt, wie nach Herbart's Anleitung jenes sonderbare Wechselspiel, der geheimnifsvolle Grund alles „Geschehens", aller „Erscheinungen" und „zufälligen Ansichten" vorgestellt werden soll? Machen sie die Begriffe, in denen sie vorhanden sind, etwa darum zu etwas logisch Undenkbarem, weil diese Begriffe sich in unmittelbarer, sinnlicher oder geistiger Erfahrung vorfinden, während Hypothesen, die sich nicht im Bereiche dieser Erfahrung finden, die erst durch eine künstliche „Bearbeitung der Begriffe" erzeugt werden müssen, das Vorrecht haben, den realen Widerspruch in sich ertragen zu können, an denen die *empirisch gegebenen* Begriffe zu Grunde gehen?!

Man sieht, in welchem Sinne wir uns zu der Behauptung erkühnen durften, der Nominalismus des Verf.'s, oder des Systems, zu welchem er, wie wir hier voraussetzen, sich bekennt, sei selbst nichts Anderes, als Realismus, nur ein verkappter. Die Hypothese dieses nominalistischen Systemes ist ihrerseits ein Allgemeinbegriff, und zwar ein Allgemeinbegriff der abstrusesten Art, den das System erst künstlich aus dem Gegebenen der Erfahrung herauspräparirt, um dann ihm, als dem vermeintlich allein wahrhaft Seienden oder Wirklichen, das ganze Bereich des erfahrungsmäfsig Gegebenen zum Opfer zu bringen. So rächt sich an dem Nominalismus die Geringschätzung — nicht des Realismus selbst, sondern der Wahrheit, welche dem Realismus zum Grunde liegt, — die Geringschätzung jener Wahrheit, welche man anerkennen und beherzigen kann, ohne darum Realist in *dem* Sinne zu sein, der allerdings einen Tadel in sich schliefst. Das alleinige Mittel nämlich, über den Realismus, und somit auch über den Nominalismus, der, wie gesagt, nur ein verkappter Realismus ist, hinauszukommen, ist *die* Anerkennung der Allgemeinbegriffe, — nämlich der im engern oder eigentlichen Sinne so zu nennenden, der reinen, von allem sinnlichen Stoff entblöfsten Denkbegriffe, nicht der blofsen, in der Erfahrung vorgefundenen Art- und Gattungsbegriffe, — welche ihnen von dem consequenten Realismus eben so wie von dem Nominalismus verweigert wird, die Anerkennung derselben als des absoluten *Prius* so des Seins, wie des Denkens, als der, allem Denken wie allem Sein, schlechthin vorangehenden, aber in dem Denken nach allen ihren Inhaltsbestimmungen enthaltenen *Möglichkeit* des Seins. — Es ist für jeden, der das wahre Verhältnifs zwischen Realismus und Nominalismus sich klar machen will, von Wichtigkeit, zu bemerken, wie in der Läugnung dieser Denkmöglichkeit als eines, nicht etwa nur *gegebenen*, sondern schlechthin *nothwendigen* Erkenntnifsobjects, — *nothwendig*, weil das Nichtsein, das Andere des Möglichen, das Unmögliche, was aber zu seinem Anderen das Unmögliche hat, dies eben dadurch das Nothwendige ist, — Herbart und Hegel zusammentreffen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Ueber den Nominalismus und Realismus. Von Dr. Fr. Exner.

(Schluſs.)

Beiden gilt das Mögliche in seinem Unterschiede von dem Wirklichen für eine leere Vorstellung des abstrahirenden Verstandes, und sie bemerken nicht, wie durch den Inhalt dieser Vorstellung alle Wirklichkeit des Erkennens bedingt ist. Denn schlechterdings keine andere Brücke giebt es, um auf wissenschaftlichem Wege vom Subject zum Object, von dem Inhalte unsers Empfindens und Vorstellens zu den Dingen, denen die Empfindungen und Vorstellungen entsprechen sollen, zu gelangen, als eben diesen anzuerkennen, wie in unserm Denken als solchem, in der *Natur* unsers Denkens, die Möglichkeit alles Seins, die *gestaltete*, *concrete* Möglichkeit, enthalten ist, und wie eben das — in der vollständigen Gliederung seiner Inhaltsbestimmungen nur durch Wissenschaft, durch philosophische Speculation zu gewinnende — Bewuſstsein dieser Möglichkeit durch Uebertragung auf das sinnlich gegebene Material der Empfindung und Vorstellung zu einer Erkenntniſs der *Wirklichkeit* des solchergestalt Gegebenen, oder vielmehr der *Gründe* dieses Gegebenen, wird. Wer sich dieser Anerkennung entziehen will, wer entweder, mit Hegel, alle begriffliche Möglichkeit für ununterscheidbar aufgehend in der Wirklichkeit, oder mit Herbart, das Sein eines Möglichen nur *als* Möglichen für einen widersprechenden und *darum* unzulässigen Begriff erklärt: dem bleibt nichts übrig, als entweder, was, jeder auf seine Weise, sowohl Herbart, als Hegel thun, die Allgemeinbegriffe des reinen Denkens, entweder alle, oder gewisse einzelne unter ihnen, geradehin für das Seiende und Wirkliche unterzuschieben, oder aber, allem eigentlich wissenschaftlichen Erkennen entsagend, im bloſsen Empirismus zu beharren. Von solchem Empirismus gilt es denn, daſs er, wenn er sich zu speculativen Ideen erhebt, dann nur zu jenem skeptischen Idealismus sich gestalten kann, der innerhalb seiner Sphäre unwiderlegbar ist, aber auf *objective* Erkenntniſs irgend welcher Art ein für allemal verzichtet hat.

Sagen wir es also gerade heraus: so sehr der Hr. Verf. Recht hat, den Gegensatz des Realismus und des Nominalismus als einen keineswegs in unserer Zeit bereits abgethanen zu bezeichnen, so anerkennenswerth sein Verdienst ist, die Denkweisen, die sich auch gegenwärtig noch, und schroffer, als jemals, auf dem Gebiete der Speculation entgegenstehen, mit ihren rechten Namen benannt zu haben: so wenig hat er in seiner Parteinahme für das eine der beiden Extreme das Rechte getroffen. Man kann das Irrige der Voraussetzung, welche dem im eigentlichen und strengen Sinne so zu nennenden Realismus zum Grunde liegt, mit gleicher Deutlichkeit, wie der Verf., erkennen, aber man wird, bei eben so deutlicher Einsicht in das Princip des Nominalismus, bekennen müssen, daſs dies nicht der rechte Weg ist, den Irrthum zu beseitigen. Auch im Mittelalter hat sich der Nominalismus — ein Blick auf die Geschichte der Philosophie kann den Verf. davon belehren — keineswegs als ein ebenbürtiger Gegner, immer nur als ein ohnmächtiger Doppelgänger des Realismus erwiesen, welcher damals die philosophische Welt beherrschte. Es ist in der Gegenwart nicht anders; Herbart's System hat dem Hegel'schen gegenüber keine selbstständige speculative Bedeutung. Sein Verdienst besteht wesentlich nur in dem Momente negativer Dialektik, das ihm mit dem Hegel'schen gemeinsam ist, und dann etwa noch in der nüchternen Verstandesschärfe, die gar nicht selten, in der Literatur und noch mehr im akademischen Vortrage der Philosophie als ein heilsames Gegengift gegen die

Digitized by Google

phantastischen Verirrungen eines ausschweifenden Realismus mag dienen können. Aber zu einer gründlichen Widerlegung des philosophischen Realismus fehlt jenem Systeme nichts weniger als Alles, da es weder im Besitz derjenigen Wahrheit ist, die dem Realismus unserer Tage, bei allen seinen Extravaganzen, bis jetzt die geistige Ueberlegenheit über alle rivalisirenden Richtungen gesichert hat, noch selbst von dem Grundirrthume des Realismus sich frei zu erhalten gewufst hat. Der eigentliche philosophische Kampf unserer Tage wird in ganz andern Regionen gekämpft; *dort*, wohin die Blicke des Nominalismus nicht zu dringen vermögen, eben weil er selbst, nur ohne es zu wissen, in diesem Realismus befangen ist, wird dem *falschen* Realismus die Axt an die Wurzel gelegt. Dieser Kampf, und mit ihm das System des *wahren* Realismus, ist bereits von *Kant* begonnen worden, diesem von keiner Seite ärger als gerade von dem modernen Nominalismus, der sich so gern als seinen Nachfolger gebehrden möchte, verkannten und mifsverstandenen Denker. Kant nämlich war es, der zuerst für die Allgemeinbegriffe der reinen Vernunft den einzig richtigen Gesichtspunct aufstellte, dafs sie, als das absolute Prius, als die alles erscheinende Dasein umfassende Nothwendigkeit des Denkens, die einzig mögliche Form aller erfahrungsmäfsigen Wirklichkeit abgeben. Wenn auch nach Kant, aus der Mitte der grofsen, alle gegenwärtige Philosophie umfassenden Schule heraus, die Er gestiftet hat, ein neuer Realismus, schroffer vielleicht, als irgend ein früherer, sich erheben konnte: so kennt man die Mängel des Kantischen Philosophirens, welche diesen Realismus und mit ihm auch die andern, nach entgegengesetzter Richtung abweichenden Tendenzen der Gegenwart, möglich machten. Wer aber den Gang der philosophischen Entwickelung seit Kant aufmerksam beobachtet hat, der wird nicht zweifeln, dafs der Geist dieser Entwicklung, mitten durch jene divergirenden Richtungen hindurchschreitend, und von dem nominalistischen Extrem sich eben so entfernt, wie vom realistischen, haltend, die wahre Linie des Fortschritts zur rechten Zeit wieder aufzufinden wissen wird.

Weifse.

XXV.

I. Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Cranioscopie (Schädellehre) von Dr. C. G. Carus, mit zwei lithographirten Tafeln. Stuttgart 1841 *und*

II. Atlas der Cranioscopie von Dr. C. G. Carus. Heft I. enthaltend zehn lithographirte Tafeln, die Kopfformen von Schiller, Talleyrand u. s. w. betreffend. Leipzig, 1843. *bei A. Weichardt.*

Die Cranioscopie ist, nachdem sie von *Gall* zuerst auf anatomischen Grundlagen als Wissenschaft neu geschaffen wurde, durch den phrenologischen Enthusiasmus der Franzosen, Engländer und Anglo-Amerikaner so sehr eine Lieblingswissenschaft des gelehrten Publicums geworden, dafs man es fast dem deutschen Anatomen und Physiologen zum Vorwurfe machen könnte, den grofsen Fortschritten, welche diese in seiner Heimath geborne Wissenschaft im Auslande seit *Gall* gemacht hat oder gemacht haben soll, theilnahmslos und gleichgültig zuzusehen. Es möchte aber der deutsche Anatom wenigstens — denn für die Phrenologie enthusiastisch eingenommene *Laien* finden sich auch bei uns vor und es lieh ja selbst eine deutsche Universität in neuester Zeit einem Phrenologen des Auslandes willig ihr Ohr — darin Entschuldigung finden, dafs sie sahen, wie die empirisch nur vage und locker begründeten Lehrsätze Gall's nicht nur ganz unbedingt angenommen, sondern auf sie ein ganzes System von Dogmen und Aussprüchen gebaut wurde, ohne die anatomische Grundlage *Gall's* näher geprüft oder neue anatomische (craniologische) oder psychologische Thatsachen hinzugefügt zu haben. Wenn dergleichen Verfechter der Cranioscopie endlich so weit gingen, die genaue Kenntnifs der Anatomie des Schädels für den Phrenologen selbst für entbehrlich zu erklären, wie dieses wirklich *Combe* in seiner Schrift: Manual of Phrenology mit klaren Worten ausgesprochen hat, so möchte hier wohl Stillschweigen am rechten Orte sein! Ich glaube es als Endurtheil über die phrenologischen Schriften nach *Gall* aussprechen zu dürfen, dafs es ihnen an aller wissenschaftlichen Begründung gebricht und dafs die Dogmen *Gall's* nach einer mit dieser Lehre vorgenommenen neuen Revision eine bedeutende Reduction und Einschränkung erleiden

Digitized by Google

müfsten, so dafs die Phrenologie nur auf sehr wenige und einfache Sätze zurückzuführen wäre. Es kann uns daher gegenwärtige Schrift des berühmten Physiologen, welche zum Zwecke hat, der Lehre der Cranioscopie eine neue wissenschaftliche Grundlage zu verschaffen, und überhaupt der Versuch, den eigentlich wissenschaftlichen, nicht blofs empirisch aufgewickelten Faden dieser Lehre wieder aufzunehmen, nur als eine willkommene Erscheinung begrüfst werden; um so mehr, als wir uns von dem in jeder Hinsicht seiner Aufgabe gewachsenen Gelehrten weit genauere und naturgetreuere Abbildungen von Schädeln, wie die vorliegenden Proben des Atlas schon sattsam beweisen, versprechen dürfen. Der Verf. bediente sich hierbei nicht eines Pantographen oder der Camera lucida, sondern läfst die Schädel mit Gyps oder Thon abformen und den nach der Abformung genommenen Contour bei Profilzeichnungen längs der Pfeilnath von der Nase bis zum Hinterhauptloch und bei Darstellungen en face von einem Ohr zum andern ausfüllen.

Der Verf. bietet uns hier, gestützt auf seine früheren Untersuchungen über das Nervensystem, eine andere Cranioscopie als die Gall'sche, eine eigentlich wissenschaftliche und physiologische, während er die Cranioscopie oder Organenlehre Gall's als eine höchst unklare und unwissenschaftliche erklärt. Referent glaubt zwar, dafs dem Verdienste Gall's dadurch etwas zu nahe getreten sei, indem Gall ja nur auf dem Wege einfacher und reiner Beobachtung der Natur zu den Resultaten und Schlüssen seiner Craniologie gelangt ist. Eine wahre Widerlegung Gall's oder überhaupt eine die Wissenschaft fördernde Revision der Gall'schen Lehrsätze ist nach des Refer. Ansicht auch nur auf diesem empirischen Wege möglich. Die Ursache, warum Gall nur eine unhaltbare und fragmentarische Craniologie zu Tage fördern konnte, setzt Carus darein, dafs erst nach Gall die wichtige Thatsache, dafs der Schädel aus einzelnen Wirbeln zusammengesetzt sei, erkannt oder vielmehr mehr zur Sprache gekommen und erst in den letzten Jahren die wichtigsten Entdeckungen über das Zerfallen aller Nervensubstanz in die leitenden Primitivfasern und die idiospontanen Bewegungsmassen, über die schlingenförmige Umbiegung aller Primitivfasern und die Hervorbildung derselben aus idiospontanen Bläschenmassen gemacht worden seien. Es möchte jedoch diesen letztern, gröfstentheils noch hypothetischen und ihrem Abschlufs mikroscopischer Prüfung noch nicht gewonnenen Beobachtungen nur wenig Einflufs auf die Cranioscopie, welche ja von dem Seelenorgan dasjenige, was sich mit Händen greifen läfst, darstellen und lehren soll, eingeräumt werden können.

Der Standpunct, welchen der Verf. zur Errichtung seines neuen cranioscopischen Lehrgebäudes genommen hat, ist allerdings ein anderer, als der von *Gall*. Dieser ging von einzelnen Wahrnehmungen, einzelnen Geistesvermögen, Trieben u. s. w. aus, und suchte ihren räumlichen Ausdruck am Schädel nach. Er war reiner Empiriker. *Carus* schlägt einen andern Weg ein. Er betrachtet die menschliche Seele als ein Ganzes von gewissen Grundkräften in abstracto und legt seinem System die von den meisten Psychologen angenommene Dreitheiligkeit der Seele im Erkenntnifsvermögen, Gefühlsvermögen (Gemüth) und Begehrungsvermögen (Wille) zu Grunde.

Wir konnten es daher kurz aussprechen, dafs die drei Hirnmassen in ihrer psychischen Bedeutung sich also verhielten:

I. Vordere Hirnmasse
(Hemisphären)
Vorstellen — Erkennen — Einbildung.
II. Mittlere Hirnmasse
(Vierhügel)
Gefühl vom Zustande des eigenen Bildungslebens
(Gemeingefühl) — Gemüth.
III. Hintere Hirnmasse
(kleines Hirn)
Wollen — Begehren — Fortbildung der Gattung.

Wie also die Strahlen alles Seelenlebens nur diese drei sind: Erkennen — Fühlen — Wollen, so sind jene drei Hirnmassen die drei wesentlichen Theile des Hirnbaues, und diesen drei Hirnmassen, von welchen zugleich die drei wesentlichsten Sinnesnerven, Riech-, Seh- und Hörnerven, ausgehen, entsprechen nun wieder die drei wesentlichen Wirbel des Schädelbaues — das Vorderhaupt — das Mittelhaupt — und das Hinterhaupt.

In diesen Erkenntnissen liegt sonach der Schlüssel zu aller wahrhaften, auf physiologische Grundsätze gestützten Cranioscopie! — Die meisten andern, von Gall und seinen Nachfolgern angegebenen Beziehungen, und insbesondere die vermeinten Beziehungen ein-

Digitized by Google

zelner moralischen Eigenschaften in gewissen knöchernen Vorragungen sind durchaus unlogisch, unphysiologisch und unhaltbar.

Diese Worte enthalten in Kürze die neue cranioscopische Lehre, deren einzelne Hauptmomente wir nun näher besprechen wollen.

Durch die Eintheilung unserer Seelenkraft in Erkennen, Fühlen, Wollen, stellen wir uns nun sogleich auf den Standpunct der Abstraction. Dieses mufs aber, so scheint uns, vor allem bei einer Wissenschaft vermieden werden, welche allein aus einzelnen Datis der Beobachtung erbaut werden soll: und ich glaube, dafs wir auf diesem abstracten Wege, wenn darauf kein Rückschritt in der Wissenschaft der Craniologie gemacht wird, doch nur eine allgemeine nicht in das Detail der geistigen Fähigkeiten und Vermögen eingehende Cranioscopie erhalten werden. Ist doch die Seele, welche erkennt, fühlt und will, nur eine und immer zugleich dieselbe. Es findet hier ja keine Trennung statt; wir können nicht wollen und fühlen, ohne zu erkennen, und umgekehrt. Der Mathematiker, welcher in der Anschauung seiner abstracten Figuren lebt, hat dasselbe Gefühl des geistigen Genusses als der Maler, der lebende Bilder entwirft, und der Tondichter, welcher den Rhythmus der Klänge empfindet. Gefühl ist daher nur eine Art der Erkenntnifs und es giebt eigentlich nur zwei Grundvermögen, das der Erkenntnifs und des Willens. Und auch hier ist wieder nur die Einheit der Seele festzuhalten, die nach Innen erkennend, nach Aufsen wollend zu Tage tritt, im Central-Nervenmarke des Encephalums das Organ des Erkennens, im Basilartheil desselben und im Rückenmarke das des Wollens erhaltend. Es dürften daher in dem Encephalum und ausdrücklich sodann am Schädel, nur die Organe des Erkennens und Fühlens gesucht werden; die Acte des Begehrungsvermögens und Wollens aber keiner solchen bedürfen und gewärtig sein. Sehen wir aber hievon ab und fassen das anatomische Substrat der neuen Craniologie zunächst in's Auge, indem die nähere Besprechung obiger Ideen vor das Forum der Psychologie oder Philosophie des Geistes gehört, so sehen wir, dafs der Verf. für seine Eintheilung der Seelenkräfte eine entsprechende Dreitheiligkeit des Gehirns gleichsam zum realen Beweis der erstern zu Grunde legt. Er theilt das Gehirn demnach in das Vorder-Gehirn, Mittel-Gehirn und Hinter-Gehirn oder in das sogenannte grofse Gehirn, die Vierhügel und das kleine Gehirn ein. Wenn es, wie der Verf. aus der vergleichenden Anatomie nachweist, aber zwar als richtig anerkannt werden mufs, dafs die Vierhügel bei den Thieren eine gröfsere Ausdehnung erhalten, (obwohl dieselben beinahe von den Vögeln, aber im Durchschnitt doch von den Amphibien an, auf die Zahl zwei beschränkt sind) so ist das Massenverhältnifs dieser Gehirnganglien bei dem menschlichen Gehirne doch so sehr gering, dafs man ihnen nicht wohl den Rang und Namen eines Mittelgehirns einräumen kann. Dieses Zurücktreten der Vierhügelgebilde bei dem Menschen rechtfertigt nun die Annahme, dafs sie der Sitz des dem Menschen ja vor dem Thiere vorzugsweise einwohnenden Gemüthes sein möchten, durchaus nicht. Auch die Idee, in das kleine Gehirn den Sitz des Geschlechtstriebes und des Willens zu verlegen, obwohl die Beobachtungen und Versuche von *Gall* für ersteres, die von *Flourens* für letzteres zu sprechen scheinen, scheint uns noch gar nicht begründet. Abgesehen davon, dafs Willenskraft und Geschlechtstrieb zwei ganz heterogene und specifisch verschiedene geistige Aeufserungen sind und unmöglich in einem Organe nebeneinander ihren Sitz haben können, so sind die Versuche, wodurch man beweisen wollte, dafs das kleine Gehirn Regulator der willkührlichen Bewegungen sei, so roh und ohne alle physiologische und anatomische Umsicht angestellt, dafs sie zu diesem Schlusse noch gar nicht berechtigen. Ein Haupteinwurf, welchen ich diesen Versuchen zu machen habe, ist der, dafs bei denselben auf die Verletzung der Bogengänge des Gehörorganes keine Rücksicht genommen wurde. Die Verletzung und Oeffnung der Bogengänge, Canales semicirculares (oder nur des einen grofsen obern Bogenganges des Ohres) bei den Vögeln ist es aber nach meinen Versuchen, welche das seitliche Wanken und pfeilschnelle Ueberschlagen des Kopfes und Wälzen des Körpers erzeugt, wahrscheinlich wegen Reizung der in die sehr empfindlichen Bogengänge eindringenden Luft.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

I. *Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Cranioscopie (Schädellehre) von Dr. C. G. Carus.*

II. *Atlas der Cranioscopie von Dr. C. G. Carus.*

(Schlufs.)

Das Rückwärtsschlagen und Werfen der Säugethiere und Vögel nach Verletzung des kleinen Gehirnes in dessen Mitte habe iche ich ebenfalls gefunden, aber nach meinen Beobachtungen ist diese Erscheinung Folge des Schmerzgefühles des Thieres an der verletzten Stelle und es sucht diesem Schmerze durch Rückwärtsbewegung entgegen zu wirken oder zu entgehen. Es erfolgt daher nach meinen Versuchen aus demselben Grunde Seitwärtsbewegung bei seitlicher Verletzung des grofsen oder kleinen Gehirnes, so wie Vorwärtsbewegung bei Verletzung des grofsen Gehirnes an dessen vordern Lappen. Bei der Drehkrankheit der Schaafe findet das Drehen in der Regel nach der Seite hin statt, auf welcher in dem Gehirne sich die Coenurus entwickelt hat.

Das kleine Gehirn ausschliefslich als Sitz des Geschlechtstriebes gelten zu lassen, scheint uns zu einseitig, da so viele pathologische Erfahrungen dagegen sprechen, und die vergleichende Anatomie nicht gerade besondere Data dafür liefert — (ich erinnere an den mehre Wochen lang andauernden Geschlechtsact der Frösche, bei denen das kleine Gehirn nur als schmaler Streifen mehr vorkommt) — dagegen möchte die Ansicht, dieses Organ als muthmafslichen Sitz des Gefühles oder Gemüthes zu betrachten, wohl noch am meisten für sich haben, aus dem Grunde, weil Verletzungen der Oberfläche oder der Blätter des kleinen Gehirns in der Regel empfindliche Schmerzensäufserungen zur Folge haben, während Verletzungen der Oberfläche oder der Windungen des grofsen Gehirns meistens ohne Aeufserungen von Schmerz oder selbst von Unbehagen von Menschen und Thieren ertragen werden. Eben so scheint es uns am einfachsten und natürlichsten zu sein, den Sitz des Willens von der Basis des Gehirnes an oder von den crura cerebri an bis in das verlängerte Mark und in das ganze Rückenmark zu verlegen. Auf dieses Stratum der Willensfasern sind unmittelbar die Sinnesganglien aufgetragen, von dem grauen Kolben an bis zu den Oliven, durch die Sehhügel und Vierhügel hindurch. Als Mittelgehirn oder Grundgehirn hätten wir also eine ganze Kette von Ganglien. Auf dieses Grundgehirn ist vorwärts das eigentliche grofse Gehirn oder das grofse Falten-Ganglion und hinten das kleine Gehirn als grofses Blätter-Ganglion aufgesetzt. Und so dürfte vielleicht das erstere als höchste Entfaltung der Retina, das zweite als oberstes Glied des Markbaumes des Modiolus und der Lamina spiralis angesehen werden.

Bemerken wir noch, dafs das von dem Verf. angenommene Mittelgehirn, die Vierhügel, bei dem Menschen nicht *oberflächlich* zu Tage tritt, somit für die eigentliche Cranioscopie keine Bedeutung hat, wie denn auch *Gall* die physiologische Beziehung dieser Theile ganz mit Stillschweigen übergangen hat. Dafs die Vierhügel bei dem Foetus absolut und relativ gröfser sind, kann nur für ihre Beziehung zu niedern Seelenäufserungen, wie sie bei den niedern Thieren vorkommen, sprechen, ist aber nicht günstig der Ansicht, dafs das Gefühlsvermögen in denselben ihren Wohnsitz aufgeschlagen habe. Uebrigens ist diese relativ-gröfsere Ausdehnung der Vierhügel nur eine Wachsthumserscheinung und berechtigt noch nicht zu dem Schlusse einer vollkommenen Bildung, indem gerade die Consolidirung, somit die relative Verkleinerung dieser Gehirntheile ihre höhere Wirksamkeit bedingen möchte. So wie das grofse Gehirn anfängt sich mehr zu expandiren und zu entwickeln, so sinken die Vierhügel zusammen und so sehen wir selbst am Schädel die Schei-

Digitized by Google

telbeine allmählig dem sich mehr entwickelnden Stirnbein ausweichen und auf $\frac{1}{6}$ ihrer Gröfse reducirt nach hinten sich zurückziehen. Auch die Stirn ist beim Foetus überwiegend entwickelt, selbst beim jungen Orang-Outang und sinkt später allmählig zurück. Wenn nun von Ausmessungen des Gehirnes und des Schädels in Beziehung auf die Bildung des Gehirnes die Rede ist, so mufs meines Erachtens bei jedem Schädel der cubische Inhalt desselben durch Vergleichung der drei Durchmesser der Schädelhöhle geschätzt werden, und es ist sehr einseitig geurtheilt, die gröfsere Evolution des Gehirnes nach dem relativen Vorsprunge nach vorwärts an der Stirne festsetzen zu wollen. Es kann ja die Gehirnmasse nur blofs rückwärts gedrängt sein. Eben so ist bei dem deprimirten Schädel die Gehirnmasse seitlich angequollen! Die Form des Schädels steht aber unter dem allgemeinen Bildungsgesetz des Körpers und ist von der Einwirkung des Gehirnes im Ganzen unabhängig. Dieser Satz spricht sich hinreichend dadurch aus, dafs bei den niedern Thieren, den Amphibien (Schildkröten) und Fischen die Schädelknochen, namentlich das Stirnbein, Scheitelbein, die Hinterhauptschuppe, noch sehr entwickelt zu Tage liegen, während das Gehirn auf eine kleine Ganglienkette beschränkt ganz frei in der Tiefe liegt. Nach Abzug jener relativen Differenz von der Form des Schädels herrührend, lassen sich nun keine andere craniologischen Organe annehmen als die Anschwellungen der drei Lappen des grofsen Gehirnes und die Anschwellung des kleinen Gehirnes. Im Allgemeinen wird auch jede dieser Anschwellungen je mehr sie sich nach aufwärts entwickelt und ausspricht auf einen höheren Grad von Geistesthätigkeit hinweisen. Da nicht davon die Rede sein kann, die einzelnen Windungen der Lappen des grofsen Gehirnes und der Blätter des Cerebellums, (das kleine Gehirn nahm *Gall* höchst oberflächlich und inconsequent als ein einzelnes Ganglion an) als getrennte Organe besonderer Geistesvermögen anzusehen, indem bei der Continuität dieser Gyri ihre Gröfse, Form und Lage durchaus keine nothwendige und wesentliche sein kann, so müssen die Gall'schen Beobachtungen von gewissen Geistesvermögen entsprechenden Hervorragungen am Schädel, so weit selbe empirisch begründet sein möchten, auf jene gröfsere Regionen des Hervortretens der Lappen des grofsen Gehirnes reducirt werden. Wenn wir aber den Bau des Encephalums als Organ der Seele überhaupt in's Auge fassen, so müssen wir vor Allem als Grundprincip aller Untersuchung über die Dignität des Encephalums den Satz festhalten, dafs der Grad dieser Dignität, oder die Capacität für höheres Vermögen der Seele nicht absolut, sondern nur relativ von der räumlichen Ausdehnung desselben, dagegen *von der normalen Consistenz* und *Spannkraft desselben ohne Beschränkung* abhängig sei. Es kann daher ein ausgedehntes oder grofses Gehirn viel weniger fähig für den Sitz höherer Geistesvermögen sein, als ein bei weitem kleineres mit seiner zarten Organisation der Markfasern. Es liegen viele Beobachtungen vor mir von Männern mit bedeutenden Geisteskräften, deren Schädel weit unter dem Mittelmaafs sich befand, ja eigentlich klein zu nennen war. Ich möchte hier nur an unsern ehemaligen Collegen, den geistreichen Niebuhr erinnern. Das Ausmessen des Gehirnes mit dem Zollstabe, oder durch Ausfüllung der Schädelhöhle mit Erbsen und Linsen, heifst gleichsam das Seelenorgan für einen Laib Käs oder für ein Erbsen- oder Linsenmufs ansehen. Nur sub conditione sine qua non, d. i. bei angenommener Voraussetzung der gleichen organischen Qualität oder Dignität der Markfasern des Gehirnes kann von Brauchbarkeit solcher Schätzungen für den wissenschaftlichen Phrenologen die Rede sein. Ein zweites Grunddogma der Encephalometrie ist sodann, dafs gröfsere Entwicklung des Encephalums an seiner Basis überhaupt den Charakter der thierischen Intelligenz und Willensthätigkeit, gröfsere Entfaltung nach aufwärts sowohl am grofsen als auch gleichlaufend am kleinen Gehirn, den Charakter menschlicher Intelligenz und Willenskraft bezeichnen. Wünschen wir aber näher in's Detail einzugehen, so müssen wir uns an die Data der Anatomie und zunächst der vergleichenden Anatomie halten, wenn wir nicht auf lockern Sand psychologischer Eintheilungen bauen wollen. In der Stufenreihe der Thiere, bei welchen bekanntlich, im Allgemeinen, das Gehirngebilde von oben nach unten zusammensinkt, sehen wir nun zuerst die hintern Lappen des grofsen Gehirnes hinwegfallen, die nur bei einigen Affen noch sich zeigen, später schwinden die vordern Lappen und es bleiben bei den Nagern nur noch die mittlern Lappen als vorwaltende Theile des Gehirnes zurück. Diesen anatomischen Ergebnissen entsprechend, sehen wir zuerst bei den Thieren hin-

Digitized by Google

wegfallen die nach Innen gewandte Intelligenz, oder das Bewufstsein der höheren Intelligenz, der moralischen Person Persönlichkeit und der idealen Persönlichkeit oder der Gottheit, welche Ideen das höhere Gemüth des Menschen bilden. Auch ist, entsprechend der gröfsern Entwicklung der hintern Lappen des grofsen Gehirnes, bei dem Weibe (indem man jeden weiblichen Schädel an den zwei obern Schwellungen der Schuppe des Hinterhauptbeines erkennen kann), dieses Gemüth reiner und tiefer entfaltet. Auch versetzte Gall hier hin die Religiosität, Gutmüthigkeit, den Stolz, Ehrgeiz, Höhesinn, den Charakter, die Freundschaft und Kinderliebe. Die vordern Lappen des Gehirnes behalten sodann ihren Rang als Sitz der nach aufsen gewandten Intelligenz, die Sinnen-Intelligenz, die reproductive oder die memorative nach abwärts; die productive Intelligenz nach aufwärts, wo die höhere Phantasie mit der sittlichen Intelligenz ganz auf dem Scheitel ihre Culminationspuncte haben. Der mittlere Lappen des Gehirnes, der zuletzt bleibende, dem Thiere nothwendige, kann nur der Sitz des Instinctes und Kunsttriebes, bei dem Menschen der praktischen Fertigkeit, Brauchbarkeit, Gewandtheit, Schlauheit und Geschicklichkeit sein, daher er beim Biber die Hauptmasse des Gehirns bildet, bei den Vögeln allein noch übrig blieb zum Nestbau; bei den Amphibien aber und Fischen nur wenig mehr entwickelt sich zeigt. Auch hat Gall hieher die Organe des Kunstsinns, der Schlauheit und des Diebssinns verlegt.

Was das kleine Gehirn betrifft, so möchten wir es, in seiner offenbaren Beziehung zum Gehörorgan, wie das grofse Gehirn zum Gesichtsorgan, als Organ der Ton-Intelligenz, des Sprachsinnes, Tonsinnes mit allen seinen Modificationen betrachten. Am höchsten entwickelt bei den Menschen sinkt es fast gleichmäfsig bei den Thieren in seiner Bildung herab; bis auf die Amphibien, wo es bei den Ophidiern, Salamandrinen und Fröschen fast nur als schwache Querbinde erscheint, bei den Fischen wieder etwas sich hebend, welche bekanntlich dem Tone der Glocke von weiter Ferne her nachziehen.

Bei seiner erwähnten Eintheilung des Gehirnes legte der Vf. die Eintheilung des Schädels in drei Wirbel zu Grunde. Wenn bei der Betrachtung des Schädels des menschlichen Foetus und des Schädels der Säugethiere der Satz, dafs der Schädel aus einzelnen Wirbeln zusammengesetzt sei, so sehr in die Augen springt, so scheint mir aber zugleich auch die Zahl dieser Wirbel so deutlich von der Natur ausgesprochen, oder marquirt zu sein, dafs man unmöglich nur *drei* solcher Schädelwirbel annehmen kann, sondern deren, entsprechend den 5 Sinnesnerven, fünf anerkennen mufs. Sie sind Grundbein, Felsenbein, hinteres Keilbein, vorderes Keilbein, Siebbein. Als processus spinosus oder Schuppe schliefsen sich an: Hinterhauptschuppe, Schläfenschuppe, Scheitelbein, Flügelbeinschuppe und Stirnbein. Die Gesichtsknochen als Wirbel anzusehen, scheint mir unzuläfsig, indem der Grundcharakter eines Wirbelbogens, ein Knochenring mit eingeschlossenen Markknoten, hier fehlt. Es sind die Gesichtsknochen sämmtlich daher als Rippengebilde, die Sinneseingeweide, wie die Rippen die Eingeweide der Brust und des Unterleibes um- und einschliefsend, zu betrachten. Die Aehnlichkeit des Zungenbeines, Unterkiefers, Oberkiefers, Zwischenkieferbeines, Gaumenbeines, Jochbeines u. s. w. mit den Rippen ist an diesen Knochen bei den Säugethieren ganz in die Augen springend.

Dieses sind die Bemerkungen, welche Refer. als kleinen Beitrag zu der so nothwendigen Revision der Gall'schen Cranioscopie und bei Besprechung der Grundsätze einer neuen Cranioscopie hier niederlegen wollte, dem Verf. es dankbar anrühmend, dafs er diese so wichtige und im Schoofse unseres Vaterlandes geborne, aber von den deutschen Anatomen nur zu sehr auf die Seite geschobene Wissenschaft der Cranioscopie wieder zum Gegenstand seiner eindringenden und für die Wissenschaft in jeder Hinsicht erspriefslichen Untersuchungen gemacht hat.

Mayer.

XXVI.

Die Philosophie und die Wirklichkeit von J. C. Glaser. Berlin, 1843. *XXI.* 41 *S.* 8.

Jemehr in unsern Tagen von Freunden wie von Feinden die Bestimmung der Philosophie, ihre Aufgabe, ihre Stellung zu den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen verkannt wird: um so wichtiger ist es, dafs hierüber eine sorgfältige Untersuchung geführt werde. Zu einer solchen Untersuchung enthält die vorliegende Schrift die Grundlinien. Unter den Freunden der Phi-

Digitized by Google

losophie haben Viele ihre Bedeutung überschätzt, und ebendeshalb einen gefährlichen Argwohn gegen sie erweckt, indem sie die Philosophie an Stelle der Religion treten lassen, sie zur bestimmenden Macht des Willens, zum Lebensgesetz des Staates, zur Gesinnung des Staatsbürgers erheben wollten. Die Gegner aber haben den Gebrauch dieser Wissenschaft so sehr eingeschränkt, dafs man Grund hat, sie für einen sehr überflüfsigen Zweig der menschlichen Thätigkeit zu halten, dessen man sich um so mehr überheben dürfte, je mehr von seiner Seite Gefahr zu befürchten ist. Der Vf. hat sich nun die Aufgabe gestellt, eben so sehr die Nothwendigkeit der Philosophie zu beweisen, dafs sie also der Menschheit wesentlich ist zur Erreichung ihrer Bestimmung, so wie anderseits ihre Thätigkeit auf die ihr gemäfsen Grenzen zurückzuführen und zu beweisen, dafs von der wahrhaften Handhabung der Philosophie keine Gefahr zu erwarten steht.

In der That, wie man einen Beweis für das Dasein Gottes ex consensu gentium führt, so dürfte man es wohl wagen, für die Nothwendigkeit der Philosophie die Bestrebungen aller Zeiten und Völker als beweiskräftig anzusehn, welche dahin gingen, ein einheitgebendes Gesetz der vielartigen Erscheinungen der Welt, die wirkenden Principien des Erscheinenden, des in der Erfahrung Vorkommenden aufzufinden. Die stets wiederholten Versuche, das Geheimnifs der Welt zu ergründen, haben sich bald phantastischer Gestalten, überschwenglicher Bilder bedient, bald die klassische Form sicherer methodischer Untersuchung ergriffen; aber in all diesen Gestalten gab sich dasselbe, nimmer zu unterdrückende Verlangen kund, die Wahrheit als solche, die absolute Wahrheit zu erkennen, gegen deren Werth gehalten alles Uebrige seinen Reiz verlor, und in allen, wenn gleich oft unvollkommenen und unverbürgten Resultaten dieses Strebens fand der Mensch für den Augenblick eine unendliche Befriedigung, bis er sich zur glücklicheren Lösung der grofsen Aufgabe in einem neuen Aufschwung erhob. Die Philosophie scheint also hiernach eine in der Natur des Menschen liegende Aufgabe zu sein, und diesen Schlufs stellt der Verf. dem Schlusse der Gegner der speculativen Philosophie gegenüber, dafs, weil die Philosophie immer von Neuem ihre Aufgabe zu lösen unternahm, und bei diesen ihren Lösungen niemals ein durchaus und für immer befriedigendes Resultat erreichte — dafs ein genügendes Resultat überhaupt nicht zu erreichen sei (S. 4). Der Verf. fügt hinzu, dafs, wenn in Folge dieses Schlusses von der speculativen Philosophie abzustehn sei, dann auch das Streben, Tugend und Gerechtigkeit zu verwirklichen, ein vergebliches sei. Denn auch sie seien auf Erden noch nicht erreicht worden.

Diese Vergleichung giebt uns Anleitung zu einem tieferen Beweise für die Nothwendigkeit der Philosophie. So wie wir die Gerechtigkeit für eine wahrhaft wirkliche Idee halten, welche das Princip auch aller unvollkommenen Gestalten ist, in denen sie sich zu erkennen giebt, und zugleich die treibende Macht, um ihr Wesen vollkommener im gesammten menschlichen Leben auszudrücken, so wie wir diese Idee nicht als etwas aus der Erfahrung Geschöpftes, sondern kraft innerer Nothwendigkeit mit der wesentlichen Substanz des menschlichen Geistes selbst Gegebenes erkennen: so ist für den Menschen auch das Wissen vom Absoluten etwas nothwendig in seiner vernünftigen Natur Gegründetes, und geht in Wahrheit allem andern Wissen als das Princip desselben voran, wodurch allein überhaupt Wissen möglich ist. Nur in diesem tiefsten Zusammenhange findet alles andre Wissen seine Begründung, seine Allgemeinheit und Nothwendigkeit. Wie daher der Beweis für das Dasein Gottes ex consensu gentium auf den ontologischen Beweis zurückzuführen ist, da das nach Beweisen der Erfahrung allen Menschen und Völkern Gemeinsame eben eine in der menschlichen Natur nothwendig gegründete Idee ist: so beruht das Argument für die Nothwendigkeit der Philosophie, aus den bei allen Völkern, zu allen Zeiten gemachten Versuchen, ihre Aufgabe zu lösen, auf der von der denkenden Natur des Menschen ewig gestellten Forderung, nicht das Erscheinende aus dem Erscheinenden, das Vergängliche aus dem Vergänglichen, sondern das Bedingte aus seinem unbedingten Princip zu erklären. Wie nun auch immerhin diese Versuche ausgefallen sein mögen, jedenfalls machen sie der Menschheit Ehre, jedenfalls ist keiner von ihnen ganz von der Wahrheit verlassen, denn in einem jeden derselben sehn wir die unabweisliche Forderung zu Grunde liegen, die dem Menschen sich unabläfsig aufdrängt, falls er seiner vernünftigen Natur genügen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Die Philosophie und die Wirklichkeit von J. C. Glaser.

(Fortsetzung.)

Hier kann nicht von einem vorwitzigen Streben, von einem anmafsenden Verlangen die Rede sein, Dinge zu ergründen, die der menschlichen Fassungskraft unerreichbar sind, man müfste es denn für die Bestimmung des Menschen erachten, sich selbst mit Allem, was in sein Bewufstsein tritt, ein Räthsel zu sein, die wesentlichen Interessen, die seine höhere Natur beschäftigen sollten, zu vernachläfsigen, über sie durchaus im Dunkel zu bleiben. Verlangt man von dem Menschen, dafs er nicht aus blindem Antriebe, sondern aus Principien handle, dafs er sein Verhältnifs zur Natur und zu andern Wesen seiner Gattung nach sittlichen Grundsätzen bestimme: so mufs er auch über seine Bestimmung, über seine Stellung in der Welt, über seine Beziehung zu Gott unterrichtet sein, und je klarer er sich über all sein Thun Rechenschaft wird ablegen wollen, um so weitergreifender mufs seine Erkenntnifs des wahren Zusammenhanges der Dinge sein. Man sagt, der Mensch solle sich am Glauben genügen lassen, der Glaube trete da ergänzend ein, wo das Wissen aufhöre, aber man sollte doch dem Glauben nicht diese herabwürdigende Stellung geben, vielmehr ist ja der Glaube, die Religion so wie die Substanz alles Menschlichen, so auch die wahrhafte Grundlage seines Wissens, seiner Philosophie. Hätte der Mensch nicht Religion, oder wäre diese nicht seine Substanz, so hätte er gewifs keine Philosophie, aber weil jene ihn über seinen unendlichen Werth belehrt, weil jene ihn wahrhaft frei macht, weil jene ihn am Unsichtbaren, keiner Erfahrung Zugänglichen Theil haben läfst, darum und aus keinem andern Grunde treibt der Mensch Philosophie. Weil die Religion ein Licht ist, das keine Finsternifs vor sich bestehn läfst, weil sie alles Menschliche verklärt, und die Schatten der Nacht verscheucht, weil sie alle Kreise, in denen der Mensch sich bewegt, dem Dienste des göttlichen Gesetzes zu gewinnen sucht, und den Menschen antreibt, und ihm Kraft verleiht, sein Verhältnifs zur Natur wie zu den Wesen seiner Gattung seiner göttlichen Bestimmung gemäfs zu gestalten, darum hat der Mensch den Muth gefafst zur Philosophie, hat ihrer schwierigen Aufgabe sich unterzogen, hat es unter seiner Würde gehalten, Endliches zu Endlichem zu fügen, Theile mit Theilen zu verbinden eines Ganzen, das ihm verschlossen bleiben sollte. Indem der Mensch durch die Religion seiner Gemeinschaft mit Gott inne wird und der Ueberzeugung lebt, dafs all sein Thun und Denken nur in dieser Gemeinschaft wurzelt, so hat er entsagt dem eitlen Scheine und tritt in den Bereich der Wahrheit; keine Erkenntnifs kann ihm zusagen, die nicht jener seiner Würde, seiner Bestimmung entspricht, deren Wahrheit nicht in der höchsten, allumfassenden Wahrheit ruht; und wie die Zwecke seines Handelns nicht auf Endliches, Vergängliches gehn, sondern die Bestimmung des Menschengeschlechts selbst in's Auge fassen, und nur in diesem Zusammenhang ihre sittliche Bedeutung erlangen: so befriedigt sich auch das Erkennen nicht an sinnlosen Bruchstücken, sondern geht seiner Natur nach immer auf das Ganze, um in ihm das Besondre gehalten und begriffen zu finden. Wäre es wohl möglich, dafs unser Denken und Wollen nach ganz divergirenden Richtungen sich verzweigen sollte, dafs jenes nur auf Endliches, Empirisches, dieses auf das Unendliche, in keiner Erfahrung Vorkommende gehn sollte? Wohl hat man Recht zu sagen, wir leben hier im Glauben nicht im Schauen, und unser Wissen ist Stückwerk, aber dieselbe Gebrechlichkeit und dieselbe Gefahr des Irrthums begleitet unser Thun wie unser Denken, wir fehlen im Thun wie im Denken, aber so gewifs wir das Princip

Digitized by Google

besitzen, wonach wir unsre Handlungen einrichten, und darum für diese verantwortlich sind, so gewiſs besitzen wir auch das Princip, um Wahrheit zu erkennen, daher wir auch Wahres und Falsches zu unterscheiden vermögen, wenn wir auch mittelst jenes Princips nicht Alles der Wirklichkeit nach erkennen: denn dieses möchte man wohl unter dem Schauen verstehn.

Den Glauben, die Religion setze man also nicht der Philosophie entgegen; diese wird vielmehr an jener stets ihren Schutz und ihren Impuls zu schönerer Vollführung ihrer Aufgabe finden. Wenn man jetzt die Philosophie auf das empirische Gebiet zu drängen sucht, und behauptet, daſs der Gedanke, wenn er in das unendliche Wesen Gottes einzudringen suche, in Selbsttäuschung befangen, nur seiner eignen Endlichkeit hingegeben bleibe, wenn man durch diese Abgrenzung der Religion einen rechten Dienst zu leisten wähnt: so können diesen Behauptungen andre Zeugnisse von Männern entgegengestellt werden, denen auch die Religion sehr wohl am Herzen lag. Selbst Tertullian, bekannt genug als Gegner der sokratischen, platonischen, stoischen Philosophie, gestand doch neben der kirchlichen Ueberlieferung der geoffenbarten Wahrheit, den prophetischen Aussagen montanistischer Begeisterung noch eine andre untrügliche Quelle der Wahrheit zu, die Natur, welche von der Vernunft nicht verschieden, in der Seele sich bezeugt. Diese Zeugnisse der Seele, je wahrer sie sind, um so einfacher sind sie; je einfacher um so faſslicher, je faſslicher desto mehr gemeinsam, je mehr gemeinsam, um so natürlicher, je natürlicher um so göttlicher. Die Natur ist die Lehrerin, die Seele die Schülerin. Was aber jene lehrt und diese lernt, das ist von Gott gegeben, dem Lehrer jener Lehrerin (de test. anim. 5.). Sagt nicht Tertullian, daſs diese Offenbarung jeder andern vorhergeht, daſs das Bewuſstsein Gottes die ursprüngliche Mitgift der Seele ist, und daſs sie dieselbe für alle Menschen, für Aegypter, Syrer und Bewohner des Pontus ist? Niemals, sagt er, wird Gott verborgen sein, niemals wird Gott uns fehlen, immer wird er erkannt, gehört und gesehn werden, wie er will. Das Zeugniſs für Gott ist dies Ganze, was wir sind und in welchem wir sind. Und diesen Gedanken entwickelt Tertullian dem Marcion gegenüber, der in demselben Dualismus befangen war, in welchem die heutigen Empiriker, die Gegner der Philosophie und die vermeinten Freunde der Religion stehen bleiben. Denn auch Marcion erblickte in dieser Schöpfung, in der Erziehung und Führung der vorchristlichen Völker nichts als beschränkte Verhältnisse, deren Urheber nicht der vollkommene, wahre Gott, sondern nur ein untergeordnetes, ja dem höchsten Gott widerstrebendes Wesen sein könne; der wahre Gott sei vielmehr ganz von dieser Welt abgewendet, unsichtbar geblieben und kein Fingerzeig habe das Bewuſstsein auf ihn hingewiesen. Und so behaupten ja auch jene Empiriker, die sich für Philosophen ausgeben, daſs man die Dinge in der Welt erkennen könne, ohne sie im Urtheile Gottes zu erfassen, ohne eine Erkenntniſs von Gott zu haben.

Sollen wir, nachdem das Christenthum in allen Gestalten des geistigen Lebens seinen Reichthum ausgelegt hat, nun das Kleinod aus den Händen geben, dessen sich die ersten Christen in ihrer Armuth freuten, das sie als das unveräuſserliche Erbe des Bekenners Christi vor Juden und Heiden rühmten; war es etwas Andres, womit die Apologeten über Heiden und Juden triumphirten, als der Gedanke, den ein Athenagoras aussprach, daſs der Zweck des Menschen in ihm selbst liege und er sich daher nicht bloſs eines vergänglichen Lebens freue. Nur die Mittel vergehn, haben sie ihren Zweck erfüllt; was aber sein selbst wegen ist, das kann seinen Zweck nur in seinem Sein finden und ist darum ewiger Natur. Der Mensch, Gottes Bild, der Vernunft theilhaftig, ist daher dazu bestimmt, Gott und seine Weisheit ewig zu erkennen und seinem Gesetze ewig zu folgen (de resurr. p. 53. 54). Ein anderer Apologet, Theophilus, sprach dasselbe so aus, Gott habe die Welt geschaffen, um sich zu offenbaren, den Menschen habe er dazu gemacht, daſs er von ihm erkannt würde; für den Menschen habe er die Welt vorher bereitet (adv. Autol. an vielen Stellen). Auf diesen Grundlagen ruhend, und ohne diese ist Philosophie überhaupt nicht denkbar, hat sich in den ersten Jahrhunderten des Christenthums eine neue christliche Philosophie erhoben, welche, obgleich sie gegen müſsige Speculationen und vorwitzige Fragen eiferte, sich doch die philosophische Untersuchung dessen, was den Menschen wesentlich angeht, nicht nehmen lieſs. Ueberhaupt ist das Verhältniſs der Philosophie und Religion dieses, daſs die Philosophie *weiſs*, was die Religion *ist*, sie ist als Wissen, was die Religion als ein Sein, als eine Substanz ist; daher ist Religion dem

Digitized by Google

Menschen als solchen nothwendig, so sehr als einem Lebendigen das Princip des Lebens nothwendig ist; die Religion ist die Macht, durch welche der Mensch existirt. Dies läfst sich von der Philosophie nicht sagen, sie ist nicht Substanz, durch welche der Mensch existirt; aber sie wird immer da eintreten, und liegt als Aufgabe immer da mit eingeschlossen, wo der Mensch zur Verwirklichung dessen schreitet, was er der Potenz nach ist, d. h. so wie er zum Handeln kommt, so wie irgend ein Zwiespalt zwischen der Potenz des Menschen und seiner Wirklichkeit eintritt. Hier ist sie gleich als Aufgabe, als Anlage, um so zu sagen, mitgesetzt, als eine Aufgabe, die sich stets dem Menschen aufdrängt, will er überhaupt seiner Bestimmung genügen, und alle die Kreise menschlicher Thätigkeit erfüllen, die mit seinem Berufe zugleich gegeben sind. Die Religion ist und bleibt aber immer Voraussetzung und Grundlage, denn ohne ihr *Sein* ist auch kein *Wissen* dieses Seins, ohne die Substanz des menschlichen Bewufstseins ist auch keine Aufgabe denkbar, die dem Bewufstsein aus irgend einem Grunde erwüchse. Ist aber die Philosophie eine wesentliche Seite, in welcher das Princip des Menschen, die Religion sich offenbart, ist die Philosophie eine Form des Daseins, die sich die Religion als das substanzielle Sein des Menschen im Wissen giebt: so mufs die Philosophie die Principien des Wissens enthalten, sie mufs die Wissenschaft der Wissenschaften sein, sich mit der absoluten Wahrheit beschäftigen, eine absolute Methode erstreben, aus dem Ganzen das Einzelne, aus dem Unbedingten das Bedingte erklären, sie mufs die Dinge erfassen, wie sie an sich, wie sie im Urtheil Gottes gesetzt sind, und nichts kann ihrem Wesen, ihrem Ursprung fremder sein, als dies, sich blofs auf das Erfahrungsmäfsige beschränkt zu sehn, zumal in diesem Falle alle Sicherheit, alle wahrhafte Allgemeinheit und Nothwendigkeit nicht allein des Erkennens, sondern auch des Sittlichen, Religiösen u. s. f. dem Menschen entrissen würde.

Das menschliche Wissen hat somit einen ganz andern Ursprung, einen ganz andern Zweck, als uns die Empiriker wollen glauben machen; sie wollen uns denselben Betrug spielen, den uns heutzutage das Ueberhandnehmen der materiellen Interessen spielt; denn gleichsam als wenn in ihnen der Zweck des Menschen und des sittlichen Gemeinwesens beschlossen wäre, läfst man die höheren Zwecke aus den Augen, für welche der National- und Privat-Reichthum nur Mittel sind, und sucht nur die Quellen dieses Reichthums auf, um ihn noch fester zu begründen, und seine Macht zu verstärken. So geht man darauf aus, Schätze der empirischen Wissenschaften aufzuhäufen, als wenn in ihnen der wahre Reichthum menschlichen Wissens, die letzte Aufgabe des Menschen beschlossen wäre.

Wir müssen es darum gar sehr dem Verf. Dank wissen, dafs er die Philosophie vor der Gefahr, ihre eigentliche Aufgabe zu vergessen, zu retten sucht, dafs er der Empirie die Armuth eines wirklichen Wissens, und wie unzureichend ihre Kräfte sind, deutlich zu Gemüthe führt. Er führt seinen Beweis so, dafs er einerseits zeigt, dafs auf dem Wege der Empirie der Philosophie nicht zur Existenz verholfen werden könne, da jene uns wohl über das Was, nicht aber über die Ursache und das Warum belehre, und anderseits darthut, dafs nicht einmal von einem Wissen der Empirie die Rede sein könnte, wenn nicht ein absolutes Wissen, das der Philosophie vorausgesetzt werde. Was das Erste betrifft, so findet es der Verf. widersprechend, durch die Empirie die Wissenschaft erreichen zu wollen, da gewufst nur da wird, wo die Ursache erkannt wird. Giebt es demnach überhaupt ein Wissen, was, die Mathematik als Beispiel angenommen, wohl Niemand leugnen wird, so mufs dieses seiner Natur nach von der Erfahrung unabhängig sein, da die Erfahrung keine Nothwendigkeit an die Hand giebt. Soll daher das, was die Erfahrung lehrt, zur Wissenschaft erhoben werden, so ist noch ein andres Element nothwendig, das in der Erfahrung nicht zu suchen und zu finden ist. Giebt es aber ein Wissen, so mufs es auch Principien geben, auf denen die Gewifsheit dieses Wissens basirt. Welches nun aber diese Principien sind, darüber kann die Untersuchung nicht den einzelnen Wissenschaften bestimmten Inhalts anheimfallen, da vielmehr diese Principien zu einer jeden Wissenschaft schon vorausgesetzt werden. Eine jede Wissenschaft bestimmten Inhalts setzt die Methode, nach welcher die Untersuchung geführt werden mufs, und für's Andre die realen Grundbegriffe, welche die Grundlage für die Beurtheilung des der Wissenschaft angehörenden Materials geben, voraus. Die Methode des Wissens also, so wie die den bestimmten Wissenschaften zu Grunde liegenden realen Grundbegriffe zu er-

Digitized by Google

forschen, bleibt einer Wissenschaft übrig, die eben so wenig eine bestimmte Wissenschaft ist, wie ihr Gegenstand im Kreis der Erfahrung liegen kann (S. 6. 7). Als Corollarium fügt hier der Verf. bei, dafs, weil die Aufgabe der Philosophie schon an und für sich aufserhalb jeder Erfahrung liege, vor empirischem Richterstuhle nicht über das, was die Philosophen zur Erreichung ihrer Wissenschaft gethan haben, etwas entschieden werden könne; die Empirie sei mit allen geschichtlich gewordenen Systemen der Philosophie in Widerspruch, obwohl sie dieses oder jenes zu ihrer Partei herüberzuziehn, vielmehr in ihre eigne Flachheit zu übersetzen bemüht sei. Denn die Sache der Philosophie sei eine gemeinsame (S. 7—14).

Nachdem der Verf. einen Vertreter der vermeintlich philosophischen Richtung sich hat aussprechen lassen, welche behauptet, dafs die Philosophie allen Besitz an wissenschaftlicher Erkenntnifs der Erfahrung, der Erforschung des Einzelnen verdanke, dafs nicht vom Denken ausgehend wir das Seiende erkennen, sondern dafs uns von der Anschauung des Seienden aus Erkenntnifs der Sache werde, somit eine absolute Methode des Wissens nicht möglich, das Vorgeben aber, es gäbe eine der Erkenntnifs des Einzelnen vorangehende, die Dinge aus dem Begriffe und durch denselben bestimmende Methode des Erkennens, ein hochmüthiges Unternehmen, über den Kreis des Endlichen aber zu einem Unbedingten im Denken fortzugehn, unmöglich sei (S. 15—17), nachdem der Vf. noch die Consequenzen gezogen hat, die aus jenem Urtheil der Empiriker nothwendig für die Philosophie und ihre Vertreter folgen (S. 18. 19), geht er von der Prämisse der Gegner, dafs es ein Wissen gebe, aus, um den Beweis zu führen, dafs eine auf absolute Wahrheit gehende Philosophie nothwendig sei und die Voraussetzung alles Wissens, auch des empirischen bilde. Der Beweis ist folgender: die Ansicht der Gegner giebt ein endliches Wissen zu und leugnet nur das absolute Wissen. Wo aber ein Wissen Statt findet, da ist stets das Bewufstsein der Nothwendigkeit damit verbunden. Können wir also die endlichen Dinge begreifen, oder haben wir ein Wissen von ihnen, nicht wie sie uns erscheinen (denn dies wäre kein Wissen), sondern wie sie an sich selber beschaffen sind, so kann in der Natur dessen, was gewufst wird, kein Unterschied zwischen dem göttlichen und menschlichen Wissen Statt finden, sondern in jedem endlichen Dinge erkennen wir ein Urtheil Gottes, eine Offenbarung seines Wesens. Es fragt sich nun, können wir die endlichen Dinge, so wie sie an und für sich sind, erkennen, ohne das Wesen Gottes erfafst zu haben? Haben wir aber ein wirkliches Wissen von den endlichen Dingen, so kann das, was uns die Gewifsheit dieses Wissens giebt, die Form der Nothwendigkeit des Wissens, nicht wieder im Endlichen gesucht werden; denn wenn *ein* Endliches und Bedingtes immer wieder die Bedingung des andern ausmachte, so würde es gar kein Wissen geben, da zum Wissen die Nothwendigkeit gehört. Die Form der Nothwendigkeit hat ein Wissen nur dann, wenn es aus einem Princip abgeleitet wird. Soll es wirkliches und nicht blofs hypothetisches Wissen geben, so mufs es auch schlechthin unbedingte Principien des Wissens geben. Wissen ist also nicht möglich, ohne die an-sich-seienden Principien der Dinge erkannt zu haben, daher, wofern es ein Wissen giebt, mufs es auch eine absolute Methode der Wissenschaft nothwendig geben. Eine absolute Methode der Wissenschaft erfordert absolute Vollständigkeit der Principien, so dafs nichts in die Erscheinungswelt eintreten kann, was nicht durch diese Principien gesetzt ist. Soll demnach eine absolute Methode der Wissenschaft erreicht werden, so ist sie nicht anders möglich, als dadurch, dafs wir den Urgrund alles Daseins, durch den es ist und erhalten wird, erforschen. Denn die Art und Weise, wie die daseiende Welt von Gott abhängig ist, oder was dasselbe sagt, wie Gott die Dinge denkt, ist dasjenige, was allein eine absolute Methode der Wissenschaft begründen kann. Giebt es daher ein Wissen überhaupt, so giebt es auch eine absolute Methode des Wissens, giebt es eine absolute Methode des Wissens, so mufs es auch eine wissenschaftliche Erkenntnifs geben, von dem, was Gott ist. Diese Erforschung gehört nach Aristoteles der Metaphysik (S. 21—27).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Die Philosophie und die Wirklichkeit von J. C. Glaser.

(Schluſs.)

Giebt es dagegen für den Menschen keine Erkenntniſs Gottes, so giebt es auch keine absolute Methode der Wissenschaft, giebt es diese nicht, auch kein Wissen von den endlichen Dingen, wie sie an ihnen selbst beschaffen sind. Wir erkennen daher die Dinge nur so, wie sie uns erscheinen. Der Mensch ist daher das Maaſs aller Dinge, nach Protagoras. Die herrlichen Früchte dieser Demuth, die vielmehr zu allen Zeiten zur Vergötterung des menschlichen Verstandes geführt, und die auch unsre Zeit zur göttlichen Verehrung des Irdischen, Materiellen gebracht hat, will der Vf. nicht aufzählen, da die Geschichte reichlich von ihnen zu erzählen hat; er lobt sich den Hochmuth des Plato, der da sagte, daſs die Idee des Guten die gröſste Einsicht sei, und daſs, wenn wir auch alles Andre noch so gut wüſsten, es uns doch nichts helfe, wie auch nicht, wenn wir etwas hätten, ohne das Gute; weil auch alle Habe zu haben, nur die gute nicht, nichts helfen kann (S. 28. 29). Der Verf. beseitigt noch ein Miſsverständniſs, welches in der Behauptung der Philosophie ein Identificiren des menschlichen mit dem göttlichen Denken erblicken könnte, er fragt, ob ein vollkommen tugendhafter Mensch, wie Christus, alle Thaten müsse vollbracht haben, um von ihm zu sagen, er sei im Besitz vollkommener Tugend. So wie die absolute Tugend nicht alle Thaten braucht gethan zu haben, um die Gewiſsheit ihrer selbst zu haben, so ist auch das absolute Wissen, als Philosophie, nicht dasjenige, welches das wirkliche Wissen von allen Dingen erreicht hat, sondern welches das *Princip* enthält, von jedem Gegenstande, der der Erkenntniſs dargeboten wird, die von ihm mögliche Erkenntniſs zu erreichen. Gott ist wissend, nicht nur so, daſs er das Princip hat, Alles zu erkennen, sondern er weiſs Alles der Wirklichkeit nach. Darin besteht der Unterschied des göttlichen und menschlichen Denkens, welcher zugleich im Unterschiede des schöpferischen und erkennenden Denkens liegt (S. 30. 31). Wir haben zu dem hier geführten Beweise nichts Wesentliches hinzuzusetzen, zumal wir uns auf unsre Schrift „Beleuchtung der neuen Schelling'schen Philosophie" (Berlin 1843) berufen können, wo wir die Stellung der Philosophie zur Empirie an mehren Orten sowohl gegen Trendelenburg als gegen Andere erörtert haben. Hr. Trendelenburg, dessen Kritik der speculativen Philosophie wir in unsrer Schrift gelegentlich zum Gegenstand der Untersuchung machten, ist auch von Hrn. Glaser als ein Vorkämpfer der Empirie gegen die Philosophie bestritten worden, und daſs er in jene Reihen gehört, wird er wohl nicht in Abrede stellen, obwohl nicht er allein die Philosophie in den Nothstand versetzt hat, ihre ersten Fundamente vor dem Publicum zu vertheidigen. Hrn. Trendelenburg's eigne Lösung des logischen Problems, namentlich sein Vermittlungsglied zwischen Denken und Sein, die Bewegung hat Hr. Glaser beiläufig in der Vorrede (S. V—XIX) treffend kritisirt.

Indem der Verf. in einer fernern Abtheilung seiner Schrift sich dem Verhältniſs der Philosophie zu jener Wirklichkeit zuwendet, welche alle Weisen umfaſst, in denen der Geist sich offenbart, führt er die Bestimmung der Philosophie auf ihre rechten Grenzen zurück und zeigt, daſs von ihr, sofern sie sich in diesen Grenzen halte, nichts für den Staat und die Offenbarungsformen des Geistes, die der Staat in sich einschlieſst, Nachtheiliges ausgehn könne. Als den gemeinsamen Boden aller dieser Gestalten des sich offenbarenden Geistes und ihrer Glieder giebt der Vf. die vernünftige Natur des Menschen an, keine dieser Gestalten kann dazu dienen sollen, den Menschen zu unterdrücken, sondern in diesen Gestalten und durch

Digitized by Google

sie soll der Mensch die Macht seines Geistes entfalten. Der Staat nun hat die Aufgabe, den Menschen ganz umfassend, ihn nach allen Beziehungen seines wahrhaften Wesens zu entwickeln. Der Staat ist nicht etwas neben Religion, Kunst und Wissenschaft, sondern diese sind in ihm, er umfafst alle Weisen, in denen der Geist sich offenbart. An der Religion hat er seine Basis, an dem Rechte seine Stärke, in der Kunst seine Zierde und in der Wissenschaft seinen Ruhm. Diese hohe Aufgabe habend, den Menschen nach allen Seiten seiner wesentlichen Natur zu entwickeln, und zwar einen jeden Einzelnen, denn der Geist ist und existirt nur im Einzelnen, und ein jeder hat ein gleiches Recht, sucht der Staat seinen Endzweck unter empirischen Bedingungen, unter gegebenen Orts- und Zeitverhältnissen zu verwirklichen. Der Mensch seiner wesentlichen Natur und seinem absoluten Endzweck nach, ist auch das Object des Philosophen, auch er hat Religion, Recht, Kunst und Wissenschaft zu seinem Gegenstande, nicht aber sie zu *bilden*, wie der Staatsmann, sondern sie ihrem Wesen nach zu erforschen und die Bedingungen ihrer Verwirklichung zu erkennen. Die Philosophie betrachtet auch den Menschen nicht unter empirisch gegebnen Verhältnissen, sondern sie betrachtet stets die Sache so, wie sie an und für sich ist, und läfst sich nicht, wie der Staat darauf ein, wann, wie, wo und durch welche äufsere Mittel unter gewissen zeitlichen und überhaupt empirischen Bedingungen die Zwecke des Menschen zu realisiren sind. So gewifs nun die Regierung nicht nach Willkühr, sondern nach Principien handelt, denn sonst wäre sie despotisch, so gewifs mufs auch der Staatsmann sich von der Philosophie belehren lassen, wenn diese die Natur und den Zweck des Menschen erforscht, die Principien des Kirchlichen, Religiösen u. s. f. so wie die Bedingungen, welche zu seinem Gedeihn erforderlich sind, angiebt, der Staatsmann mufs das Wirkliche mit dem Vernünftigen in Uebereinstimmung bringen; aber anderseits hat sich auch die Philosophie in ihren Schranken zu halten, sie darf ihre Lehren nicht als Gesetze des Handelns für die Unterthanen aussprechen wollen, denn hier würde sie sich die Rechte der Regierung anmafsen. Der Philosoph lehrt nur, gebietet aber nicht, wie die Regierung. In diesen Schranken sich haltend, kann keine Philosophie, welche sie auch sei, dem Staate gefährlich werden. In dieser Weise erledigt der Verf. die Frage nach dem Verhältnisse der Philosophie zum Staate. Es ist zu wünschen, dafs diese Auseinandersetzung des heut zu Tage zweifelhaft gewordenen Verhältnisses von Allen beherzigt werde. Man hat namentlich Einer Philosophie in der letzten Zeit vorgeworfen, dafs sie zu verderblichen Consequenzen geführt habe. Aber kann die Philosophie einstehn für den Mifsbrauch, der mit ihr getrieben wird? Haben nicht diejenigen, die man beschuldigt jene Consequenzen gezogen zu haben, selbst jenem philosophischen System gerade das zum Vorwurf angerechnet, was ihm vielmehr zum grofsen Lobe gereicht, auf der vornehmen Höhe des Theoretischen stehn geblieben zu sein, statt mit dem Praktischen sich einzulassen? die Philosophie lehrt nur, und beschäftigt sich mit den Principien, sie entwirft eine Lehre vom besten Staate, weil es ihr feststeht, dafs es objective Principien des Erkennens wie des Handelns giebt; darum steht sie aber auch unabhängig von allem Empirischen da, obwohl sie sich mit den Lebensmächten beschäftigt, von denen alles Empirische abhängt. Darum aber befafst sie sich auch nicht mit der Einrichtung dieses oder jenen Staates, sondern sie stellt die nothwendigen Ideen auf, die für alle Staaten Gültigkeit haben müssen; sie in's Leben einzuführen, überläfst sie der weitern Entwicklung des Staatslebens. Wie wenig aber jene Männer, die der Philosophie ihre theoretische Vornehmheit vorwarfen und auf die Praxis drangen, in ihrem Bestreben von der Philosophie ausgingen, und in ihrem fernern Thun philosophisch verfuhren, das liegt wohl klar am Tage, wenn man bemerkt, wie sie von den Einflüfsen der Zeit und gewissen Sympathieen sich von einer Phantasie zur andern hindrängen liefsen und abstracte Verstandesgebäude aufstellten, die weder in philosophischen Principien einen Halt haben, noch irgend mit den empirischen Verhältnissen in irgend eine Beziehung treten können. Der letzte Einflufs, der sie nun in seine Bahn hineingerissen hat, ist der des Communismus, und diesen wird man wohl jener Philosophie nicht zur Last legen. Die Philosophie kann nur, wenn sie sich in ihren Schranken hält und hierdurch ihre wahrhafte Würde behauptet, ihre Aufgabe vollführen, und dem Gemeinwesen nützlich werden; denn es nützt überhaupt jedes nur so viel, als es, seine ihm anvertraute Stellung erkennend und behauptend, die

Digitized by Google

Menschheit fördert, ihre wesentliche Bestimmung zu erreichen.

Aber, so wie wir nicht gesonnen sind, die Grenzen des Gebietes, in welchem die Philosophie sich zu bewegen hat, zu überschreiten, so mufs uns auch daran gelegen sein, jenes rechtmäfsige Gebiet zu behaupten, und so sagen wir dem Verf. Dank, dafs er in seiner kleinen, aber durch wichtige Erörterungen bedeutenden Schrift, mit kräftigem dialektischem Geiste nach der einen wie nach der andern Seite hin die Stellung der Philosophie festgesetzt hat.

A. Schmidt.

XXVII.

C. Cornelii Taciti opera, emendavit et commentariis instruxit Ludovicus Doederlein. Tomus I. Annales continens. Halis, 1841.

C. Cornelii Taciti Historiarum libri quinque; textum recognovit, animadversionibus instruxit Th. Kiefslingius. Lipsiae, 1840.

Die Bemerkungen, welche Ref. über zwei Ausgaben Taciteischer Werke zu machen gedenkt, welche sich schon seit einiger Zeit in den Händen des Publicums befinden, haben nicht den Zweck, diese Leistungen den Freunden des Tacitus erst bekannt zu machen und zur Berücksichtigung zu empfehlen, sondern beabsichtigen den Standpunct anzudeuten, welcher durch diese Bearbeitungen für Kritik und Verständnifs des Tacitus gewonnen, und einige Wünsche auszusprechen, deren Erfüllung auch jetzt noch der Zukunft vorbehalten ist. Nach der vielfältigen und sehr ungleichen Behandlung, welche dem Tacitus in den letzten zwölf Jahren zu Theil geworden ist, war es wohl an der Zeit, statt einer ungeniefsbaren und unübersichtlichen Sammlung, wie die Rupertische, eine Ausgabe zu liefern, in welcher der wesentliche Gewinn der verschiedensten Bemühungen um den Schriftsteller vereinigt erschiene. Es gehörte dazu ein Mann von so reifem Urtheil und so vertrauter Bekanntschaft mit dem Tacitus, als Hr. Döderlein, und wir können deshalb den Plan der Ausgabe, aus welcher weitläufige kritische Expositionen verbannt, alles auf den Schriftsteller nicht unmittelbar Bezügliche entfernt, in welcher dagegen das Schwierige überall mit eben so viel Kürze als Umsicht erklärt ist, in dieser Beziehung vollkommen billigen. Was wir anders gewünscht hätten, ist, dafs der Herausgeber sich nicht begnügt hätte, seiner Ausgabe, wie er sich selbst ausdrückt, die Form der editiones cum notis variorum zu geben. Es ist zwar in dieser Art, wie der Herausgeber seine Leistung charakterisirt, eine grofse Anspruchslosigkeit, da einmal schwerlich irgend eine solcher Editionen existirt, in welcher mit so feinem Tact und so consequenter Beschränkung das Zweckmäfsige gewählt und das Unbrauchbare ausgeschieden wäre, als dies von Hrn. D. geschehn ist, anderseits dabei die Stellen gar nicht in Anschlag gebracht sind, über welche Hr. D. durch eigene und oft sehr glückliche Erklärung ein neues Licht verbreitet hat; aber es scheint dennoch, als hätte er mit der ganzen alten Form des Commentars, die er in der Vorrede mit eben so viel Wahrheit als Laune schildert, auch diesen letzten Rest desselben verwerfen, und einen neuen Commentar selbständig geben sollen. Denn in der That, je gröfser die Zahl der Bearbeiter eines Schriftstellers wird, desto unmöglicher wird es bei jeder Bemerkung das Eigenthumsrecht des Ersten, der sie gemacht hat, Jahrhunderte lang zu bewahren, und auch Hrn. D. könnten wir, wenn es der Mühe werth wäre, nachweisen, dafs er beim besten Willen nicht jeden hat zu seinem Rechte kommen lassen, wie z. B. 1, 28 das in vigiliis se inserunt bereits von Hand zum Turs. 3, p. 295, oder 2, 24 das mare von Fritsche Quaest. Lucian. p. 177 vertheidigt ist. Aber abgesehen hievon würde der Commentar durch eine freie Bearbeitung in doppelter Hinsicht gewonnen haben, in der Form der Noten (zu 4, 34 wird in einer Note des Lipsius Plut. Brut. p. 1005, — soll heifsen c. 44. — citirt) und in der Anwendung des hie und da besonders für die Sacherklärung gewonnenen neuen Materials, welches, ohne der Kürze des Commentars Eintrag zu thun, eine Berücksichtigung wohl hätte erfahren können. So, um nur einiges anzuführen, erklärt Hr. D. die plumbeae tabulae, die man zur defixio magica zu brauchen pflegte, durch eine Note Oberlin's, während es nicht uninteressant ist, zu wissen, dafs dergleichen tabulae noch vorhanden sind. S. Boeckh. Inscr. Vol. I. n. 539, wo übrigens über den ganzen Gebrauch alles vortrefflich zusammengestellt ist. Bei der Erzählung von dem Erdbeben, das unter Tiberius zwölf Städte der Provinz Asien

Digitized by Google

verwüstete, (2, 47) erwähnt Hr. D. des darauf bezüglichen Epigramms des Bianor in Brunck's Analecten, nicht aber des merkwürdigen Monuments, das jetzt in der Sammlung von Müller und Oesterley Th. I, Heft 5, n. 376 allgemein zugänglich, für die Stelle des Tacitus aber wegen der Namen der Städte wichtig ist. (Auf dasselbe Factum beziehn sich im Corp. Inscr. n. 3450, 3450, 3461.) Auf ähnliche Weise war wohl zu 6, 5 der scharfsinnigen Entdeckung Letronne's (recherches pour servir a l'hist. de l'Egypte p. 171 und jetzt Recueil des inscr. Vol. I, p. 85) zu gedenken, dafs der Geburtstag der Livia auf den 28sten September fiel. Was ferner Böckh zu 3, 62 über die Geschichte der Stadt Magnesia (zu n. 2910), über die Diana Leucophryene (nicht Leucophryne, wie beim Tacitus noch geschrieben wird) zu n. 2914, über die Verfügung des Dictator Cäsar an die Stadt Aphrodisias zu n. 2737, und des Augustus an die Stratonicenser zu n. 2715, ebenso was er zum Verständnifs von 4, 55 zu n. 2910, 2655 beibringt, ist als ein wesentlicher Beitrag zur Erklärung des Tacitus zu betrachten. Ueber die Personen, welche beim Tacitus vorkommen, hat der Herausgeber meistens eine, wenn auch kurze, so doch genügende Nachweisung gegeben; auch über diese aber ist einiges Material theils noch unbenutzt geblieben, theils neuerdings erst bekannt geworden, dessen Benutzung die Noten extensiv nicht bedeutend erweitert haben würde. Hieher rechnen wir die Notizen über die Publilii (2, 49) bei J. Fr. Gronov. ad Liv. 27, 37, über den Lepidus (2, 67) bei Madvig ad Cic. de fin. p. 728, über Capito (3, 70) bei Suet. de ill. Gramm. c. 22, über Cassius Severus (4, 21) bei Wyttenbach ad Plut. Mor. p. 60 D, Vol. I, p. 378 des Leipziger Abdrucks, über Valerius Asiaticus (11, 1) bei Böckh Corp. Inscr. n. 2587, über Ummidius Quadratus (12, 45) bei demselben n. 2637, über Balbillus (13, 22) in der sehr merkwürdigen Inschrift bei Letronne recherches p. 388, über Plautius Lateranus (15, 60) bei Heinrich zum Juv. 8, 146 und 10, 17, über den bisher kritisch unsicheren Namen Gerelanus (15, 69) bei Böckh Corp. Inscr. n. 2259, über Barea Soranus bei den Erklärern zu Juv. 3, 116. Auch für die Interpretation der in juristischer Beziehung schwierigen Stellen ist durch die glückliche Behandlung, welche der Geschichte des römischen Rechts in neuerer Zeit zu Theil geworden ist, manches Neue gewonnen worden. Wir wollen nur beispielsweise erwähnen der Stellen 12, 53, wo das Senatus consultum Claudianum (s. Cramers kleine Schriften, herausg. v. Ratjen p. VI.) u. 1, 74, wo die Recuperatoren bei dem crimen repetundarum vorkommen, worüber nach Dirksen Beitr. zur Kunde des röm. Rechts p. 210, Huschke Anall. liter. p. 227 ff. Sell über die Recup. weitläufiger gehandelt hat. Noch nach dem Erscheinen der Döderleinschen Ausgabe ist für die Sacherklärung zum Theil mit Gewinn für den Text einiges Neue hinzugekommen, wie die Feststellung der Lesart Idiaviso 2, 16 in Jac. Grimm's Schrift über zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums Berlin 1842, 4., die Bemerkungen über den actor publicus (2, 30) in Savigny's System des heut. röm. Rechts Th. 2, p. 285, über die postulatio der Magistratspersonen (13, 45) in Geib's Gesch. des röm. Criminalprocesses p. 270, not. 22, endlich über die Stelle 3, 27, wo Tacitus die zwölf Tafeln finis aequi juris nennt, bei Peter Epochen der Verfassungsgeschichte der röm. Rep. p. 72, dessen Erklärung dieser Stelle dem Ref. wenigstens evident scheint. Dafs Hr. Döderlein auf dergleichen neue Beiträge zur Sacherklärung nicht eigentlich ausgegangen ist, liegt in dem Bestreben, die Ausdehnung des Commentars nicht zu erweitern, einem Streben, das auch in der Worterklärung so sichtbar ist, dafs auf der einen Seite zwar der Leser den Genufs hat, den Text ohne Schwierigkeit und auch ohne alle störenden und abziehenden Bemerkungen zu verfolgen, auf der andern Seite aber doch der Wunsch erregt wird, manche schöne Andeutung etwas erweitert und vor einem Mifsverständnifs gesichert zu sehn. Wir meinen nicht Erörterungen über den Sprachgebrauch des Tacitus im Allgemeinen, welche uns in den versprochenen Prolegomenis des zweiten Theiles verheifsen werden, sondern theils lexicalische, theils auf einzelne Stellen bezügliche Bemerkungen. Dafs in diesen Mifsverständnisse möglich sind, wollen wir an einem Beispiele zeigen. Hr. D. weist an mehreren Stellen nach, dafs Tacitus offenbar eine bestimmte Stelle des Virgil oder Sallust im Sinne gehabt habe.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

C. Cornelii Taciti opera, emendavit et commentariis instruxit Ludovicus Doederlein.

C. Cornelii Taciti historiarum libri quinque; textum recognovit, animadversionibus instruxit Th. Kiefslingius.

(Schlufs.)

Wenn er nun zu 12, 58 die Worte Romanum Troja demissum erklärt: ex Virg. Aen. 1, 288 Julius a magno demissum nomen Julo i. e. ortum, so bezieht das der Leser nothwendig auf eine ebenso bestimmte Reminiscenz, während doch aus dem öftern Vorkommen desselben Ausdrucks (Hor. Sat. 2, 5, 62. Rutil. Itin. 1, 9) folgt, dafs hier an die Nachahmung einer bestimmten Stelle nicht zu denken ist. Eine ähnliche Unbestimmtheit enthält die Erklärung der Worte praesidia militarium 14, 33, wo Hr. D. ergänzt hominum, und die Stelle 3, 1 vergleicht, während hier eine generelle Bemerkung über den gewöhnlichen Gebrauch der späteren Latinität, militaris statt miles, (s. Cod. Theod. VII, 4, 20, 21 und öfter) equester statt eques (Ern. ad 12, 60 und so auch ἱππικοί Eckhel D. N. IV, p. 221 ff.) zu sagen, am Ort gewesen wäre. Die schöne Sentenz 4, 38 „Nam quae saxo struuntur, si judicium posterorum in odium vertit, pro sepulchris spernuntur" erhält ihre rechte Erklärung erst, wenn man den sprichwörtlichen Ausdruck, der in dem Gebrauch von sepulchrum liegt, nicht verkennt, und sich erinnert an Stellen wie die in dem bekannten Prolog des Laberius sepulchris similis nil nisi nomen retineo oder die in dem Epigramm Anth. Pal. V, 21, 6 ὡς δὲ τάφον νῦν σε παρερχόμεθα. Aehnliches bei Cicero pr. Planc. 40 §. 95. Lucian Timon §. 5. Wenn man deshalb an diesen und andern Stellen noch eine Belehrung vermifst, (so könnte das mehrfach angegriffene decidisse 3, 59 durch Juvenal 12, 54 zugleich gesichert und erklärt werden) so möchten sich dagegen wenige Stellen finden, in welchen man die Erklärungsweise des Herausg. nicht billigen, und seinem überall umsichtigen Urtheil sein Recht widerfahren lassen müfste, obgleich er der ausführlichsten, seiner Meinung entgegengesetzten Expositionen mit keinem Worte Erwähnung thut, wie dies z. B. bei den Worten 6, 7 judicibus accessere der weitläufigen Note von Roth zum Agr. p. 125 geschehn ist.

Wir haben von den Verdiensten des Herausgebers um die Erklärung zuerst gesprochen, weil nach seiner eigenen Angabe diese der nächste Zweck seiner Arbeit war, wir müssen jetzt noch einen Blick auf sein kritisches Verfahren werfen. Hr. D. hat im Text von der Bekkerschen Recension nicht anders, als etwa in der Interpunction abweichen wollen; wie er in der Vorrede sagt, bestimmt durch den Plan der Bernhardy'schen Bibliotheca scriptorum Latinorum, deren fünften Band diese Ausgabe bildet; seine eigenen, vielfachen, allemal scharfsinnigen, oft schlagend richtigen Verbesserungen sind in den kritischen Noten enthalten. Ob diese Einrichtung zum Vortheil der Ausgabe gereicht, bezweifeln wir; auch hat sie sich nicht consequent durchführen lassen. Denn obgleich an einigen Stellen Lesarten beibehalten sind, die unzweifelhaft auf Autorität der Florent. Handschrift geändert werden müssen, (so ist 1, 30 gewifs zu lesen considerant; s. aufser den Stellen bei Hrn. D. Haase zu Reisigs Vorl. p. 258; ebenso ist 6, 49 zu lesen patris) so ist doch in andern, obgleich sehr selten (z. B. 3, 27) auch von Bekker abgewichen. Was wir im Folgenden bemerken, bezieht sich auf die in den Noten ausgesprochenen Vermuthungen. Die eigenthümliche Ansicht des Herausg. über den Text des Tacitus ist aus einer Untersuchung hervorgegangen, die er über die in dem Cod. Mediceus sich wiederholenden Fehler angestellt, und deren Resultat er bereits früher in einem Universitätsprogramm de Tacito transpositione verborum emendando Erlangae 1838 und in einer Abhandlung über die Wortkritik des Ta-

Digitized by Google

citus in der Zeitschr. f. Alterthumsw. 1840 n. 40, 41 bekannt gemacht hat. Hr. D. hat nämlich bemerkt, dafs in dem Codex sich häufig Dittographien finden; er nimmt an, dafs die Handschrift aus einem Codex copirt sei, in welchem viele, aus Versehen ausgelassene Wörter übergeschrieben oder am Rande nachgetragen waren, und zwar ohne genaue Zeichen, wo sie eingeschaltet werden sollten. Hieraus erklärt er, dafs Wörter entweder doppelt, oder an einer falschen Stelle vorkommen, und emendirt im ersten Fall durch Streichen des einen Wortes, im zweiten durch Umstellung. Uns scheint es sehr fraglich, ob eine jede Art von Fehlern für eine Handschrift charakteristisch sein könne, wir glauben vielmehr, dafs dies nur von einer besondern, ihrer Natur nach regelmäfsig wiederkehrenden Gattung derselben gelten könne. Wo sich z. B. Glosseme in einem Codex finden, und man also ersehen kann, dafs ein gelehrter Schreiber geändert oder erklärt hat, da kann man auch in zweifelhaften Fällen auf erklärende Zusätze schliefsen. Dies sind keine Versehn, sondern absichtliche und durchgehende Corruptionen. Anders ist es bei Fehlern, die aus reinem Versehen, aus Nachlässigkeit oder Mifsverstand des dem Schreiber vorliegenden Exemplars entstanden sind; diese sind weder einer einzelnen Handschrift besonders eigenthümlich, noch haben sie unter sich einen Zusammenhang; wo die Genesis solcher Fehler ersichtlich ist, giebt man die Verbesserung unbedenklich zu, auf andere Stellen aber daraus einen Schlufs zu machen, ist überall mifslich. Obgleich daher die Dittographie in dem Codex unleugbar ist, so ist doch die Anwendung der Vermuthung dieser Corruptel in allen Stellen, wo sie nicht unmittelbar zu Tage liegt, bedenklich, da man ebensogut eine andere Art der Verderbnifs vermuthen kann. In der Abhandlung über die Wortkritik des Tac. p. 332 bespricht Hr. D. die mit der Dittographie verwandte Erscheinung, dafs die Endung eines Wortes durch die des Nachbarwortes verderbt wird, wie wenn statt dona militaria geschrieben ist donaria militaria. Er führt 14 Stellen an, in denen die Corruptel evident ist, und macht dann den Schlufs auf eine einzige andere Stelle (14, 58), die er in der vorliegenden Ausgabe aber auch wieder aufgegeben hat. Es giebt indessen noch eine a dere, bei welcher man das vorgeschlagene Mittel besser anwenden könnte, nämlich 12, 47, wo nach Pflugk's Vermuthung (Schedae criticae p. 11) und nach Anleitung von 13, 17 statt provisum illic sacrificium imperatum zu lesen sein möchte sacrificii paratum. Einige Stellen hat der Herausg. durch Anwendung seiner Observation mit unwiderleglicher Evidenz geheilt, wie 3, 11 Satin cohiberet an premeret sensus suos Tiberius [an premeret]; da wo aufser der Dittographie noch eine andre Corruption ist, wie 4, 13. 4, 65, ist die Vermuthung viel unsicherer. Ein bedenklicheres und bei den Kritikern von jeher etwas verrufenes Mittel ist das zweite des Herausg., die Transposition, theils, weil die Nothwendigkeit derselben überall schwerer einleuchtet, theils weil der Ursprung der Corruptel weit weniger, als bei der Dittographie sichtbar ist. Von den 11 Stellen der Annalen, die Hr. D. in der genannten Abhandlung durch Umstellung emendirt, hat er eine (1, 69) in der Ausgabe selbst aufgegeben, dagegen ist bei einer grofsen Anzahl anderer Stellen dasselbe Mittel hier erst angewendet. Ref. will nicht verheimlichen, dafs es ihm scheint, als habe Hr. D. grade deshalb, weil er nicht vorhatte, die Verbesserung in den Text aufzunehmen, hierin etwas zu viel gewagt; wenigstens hat sich Ref. nicht bei allen Stellen von der Nothwendigkeit der Emendation, bei mehreren nicht von deren Zweckmäfsigkeit überzeugen können. So hat dem Ref. 1, 28 die einfache, von den Herausgebern noch nicht berücksichtigte Verbesserung Böckh's (Not. crit. ad Pind. Ol. 3, 34) ac suis laboribus defectionem sideris adsimulant, 1, 26 bei den Worten nunquam nisi die Erklärung von Hand zu Wopk. Lect. Tull. p. 51, n. 55 genügt; die Stelle 2, 44 Nam discessu Romanorum ac vacui externo metu gentis assuetudine et tum aemulatione gloriae arma in se verterant, wo Hr. D. ac entfernt und an den Anfang des folgenden Satzes stellt, wird ebenfalls als richtig betrachtet werden können, wenn man discessu bei der Erklärung in einen Zeitsatz auflöst, wie es nöthig ist 1, 53 bei den Worten quorum adventu breve tempus petivit oder 6, 9 bei immiti rescripto, und wenn man über die Construction vergleicht, was Madvig ad Cic. de fin. p. 817 über eine ähnliche Stelle der Historien entwickelt. Wenn man demnach nicht in allen Stellen, in welchen der Herausg. die Transposition anwendet, und auf welche hier des Weiteren einzugehen nicht möglich ist, sich einverstanden erklären kann, so mufs man dieses doch bei einer grofsen Anzahl anderer, in welchen Hr. D. die wahre Lesart auf eine

Digitized by Google

einfache und einleuchtende Weise herstellt, auf der einen Seite basirend auf der Lesart des Florentinus, auf der andern Seite doch ohne die blinde Hingebung an denselben, in welcher einige der neueren Editoren dem Tacitus Unglaubliches zugemuthet haben, und wir wünschen deshalb, dafs die Aeufserung unserer abweichenden Meinung über Einzelnes in keiner Weise so verstanden werden möge, als wollten wir dem wohlerworbenen und unzweifelhaften Anspruch des Herausgebers auf die Anerkennung seiner Leser irgendwie Eintrag thun. Hie und da hat Hr. D. einige, wie dem Ref. scheint, nicht übele Emendationen mit Stillschweigen übergangen, wie z. B. 1, 19, wo Walch zum Agr. p. 337 aggerabatur statt aggerebatur liest; in der schwierigen Stelle 2, 33, deren Entwirrung Hrn. D. nicht gelungen ist, scheint ein in allen Handschriften häufiger Fehler, nämlich falsche Abtheilung der Worte zu liegen, und so zu lesen zu sein: Distinctos senatus et equitum census, non quia diversi natura, sed [quia], ut locis, ordinibus, dignationibus antistent, ita his, (statt et aliis) quae ad requiem animi aut salubritatem corporum parentur.

Indem wir uns nun zu der Kiefsling'schen Ausgabe der Historien wenden, bemerken wir ebenfalls von vorn herein, dafs es weniger unsere Absicht ist die vielen verdienstlichen Bemerkungen des Herausgebers im Einzelnen zu bezeichnen, was bei der anerkannten Bekanntschaft des Herausgebers mit seinem Schriftsteller unnöthig scheint, als auf einige noch nicht überwundene Schwierigkeiten und noch nicht gehobene Uebelstände aufmerksam zu machen. Wenn für die Bearbeitung des Textes der Historien durch die Bekker'sche Recension jetzt ein fester Grund gelegt ist, so ist doch für die Erklärung noch eigentlich alles zu leisten. Für die Sacherklärung fehlt diesen Büchern das Fundament, das für die Annalen die Noten und Excurse von Lipsius bilden; die letzteren sind für die Historien gar nicht, die ersteren nur spärlich vorhanden, und gegen das Ende werden der Noten immer weniger; in Betreff der Worterklärung führt aber auch die Lectüre dieser Schrift weit mehr als die der Annalen zu dem Bewufstsein der noch zu hebenden Mängel. Drei Fragen kamen in dieser Beziehung in jedem einzelnen Falle in Betracht: was bei Tacitus gewöhnlicher Sprachgebrauch ist, oder, um bestimmter zu reden, was sich auch bei Cicero und seinen Zeitgenossen findet; was der silbernen Latinität im Allgemeinen angehört; endlich was als eigenthümlich dem Tacitus sich herausstellt. Eine diesen Fragen genügende Untersuchung über den Sprachgebrauch des Tac. würde erst eine sichere Erklärung begründen und zugleich einen wesentlichen Beitrag zu einer Geschichte der lateinischen Sprache geben. Wir sind weit entfernt, diese Leistungen von einer Bearbeitung zu verlangen, welche, wie die vorliegende, hauptsächlich für den Gebrauch Jüngerer bestimmt ist, und die Weitläufigkeit umfassender Untersuchungen ihrem Plane nach vermeidet, aber wir finden in dem Mangel dieser Grundlage der Erklärung die Unmöglichkeit gegeben, einige Uebelstände zu vermeiden, die sich denn auch in dieser Ausgabe vorfinden. Will man eine Erklärung in der Kürze geben, wie es Hr. K. beabsichtigt, so müssen bereits Resultate vorhanden sein, die man nur mittheilen, und bei welchen man, wenn es nöthig ist, auf den Ort verweisen kann, wo die Untersuchung geführt ist, sind solche nicht vorhanden, so wird man sich an Andeutungen, an einzelnen Beiträgen genügen lassen müssen; man wird einige Fragen lösen, andere berühren, noch andere übergehen, und der nach allseitiger Belehrung verlangende Leser wird nur theilweise Befriedigung finden. Hr. K. hat, was die Constitution des Textes betrifft, sich ebenfalls in der Hauptsache an Bekker's Recension gehalten, doch keineswegs mit der Beschränkung, wie Hr. Doederlein; er hat sich namentlich das Verdienst erworben, die in kleineren Schriften und Zeitschriften zerstreuten Emendationsversuche sorgfältig zu sammeln, und durch Anwendung sowohl dieser, als der eigenen Vermuthungen des Hrn. Herausg. hat der Text manche Umgestaltung erfahren. Wir haben uns in vielen Stellen von den Gründen des Herausg. nicht überzeugen können, und wollen von diesen, um eine weitläufigere Besprechung zu vermeiden, nur solche anführen, bei welchen wir auf eine, unserer Ansicht entsprechende, fremde Erörterung verweisen können. So ist 4, 32 gewifs zu schreiben exscidimus (s. Doederl. Synon. 5, p. 70); 3, 52 poteretur (Bach ad Ann. 3, 61; Haase zu Reisigs Vorles. p. 251); 1, 12 ist die Lesart in Vinii odium jetzt genügend gesichert durch Madvig opusc. p. 169; das atque 3, 36 durch Hand zum Turs. 3, p. 478; vacua nomina 1, 30 vertheidigt Doederl. Syn. 1, p. 96; accessiri 1, 14 derselbe 3, p. 282; fulminum ictu 5, 7 derselbe 5, p. 63. Bei der vielfach besprochenen Stelle 4, 5 Helvidius Priscus Terracinae municipio, regione Italiae, Cluvio patre, wo Hr. K. die Worte regione Italiae ohne weiteres streicht, verdiente wohl die Vertheidigung dieser Worte bei Marini Atti d. fr. Arv. Vol. II. p. 478 eine Berücksichtigung. Indessen geben wir auf die Verschiedenheit unserer Ansicht in diesen und andern Stellen um so weniger, als wir grade in dem kritischen Theil dieser Arbeit das unleugbare Verdienst des Herausg. um den Schriftsteller auf das Entschiedenste anerkennen, und man durch die übersichtliche Darlegung des kritischen Apparats vollständig in Stand gesetzt wird, sich unabhängig von dem Herausg. sein Urtheil selbst zu bilden. Was dagegen die Interpretation betrifft, so zeigen sich zunächst bei der Sacherklärung die obenerwähnten Uebelstände. Wir wollen in dieser Beziehung darüber mit dem Herausg. nicht rechten, dafs er hie und da etwas Leichtes erklärt, wie etwa in bekannten geographischen Dingen, im Gegentheil hätten wir, wenn einmal davon die Rede war, auch etwas mehr als eine Andeutung gewünscht. Denn wenn z. B. zu 2, 79, wo die Stadt Caesarea erwähnt wird, die Anmerkung steht: Caesarea haec commemoratur Act. Apost. 21, 8 prius turris Stratonis vocata, so giebt dies vereinzelte Citat dem Unkundigen die Vorstellung, als wäre das eine selten vorkommende Stadt, während über deren Geschichte ein reiches Material zu

Digitized by Google

Gebote steht. (S. die Nachweisungen bei Eckhel D. N. Vol. III. p. 428). Auch hätte hie und da noch ein Resultat ausführlicher Untersuchung gegeben werden können, wie über die Vigiles (3, 64) aus Kellermann's sorgfältiger und für das ganze römische Militärwesen bedeutender Schrift Vigg. Rom. latercula duo, über die pueri patrimi et matrimi (4, 53) aus Cramer's kl. Schr. p. 92 ff., über Tiberius Alexander (1, 11) aus Rudorff's vortrefflicher Abhandlung im rheinischen Museum 1828, besonders p. 155; allein bei den meisten sachlichen Fragen hat man an den bisherigen Bearbeitungen römischer Alterthümer eine äufserst geringe Hülfe. Einiges wird vielleicht immer dunkel bleiben, anderes bedarf nur der Untersuchung; die militärischen Einrichtungen der Kaiserzeit z. B. sind nicht sowohl der Beschaffenheit der Quellen wegen, als in Ermangelung jeder Forschung unbekannt; hier würde auch ein einzelner, neuer Beitrag zu allem Dank verpflichten. Der Herausgeber, um etwas Einzelnes anzuführen, sagt zu 1, 24 von den Speculatoren: Speculatores erant peculiares principis satellites e praetoriis cohortibus electi, und verweist über das Weitere auf die Note von Lipsius. In dieser Note handelt es sich aber nur darum, zu beweisen, dafs nicht spiculatores, sondern speculatores zu lesen sei; eine Zusammenstellung des vorhandenen Materials über diese Truppengattung wird nicht beabsichtigt. Hr. K. hat deswegen auch ein falsches, oder wenigstens schiefes Resultat aus der Note gezogen, denn speculatores gab es nicht nur in den prätorischen Cohorten, sondern auch auf der Flotte (Murat. inscr. 855, 3 Eckhel D. N. N. VI. p. 53) und in der Legion, und zwar schon vor der Kaiserzeit (Auct. B. Hisp. 13). Nach einer schönen Beweisführung von Labus (Ara antica scoperta in Haimburgo Milano 1820 p. 63.) waren ihrer in jeder Legion zehn. Ihre Bestimmung war eine Art Ordonnanzdienst, sie dienen zum Ausrichten von Bestellungen (Marci Ev. 6, 27), zur Beförderung der Correspondenz aus den Provinzen (Suet. Calig. 44. Tac. H. 2, 73. Lips. ad Ann. 4, 41), weshalb speculator synonym ist mit apparitor (Auct. B. Afr. 37) und von Livius (31, 24) zur Uebersetzung des griechischen ἡμεροδρόμος gebraucht wird. — Wir kommen endlich zu der Worterklärung, bei welcher Hr. K. sich ebenfalls auf die Beförderung des ersten Verständnisses beschränkt hat. Zu diesem Zweck übersetzt er zuweilen Stellen oder giebt wenigstens ein passendes Wort für die Uebersetzung an, offenbar einem praktischen Zwecke folgend, und dieser ist bis auf einen gewissen Grad auch erreicht worden. In der Erklärung selbst wird man selten Grund haben, von dem Herausgeber abzuweichen, wie z. B. 1, 48 das Imperfectum unum et tricesimum annum explebat gewifs von Petersen richtig von dem noch nicht vollendeten 31sten Jahre genommen wird; öfter wünschte man noch eine Erläuterung, wo sich keine findet, wie 1, 26 über den Ausdruck apud aures alicujus aliquem eludere (s. jetzt Madv. ad Cic. de fin. p. 749), über imitari principem (1, 33) statt principem se ferre (Hand ad Gron. ad Stat. Vol. I. p. 86), über sistens 1, 35, wo Ernesti's Conjectur durch die Note von Gron. ad Liv. 4, 12, 6 zu beseitigen ist, über das et am Ende des 45sten Cap. (s. Madv. l. l. p. 817), über die pagani (Civilisten) 1, 53 (s. Heinr. z. Juv. 16, 33), über das Substantiv pervium (s. d. Inschr. b. Marini Atti Vol. II. p. 697 a) u. dergl. mehr. Andeutungen zu dem, was wir oben als vorzüglich wünschenswerth bezeichneten, haben wir ebenfalls gefunden, allein wir glauben, dafs durch diese nicht immer der Zweck erreichbar ist. Wenn zu 3, 78 die Verbindung recens victoria durch eine Virgilianische Stelle erläutert wird, wo es heifst recens a volnere, so ist daraus wenig abzunehmen, denn beides, recens a und recens mit dem blofsen Ablativ ist ciceronianisch (s. de Nat. Deor. 3, 5. ad Att. 16, 7 init.) und die Virgilianische Stelle würde nur in dem Fall belehrend sein, wenn diese Construction dem Tacitus mit dem Virgil gemeinsam wäre, im Gegensatz zu dem Gebrauche des Cicero. Dieselbe Bemerkung gilt von der Note zu 1, 63 wo temperare a, was ebenfalls bei den besten Prosaikern vorkommt, durch eine Parallele aus Virgil erklärt wird. Darauf indessen kam es besonders an, dafs die Neuerungen, die Tacitus im Sprachgebrauch gemacht hat, bestimmt bezeichnet würden, in der Art, wie dies bei den Stellen 3, 28, 4, 73 von Madv. a. a. O. p. 738 und 362 geschehn ist. Wie wenig aber eine solche Bezeichnung bei dem jetzigen Stande der Vorarbeiten noch möglich ist, wollen wir an etwas Einzelnem zeigen. Tacitus sagt 3, 58 nec decerat ipse vultu, voce, lacrimis misericordiam elicere, und in der Oberlin'schen Ausgabe wird auf drei andre Stellen der Historien verwiesen, wo dieselbe Construction wiederkehrt, obwohl an der einen derselben 4, 11 Oberlin, seine eigene Lehre vergessend, wieder durch eine falsche Interpunction sein Mifsverstehen der Stelle bekundet. Bach, Walter und auch Hr. K. wiederholen die drei Citate; in Bötticher's Lex. Tac. ist das Wort deesse gar nicht zu finden. Nun giebt schon Lipsius zu Seneca de ira 3, 36 etwas Besseres über diesen Sprachgebrauch, er weist ihn bei Properz und Seneca nach, und giebt als älteste Autorität dafür den auct. B. Hisp. (c. 42) an, für dessen besondere und vom Cäsar so abweichende Ausdrucksweise er sich wohl eignet, wiewohl die Interpreten ihn als evident fehlerhaft keiner Berücksichtigung würdigen. Ueber das Alter und die Verbreitung dieser Construction konnte also Hr. K. zwar etwas mehr sagen, aber auch dieses ist nichts Genügendes. Wollten wir auf dergleichen Einzelheiten eingehn, so würde sich dasselbe Resultat in unzähligen Fällen ergeben; allein es genügt auch dieses, um darzuthun, dafs man sich bei Erklärung des Tacitus einer umfassenden Forschung noch nicht entziehn kann, und so sehr wir des Herausgebers Verdienst um Einzelnes anerkennen, so bedauern wir doch, dafs er den Plan seiner Arbeit nicht so erweitert hat, als es nöthig gewesen wäre, um diesem allgemeinen Bedürfnifs wenigstens vorläufig zu genügen.

J. Marquardt, in Danzig.

Digitized by Google

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

XXVIII.

C. H. Schultz, Anaphytose oder Verjüngung der Pflanzen. Ein Schlüssel zur Erklärung des Wachsens, Blühens und Fruchttragens, mit praktischen Rücksichten auf die Cultur der Pflanzen. Berlin, 1843. *Verlag von Aug. Hirschwald.* 214 S. 8.

Der geistreiche Verfasser, welcher uns erst kürzlich seine interessanten Ideen über die Verjüngung des menschlichen Lebens (Berlin 1842) mittheilte, hat uns nun auch seine Ansichten über die Verjüngung der Pflanzen vorgelegt, und wir müssen gestehen, dafs sie nicht minder interessant sind, ja dafs sie deshalb einen noch viel höhern Werth haben müssen, weil der Verfasser, *als Botaniker*, hier viel mehr zu Hause ist.

Die Bedeutung des Wortes *Anaphytose* finden wir eigentlich schon auf dem Titel kurz angegeben. Es dürfte indessen für Viele nicht überflüfsig sein, eine etwas umständlichere Erklärung hinzuzufügen, und die Gründe anzuführen, warum eine solche Vermehrung der Kunstausdrücke wohl eine Bereicherung der Wissenschaft genannt werden könnte.

Man hat allerdings bisher, wie der Verf. sich auch mit Recht darüber beklagt, keine rechte Uebereinstimmung in der Benennung der Theile der Gewächse, wie z. B. Blätter, Knospen, Stengel u. s. f. beobachtet, indem der Eine dafür den Collectivnamen „Glieder", gebrauchte, der Andre „Organe" sagte und wohl noch andre Ausdrücke angewendet sein mögen. Einmal ist dies schon sehr unbequem und kann Mifsverständnisse erzeugen, andererseits läfst es aber auch wohl den Vorwurf aufkommen, dafs man die Bedeutung jener Theile gar nicht verstanden habe.

Es ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, dafs alle jene Theile wesentlich nicht verschieden sind, sondern nur als Modificationen einer und derselben Bildung auftreten, gleichsam eines Ideals, welches wir nicht kennen, das wir nur in einem mit zahllosen Facetten geschliffenen Spiegel gebrochen erblicken. Dieses Ideal ist dem Prof. *Schultz* das *Anaphyton*, und er kann daher so gut die Knospen, wie die Blätter, den Wurzelstock, wie die Wurzeläste, ja die einzelnen Fiederchen eines Blattes und jedes einzelne Stückchen einer Wurzel u. s. f. *Anaphyta* nennen; denn alles dies ist ideal und real zugleich.

Die Benennung „Organ" verbleibt nun also denjenigen Theilen des Gewächses, welche isolirt nicht fortleben und sich nicht verjüngen können, während alle die Theile, welche in geeigneter Lage wieder ein ganzes Gewächs erzeugen können, „Anaphyta" heifsen.

Anaphytose ist demnach die Entwickelung jener Anaphyta und würde nicht allein die Vergröfserung der Anaphyta (das Wachsen) ausdrücken, sondern auch deren Verhältnifs zu einander. Man hatte auch wohl dafür bisher Ausdrücke, indem man das Wachsen und Verjüngen von Pflanzen-Individuen (zum Unterschiede von der *Vermehrung der Pflanzenarten*) als eine „*Reproduction*" bezeichnete und das Verhältnifs der Anaphyta zu einander als „*Metamorphose*".

„Reproduction" war aber schon früher bei den Thieren gebräuchlich, wenn man z. B. das Wiederwachsen eines Geweihes, die Nachbildung eines Salamanderfufses u. s. f. bezeichnen wollte. Deshalb kann dies Wort nicht gut auf Pflanzenbildungen angewendet werden; denn das Wiederwachsen eines Zweiges von einem verstümmelten Baume ist himmelweit verschieden von dem Wiederwachsen des abgeworfenen Geweihes. In dem Sinne, wie wir Anaphyta sagen, giebt es bei den Thieren keine Anazoa. *Schultz* hat darüber auch sehr ausführlich und schön in seinem Buche gesprochen.

Streng wissenschaftlich genommen dürfen wir also auch nicht von einer „Metamorphose" der Pflanzen

Digitized by Google

reden, denn Metamorphose ist nur bei den Thieren zu Hause. Der Verf. hat es sich indessen zu leicht gemacht, indem er die Anwendbarkeit des Begriffes der thierischen Metamorphose auf Pflanzenbildungen verwirft; denn das Wesen der Metamorphose besteht keinesweges allein darin, dafs *ein und dasselbe Individuum* früher als *larva*, später als *imago* auftritt. Wenn dies auch die gewöhnlichere Art der Metamorphose ist, die namentlich bei den Insecten bei Weitem vorherrscht, so zeigt sie sich doch namentlich bei den niedern Thieren, wo sie *Steenstrup* mit dem Namen „Generationswechsel" belegt, in ganz andrer Weise und es ereignet sich selbst bei den Insecten der Fall, dafs die Metamorphose durch das Entstehen *mehrerer* Individuen bezeichnet wird. Bei den Blattläusen sind die geflügelten imagines die *Nachkommen* der Larven. Das mufs doch auch Metamorphose heifsen, und wenn wir die Anaphytose mit *dieser* Art von Metamorphose vergleichen, so ist in der That der Unterschied nicht so grofs, als wenn wir nur an die Metamorphose einer Raupe denken. Dennoch sind so wesentliche Verschiedenheiten zwischen Metamorphose und Anaphytose, die in der gänzlichen Verschiedenheit von Thier und Pflanze begründet sind, dafs wir die Verbannung der Metamorphose aus der Botanik nur gut heifsen können.

In dieser Beziehung wollen wir für unsre Leser, selbst für die Nichtbotaniker, gleich bemerken, dafs sie in dem Buche eine Vergleichung zwischen der *Linné*'schen und der *Goethe*'schen Metamorphosenlehre finden, wie sie zugleich philosophisch und botanisch wohl noch nicht angestellt worden ist. Auch fehlt die *Berührung* späterer Ansichten nicht, denen jedoch, da sie nicht ausführlich genug durchgenommen werden konnten, ihr Recht nicht ganz widerfahren ist. Der ganze erste Abschnitt des Buches ist diesen Betrachtungen gewidmet.

Der 2te Abschnitt „*die Natur des individuellen Wachsthums*" stellt die Entwickelung der individuellen Anaphyta in einen Gegensatz gegen die „Anaphytose der Blumenbildung", welche Gegenstand des 3ten Abschnittes des Buches ist.

Hier beweist der Vf., und zwar wohl mit ziemlichem Rechte, obgleich oft mit zu grellen Zügen und mit zu harten Worten, dafs man den Vergleich zwischen der individuellen Anaphytis (also Blättern, Knospen und der Blume bisher nur zu sehr auf dem Wege der *Form*veränderung vorgenommen habe, und ein Hauptmangel der Lehre von der Blüthenmetamorphose sei darin zu suchen, dafs man die Erklärung der Bildung der Blumentheile ohne alle physiologische Rücksicht auf ihren Zweck und ihre Functionen unternommen habe (verbis ipsissimis). Als eine Probe des Vortrages mag für unsre Leser, denen das Buch selbst nicht in die Hand kommt, noch die folgende Stelle dienen: „die Lehre von der Blumenbildung ist der Vorbau zu der grofsen Brücke der vegetabilischen Befruchtung, welche von dem individuellen zum Geschlechtsleben herüberführt. Anstatt nun diese Brücke aus natürlichen Elementen weiter auszubauen, ist man vielmehr bei dem Vorbau stehen geblieben und dann von hier aus über die tiefe Schlucht zwischen dem Individuum und der Gattung mit einem Satze herübergesprungen, und hat die Morphologie der Früchte, als ob gar nichts dazu gehörte sie zu bilden, in eben so leichten Analogien ihrer Formen, wie die Blumenbildung selbst, behandelt. Man ist damit noch keinen Schritt über die Evolutionstheorie, über die Zeiten *Haller's*, *Bonnet's*, *Swammerdamm's* hinausgekommen. Nach der bisherigen Theorie ist die Blume eine verlängerte Pflanze (?) und die Frucht eine Fortsetzung und Verlängerung der centralen Blüthentheile, als ob der Sohn eine Verlängerung des Vaters, oder die Tochter eine Verlängerung der Mutter wäre".

Ueber die Beziehungen der Blume zu den individuellen Anaphytis scheint indessen der Vf. selbst nicht recht mit sich einig zu sein; denn einmal sagt er (Eingang zu §. 66), die Pflanzentheile, welche sich in Blumen *umbilden*, seien selbst schon durch die Anaphytose entwickelte Individualitäten in verschiedenen Gestalten, ferner (§. 69. Eingang), Kelche und Kronen, Nectarien und Stempel, selbst die Früchte können *Stengelformen annehmen*, u. dglm.; und dann nennt er die Formähnlichkeiten zwischen den Theilen des Individuums, der Blume und der Frucht wiederum eine *Scheinähnlichkeit* der Form, und meint die Formen schwänden bei der Blumenbildung in dem Mafse, als die Vegetationskraft nach innen zur Qualitätenbildung übergehe, worin das Wesen der Blume liege (§. 73.); ferner: dafs sich in Frucht- und Samenform die Blattbildung wiederhole, sei kein Beweis, dafs sie individuelle Formveränderungen wären (?).

Jedoch behält die Meinung von dem *Schein der*

Digitized by Google

Formübergänge, (welche aber gewifs nur wenige Botaniker theilen werden) die Oberhand. Der Verfasser hat für diese zwar seine Gründe; sie lassen sich aber sämmtlich durch Gegengründe entkräften. Zu den Lebenseigenschaften der Blumenhüllen soll eigenthümliche Färbung gehören, die von dem indifferenten Grün der Blätter und Zweige *immer* in dem bestimmtesten Gegensatz abweicht. Es giebt aber grüne Blumen (*Malaxis*, *Herminium*), schön gefärbte Kelche (*Fuchsia*, *Salvia coccinea*) und wiederum herrliche Farben der Bracteen bei *Melampyrum* und der Blätter bei *Begonia* u. s. f. Eben so sehen wir die bunten Blumenfarben der Hyacinthen und Tulpen öfters mit einfachem Blattgrün monströs wechseln.

Die Bewegungen, welche schon in den Blüthenhüllen hervortreten, sollen nicht minder Aeufserungen einer höhern Lebenserregung in diesen Theilen sein. Das mag sein; allein auch diese Erscheinung finden wir bekanntlich bei den Blättern wieder, wo sie bei *Mimosa pudica* und *Hedysarum gyrans* den höchsten Gipfel der Reactionsäufserungen in der Pflanzenwelt erreichen.

Auch die Geruchsentwickelung ist den Blumen nicht allein eigen, denn es giebt ja viele Pflanzen, bei denen Wurzeln, oder Stengel oder Blätter viel mehr Geruch haben, als die Blumen.

Wenn nun auch die meisten der angeführten Eigenschaften den Blumen vorzüglich zukommen, so gehören sie ihnen doch *nicht allein* und es besteht also eine solche Kluft, wie sie der Vf. annimmt, zwischen ihnen und den individuellen Anaphytis nicht.

Daher erscheinen auch manche von den „*praktischen Folgerungen*", welchen der 4te und letzte Abschnitt gewidmet ist, als Theorien, welche jenen Annahmen zu Liebe gebildet sind. Wir fassen diese in den Schlufsworten des §. 111. zusammen: „die Art der Ernährung mufs beim Blühen und Fruchttragen eine andre sein, als beim Wachsen". Der Vf. unterscheidet daher *körpernährende* und *blüthennährende* Düngerarten.

Der Vf. motivirt durch die Beziehung der Ernährung zur Anaphytose den Vortrag einer langen Abhandlung über den Einflufs der Nahrungsmittel auf die Gewächse. Es mufs uns dies auch höchst erwünscht kommen, da man über dies noch so wenig cultivirte wichtige Capitel nicht genug hören und lesen kann und da der Vf., der die Eigenschaften eines Gelehrten mit denen eines Garten- und Landbauers in seltnem Mafse verbindet, uns so viele eigne Erfahrungen bietet.

In Bezug auf jene verschiedene Art der Ernährung ist er offenbar zu weit gegangen. Wenn sich auch der Blüthen- und Fruchtstand eigne Stoffe aneignet und die Analysen derselben andre Resultate als die der Blätter geben, so bedingt dies doch nicht eine besondre Ernährung d. h. eine zu den verschiedenen Zeiten des Wachsthums und wiederum des Blühens verschiedene Darreichung von Nahrungsmitteln; denn wir sehen auf demselben Boden in dem einen Jahre die schlechteste Obsterndte, auf welchem im nächstfolgenden die vorzüglichste erfolgt. Da hier keine Veränderung des Bodens erfolgt ist, so kann auch die Fruchtbarkeit allein nicht in Veränderung der Bestandtheile liegen, sondern sie mufs von dem durch die mannigfaltigsten Umstände herbeigeführten *Gedeihen des ganzen Baumes* abhangen. Wir meinen also, dafs Einflüsse, welche auf Blüthen- und Fruchtstand wirken sollen, nothwendig auch die Blätter, Knospen etc. *auf eigenthümliche Weise* berühren müssen, womit nicht gesagt ist, dafs die individuellen Anaphyta grade in einen Zustand von *Ueppigkeit* versetzt zu werden brauchen.

Um consequent zu sein, mufste der Verf. nun auch die Existenz der sogenannten Bodenfloren leugnen. Er thut dies mit folgenden Worten (§. 142): „Das Gedeihen der Pflanze durch die Perioden ihrer höchsten Lebensthätigkeit (nemlich Blühen und Fruchttragen) zeigt sich auch nach den verschiedenen Gegenden und Standorten im wilden Zustande sehr verschieden, und oft ist der verschiedene Ausdruck einer Flor *viel weniger durch verschiedene Pflanzenarten als durch die Art des Wuchsthums und Blühens derselben Pflanze bedingt.* So sind Kalkpflanzen, Thonpflanzen nicht immer sowohl verschiedene Arten, als auf verschiedene Art wachsende und blühende Individuen."

Das würde also heifsen, dafs *Nigella arvensis*, *Helianthemum vulgare*, *Euphorbia exigua*, *Astragalus Cicer*, *Prunella grandiflora* u. dgl. auf Thonboden kümmerlich wüchsen und auf Kalkboden üppig ständen, oder umgekehrt. Das ist aber nicht der Fall: sie wachsen auf einem Thonboden gar nicht und kommen in desto vollständigerem Vereine und desto gröfserer Individuenzahl zusammen, je mehr die Kalktheile, bis zu einem gewissen Maximum in dem Boden zunehmen. Die Kalktheile verursachen hier also nicht gröfsere Ueppigkeit, oder überhaupt *einen andern Zustand* einer Pflanze, sondern *sie erzeugen die ganze Pflanze.*

Wir können also die Bodenfloren, zu denen sich noch viele Beispiele hier beibringen liefsen, besonders von den Eigenthümlichkeiten der Sandflora, nicht leugnen, und die meisten Botaniker sind wohl in der Existenz derselben einig. Allerdings werden sie häufig durch die grofse Fügsamkeit der Pflanze in die äufsern ihr nicht ganz zusagenden Umstände und durch die bunte Zusammensetzung der meisten Bodenarten, sehr entstellt, wie dies das non plus ultra von Pflanzen-Chaos, ein *botanischer Garten*, lehrt. Allein, wenn man genau mustert, was auf einem natürlich gebildeten Boden steht, sowohl der Individuen- als der Artenzahl nach, und wenn man ferner überlegt, was auf demselben *nicht* steht, so wird man, auch ohne auf den mehr oder weniger üppigen Wuchs, Blüh- oder Fruchtbarkeit zu sehen, mit ziemlicher Bestimmtheit angeben können: ob eine namhafte Quantität Kalkerde in dem Boden ist, ob er unter 10 Procent oder über 20 Procent Thon enthält, ob er sehr sandig oder ob er sehr humusreich ist, oder nicht. Einige Pflanzen sind subtiler und wähliger in dieser Beziehung, als andre, und eben deshalb unterscheiden wir ja auch bodenstete und bodenvage.

Die Ermittelungen können hier also ohne gleich-

Digitized by Google

zeitige Berücksichtigung der Blüh- oder Fruchtbarkeit und der gröfsern oder geringern Ueppigkeit vorgenommen werden, obgleich nicht in Abrede zu stellen ist, dafs diese gleichzeitige Beobachtung von grofsem Interesse ist und bei nicht holzigen Pflanzen noch viel zu wenig erfolgte, wie der Verf. ganz richtig bemerkt. Bei Holzpflanzen hat man längst darauf geachtet, wie der geübte Blick des Forstmannes beim Ansprechen ganzer Waldmassen beweist. Aber auch bei den Waldbäumen wissen wir nicht, dafs irgend eine chemische Veränderung des Bodens mit der Blühbarkeit der Bäume im Zusammenhange stände. Im Gegentheile, oft tritt ein frühzeitiges und reichliches Blühen da ein, wo wir es nicht erwarten und wo die *Concentration der Säfte*, welche *Schultz* für besonders nöthig hielt, gewifs nicht Schuld hat, wie z. B. bei Kiefern auf dem schlechtesten sandigen oder auf Bruchboden; und umgekehrt, zuweilen sehen wir auf einem Boden, dem gar nichts zu fehlen scheint, hartnäckige Unfruchtbarkeit bestehen. Die Natur spottet dann aller unsrer Theorien!

Aufser der Einwirkung der eigentlichen Nahrungsmittel berührt der Verf. nun auch noch die andern äufsern Lebensbedingungen (Jahreszeit, Witterung, Standort), welche gewifs eben so wichtig bei dem ganzen Wachsthums- und Blüheprocefs sind, wie jene und manche Erscheinung erklären, welche jene dunkel lassen.

Daran reiht sich ein kleiner Abschnitt über die Lebensbedingungen für die Entwickelung der Früchte und die Veredlung der cultivirten Pflanzen. Darauf wird das Verhältnifs der Krankheiten zur Anaphytose erörtert, wobei, wie mir scheint, wieder zu grofses Gewicht auf die Individualität der Anaphyta gelegt wird; denn, wenn auch Krankheiten sich *öfters* auf einzelne Anaphyta beschränken, so geschieht dies doch keinesweges *immer*, wie §. 179. Eingangs gesagt ist. Der Verf. erwähnt zwar schon am Ende desselben Satzes der *allgemeinern Verbreitung von Krankheiten* bei fortdauernden Ursachen während der Dauer der Entwickelung aller Anaphyta; dann steht ja dieser Satz aber doch in directem Widerspruch gegen den ersten.

Jeder Botaniker wird mir zugeben, dafs der Verf. hierin zu weit geht und viele seiner Lehrsätze zu streng nimmt. Die auffallendsten Beispiele mögen uns hier zunächst die Monstrositäten liefern, welche wir doch mit zu den Krankheiten rechnen dürfen. Oft sieht man 2 Pflanzen dicht neben einander, von denen die eine lauter normale Bildungen aufzuweisen hat, die andere aber mit den wunderlichsten Mifsbildungen von Blumen und Blättern besetzt ist. Im Boden und in der Luft liegen die Ursachen nicht, denn sonst müfste die andere Pflanze auch Mifsbildungen tragen. Es ist also hier eine Disposition vorhanden, welche *mehrere* Anaphyta ergreift, *weil* die ganze Pflanze, das Collectiv-Anaphyton davon durchdrungen ist.

Wir können also nur zugeben, wenn behauptet würde: unabhängiger *können* sich in dieser Beziehung zuweilen die Anaphyta verhalten, als die thierischen Glieder, aber sie *müssen* es nicht immer.

In mehreren §§. (§. 184—190.) werden die Ursachen der Unfruchtbarkeit besprochen, weil auch diese aus der Rückwirkung des Individuums auf die Blume und aus der Natur der Enanaphyta — so werden die einzelnen Theile der Blume, welche ihr wieder einen individuellen Charakter verleihen, genannt — zu erklären sind.

Eine nicht ungewöhnliche Art von Unfruchtbarkeit soll ferner als *Hemmungsbildung* zu erklären sein (§. 191—192), so seien z. B. die meisten gefüllten Blumen durch Echmaphytose (ἔχμα = Hemmung) gebildet.

Den Beschlufs des Ganzen macht *die künstliche Vermehrung*, also z. B. die Vermehrung durch Stecklinge, Blätter, Wurzlinge u. s. f. Dieser ist einer der interessantesten Theile der Schrift, weil wir hier die sonst nur von Praktikern empirisch besprochenen Gegenstände von Seiten der Pflanzenphysiologie beleuchtet sehen. Die schon früher gerühmten Eigenschaften des Verf.'s befähigen ihn besonders, in dieser wichtigen Angelegenheit ein Wort mitzusprechen, und wir hätten nur gewünscht, dafs dies Kapitel *viel weiter* ausgedehnt worden wäre. Es hätten in demselben überhaupt alle Erscheinungen zusammengestellt werden können, welche bei der Vermehrung der Gewächse zur Sprache kommen; es mufste also *so gut der natürlichen*, wie der künstlichen Vermehrung an dieser Stelle Erwähnung geschehen und wie eine künstliche Vermehrung oft schon durch die Natur eingeleitet wird. So bringen einige Gewächse erst bei künstlicher Verjüngung Wurzelbrut, während andre ohne Zuthun des Menschen solche treiben, wie die Weifserlen, Rosen u. dgl. mehr. Auch würde eine Eintheilung solcher Verjüngungs-Anaphyta Manchem sehr angenehm gewesen sein. So verjüngt sich im natürlichen Zustande die Hasel anders, die Eberesche wieder anders, Wachholder noch anders, und Ahorn, Eiche, Linde wieder in feinen Nüancen verschieden. Worin haben wir die Ursachen dieser merkwürdigen Verschiedenheiten zu suchen?

Wir haben, wenn nicht ein viel gröfseres Buch hätte aus der Recension entstehen sollen, als der Text selbst ist, nur hier und da oberflächlich einiges prüfend berühren können, glauben aber so viel von dem Hauptinhalte des Werkes angedeutet zu haben, dafs sich bald ein grofser Kreis von Lesern versucht fühlen dürfte, sich um dasselbe zu sammeln. Möge dieser sich besonders aus tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten Gärtnern, Land- und Forstwirthen bilden; denn diesen allein wird eine Entscheidung über die interessantesten Puncte des Buches zustehen. Die *praktischen Folgerungen* nehmen den gröfsten Theil desselben ein.

Ratzeburg.

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

XXIX.

H. Petermann, Grammatica linguae Armeniacae. Berol. Eichler 1837. *XII. u.* 264 S. 8.

Dieses verdienstvolle Werk eines auf orientalischem Gebiete vielseitig thätigen Mannes zeichnet sich besonders durch die vergleichende Einführung der armenischen Sprache in die indogermanische Familie aus. Jedoch bleibt uns seine allgemeine Ansicht über ihre Stellung in dieser Sprachfamilie noch unbekannt und ist wohl in seinen noch nicht herausgegebenen Prolegomenen zu erwarten; mitunter vergleicht er, vielleicht nicht mit hinreichendem Grunde armenische Sprachformen mit solchen andrer Familien. Die Stellung der armenischen Sprache als Mittelgliedes zwischen die indogermanischen und die semitischen, auch die kaukasischen, Sprachen bei neueren Linguisten verdient keine Berücksichtigung. Mischungen hat freilich die armenische Sprache viele erlitten; und die semitische nimmt eine nicht unbedeutende Stelle dabei ein, erklärt sich aber auch unschwer aus historischen Gründen. Wenn auch schon Strabon I. 29 die semitischen Araber und Syrer nach Abstammung und Sprache zu den Armeniern stellt, so dürfen wir nicht übersehen, dafs er auch die Arianer hinzufügt, und an andern Orten, wie XI, 19 sq., die Armenier den Medern und Thessalern ähnlich und verwandt nennt. Ihre Verwandtschaft mit den Medern wurde überhaupt von den Alten anerkannt; und die Aehnlichkeit ihrer Sprache mit der persischen erhellt auch aus Xenophon (Anab. IV. 5), der den armenischen Komarchen „διὰ τοῦ περσίζοντος ἑρμηνέως" vernahm. Eine andre, schon von Herodotos (VII, 73) ausgehende und von Späteren auch für die Sprache behauptete Zusammenstellung der Armenier mit den Phrygen ist von Wichtigkeit für die Stammgeschichte der kleinasiatischen Völker und gewinnt vielleicht durch die kleinasiatischen Forschungen neuester Zeit mehr Wahrscheinlichkeit, als sie uns bisher zeigte.

Die nächsten und sichersten Gründe für die genealogische Stellung der Armenier mufs uns ihre Sprache gewähren; Beiträge dazu lieferten noch durch sprachliche Vergleichungen *Pott*, obwohl noch ungewifs über ihre Stellung; bestimmter *Schwartze* in seinem grofsen Werke über Aegypten. Die Untersuchung wird schwieriger durch den trotz des vielfältigen literarischen Anbaus fast wild zu nennenden, eigenthümlichen Charakter der Sprache mit ihren rauhen Gutturalen, Zischlauten und ungewöhnlichen Lautverbindungen, mit ihren mannigfaltigen und schwer zu sondernden grammatischen Formen. Leider reichen die Denkmäler der Sprache nicht einmal bis zum Anfange unserer Aera hinauf, und es fragt sich sehr, ob sie noch irgendwo in Keilschriften (z. B. in den von *Schulz* copirten) in älterer und reinerer Gestalt auftreten wird. Indessen leuchtet durch ihre gewifs frühe isolirte und selbständig fortgebildete Gestalt der indogermanische Typus sicher durch, und wir glauben sogar nicht zu viel zu wagen, wenn wir sie bestimmt zu dem arischen oder medo-persischen Aste rechnen; ob sie sich und ihr Land einst selbst mit dem Ariernamen bezeichneten, lassen wir vorläufig dahin gestellt. Einen bekannten Zweig jenes Sprachastes, dem das Armenische vorzugsweise nahe stünde, wissen wir nicht zu nennen; das Neupersische stellt sich vielleicht nur deswegen am Nächsten, weil es die erreichbarsten Mittel zur Vergleichung bietet; auch der geringe bekannte Stoff des Ossetischen bietet nicht unwichtige Berührungen. Unser Verf. hat bei seinen sehr dankenswerthen Vergleichungen die arischen Sprachen etwas weniger zugezogen, als zu wünschen war. Seine Mittheilungen benutzend versuchen wir durch einige fragmentarische Vergleichungen zur genealogischen Stellung der Sprache beizutragen. Ein wichtiger Punct: die Menge der

Digitized by Google

mit arischen, namentlich neupersischen, nah verwandten Wörter kann freilich hier nur schlechthin behauptet werden; die zahlreichen persischen Einflüsse, besonders unter den Sassaniden, reichen nicht hin, diese Verwandtschaft durch Mischung zu erklären.

Nicht blofs die Sprachvergleichungen, sondern auch die älteren Grammatiker, vorzüglich *Dionysios*, erweisen: dafs die armenische Sprache in historischer Zeit eine fast regelmäfsig durchgehende Lautverschiebung erlitten hat, ohne jedoch sie durch die Schrift zu bezeichnen, ähnlich also, wie die griechische Sprache. Auffallend dabei ist, dafs die Verschiebung der mediae und tenues wechselseitig vor sich geht. Jedoch bemerken wir: dafs *Schröder* — der doch auch, wie *Petermann* die armenische Aussprache aus nationalem Munde erlernte — vielmehr die alten mediae und tenues als solche bestehen läfst, nur ersteren eine harte, diesen eine weiche Art der Aussprache zuschreibend. Wir bezeichnen im Folgenden die mediae und tenues nach ihrer ursprünglichen Stufe; die härteren, öfters durch Gemination ausgedrückten, Laute durch Aspiration (zugesetztes *h*); *j* laute wie im Französischen u. s. w.; unsre möglichst einfache und bestimmte Bezeichnung der übrigen Buchstaben bedarf für den mit der Sprache bekannten Leser keiner Erläuterung, und reicht hoffentlich auch ohne diese Eigenschaft des Lesers für den Zweck der Unterscheidung und Vergleichung der Laute hin.

Die mutae stehn im Allgemeinen auf sanskritischer Stufe; doch zeigen sich Ausnahmen, wie im Neupersischen, am Zahlreichsten wohl Verhärtungen der mediae in tenues. Diese Verschiebungen scheiden sich indessen scharf genug von der genannten allgemeinen späteren; doch mag diese bereits angedeutet sein durch das Schwanken der Schreibung in manchen Wörtern, z. B. in *bant* neben *band* Sskr. *bandh*, wo wir diesen Zwiespalt schwerlich der ursprünglichen tenuis aspirata zuschreiben dürfen. Die Aspiraten und Palatalen haben zwar manche Aehnlichkeit mit den indischen und arischen, scheinen jedoch grofsentheils auf eigenem Boden entsprungen. Unsre Vergleichungen beziehen sich zunächst auf die Mitlauter; der Vocalismus, dessen Eigenthümlichkeit und Wichtigkeit vorzüglich in der Flexion hervortritt, erfordert ein eigenes Studium, dem sich am Wenigsten Referent bis jetzt gewachsen fühlt.

Unmittelbare und ausschliefsliche Correspondenzen mit dem Zend sind selten, wie z. B. die Prp. *apa*; *atr* (*Feuer*) Z. *âtar* ist zunächst nicht mit dem gewöhnlichen Neupers. آتش, sondern mit einer (älteren und dialektischen?) Form اتر zu vergleichen. — Arm. *z* Sskr. *h*: *bazum viel* (*m* altes Accusativsuffix? oder vergl. nach *Burnouf* Suffix *ma* in Zend. *taocma germe* Pers. *tokhm* Armen. *tohm*: Sskr. *tôka?*) Sskr. *bahu* (neben *vahu*, woher eine Zendform) Pers. بس. — *bazuk Arm* Sskr. *bâhu* Z. *bâzu* Pers. بازو Kurd. *bazk* (Suffix wie Arm.). — *hazar* 1000 Sskr. *sahasra* Z. *hazaṇra* Pers. هزار. — *lizél* lecken (neben *lakél*) Sskr. *lih* Pers. لیسیدن (neben لعق etc.) Kurd. *balisum* 1. ps. sg. prs. Hierher zunächst Arm. *lézu Zunge*, welchem unter dem Formengewirre der verwandten Sprachen Lith. *lézuwis* sich am Meisten nähert und zugleich sich ähnlich zu Slav. *yezik* zu verhalten scheint, wie die armenische Form zur zendischen *hizva*; vergl. auch und über Arm. *léard* u. s. w. — Arm. *s* Sskr. *h*: *dustr Tochter* Sskr. *duhitṛ* Z. *dughdhar* Pers. دختر; aber auch Arm. *ducht* in Zss., wie Pers. دخت — Wz. *as* Sskr. *ah*. — sirt *Herz* Sskr. *hṛd*, *hṛdaya* Z. *zĕrĕdhaêm* acc. Oss. *serde* Afgh. *zirre*, *zile* Pehlv. Kurd. *del* Pers. دل, دیل (*d*, bereits in den Keilschriften,: Z. *z* vgl. u. A. Pers. دست *Hand* Sskr. *hasta* Z. *zaçta*; demnach Pers. ارزو (*erzû*) und خرد *mens* nicht hierher) und die lith. slav. Formen. — Arm. *ds* Z. *z* Sskr. *h*: *méds grofs* Sskr. *mah* — *at* Z. *mazô* Kurd. *mazen*. — Arm. *ds* Z. *z* Sskr. *g'*: *dsnanil* Sskr. *g'an* Z. *zan* Pers. زاي neben زاي; in dieser und der verwandten Wurzel *g'nâ* tritt aufserdem im Armenischen und Persischen auch *g'* auf. Unser Verf. stellt auch Armen. *kin* (in der Flexion *kan*, vielleicht eigentlich *kanan*, *kann*) zu Pers. زن; näher aber zeigt sich Pers. کن *coitus*, *mulier eum perpessa* und Mehreres der Art, vrm.: Pers. کن *Verlangen*, wie Arm. *kin*: *kinél* Sskr. *kam*, obwohl auch Armen. *kam* = Sskr. *kâma Verlangen*. — Arm. *ds* Sskr. *g'* Z. *j* Pers. *z*: *dsunr* (über die Endung *r* s. u.) *Knie* Sskr. *g'anu* Z. *jĕnu* Pers. زانو Afgh. *zingun* etc. — Armen. *ths* Sskr. *g'* Z. Pers. *z*:

Digitized by Google

thsivn, thsmérhn (*Winter* u. s. w.) Sskr. *hima* Z. *zimm* Pers. زمستان Oss. *sîmeg*. *etc*. Arm. *ths* steht auch sskr. Gutturalen, gleichsam als Vätern der Palatalen gegenüber, umgekehrt A. *békél frangere* Sskr. *bhang* (*bhak*). — Arm. *h* oder Aphaerese für Sskr. *s* Z. Pers. *h* : *hazar* siehe oben vergl. vrm. *hogh* = Lat. *solum* (*gh* = *l*). — *évthn* (7) Sskr. *saptan* Z. *haptan* Pers. هفت Oss. *âvd* Ku. *ahft* vergl. Arm. *wéts* (6) Sskr. *shash* (*shat*) Z. *csvas* Pers. Ku. شش; dagegen inlautend Arm. *tasn* (10) Sskr. Z. *daçan* Pers. ده. — Vielleicht Arm. Pers. *ch* Sskr. *s* in *choz* Pers. خوک: Sskr. *sukara* Lt. *sus*. Aehnlich Armen. *gh* in *ught Kame* Sskr. *ushtra* Z. *ustra* Pehlv. *oshter* Pers. *ushtur* und *shutur* شتر Ku. *eshter* Afgh. Diall. *uch*, *ush*. — Arm. *ch* Sskr. *sv* Z. *kh* (*qu?*) Pers. خو, خوا später *châ*, ja *kâ* ausgesprochen: *khoyr Schwester* Sskr. *svasr* Z. *khanhar* Pers. خواهر etc. — *chun Schlaf* Sskr. *svapna* etc. Z. *khafna* Pers. خواب Ku. *kahhuna* (nach Garzoni's Schreibung) Afgh. *chob*. — Armen. Pers. *sp* Sskr. *çv* Z. *çp* : *asp Pferd* Sskr. *açva* Z. *açpa* Pers. اسپ etc. — *spitak weiſs* Sskr. *çvèta* Z. *çpaèta* Pers. سپید Ku. *spi* Afgh. *spin*. Dagegen: *shun* gen. *shan Hund* Sskr. *çvan* schw. Form *çun* Z. n. *çpâ* acc. *çpânem* aber gen. *çûnô* Altpers. σπάκα Afgh. *spei* Pers. سگ Ku. *sah*. Ferner *késur* und *skésur* Sskr. *çvaçura* (Lat. *socer* etc.) Pers. خواسر etc. Ku. *kasú*; ähnlich *zgést* Lt. *vestis* Sskr. *vastra* Pers. گسي (gisi); *s* und *z* treten oft im Armenischen unorganisch vor (vrgl. die verwickelte Frage über die Geltung der zahllosen Fälle, in welchen in den verwandten Sprachen Sibilanten vortreten und abfallen); doch zeigt sich auch *nu Schnur* Sskr. *snusha* Slav. *snocha* cf. Alban. *nusä* Lt. *nurus* etc. Es fragt sich somit: ob jenes *sk* = Sskr. *çv* oder armen. Neubildung aus der aphärirten Form *késur* vergl. Alb. *vyécheri*. Für *k*, *g* : *v* vergl. dann Armen. *gini vinum*; *agah avarus* nach dem Verf.; *gtanél* Sskr. *vid*, *vind*; *gitél scire* : Sskr. *vid* neben *ditél videre*: Pers. دیدن Afgh. *ĭdal* etc.; vergl. Armen. *go-l* = Sskr. *bhû*. — Sskr. *r̥* : armen. pers. Vocal ohne *r* z. B. in Sskr. *drç sehen* Armen. *désanil* Pers. دیس in Zss. Aehnlich verschwindet Anusvara in Arm. *mis* *Fleisch* Sskr. *mansa* Alb. *mishä* vrgl. Pers. مزه *Leckerbissen?* — Arm. Pers. *sh*, wo der sanskr. Zischlaut in *r* übergeht : *tshmani Feind* Sskr. *durmanas* Pers. دشمن Ku. *dusman* Slav. Dakor. Zig. *dushman* wohl aus dem Persischen. Dagegen Arm. *érivar Pferd* : Pers. اسوار *(isvar)*, demnach verschieden von Z. *aurvat* Sskr. *arvan*. — Arm. *séav schwarz* Sskr. *çyâma* (über Arm. *v* aus *m* vergl. Ptrm. S. 57, 100) Phlv. *shabha* Oss. *sav*, *sau* Pers. سیاه. — Arm. *dur*, *durhn Thüre* Sskr. *dvar* Oss. *duar* Pers. در.

In diesen Vergleichungen steht gröſstentheils das Armenische dem Sanskrit gegenüber auf arischer Seite, manchmal dem Zend, Ossetischen, Afghanischen näher, als dem Neupers. und Pehlvi. Doch ergaben sich bereits Ausnahmen und eigenthümliche Bildungen des Armenischen, zu denen wir noch einige Beispiele fügen wollen: Arm. *astgh Stern* vergl. Prs. اختر, doch auch استاره *(estâreh)* neben ستاره (sitâreh) cf. Z. *çtâra*, *çtar* etc., und für *gh* = *l* Lt. *stella* Oss. *stal*, *stâleh*, *staluteh*. — A. *sak Ei* Prs. هک *(hâk)* Kurd. *häk*, *ek* Oss. *aik*; *Pott* stellt *(Et. F.* I. 122*)* zu beiden letzteren Wörtern demnach schwerlich richtig Prs. خوایه und Afgh. *uja*, *kui*, wozu dagegen Arm. *thru* und (nach *Schwartze*) Kopt. *souhe* zu gehören scheint; ebensowenig mögen wir mit *Petermann* und *Pott* Goth. *ei* Ags. *äg* etc. hierher setzen, da das Krim-Goth. *ada*, das auch *J. Grimm* neuerdings zu diesem räthselhaften Wortstamme zieht, nahe an Ss. *anda* grenzt. — Häufig hängt das Armenische — ähnlich das Ossetische und Kurdische — das Suffix *k* an, vergl. Ss. *ka* und, sofern es deminutive Bedeutung hat, die sich z. B. noch in A. *manuk Knabe* gleich *Männchen* vermuthen läſst, die Ueberhandnahme alter Deminutivformen ohne deminutive Bedeutung in degradirten Sprachen, wie besonders im Neugriechischen; dem A. *kapik Affe* Ss. *kapi* stellt sich auch Prs. *gebig* (bei *Klaproth*) zur Seite. — A. *pati* Ss. *prati* cf. πότι : πρότι. Aber A. *varél* Ss. *vah*, was uns nicht an *Faran vehere* erinnern darf. — A. *léard* Ss. *yakrt* Phlv. Ps. جکر, (Z. *yeker* Anq.!), erinnert an *Leber*. Der Verf. stellt auch *léarhn Berg* zu Ss. *giri*, passender zuvor aber A. *gir*. Auffallend ist hier

Digitized by Google

und oben bei *lézu* die Begünstigung des *l* (nach dem Vf. S. 27 sq. eig. *ll, lj*, da *gh* das reine *l* repräsentirt und früher in diesem Falle diakritisch bezeichnet wurde), da es sonst den Widerwillen gegen *l* mit altarischen Sprachen theilt. — Labiale aphaerirt oder durch *h* (wohl als Rest einer lab. aspirata?) ersetzt: *hraman* Ss. *pramana* Prs. فرمان *Fermân*; *unch Nase* Oss. *findz* Abass. *pinza*, doch indogermanischen Stammes vergl. Prs. بيني *(bini)* und vielleicht Alb. *hundä*, nach Klaproth auch Afgh. *posa; hartsanél* Ss. *praćch* Z. *pěrěç* Oss. *fars* Ps. پرسيدن; dagegen *parz*: Ss. *ṃrg; otn Fuſs* Ss. *pada* Z. *pâdha* Ps. پاي etc.; *hur* Prs. هير: πῦρ, *viur* etc. wenn nicht: ANord. *hyrr* Goth *haúri (Kohlfeuer); hing* (5) Ss. Z. *panća* etc. *hayr Vater* Ss. *pitṛ* Z. *paitar* Phlv. *abider* Prs. پدر Oss. *fid* (in der Bedeutung *Fleisch*: Ss. *piṇda*, wohin vielleicht auch Illyr. *putt* id.) Afgh. *pelar* etc., vergl. Gadhel. *athair* spr. *ahir* mit gleicher Entstellung, und für das Suffix zugleich Arm. *mayr mater*. Sollte auch in A. *ayr Mann* ein ähnlicher Proceſs vorgegangen sein? der Vf. vergleicht sowohl Ss. *nṛ*, als Türk. *er*; das Letztere wenigstens mögen wir eben so wenig hinzuziehen, als Skyth. *aior* und Ss. *viras*; in der Flexion wandelt sich *ayr* in *arhn*, vergl. oben *durhn* neben *dur*, aber auch die Stämme, deren *n* (s. u.) im n. sg. abfällt; der Stamm erinnert dadurch an ἄῥρην. Dieselbe Erweichung des Suffixes auch in dem fremdartig klingenden *éghbayr Bruder* — vergl. Ss. *bhrâtṛ* Z. *brâtar* etc. — worin wir, wie häufigst im Ossetischen, eine Umkehrung von *br (gh = r, l)* nebst vocalischem Vorschlage vermuthen. Anders gestaltet sich *tagr* Ss. *dêvṛ* vergl. unter den verwandten Wörtern besonders Ags. *tacor* Ahd. *zeihhur*; Prs. Buchar. *dader älterer Bruder* vielleicht eher = Ss. *dhâtṛ* als Versorger der Familie. A. *uckt* ist vielleicht von dem gleichbedeutenden Lat. *pactum* entlehnt, da Wurzel Ss. *Bhag*: A. *bag Antheil* und *paght* = Ps. بخت *Schicksal* vergl. Alb. *bakt Zufall* neben *pacht Bestimmung*. — Da auch im Persischen besonders gutturale und labiale tenues und mediae häufig esoterisch wechseln, stellen wir A. *gub* κύπη Ss. *kûpa* lieber zunächst zu Prs. كوپ, كوب, als zu Syr. *gub, gubô* und den verwandten semit. Wörtern. Ein andrer Wechsel in A. *yôdél* Ss. *yug jungere* neben *xoyk* Ss. *yuga jugum* Ps. يوغ neben جو. — A. *uth* (8) prâkritartig cf. Ss. *ashṭan* Z. *astan* Ps. هشت etc. — *gayl* = Lth. *gailus (venenosus, furibundus)* nach dem Vf. vergl. Ps. فايل Alb. *chel-m G.* *Betrübnis*. — *éghungn* Ss. *nakha* Prs. ناخن, ناخونه Ku. *nanúk, neinuk* Oss. *nach, nuâch* Afgh. *nuk* Lt. unguis, ὄνυχς etc. — *artôsr* pl. *artasuk* Ss. *açru* etc. Prs. اشك Lith. *aszara* u. s. w.; *r* gehört nicht zum Stamme, *t* ist vielleicht der in den keltischen, deutschen, lateinischen, griechischen Sprachen anlautende Dental. — *akn oculus* Sskr. *axan, axi* Z. *ashi*, darneben pl. *aćhkh*; vergl. zunächst Lth. *akis*. — *oskr* ὄστεον Sskr. *asthi* Z. *açta* Pers. استخان (neben استه, خسته *nucleus* cf. Pott und *Rüdiger* Kurd. St.) Kurd. *hasti, astii*, Oss. *asteg, steg*; der arm. Guttural scheint uns in den persischen und ossetischen Formen wieder zu begegnen, am Nächsten aber steht das Kelt. *ascorn* etc.; *r* zeigt sich auch in Alb. *üshträ* neben *üshtä*, ist aber eher im Arm. jenes überzählige Suffix. — A. *argh* ἄρκτος Sskr. *ṛxa* Pers. خرش aber Ku. *erg*, noch näher Oss. *ars* cf. Bask. *artza* Cymr. *arth*. — A. *atamn Zahn* Sskr. *danta* Pers. دندن Ku. *dedán* Oss. *dendag*; A. *m* gleicht wohl nur zufällig dem durch ein Labialsuffix herbeigeführten in Alb. *dhämb* Slav. *zomb (zab)*. vergl. unten über das armenische Suffix *mn*, das hier sich an die Wurzel Arm. Sskr. *ad essen* gehängt haben könnte; doch Wer weiſs! *a* kommt öfters in gleicher Stellung vor, wie Griech. *o* vergl. ὀδοὺς und Arm. *anun* ὄνομα. — A. *gluch Kopf*, wohl unverwandt mit Pers. كله, das im Türkischen *geschorener Kopf* bedeutet, wo كل *(kel)* = κεφάλι ψωριασμένον vergl. Arab. قلة *Gipfel??* Dagegen werden wir an Slav. *glowa* und andere Formen europäischer Sprachen erinnert. So auch A. *khôsh Ziege* Slav. *koza, koja*.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 57.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

H. Petermann, Grammatica linguae Armeniacae.

(Schlufs.)

Ueberhaupt treffen viele armenische Wörter näher mit den abendländischen Verwandten zusammen; für das Lateinische und Griechische hier noch einige Beispiele, unter welchen sich aber wahrscheinlich auch blofse Entlehnungen befinden: *amân omnis* nach *Pott* von Sskr. *amâ mit*, anders *Benfey* griech. Wörterbuch XVI.; weitere Vergleichungen *Pott's* s. in Kurd. Studien. — *lusna luna (lusna)* cf. A. *loys lux* Pers. روشنا *lucidus* Wurzel Sskr. *ruć* Z. *racć*. — *hav* Lt. *avis* und *avus*. — *atél odisse* cf. Oss. *asnag Feind* Goth. *hatis*. — *hot odor* (Lat. Griech. Lith. ohne *h*). — *ashtê hasta*. — *tacht tectum* vergl. unter Andern Sskr. Wz. *sthag* Pers. سطح (mit dem arab. Zusatz البيت *des Hauses*) *Dach*. — *chogh coquus* neben *éphél* πέπτειν, aber auch ἕψειν Pers. پختن etc. Das Cymrische, Deutsche, Lateinische, Slavische zeigen, vielleicht durch gegenseitige Entlehnungen, hier auch verschiedene Wurzelformen neben einander. — *pogh collum* nach dem Verf. *bakugh baculus*. — *aprél aperire*. — *paghat palatium* und *kanthigh candela* eher aus dem Neugriechischen. — *aghuês* ἀλώπηξ; doch vergl. die Sskrtw. bei *Benfey* I. 74. — *kêt* κῆτος, *cete*. — *kazm* κόσμος cf. Cymr. *casmai* etc. — *burkn* πύργος. — *kégh* κάλλος. — *makhi Schaf*: μηκὰς *Ziege*. — *bur* μύριοι Pt., vielmehr = Z. *baèvare* und der Form nach noch näher Sskr. *bhûri viel*. — *bolor* ὅλος? — *phokr* μικρὸς, eher: *paucus*, aber, wenn nicht *ustr filius*, mit aph. Labial und dem Verwandtschaftssuffixe *tar* cf. u. A. *dustr filia*, widerspricht, nach Bedeutung und Form vielmehr = Pers. پسر Ss. *putra puer* etc. — *kharoz* κᾶρυξ neben *kardal clamare* vergl. Wurzel *Gr*.

Wir geben noch einige Bemerkungen über die Flexion, indem wir gerade durch die fleifsigen und scharfsinnigen Nachweisungen des Verf. geleitet, bisweilen einer andern Richtung folgen.

Die Vergleichung der urverwandten Sprachen zeigt im Armenischen häufig die Nominalsuffixe *r* und *n* an ungewohnter Stelle, so dafs man leicht versucht ist, versteinerte Suffixe des nom. u. acc. sg. in ihnen zu vermuthen; um so mehr, da der bekannte Uebergang von *s* in *r* auch im Armenischen nicht selten vorkommt. Aber bei näherer Betrachtung ergibt sich für's Erste: dafs die liquiden Endungen *r*, *n*, *gh* (= *l*, wiewohl nicht ausschliefslich; die Aussprache isi die halb liquide des griech. γ vor dunkeln Vocalen) gewisse Eigenthümlichkeiten in der Flexion gemein haben. Der Schein alter Nominativendung auf *r* wird durch das völlige Verschwinden dieses Buchstabens aufserhalb des nom. und des damit identischen acc. sg. unterstützt; aber dies geschieht nur aus phonetischem Grunde, wo dem *r* Consonanten vorausgehn und erleidet selbst da häufige Ausnahmen; während ein andres phonetisches Gesetz bei vorausgehendem Vocale das *r* auch in den andern Casus verbleiben und den flexivischen Vocal unmittelbar *vor es einschieben* läfst, ähnlich auch bei den Stämmen auf *n* und *gh* wirkend. Wir wissen nun, dafs die Suffixe *n* und *r* in vielen indogermanischen Sprachen ebenfalls eine besondere Flexion herbeiführen und namentlich die sogenannte schwache Declination veranlassen helfen. Uebrigens tritt Arm. *r* auch an Stämme, die in den verwandten Sprachen als neutrale erscheinen und somit nie ein *s* als Nominativsuffix besafsen. Das besonders häufig suffigirte *n* (welches bisweilen mit *r* wechselt) erklärt der Verf. aus dem artikelartig angehängten pron. dem. *an*. In vielen Stämmen fällt es, wie in den verwandten Sprachen, im nom. sg. ganz ab und gewinnt durch seine Wiedererscheinung in den andren Beugefällen als *an* eben so flexivischen Schein, wie in der deutschen schwachen

Digitized by Google

Declination. Hierher gehört auch das Abstracta bildende Suffix *mn*, das wir mit dem vielfach interessanten (Sskr.) Suffix *man* identisch halten. In den ungeraden Fällen und im ganzen Plurale lautet es *man* oder (vgl. die lateinische Lautschwächung desselben) *min*, gleichwie auch das einfache *n* oft *an* und *in*; und vielleicht sind diese Vocale nicht flexivischer Natur, sondern gehören zur Wortbildung. Detaillirte Untersuchung muſs von den auf armenischem Boden suffigirten Liquiden die zum Wortstamme gehörigen oder auf weiterem indogermanischen Gebiete mit demselben verwachsenen unterscheiden und in ihrem Einflusse auf die Flexion erwägen.

Der Verf. erkennt als das ursprünglichste Pluralkennzeichen der Nomina das Suffix *nér*, von welchem er auch die Suffixe *ér*, *éar*, *an*, *éan* ableitet; er vergleicht das türkische Pluralsuffix. Wir vergleichen aber *nér* lieber dem Vedischen *nr*, dessen ursprüngliche Gestalt im Gothischen und (bedingungsweise) Zendischen *ns* des acc. pl. erscheint; *Schwartze* stellt auch das Pers. ن der casus obl. pl. hierher, so wie die armenische Endung des n. pl. *nkh*. Das ursprünglichere *s* hat sich im Arm. acc. pl. erhalten. Es fragt sich nun: ob *ns* ursprünglich die volle gemeinsame Endung des nom. acc. pl. war; oder ob eine ursprüngliche Accusativendung in den arm. nom. sg. drang und sich dort mit der Zeit dissimilirte. Ebenso dürfte dann die Ss. Altpers. Zend. Endung des acc. pl. *ân* in den Neupers. n. sg. ان (der Wesennamen) gekommen sein, verg. *Bopp* Vgl. Gr. §. 240; mit dieser halten wir die obigen armenischen Suffixe *an*, *éan* identisch und zwar — sofern mit der obigen Ansicht des Verf. übereinstimmend — für Reste der vollen Endung *ans*. Gleichermaſsen die allgemeine Pluralendung *s*, *as*, mit welcher wir nun die obigen arm. Suffixe *ér*, *éar* zusammenstellen. Die arm. Pluralendung *ani* fällt vollends mit der der Sskr. Neutra zusammen und vielleicht nicht zufällig. Im Literalarmenischen verdrängte allmälig ein Pluralsuffix *kh* die übrigen, hängte sich auch wohl an die erstorbenen an. Der Verf. erinnert an die finnischen Sprachen, *Neumann* — wenn wir uns recht erinnern — nimmt *k*, *kh* als allgemeines Pluralsuffix der kaukasischen Sprachen an; wir halten aber auch dieses *kh* aus *s* entstanden, das sich im acc. pl. noch fester erhalten hat, jedoch auch dort öfters mit *kh* wechselt; ferner vergl. u. über die Suffixe des instr. pl. *bkh* aus *bhis* und der 1. ps. pl. *mkh* aus *mas*. Unser Verf. wendet sich im Verlaufe seiner Untersuchung ebenfalls dieser Gleichung zu und unterstützt sie S. 115 durch Analogien. Daſs (nach S. 100) — *kh* bisweilen Abstracta bildet, halten wir für logische Uebertragung des Pluralbegriffs, nicht etwa für eine Andeutung: daſs ein Suffix *kh* (etwa Sskr. *ka*) erst in späterer Zeit auf den Plural übergetragen worden sei.

Die Casusbildung gebraucht auſser Suffixen auch noch das moderne Mittel der Praefixe, bei denen sich indessen mitunter eine auffallende Beweglichkeit zeigt (s. u.). Von Infixen können wir nur so ferne sprechen, als aus phonetischen Gründen bei gewissen Stammendungen (s. vorhin über die liquiden) vor diesen vocalische Einschiebungen und andre Lautmodificationen Statt finden und die Abwesenheit weiterer Kennzeichen durch Suffixion nach sich ziehen; es fragt sich, wieweit wir darin eine Analogie mit dem Umlaute suchen dürfen. — Suff. gen. sg. *r*, voller *ra*, von dem Verf. samt Pers. را auf Sskr. u. s. w. *s* zurückgeführt; *Laſsen* sucht in dem bereits Pehlvischen und Pers. را *(râ)* ein selbständiges Nomen zu erweisen. Dat. sg. ursprünglicher Charakter (vorzüglich die Pronomina zeigen, wie in den verwandten Sprachen, die alten Formen) *m*, wozu wir die Function dieses Buchstabens in den italischen, germanischen und lithauisch-slavischen Sprachen stellen. Der Verfasser stellt die Alternative der Sanskritendung *âm* (loc. sg. fem. s. *Bopp* Vgl. Gr. §. 202) oder eine Verbindung mit *en* = *in*. Für letztere sehen wir keinen rechten Grund, vergl. unten über dat. pl., so wie beide Zahlen des Dativs im Ossetischen, worin, gleichals in den erwähnten ferner stehenden europäischen Sprachen, ebenfalls *m*, zum Theil in *n* geschwächt, auftritt. Daſs aber auſser jener Endung *âm* bei den Dativen beider Zahlen ein ursprüngliches *bh* und das Sskr. *sma* zur Frage kommen müsse, ist durch *Bopp* hinlänglich bekannt. Auſser der consonantischen Suffixbildung zeigt sich im dat. sg., wie in mehreren Beugefällen, eine spätere überwiegende Entartung, indem nach Abfall des cons. Suffixes entweder der vorhergehende Vocal (Suffix-, Thema-, Binde-Vocal?) bleibt, oder auch dieser abfällt und das flexionslose Wort nur durch Prafixe declinirt wird; in gewissen Fällen tritt ein Praefix auch vor bereits flectirte Formen. Als Praefix sowohl, wie als

Digitized by Google

Suffix — in letzterem Falle in verwandte Laute übergehend — zeigt sich nun noch im Dativ *ts*, wohl eine erst später zu diesem Zwecke verwendete Präposition; Weiteres s. u. beim dat. pl. — Abl. sg. Suffix *ên*, *nê*, *ê*, in dessen Ableitung von jener Präposition *en* wir dem Verf. um so eher beistimmen, da dies Suffix häufig an bereits vorhandene Dativsuffixe gehängt wird, und da der Verf. einem zweiten Ablativsuffixe *ust* sicher adverbialischen Ursprung nachweist. Bei *ên* an das Sskr. *ênа* im inst. sg. der männlichen a-Stämme zu denken, liegt uns um so weiter ab, da die alten arischen Sprachen wenigstens an diesem *ê* keinen Theil nehmen. Eben so wenig mögen wir das alte indog. Dentalsuffix des abl. sg. in dem *n* des vorliegenden suchen; auch nicht das erwähnte, gewifs aus *m* geschwächte *n* des ossetischen Dativs. — Inst. sg. Suffixe *v*, *w*, *b*, nach dem Verfasser von *év und*, das an das Genitivsuffix gerückt wird, wodurch freilich diese sehr unorganische und mechanische Anfügung etwas gröfsere Annehmbarkeit gewinnt. Sonst liegt, bei dem wahrscheinlicher zu Grunde liegenden *b* zumal, der Gedanke an das Suffix *bhi*, *bi*, φι etc. und an die Präp. *abhi* nahe, um so mehr da sich dies *b* in dem instr. pl. *bkh* = *bhis*, *bhs* als innig mit dem oben besprochenen Pluralzeichen verschmolzenes Suffix darstellt. Auch bleibt es noch zu constatiren: ob die erwähnte angebliche Genitivform vor diesem Suffixe wirklich diese sei, oder ob sie wesentlich zur selbständigen Bildung des Instrumentals gehöre; in der That treten auch oft statt des Vocals des (abgestumpften) Genitivsuffixes die Vocale der obliquen Pluralcasus vor die Instrumentalendung des Singulars. — Acc. sg. unterscheidet sich von dem flexionslosen nom. sg. nur durch das Präfix *z* und dies nicht einmal bei den nomina indefinita. — Von nom. und acc. pl. war bereits vorhin die Rede. Aufserdem hat der acc. pl., wie der acc. sg. ein Präfix *z*, das zugleich bei den persönlichen Fürwörtern sowohl im acc., als im dat. pl. als Suffix fungirt. Der Verf. trennt das accusative Suffix vom dativen (vergl. nachher über dieses) und nimmt die *mögliche* Entstehung des gewöhnlichen Suffixes acc. pl. *s* daraus an; wir stimmen seinem eigenen Zweifel an dieser Herleitung um so eher bei, da nach dem Obigen *s* mit *kh* wechselt und mit dieser Endung des nom. pl. identisch scheint, und da die Präfixion des *z* in zwei Beugefällen — vergl. auch nachher *ts* — für dessen spätere Einführung zeugt. — Gen. pl. endet in den pronn. 1. 2. ps. wie gen. sg. auf *r*. Wenn nicht eine ähnliche Erschlaffung und Verwirrung sich mehrfach im Plural zeigte, so würden wir daran erinnern: dafs auch in den urverwandten Sprachen diese Pronomina wenigstens im Plural einer eigenen Genitivform entbehren, vergl. *Bopp* Vgl. Spr. S. 485. Aufserdem ergibt sich als Genitivzeichen des Plurals *ts*, *tsa*, das auch in andren Casus als Präfix und als Suffix erscheint. Der Verf. vermuthet das Gegenstück *beider* Endungen (*r* und *ts*) im Sskr. *sâm* (Lt. *rum* etc.) und vergleiche namentlich *ts* mit Goth. *z* (*thizô* = *tâsâm*), wovon wir aber schon wegen der Verschiedenheit des gothischen Lautes (weiches *s*, Neugriechisch *z*?) von dem Armenischen abstrahiren. Aufserdem nimmt der Verf. die Möglichkeit des eigentlich dativen Präfixes *ts* in den Genitiv an, leitet es aber auch in diesem Falle von dem sanskritischen Pronomen *sa* ab, obgleich dieses im Armenischen selbst als *sa* besteht. — Dat. pl. bei den Personfürwörtern wiederum dem des Singulars gleich. Die übrigen Wörter verwenden die Form des gen. pl. auch für den Dativ. Der Verf. ist geneigt, beim gen. pl. den ursprünglichen Gebrauch des *ts* (von dem er auch das im gen. sg. und dat. pl. erscheinende *z* herleitet, vergl. oben über acc. pl.) dem Dative zu vindiciren. Der spätere Procefs anderer Sprachen liefert widersprechende Vergleichungen; z. B. einestheils verschwindet oder entstellt sich das *m* des deutschen Dativs eher, als das *s* des Genitivs; im Neugriechischen fällt sogar der Dativ so gut wie ganz weg und wird häufig durch den Genitiv ersetzt; dagegen erlischt in deutschen Volkssprachen der Genitiv und wird meist durch den Dativ mit Präpositionen ersetzt, in mehreren romanischen Sprachen dagegen hat das Demonstrativpronomen der 3. ps. den gen. pl. (*illorum* etc.) fester erhalten, während der Singular den Dativ (*lui* etc.) zu wahren scheint. — Abl. pl. zeigt eine wirre Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, die bereits alle in den genannten Fällen auftraten. Meistens bildet er sich aus der gemeinsamen Form des gen. dat pl. durch das Präfix *i*, *y*; hängt aber aufserdem bei den Demonstrativen das Suffix *nê* des abl. sg. an, bei einigen statt dessen *ts*; bei den Personfürwörtern tritt das mit *nê* identisch erklärte Suffix *ên* an, fügt ihm aber — aufser bei adverbialem Gebrauche — entweder *g'h* (Suffix des dat. sg. neben *z*

Digitized by Google

und *ts* und nach dem Verf. aus letzterem entstanden) an oder hängt *ên* an das *z* des gen. dat. pl. Wir wagen nicht, aus der sonderbaren, in mehreren Beugefällen auftretenden Gemination der Suffixe entschiedene Folgerungen zu ziehen. — Im instr. pl. tritt eine ebenfalls öfter vorkommende Doppelsuffixion ein, die wir von der eben erwähnten mehrerer Casussuffixe unterscheiden müssen. Er fügt nämlich an das Suffix des instr. sg., wie schon erwähnt, das Pluralzeichen *kh*, nach dem Obigen = *s*; derselbe Procefs, der sich wahrscheinlich öfter bei dem pluralen *s* der indogermanischen Conjugation und in dem instr. pl. Sskr. *bhis* : *bhi* (vergl. *abhi*, *ibi*, *ubi*, *tibi* u. dgl.) zeigt. Umgekehrt dagegen hat sich das Suffix *b* (nach dem Obigen = *bhi*) in gewissen Wörterklassen dem (wenigstens so von dem Verfasser angenommenen) vollständigen Suffixe des nom. pl. *khun*, *khi*, *kha* angehängt.

Während eines Theils das Mifsverstehen mancher Suffixe auf ein Absterben derselben und des gesammten Sprachbaues schliefsen läfst, tritt auch bei einigen eine merkwürdige Lebendigkeit und Beweglichkeit hervor, die entweder auf ursprüngliches, noch losgetrenntes Dasein derselben deutet, oder, mit den zahlreichen Präfixen zusammen gehalten, auf späteren Neubau einer zertrümmerten Sprache. Dafs diese Präfixion ebenfalls schon alt und bereits beinahe zur Agglutination geworden ist, zeigt ihre Verschiedenheit von den Partikeln, aus welchen sie vermuthlich entstand.

Bei den Zahlwörtern und Fürwörtern zeigen sich neben weit überwiegender Analogie mit den indogermanischen Sprachen mehrere selbständige Entwickelungen, deren Beleuchtung der Verf. in geistreicher Weise versucht hat. Bei den Zeitwörtern zieht er glückliche Parallelen mit mehreren sanskritischen Verbalclassen. Warum gibt er manche von ihm — wenn auch mit Recht — verworfene eigenthümliche Verbalformen bei Dion. Thrax nicht näher an? — Das vor den Personendungen eintretende Conjunctivzeichen *ts* hält er identisch mit dem des Genitivs und Dativs, was wir in Ermangelung besserer Vorschläge nicht zu verwerfen wagen. Doch bemerken wir, dafs es vermuthlich zusammenhängt mit dem auch im Imperative erscheinenden Aoristsuffixe *ts*, welches geminirt das Futurum bildet (vergl. u. A. die Gemination der Wz. *as* im Ss. prt. multif. form. 4?), indem sich das zweite *ts* öfters als *g'h*, das erste meistens als *s* gestaltet, wie ähnlich bei anderen phonetischen Collisionen in der Conjugation und wie denn überhaupt Arm. *ts* oft = *s* verwandter Sprachen und deshalb an sich schon hier an ursprüngliches *s* (Wz. *as*) denken läfst. Diesem *ts* des Futurums scheint ferner ein suff. partic. fut. *ots* verwandt. Der Verf. vermuthet ein ursprünglich allgemeines Participialsuffix *ts*, mit welchem das des Aorists und Imperativs identisch sei. — Der Imperativ wandelt das *s* der 2. ps. gewöhnlich, nicht immer, in *r*, vergl. n. pl. *nr*. — Das Infinitivsuffix *l* vergleicht der Verf. mit *r* des lateinischen Infinitivs; aber die flexivische Natur des armenischen Infinitivs, mit der die spätere Substantivirung des Romanischen kaum zu vergleichen ist, und sein nahes Zusammentreffen mit dem Participialsuffixe *l* (*éal*) läfst uns in beiden das Suffix *t* (*ta*, *tu*, *ti*) suchen. Merkwürdig ist auch die Analogie mit dem afghanischen Infinitiv auf *tal*, *al*, *l*, dessen *l* *Ewald* aus *n* (Pers. تن aus Sskr. *tum*) erklärt. Aber eben auch das Afghanische macht eine ursprüngliche Identität eines an das Infinitivsuffix grenzenden Suffixes *lû* mit Sskr. *ta* möglich, und die slavischen Sprachen zeigen denselben Wechsel noch sicherer, vergl. *Bopp* Vgl. Gr. §. 628, wo auch eine Correspondenz der gadhelischen Conjugation sinnreich erwogen ist. Sehr auffallend bleibt auch hier das Vorwiegen eines zumal nicht ursprünglichen *l*-Lautes. — Im Aoriste weist der Verfasser das Augment nach. — Dem, wohl mit Recht von ihm als Adjectivsuffix betrachteten, Suffixe des partic. prs. *ogh* entspricht vollkommen das ossetische *ag*. — Unter den Personalsuffixen heben wir die am Deutlichsten den urverwandten entsprechenden hervor: sg. 1. *m* 2. *s* und *r*. pl. 1. *mkh*, nach dem Obigen aus *ms*; *kh* auch Auslauslaut der 2. ps. plur. 3. *n*. In Einer Tempusform tritt *r* in 3. ps. sg. auf, was wir mit dem geehrten Verfasser für Uebertragung aus 2. sg. halten.

Lorenz Diefenbach.

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

XXX.

Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. Revolution und Restauration. Von Konrad Ott, Secretair der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft und Privatdocent an der Hochschule Zürich. Erster Theil. XXXI. u. 341 S. Zweiter Theil. 442 S. Leipzig, 1843. bei F. A. Brockhaus. gr. 8.

Die Geschichte der letzten funfzig Jahre bietet eine reiche Literatur in den Schriften angesehener und unterrichteter Zeitgenossen, die bald in Memoiren, bald in Briefsammlungen, bald in andrer Form die Begebenheiten, deren Zeugen sie gewesen waren, der Nachwelt übergeben haben. Eine vollständige Geschichte hat in Deutschland noch Keiner von den Männern, welche jener Zeit nahe standen, oder durch das Leben mit den Ereignissen vertraut geworden sind, geliefert, Hormayr hat eine solche bis zum ersten Pariser Frieden verfafst, stand aber den Begebenheiten noch zu nahe, um Vorliebe und Neigung verläugnen zu können. Von K. A. Menzel besitzen wir eine schätzbare Uebersicht, von Leo eine treue, eifrige Schilderung der Napoleonischen Herrschaft, Schlosser endlich hat ein Werk begonnen, an dessen Vollendung die gröfsten Erwartungen geknüpft sind. Allmählig treten auch Jüngere in diesen Kreis und versuchten es sich der Begebenheiten zu bemächtigen, aber freilich, wie etwa Elsner, Kottenkamp, Burkhardt und manche andre, mit geringem Erfolge und ohne Gewinn für gründliche Wissenschaft, weil ihre Forschungen nicht allseitig sein konnten und ihre Tendenz mit Recht gegründete Zweifel gegen die Zuverlässigkeit solcher Schriftsteller erregen mufste. Dagegen beschrieb in diesem Jahre ein jüngerer preufsischer Officier die Feldzüge des General Bülow von Dennewitz in einem bescheidnen und von der besten Gesinnung erfüllten Buche.

Zu diesen jüngern Männern gehörte auch der Vf. des vorliegenden Werkes. Leider müssen wir sagen, er gehörte. Denn es war ihm, durch dessen frühen Tod im December vorigen Jahres schöne Hoffnungen für die Geschichtschreibung zerstört sind, nicht gegönnt sein Buch gedruckt zu sehen und die lobenden oder tadelnden Stimmen über dasselbe (der ersten würde gewifs die Mehrzahl gewesen sein) zu vernehmen. Er ist in der Blüthe seiner Jahre gestorben, ohne das Ideal historischer Darstellung weiter verfolgen zu können, das er sich selbst hoch genug gestellt hatte. Denn ein solches erkennen wir aus der Vorrede zu unserm Buche und aus den Stellen seiner Antrittsrede an der Züricher Universität, welche in derselben mitgetheilt sind, sowie auch die Art der Abfassung es hinlänglich bezeugt, dafs Hr. Ott die Forderungen begriffen hatte, welche die Geschichte an alle ihre Freunde und Verehrer stellt, wenn sie eine Lehrerin der Zeitgenossen und eine Fackel im Reiche der Wahrheit sein soll.

Betrachten wir nun zuvörderst das Material des Ott'schen Werkes, so wird der Kenner des behandelten Zeitabschnittes es gern anerkennen, auch ohne die Versicherung des Vorredners, dafs die Vorstudien zu demselben sehr umfassend gewesen sind. Schon als Knabe und als Jüngling war Ott im elterlichen Hause und in dem seines Grofsvaters Usteri auf die Zeitereignisse aufmerksam geworden, die Neigung dieselben darzustellen, war früh in ihm erwacht und so benutzte er bei reifern Jahren einen zweijährigen Aufenthalt in Paris, die Stadt zu studieren, bedeutende Männer kennen zu lernen und sich durch Zeitungen, Memoiren, Flugschriften und militärische Werke mit der Geschichte der Jahre 1813. 1814. und 1815. auf das Genaueste bekannt zu machen. Hiermit verband er die wichtigsten deutschen und englischen Werke, forschte bei angesehenen Historikern und erfahrnen Militärs, ja er bereiste sogar 1839. Belgien, um sich eine genaue

Digitized by Google

Kenntnifs des Schlachtfeldes von Waterloo zu erwerben. Eine wichtige Quelle endlich sah er in den Briefen von Usteri's vertrauten Freunden eröffnet, die in den genannten Jahren aus Paris und aus Wien mit guter Bekanntschaft der Begebenheiten und ohne Rückhalt geschrieben waren. So stand allerdings Hrn. Ott eine reiche Ausstattung seines Buches zu Gebote und im Vertrauen auf dieselbe und im Bewufstsein eigner Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit hat er alle Citate oder Nachweisungen irgend einer Art weggelassen. Welch ein Unfug mit solchen Dingen häufig getrieben wird, ist bekannt, aber wir möchten deshalb doch nicht die Meinung eines angesehenen Gelehrten unsrer Zeit theilen *), dafs Citate in historischen Werken ein unsrer Bildung ganz unwürdiger Rest alter Pedanterie wären oder gar nichts als eine gelehrte Geheimnifskrämerei. Denn wo so viele echte und unechte Quellen zu Rathe gezogen sind, wie hier, wo sich die Ueberlieferungen achtbarer Männer so oft widersprechen und die meisten der benutzten Schriftsteller für eine oder für die andre Sache Partei ergriffen haben — da darf nach unserm Dafürhalten eine Nachweisung der wichtigsten Beweistellen nicht fehlen und die neuere Geschichte hat hier dieselben Ansprüche, wie die alte Geschichte, wo man die Hinzufügung von Zeugnissen mit Recht für unumgänglich nothwendig hält. Oder es mufste das Ott'sche Buch mit einer kritischen Beilage und Würdigung der benutzten Quellen versehn werden, wie sie überhaupt nöthig ist für die Zeit der Napoleonischen Herrschaft und die aus dieser Epoche herstammenden Denkwürdigkeiten französischer Prinzen, Marschälle und Beamten. Wenigstens aber hätten bei Benutzung des Usterischen Briefwechsels die Leser ein Recht gehabt zu erfahren, an welchen Stellen demselben einzelne Aufklärungen entnommen sind, weil sie sonst über die Wichtigkeit des in der Vorrede belobten Briefwechsels sich gar kein Urtheil bilden können.

Hiernach liegt es uns nun ob, den Charakter des vorliegenden Werkes genauer zu bestimmen. Es ist in demselben das Streben nach möglichster Objectivität zwar nicht zu verkennen, der Vf. hat sich grofse Mühe gegeben, überall gerecht, parteilos, gemäfsigt zu erscheinen; aber doch ist es ihm nicht überall gelungen, den romantischen Zauber von sich zu weisen, mit dem Napoleon und sein Heer Viele der Jetztlebenden, sei es aus Unzufriedenheit oder aus Unkunde, gefesselt hält, und sie glauben läfst, dafs Franzosen allein hätten können Kriege führen und Schlachten gewinnen. Einem so verwerflichen Wahne dienten zuerst Heine's Reisebilder, dann die traurigen Compilationen oder Kaiserbücher eines Heyne, Schlegel, Schäfer und andrer deutscher Radicaler, ferner die Napoleon's Albums und die illustrirten Lebensbeschreibungen, welche von undeutschen Händen über Deutschland verstreut sind, selbst bessere Dichter, wie Gaudy und Freiligrath, hiefsen ihre Zeitgenossen die Blicke auf das Napoleonische Frankreich richten, als ob dort ein Paradies zu finden gewesen sei, und wieder andre wissen nicht schöne Worte genug für Napoleon's dämonische Natur (ein Lieblingsausdruck solcher Schriftsteller) und seine zauberhafte Persönlichkeit zu finden, wie F. G. Kühne in einem gröfsern Aufsatze seiner so eben erschienenen „Portraits und Silhoutten". Nur glaube man aber ja nicht, dafs wir Hrn. Ott in die Reihe dieser Abtrünnigen stellen. Denn seine Gesinnung ist ehrenhaft und wenn auch Napoleon der Held seines Buches ist, so sieht er in ihm doch nicht den einzigen, unfehlbaren Napoleon, er will nicht, wie die Unverbesserlichen thun, jedes Mifsgeschick des Kaisers durch Verrath oder durch die Fehler seiner Untergebenen erklären, er verlangt nicht, dafs Napoleon überall Recht haben soll, jeder Gegner oder Tadler aber Unrecht, sondern er erkennt es, dafs Napoleon als Opfer seiner unbezähmbaren Begierde nach Gewalt und eines über jedes Maafs hinausgetriebenen Egoismus gefallen ist. Aber Hrn. Ott's jugendliches Gemüth hat sich doch nicht ganz gegen die Eindrücke des Gigantischen in Napoleon's Kriegszügen und Regierungshandlungen verwahren können und wie fern der Verf. auch von Leidenschaft und von unnützen Tiraden geblieben ist, so schimmert doch hier und da die Napoleonische Färbung aus seinen Schilderungen hervor. Diese Glorie verbreitet sich auch über die französischen Marschälle, Generale und Soldaten. Die erstern werden fast immer durch schmückende Beiwörter geehrt, wie der standhafte Lobau, der furchtlose Vandamme, der edle Ney, der tapfre Gerard, der feurige Letort, der muthige Grouchy u. dgl. m., während die österreichischen, preufsischen und russischen Feldherrn und Befehlshaber bei gleicher Auszeichnung

*) Gervinus in der Vorrede zu seiner Geschichte der deutschen National-Literatur S. XVI.

Digitized by Google

mit dieser Fülle der Rede weit spärlicher bedacht sind. Selbst Blücher erhält nur selten ein Beiwort als das des „feurigen, deutschen Mannes" (I. 27.) oder des „ehrenfesten" (II. 357.), wie denn überhaupt Hr. Ott das Eigenthümliche dieser Heldennatur nicht im richtigen Lichte aufgefafst hat, wogegen er dem Fürsten Schwarzenberg in einer schönen Stelle (I. 164.) die verdiente Gerechtigkeit widerfahren läfst. Und wenn wir es billig finden, dafs er den Muth französischer Truppen in den Schlachten bei Brienne, bei Belle Alliance und in andern Treffen, wo sie ebenfalls nicht gesiegt hatten, in hohem Werthe hält und dafs die Todesverachtung der Schaar unter Pactod und Amey in der Schlacht bei Arcis Gegenstand einer glänzenden Schilderung geworden ist, so mufsten die preufsischen und russischen Truppen in den unglücklichen Februartagen 1814. bei Etoges und Vauchamps eine gröfsere Anerkennung finden, als sich bei Hrn. Ott zeigt. Denn nicht leicht haben sich Truppen in einer so verzweifelten Lage drei Tage lang gegen eine von allen Seiten anströmende Uebermacht besser geschlagen und jedes Bataillon hätte hier seinen Xenophon verdient. Am meisten aber hat es uns befremdet in der ausführlichen Beschreibung der Schlacht bei La Belle Alliance auch nicht mit einem Worte der moralischen Kraft des preufsischen Heers, durch die es möglich ward den zweiten Tag nach der verlorenen Schlacht bei Ligny eine neue grofse Schlacht zu kämpfen und zu siegen, erwähnt zu finden, da doch Hr. Ott hinlänglichen Raum fand, den prächtigen Aufmarsch des französischen Heeres zu schildern und bei andern Einzelnheiten zu verweilen. Aus solchen und ähnlichen Stellen, die offenbar die französische Kriegsführung vor der der Verbündeten hervorheben, glauben wir die vorherrschende Benutzung französischer Quellen zu erkennen und den Einflufs, den sie auf des Verf.'s Gemüth geübt haben.

Dagegen ist es mit Lob zu erwähnen, dafs die Einzelnheiten im Allgemeinen mit den Hauptbegebenheiten in geschickter Weise gruppirt sind und dafs man hier deutlich wahrnimmt, wie der Verf. so ganz Herr seines Materials geworden ist. Die Beschreibungen von Schlachten, Treffen und Belagerungen sind so übersichtlich als sie nur immer ein Laie im Kriegshandwerke nach Benutzung guter Hülfsmittel geben konnte. Vor allen aber zu loben sind die Beschreibungen der innern französischen Zustände, des Parteienkampfes vor und nach Ludwig's XVIII. Regierungsantritte, der verschiedenen Stimmungen in Frankreich in den Jahren 1814. und 1815. und der geselligen Verhältnisse in Paris. Hierüber handeln eine Anzahl trefflicher Capitel, in denen der Verf. durch Localstudien und durch die Benutzung der Usteri'schen Briefe unterstützt seinen Lesern eine Reihe frischer, lebendiger Gemälde vorgeführt hat. Alle die hier genannten Vorzüge erheben das Buch zu einer eben so belehrenden als unterhaltenden Lectüre für Gebildete, denen die Hauptsachen schon nicht mehr fremd sind.

Wir gehen nun zu einigen Einzelheiten fort. Ohne lange Einleitung führt uns der Vf. gleich in die Mitte der im November 1813. am Rheine versammelten verbündeten Truppen, in das Hauptquartier zu Frankfurt am Main und in die politischen Interessen und Ansichten der Cabinette von Wien, Berlin, London und Petersburg. Die Frankfurter Erklärung wird erlassen, die verbündeten Heere rücken in Frankreich ein, Blücher geht mit der schlesischen Armee über den Rhein. Hier lesen wir bei Hrn. Ott (I. 26.) eine treffliche Betrachtung, die wir uns nicht enthalten können wiederzugeben, da sie gewifs in vielen Herzen Anklang finden wird. „Wie fühlten sich die Truppen ergriffen, als Blücher sie in der Neujahrsnacht aufbrechen hiefs, mit dem Schlage zwölf mit ihnen über den Rhein zog, den deutschen Flufs, den seit zwanzig Jahren kein deutscher Soldat gesehen, nach dem jenseitigen deutschen Ufer, von welchem der französische Kronenräuber bisher die deutschen Völker überfallen hatte! Es waren unvergefsliche, selige Augenblicke für die preufsischen Truppen, deren Kern die Blüthe der ganzen Nation, die Jugend der Hochschulen, Tausende von geistig hochgebildeten Männern waren. Noch vor wenigen Monaten hatten sie mühsam sich in den ungewohnten Waffen geübt, nun kamen sie aus einer Völkerschlacht als erprobte Soldaten, jeder Einzelne unternehmend und einsichtig, auch die kleinste Abtheilung als ein ausgebildetes, behendes Glied. Keine Tugend des Kriegers, die sie sich nicht vornahmen; sie wollten enthaltsam, heitern Sinnes, sorgsam um die Soldaten, willig gegen den Officier, den Feldzug aushalten." Hätte Hr. Ott schon das Meisterwerk in der neuern militärischen Literatur, die Geschichte des Feldzugs von 1814. von Grolmann und Damitz, gekannt, so würde er nach den dortigen Zeugnissen (I. 24—32) auch die enthaltsamen, einmüthigen Ge-

Digitized by Google

sinnungen der Landwehrmänner und Linientruppen haben aufzeichnen müssen und ihre Hingebung, jede Art von Beschwerde und Entbehrung um des gemeinsamen, grofsen Zweckes willen zu ertragen. Ebenso mufste nach den genannten Schriftstellern (S. 49) bemerkt werden, wie sich in allen Nationen der Sinn brüderlicher Hülfsleistung gegen den gemeinsamen Feind aussprach und der Geist der Soldaten sich dadurch zu einer moralischen Stärke erhob, welche in diesem Grade die Geschichte der Coalitionen bisher noch nie aufzuzeigen Gelegenheit gefunden hat.

Einen bedeutenden Theil des ersten Bandes nehmen die kriegerischen Begebenheiten des Winterfeldzuges 1814 ein. Wir haben schon bemerkt, dafs der Darstellung des Verf.'s durch seine gründlichen Forschungen mancher hellere Blick und günstige Aufschlufs zu Theil geworden ist, wofür die Beschreibungen der Schlachten von Montereau, Laon und besonders der von Paris als Belege dienen können. Die Benutzung des oben genannten Grolmann'schen Werkes würde allerdings von Nutzen gewesen sein und mancher Erzählung noch gröfsere Sicherheit gegeben haben, wie bei den Verhandlungen, durch die Blücher endlich die Erlaubnifs erlangte, nach Paris vorgehn zu dürfen. Künftige Geschichtschreiber werden hierbei den ewig denkwürdigen Brief des Feldmarschalls an den Kaiser Alexander (bei Grolmann II. 576) nicht übergehn, von dem der letztere urtheilt, dafs er in der Form, wie er abgefafst ist, dem alten Helden mehr als Stein und Erz ein ewiges Denkmal in der Geschichte sichern wird. Ebenso ist ganz unerwähnt geblieben, dafs den Entschlufs zum Angriffe der Franzosen bei Bar an der Aube König Friedrich Wilhelm III. von Preufsen veranlafst und zugleich die russischen Jäger persönlich in das Feuer geführt hat (Grolmann II. 445 f. Hippel's Beiträge zur Charakteristik des Königs S. 105). Ferner ist (I. 21) Bülow's Zug nach Holland als eine vom Hauptquartiere in Frankfurt gebotene Entsendung betrachtet worden, da es doch nach der Auseinandersetzung bei Grolmann und Damitz (I. 90 f.) erwiesen ist, dafs dem General Bülow das Verdienst gebührt, den Gedanken zur Befreiung Hollands selbst aufgefafst und auf eigne Verantwortung alle Vorbereitungen dazu getroffen zu haben. Andre Berichtigungen und Zusätze übergehn wir jetzt, nur bei Gelegenheit der Correspondenz (I. 113), die Napoleon im Februar 1814 mit dem Kaiser von Oesterreich anknüpfte, hätten die Briefe nach den in den Lebensbildern aus dem Freiheitskriege (II. 75—79) abgedruckten Originalen benutzt werden sollen. Es ist zu charakteristisch für Napoleon's Stolz und Eitelkeit, wenn er dem Kaiser Franz aus Nogent am 21. Februar schreibt, dafs *Sa Majesté, quelques soyent les sentiments du moment, a dans ses veines du sang françois.* Hoffte er den Fürsten durch solche Worte zu versöhnen und hatte er die Friedensschlüsse von Prefsburg und Wien ganz vergessen oder hatten ihn die Siege der letzten Tage so verblendet, dafs er des Feindes glaubte spotten zu dürfen — in beiden Fällen war die Phrase höchst unüberlegt und konnte nur den Kaiser verletzen, der ohnehin seit jener Zusammenkunft bei dem mährischen Dörfchen Nasedlowitz am Tage nach der Austerlitzer Schlacht (Lebensbilder I. 42) bittern Groll gegen Napoleon in seinem Herzen nährte.

Mit besonderem Geschick hat uns Hr. Ott die innern Begebenheiten in Paris und Frankreich während der Wintermonate 1814 geschildert. Hier tritt Talleyrand überall in den Vordergrund, so geheimnifsvoll er auch seine Pläne angelegt hatte. Wir sehen, wie in dem Geiste des schlauen Mannes zwei verschiedne Systeme, das des revolutionären Frankreichs und das des alten Frankreichs, nach allen ihren Bestandtheilen längst geordnet lagen, wie er nach Napoleon's Abreise zum Heere nach allen Seiten hin seine Pläne ausdehnt, wie die hochstehenden Beamten sich an ihn anschliefsen, wie er mit den Bourbons im Verständnifs ist und den Regentschaftsrath in Angst zu erhalten weifs, wie er sogar die Pariser Bürger einschüchtert und jede nachdrückliche Demonstration zu Napoleon's Gunsten hintertreibt. Er spielte ein gewagtes Spiel, aber er gewann es und als die Capitulation von Paris zu Stande gekommen und keine Wendung des Glücks mehr zu befürchten schien, da war für Talleyrand die Zeit des Handelns gekommen. Auf seinen Rath mufste Bourienne versuchen, des Marschalls Marmont „reine Heldenseele" zum Fall zu bringen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. Revolution und Restauration. Von Konrad Ott.

(Schlufs.)

„Es schien, so sagt der Vf. (S. 205), ein kluger Versuch müsse weit führen in dem Augenblicke, in welchem der Marschall zu besorgen hatte, durch die Capitulation sich gegen den Kaiser vergangen zu haben, zugleich aber das Recht hatte, nach so ruhmvollen Kämpfen, worin ihn Napoleon im Stiche gelassen, dem eignen Urtheil zu folgen." Alles dies, was wir hier nur mit wenigen Worten andeuten können, ist im zehnten, zwölften und vierzehnten Capitel sehr gut dargestellt. Dasselbe gilt von dem, der 31. März und der 1. April überschriebenen Capitel, wo der Einzug der Verbündeten in Paris, die Ankunft des Grafen Artois, die Fortschritte der Royalisten in Paris, die mächtige Wirkung der Chateaubriand'schen Schrift über Bonaparte und die Bourbons und das unwürdige Benehmen eines grofsen Theils der Bevölkerung von Paris nach den besten Quellen und mit lebendiger Färbung geschildert sind. Besonders deutlich ist auch das Verhältnifs der Bourbons zu Frankreich nach einer zweckmäfsigen Einleitung im dritten Capitel hier weiter ausgeführt, und dargethan, wie in dem neuen Frankreich ein eigentlicher Wunsch und Wille, die Bourbon's wieder zu erlangen nicht bestand und wie man sie eigentlich nur nahm, weil sie eben noch als die beste Auskunft erschienen, die in dem allgemeinen Gewirre getroffen werden konnte, woher sich denn auch die abwechselnde Entmuthigung und Erhebung der Royalisten und der bald steigende, bald sinkende Einflufs des Grafen Artois bei den verbündeten Monarchen, denen jene französische Stimmung nicht fremd geblieben war, erklärt. Gegenüber diesen neuen Schöpfungen, den Intriguen Talleyrand's, der Einsetzung der Regierungs-Commission, der neuen Verfassung des Senats und dem Abfalle der kaiserlichen Beamten wird uns Napoleon zu Fontainebleau, umgeben von seinen Garden und wenigen Treuen, in einer würdigen und von der Gröfse der Momente ergriffenen Sprache (Cap. 18. 19. 23.) vorgeführt und diese Erzählung bis zu seiner Abdankung fortgesetzt. Es macht Hrn. Ott Ehre, dafs er hierbei in besondrer Ausführlichkeit bei dem Marschall Marmont verweilt und die militärische Führung des von Napoleon auf St. Helena so hart geschmähten Mannes und Feldherrn in einer lichtvollen Auseinandersetzung gerechtfertigt hat. Und wie nun die Popularität Napoleon's in seiner Hauptstadt abnimmt, so ist dafür die des Kaisers Alexander auch nach dem Einzuge Ludwig's XVIII. (Cap. 24.) fortwährend im Steigen, da Paris den Schöpfer und Beförderer einer freieren Verfassung in ihm erblickte. Führte er doch damals eine Sprache, die sie an die schönsten Ergüsse aus den frühesten Zeiten der Revolution erinnerte! Weniger treten in Hrn. Ott's Erzählungen die beiden andern Monarchen, Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm III., hervor: von dem erstern meint er (S. 277), er sei von der Pariser Bevölkerung immer noch besser gelitten gewesen als der König von Preufsen, dessen Persönlichkeit auf keine Weise von dem übeln Eindrucke abzog, den die feindseligen Wünsche gegen Frankreich, die man ihm und den Preufsen zuschrieb, bewirkten. Soll damit der Antheil gemeint sein, den der König nach glaubwürdigen Berichten (Hippel a. a. O. S. 110) an der Ausschliefsung der Kaiserin Maria Luise von der Regentschaft gehabt hat, so verdiente dies von Seiten des Geschichtsschreibers hohes Lob, da der König einsah, welche neue Leiden Europa bevorstanden, wenn es Napoleon, was unter einer solchen Regentschaft nicht ausgeblieben sein würde, gelungen wäre, sich der Lenkung und der Kräfte Frankreichs noch einmal zu bemächtigen. Ueberhaupt mufste mehr hervorgehoben werden, dafs Alles, was der König in den ersten Tagen nach dem Einzuge in Paris in Beziehung auf Na-

Digitized by Google

poleon und die Bourbons gethan hat, sein alleiner Entschlufs gewesen sei. Die Minister, Metternich wie Hardenberg, trafen von Dijon aus erst am 7. oder 8. April in Paris ein.

Die letzten Capitel sind dem Abschlusse des Pariser Friedens, der Bearbeitung der französischen Charte, der Zusammensetzung der Kammern und den ersten Folgen der Bourbonischen Restauration gewidmet. Auch hier hat der Ref. die socialen Zustände vorzugsweise berücksichtigt und das 25. Capitel mit einer sehr richtigen Betrachtung über das Mifsvergnügen und die fehlgeschlagenen Hoffnungen der deutschen Officiere in Paris eröffnet, deren Wahrheit durch das Zeugnifs eines bedeutenden Zeitgenossen, Varnhagen von Ense, eine neue Bestätigung erhält. „Es sah bald aus, sagt derselbe unter andern (Denkwürdigk. und Verm. Schrift. III. 166 zweite Ausg.), „als wären wir nicht unsertwegen, sondern der Franzosen wegen, nach Paris gekommen, als müfsten wir vor allen sie zufrieden stellen, ihren Beifall gewinnen und das Zeugnifs edler Denkart und feiner Sitten uns von ihnen ausstellen lassen. Wir fühlten wohl und nicht ohne Mifsmuth, dafs unsre Sache in demselben Maafse erschlaffte, als die der Franzosen sich steifte, wir fühlten, dafs unser Volkswesen, gemischt und unentwickelt, gegen das französische zurückstände, dafs unsere Anliegen zurückgeschoben blieben, wie denn sogar unsre Krieger im eroberten Lande schlecht quartiert und versorgt waren."

Im zweiten Theile des vorliegenden Werks sind drei Hauptstücke, die Verhältnisse, die nach der Abdankung des Kaisers sich im innern Frankreich aus Nothwendigkeit entwickeln mufsten, die Rückkehr und Thronbesteigung Napoleon's, und die Schlacht bei Belle Alliance. Die ersten hat Hr. Ott wohl aufgefafst und deutlich dargestellt. Zuerst schildert er den König mit seinen Getreuen, den Grafen Blacas, und die Feindschaft der Hofpartei gegen diesen, die neuen Minister und das Auftreten Fouché's, der nun der einflufsreichste Mann wird. Für die Regierung des Landes entstanden die gröfsten Schwierigkeiten, da man nicht die Despotie Napoleon's beibehalten wollte und es also auch nicht hindern konnte, dafs feindliche Parteien, die lange geschlummert hatten, neu hervortraten, dafs Ansprüche erhoben wurden, mit denen sich unter der Kaiserregierung Niemand hervorgewagt hatte. So beginnt der Kampf über einzelne Puncte der Charte, ein neues Creditsystem soll geschaffen und eine Beschränkung der Prefsfreiheit durch Censur versucht werden; das Letztere verstiefs zu heftig gegen die Ansichten der Constitutionellen, deren Seele jetzt Benjamin Constant war. Dazu entzündete sich der Streit über die Rückgabe der unverkauften Nationalgüter, über die königliche Einsetzung der bisherigen Richter und über die Beruhigung napoleonischer Officiere und Angestellten, wie sie jeder Minister in seinem Bureau vorfand und ihrer Geschäftskenntnifs doch nicht entbehren konnte. Jmmer mehr verwirren sich in Paris die Gegensätze zwischen dem alten und neuen Frankreich, die Deputirtenkammer schützt die Prefsfreiheit und nennt den Entwurf des Prefsgesetzes verfassungswidrig, die Pairs sind ohne Popularität, das Naturalisationsgesetz verursacht neue Kämpfe und neue Bitterkeiten, die Royalisten steigern ihre Forderungen, die Emigrirten bedrohn mit gewaltthätiger Hand die Besitzer der Nationalgüter, beide Parteien zürnen dem Könige, der nach ihrer Ansicht nicht streng genug einschreitet, ja sie erklären sich durch seine Erlasse nicht für gebunden. In dieser bewegten Zeit giebt Mehée de la Touche seine freche Denkschrift an den König heraus, gleich darauf erscheint die gleichnamige, patriotische Schrift des unbescholtenen Carnot, zwar wider seinen Willen, aber sie wird überall gelesen und ist von der gröfsten Wirkung, dagegen verklingen Chateaubriand's versöhnende Worte trotz ihrer grofsartigen Sprache, und das Publicum sieht mit triumphirender Theilnahme einer Zeitschrift zu, die der Censur zum Trotze der Censeur hiefs. Eine so verbreitete Mifsstimmung reizt die Unzufriednen und Unruhigen zu geheimen Verbindungen, alte Revolutionsmänner treten von neuem zusammen, es bildet sich eine Partei für Orleans, am engsten aber schaaren sich die Bonapartisten zusammen. Diese fanden in den Provinzen (nur die südlichen waren von einem royalistischen Taumel befangen) grofsen Anhang, die Soldaten Napoleon's hingen noch immer an ihn, die zurückgekehrten Krieger machten seinen Namen in den Hütten des Landmanns wunderbar und populär, Fabrikanten und Handwerker klagten über Beschränkung und Abnahme ihres Verdienstes. Und doch hielt sich der König und sein Hof gegen Ende des Jahres 1814 für gesichert, da Montlosier's Geschichte der alten Monarchie und Chateau-

Digitized by Google

briand's Denkschrift für die Bourbons die Gemüther, wie sie wähnten, zufrieden gesprochen hatten, da auch die Kammer immer fügsamer ward und da selbst die Constitutionellen, die einzig sichtbaren Gegner, auf den Bestand der Regierung Werth zu setzen schienen. Alle diese Fractionen sind im 2., 3. und 4. Capitel vorzüglich dargestellt und den seltsamen Widersprüchen und Reibungen in der Hauptstadt so wie dem Leben in den royalistischen und bonapartistischen Salons zu Paris ist ein eignes Capitel (No. 6.) „Paris während des Winters" gewidmet, das wir zu den besten des ganzen Buches rechnen. Nicht minder gelungen ist eine Stelle über Fouché, der nach Talleyrand's Abreise zum Wiener Congresse in Paris Alles galt. „Der Herzog von Otranto hatte bisher das Ansehen, das ihm alle mifsvergnügten Parteien einräumten, zur Einschüchterung der Bourbons benutzt. Nun überzeugte er sich aber, dafs neben den unbelehrbaren Emigrirten nichts auszurichten war, und auch nach seinem Charakter hätte er sich nicht auf die Länge enthalten können, die Leitung der Plane der Verschwornen zu übernehmen. Dem Herzog war von seiner Theilnahme an der Schreckensregierung des Convents ein Anhang von verwegnen Revolutionairs, völlige Gewissenlosigkeit in der Wahl der Mittel, und die Leidenschaft geblieben, allem Mächtigen sich anzuschliefsen und es zu beherrschen. Doch störte ihn dieses nicht mehr in seinem nüchternen und richtigen Blicke, dessen Ueberlegenheit ihm, ungeachtet er sich immerfort als ein Plebejer fühlte, höhere Zwecke gab als die eines Parteimannes, noch entfremdete ihn ein solches politisches Leben seinem Sinne für häusliche Eigenschaften und Vorzüge; vielmehr wufste er sich in jeder seiner Rollen frei zu erhalten, um neben der nächsten Intrigue an das ganze Land zu denken, ja diese Gewohnheit, noch einen andern Zweck zu verfolgen, als sein Handeln anzeigte, war ihm zur zweiten Natur geworden." (II. 65).

Die Erzählung der gleichzeitigen europäischen Begebenheiten lassen wir jetzt unbesprochen, eben so die Betrachtungen über den Wiener Congrefs. Vor der lebensvollen Anschauung, die wir aus Varnhagen von Ense's Aufsatze gewinnen, tritt Hrn. Ott's Schilderung freilich zurück, der wir indefs ihr Verdienst, von einem andern Standpuncte aus, durchaus zu verkümmern nicht beabsichtigen. Die Thatsachen selbst hat Bülau noch genauer in seiner Geschichte Deutschlands erzählt.

Napoleon's Rückkehr von Elba, wo das erste Capitel dieses Bandes die Leser durch einen interessanten Bericht festgehalten hat, ist zwar oft beschrieben worden, aber das Ueberraschende, ja das fast Fabelhafte dieses Zuges läfst uns immer wiederholt und gern bei den Details desselben verweilen. Die darauf folgenden Begebenheiten in Paris, die Feststellung der kaiserlichen Regierung, die Wahl neuer Minister, unter ihnen Fouché und Carnot, die Erklärungen aus fast allen Provinzen für Napoleon's Sache bilden den Inhalt des achten Capitels, das wieder durch gute Auffassung des Pariser Lebens eine besondere Ausstattung erhalten hat. Die Mehrzahl der Einwohner von Paris blieb ruhig und so gleichgültig, wie sie den Tag des Einzugs ihres Kaisers zugebracht hatte, sie fand sich dabei beruhigt, dafs Fouché Minister war, weil dieser es werde verstehen den Ausgang zum Besten des Landes wahrzunehmen. Denn dafs Napoleon nur die Truppen und die Proletarier für sich hatte, geht auch aus Hrn. Ott's Darstellung hervor. Es fiel dem Kaiser schwer sich der öffentlichen Meinung zu fügen und die Freimüthigkeit im eignen Hause ertragen zu müssen, die constitutionellen Formen erschienen ihm neu und unbequem und die von ihm unter dem 23. April veröffentlichte Zusatzacte entsprach eben so wenig den Erwartungen der Patrioten, als er es selbst damit redlich gemeint hatte. Dazu kam nun die Furcht im Lande vor einem europäischen Kriege, da es Napoleon selbst hatte bekannt machen müssen, wie seine Boten und Anträge von allen Höfen der Verbündeten zurückgewiesen worden waren. Die kriegerischen Rüstungen begannen, zwar eifrig, aber nicht mit der alten Freudigkeit, die man an Napoleon selbst vermifste, die Hauptstadt wurde befestigt, Föderationen gestattet und Musterungen dieser vorstädtischen Bevölkerung in den Tuilerien gehalten, woran die Linientruppen nur ungern Antheil nahmen. Viele Anzeichen des alten Jacobinismus regten sich in Paris, während die Vendée wieder für die Bourbons zu den Waffen griff und im westlichen wie im östlichen Frankreich der royalistische Widerstand laut wurde. Neben diesen öffentlichen und beunruhigenden Begebenheiten führt uns der Verf. in die dunklen Wege der geheimen Unterhandlungen Fouché's, zunächst mit Oesterreich, dann auch mit England, denn der Schlaue sah den Geist der Revolution so erstarkt, dafs, welche auch die künftige Regierung war, sie sich doch seinen Rathschlägen und seinem Einflusse nicht würde entziehen können. Das Maifeld ward am 1. Junius gefeiert, viel Glanz und Schimmer, aber keine befriedigenden Resultate, weder für Napoleon noch für die patriotischen Wahlmänner, die deutlich gesehen hatten, wie fern der Kaiser vom Volke stand und wie er trotz aller Heuchelei und Verstellung der Alte geblieben sei. Wie froh war er, als er dies Paris verlassen konnte: er vertraute während seiner Abwesenheit vor allen auf seinen Bruder Lucian, der aber dem ränkevollen Fouché nicht gewachsen war.

Die Schlachten bei Ligny und bei Belle Alliance sind mit besondrer Sorgfalt beschrieben, wobei Hrn. Ott

Digitized by Google

die klare Darstellung in dem Werke von Grolmann und Damitz über den Feldzug von 1815. wesentliche Dienste geleistet hat. Seine Urtheile sind gerecht, er theilt der französischen Tapferkeit ihre gebührende Ehre zu und verweilt gern bei den Auszeichnungen einzelner Truppentheile, aber auch die englische Ausdauer und der preufsische Heldenmuth haben seine Erzählung belebt und mit Recht hat er des Neides und der Anmaafsung Alt-Englands gar nicht einmal gedacht, wodurch man später eine weltkundige Thatsache zu läugnen unternahm. Ob der französischen Kriegs-Glorie zu Gefallen oder aus welchem andern Grunde das Prunkwort Cambronne's „die alte Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht" (II. 375.) wiederholt ist, wissen wir nicht. Denn die Sache ist durchaus unhistorisch, wie sowohl aus dem Berichte von Augenzeugen in der Geschichte der hannöverischen Legion von Beamish hervorgeht als aus der Erzählung in dem Grolmann'schen Werke (II. 312.). General Cambronne ward schwer verwundet, stürzte und gerieth selbst in Gefangenschaft, wo also eine Redensart, wie la garde meurt, et ne se rend pas, sehr am unrechten Orte gewesen sein würde. Wir setzen noch hinzu, dafs diese Worte am nämlichen Tage, als die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo in Paris bekannt wurde, im Indépendant gedruckt standen und eine damals glückliche Erfindung des Hrn. von Rougemont waren, eines in Paris sehr bekannten Journalisten, der namentlich in allerhand Mystificationen und Pariser Schnurren eine fast sprichwörtlich gewordene Gewandtheit besafs. Wollte übrigens Hr. Ott den beharrlichen Muth einer kleinern Truppenabtheilung in der bedrängtesten Lage beloben, so fand er auch dazu in den Gefechten dieses Feldzuges eine andere Veranlassung. Die beiden preufsischen Husaren Regimenter, welche am 1. Julius zu kühn über Versailles hinausgegangen waren und in und bei dieser Stadt von der französischen Uebermacht (mehr als 4000 Franzosen gegen 6 bis 700 Preufsen) aufgerieben wurden, thaten wirklich, was General Cambronne nur gesprochen haben soll und was immerhin auch das Gefühl der Napoleonischen Garde an jenem Tage gewesen sein mag, wie die oben angeführten Berichte feindlicher Schriftsteller beweisen. Das Gefecht bei Versailles hat der Vf. (II. 415.) als eine „glänzende Waffenthat" des „tapfern Excelman's" gerühmt, um so mehr mufste er auch gegen die preufsischen Reiter gerecht sein; man vgl. Grolmann a. a. O. II. 126—145. und Schöning's Geschichte des fünften Husaren Regiments S. 493—502.

Die überraschend schnellen Begebenheiten nach der Schlacht bei Belle Alliance, eine Flucht, wie sie seit Rofsbach nicht war gesehen worden, den fliehenden Kaiser, allen voran eilend und nach vier Tagen seiner Krone beraubt, die Einnahme der Hauptstadt durch die Sieger vierzehn Tage nach der letzten Schlacht, alles dies hat der Vf. gut dargestellt und namentlich den Einflufs Fouché's auf Napoleon's Entfernung und seine geheimen Unterhandlungen mit Wellington in ein helles Licht gesetzt. Das Letztere, lesen wir bei Grolmann (II. 90.), hat überhaupt der allgemeinen Sache geschadet und das Recht nachtheilig gestört, welches durch die siegreichen Waffen hervorgerufen wurde. Das zwölfte und letzte Capitel enthält die Vorgänge in Paris bis zu Napoleon's Abreise, die Unterhandlungen mit Ludwig XVIII., die Rückkehr desselben und die Besetzung von Paris durch die Verbündeten. Kaiser Alexander, heifst es S. 427, war eingenommen gegen die Bourbons und der Gunst der Franzosen herzlich satt, die Preufsen liefsen die Franzosen ihren Hafs empfinden und wenn sie auch nicht gerade gröfsere Ansprüche machten als die übrigen, so wählten sie doch dazu eine rohe Form. Sonderbar genug giebt der Verf. als Beleg hierzu an, dafs Blücher die Zuschriften französischer Behörden in deutscher Sprache beantwortet habe, ohne zu bedenken, dafs es doch wohl das kleinste Recht des Siegers ist, in seiner Landessprache zu schreiben und dafs, wenn dies ein Vandalismus von den Franzosen genannt wurde, Napoleon unzählige Male einen solchen begangen hatte. Die Bemerkung bei Grolmann und Damitz (II. 87) durfte hier nicht unberücksichtigt bleiben. Auch sonst finden wir in diesem Theile des Ott'schen Werks manche französische Sympathien, wie die Belobung der Festungs-Commandanten, die nach der Thronbesteigung Ludwig's XVIII. den französischen Namen durch standhafte Vertheidigung und ehrenvolle Capitulationen verherrlicht haben (S. 433), oder die Stelle über die Auflösung der französischen Armee an der Loire (S. 436), wo Hr. Ott doch hätte wissen müssen, dafs Aehnliches auch andern tapfern Kriegern begegnet ist. Die Wegführung der Kunstschätze durch die Verbündeten läfst auch ein stilles Bedauern trotz aller Objectivität, in der die Schilderung erscheinen soll, durchblicken.

Die Entfernung Napoleon's nach St. Helena, die Bedingungen des zweiten Pariser Friedens und die Stiftung des heiligen Bundes machen den Schlufs eines Werkes, das der Anerkennung würdig ist, mit welcher der uns unbekannte Verf. der Vorrede sich über dasselbe geäufsert hat.

Die Sprache im vorliegenden Buche haben wir bereits als frisch, lebendig und geistvoll bezeichnet. Nur verräth eine Anzahl von Gallicismen die fleifsige Benutzung französischer Quellen und eine ungenaue Uebersetzung, wie z. B. Artois mehrmals „Generallieutenant des Königreichs" genannt wird; auch dürften wohl bei der Feier des Friedens am ersten Ostertage 1814. in Paris mehr als sieben griechische Priester (I. 270.) am Altare beschäftigt gewesen sein. Anderes erwähnen wir nicht, überlassen auch jetzt einzelne falsch gedruckte Namen einem Index zur eignen Berichtigung. Die hier und da vorkommenden Helvetismen würde Hr. Ott, wenn ihm die Durchsicht der Druckbogen vergönnt gewesen wäre, wohl selbst getilgt haben.

K. G. Jacob.

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1843.

XXXI.

Auli Gellii quae ad ius pertinent. Recognouit commentarioque critico instruxit D. Jwan de Gloeden. Series prima tres priores Gellii libros amplexa. Pro obtinenda uenia legendi in universitate literaria Rostochiensi. Rostochiae MDCCCXLIII. VI, 35 pp. 8.

Seit der Gronov'schen Ausgabe vom Jahre 1706 entbehren wir einer Textesrecension der noctes Atticae, mit handschriftlichen Mitteln und dem heutigen Zustande der Kritik gemäfs unternommen. Der fast überreiche Apparat von Mss., deren Ref. bis jetzt beiläufig 90 verzeichnet hat, ruht noch als eine terra incognita in den Bibliotheken. Die werthvollen und alten römischen Handschriften, worunter das Fragment des vatikan. Palimpsests aus dem 5. Jahrhundert (Mai ad Cic. de rep. III. 21. praef. ad Apulei. p. LXXVII. Niebuhr ad Cic. fraggm. p. 26), sind zwar von Hrn. Dressel verglichen (Ritschl melet. Plaut. spec. onom. p. 7), aber noch ist von diesen Schätzen nichts ans Licht getreten; die Codd. regii der Pariser Bibliothek bedürfen einer genauen, nach dem jetzigen Standpuncte der Wissenschaft angestellten Untersuchung; die Handschriften in Florenz, Turin, Neapel, Venedig (s. Bandini Catal. bibl. Laur. t. II. p. 651. 679 sqq. t. III. p. 182 sq. 443. bibl. Leop. Laur. t. I. p. 497. Codd. mss. bibl. reg. Taur. t. II. p. 171. Jannelli catal. bibl. lat. etc. p. 263 sqq. Lat. et Ital. D. Marci bibl. Codd. Mss. p. 183) sind neu, scheinen aber zum Theile nicht verächtlich (vgl. z. B. über eine venetian. Hdschr. Spengel in der Ausgabe des Varro de l. L. p. 4 cf. 5. 616); die mailänder und modeneser Handschriften aber (Montfaucon bibl. biblioth. I. p. 509. 531) sind, so viel Ref. bekannt, noch nicht einmal einer äufserlichen Untersuchung unterworfen worden. Vorzugsweise möchten ferner noch eine lyoner Handschrift saec. XIII (Delandine Mss. de la bibl. de Lyon t. I. p. 170. Haenel p. 192), eine belgische zu Tournay, s. XV, aber durch ihre Subscription auf eine Urschrift vom Jahre 1101 hinweisend (Sander bibl. Belg. Ms. t. I. p. 219. Haenel p. 770) und ein berner Fagment aus dem 12ten Jahrhundert (Sinner t. I. pag. 382) zu berücksichtigen sein: die dem Referenten bis jetzt bekannt gewordenen deutschen und englischen Handschriften sind durchgängig jüngeren Ursprunges, so wie die des Escorial, älter vielleicht die auch mit Malereien verzierte Valencianer (Haenel pag. 1002). Besonders interessant aber durch ihre Interpolationen ist die kopenhagener Handschrift (Cramer in Schol. Juu. pag. 324. 610. Excurs. ad Gell. IVtus pag. 6 n. 3 = kl. Schr. pag. 90 n. 1 und besonders Ratjen daselbst pag. XLVII sq.), die, wenn erst anderweitig ein gesichertes kritisches Material zusammengebracht ist, einen wichtigen Beitrag zur Kenntnifs der Bildung des Gellianischen Textes liefern wird.

Den Plan zu einer Ausgabe des Gellius mit möglichst umfassender Benutzung dieses Apparates hat Referent entworfen und bereitet sich gegenwärtig zu einer für diesen Zweck zu unternehmenden Reise vor. Auch Herr v. Gloden beabsichtigt (nach Vorrede pag. IV sq.) künftig einmal den Gellius zu ediren, stellt jedoch die Aussicht dazu in eine sehr ferne Perspective. Der gegenwärtige erste Vorläufer dieser Ausgabe verdankt seine Entstehung dem glücklichen Gedanken des Herrn v. Gloeden, gleichwie es in Kiel früher von Cramer und dann von Osenbrüggen geschehen ist, so auch in Rostock gleich beim Beginne seiner Laufbahn als Docent die Interpretation des Gellius zum Gegenstande seiner Vorträge zu wählen. Derselbe bietet so viele Gelegenheit, dem Juristen Bestimmungen des alten Rechtes zu erläutern, den Philologen in die unabweisliche Kenntnifs des römischen Rechts einzuführen, dafs hier dem akademischen Leh-

Digitized by Google

rer ein weites und fruchtbares Feld seiner Thätigkeit sich eröffnet. Zum Behufe dieser Vorträge nun hat Herr v. Gloeden eine juristische Anthologie und zwar zunächst aus den drei ersten Büchern veranstaltet. Die nähere Erläuterung den Vorträgen selbst vorbehaltend, hat er nur an einzelnen Stellen, besonders da, wo er von der Gronov'schen Lesart abweichen zu müssen geglaubt hat, Anmerkungen beigefügt. Ohne handschriftliche Hülfsmittel konnte er sich nur an das gegebene Material halten; dafs er dasselbe nicht vollständig mittheilt, sondern nur da, wo er auf eine nähere Erörterung einzugehen denkt, können wir bei seinem Zwecke nur billigen.

Die Erläuterungen selbst sind oft scharfsinnig und geistreich und geben meist von exegetischem Standpuncte aus dankenswerthe Beiträge zur Lösung kritischer Probleme, vergleiche z. B. was zu I. 12. § 8. 18. *) II. 15. 7, (wo mit Evidenz et parem für aut parem gelesen wird,) III, 2 sich bemerkt findet. In der diplomatischen Kritik aber entbehrt das Verfahren des Herrn v. Gloeden technischer Sicherheit. Auffallend war Referenten schon die Bemerkung zu I. 9 extr. Salmasium e cod. regio (*parisino, ut opinor*) eruisse „quod iure atque uerbo Romano appellabatur ercto [vielmehr hercto] non cito," da schon Ib. Gronov's Vorrede zeigt, dafs diese Handschrift nicht erst durch Vermuthung der pariser Bibliothek zugewiesen zu werden braucht, sondern der Cod. reg. paris. n. 5765 membr. s. XIII ist, der Caesar de B. G. und die 7 ersten Bücher des Gellius enthält. —

II. 4. 5. nimmt Hr. v. Gl. eine von ihm selbst subitanea genannte Conjectur in den Text, indem er liest „quod in aliis quidem causis iudex ea *quae diserte* argumentis uel testibus demonstrata sunt, sequi solet": die uulg. ist „ea quae didicit quaeque argum.": auch sic stimmt nicht ganz mit der handschriftlichen Lesart: weshalb aber Hr. v. Gl. sie unverständlich nennt, wissen wir nicht, da nach Analogie von causam discere (s. Cic. or. XXIV. 99 nebst einigen der von Bonnell lex. Quint. p. 117 angezogenen Stellen des Quintilian) sich eine leichte und ungesuchte Erklärungweise ergiebt. Seine Conj. selbst aber rechtfertigt der Verfasser so: „ceterum cum alii libri habeant *dicit* (*ut editiones Juntae, Aldi, Ascensii, Stephani*), alii omittant uocem *quae* (*ut scripti regius parisinus* [Herr v. Gloeden scheint inzwischen selbst die Bestätigung seiner Vermuthung gefunden zu haben], *Rottendorfii, Lincolniensis*) apparet locum esse corruptum, quae res et ansam mihi praebuit ad coniiciendum et coniecturae meae est adminiculo": wie aber hier die Zahl, nicht das Gewicht der Zeugen zum Maafsstabe dient, wie wenig das, was die alten Handschriften geben, gerade Herrn v. Gloeden's Conjectur stützt, brauchen wir nicht erst auszuführen. — II. 10. 3 ist das in den Text gekommene alia quaedam religiosa e donariis, wie die Anmerkung zeigt, nur Druckfehler für religiosiora. Diese Lesart aber beruht nur auf der Autorität einer Anführung des Ryckius [nicht Rycqius, wie Herr v. Gloeden schreibt] und die Nothwendigkeit derselben finden wir durch den Verfasser nicht nachgewiesen: die Handschriften haben religiose donis, der Cod. Rottend. religionise donis d. h. religionis e donis und eben so möchte auch das Compend. in der Lesart der andern Handschriften aufzulösen sein, wie denn auch donariis dem handschriftlichen durchgängig beglaubten donis wird weichen müssen. — Auch die Vertheidigung der Lesart conuiuia gegen dominia, II. 24. 2. ist ungenügend: dieses gründet sich nicht auf die fides „unius uel alterae [*sic* cf. ipsoque Gronouio patri p. 20 not. o] editionis", sondern auf die der besten Handschriften Reg. und Rott., die domina haben, während andrerseits Non. p. 281 M. der Ausg. von 1614 [Herr v. Gloeden schreibt 1604] p. 193 Gerl. das Wort in dieser Bedeutung hinlänglich aus Lucilius und Cicero beglaubigt: zwar sagt Herr v. Gloeden dagegen „ea uox a Cicerone prorsus aliena est neque usquam apud eum legitur, et Augusti tantum aetate in usum uenisse uidetur," aber die von Nonius angezogene, in seinen Handschriften freilich sehr corrumpirte Stelle, die aber nach Zumpt's evidenter Verbesserung gelesen werden mufs, findet sich in der 3ten verrin. Rede cap. IV. § 9. — Der Vertheidigung der Aechtheit der Lemmata des Gellius (zu III. 2) stimmen auch wir bei: doch durften bei Besprechung dieser Frage die Erörterungen Falsters in den prolegg. zur uigilia prima noctium Ripensium, Hafn. 1721. 8., nicht wohl über-

*) Die daselbst § 1 wenigstens parenthetisch in den Text aufgenommene Vermuthung Cramer's statt annos VI und X zu lesen VII und XII erledigt sich durch die Bemerkung Osenbrüggen's in der Zeitschr. für Alterthumswsch. 1838. n. 103 p. 835, dafs bei Sozomenus hist. eccl. I. 9. von Testirfreiheit einer sechsjährigen uirgo Vestalis die Rede ist.

Digitized by Google

gangen werden und wenn Herr v. Gloeden sich für die Aechtheit auf den Schlufs der praefatio des Gellius beruht, so war nicht zu verschweigen, dafs auch dieser (cf. Weichert poet. Lat. rell. pag. 353 sq.) der Anzweifelung nicht hat entgehen können. — Die Vorrede des Hrn. v. Gloeden aber entwaffnet die Strenge der Kritik und so kann dieselbe nur wünschen, dafs ihm zu künftigen Bemühungen für den Gellius mehr Mufse gegönnt werde, damit ausdauernder Sammelfleifs und kritische Besonnenheit sich der frischen und kecken Lebendigkeit des Geistes zugeselle, die uns aus jeder Zeile des Büchleins wohlthuend entgegengetreten ist.

Hertz.

XXXII a.

Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Dr. Ludwig Rofs. Erster und zweiter Band. Stuttgart und Tübingen, 1840 *u.* 1843. *bei Cotta.*

Nachdem nun auch der zweite Band dieser „Reisen" dem im Jahr 1840 erschienenen ersten Bande gefolgt ist, mag es nicht unpassend sein, auch in diesen Jahrbüchern der, wenigstens vorläufig mit dem zweiten Bande abgeschlossenen „Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres" mit einigen Worten zu gedenken. Zwar umfafst das Gemälde, das uns in diesen beiden Bänden von den Inseln des ägäischen Meeres dargeboten wird, nicht alle, zu dem Königreiche Griechenland gehörigen Inseln, um welche es dem Verfasser zunächst zu thun war, während er (in dem zweiten Bande) auch einige, noch unter türkischer Herrschaft stehende Inseln des ägäischen Meeres in den Kreis der Betrachtung mit gezogen hat. Indefs ist, auch trotz der erwähnten Unvollkommenheit in Ansehung der einzelnen Gegenstände, demohngeachtet dieser Beschreibung der Inseln des ägäischen Meeres, theils an und für sich, und insofern diese Inseln von den Reisebeschreibern bisher zu wenig, und nur gelegentlich, berücksichtigt worden waren, gleichwohl aber dieselben in historisch-geographischer, in antiquarischer und statistischer Beziehung von besonderer Wichtigkeit sind, theils gerade aus der Feder des, mit den erforderlichen Kenntnissen, namentlich auch mit der Kenntnifs der neugriechischen Sprache ausgerüsteten Prof. Rofs, ein unläugbares Interesse nicht abzusprechen; und er verheifst auch (Bd. 2. S. IV), vielleicht später, wenn er die noch fehlenden griechischen Inseln besucht haben werde, und sie bis dahin nicht von andern Reisenden untersucht worden sein sollten, die Beschreibung auch dieser noch fehlenden Inseln folgen zu lassen. Was nun aber der Verfasser in diesen beiden Bänden über die in den Kreis seiner Untersuchungen gezogenen Inseln des ägäischen Meeres uns mittheilt, beruht Alles, so weit dies möglich ist, auf eigener Anschauung, indem er sie theils in den Jahren 1835—1837, theils im Jahre 1841, und einige derselben sogar mehrmals, bereiste; Anderes schöpfte er aus den Nachrichten glaubwürdiger Personen an Ort und Stelle. Das Ganze besteht aus sechs und zwanzig Briefen. Diesen Briefen sind hier und da Beilagen und Excurse beigefügt, in denen der Verfasser einzelne Gegenstände weiter ausführt und manche gewonnene Ausbeute mittheilt. Auch an bildlichen Darstellungen fehlt es nicht ganz; so sind dem ersten Bande Ansichten des Tempels des Apollon Pythios auf der Insel Sikinos, und des Kolosses des Apollon auf der Insel Naxos beigegeben, und der zweite Band bringt die Ansicht einer hellenischen Burg auf Amorgos, aufserdem eine Karte von Kalymnos, und mehrere Holzschnitte. Uebrigens hat der Verfasser nicht alle, auf seinen Reisen durch die griechischen Inseln gewonnenen Früchte in diesen beiden Bänden niedergelegt; die an Inschriften erlangte Ausbeute hat er theils früher in Zeitschriften mitgetheilt, theils an Boeckh in Berlin zur weiteren Benutzung überlassen, theils dem zweiten Hefte seiner „Inscriptiones graecae ineditae" einverleibt; und über architektonische und andere Kunstdenkmäler hat er sich im „Kunstblatte" zum Morgenblatt und in der Hallischen „Literaturzeitung" des Mehreren ausgesprochen. Dagegen hat er es sich hier im Allgemeinen angelegen sein lassen, die Vergangenheit der von ihm besuchten und hier beschriebenen Inseln, namentlich in Betreff der Geschichte und Geographie, so wie was die, ihm sich hier zur Berücksichtigung darbietende Kunst im Allgemeinen und die auf einzelnen Inseln vorhandenen Kunstdenkmäler anlangt, darzustellen, zugleich aber auch die Gegenwart dieser Inseln, ihre Lage, innere und äufsere Beschaffenheit, ihre Eigenthümlichkeiten, Erzeugnisse, Bewohner, Sitten und Gebräuche dersel-

Digitized by Google

ben u. s. w. ins Auge zu fassen. Ohne in diesen Beziehungen eine in sich abgeschlossene Beschreibung jeder einzelnen Insel zu geben (was bei der gewählten Briefform ohnedies nicht gut thunlich war), hat der Verfasser in lebendiger, angenehmer Weise das Gemälde der Inseln entworfen, und vor unsern Augen gleichsam aufgestellt, und er hat es, aus dem frischen Leben unmittelbar hervorgegangen, durch einzelne Charakterzüge und interessante Reiseerlebnisse um so lebensvoller zu machen und dasselbe dem Interesse der Leser um so näher zu rücken gewufst. Besonders erfreulich ist es auch, dafs Rofs in diesen Briefen über die griechischen Inseln des ägäischen Meeres auch auf die neugriechische Sprache und auf die verschiedenen Dialekte der einzelnen Inseln hin und wieder Rücksicht genommen hat, wenn schon es von ihm nicht in dem Maafse geschehen ist, wie dies Ulrichs in dem ersten Theile seiner „Reisen und Forschungen in Griechenland" (1840) gethan hat. Aber immer ist selbst das Wenige, was daraus auch in dieser Hinsicht zu lernen ist, des Dankes werth, und um so mehr, als unsere Kenntnifs der neugriechischen Sprache und ihrer Dialekte noch gar zu mangelhaft und unvollkommen, jedenfalls aber dieselbe, namentlich insoweit es um ihr genaues Verhältnifs zur altgriechischen Sprache und zu deren Dialekten sich handelt, durchaus nicht unwichtig ist. Möchte doch nur ein, mit den gehörigen Kenntnissen ausgerüsteter Gelehrter den in dem Volke des neuen Griechenlands lebenden reichen Sprachschatz und die einzelnen mannichfaltigen Lokal-Dialekte der neuen Redeweise zum Gegenstande seiner Forschungen und Untersuchungen — versteht sich, an Ort und Stelle — machen; Forschungen und Untersuchungen, die freilich auf alle Gegenden, wo griechisch geredet wird, erstreckt werden müfsten! Es ist dies ein Wunsch, den schon der ehrwürdige Korais zum Besten der alten und neuen griechischen Sprache vielfach in seinen Werken ausgesprochen hat, und von dessen möglichst vollständiger Erfüllung für die altgriechische Sprache gewifs eine reiche Ausbeute gewonnen werden würde. — Was die einzelnen Inseln anlangt, deren Beschreibung in diesen beiden Bänden enthalten ist, so sind es theils folgende, zum Königreiche Griechenland gehörige: Syros, Tenos, Delos, Rhenäa, Naxos, Paros, Jos, Thera, Therasia, Anaphe, Kythnos, Keos, Seriphos, Siphnos, Pholegandros, Sikinos, Amorgos, Andros, Mykonos, Gyaros und Belbina, theils die unter türkischer Herrschaft stehenden Inseln: Astypaläa, Nisyros, Knidos, Kos, Kalymnos, Zelendos, Ceros, Patmos, Samos und Jkaros, so dafs von den unter dem Königreiche Griechenland liegenden Inseln hier noch fehlen (vergl. Bd 2. S. III): Melos, Kimolos, Oliaros, Polybos, Donussa, und die nördlichen Sporaden: Skyros, Jkos, Halonnesos, Pegarethos (Skopelos) und Skiathos, nebst ganz Euböa. Im zweiten Bande befindet sich unter andern auch ein Brief (der 23ste) von und über Patmos, auf welcher Insel Rofs die Klosterbibliothek besuchte. Indefs sind die Ergebnisse der Untersuchung derselben, die endlich nicht ohne Schwierigkeiten Seitens der Mönche gestattet wurde, nicht bedeutend. Unter den dreihundert Handschriften daselbst ist von klassischen oder sonst philologisch werthvollen Handschriften so gut wie Nichts vorhanden (S. 132); dagegen fanden sich dort gegen funfzig kaiserliche griechische Original-Bullen aus der Zeit vom Ende des eilften Jahrhunderts bis zur Mitte des funfzehnten, die für die Kenntnifs der inneren Verwaltung des byzantinischen Reichs als nicht unwichtig bezeichnet werden (S. 135). In dem Anhange des zweiten Bandes (S. 179 flg.) wird noch Einiges über diese Bibliothek und von diesen Bullen, so wie über einige Handschriften der ersteren, mitgetheilt. Eine interessante Zugabe dieses Bandes ist noch eine, Manches in den Sitten und Gebräuchen der Griechen unserer Tage aufklärende Zusammenstellung von vier und zwanzig neugriechischen Sprichwörtern im Originale, mit Uebersetzung und Anmerkungen.

D. Theodor Kind.

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

XXXII.

Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpuncte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Von Wilhelm Hebenstreit. Wien, 1843. Friedr. Beck's Universitäts-Buchhandlung.

Es gehört zu den unerquicklichsten Momenten der wissenschaftlichen Thätigkeit, mitten im Strom der Geistesentwicklung, in dem Fortschritt der Erkenntnifs, auf Erscheinungen zu stofsen, welche sich uns mit Dummdreistigkeit in den Weg stellen und die Prätension machen, uns auf einen Augenblick in unserer Bewegung Halt zu gebieten. Die Dummdreistigkeit ist, wie im Leben, so in der Wissenschaft das täppische Zufahren eines Menschen, der nicht weifs, in welchem Kreise er sich befindet, der sein Verhältnifs zur Welt und seiner Umgebung verkennt, da familiär thut, wo sich achtungsvolle Scheu geziemt, weil er keine Ahnung hat von den Mächten, welche regieren, und der daher zu scharfer Anrede und einer rücksichtslosen Declaration seiner Ungebühr herausfordert. So lästig und mifsliebig es ist, die Wissenschaft kann sich bisweilen der Aufgabe nicht entziehn, auf solche Anmafsung ernsthaft einzugehn und sie gradezu vor die Thür zu stellen. Diese Aufgabe wird um so dringender, je rückhaltloser ein Individuum auftritt, je mehr es sich sogar durch den Schein einer gewissen Gelehrsamkeit das Ansehn wissenschaftlicher Ebenbürtigkeit zu geben bemüht ist. Wenn es bei dieser Art der Thätigkeit einen Trost giebt, so ist es der, dafs man in solcher Gestalt immer zugleich eine *ganze Gattung* trifft, welche bei dem Anblick des vorlauten Eindringlings zunächst im Hintergrunde greinend dasteht, um sich an der Verlegenheit zu weiden, welche die täppische Figur der Gesellschaft bereiten werde, weil jene selbst mit ihr die Stufe der Cultur theilt, ohne sich doch offen dazu zu bekennen. Pflicht aber wird es sogar, einer solchen Erscheinung gradezu auf den Leib zu gehn, wenn sie sich auf einem Gebiete zeigt, wo sie nicht nur theoretische Interessen berührt, sondern auch *praktische Folgerungen* zieht, welche eine *kostbare Errungenschaft der Civilisation wieder in Frage zu stellen und immer dringender werdende Umgestaltungen zu hemmen drohen.* Denn es ist eine alte Erfahrung, dafs die sogenannten praktischen Leute sich gern ein theoretisches Ruhekissen suchen, um sich in ihrer Gedankenfaulheit gemächlich darauf zu wiegen. Darum allein nehmen wir das gegenwärtig zu beurtheilende Werk so ernsthaft, während es, als rein wissenschaftliches Erzeugnifs betrachtet, eine spöttische Abfertigung verdiente.

Es fordert eine nicht geringe Selbstverleugnung, sich plötzlich in eine Denk- und Anschauungsweise hineinzuversetzen, welche mit Ernst, Gravität und Pathos vorgetragen, sich wie die Sprache eines Lebenden ausnimmt und doch nur der dumpfe Klang einer aus dem Grabe herübertönenden Stimme ist. Es fällt uns schwer, uns in das naive Bewufstsein des Kindes zu versetzen, welches Objecte und Fragen ernsthaft behandelt, die uns schon längst zu einem Spielwerk herabgesunken sind, aber wir haben dabei immer einen gewissen Genufs, indem die Anschauung des Kindes keine andere sein kann, und wir es selbst über diese Stufe seines Bewufstseins naturgemäfs hinausführen können. Wenn aber ein ergrautes Geschöpf die Sprache des Kindes führt, mit dem Glauben die Sprache eines Mannes zu führen, so ist dies ein widerwärtiges Schauspiel. Wer nun etwas in der Wissenschaft und im Weltbewufstsein durchaus Ueberwundenes, einen von dem Geiste völlig verlassenen Standpunct, wie etwas Gegenwärtiges behandelt, es mit dem Pathos gegenwärtiger Geltung vorträgt, welche sogar praktische Ergebnisse nach sich ziehn

Digitized by Google

soll, der ist durch den Contrast seines Ernstes mit dem ihn verspottenden Bewufstsein der Welt, in die er versetzt ist, theils eine komische Figur, theils durch die Reflexion auf die Pflicht eines Jeden, die vernehmliche Stimme des fortschreitenden Geistes nicht zu überhören, eine traurige — keine tragische Gestalt. Mit solcher Erscheinung haben wir es gegenwärtig zu thun. Das Buch des Hrn. Hebenstreit setzt sich nämlich kein geringeres Ziel als die Kunst der dramatischen Darstellung aus der Reihe der Künste ein für allemal auszustreichen, sie in die Klasse der Handwerke zu verweisen, und knüpft daran die nicht weniger gewichtige praktische Folge, die staatsbürgerliche Stellung der Schauspieler wo möglich wieder zu einer völlig rechtlosen zu machen, das kaum überwundene Vorurtheil gegen diesen Stand wieder zu fixiren, mit einem Worte, denselben gleichsam in den Pariazustand vergangener Zeiten zurückzudrängen. Unser Verf. erstrebt dieses Resultat sogar mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit; er kann sich kaum genugsam in gehässigen, verbissenen Wendungen ergehn, um seinem Unmuth gegen die Thätigkeit und die gegenwärtige Stellung der dramatischen Künstler Luft zu machen; ja er hascht oft mit einer Art Grimm nach dem herabwürdigendsten Ausdruck und geniefst sich förmlich in dieser Bemühung, den Stachel seines Zorns tief in das Fleisch der Verfolgten zu drücken. Wüfste man es nicht besser, man könnte im ersten Augenblick auf die Vermuthung kommen, der Verf. sei selbst ein talentloser Schauspieler, der sich für mifslungene Versuche, für vergeblich erstrebte Lorbeeren, für manchen bösen Abend dadurch rächen wolle, dafs er nun seine Kunst selbst aus der Reihe der Künste ausstreichen und den ganzen Stand wieder rechtlos machen möchte.

Wir wollen, ehe wir in das Einzelne eingehen, ein Bild des Standpuncts und der Methode vorliegenden Werks in den allgemeinsten Umrissen zu geben versuchen. Ein Denken, welches diesen Namen verdient, ist nie die Sache unseres Verf.'s gewesen; davon giebt zunächst die ganz zusammenhanglose Weise seines Verfahrens Zeugnifs. Es sind in seinem Buche Aufsätze beliebig aneinandergereiht, zwischen denen auch nicht die geringste organische Verbindung stattfindet. Man kehre die Ordnung um, und sie werden, jeder an einem andern Orte, dieselbe Dignität haben. Da sehn wir rein praktische Fragen über Privat- und Liebhaberbühnen und deren Verhältnifs zur Sittlichkeit, über Benifiz-Vorstellungen und deren Einflufs auf Schauspieler, mitten zwischen die eigentlichen Lebensfragen gestellt und die Untersuchung der letzteren ganz willkührlich unterbrochen. Dieselbe anarchische Bewegung, wie im Ganzen, herrscht in den einzelnen Aufsätzen selbst. Keine Spur eines fortleitenden Gedankens, einer logischen Nothwendigkeit; alte abgestandene Notizen, wie etwa über den Ursprung des antiken Dramas, oder über die Forderungen der Alten an den Schauspieler, werden von Räsonnements oder von Referaten Anderer, und deren Kritik abgelöst, ohne dafs uns Haltpuncte, welche das Dargestellte zusammenfassen und die Basis einer neuen Entwicklung geben, dargeboten werden. In einem Werke, welches grofse Fragen der Kunst und des Lebens zu lösen verheifst, ist uns kaum eine ähnliche Willkühr der Behandlung vorgekommen. Damit steht das wissenschaftliche Bewufstsein unsers Verf.'s, die Quellen, aus denen er seine Kraft schöpft, das Zeughaus, aus welchem er seine Waffen nimmt, auf gleicher Höhe. Die Methode und der wissenschaftliche Standpunct unsers Verf.'s decken einander vollständig.

Unser Verf. steht nämlich in Bezug, sowohl auf seine ganze Denk- und Anschauungsweise, wie auf das Material, über welches er gebietet, durchaus aufserhalb der Bewegung der gegenwärtigen deutschen Wissenschaft. Seine Argumente, seine Räsonnements, wie sein etwaniger gelehrter Apparat, gehören völlig antiquirten Standpuncten an. Von dem, was die Aesthetik in den letzten dreifsig Jahren geleistet hat, kennt er nichts, seine Beweise und Widerlegungen sind aus gänzlich versumpftem Boden genommen, den er für eine frische, reiche Aue ansieht; seine Citate selbst da, wo er etwa einen Gegenstand der Alterthumskunde behandelt, stehn ganz aufserhalb des Zusammenhangs gegenwärtiger Alterthumswissenschaft. In der Aesthetik ist mit A. W. Schlegel's im Jahre 1809 gehaltenen Vorlesungen über dramatische Literatur für den Verf. Alles geschlossen; in den philologischen Untersuchungen kennt derselbe Nichts, was der neuern Forschung angehört. Bei aller Sucht zu citiren und sich auf gelehrten Apparat zu stützen, um dem Ungeweihten zu imponiren, liest man fast kein einziges Citat, welches uns die geringste Bürgschaft eines Zusammenhangs des

Digitized by Google

Verf's. mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft giebt. Weder Kant noch Fichte, noch weniger die durch Schelling angeregte grofse Bewegung im Gebiete der Philosophie der Kunst, noch die unsterblichen Leistungen Solger's, Hegel's und seiner Schule kennt der Verf., eben so wenig deutet ein Wort uns an, dafs er z. B. in Rücksicht der Fragen über den Ursprung des Dramas bei den Griechen, über Komödie und Tragödie die Forschungen von Boeckh, Thiersch, O. und E. Müller, Welcker und Anderen auf diesem Gebiete, oder das, was zum Verständnifs der Aristotelischen Poetik so Bedeutendes geleistet worden ist, im geringsten kennt. Was uns der Verf. an Citaten bringt, ist gröfstentheils werthloser Kram, zum Theil sogar nur gelehrter Auskehricht, den unser Verf. aber wie kostbare Reliquien behandelt. Dergleichen kann Leute, die nicht auf der Höhe der Wissenschaft stehn, täuschen; kann ihnen die Vorstellung einer gelehrten Bildung erwecken, der gegenüber man sich nur mit einer gewissen Scheu verhalten dürfe. Den dramatischen Künstlern sei es daher hier gleich von Hause aus erklärt: der gelehrte Prunk des vorliegenden Werks ist gröfstentheils armseliger Plunder, aufgestutzt, um einmal bei einem Festzug zu paradiren, aber doch kaum mehr im Stande die Blöfse zu bedecken. Dieser Don Ranudo-Aufzug ist aus verschiedenen Trödelbuden, je nach den augenblicklichen knappen Mitteln, nicht nach dem wirklichen Bedürfnifs zusammengekauft oder zusammengeborgt; die armselige Figur steckt aber mit einem Behagen darin, das rührend wäre, wenn die brutale Behandlung eines ganzen Standes und einer ganzen Thätigkeit uns zu einer andern Empfindung, als der der Indignation kommen lassen könnte. Wir wollen eine Deutung über die Entstehung vorliegenden Buches wagen. Unser Verf. lebt in Gmunden bei Wien, von dort ist auch die Vorrede datirt. Hier hat derselbe, nachdem er einige zwanzig Jahre in Lethargie zugebracht, die vergelbten Blätter aus seiner Jugendzeit wieder hervorgesucht und gefunden, dafs sie noch vollkommen brauchbar seien; diese hat er dann ohne Weiteres zusammengestoppelt und Buchhändler und Buchdrucker haben das Ganze eines Buches daraus gemacht. Da unser Verf. sich aufserhalb des Zusammenhangs mit dem Geist der Gegenwart befindet, so hat es uns auch nicht wundern können, dafs derselbe von unserm Versuche, die Kunst der dramatischen Darstellung wissenschaftlich zum erstenmale zu begründen, keine Notiz genommen hat; wir sind indessen in der honettesten Gesellschaft, neben den ersten Forschern der Nation, von Hrn. Hebenstreit glücklicher Vergessenheit Preis gegeben worden. In dieser Rücksicht, nämlich darin, alle Geistesbewegung seit etwa dreifsig Jahren ignorirt zu haben, hat sich unser Verf. in bewunderungswürdiger Consequenz gehalten. Es guckt auch an keiner Stelle der Mann der Gegenwart heraus, kein unbewachter Augenblick zeigt ihn von dem Strome derselben ergriffen.

Diesem allgemeinen Bilde fraglichen Werkes lassen wir die Kritik seiner Principien und Argumente folgen, welche zugleich als eine Bestätigung unsers an die Spitze gestellten Urtheils gelten werden. Wir scheiden unsere Kritik in zwei Abschnitte, deren erster die Polemik unsers Verf. gegen die Schauspielkunst, als *eine Kunst* prüfen, und deren zweiter die Behandlung, oder vielmehr die Mifshandlung des Standes der Schauspieler in *staatsbürgerlicher Hinsicht* umfassen wird. Der Verf. hat seine Argumente durchaus in keinem innern Zusammenhange vorgetragen, sie sind meist als blofse Einfälle bunt im ganzen Buche zerstreut. Wir übernehmen daher zunächst das Geschäft, dieselben etwas geordneter zusammenzustellen. Die Hauptargumente, welche nach unserm Verf. die Schauspielkunst aus der Reihe der Künste in die Kategorie des Handwerks, überhaupt einer mehr mechanischen Fertigkeit verweisen, sind: 1) „das Schauspielen hat keinen eignen Grund und Boden, es ist nichts Selbständiges, nichts für sich Bestehendes, sondern ein durch das Dichterwerk Bedingtes und mit seiner Erscheinung zugleich Erlöschendes (p. 36); 2) die Kunst verlangt ein im freien Zustande des Empfindens und Denkens erschaffenes, von der Person des Schaffenden getrenntes, für sich bestehendes Werk, denn der Künstler schafft in keiner andern Absicht, als dafs sein Werk *bleibend* sei. Das Geschäft des Schauspielers aber besteht fortwährend in der durch Nachahmung und Uebung erworbenen Fertigkeit, den Gemüthszustand einer fremden, d. i. einer vom Dichter geschaffenen Person, scheinbar an seinem eignen Ich, oder an seinem eignen Leibe darzustellen (p. 40 und an vielen andern Stellen)." „Der Schauspieler, heifst es weiter (p. 71), schafft weder seinen Stoff noch die Form. Den Stoff empfängt er vom Dichter und die Form hat

Digitized by Google

nichts Künstlerisches, nichts Ideales, sondern die schärfste Begränzung in Zeit und Gegenwart. Denn je bestimmter das Spiel ist nach der besondern Eigenheit der vor unsern Augen herumwandelnden Personen, welche Eigenheit durch Stand und Gewerbe, durch Charakter, Gewohnheit und Leidenschaft ihnen aufgedrückt wird, desto höher schlagen wir die Kunst des Schauspielers an. Der Schauspieler copirt also das Wirkliche, allein er schafft nichts aus sich, er *idealisirt nichts.*" Vergl. p. 47, 57 und 59, wo es heifst: „Sein d. h. des Schauspielers Geschäft besteht ja nicht im Erfinden, sondern in einem blofsen Nachbilden, und er kann eben so wenig als schaffender Künstler anerkannt werden, als jene Personen, welche auf dem römischen Theater Frauenzimmer vorstellen, indem sie als Jünglinge die Eigenschaften des weiblichen Geschlechts in ihrem Wesen und Betragen studirt haben und eine dritte und fremde Natur spielen." — Ferner p. 41: „In der Natur allein liegt das Ideal seiner Darstellungen, und seine Freiheit ist Nichts als Composition in der ganz gewöhnlichen Bedeutung des Worts." Vergl. p. 42: „Der Schauspieler vermag, selbst wenn er sich zur höchsten Virtuosität erhoben hat, nichts weiter, als zu *copiren* unter der Bedingung der Gesetze des Schönen." Dem Schauspieler fehlt daher, nach unserm Verf., alle *Freiheit des Empfindens und Denkens*; höchstens kann sie der Aufführung vorangehn; „denn wollte sie in der Darstellung selbst thätig sein, so würden leicht Lächerlichkeiten entstehn, und das Zusammenspiel gestört werden, was stets einen eingeübten Mechanismus voraussetzt." (p. 38) Vergl. p. 58: „Da die Empfindung des Schauspielers nur Schein, nicht Wirklichkeit sein darf, so kommen wir auf den von Lessing zur Bedingung gemachten Mechanismus und auf die Wechselwirkung des Körpers und der Seele durch Nachäfferei oder Nachahmung in Zeichen und Empfindung zurück." Ferner p. 42: „Was der Schauspieler wirkt ist kein Werk, weniger noch ein Kunstwerk, es ist ein Körperspiel, vorübergehend mit dem Moment der Handlung, im Eindruck nicht rein, stets vermischt mit der Erinnerung an die Person, an die Eigenthümlichkeit, an die Handlungsweise, ja an das Leben überhaupt des Schauspielers." Der Schauspieler endlich ist abhängig vom Dichter, von der Bildung, vom Geschmack des Publicums. „Dabei steht er zur Schau einem Jeden, der Lust und Belieben fühlt, ihn an bestimmten Tagen, zur bestimmten Stunde, um einen bestimmten Eintrittspreis zu betrachten und zu beurtheilen, ganz der eignen Laune oder der eignen Einsicht gemäfs; denn in solcher Beziehung ist durchaus keine Beschränkung bindend. Anders verhält es sich mit der öffentlichen Beurtheilung seiner Leistung. Diese Leistung, oder Darstellung ist ihrer Natur nach nur eine Bekleidung des dichterischen Charakters, dessen Kenntnifs von Seiten des Beurtheilenden vorausgesetzt wird u. s. f." (p. 50. Wir haben hier vorläufig nur diejenigen Argumente zusammengestellt, aus welchen die Schauspielkunst als Kunst negirt und in die Reihe mechanischer Fertigkeiten verwiesen wird. Andre Gründe, welche gegen die ganze Thätigkeit der dramatischen Darstellung gerichtet sind, übergehn wir hier noch vorläufig, weil sie zu sehr mit der Beurtheilung dieser Kunst vom sittlichen Standpunct und daher auch mit der staatsbürgerlichen Stellung des ganzen Standes zusammenhängen.

Die Schauspielkunst kann nach unserm Verf. niemals in den Rang einer *wahren* Kunst treten, weil sie durch das Dichterwerk bedingt, weil die Darstellung an der Person des Künstlers haftet und weil der Schauspieler es nur mit der Copie einer in der Wirklichkeit gegebenen Form zu thun hat, seiner Thätigkeit also alle Idealität mangelt. Dies ist der Kern der Argumente unsers Verf. Der Schauspieler bedarf des Dichters, das versteht sich, wie der ausübende Musiker des Componisten. Das dramatische Gedicht ist also die *Voraussetzung* des Darstellers. Er ist durch ein *Kunstwerk* gebunden. Die Kunst des Darstellers ist folglich nicht Darstellung der Natur, sondern Darstellung idealer, der Phantasie entsprungener Gestalten. Die dramatische Poesie weist aber, als die Poesie in der Form einer gegenwärtigen Handlung, auf ihre letzte Verwirklichung durch die Darstellung hin. Damit ist nur ein Uebergang aus dem Element der Idealität in ein relativ reales Element gesetzt, ich sage in ein relativ reales, denn in der That giebt uns doch auch die dramatische Darstellung selbst keine sinnlich reale Wirklichkeit, sondern nur den Schein derselben; ihr Gesetz ist also ein Gesetz der Kunst und nicht der Natur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpuncte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Von Wilhelm Hebenstreit.

(Fortsetzung.)

Für die dramatische Darstellung gilt also, wie für alle Kunst, nicht die Naturwahrheit, sondern die künstlerische Wahrheit als absolutes Gesetz. Dies sind einfache Folgerungen aus dem Begriff der Kunst selbst, mit denen wir Niemand etwas Neues sagen, der überhaupt von der Kunst Begriffe hat, aber auch Niemand belehren wollen und können, der sich durch die Schranke seines Standpuncts vom Verständnifs philosophischer Ideen ausgeschlossen hat. Es bedarf also keiner ernsten Widerlegung, dafs, weil die dramatische Darstellung die Kunst und nicht die Natur als Stoff voraussetzt, ihr deshalb der Rang einer Kunst abgesprochen werden müsse.

Aber die Thätigkeit des Schauspielers haftet an seiner *Person*, ist an seine *Persönlichkeit* gebunden. Wo steht es als Kunstgesetz geschrieben, mit dem die Kunst stehe und falle, dafs ein Kunstwerk von der schaffenden Person gesondert bestehn müsse? Ist das ein Kriterium der Kunst? Weil nach unsers Verf.'s Vorstellung die Schauspielkunst einmal keine Kunst sein soll, so decretirt er rasch: zum Wesen der Kunst gehört, dafs das Werk nicht an der schaffenden Person hängen bleibe, sondern ein für sich bestehendes sein müsse, denn kein Künstler schaffe in einer andern Absicht, als dafs sein Werk *bleibend* sei. Aber abgesehn von der Behauptung, welche, nur von der Eigenthümlichkeit der dramatischen Darstellung abstrahirt, willkührlich zu einem allgemeinen Gesetz der Kunst erhoben wird, krankt das Räsonnement an einer eben so schiefen, als unbestimmten Vorstellung. Zunächst ist es unwahr, dafs der Künstler ein Werk schaffe, *damit es bleibend sei.* Der wahre Künstler schafft, weil er *mufs*, weil er innerlich durch seinen Genius getrieben wird, das Angeschaute zu gestalten; *ächte Kunstwerke sind innerlich nothwendige Werke*, die nicht etwa auch hätten unterbleiben können, die Dauer des Werks ist etwas Secundäres, erst aus dem Werth des Werks Folgendes, nicht ursprünglicher Zweck. Wer sich vornimmt etwas Bleibendes zu schaffen, kann deshalb doch immer noch etwas sehr Vergängliches hervorbringen. Was heifst aber *bleibend?* Ist die Macht, die ein grofser Darsteller über die Gemüther ausübt, nichts Ewiges, weil die sinnliche Dauer nicht ad oculos demonstrirt werden kann? Ist die Macht der Rede darum weniger eine geistige Macht, weil das gesprochene Wort seinen Boden nur in den Gemüthern der Zuhörer hat und nur in ihnen fortlebt? Freilich ist der Schauspieler ganz auf die Gegenwart gewiesen; sein Werk stirbt mit ihm; des Redners Werk geht halb, des Schauspielers ganz verloren. Le comédien s'en va avec l'homme. Talma meurt tout entier, Mirabeau à demi (vgl. meine Kunst der dramatischen Darstellung p. 37 u. s. f. wo ich die Consequenzen aus dieser Erscheinung weiter verfolgt habe). Ist aber eine Erhebung des Gemüths, welche ganze Massen ergreift und gleichsam verbrüdert, welche sie über den Schlendrian des täglichen Lebens, über die Misère des Tages hinweghebt, nichts *Ewiges?* Soll die Dauer nur nach dem Quantum von Zeit gemessen werden, und nicht vielmehr nach der Intensität der Wirkung, nach der nachhaltigen Kraft der Erinnerung? Dafs die dramatische Darstellung aber an die Persönlichkeit des Darstellers gebunden ist, giebt deshalb noch kein Argument ab gegen diese Kunst, eben so wenig als gegen den sittlichen Werth dieser Thätigkeit. Auch darüber hätte sich der Verf. aus unserm Werke, wo dieser Gesichtspunct seine Erledigung gefunden hat, belehren können (vergl. die Kunst der dramat. Darstellung p. 6—12). Der Verf.

Digitized by Google

kommt auf diesen Punct mehrfach zurück; es ist ihm ein Hauptanstofs, dafs der Schauspieler eine vom Dichter geschaffene Person an seinem eignen Leibe darstelle. Er leitet daraus die wunderlichsten Folgen auch für den sittlichen Werth dieser Kunst ab. Ist es denn aber so schwer zu begreifen, dafs die Leiblichkeit des Darstellers nur die Bedeutung hat, ein *Material* zu sein, welches der Künstler für ideale Gestalten jedesmal zu begeistigen, d. h. umzugestalten hat? Der Ton, wie die individuelle Leiblichkeit des Schauspielers haben ja nur die Bestimmung, zum Ausdruck idealer, von der Phantasie geschaffener Gestalten verwendet zu werden. Es wiederholt sich also hier nur der Procefs aller Kunst, ein gegebenes sinnliches Material zur Darstellung von Ideen zu begeistigen, mithin dasselbe durch diese Thätigkeit so aufzuheben, dafs es ganz und gar aufhöre ein unmittelbar gegebener Stoff zu sein, sondern zur Erscheinung von Ideen, hier also dichterischer Gestalten erhoben werde. Der grofse Schauspieler trennt sich folglich von sich selbst so, dafs er die ideale Anschauung eines Charakters in seine Leiblichkeit hineinbildet, seine sinnliche Individualität, seinen natürlichen Ton zu einem Material herabsetzt und gleichsam zur Aufnahme der idealen Gestalt erweicht, damit wir an seine individuelle Gestalt gar nicht mehr erinnert werden. Dafs diese Fähigkeit, sich von seiner gegebenen Leiblichkeit völlig abzulösen und dieselbe zum Ausdruck einer idealen Persönlichkeit umzubilden, so selten angetroffen wird, ist der Grund, der *so sparsam in der Kunstgeschichte vertheilten wahrhaft grofsen Schauspieler.* Es giebt eine Menge Darsteller, welche uns da befriedigen, wo sich ihre besondere Individualität, ihre persönliche Geistesstimmung in einer gegebenen Rolle fortsetzt und höchstens steigert, denen aber doch die Macht durchaus gebricht, ihre Individualität zum Ausdruck einer von ihrer besondern Persönlichkeit wahrhaft unterschiedenen Gestalt völlig umzubilden. Dies ist der eigentlich schöpferische Act, welcher den grofsen Schauspieler charakterisirt. Was in sittlicher Beziehung die Selbstverläugnung ist, d. h. die durch die Macht der sittlichen Idee zum Schweigen und zur Unterwerfung gebrachte widerstrebende Eigenthümlichkeit mit ihren sich hervordrängenden subjectiven Neigungen und Trieben, das ist in künstlerischer Beziehung, auf dem Gebiet der dramatischen Darstellung, die Ueberwältigung der besondern Individualität, um sie zu einem Gefäfs für die Aufnahme und das Gedeihen einer Phantasiegestalt tüchtig zu machen. Dort, auf dem sittlichen Gebiete, soll sich das besondere Selbst zum allgemeinen Selbst erweitern, seine widerspenstige Besonderheit soll also abgearbeitet werden, hier soll das besondere Selbst für ideale Zwecke zu einem blofsen Material herabgesetzt, also nicht minder das in ihm Ungefügige aufgelöst werden. Nur von diesem Gesichtspunct aus fallen alle die zum Theil abgeschmackten Folgerungen hinweg, welche auch unser Verf. aus der Erscheinung, dafs der Schauspieler die dichterischen Gestalten an seinem Leibe darstellt, so reichlich zieht.

Folgen wir unserm Verf. in seiner weiteren Polemik gegen die Schauspielkunst, so treffen wir indessen noch auf Puncte von viel gröfserer Gedankenlosigkeit. Dem Schauspieler wird zunächst alle schöpferische Thätigkeit abgesprochen, er wird auf die blofse Fertigkeit der Nachbildung der in der Wirklichkeit gegebenen Formen reducirt, ihm damit alle *Freiheit des Denkens und Empfindens*, und seinem Werke alle und jede *Idealität* bestritten. Die Argumente unsers Vf.'s bilden ein aller Erfahrung Hohn sprechendes und aller philosophischen Bildung spottendes Gewirr begriffloser Reflexionen. Unser Verf. hat nämlich, um mit dem Kardinalpunct zu beginnen, die allerverworrenste Vorstellung von *Idealität in der Kunst.* Sie ist ihm Nichts als ein unbestimmtes Phantasiegebilde aufser Raum und Zeit, das, so wie es in bestimmten Formen erscheint, damit auch den Charakter der Idealität sogleich einbüfst. Die Bestimmtheit und Begränzung sind es, vor denen unser Verf., als vor den alle Idealität befleckenden Bestimmungen, einen besondern Abscheu empfindet. Nach unserm Verf. hat, wie wir oben schon angeführt, die Form überhaupt nichts Ideales, sondern ist nur die schärfste Begränzung in Zeit und Gegenwart. „Hier, d. h. in der Schauspielkunst mufs *individualisirt* werden, welches natürlich wieder das *Idealisiren* ausschliefst" p. 57. „Was die Unkundigen idealisiren in der Schauspielkunst nennen, ist nichts als diese Fertigkeit, den vergröfserten Maafsstab des Tons, der Gebärde und der Bewegung nach dem Verhältnifs des Hauses zu treffen, in welchem zur Schau gespielt wird" p. 62. Und an einer andern Stelle p. 69 polemisirt der Verf. gegen eine Aeufse-

Digitized by Google

rung, welche das Idealisiren des Schauspielers darein setzt „die Gesetze der Natur nicht in einem einzelnen Individuum, sondern in dem ganzen Geschlecht darzustellen," durch die Bemerkung, dafs der Schauspieler nichts idealisire, „denn er hat die Rede des Dichters nur zu declamiren und die Handlung durch Gebärde zu bezeichnen." Aber mit seiner äufsern Bezeichnung sei er auf das wirkliche Leben angewiesen. „Und wie liefse sich wohl ein Idealisiren und ein Veranschaulichen vorgeschriebener Gefühle nach ihrem Erscheinen im *wirklichen* Leben vereinigen!" Das Idealisiren wird nach unserm Verf. ferner in der Schauspielkunst ein Unding, weil der Dichter den Charakter vorzeichnet und die Nation die Art der Darstellung bestimmt. „So steigt und fällt, heifst es p. 71, der Schauspieler mit dem Dichter und seine Formen der Darstellung richten sich nach den Formen der Nation in geselliger und wohl auch in sittlicher Hinsicht. Eben dadurch verliert aber nun die schauspielerische Darstellung die eigne Selbstständigkeit und mit derselben auch den Rang einer wahren Kunst." Um endlich recht gründlich dem Schauspieler jeden Anspruch auf Künstlerschaft zu benehmen, führt unser Verf. einige Vorschriften aus dem Disciplinar-Codex an, welche die Beschränkung des Schauspielers durch eine Menge auf das Aeufserlichste, namentlich das pünktliche Erscheinen und Ankleiden derselben gerichteter Gesetze darthun, ihn aus der Einbildung seines Künstlerthums herauswerfen und ihm das Gefühl seiner Abhängigkeit aufdringen sollen, vgl. p. 71.

Es fällt uns schwer, die von unserm Verf. geltend gemachten Behauptungen und Folgerungen über das Idealisiren und die Idealität der Kunst ernsthaft zu behandeln. Eine Fülle von Begriffen ist gewissermafsen schon Gemeingut der Gebildeten geworden, wenn dieselben gleich die metaphysische Wurzel nicht kennen, aus der diese Begriffe stammen. Unser Verf. steht aber ganz aufserhalb dieser Gemeinschaft des gegenwärtigen Geistes. Es kann uns daher auch nicht einfallen, ihn belehren zu wollen; dazu wären ganz andere Anstrengungen nöthig, und auch diese möchten zuletzt völlig fruchtlos sein. Aber für die noch nicht ganz Versumpften, jedoch heimlich etwa unserm Verfasser Zujauchzenden, mag Folgendes genügen. Was Hr. Hebenstreit der Schauspielkunst zum Vorwurf macht, trifft *alle Kunst*. Jedes Kunsterzeugnifs ist eine Einheit des Allgemeinen und Besondern, der Seele und ihres von derselben geformten Leibes. Das Moment der Beschränkung, d. h. der Bestimmtheit, des Eingehens in Zeit und Raum wohnt aller Kunst, wie aller Lebendigkeit bei. Eine Idealität, welche sich nicht bis zur Bestimmtheit fortzutreiben vermag, ist ein hohles Gespenst, ein phantastischer Einfall. Die höchste Kunst, die dramatische Poesie, fordert, eben weil sie die Spitze aller Kunstthätigkeit ist, die Entäufserung der freien Phantasie zur höchsten Bestimmtheit, d. h. zur *Individualität*. Sie entfaltet, mehr als jede andere Gattung der Poesie, die beiden Seiten des Allgemeinen und des Individuellen in unablässiger Durchdringung vor uns und ist um so mehr Kunst, je mehr sie sich in ihren Gebilden grade zur *Individualität* zuspitzt, ohne deshalb das Allgemeine einzubüfsen. Shakespeare ist durch Nichts so sehr der gröfste dramatische Dichter, als dadurch, dafs er das Allgemeine, oder die geträumte Idealität unsers Verf.'s, zu einem Reichthum sinnlich lebendiger Gestalten entfaltet und durch die Energie des Geistes das Ideale unablässig *individualisirt*. Für den Verf. schliefsen sich aber Idealität und Individualität, idealisiren und individualisiren schlechthin aus. Daher das ganze Nest unphilosophischer Vorstellungen und ihrer Consequenzen. Was Hr. Hebenstreit als einen Mangel der dramatischen Darstellung ausspricht, der schärfsten Begränzung in Zeit und Raum unterworfen zu sein, ist grade der Ausdruck ihrer höchsten Lebendigkeit, kraft welcher sie das schon individuelle Gebilde des dramatischen Dichters aus dem idealen Raum in den wirklichen Raum zu übersetzen, gleichsam das Relief in ein wirkliches Rundbild zu verwandeln vermag. Die Durchdringung der Idealität und Naturwahrheit habe ich als das absolute Gesetz der dramatischen Darstellung entwickelt und dabei zugleich das Dreifache durch den Begriff bedingte Verhältnifs des Künstlers zu den dramatischen Charakteren auseinandergesetzt. Hier konnte nur das Princip der Kunst selbst angedeutet werden. Die ausführlichere Entwicklung möge man im Buche selbst nachlesen. (Die Kunst der der dramatischen Darstellung p. 18—33).

Die abentheuerlichste Vorstellung aber macht sich unser Verf. von der *Form*. Wenn demselben nur ein geringes Maafs philosophischer Einsicht beiwohnte, so würde er wissen, dafs grade in der Kunst die Form-

Digitized by Google

thätigkeit die wesentlichste, primitive ist, durch welche der Stoff aus der blofsen Möglichkeit, Ausdruck eines Gedankens zu werden, zur Wirklichkeit desselben erhoben wird. Gegen sie, die formbildende Thätigkeit, ist der Stoff das schlechthin Dienende, Unselbstständige, worin sich die Idee nur zur Erscheinung bringt. Der Stoff verhält sich daher zur Formbildung, wie Mittel zum Zweck, denn dem ersteren kommt nach Aristoteles tiefem Ausspruch keine für-sich-seiende Existenz zu, diese erhält er erst durch die Form. Der Stoff hat daher nur die Bedeutung der δύναμις (des Vermögens) gegen die Formthätigkeit, die ἐντελέχεια d. h. die sich verwirklichende Zweckthätigkeit.

Aber das Idealisiren ist in der dramatischen Darstellung, nach unserm Verf., auch darum unmöglich, weil der Schauspieler vom Dichter abhängig ist und die Nation die Art der Darstellung bestimmt. „Nach ihr, heifst es, richten sich die Formen seiner Darstellung in geselliger und sittlicher Beziehung." Daraus folgert dann unser Verf. die völlige Unselbstständigkeit der Schauspielkunst. Die erste Seite, das Verhältnifs des Darstellers zum Dichter, ist bereits von uns erledigt worden. Das zweite Argument schliefst wieder die verworrensten Vorstellungen ein. Abgesehn von dem höchst unklaren Ausdruck, dafs die Formen der Darstellung sich nach den Formen der Nation in geselliger und sittlicher Hinsicht richten sollen, enthält dieser Satz, wenn man demselben auch den möglichst vernünftigen Inhalt leiht, doch immer eine doppelte Schiefheit. Von der Nation ist nicht nur der Schauspieler, sondern jedweder Künstler abhängig. Die bestimmte Culturstufe der Nation und die Volksindividualität sind die Grundlagen, aus welchen sich der Künstler und vor allem der Dichter heraushebt; beide Grundlagen gewinnen im grofsen Dichter nur ihren eigenthümlichsten und idealsten Ausdruck. Hr. Hebenstreit bildet sich also ein, dafs die Dichter, denen er doch eine volle Selbstständigkeit zuspricht, in der Luft schweben und nach ihrem Belieben, durch Nichts bedingt und beschränkt, sich ihre Stoffe gestalten können, so dafs etwa die antike Tragödie auch in einem andern Volke, als den Griechen, und ihre Vollendung durch Sophokles auch unter tausend andern Verhältnissen, als welche der Athenische Staat und das gesammte Leben Athens zu jener Zeit darboten, hätte zu Stande kommen können? Unser Verf. hat, wie sich hier zeigt, gar keine Ahnung von dem innern Zusammenhange des Individuums mit der geistigen Substanz des Volks, der dasselbe angehört, wenn er die Unselbstständigkeit des Schauspielers aus der Abhängigkeit desselben von der Nation behauptet. Die zweite Schiefheit ist aber, dafs diese Abhängigkeit von der Nation doch nicht so verstanden werden darf, als griffe der ächte Künstler, obgleich in der Nation und in ihren Lebenselementen wurzelnd, nicht zugleich über dieselbe über, und öffnete nicht seine Schätze auch anderen Nationen zum Genusse. In diesem Sinne gilt das Goethische Wort: „Es giebt keine patriotische Kunst und Wissenschaft." Ganz richtig, weil beide Eigenthum der *Menschheit* sind. Um dies zu verstehn, müfste der Verf. freilich wieder erst zwei Begriffe zusammenbringen, die er in seinem Denken auseinanderzuhalten gewohnt ist, nämlich das über die Besonderheit übergreifende Allgemeine und das Besondere, hier das allgemein Menschliche und die Volksindividualität. Alle grofsen Dichter und Künstler sind eine solche Einheit. Aber dasselbe gilt auch vom Schauspieler. Obgleich der Gegensatz der französischen und deutschen Schauspielkunst in seinen Grundzügen ein sehr entschiedener ist, so ergreifen doch nichtsdestoweniger die grofsen Darsteller Frankreichs nicht minder auch ächt deutsche Naturen, weil sich die Gesetze der Schönheit und Wahrheit auch in jenen offenbaren. Talma und die Rachel sind, obgleich durch die französische Nationalität bedingte Schauspieler, doch zugleich Künstler, welche eine allgemeine, weit über die Nationalität übergreifende Herzensgewalt ausübten und ausüben. Hat doch die Rachel sogar die der französischen klassischen Tragödie gewifs am wenigsten wahlverwandten Engländer durch die grofsartige Wahrheit ihres Spiels völlig aus sich herausversetzt und in London fast nicht geringere Triumphe errungen, als in Paris. Und gewifs würden kunstgebildete mit deutschem Geiste und Poesie vertraute Franzosen sich nicht minder von Schröder, Fleck, Ludwig Devrient und Seydelmann ergriffen gefühlt haben, weil eben in diesen Künstlern, trotz der durch und durch deutschen Basis ihres Spiels, zugleich das allgemein Menschliche in unvergänglicher Wahrheit siegreich über die blofse Nationalität hervortrat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpuncte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Von Wilhelm Hebenstreit.

(Fortsetzung.)

Bei dem Horror, den unser Verf. vor der Bewegung überhaupt hat, darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir ihn mit einer gewaltigen Emphase die Nichtigkeit der Schauspielkunst aus dem Grunde behaupten hören, weil im Laufe der Zeit die alten Formen der Darstellung neuen Formen gewichen sind. „Aber die Hand auf's Herz, heifst es p. 168, ehrlich und unbefangen: Was haben denn die allergröfsten, berühmtesten Schauspieler, jene hochgepriesenen Künstler geleistet, das dem Werke eines Genies gleich ist? Stellt uns die Garriks, die Siddons, die Talmas, Brockmann und Iffland und wie die Genies sonst heifsen, jetzt wieder auf die Bühne, was werdet Ihr Lobredner und Vergötterer ihrer unsterblichen Verdienste erblicken? Eine alte Form, die einer neuen gewichen ist, fremdartige Manier und Charakterbildung, wobei Euch alle Lust verschwinden wird, auch nur an Wahrheit und Schönheit des Spiels zu denken." Dafs die Zeit, oder vielmehr der fortschreitende Geist in derselben, wie in jeder andern Kunst, ja wie in jeder Gestalt des menschlichen Geistes, diejenigen Formen zerbricht, welche nur einer bestimmten Zeit, einer beschränkten Stufe des Geistes angehörten, ist das absolute Recht, welches der Geist unabläfsig ausübt. Oder verfährt derselbe etwa weniger streng in der Poesie, oder in den Gebieten des praktischen Geistes? Aber derselbe Geist erhält und bewahrt auch das, was durch seinen Gehalt und seine Form einer ewigen Jugend angehört, in unserer Kunst, wie in allen Künsten als ein ewig wirkendes Gemeingut auf. Darum würden auch heut noch Garrik, die Siddons, Fleck und Schröder einen nicht minder gewaltigen Eindruck hervorbringen, als zu der Zeit, wo sie zuerst die Zuhörer elektrisirten; sie würden auch heut nicht geringere Wirkungen hervorbringen, als Homer, Sophokles, Shakespeare, Cervantes und Goethe über die Gemüther noch jetzt ausüben, weil in diesen, wie in jenen, ein allgemein menschlicher Gehalt in den edelsten Formen und doch zugleich in der individuellsten Gestalt zu Verstand und Herz spricht. Ueberkommt denn nicht noch heut Greise eine wahre Jugendbegeisterung, wenn sie sich Fleck's und Schröder's durchdringende Töne und die Grofsheit ihres Spiels vergegenwärtigen? Offenbar, weil hier nicht nur eine zeitliche Form wirksam gewesen, sondern von ihnen, wie von jenen grofsen Dichtern, ein ewiger menschlicher Gehalt mit grofsem Gemüthe und mit schöpferischer Kraft aufgefafst und versinnlicht worden ist. Auch dieser Versuch, die Schauspielkunst zu degradiren, beruht also, wie alles bisher vom Verf. Vorgebrachte, nur auf seiner mangelhaften Gedankenbildung und der Verworrenheit seiner Vorstellungen.

Da der Verf. sich durchgängig unfähig zeigt, das Idealisiren und Individualisiren zusammen zu fassen und als Momente der künstlerischen Thätigkeit zu begreifen, so folgt daraus auch eine Fülle von Irrthümern, durch welche verleitet, er die Schauspielkunst zu dem Range eines blofsen Metiers herabsetzt und unabläfsig in den gehäfsigsten und verächtlichsten Wendungen auf diese neue Entdeckung zurückkommt. Die Wurzel aller dieser Querköpfigkeiten ist, wie gesagt, die hinter aller philosophischen und künstlerischen Bildung der Gegenwart zurückgebliebene Denkweise unsers Verfassers. Da derselbe, wie wir gesehn, nur eine von der Individualisirung getrennte Idealität kennt, die Schauspielkunst aber unabläfsig Individualitäten verkörpert, so bleibt solchem Räsonnement nichts übrig, als die Thätigkeit des Darstellers in ein blofses Copiren der gegebenen Wirklichkeit und seine

Digitized by Google

ganze Stärke in die Fertigkeit zu setzen, sich alle bemerkbaren Aeufserlichkeiten anzueignen, sie zu verarbeiten, in passender Form wiederzugeben und zu jedem Charakter eine originelle oder die passendste Bekleidung aus dem stets gegenwärtigen Reichthum seiner Erinnerungen zu wählen" p. 73 vgl. p. 41, 47. „Die Rolle vorzutragen und mit dem nöthigen Gebärdespiel zu begleiten, ist daher unserm Vf. die einzige und höchste Aufgabe des Schauspielers (p. 38. u. sonst oft).

Declamation und Gesticulation sind dem Verf. nur mechanisch erlernte Fertigkeiten, ein Resultat, das sich ihm unzweifelhaft aus dem charakteristischen Unterschiede der verschiedenen Tänze, oder der Gesticulation (die saltatio ist nämlich dem Verf. die Gesticulation im Allgemeinen, p. 27) der Alten, wie aus den Andeutungen derselben über die Technik des Vortrags und namentlich über den Gebrauch der Stimme herausgestellt hat p. 28 *). Unser Verf. will daher wissen, dafs des antiken Schauspielers gesammtes Verdienst in der Genauigkeit bestand, mit der er seine Stelle ausfüllte, nicht aber in willkührlicher Bravour und in dem Prunk besonderer eigener Meisterschaft p. 28. Diese letzten Worte sind den Vorlesungen Schlegel's 1 p. 96 entnommen, aber bei Schlegel allein gegen die Anmafsung und Eitelkeit der Darsteller gerichtet, welche sich auf Kosten des Ganzen geltend zu machen streben und nicht ihre wahrhafte Ehre in die Darstellung eines Ganzen setzen; aus jenen Worten darf daher keinesweges wie unser Verfasser uns glauben machen möchte, das Professionsmäfsige dieser Kunst gefolgert werden. Alle grofsen, von ihrer Kunst wirklich durchdrungenen Schauspieler sind darüber einig, dafs es sich in dieser, auf der steten Wechselwirkung aller Glieder des Dichterwerks beruhenden Kunst vor allem um die *Selbstbeschränkung im Interesse des Ganzen* handele, ohne damit im Geringsten das Schöpferische ihrer Thätigkeit zu beeinträchtigen. Ein grofser, von dem Werthe und der Bedeutung seiner Kunst gewifs tief ergriffener Schauspieler, der uns leider so früh entrissene Seydelmann, war von dieser Wahrheit so durchdrungen, dafs er in einem Briefe an den Referenten über die auf ihre eigene Hand, unbekümmert um das Ganze spielenden Kraftgeister unter den Schauspielern sagt: „Welch' heilige Scheu Goethe vor solchen Kraftgeistern hatte, als er auf der Weimarer Bühne sein bewundertes Ensemble herstellte, ist bekannt, und nur der Unverstand, unkünstlerischer Sinn kann seinen Widerwillen tadeln. Goethe, als er sich seinen Theaterstaat schuf, ging so anerkennend, als — besorglich jeder überschwänglichen Naturkraft aus dem Wege, und gewifs, sie pafst einmal mit ihrer eitlen Gränzenlosigkeit in keinen Kunstverein, der seine Grundgesetze hat, *die Willkühr ausschliefst und Beschränkung will.*" — Selbst bei dem geringen Maafse der philosophischen Bildung unsers Verf.'s fällt es dennoch auf, aus solchen Gründen die Schauspielkunst zur blofsen Profession (ein Lieblingsausdruck des Verf.'s von dieser Kunst) herabgedrückt zu sehn. Solche Vorstellungen führet unser Verf. nun zu einem

*) Diese Behauptung giebt übrigens kein günstiges Zeugnifs für den Sinn, mit welchem der Verf. die Stellen der Alten, namentlich Cicero's, welche die Kunst der Schauspieler berühren, gelesen hat. Dafs dieselben die aufserordentlichsten Uebungen besonders für die Bildung ihrer Stimme unternahmen und den ausdauerndsten Fleifs für die Erwerbung der Technik bewiesen, steht fest: vgl. unter Anderen Cic. de orat. 1, 59. Aber aus den Beispielen, welche Cicero selbst von der hinreifsenden Gewalt des Vortrags des Roscius giebt de orat. 3, 26, wie aus den Aeufserungen Cicero's de orat. 1, 28, dafs jeder, der etwas Vorzügliches in irgend einer Kunst leistet, ein Roscius in seiner Art genannt wird, ferner aus den Worten in demselben Capitel, „oft höre ich vom Roscius die Aeufserung, er habe noch keinen Schüler, der seine Wünsche befriediget, finden können," endlich aus de orat. 1, 29, wo Cicero die Aeufserung des Roscius mittheilt: ein Haupterfordernifs der Kunst sei der Anstand, der jedoch auch das Einzige sei, was durch Kunst nicht gelehrt werden könne; (von Quintilian wiederholt lib. XI, 3, 177) aus allen diesen Mittheilungen geht genugsam hervor, dafs der blofse Fleifs und die Anstrengung bei dem Schauspieler der Alten eben so wenig ausreichen konnten, als heut zu Tage, und dafs damals, wie heut, der Geist erst die durch anhaltende Uebung erworbene Fertigkeit im Gebrauch der Stimme wie in der Action zum Ausdruck des Gemüths beleben mufste. Die Bewunderung Cicero's für Roscius wäre sonst in der That eine Thorheit und eine Herabsetzung seiner eignen Kunst der Beredtsamkeit. Es wäre den heutigen Schauspielern wohl etwas von der anstrengenden Arbeit und dem anhaltenden Fleifse des Roscius in Bewältigung ihres Materials, der Stimme und des Körpers zu wünschen. Wo Geist ist, wird er durch eine volle Herrschaft über die Mittel nur gefördert und wo der Genius fehlt, wird wenigstens durch solche Vorarbeiten eine Tüchtigkeit erzielt, welche zur Darstellung des gesammten Kunstwerks sehr vortheilhaft mitwirken kann.

Digitized by Google

wahren Gespinnst der schiefsten Ansichten aus, zu welchen selbst Diejenigen, welche nur durch einen gesunden Tact unterstützt werden, auch unabhängig von aller philosophischen Bildung, sich zu bekennen schämen würden. Hierher gehört die Vorstellung von der *Freiheit des Schauspielers im Denken und Empfinden* und der *Ruhe*, die er uns im Affecte zeigt. Der freie Zustand des Denkens und Empfindens wird, wie wir schon oben berührt, dem Schauspieler nämlich auf die der Aufführung vorhergehende Thätigkeit beschränkt und Dies als ein wesentliches Merkmal seiner, gegen andre Künste untergeordnet sein sollenden Thätigkeit bezeichnet. Das Räsonnement beruht wieder auf einer völligen Begriffsverwechselung, nämlich der Willkühr und der Freiheit, welche letztere aus der Natur der Sache hervorgeht und nur das innere Gesetz derselben entfaltet. Solche Freiheit, wie sie unser Verf. als einen so unschätzbaren Vorzug der andern Kunstthätigkeiten, im Gegensatze der Schauspielkunst, im Kopfe hat, verschmäht aber in der That jeder Künstler, und verschmäht sie um so mehr, je genievoller er ist. Oder meint etwa Hr. Hebenstreit, dafs ein Dichter, nachdem er die Idee seines Werkes concipirt hat, sich nun in der Ausführung dem, was unser Verf. Freiheit nennt, überlassen dürfe, oder dafs er nicht vielmehr in der Ausführung dem durch seine Idee ihm gebotenen innern Gesetze der Entwicklung folge? Kann etwa der Dichter einen in seinem Principe angeschauten Charakter in der Ausführung willkührlich handeln und sprechen lassen und nach seinem Belieben umgestalten? Kann dies der Maler? Ist der Künstler denn nicht in dem Maafse Künstler, als er in seiner Schöpfung den Begriff des Organismus erreicht, der sich doch überall nach einem innern Gesetze, also fern von jeder Willkühr gestaltet? Nur der ohnmächtige Dichter folgt einer solchen vom Verf. geforderten Freiheit, welche von der, gleich der Natur, alles in unendlicher Zweckmäfsigkeit bildenden ächten Kunst verschmäht wird. Nur der schlechte Dichter giebt „Spinnenfufs und Krötenbauch und Flügelchen dem Wichtchen" und gebiert in seiner Zeugungsunfähigkeit ein Ungeheuer, welches die Natur, wie die Kunst gleichmäfsig ausstofsen. Entspricht denn aber nicht die der Aufführung vorhergehende Thätigkeit des Schauspielers, durch welche er das Charakterbild anschaut und innerlich zu einem vollständigen Menschen formt, dem Act der freien Conception des Dichters und Mahlers, welche ihrer Ausführung vorhergeht? In Betreff der *Freiheit des Schauspielers* sagt Goethe einmal in den Gesprächen mit Eckermann 2, p. 159 sehr schön und ganz in dem von uns entwickelten Sinn: „Ich habe Unzelmann in dieser Rolle gesehn, bei dem es einem immer wohl wurde, und zwar durch die *grofse Freiheit seines Geistes*, die er uns mittheilte. *Denn es ist mit der Schauspielkunst, wie mit allen übrigen Künsten.* Was der Künstler thut oder gethan hat, setzt uns in die Stimmung, in der er selber war, als er es machte. Eine freie Stimmung des Künstlers macht uns frei, dagegen eine beklommene macht uns bänglich." Aber die Ruhe soll *Mechanismus* sein, weil die Leidenschaft des Schauspielers *Schein* ist. Unser Verf. führt mehrere Aeufserungen von Schauspielern an, welche Zeugnifs ablegen, wie dieselben mitten in dem heftigsten Ausdruck der Leidenschaft doch auch zugleich völlig über dem Affecte gestanden haben. Dies soll, man denke, aus dem Mechanismus dieser Kunst stammen! Nur weil die ganze Thätigkeit des Schauspielers dem Verf. ein erlernbares Maafs von Bewegungen und Vortrag ist, („Gleichheit der Bewegungen und Stellungen in Bezug auf Adel und Grazie, heifst es, ist ein Pflichttheil, welchen der Bühnenspieler dem dichterischen Kunstwerk schuldet, aber keine Künstlerschaft" p. 67. sic!) nur daraus folgert er die Eigenschaft der Ruhe mitten in der Leidenschaft; sie ist dem Verf. ein neues Argument für sein Hirngespinnst vom Mechanismus dieser Kunst. Es wäre unmöglich, den Verf., dem für die Auffassung des Lebens, wie der Kunst, alle Requisite fehlen, über die Verkehrtheit seiner Vorstellung belehren zu wollen. Darum nur so viel über diesen Punct. In aller Kunst ist die Begeisterung, oder um einen Platonischen Ausdruck zu brauchen, der göttliche Wahnsinn nur dann wahrhaft schöpferisch und Quelle eines *Kunstwerks*, wenn ihm die Besonnenheit, als die begränzende, die Maafslosigkeit und Willkühr einschränkende Macht unablässig zur Seite geht. Erst durch das Moment der Besonnenheit ist die Herrschaft über den Stoff bedingt, denn sie ist diejenige Macht, welche dem Gränzenlosen Maafs setzt; ihre Kraft übt daher auf den Anschauenden erst die eigentlich versöhnende Gewalt aus. Je schöpferischer die Natur eines Künstlers ist, je mehr er in den Abgrund seiner Seele zurückgreift, ein um

Digitized by Google

so höheres Maafs von Besonnenheit mufs ihm zur vollen künstlerischen Wirkung zu Gebote stehn. Die höchste Stufe des künstlerischen Schaffens ist daher diejenige, wo der Genius diese beiden, für den Verstand einander ausschliefsenden Mächte der Begeisterung und Besonnenheit mit gleicher Energie zusammenhält und zu Momenten seiner Lebendigkeit macht. Dasselbe gilt vom *Schauspieler*. Erst der der Naturgewalt völlig entwachsene Darsteller hat jene Ruhe erlangt, durch welche er mitten im Affect über den Affect herrschend, über seinen Stoff frei schaltet, und das Maafs seines Empfindens in jedem Momente nach seiner Intention steigern und einschränken kann, wodurch er uns im *Schein der Leidenschaft* den ungeschmälerten Eindruck *wirklicher Leidenschaft* erregt. Den Schauspieler auf dieser Stufe haben wir ausführlich in unserer Kunst der dramatischen Darstellung im Verhältnifs zum Standpunct der unmittelbaren Empfindung und der Reflexion geschildert und in seinen wesentlichen Richtungen verfolgt (p. 80—91). Die aus dem Mechanismus hervorgehende Ruhe werfen wir billig zu der Ruhe des Todes. Eben derselbe Shakespeare, von dem unser Verf. einmal zu behaupten nicht Anstand nimmt, er habe nicht mehr gefordert vom Schauspieler, als seine Rolle vorzutragen und mit dem nöthigen Gebärdenspiel zu begleiten (p. 329), hätte durch seine klassische Lehre zu den Schauspielern: „Mitten im Strom, Sturm und, wenn ich sagen mag, Wirbelwind einer Leidenschaft müfst ihr euch eine Mäfsigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit giebt," unsern Verf. über die wahre Bedeutung der von ihm so gemifshandelten Ruhe in der Darstellung belehren können. Aber der Verf. liest eben auch aus Shakespeare nur die dürftigen Kategorieen seines engen Verstandes heraus, mit denen er an den Dichter herantritt. Es ist ein wirkliches Leiden, Jemanden über eine Thätigkeit absprechen und erklären zu hören, „dafs alle Geheimnisse derselben auf blofsen Zufälligkeiten beruhen" (p. 39), der auch nicht die entfernteste Ahnung von dem Wesen dieser Thätigkeit hat und dabei den Uebermuth des Dilettantismus besitzt, Alles das, was über sein Verständnifs hinausgeht, für verkehrt und sinnlos zu erklären. So ist es allen den vom Verf. kritisirten Aeufserungen ergangen, welche, so wenig sie auch meist für den jetzigen Standpunct des Kunstbewufstseins ausreichen, doch das Bewufstsein unsers Verf. noch unendlich hinter sich zurücklassen. Wir rechnen dahin die von Ziegler aus seinem System der Schauspielkunst mitgetheilten Aeufserungen p. 59, in denen sich allerdings Manches sehr Ueberschwängliche und Unbestimmte findet, die aber von dem Verf. grade in den Puncten gemifshandelt werden, welche über die Beurtheilungskraft des Verf. weit hinausliegen (vgl. p. 59 über die ganze von Ziegler mitgetheilte und kritisirte Stelle). So ergeht es den aus den Memoiren der Clairon mitgetheilten Aeufserungen (vgl. p. 188 u. s. f. und p. 53), welche zum Theil von dem grofsen Sinne dieser ausgezeichneten Frau Zeugnifs geben. Hier gesellt sich zum subordinirten Standpunct unseres Kritikers noch der hämische Ton gegen die Schauspielerin, die sich von dem Werth ihrer Kunst durchdrungen zeigt, da sie nach unserm Verf. dadurch schon ein Verbrechen begeht, dafs sie sich zu einer selbstständigen, freien Kritik ihrer Kunst und ihrer Stellung im Leben erhebt. Wie wird nicht Iffland mifsverstanden! p. 50 und 51, Lessing geschulmeistert! p. 58 (der Verf. nennt es berichtigt), während er den Sinn der Lessingschen Worte gar nicht gefafst hat. Wie Schlegel's und Shakespeare's Autorität gemifsbraucht worden ist, sahen wir bereits.

Unser Verf. kennt in der ganzen Kunst des Schauspielers nur die Seite der Technik und die Nachbildungsfähigkeit des Erlebten. Aus der erlernbaren Technik folgert er den Mechanismus; aus der Fähigkeit das Wirkliche zu copiren, die Abwesenheit alles Schöpferischen in dieser Kunst. Der Verf. verwechselt hier wieder die negativen Bedingungen, die Vorstudien einer Kunst und das Princip ihrer Gestaltung. So wichtig und unschätzbar es dem Schauspieler ist, ein hohes Maafs von Technik durch Fleifs zu erwerben, einen Schatz erlernbarer Gewandtheit, Sicherheit, Freiheit und Vielseitigkeit in der Recitation, wie in der Gesticulation zu erringen, so sehr wir selbst auch, grade um die Kunst des Darstellers immer mehr zu adeln, darauf dringen, dafs sich derselbe nicht minder, als der Musiker, Bildhauer und Maler der harten Arbeit zur Erwerbung eines Maafses erringbarer Technik unterziehe (Kunst der dramatischen Darstellung p. 12—17), so wenig schliefst sich doch damit die Kunst des Schauspielers selbst ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpuncte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Von Wilhelm Hebenstreit.

(Fortsetzung.)

Die Vorschule, die Bedingungen sind doch noch nicht die Kunst. Haben etwa der Maler und Bildhauer nicht ihre sehr schwer erlernbare Technick? Gehn sie aber darin auf? Ist man mit einem hohen Grade dieser technischen Fertigkeiten ein Künstler? Ja, ist selbst der ausübende Musiker mit dem höchsten Maafs erringbarer, selbst erstaunenswürdiger Fertigkeit schon Künstler? Es ist bei der Schauspielkunst gewifs nichts beklagenswerther, als dafs die Mitglieder meist so roh, so gar nicht vorgebildet, oft ohne alle Technik in die Werkstatt der Kunst treten, dafs man hier so oft von dem Wahne ausgeht, auch im Schlafe Kränze erwerben zu können. Aber auch die ausgebildetste Technik und das überraschendste Nachahmungstalent machen doch nimmermehr einen Schauspieler zum Künstler! Denn die glänzendste Herrschaft über den Ton, wie über den Körper und die Physiognomie, eine reiche Beobachtungs- und Nachahmungsgabe sind für sich genommen unvermögend, uns den Herzschlag eines Charakters mitempfinden zu lassen. Die Geistesmacht, einen lebendigen Menschen aus einem Stücke anzuschauen, alle seine Aeufserungen und Lebensthätigkeiten aus einem Puncte organisch erwachsen zu lassen, und ihn mit voller Freiheit und sinnlicher Klarheit aus sich zu entlassen, ist der tiefste Kern des grofsen Schauspielers. Ihm dienen Beobachtungsgabe, Nachahmungstalent und der ganze Umfang der Technik nur zum *Stoff*, um sie zur Darstellung des innerlich Angeschauten zu verwenden. Ohne den Besitz dieser Mittel sehn wir ein sprödes, der Versinnlichung seiner Anschauung widerstrebendes Material und den unkünstlerischen Kampf des Gedankens mit seiner Versinnlichung. Aber zwischen der Bedingung, unter welcher etwas in die Wirklichkeit eintreten kann, und dem Quelle, aus dem diese Wirklichkeit entspringt, ist eine unendliche Kluft. Der Verf., der so gern und so ausschliefslich sich an das, was er Erfahrung nennt, zu halten pflegt, hätte doch von ihr wenigstens so viel lernen können, dafs die Darsteller ächt dichterischer Charaktere, vor allem der reichen Shakespeare'schen Menschen, so sehr selten sind. Woher? Weil eben weder der glänzendste Mechanismus, noch eine Zusammensetzung von Beobachtungen jemals das Bild eines Shakespeare'schen Menschen geben können; weil dazu eben das gehört, was unser Verf. gar nicht kennt, und was die Kunst des Schauspielers erst zur Kunst macht. Ja selbst in jedem einzelnen Theile der Schauspielkunst giebt es Puncte, wo keine Technik ausreicht. So bringen weder der Calcül des Verstandes, noch die gröfste Geschicklichkeit in der Handhabung aller äufsern Mittel eine wahrhafte Charaktermaske hervor. Auch hier mufs der Act innerer Anschauung vorhergehn, die aus der freien Phantasie das concrete sinnliche Bild zu dem idealen Bilde schafft (vgl. das in der Kunst der dramatischen Darstellung über die Charaktermaske Gesagte p. 354 u. s. f.). Unser Verf. giebt durch seine Darstellung einen neuen Beweis, wie die Erfahrung, welche der Mensch macht, immer von dem Geistesgehalt, den er mitbringt, abhängig ist, indem derselbe in der Schauspielkunst nie etwas anders, als den Mechanismus und die Copie der Wirklichkeit, erfahren hat; denn er lehrt unter Anderen, „die Erfahrung aller Zeiten sei, dafs dem Schauspieler nicht die Gelegenheit gegeben ist, in die tiefsten Abgründe des Herzens hinabzusteigen und sich das Grofse und Edle anzueignen" (p. 355). Die Kunst des Gestaltens, der freien Entfaltung eines dichterischen Charakters hat Hr. Hebenstreit nie erfahren können, weil diese Factoren jenseit seines Anschauungsvermögens liegen.

Digitized by Google

Aber die dramatischen Künstler mögen sich trösten über die vielen Verunglimpfungen, welche ihre Kunst von unserm Verf. erfahren hat. Derselbe ist im Grunde mit der ganzen dramatischen Poesie, ja mit allem Grofsen, was ihm unter die Hände gekommen ist, nicht besser umgegangen. Eure Kunst beruht auf Täuschung! („die beste theatralische Darstellung ist einer optischen Täuschung verwandt, weil sie vorübereilt und nicht gestattet, dafs man ihr einen unwandelbaren Maafsstab der Beurtheilung anlege" p. 325). Der Schauspieler spielt ja nur zur Schau, seine Kunst kommt nicht aus dem Herzen! Damit man nicht meine, ich scherze, nur eine Stelle für viele. p. 253 heifst es: „Allein sei der Schauspieler auch noch so rechtlich, dennoch kommt seine sogenannte Kunst nicht vom Herzen und geht auch nicht zum Herzen; sie ist eine Buhlerin um äufsern Beifall, wobei das Herz und die Empfindung des Schauspielers keine Rolle hat und nicht haben darf; denn es handelt hier sich nicht um Wahrheit, sondern um Täuschung", vgl. noch p. 254 und vor Allem p. 259 lauter Variationen desselben Themas. Was ist das Kriterium der *rohen Masse*, der Kunst gegenüber? Offenbar, sich nur an der plumpen Wahrheit und nicht am schönen Schein erfreuen zu können. Die Wahrheit aus der zweiten Hand der Schönheit ist dem verschlossen, der nur die sinnliche Wahrheit der gemeinen Wirklichkeit kennt! Der Herold im Mummenschanz redet daher die rohe Menge also an:

„Ihr Täppischen! ein artiger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit sein".

Man wird uns hoffentlich nicht zumuthen, dergleichen ernsthaft widerlegen zu sollen. Hat es unser Verf. doch, wie er uns versichert, nie erlebt, dafs vor der Macht theatralischer Darstellung „alle Schranken des Unterschieds fallen, Rang, Titel und Ordensbänder unsichtbar werden und sich alle an dem grofsen Freudengedanken laben: ein Mensch zu sein," p. 272; er bezweifelt aber auch, dafs es je erlebt werden könne. Die eine Wahrheit bleibt dabei unangetastet, dafs sich der Verf. gewifs, der Darstellung eines grofsen Dichterwerks gegenüber, nie so weit vergessen hat, nur menschlich zu empfinden und dafs er gewifs immer seine liebe Persönlichkeit mit Haut und Haaren dabei festgehalten hat. O er würde, Romeo und Julia gegenüber, nicht so weit sinken, zuv ergessen, dafs er etwa Hofrath ist, oder einen Orden hat und zu Gmunden als ein grofser Kunstkenner lebt! Aber ich wollte die Darsteller trösten und bin unvermerkt in die Mittheilung der lächerlichsten Angriffe gegen ihre Thätigkeit hineingerathen. Dennoch zu ihrem Troste so viel. So selbstständig und erhaben über das elende, durch Mechanismus täuschende, herzlose Metier des Schauspielers unserm Verf. die wirkliche Kunst erscheint, so haben die Darsteller doch an der dramatischen Poesie selbst einen honetten Leidensgefährten. Unser Verf. sagt p. 290: „Theaterstücke haben ja das mit den Romanen gemein, dafs sie gröfstentheils nur Gemälde geben, worin die Verff. eine beliebige Portion von ihrer Phantasie und ihren Idealen hineinlegen und wobei es ihnen weniger an der innern Würde liegt, als an dem Beifall der Leser und Zuhörer;" vgl. p. 292, wo bewiesen wird, dafs das Schauspiel nie auf höhere Menschenbildung einzuwirken vermag. „Die moralische Wahrheit in den Schauspielen ist zu sehr mit moralischer Lüge, die glücklichen Gedanken mit Schiefheiten u. s. f. versetzt und verbunden, dafs das wenige Gute von Widerspruch, Unnatur und Ungeschmack erdrückt und gleichsam erstickt wird." Man höre warum? Der anziehendste Stoff der Schauspiele ist nämlich gröfstentheils von „Revolutionsscenen der innern Wahrheit" (sic!) d. h. „von dem Widerstreit der Sinnlichkeit und des Vernunftgesetzes dargeboten." Das Theater ist daher zu weltlich und unwürdig, um heilige Gegenstände in seinen Kreis aufzunehmen. Es dient im Ganzen nur weltlichen Zwecken p. 280. Hier folgt die Strafpredigt gegen eine Abhandlung Dräseke's aus dem Jahre 1815: „die Darstellung des Heiligen auf der Bühne," welcher darüber sehr hart angelassen wird, dafs er „als ein protestantischer Geistlicher, von seiner kirchlichen Würde herabsteigt und der Bühne ein Gleiches, oder auch Gröfseres zutraut und einräumt, als die Kirche gewährt und gewähren kann" p. 283. Ein ehrenvolleres Zeugnifs war dem protestantischen Theologen nicht auszustellen; denn es heifst bekennen, dafs er sich von pfäffischer Bornirtheit und Geschmacklosigkeit frei zu machen gewufst, dafs er sich über die Engherzigkeit des nur theologischen Bewufstseins zur Anerkennung des ewigen Gehaltes in der Kunst, namentlich in ihrer höchsten Gattung, dem Drama, muthig erhoben hat. Aber jubelt, ihr Schauspieler, die ihr nur um den Beifall der Menge buhlt,

Digitized by Google

deren einziger Impuls die Eitelkeit sein soll, ihr habt einen Gefährten — *an Shakespeare!* „Selbst Shakespeare heifst es, p. 296, dürfte von diesem Vorwurf (nämlich des Buhlens um den lauten Beifall der Menge) nicht frei sein, denn auch er stattete Charaktere roher Leidenschaftlichkeit und Grausen erregender Bosheit mit Seelengröfse und mit Erhabenheit des Geistes aus." Armer Macbeth, armer Richard! Seid ihr nun zufrieden? Mit dem Manne, denk' ich, könnt ihr ganz heiter das Schaffot besteigen. Wir geben es auf, dergleichen Cruditäten des Verf.'s noch zu häufen, obgleich Material genug dazu da ist *). Viele Vorstellungen sind in dem Momente, in welchem sie ausgesprochen werden, auch zugleich gerichtet.

Aber wir haben noch eine andere Seite unseres Werks zu berühren, nämlich das Urtheil unsers Verf.'s *über die Schauspielkunst von ihrer sittlichen Seite und die staatsbürgerliche Stellung der Schauspieler*, welche mit dem ersten Puncte genau zusammenhängt. Man darf, nach dem Bisherigen, schon darauf gefafst sein, die Träger jener Kunst, welche im Gegensatz der Lehrer und Prediger „als vom Staat bestellter Männer zur unmittelbaren Ertheilung des Unterrichts, zur Gründung und Beförderung der Bildung" nur Leute sind, „die ihre eigne Persönlichkeit, ihr Herz, ihr Gefühl verläugnen müssen, um die ihnen übertragenen Rollen zur Schau zu spielen" (p. 253), nicht als freie sittliche Wesen behandelt zu sehn. Der Feldzug gegen die sittliche Berechtigung dieser Kunst und ihrer Organe ist nur eine Folge des theoretischen Standpuncts des Verfassers. Meint er ja doch selbst, so tief stehe der Stand der Schauspieler, dafs sehr zu zweifeln, ob Jemand, welcher sich die von einem Andern (J. Koller in seiner in unserm Werke mitgetheilten Preisschrift: wie kann das Theater zur Verbesserung des Geschmacks und der Sitten beitragen?) für den dramatischen Darsteller geforderten Kenntnisse und Fertigkeiten aneignen müfste, den Schauspielerstand je erwählen wird. „Hätte indefs der Schauspieler, so fährt Hr. Hebenstreit fort, auch alles Geforderte erworben, so würde er allerdings wohl *Duldung und Achtung* (*nach Umständen*) *ansprechen*, aber darum noch nicht jedem Staatsbürger mit Ehre an die Seite treten können, weil er in der Ausübung seines Geschäfts *keine eigne Persönlichkeit geltend machen kann; worauf doch der Werth eines Staatsbürgers beruht.* Steht er nun hierin schon dem einfachen Bürger nach, um wie viel weiter noch von einem Lehrer und Prediger!" p. 253. Also des Staatsbürgers Vorzug vor dem von der staatsbürgerlichen Ehre ausgeschlossenen Schauspieler besteht darin, dafs jener die *eigne Persönlichkeit* geltend machen kann. Was soll denn hier die eigne Persönlichkeit? Ist sie der Träger öffentlicher, allgemeiner Interessen, an welche sich der Staatsdiener hingiebt, hilft derselbe durch sie die politische Vernunft mit verwirklichen, so theilt des Schauspielers Persönlichkeit diese Ehre, der, wenn er von dem Ernst und der Bedeutung der erziehenden und bildenden Kraft seiner Kunst durchdrungen ist, sich gleichfalls zu einem Werkzeug für allgemeine, ideale Zwecke macht. Soll die eigne Persönlichkeit aber das Belieben, die Willkühr ausdrücken, welcher der Staatsbürger mehr huldigen dürfe, nun so stände derselbe ja unter dem Schauspieler, dem dazu kein solcher Spielraum vergönnt ist. Und nun gar der Prediger! Er, denk' ich, soll vor Allem die eigne Persönlichkeit zum Gefäfs für die Lehren des Christenthums machen und nicht die vorlaute Weisheit der eignen Persönlichkeit, sondern die christlichen Glaubenswahrheiten verkünden. Damit wird doch unser Verf. gewifs einverstanden sein. Ein Prediger, der auf der Kanzel die eigne Persönlichkeit und nicht vielmehr die Macht des christlichen Glaubens walten liefse, zu dessen Organ sich die Persönlichkeit machen mufs, wäre eben so zu verdammen, als ein Schauspieler, der nicht den objectiven Inhalt seiner Rolle vermittelst seiner Persönlichkeit zu gestalten, und sich darin aufzugeben vermöchte. Es sieht also mit dem Vorzug der eignen Persönlichkeit, welche dem Staatsbürger und vor Allem dem Prediger die erhabene Stellung über den verächtlich behandelten Schauspieler verleihen soll, sehr übel aus. Aber eine gewisse Achtung soll doch auch dem Schauspieler zu Theil werden, d. h. ganz Paria soll er nicht sein! „Dem

*) Nur ein Zeugnifs von dem Kunstverstande unsers Verf.'s mag hier noch eine Stelle finden p. 9. „Es dürfte, nach ihm, nicht unschwer nachzuweisen sein, dafs die strengen und schneidenden Urtheile des Aristophanes über Euripides ihre hauptsächlichste Quelle in dem Beifall hatten, dessen die Tragödien des Letzteren sich erfreuten." Wie wenig Beifall mufs dann Sophokles gehabt haben! Man mufs ein solches Urtheil zweimal lesen, um an seine Existenz zu glauben!

Digitized by Google

wirklich verdienstvollen Schauspieler, heifst es, der zugleich ein rechtlicher Mensch ist, wird deshalb (weil nämlich der Staat die Theateranstalten, Sachen und persönliche Dienstleistungen dem Mindestfordernden in Pacht überläfst, und die Dienste, welche der Pächter zu verlangen berechtigt ist, zum Sachenrecht gehören) die öffentliche Achtung nicht entzogen, er wird jedoch sein Verdienst *nicht sowohl in seinem Gewerbe*, als in der *gewissenhaften Erfüllung seiner eignen Verpflichtungen* und in *seiner Rechtlichkeit* zu suchen haben" p. 313. Also nicht einmal die Standesehre des Handwerkers wird dem Schauspieler gelassen; jener darf sich auf seinen Fleifs, seine Tüchtigkeit in der Verarbeitung seiner Stoffe etwas zu Gute thun, er darf darauf die Ansprüche auf bürgerliche Achtung gründen. Dem Schauspieler ist es nur vergönnt, die Verachtung, welche auf seinem Gewerbe ruht, durch die Pflichten, die er als *Spiefsbürger* (denn Staatsbürger ist er ja nicht) erfüllt, zu *vermindern*. Erst wenn, so zu sagen, ein Ueberschufs von guten Werken der Redlichkeit vorhanden ist, wird dieser dazu verwendet, die Schmach abzuwaschen, die auf seiner Thätigkeit, als Schauspieler, ruht. O wie wahr ist es doch, dafs die Herzenshärtigkeit fast immer eine Folge der Verstandesbeschränktheit ist! Das Herz schrumpft durch den bornirten Verstand zusammen; nur ein grofser Sinn erzeugt auch ein grofses Herz!

Natürlich mufs sich unser Verf. darüber entsetzen, wenn ein so unnützes Geschöpf, wie ein Schauspieler, „der sich weder in der freien Selbstständigkeit eines Künstlers, noch in dem abgeschlossenen Verhältnifs eines Staatsdieners befindet, welcher nach vorhandenen Staatsvorschriften den Staatszweck befördern hilft" (p. 43), in dem Lohn, den er empfängt, dem Gehalt der Staatsdiener angenähert wird. Nach der Definition, die unser Verf. von einem Staatsdiener giebt, dürfen sich dieselben indessen auch nicht viel auf ihre Thätigkeit zu Gute thun und wir zweifeln, ob ein Staatsdiener eine Verherrlichung für sich adoptiren möchte, wonach er nur zu dem Executor der Staatsvorschriften gemacht wird. Nach dem Maafsstabe unsers Verf.'s wäre übrigens der Schauspieler eigentlich dem Hungertode Preis gegeben, da es doch schon eine Menge Staatsdiener giebt, welche kaum das Leben fristen können. Aber darf uns das Wunder nehmen? Unser Nützlichkeitsmann hat ganz Recht. Denn nützlicher, d. h. für die Sinne und den stupiden Verstand unmittelbar in das Ganze einer grofsen Maschine eingreifender ist allerdings die Thätigkeit des Kanzellisten, als die Schöpfungen Garrik's, Fleck's, Talma's und der Rachel! Hat ja doch unser Verf. die Stirn zu erklären p. 122, „dafs der Mann, der einen Morgen Landes urbar gemacht hat, in den Augen des Weltbürgers höhere Verdienste besitzt als die Garrik's und Lekain's aller Jahrhunderte." Unser Verf. versäumt, wie wir sehn, Nichts, um sich nach allen Seiten als ein völlig antiquirtes Wesen zu vervollständigen. Der Schauspieler, sagt unser Verf., hat sich dem Publicum *verdungen*, darum ist es auch berechtigt *meisterhafte* Darstellungen zu fordern, p. 257. Nun soll der Miethling auch noch Meisterhaftes geben? Ich denke, der ist zufrieden, wenn er sein Pensum absolvirt, zur rechten Zeit erschienen und nicht — ausgepfiffen worden ist. Aber auch das Publicum darf sich auf unsern Verf. nicht mehr zu Gute thun, als die Staatsbürger. Denn wer sich die Leistungen einer Kunstthätigkeit *dingen* wollte, würde sich nicht minder degradiren, als wer sich dazu verdingt. Allerdings dient der Schauspieler dem Publicum. Aber dies Verhältnifs ist ein völlig *freies*. Der Schauspieler erkennt und mufs in dem Publicum, als Totalität gefafst, (nicht wie es an diesem und jenem Abend, in dieser oder jener Stadt, in diesem oder jenem Recensenten erscheint), seinen *Souverain* erkennen, denn einen höheren Gerichtshof hat er nicht und kann der Schauspieler nicht haben. Von dieser Jury giebt es keine Appellation! Zwischen Schauspieler und Publicum herrscht ein Verhältnifs der geistigsten Wechselwirkung, das in der Wirklichkeit zwar oft genug befleckt wird, das aber doch auch in der Wirklichkeit immer wieder in seiner Wahrheit hervorbricht. Die Zuschauer sind die Schwingen des Darstellers; er setzt sie erst in Bewegung. Welch eine Kraft er diesen Schwingen zu leihen vermag, wie weit sie ihn heben und tragen, das hängt allein von dem Maafse seines Genies ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpuncte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Von Wilhelm Hebenstreit.

(Fortsetzung.)

Wie der Schauspieler, so ist der Redner vom Publicum abhängig. Oder ist etwa die Wirkung des politischen Redners auf der Tribüne nicht einzig und allein bedingt von der ihm antwortenden Stimme des Publicums, d. h. der öffentlichen Meinung, welche ihm aus dem lauten Denken der Presse, und aus den unmittelbaren Erfolgen in der Kammer entgegendringt? Hat er einen andern Gerichtshof? Ein Redner, der die Schwingen seiner Hörer und der Presse nicht zu bewegen vermöchte, gehörte eben so den Todten an, wie der Schauspieler. Weil der Letztere aber ganz auf die Gegenwart gewiesen ist, so kann er auch nie verkannt werden; das Maafs seiner Anerkennung, aufgefafst als Summe aller ihm entgegenströmenden Lebensäufserungen über seine Thätigkeit und seine Leistungen, ist auch das Maafs seiner Kraft und seiner Wirkungsfähigkeit, ein von der Mitwelt verkannter Schauspieler ist ein Unding; ein solcher ist vielmehr ein schlechthin gerichteter Schauspieler. Denn das Urtheil dieser Jury pflanzt sich nur als Tradition auf die folgenden Generationen fort, welche dasselbe nicht mehr umwerfen können, wie es bei denen möglich ist, welche ihre Werke der Nachwelt hinterlassen. (Vgl. was ich über das ganze Verhältnifs des Darstellers zum Publicum ausführlich entwickelt habe in der Kunst der dramatischen Darstellung p. 37 — 45).

Der Hafs gegen die Thätigkeit des Schauspielers, wie gegen die Stellung, welche sich der Stand in der Entwicklung der Civilisation errungen, erfüllen den Verf. so sehr, dafs er uns mit einer Fülle historischer Notizen beschenkt hat, woraus hervorgehn soll, dafs die öffentliche Meinung zu allen Zeiten sich gegen diese Art der Thätigkeit ausgesprochen und die sie Ausübenden mit mehr oder minder Verachtung behandelt hat. Wenn irgendwo, so offenbart sich in diesem Abschnitt die Kritiklosigkeit des Verf.'s zugleich mit einer Gesinnung, welche allen Forderungen der Civilisation Hohn spricht. In keinem Abschnitt fühlt sich die Natur unsers Verf.'s so heimisch, als da, wo er seine eigne Antipathie durch historische Zeugnisse meint unterstützen zu können. Wir berühren zunächst die Kritiklosigkeit in den Zeugnissen. Der Verf. wirft alle Zeugnisse späterer griechischer, römischer und christlicher Schriftsteller, namentlich der Kirchenväter, durcheinander. In einem Athem werden, was der Verf. nur hat fassen können, Aristoteles, Demosthenes, Philo, Josephus, Plutarch, Lucian, Klemens Alexandrinus, Athenäus, Philostrat, Cicero, Seneca, Valerius Maximus, Juvenal, Gesetze römischer Kaiser, Tertullian, Cyprian, Lactantius, Julian, Chrysostomus, Augustinus und Andere citirt. Wir haben mit Hinweglassung weniger Namen die Reihefolge der Zeugen getreu wiedergegeben (vgl. p. 77 — 89). Man wird zugeben müssen, dafs sie in schöner Ordnung folgen. Dieser äufseren Unordnung entspricht nun völlig der gänzliche Mangel der Kritik in der Auffassung der Zeugen. Griechen und Römer, Heiden und Christen halten hier gemüthlich Kameradschaft, der Hafs des Verf.'s gegen den Stand der Schauspieler verknüpft ihm dieselben zu brüderlicher Eintracht. Ist es Unwissenheit oder Böswilligkeit, welche den Verf. die bürgerliche Stellung der Schauspieler in der Blüthe des griechischen Lebens zu Athen gänzlich mit Stillschweigen übergehn läfst? Will er es nicht eingestehn, dafs der ideale Sinn der Griechen in ihrer schönsten Zeit in dieser Thätigkeit nicht nur nichts Schimpfliches, sondern sogar eine durchaus ehrenwerthe Beschäftigung erblickte, der sich eben daher auch die grofsen, allbewunderten Dichter selbst unterzo-

Digitized by Google

gen? Dafs Sophokles und Aristophanes gespielt haben, steht fest, und Niemand sagt uns, dafs dies ihre Ehre, ihre staatsbürgerliche Stellung beeinträchtigt habe. Nicht minder wissen wir, dafs Schauspieler zu diplomatischen Missionen gebraucht worden sind; wobei wir nur an Aristodemus und Neoptolemos erinnern wollen (vgl. Bode Geschichte der griechischen Poesie IV. p. 171). Derselbe Sinn, welcher in Griechenland das Drama, diese reifste Frucht der griechischen Poesie, schuf, derselbe ideale Sinn mufste auch die Thätigkeit, wodurch es an den Dionysien versinnlicht wurde, die Kunst des Schauspielers, als eine edle, den Göttern wohlgefällige anerkennen. Denn die Anerkennung einer Thätigkeit ist ja immer nur eine Folge des Werths, welchen das Bewufstsein auf dieselbe legt. Den Plato hier angeführt zu sehn, welcher aus seinem Staate überhaupt die Dichter verbannt, ist lächerlich, denn mit der Vertreibung der dramatischen Dichter müssen natürlich auch die Schauspieler fallen. Dafs sich bei einzelnen späteren griechischen Schriftstellern Aeufserungen über die Thätigkeit des Schauspielers finden, welche dieselbe mehr als handwerksmäfsige Beschäftigung darstellen, womit denn auch ganz natürlich eine gewisse Isolirung des Standes von der lebendigen Gemeinschaft der übrigen Mitglieder des Staats anhebt, ist übrigens sehr natürlich. Denn mit dem Momente, wo die höhere dramatische Poesie abgeblüht war, wo die Komödie nicht mehr das öffentliche Leben, sondern Privatverhältnisse und Familienverwicklungen zu ihrem Inhalte hatte, mufste auch die darstellende Kunst sinken, welche ihre Nahrung immer aus den grofsen Dichtern schöpft und deren Schwung mit dem Schwunge der dramatischen Poesie so eng zusammenhängt. Die so lange von freien Bürgern ausgeübte Kunst des Schauspielers, sank zum Broderwerb herab. So entstanden wandernde Truppen, welche wohl Aristoteles vor Augen hat, wenn er fragt, woher die Sittenlosigkeit der Schauspieler rühre. Probl. 30, 10. A. Gellius N. A. 20, 4. Den Spott, welchen Aeschines von Demosthenes an einigen Stellen der Rede vom Kranze, als ehemaliger Schauspieler, erfährt, auf die Verachtung des Schauspielerstandes überhaupt deuten zu wollen, da er nur den schlechten Schauspieler, den ausgepfiffenen Tritagonisten trifft, ist eben so abgeschmackt, als den Vorwurf des Aeschines gegen den Schauspieler Timarch, dafs er sich durch Bestechung zu einem falschen Eide habe verführen lassen, auf die Charakterschlechtigkeit damaliger Schauspieler überhaupt zu deuten, wie unser Verf. thut p. 78. Soll nicht etwa auch für Aeschines politischen Verrath der ehemalige Schauspieler büfsen?

Dafs unser Verf. mit einer besondern Genugthuung einzelne Aeufserungen der Römer beibringt, aus welchen sich die niedrige Stellung ergiebt, welche die Schauspieler in staatsbürgerlicher Beziehung bei ihnen einnahmen, versteht sich. Nur ist auch hier Alles so kritiklos und verworren zusammengestellt, dafs auch nicht ein einziger allgemeiner Gesichtspunct heraustritt, nicht ein Versuch gemacht ist, diese Erscheinung aus dem Geiste des römischen Volks zu erklären. Für den Verf. haben die Stellen späterer Griechen mit den römischen Schriftstellern ganz gleichen Werth, sobald nur der Schauspielerstand darin herabgesetzt wird. Und doch gehört so wenig Geist dazu, um zu erkennen, dafs die ganze Stellung des Schauspielerstandes bei den Römern auf das engste mit ihrer vom idealen Sinn entblöfsten praktischen Natur zusammenhängt, unter welche nicht weniger die dramatischen Dichter, als die Darsteller ihrer Werke sich beugen mufsten. Die dramatische Poesie, welche als Kunstgattung den Römern von aufsen kam und wenn auch durch römischen Geist nachher ausgebildet, doch niemals sich zum Range einer nationalen Schöpfung erheben konnte, worin der Römer ein aus seinem Geiste entsprossenes Erzeugnifs anschaute, konnte auch den Darstellern derselben nicht wahrhafte Ehre gewähren. Diese folgt immer nur dem, worin ein Volk seine innerste Geisteseigenthümlichkeit ausgesprochen und seine Lebensaufgabe erfüllt erblickt. Der Grund, den Cicero einmal für die geringern künstlerischen Leistungen der Römer, im Gegensatz der Griechen anführt, dafs bei jenen die Künstler weniger geehrt und bewundert worden seien, ist völlig unlogisch; denn die mangelnde Ehre ist nur eine Folge des unpoetischen Volksgeistes, der die Kunst zu seinem höchsten Ausdrucke nicht bedarf. Während nun das Drama als fremdes Erzeugnifs in Rom allmählig zu künstlerischer Vollendung gedieh, blieb das einheimische dramatische Gewächs, die Atellanen, in seinem rohen Anfange stehn, erhielt sich aber in schroffer Absonderung von dem eigentlichen Kunstdrama. Nur

Digitized by Google

in diesem heimischen Possenspiel war es edlen römischen Bürgern gestattet, mitzuwirken, ohne dafs ein Makel auf dieser Beschäftigung lastete; denn mit der Theilnahme daran war weder Entfernung aus der Tribus, noch vom Kriegsdienste verbunden (vgl. Val. Max II, 4. Liv. VII, 2.). Unser Verf. möchte uns glauben machen, dafs diese Gattung dramatischer Scherze etwas *Schöpferisches* und *Selbstständiges* gehabt habe und dafs also dies der Grund gewesen, warum die eigentlichen Histrionen von der Mitwirkung dabei ausgeschlossen blieben (p. 80). Unserm Verf. begegnet es hier einmal, mehr zu wissen, als alle andere Leute; nur schade, dafs seine Weisheit nichts als ein Hirngespinst ist, hervorgegangen aus seiner Einbildung von der Unselbstständigkeit und dem blofsen Mechanismus der Schauspielkunst. Denn so viel man wirklich von den Atellanen weifs, und das ist freilich sehr wenig, so waren diese ursprünglich wohl hauptsächlich Darstellung des Landlebens, in platt-römischer Sprache (ludicrum Oscum) „später wegen der Verknüpfung mit den geordneten Dramen als exodia mit losem — gemischtem Stoff (satura) bearbeitet und zur volksthümlichen poetischen Gattung in vielfachem Wechsel erhoben." (Bernhardy Grundrifs der römischen Literatur p. 165 und aufserdem die Monographien über die Atellanen v. Schober und Weyer).

Der durchgreifende Zustand der Erniedrigung der Schauspieler bei den Römern ist nun, wie wir angedeutet, die nothwendige Folge einmal des unkünstlerischen Sinnes der Römer überhaupt, welcher sich namentlich in den sinnlichen Darstellungen gar nicht bis zum Genufs am schönen Schein, an der idealen Wirklichkeit erheben konnte, und dann der römischen Gravität und ihres zähens Festhaltens an dem, was ihnen mit der juristisch bestimmten Persönlichkeit unverträglich erschien. Die Persönlichkeit zu einem rein idealen Zwecke umwandeln, vermittelst derselben nur auf die Erheiterung freier, geniefsender Menschen ausgehn, erschien ihnen mit ihrem praktischen Sinn so völlig in Widerspruch, dafs sich ihrer Meinung nach dazu nur ein Nichtfreier hergeben konnte. Weil dies Grundzug des römischen Charakters ist, so ist derselbe auch in allen Perioden der römischen Geschichte durchgreifend gewesen und hat zu gesetzlichen Bestimmungen geführt, (vgl. das Gesetz aus der Periode der Republik in digestor. lib. III. Tit. 2, und die römischen Kaisergesetze im Justinianischen Gesetzbuch (lib. IX. Tit. 40). Aus dieser Stellung folgt dann die entehrende Behandlung, der die Schauspieler, wenn sie durch schlechtes Spiel, oder durch Nachläfsigkeit, Abweichen von ihren Rollen u. s. f. gefehlt hatten, unterworfen wurden, von selbst; eine Behandlung, die uns durch Anspielungen und unzweideutige Stellen im Plautus genugsam beglaubigt wird. Zu ersteren gehören: Trinummus Act. III. sc. 2. v. 80. vgl. Act. IV. sc. 2. v. 147 u. s. f. und vor Allem die Schlufsworte der Cistellaria. Die verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen in der römischen Kaiserzeit, welche, bei manchen Modificationen, doch alle darauf hinausgehn, die Atimie, welche auf der dramatischen Darstellung ruhte, zu fixiren, möge man bei Köpke in seiner Einleitung zur Uebersetzung des Plautus nachsehn, wo sie gut geordnet und zusammengestellt sind p. LXX — u. s. f. durch deren Benutzung auch unser Verf. in sein lüderliches Citatenverzeichnifs einige Ordnung hätte hineinbringen können. Das so oft berührte Verhältnifs des Cicero zum *Roscius*, das ehrenvolle Zeugnifs, welches der Erstere über den edlen, sittlichen Charakter des Letzteren in der zu seiner Vertheidigung gehaltenen Rede, mit der gröfsten Wärme ablegt, bestätigt übrigens nur die tiefgedrückte bürgerliche Stellung der Schauspieler bei den Römern, indem den Roscius doch nur sein persönlicher Charakter über die mit seiner Thätigkeit verbundene Ehrlosigkeit erhebt, daher Cicero in der Rede für Publius Quinctius cap. 25. von ihm sagt: Roscius sei ein so ausgezeichneter Künstler, dafs er allein verdiene, auf der Bühne gesehn zu werden, und ein so ausgezeichneter Mensch, dafs er allein verdiene, sie nicht zu betreten. Sein sittlicher Werth macht ihn also einer Emancipation würdig, welche seine allbewunderte, von eben so grofsen Studien, als Talent zeugende Kunst ihm nicht gewähren konnte.

Die Kritiklosigkeit unsers Verf.'s steigert sich noch bei der Anführung der Zeugnisse christlicher Schriftsteller, besonders der Kirchenväter, welche mit den römischen Schriftstellern in einem Athem genannt werden. Hr. Hebenstreit begreift nämlich gar nicht, dafs ihre Polemik wesentlich aus der Stellung des Christenthums gegen die damalige heidnische Welt hervorgeht, welche ihnen auch in ihren, freilich nicht selten sehr herabgesunkenen scenischen Spielen, als eine

Digitized by Google

gottlose Welt erschien, mit der sich der Christ so wenig wie möglich in Berührung setzen dürfe. Daher die Polemik dieser christlichen Schriftsteller ganz consequent gegen die ganze Gattung dramatischer Spiele, gegen alles Theaterwesen gerichtet ist, und nur beiläufig bei ihnen der Schauspieler gedacht wird, die natürlich nicht minder verdammt werden, als die ganze Gattung der Poesie, der sie dienen. Der Verf. merkt nun gar nicht, dafs alle die von ihm angeführten Stellen des Tertullian, Lactantius, Augustinus und Jsidorus, ihren Zorn gegen die Komödie überhaupt kehren, und keinesweges gegen den von der Thätigkeit des dramatischen Dichters geschiedenen Stand der Schauspieler. Unser Verf. hat leider keine Ahnung davon, dafs dieser Eifer nur eine Consequenz einer neuen, das Heidenthum auflösenden Lehre war, welche, indem sie sich ein Reich erbaut, das nicht von dieser Welt ist, sich vor Allem gegen diejenigen Lebenselemente kehren mufs, in welchen sich noch die alte Welt und das heidnische Leben in seiner Entartung ankündigten. Wenn heut zu Tage aber die pietistische Richtung sich zur Bekräftigung ihrer rohen Bekämpfung der Bühne auf diese Zeugnisse beruft, so zeigt sie sich recht eigentlich als Geistesläugnerei, welche ein Bewufstsein, das beim Auftreten des neuen Princips seine volle Berechtigung hatte, auf eine Zeit anwendet, in welcher dies Princip bereits weltumgestaltend geworden ist und alle Lebensstoffe durchdrungen und umgewandelt hat.

Dafs unser Verf. die Zeit ausbeuten würde, in welcher wir die Schauspielkunst besonders durch die Geistlichkeit, als unheilig und unchristlich bezeichnet sehn, liefs sich erwarten. Mit einem innigen Behagen citirt uns der Verf. eine Menge von Bestimmungen und Vorschriften, aus denen die staatsbürgerliche Erniedrigung der Schauspieler hervorgeht; aber auch hier fehlt nicht minder die Kritik, und die Auffassung allgemeiner Gesichtspuncte für diese Erscheinungen. Die Erbofstheit des Verf.'s gegen den Schauspielerstand hat dagegen hier ein sehr ergiebiges Feld sich zu ergehn. Dafs Garrik in der Westminster-Abtei beigesetzt wurde, wird von der Bemerkung begleitet, dafs diese Beisetzung vermittelst Einflufs und auf Kosten Anderer erfolgte, und dafs jeder Bürger in London für 100 Guineen nach seinem Tode einen Platz neben Newton in der Westminster-Abtei erhalten könne. Dafs aber gar im Jahr des Heils 1824, wie sich unser Verf. ausdrückt, Mad. Catalani von dem Publicum Londons zum Erscheinen gezwungen worden ist, weil sie ohne Grund ausgeblieben war, schwellt das Herz unsers Verf.'s vor Rührung bei dem Gedanken, dafs doch noch immer der Schauspieler, als ein vom Publicum durchaus abhängiges Wesen betrachtet werde.

Der Verf. wird übrigens gar nicht gewahr, dafs mit der Begründung des absoluten Königthums in Frankreich, nachdem die Kunst und namentlich die dramatische Poesie selbst zur Verherrlichung desselben diente, auch die Stellung des Schauspielers nothwendig eine etwas freiere werden mufste. Das absolute Königthum zeigt sich auch darin als absolut, dafs es selbst decretirt, dafs die Acteurs der Oper nicht entehrt sein sollten. Damit beginnt aber zugleich der Kampf der Geistlichkeit gegen diesen Stand, der von der weltlichen Macht zwar etwas gehoben, doch von der starren Geistlichkeit immer noch in die Klasse der Ehrlosen zurückgeworfen wird. Kann doch die Wittwe Molières nicht anders ein ehrliches Begräbnifs für ihren Gatten erlangen, als durch die Versicherung, dafs derselbe das Abendmahl genommen und als guter Christ habe sterben wollen. Eine neue Epoche in Rücksicht der bürgerlichen Stellung der Schauspieler beginnt gewissermafsen mit der Clairon. Denn in ihr gewinnt das Bewufstsein von dem Widerrechtlichen der socialen Stellung ihres Standes zum erstenmale einen energischen Ausdruck und strebt die drükkenden Fesseln abzuwerfen. Sie erliegt zwar in dem Kampfe, denn es wird nur das von Ludwig XIII. 1641 schon erlassene Decret erneuert, wonach den Schauspielern, wenn sie ihre Vorstellungen von aller Unreinigkeit frei erhalten würden, ihre Kunst nicht zur Beschimpfung gereichen sollte u. s. f. Die Clairon erscheint, wie überhaupt, so besonders in diesem Kampfe als eine von grofsen, ächt menschlichen Empfindungen getragene Frau.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpuncte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Von Wilhelm Hebenstreit.

(Schlufs.)

Es beweist nur die Gemüthsrohheit unsers Verfassers, dafs derselbe bei Gelegenheit der von edelem Stolze der Clairon eingegebenen Worte, welche sie an den sie in's Gefängnifs abholenden Polizeibeamten richtet, dafs sie sich zwar ganz den Befehlen des Königs unterwerfe, ihre Person, ihr Vermögen, ja ihr Leben von demselben abhängen, *ihre Ehre aber nur ihr Eigenthum sei, und der König über diese nichts vermöge*, — dafs derselbe die brutale Erwiderung des Polizeidieners: Vous avez raison Mademoiselle, là où il n'y a rien, le roi perd ses droits, eine *befriedigende* Antwort nennt. Anstatt sich an solchen Erscheinungen zu erquicken, in denen sich das Gefühl für menschliche Würde mächtig regt, welche für eine freie Zukunft der Menschheit arbeiten, für die Forderungen der Civilisation in den Kampf treten, zieht sie unser Verf. in den Schlamm seiner Sinnesweise herab. Die Schauspieler müssen zur Clairon mit Verehrung hinaufblicken!

Einen ähnlichen Kampf wie in Frankreich hat dieser Stand in Deutschland mit der öffentlichen Meinung zu bestehn gehabt; nur dafs hier die Formen der Ehrloserklärung dieser Thätigkeit noch schroffer und herabwürdigender erscheinen, als in Frankreich. Die empörendste Bestimmung ist in dieser Beziehung wohl die Verordnung, im Reichsabschied von 1416 und die Bestimmung im sächsischen Landrecht, dafs die Schauspieler unfähig sein sollten, vor Gericht ein Zeugnifs abzulegen. Die Verfügung Kaiser Leopold I. von 1665, wiederholt 1671, wirft die Schauspieler noch mit dem niedrigsten herumziehenden Gesindel in eine Kategorie, welches alles, „nämlich Gaukler, Seilfahrer, Leyrer, Affen- Bären- Hundetanzmacher, Schalksnarren und Komödianten u. s. f. bedeutet wird, um die Bewilligung ordentlich anzuhalten und gegen Gebühren schriftlich gefertigte Scheine zu erheben." In demselben Geist sind die vom Verf. angeführten Zeugnisse aus Hamburg und Leipzig, von 1692, wonach die Schauspieler noch für excommunicirt gehalten werden. Nur die Mitglieder der Hoftheater fangen an, weil sie zur unmittelbaren Belustigung gekrönter Häupter dienen, eine etwas bessere Stellung zu gewinnen, wie uns die sächsische Verordnung von 1767 zeigt (vgl. p. 116), weil Diejenigen, welche gewürdigt wurden, allerhöchste Personen zu ergötzen, dadurch auch schon nicht mehr als so verächtliche Geschöpfe angesehn werden durften. Die von den Regenten Preufsens erlassenen Bestimmungen über die staatsbürgerliche Stellung, und das Urtheil über die Thätigkeit der Schauspieler mag man bei unserm Verf. selbst nachlesen p. 118—121. Unsere Leser können sich die Triumphe denken, welche der Verf. bei diesen Zeugnissen feiert. Dafs derselbe sich bemüht, diesen Zustand als den vernünftigen zu behaupten und nicht als einen durch die fortschreitende Geistesentwicklung überwundenen, versteht sich. Die Argumente dafür sind, wie sie für eine in sich verkrüppelte Vorstellung sein können. „Wo nämlich ein Staat, heifst es p. 120, einer gewissen Klasse von Menschen Vorrechte nicht beilegt, deren andere Klassen sich erfreuen, da mufs ein gesetzlicher Grund vorhanden sein, und dieser Grund beruht dann auch in der Beschaffenheit des Gewerbes, welches von der einen oder andern Klasse ausgeübt wird." Es ist ein kostbarer Gedanke, eine Nichtgleichstellung, oder vielmehr eine Ausschliefsung von den staatsbürgerlichen Rechten als die *Nichtertheilung* eines, andern Klassen geliehenen *Vorrechts* bezeichnet und die Vorstellung der Unehrenhaftigkeit des Gewerbes einen *gesetzlichen Grund* genannt zu hören! Es gehört

Digitized by Google

zu den gröfsten Gedankenlosigkeiten, in die auch unser Vf. hineingerathen ist, aus dem Umstande, dafs es zur Zeit, wo noch ein Makel auf der Thätigkeit des Schauspielers lastete, dennoch grofse Schauspieler gegeben habe, wie denn allerdings Eckhof und zum Theil auch Jffland einer solchen Zeit noch angehörten, folgern zu wollen, dafs die staatsbürgerliche und sociale Gleichstellung der Kunst keinen directen Vortheil gebracht hat (vgl. p. 121). Zunächst handelt es sich hier gar nicht um einen Vortheil für die Kunst, sondern darum, dafs die Vernichtung des Vorurtheils, die Lösung der alten Schmach eine Forderung der Vernunft ist. Denn dieselbe zertrümmert in der Auflösung des alten rechtlosen Zustandes einer ganzen Klasse von Individuen nur die Formen, welche ihre Verwirklichung hemmten. Jede Frage nach dem Nutzen oder Frommen für die Kunst ist hier eine Schiefheit. Es kommt allein darauf an, ob dieser Fortschritt in dem Wesen der Menschheit begründet ist, und ob in diesem veränderten Zustande der Geist der Civilisation den nothwendigen Ausdruck einer höhern Stufe der sittlichen Freiheit erreicht hat. Wird denn überhaupt die öffentliche Meinung anders als durch das sich entwickelnde Bewufstsein geändert? Ist denn die sociale Stellung, welche endlich dem Schauspielerstande geworden ist, etwas anders, als ein besonders der Geistlichkeit und der von ihr bevormundeten bürgerlichen Gesellschaft abgekämpfter Sieg der Freiheit? Der Moment, in welchem sich ein altes Vorurtheil im Bewufstsein löst, wo eine Eisrinde von dem Herzen schmilzt, welche den freien, frischen Schlag desselben lange beengte, ist auch der Moment, wo ein neuer Zustand in die Wirklichkeit eintritt, es ist die praktische Folge eines theoretischen Prozesses. Es ist nicht minder begrifflos, wenn der Verruf, welcher auf dem Schauspielerstande so lange gelastet hat und erst nach einem langen Kampfe gewichen ist, als durch die Handlungen der Schauspieler, durch ihre früher allerdings gang und gäbe Leichtfertigkeit und selbst Zügellosigkeit des Lebens bedingt gedacht wird, so dafs er sich auch eben so durch ihre Handlungen, durch ein geordneteres Leben umwandeln liefse vgl. p. 252. Ist denn die Meinung, welche den Schauspieler in der Gesellschaft nicht als ein ebenbürtiges Mitglied anerkannte, etwa eine Folge ihres Leichtsinns und unsittlichen Wandels, oder lastete dieselbe nicht vielmehr auf der Natur dieser Thätigkeit selbst? Man betrachte doch nur das ganze Räsonnement unsers Verf.'s, der in dieser Rücksicht als ein würdiger Repräsentant vergangener Zeiten angesehen werden kann. Emancipirt er nicht den Schauspieler, sobald er als ein guter Spiefsbürger seine Pflichten erfüllt, während auf seiner Thätigkeit die alte Schmach haften bleibt? Weil eben die Beschäftigung des Schauspielers selbst als eine vom sittlichen Ernst entblöfste unchristliche, frivole erschien, gab man auch den von der Gesellschaft Ausgeschlossenen, als ein sittenloses Wesen Preis. Man gab ihm die Unsittlichkeit als eine natürliche Folge, gleichsam als ein Privilegium seiner ganzen Lebensthätigkeit zu. Der Schauspielerstand aber, als ein verachteter, meinte seiner Seits der Gesellschaft, welche ihn ausgesondert, auch Nichts schuldig zu sein. Seiner Isolirung folgte nothwendig eine Kriegserklärung gegen die guten Sitten der Gesellschaft, die man ihm nicht zutraute und deren Früchte man ihn ja auch nicht geniefsen liefs. Wer durch ein Vorurtheil von der freien Wechselwirkung mit der Gesellschaft ausgeschlossen ist, wie soll sich der zu einer freien Verehrung ihrer Gesetze und Formen erheben? Bestätigt denn nicht aber auch die Erfahrung diese Gedanken? Mit dem Siege der Civilisation, welche diese Thätigkeit als ein integrirendes Element der gesammten menschlichen Bildung anerkannt hat, hat sich auch der sittliche Zustand der Schauspieler gehoben; da den Vertretern dieser Thätigkeit die bürgerliche Achtung nicht mehr als eine seltene Ausnahme zu Theil wird, so fordert die öffentliche Meinung auch wieder, und ist darin ganz im Recht, dafs diejenigen, welche zu freien, ebenbürtigen Mitgliedern der Gesellschaft herangereift sind, sich nicht mehr für bevorrechtigt erklären, die Schranke der Sitte ungestraft verletzen zu dürfen. Dem Schauspieler aber ist mit dieser Emancipation auch der Reiz genommen, sich für die Ueberzeugung, welche man doch einmal von seiner Unsittlichkeit hatte, durch seine wirkliche Unsittlichkeit zu rächen. Mit der reformirten öffentlichen Meinung von der Thätigkeit des Schauspielers, und der grofsen Bedeutung der Bühne ist auch die innere Reform des Standes vor sich gegangen, welcher die Nothwendigkeit empfunden hat, den sittlichen Forderungen der Gesellschaft auch seiner Seits mehr nachzukommen.

Digitized by Google

Der Vf. hat ein merkwürdiges Talent, Facta aufzufassen und aus ihnen eine Bestätigung seiner Erbofstheit gegen den Schauspielerstand herauszulesen. Der Schauspieler hat sich, nach unserm Vf., jegliche Beurtheilung gefallen zu lassen, weil er dem Publicum dient und jeder Zuschauer sich damit das Recht erkauft hat, ihn nach eigner Ansicht zu beurtheilen p. 123. Gewifs! Und mit wem theilt dies der Schauspieler? Mit Allen, welche dem Publicum, oder besser der gesammten Gesellschaft, als öffentliche Charaktere dienen. Oder ist etwa der Staatsmann und der Redner in constitutionellen Staaten weniger der Beurtheilung jeder Art unterworfen? Nimmt sich etwa die öffentliche Meinung durch das Organ der Presse nicht in jedem Momente die Freiheit, alle Diejenigen zu beurtheilen, welche sich als Träger des öffentlichen Geistes und allgemeiner Interessen darstellen? Dies ist ein *Vorzug* und *keine Schande!* Und in dieser Rücksicht ist die Entscheidung des französischen Gerichtshofs vom 17. April 1824 auf die Klage der Dejazet gegen den Journalisten Maurice, wegen Beschimpfung und Verläumdung, ganz consequent; weil der Gerichtshof erklärt, dafs, so hart und ungeziemend auch die gegen Mlle. Dejazet gerichteten Ausdrücke sind, dieselben gegen die Schauspielerin, nicht aber gegen die Person und die Privataufführung der Mlle. Dejazet gerichtet sind. Unser Verf. leitet die Mittheilung dieses Documents mit der triumphirenden Bemerkung ein, dafs der Schauspieler in dieser Hinsicht, nämlich in Rücksicht der öffentlichen Kritik niedriger stehe, als der Künstler und Handwerker, und dafs die Gesetzgebung dies auch durch die von uns erwähnte Entscheidung anerkannt habe. Der Schauspieler ist durch die gerichtliche Entscheidung vielmehr in seiner öffentlichen Wirksamkeit, als öffentlicher Charakter anerkannt worden, der als solcher über sich Dasselbe ergehn lassen mufs, was in constitutionellen Staaten jeder Minister, dem in Rücksicht seiner öffentlichen Thätigkeit von der Tribüne herab, wie durch die Presse die ärgsten Dinge gesagt werden dürfen, sobald nur der Privatcharakter dabei nicht angetastet wird.

Dafs unser Vf. mit Unwillen den Gedanken einer durch den Staat selbst erfolgenden Beförderung dieser frivolen Kunst verwirft, wird Jeder erwarten. Gleichwohl wird man durch die Wahl der Argumente, selbst nachdem man schon auf arge Dinge vorbereitet worden ist, dennoch fast überrascht. Die Forderung, Theaterschulen zu errichten und überhaupt für die Ausbildung des Schauspielers in ähnlicher Weise wie für die Ausbildung anderer Künstler Sorge zu tragen, mufs nämlich theils darum aufgegeben werden, „weil dadurch der Staat den Schauspieler und seinem Gewerbe einen bestimmten Rang ertheilen und das ganze bisherige Theaterwesen neu gründen müfste" p. 331, theils weil der Staat die Bühne „weder für eine Sittenanstalt, noch für eine Anstalt zur Geschmacksverbesserung anerkennt" p. 333. Nun wahrlich, dem Staate wird hier kein beneidenswerthes Bewufstsein gelichen. Um eine Klasse von Menschen, die einer idealen Beschäftigung ihr Leben widmen, von den staatsbürgerlichen Rechten auszuschliefsen, also ihre Ausschliefsung aus der Gesellschaft zu fixiren, und weil der Staat die Bühne nur für einen Tummelplatz sinnlicher Lust ansehn soll, darum soll er sich jeder Reform dieser Kunst enthalten! Die geforderte Passivität des Staates in dieser Beziehung ist also auf die Voraussetzung seiner *Inhumanität* und *Barbarei* gegründet! Und warum wird dem Staate ein solches Bewufstsein aufgedrungen? Weil die dramatische Poesie weltlicher Natur und von dem Vor- und Rückschreiten der Zeit abhängig ist p. 241 und 247, „während die positiven Bildungsmittel in Kirche und Schule nicht wechseln, sondern ein Feststehendes, Dauerndes, Inneres (!) sind, welche in ihrem *Wesen* keiner Abänderung unterworfen sind" p. 242. Da haben wir's! Die Bewegung ist das Kreuz unsers Verf.'s! Dafs der Geist Vergangenes für vergangen zu erklären wagt, das einer Zeitrichtung Entsprungene durch neue Schöpfungen verdrängt, das ist das Verbrechen der dramatischen Kunst! Ihre Sünde ist, eine Geschichte zu haben und Geschichte zu erzeugen. Die Unfehlbarkeit und Reinheit der Kirche und Schule beruht darauf, der Bewegung, der Entwicklung, dem Fortschritt entnommen zu sein! Nun das können wir versichern: einen treuern Jünger der Stabilität des Unterrichts als unsern Vf. hat die positive Bildungsanstalt der Schule nicht aufzuweisen! Seit dreifsig Jahren hat er keine Geschichte erlebt! Das Positive, was er erlernt, ist ihm alles in alter Ordnung geblieben. Das Bedürfnifs des Umlernens ist nicht in seine Seele gedrungen, und wenn auch die frivole Welt, welche, wie die weltliche Kunst des Dramas, der Bewegung Preis gegeben ist, die Vorräthe des Verf.'s für verfault er-

Digitized by Google

klärt, er geniefst sie in Andacht, weil er an der frechen Bewegung der Geschichte keinen Antheil genommen hat. Dr. H. Th. Rötscher.

XXXIII.

F. Gottschalk: Ueber die Ableitung des Namens Preufsen. (Aus den preufsischen Provinzial-Blättern, Jahrgang 1839, *August-Heft Jahrgang* 1842, *Februar-Heft, Jahrgang* 1843, *April-Heft).*

Wenn Männer von hohem literärischem Ruf in ihren gelehrten Forschungen mitunter falsche Ansichten aufstellen, die eben wegen des wissenschaftlichen Ansehens ihrer Urheber leicht eine allgemeine Geltung erlangen können; so ist es, mehr als in irgend einem anderen Falle, Pflicht derjenigen, die die Grundlosigkeit jener einsehen, öffentlich dagegen aufzutreten, und unbekümmert, ob man sich dadurch der Ungunst angesehener Gegner aussetzt, oder nicht, den Irrthum im Interesse der Wissenschaft und Wahrheit zu bekämpfen. Das hat Hr. Gottschalk in den oben genannten drei Aufsätzen gegen Hrn. Prof. Voigt mit vollem Recht gethan, indem er dessen, zuerst in dem gröfseren und dann wiederum in dem kleineren Werke der Geschichte Preufsens (Vorrede zum 2ten Theil) vorgetragene Ansicht: „der Name *Preufsen* sei von der polnischen Präposition *po*, an, und dem Volksnamen *Russen*, — d. h. die an den Russen wohnenden — abzuleiten, als durchaus unrichtig verwarf, und namentlich in dem letzteren Aufsatze (Jahrgang 1843, Aprilheft) seine Behauptung sprachlich und geschichtlich zu begründen suchte. Es könnte, nach den daselbst geschehenen Erörterungen, überflüfsig erscheinen, über die Unhaltbarkeit der vom Hrn. Prof. Voigt gegebenen Ableitung, die da, als ein längst vergessener Nachlafs der, des Slavischen unkundigen Chronisten, sich noch hie und da bis auf die Gegenwart fortschleppt, noch ein ernstes Wort zu verlieren; wenn der ehrenwerthe Bekämpfer dieser Ableitung, selber, wie er sagt, ein Fremdling auf dem slavischen Sprachgebiete, nicht den Wunsch ausgesprochen hätte, es möchte Jemand, der sich mit den slavischen Sprachen näher beschäftigt, sich über den Gegenstand nochmals, erläuternd und das bereits Gesagte berichtigend, aussprechen, damit die Streitfrage ihrer Lösung näher gebracht werde. Ohne mir das Recht eines Schiedsrichters hierin anzumafsen, will ich die, für und gegen die genannte Ableitung vorgebrachten, Gründe einer kritischen Prüfung unterwerfen, und, ohne mich an den Gang der genannten Aufsätze speciell zu halten, die Streitfrage nach ihrem vorliegenden Sachbestande zu entscheiden suchen.

Was zunächst die geschichtlichen Gründe, die für die Ableitung des Namens Preufsen von po und Russen vom Hrn. Prof. Voigt angeführt werden, anbetrifft; so will ich nicht im Voraus dieselben zu entkräftigen suchen, wohl wissend, dafs die geschichtlichen Data, indem sie das Alterthum, die erste schriftliche Aufzeichnung, die locale Ausdehnung eines Volksnamens u. s. w. feststellen, wesentlich hierdurch selbst zur Erzeugung desselben beitragen. Aber dafs diese Erklärung vollständig sei, ist es heut zu Tage nothwendig, dafs dabei die wissenschaftliche Sprachkunde zu Rathe gezogen werde. Sie kann, nach ihren unumstöfslichen Principien, über den sprachlichen Ursprung, über die Ableitung, oder mit anderen Worten, über den einem Namen zu Grunde liegenden Begriff allein entscheiden, und somit seine Bedeutung fixiren. Ihr haben wir manche Berichtigung falscher Ableitungen und Erklärungen von Völker- und Ländernamen zu verdanken, die, so zu sagen, in der Geschichte stereotyp in ihrer Schreib- und Erklärungsweise geworden sind. Ich erinnere nur an den Volksnamen Σκλάβηνος und Sclavus, den der Grieche und Römer, der Beschaffenheit seiner Zunge wegen, nicht ohne k und c schreiben und sprechen konnte, für Slowene und Slawe. Noch heut zu Tage spukt in manchem Kopfe die an die erstere Schreibweise geknüpfte Ableitung und Erklärung des Namens des Volkes „von einer Sprache". Aber auch die wissenschaftliche Sprachforschung ist nicht immer im Stande, den Ursprung und die Bedeutung der Völker- und Länder-Namen zu ermitteln. Denn, trotz der bestimmten Regeln und des allgemeinen Gebrauchs, wonach hier und dort solche Namen gebildet werden — wie z. B. die slavischen, gröfstentheils nach der jedesmaligen Lage oder Beschaffenheit der Localität, wo sich ein Volksstamm niedergelassen hat — ist es oft ein unbedeutender Zufall, den kein Andenken, keine Chronik aufbewahrt, der den Anlafs zu einem Namen gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

F. Gottschalk: Ueber die Ableitung des Namens Preufsen.

(Fortsetzung.)

Wer darf es wagen, rufen wir mit Schlözer aus, denselben nach Jahrhunderten entziffern zu wollen! Viele solcher Namen sind und bleiben nun einmal unerklärt, man mag sie aus der Geschichte oder Sprache zu deuten versuchen. Das ist auch der Fall mit dem Namen „Preufsen". Das Festhalten an einer willkührlich gegebenen Erklärung desselben, ohne das Bewufstsein ihrer Richtigkeit, wie dies sich beim Hrn. Prof. Voigt aus seinen eigenen Worten (Vorrede zu seinem Handb. der Gesch. Preufs. Band 2. S. V) ausdrücklich herausstellt, kann demnach wohl dem Hrn. Verf. und einem jeden, der überhaupt lieber etwas als nichts haben will, als persönliche Meinung ohne Weiteres gelassen werden; nur darf sich dieselbe nicht als die allgemein zu geltende durchzusetzen suchen. Denn, wäre man auch nicht im Stande, eine andere, auf haltbare Stützen aus Sprache oder Geschichte gebaute, Erklärung — eine Forderung, die Hr. Prof. Voigt an die Bekämpfer seiner Ansicht richtet — an die Stelle der von ihm gegebenen zu setzen; so wird die seinige dadurch noch keineswegs die richtigste, indem es ja noch von der Prüfung der Gründe, auf die sie sich stützt, abhängt, ob sie's ist; und die Untersuchung derselben kann grade das Gegentheil beweisen, dafs sie nämlich durchaus unrichtig sei.

Denn um hiermit sogleich zur Sache überzugehen, so ist zunächst die Annahme des Hrn. Prof. Voigt: „der Name Preufsen sei polnischen Ursprungs", eine rein willkührliche. Die am genannten Ort angeführten geschichtlichen Data, dafs derselbe sich zuerst von den Polen her verbreitet habe, beweisen noch keineswegs, dafs er auch von denselben zur Benennung der nordwärts an der Ostsee sitzenden Völkerschaften erfunden worden. Das erste schriftliche Vorkommen eines Volks- oder Landesnamen ist nicht das erste Vorkommen, die erste Creirung desselben überhaupt. Für Geschichtskundige braucht man wohl hierzu keine Belege beizubringen. Am allerwenigsten kann dies aber auf Namen von Völkern bezogen werden, die, da man ihre Einwanderung nicht kennt, als Urvölker von Europa zu betrachten sind. Als solche erscheinen aber die, nach den neuesten geschichtlichen und sprachlichen Forschungen von einem Schafarik und Pott, dem grofsen slavischen Volksstamme zunächst verwandten und mit demselben, so weit geschichtliche Kunde reicht, in unmittelbarer Berührung und Nachbarschaft wohnenden *preufsisch-lithauisch-lettischen* Stämme, die Hr. Prof. Voigt vergebens sich die Mühe giebt, nach seiner vorgefafsten Untersuchungsmethode, in Deutsche umzustempeln. Kommen auch diese Namen erst später vor, zur Zeit, da die Geschichtsschreibung in Polen und Rufsland beginnt, so sind sie nicht desto weniger als alte, ursprüngliche, einheimische anzunehmen, sie mögen einzelne Stämme oder ganze Völkerschaften umfafst haben. Der alte Name der *Aisten* (bei Tacitus Aestyi), worunter die an der Ostsee sitzenden Völkerschaften lange Zeit hindurch begriffen worden, ist nur ein geographischer und fremder, aber kein ethnographischer und einheimischer; und der von Hrn. Voigt in Erwähnung gebrachte Name *Getae* und *Gethae* diente zu ihrer Bezeichnung blofs bei den lateinisch schreibenden deutschen und polnischen Chronisten des Mittelalters. Wobei beiläufig zu bemerken ist, dafs dieser Name weder auf die thrakischen Geten, noch, wie Hr. Prof. Voigt meint, auf die deutschen Gothen zu beziehen ist, sondern die zweite Hälfte des lithauischen Namens *Samo-getae* (wovon Samogitien, Sameite, russisch und poln. Żmuď, Żmudz') zum Ursprung hat. (Cf. Schaf. Alterth. S. 376). Es ist eine geschichtlich bekannte Thatsache, dafs Nachbarvölker, bei ihrer

Digitized by Google

ersten, noch dunkelen, Bekanntwerdung, sich gegenseitig andere Namen beilegen, als die sind, mit dem sie sich selbst zu nennen gewohnt sind. So hiefsen bei den Römern die Hellenen — Griechen, die Deutschen — Germanen; so bei den Deutschen die Slaven — Wenden, bei den Slaven die Deutschen — Niemcy, die Finnen — Tschuden u. s. w. So hiefsen auch die lithauischen Stämme Aisten, und mögen auch anders benannt worden sein. Aber eben so bekannt ist's, dafs ein Urvolk, das als solches nie wohl ohne einen eigenen einheimischen Namen dasitzt, derselbe mag ein allgemeiner, oder ein in mehrere besondere Stammnamen zerfallener sein, sich nur in seltenen Fällen statt des einheimischen einen fremden Namen aufdringen läfst. Dies geschieht, wie die Geschichte lehrt, nur im Fall einer Eroberung oder Vermischung des Urstammes mit einem anderen, einwandernden, wie dies in Bezug auf die sich russisch und bulgarisch nennenden Slaven wahrzunehmen ist; wenn etwa, hinsichtlich des ersteren, die russischen Gelehrten, trotz aller geschichtlichen Data, nicht noch die Beweise beibringen, dafs er dennoch ein einheimischer. Dagegen behalten andere Volksstämme, selbst mitten unter den sie beherrschenden und anders nennenden Völkern, und vielfach mit denselben untermischt oder gar verschmolzen, ihre einheimischen Namen. So z. B. die Slaven in der Lausitz, die sich Sorben, und die in Steiermark und Kärnthen, die sich Slowenzen nennen, von den Deutschen aber allgemein Wenden benannt werden. Die preufsisch-lithauisch-lettischen Stämme aber sind, ungeachtet der vorübergehenden Beimischung oder selbst Beherrschung derselben durch fremde, skandinavisch-gothisch-finnische, Stämme, bis auf die Epoche der deutschen Schwerdt- und Ritterorden und der polnischen Oberherrschaft, doch so ziemlich selbständig und unverändert, ja in ihrer ursprünglichen Nationalität gleichsam versteinert geblieben. Hat uns nur die Geschichte aus der Zeit, da ihr diese Nordgegenden im helleren Lichte entgegentreten, keine anderen einheimischen Volksnamen aufgezeichnet, als eben die oben genannten, mit einigen anderen besonderen; so sind diese Namen eben als die einheimischen und ursprünglichen anzusehen. Diese Völkerschaften haben sich aber auch selber mit denselben benannt, und sind auch heute noch diese Namen den Gegenden verblieben, wenn gleich das Volk zum Theil ausgerottet worden, zum Theil sich mit anderen Stämmen, mit geringer Ausnahme, verschmolzen hat. Nestor kennt alle diese Namen, und zwar in ihrer ursprünglishen Form Prus-Prusi, Litwa, Liet-gola (wie es an der betreffenden Stelle statt Siet-gola gelesen werden mufs, cf. Schaf. Alterth. Anm. S. 376). Er hatte nicht nöthig, diese Namen erst von den Polen zu erfahren, sondern hat sie vielmehr als die gangbaren, dem angränzenden und verwandten slavischen Volksstamme wohl bekannten, in seine Völkertafel aufgenommen. Auch wäre es widersinnig anzunehmen, dafs der, von den Polen angeblich fabricirte, und erst zwischen 997 — 1006 vorkommende, Name der Porussen, bereits zu Nestor's Zeit, der zwischen 1056 — 1116 lebte, allgemein, und zwar damals schon in der verschrumpften, veralteten Form Prussi, wie man es erklären will, bekannt geworden wäre! Vielmehr spricht umgekehrt das gleichzeitige Vorkommen des Namens bei den Polen und Russen grade für das Alterthum desselben. Wäre nun aber hierdurch, ohne in die Sache weiter einzugehen, die Frage über die Entstehung und Verbreitung des Namens von Polen her an sich schon beseitigt; so sind wir doch dem Hrn. Prof. Voigt die nähere Prüfung der sprachlichen Gründe, auf die er seine polnische Ableitung des Namens von po und Russen stützt, schuldig, welcher wir uns also entledigen.

Ich mufs gestehen, dafs ich eine gewisse Scheu empfinde, wenn ich gegen einen Mann, der sich durch seine schriftstellerischen Werke einen so hohen literarischen Ruf erworben, mit weniger Zurückhaltung auftrete, als es die an sich geringe Bedeutung der betreffenden Streitfrage vielleicht erforderte. Aber wenn derselbe sein wohlverdientes, von mir am allerwenigsten zu bestreitendes Recht, wissenschaftliche Streitfragen zu entscheiden, in der hier vorliegenden, seinen Gegnern und selbst einem Schafarik gegenüber, mit dem Ton einer gewissen privilegirten Gelehrten-Vornehmheit und eines unfehlbaren Urtheilsspruches handhaben und behaupten will; so glaube ich, im Bewufstsein eine falsche Ansicht zu bekämpfen, des Vorwurfs überhoben zu sein, dafs mich hierbei eine Parteisucht geleitet habe. Hier meine Rechtfertigung. Ich bitte den gefälligen Leser sich die *Vorrede* zu Hrn. Voigt's Handbuch der Geschichte Preufsens hierbei zu Grunde zu legen. Wer dieselbe nur mit gewisser Kenntnifs der slavischen Urgeschichte und Sprache, ja selbst

Digitized by Google

ohne die der letzteren, mit Unbefangenheit liest; der mufs erstaunen über die, daselbst zum Behuf des Entscheidens der Streitfrage aufeinander gehäuften Schlufsfolgerungen des berühmten Geschichtsforschers. Wir können uns nicht enthalten, bevor wir dieselben untersuchen, Hrn. Gotschalk's Worte darüber aus der oben genannten Abhandlung zu wiederholen, dafs man mit allen dergleichen Schlufsfolgerungen, mit gutem Winde, leicht bei Adam und Eva ankömmt. Denn es ist unerhört, dafs man zum Schutz der einmal vorgefafsten und gegen alle Gründe, die die Gegner bis jetzt vorgebracht haben, nicht aufzugebenden Ableitung des Namens Preufsen von *po* und *Russi* — nämlich vermittelst einer Präposition mit einem Volksnamen, (eine Verbindung, die nicht nur der polnischen, sondern überhaupt jeder slavischen Mundart zuwider ist) — dieselbe, zum Trotz der allein und ohne alle Ausnahme geltenden Regel: — nach der nämlich die Präposition *po*, zur Bildung von Volksnamen, nur mit den, den Ort der Wohnsitze genau bezeichnenden, Lokalnamen der Flüsse, Berge, Wälder u. s. w. verbunden wird — dennoch als einen der polnischen Sprache angemessenen Sprachgebrauch vertheidigen, und, weil man anders nicht kann, denselben durch ein geschrobenes Inductionsverfahren der Sprache durchaus aufdringen will, indem man sich dabei auf einen ungekannten und nur vorausgesetzten, einstmaligen Charakter der polnischen Sprache beruft! Nun, so bringe denn Hr. Pr. Voigt zur Bestätigung seiner Ansicht und unserer Belehrung nur ein einziges Beispiel, das bestrittene ausgenommen, vor! das rufen ihm seine Widersacher, das rufen wir ihm zu. Ein solches Beispiel wird mehr beweisen, als die Untersuchung der ganzen Vorrede. Ein solches Beispiel läfst sich nun aber einmal in der gesammten slavischen Völkerkunde nicht auftreiben; wohl aber ein grofser Theil von solchen, die durch Verbindung der Präposition po mit einem Lokalnamen gebildet sind. Herr Prof. Voigt weifs das wohl. Was thut er aber? Er mufs nothgedrungen die von Schafarik in dem Werke „Abkunft der Slaven" S. 100 aufgestellte Regel: „zum Namen der Flüsse und Berge, *nicht* der Völker setzt der Slowene *po*" annehmen, aber, um seiner vorgefafsten Ableitung dennoch einen Ausweg zu verschaffen, so nimmt er zu der eben so naiven als merkwürdigen Auslegung der Worte Schafarik's Zuflucht und sagt: „Schafarik spreche an genannter Stelle nur vom *heutigen* Gebrauch der Präposition po". Wie? Hr. Prof. Voigt meint doch nicht, dafs die Slaven sich noch heut zu Tage in der Völkerwanderung befinden, dafs sie noch heut zu Tage nöthig haben, nach der angeführten Regel, erst jetzt sefshaft werdende, namenlose Stämme zu benennen? Sind denn die mit po gebildeten Namen, als: *Polabane*, *Posawci*, *Podunajci*, *Polesane*, *Pomorane*, *Porossiane* u. s. w. heutigen Ursprungs? Wie kann man überhaupt einem Geschichts- und Sprachforscher, der eben mit der Abkunft der slavischen Stämme zu thun hat, zumuthen, dafs er in Bezug auf die Erklärung ihrer einheimischen Namen eine Regel aufstelle, die heutigen Gebrauchs sei? Ist er nicht im Gegentheil stets genöthigt, nach den ihm vorliegenden Beispielen den Sprachgebrauch und die Regel festzustellen? Dies sind aber für Hrn. Prof. Voigt keine Einwendungen, denn er geht hierin anders zu Werke. Er stellt zuerst die Regel auf, und, ohne sie durch Beispiele zu begründen (was doch seine allererste Pflicht war, denn heute schwört Niemand blindlings auf verba magistri), und sich blofs auf einen muthmafslichen, einstmaligen Charakter der polnischen Sprache berufend, stützt er darauf seine beliebte Ableitung des Namens Preufsen, von po und Russen, indem er dann getrost seinerseits den Gegnern zuruft: „Beweiset mir, dafs der heutige Gebrauch der Präposition po auch schon im Anfange des 11ten Jahrhunderts, wo nämlich der Name Preufsen zuerst zum Vorschein kömmt, festgestanden habe, dafs wie heute schon damals diese Präposition nicht mit Völkernamen verbunden worden sei!" Wohlan! Retourkutsche gilt zwar auch in der Wissenschaft nicht, und es ist auch nicht unsere Sache zu beweisen, was wir nicht behaupten; aber wir nehmen dennoch die Aufforderung an. —

Erstens, was weifs, fragen wir, Hr. Prof. Voigt von dem Charakter der polnischen Sprache, auf den er sich beruft, in einer Zeit, aus der wir keine schriftlichen Denkmäler besitzen? Glaubte er dadurch seine Gegner in Verlegenheit zu bringen, dafs er sich auf einen unhaltbaren Boden zurückgezogen hat? Er hat übersehen, dafs das, worauf man sich nicht stützen kann, erst nicht umgeworfen zu werden braucht. Wir können uns aber im vorliegenden Fall nur auf den damaligen Charakter der slavischen Sprache im Allgemeinen berufen, nicht auf den imaginären der einzelnen Mundart, die zum Theil noch im Schoofs der ersteren

Digitized by Google

ruhte, und mit ihren anderen Schwestern sich noch in dem natürlichen Gefühl der innigsten Blutsverwandtschaft und des gegenseitigen Verständnisses befand. In der späteren Zeit haben sich diese Mundarten allerdings mehr oder weniger selbständig entwickelt, aber der Grundboden dieser Entwickelung ist unerschüttert geblieben. Ein und derselbe organische Bildungsgeist durchdringt sie alle noch jetzt. Ihre Grammatik ruht auf denselben Grundprincipien. Dies beweist, dafs die slavische Sprache, ihrem Wesen nach, bereits vor ihrer Scheidung in Mundarten, so ziemlich feststand. Das zeigen am augenscheinlichsten die ältesten Sprachdenkmäler der altslavischen und böhmischen Mundart. Wenden wir nun dies auf unseren Fall an, so sehen wir, dafs in allen Mundarten die Völker-, Länder- und Ortsnamen auf dieselbe Weise gebildet werden, sie mögen einfache oder mit Präpositionen verbundene Namen sein. Die Grundregel hierin ist: dafs solche Namen gröfstentheils nach der Beschaffenheit oder Lage der jedesmaligen Localität bestimmt worden. Schon Nestor giebt diese Regel, indem er sagt (S. 3 der Ausgabe von Timkowski; Band 2. S. 75 flg. bei Schlözer) „*Ot tiech Slowien razidosa sia po ziemlie i prozwasa sia imieny swoimi, gdie siedsie na kotorom miestie;* d. h. von diesen Slowenen verbreiteten sich die Slavenvölker auf der Erde und legten sich ihre Namen bei, nach dem Orte, wo sie sich immer niederliefsen." — „So nannten sich," sagt Nestor weiter, die Namen theils selber erklärend, theils sie nur einfach aufzählend, „die an dem Flusse Morawa sitzen geblieben sind, *Morawen* (Mähren), und andere hiefsen *Cechen* (Böhmen), weifse *Chorwaten, Serben, Chorutanen;* die sich am Flusse Weichsel niederliefsen, hiefsen *Liachen*, und einige von diesen wurden Polianen genannt, und andere *Lutizer*, andere *Musowsaner*, andere *Pomorianer*. Ebenso die Slowenen, die sich am Dniepr niederliefsen, hiefsen *Polianen*, andere hiefsen *Drewlianer*, weil sie in Waldungen safsen. Noch andere setzten sich an der Dwina und wurden *Polocanen* genannt, von einem Flüfschen, Namens Polota, das in die Dwina läuft u. s. w." Alles Namen, die neben unzähligen anderen man in „Schafarik's Alterthümer" nachschlagen kann, um sich aus ihrer daselbst vorzufindenden Erklärung von dem, in Bezug auf Bildung von Volksnamen alt herkömmlichen, allen Slaven gemeinschaftlichen Sprachgebrauche zu überzeugen. Dafs nach demselben sich auch die mit Präpositionen gebildeten Volks- und Ländernamen richten mufsten, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden. Denn die Präpositionen können wohl das Verhältnifs eines Begriffs näher bezeichnen und seine natürliche Entwickelung gleichsam ergänzen, aber nicht den Begriff als solchen, nicht die Anschauungsweise, von der man bei Bildung von Namen ausgeht, ändern. Das geschieht in keiner Sprache, also auch nicht in der slavischen. Alle mit einer Präposition gebildeten slavischen Volks- und Landesnamen haben denn auch jedesmal einen Lokalnamen zum Ausgangspuncte. So *Pomorjane* und *Pomorje*, *Polesane* und *Polesje*, *Polabane* und *Polabi*, *Posawci* und *Posawje*, *Pogorjane* und *Pogorje* — Volks- und Landesnamen zugleich, die nicht erst erklärt zu werden brauchen. So auch die mit der Präposition *za* (trans — hinter) auf eben dieselbe Weise, nur mit Hindeutung auf ein anderes Verhältnifs, gebildeten Volksnamen der *Za-prozi* oder *Za-porozi* (d. h. die hinter den Dniepr — Katarakten — porogi, polnisch progi — sitzenden), der *Za-chlumane* in Croatien (d. h. die hinter dem Berg Chlum oder überhaupt hinter den Bergen sitzenden), des *Za-gorje*, Landgegend in Serbien, Bulgarien, Macedonien und sonst. —

Wir wollen das Register von Volks- und Ländernamen, die alle nach dem angegebenen Sprachgebrauche gebildet werden, nicht vermehren. Zweifelt aber Hr. Prof. Voigt, ungeachtet der geschichtlichen Thatsache, dafs Völker- und Ländernamen älter sein müssen, als Angaben der Chronisten, an dem Vorhandensein solcher und so gebildeter Namen im 11ten Jahrhundert; so bemerken wir, dafs die Namen *Pomorane* und *Porosjane* (an dem Flufs Rofs im Gouv. Kiew) bei Nestor, dieselben *Pomoraner* und *Polabingi* bei Adam Bremensis — also im 11. Jahrh., die Zachlumaner oder *Zachlumer*, bei Constantin Porphyrogennetes Ζαχλούμοι, genannt ἀπὸ ὄρους Χλούμου — also zwischen 945—959; die *Zagorjer* und die Ortschaften *Zagora* bei den byzantinischen Chronisten zwischen dem 8—10. Jahrh. bei Theophanes speciell um 817; die *Zaprozi* bei dem baierischen Geographen zwischen 866—890, die *Poradnicane* an dem Flufs Rednitz in Baiern, in der Lebensbeschreibung des Heil. Emmeramus bei Bolland., also im 8ten Jahrhundert bereits, dem Namen nach, vorkommen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

F. Gottschalk: Ueber die Ableitung des Namens Preufsen.

(Schlufs.)

Wo bleibt nun nach dieser Darlegung der Ausspruch des Hrn. Prof. Voigt, dafs die Verbindung der Präposition po mit Localnamen, um dadurch neue Völkernamen zu bilden, *heutigen* Gebrauchs sei? Imponirt ihm hierin nicht der Name eines Schafariks, so werden ihm hoffentlich Beispiele und Thatsachen imponiren. Wie nun, wenn wir hinzusetzen, dafs eben der heutige polnische Sprachgebrauch in ähnlichen Fällen nicht die Präposition *po*, sondern einige andere, als *nad* (ad, an), *pod* (sub-) przy (ad, παρὰ) fordern würde? Dafs wir heut zu Tage z. B. die an der Elbe, Oder, Weichsel Wohnenden nicht po-Elbiane, po-Odranie, po-Wiślanie, sondern Nad-Elbianie, Nad-Odranie, Nad-Wiślanie, die am Gebirg Wohnenden pod-goranie (wie die Einwohner der Krakauer Vorstadt Podgore) nennen müfsten. So wie auch die heutigen Illyrier die adriatische Küste Primorje statt Pomorje, (das Parathalassia des Const. Porphyr.) nennen. Man sieht, woran man ist, wenn man seine etymologischen Ansichten auf Sprachgebräuche stützt, die dem Geiste der betreffenden Sprache ganz zuwider sind. — Wir glauben hierdurch für jeden Unbefangenen hinlänglich nachgewiesen zu haben, dafs bei Bildung von Volks- und Ländernamen man eine Präposition und somit auch die Präposition po von altersher einzig und allein mit Localnamen, nie aber mit Völkernamen verband. Hiermit wäre nun die Sache als beseitigt anzusehen. Aber Hr. Prof. Voigt, der wohl von vorne aus eingesehen hat, dafs er ohne Schutz von entsprechenden Beispielen seine, auf blofs imaginären Sprachgebrauch gestützte, Ableitung nicht werde retten können, sucht noch durch einen verzweifelten Schritt derselben Eingang zu verschaffen, indem er sich aus seiner unhaltbaren Position auf das Feld der Gegner selbst wirft und sagt: „Gesetzt auch, es wäre möglich, den verlangten Nachweis (nämlich, dafs die Präposition po nicht mit Völkernamen verbunden wird) zu liefern, so würde er dennoch keineswegs ein schlagender Beweis für die Unrichtigkeit der erwähnten Ableitung des Namens Preufsen von po und Russen sein. Denn man kann sich ja denselben so erklären, dafs die Präposition *po* ursprünglich mit dem Landesnamen *Russia*, also mit einem Localnamen, verbunden wäre, und dafs dann aus dem Landesnamen Po-russia der Volksname Porussi sich gebildet hätte". Wir haben darauf nur dies zu erwidern, was wir eben oben über die Beschaffenheit und Bildungsweise der slavischen Volks- und Ländernamen gesagt haben. Der Name Russia ist ja kein Local- oder geographischer Name in dem Sinne, wie wir sie in slavischen Volks- und Ländernamen als Grundbestimmung beobachtet haben. Es waren meistentheils blofse Appellativa, als Berg, Thal, Ebene, Feld, Waldung, See, Meer, *Localbeschaffenheit* überhaupt, die die Grundbestimmung eines Namens bildete. So finden wir denn Polanen (Campani) am Dniepr und an der Weichsel und Warte; Goralen und Zagorzen (Bergbewohner) an den Karpathen und in Bulgarien, Serbien, Croatien und sonst; Drewaner oder Drewljaner (Waldbewohner) im südlichen Rufsland und Norddeutschland; Pomoraner und Primorjaner (Meer-Anwohner) am baltischen und am adriatischen Meer u. s. w. Nur den Namen der Stämme, die an Flüssen sitzen, dient der Name des Flusses zur Wurzel, natürlich, weil sonst der Volksname zu unbestimmt sein würde. Der Name Russia ist hingegen nur ein *ethnographischer* und *politischer*, ursprünglich selbst aus einem Volksstammnamen der Varäger-Russen entstanden, und hinsichtlich seiner räumlichen Ausdehnung im Anfang des 11ten Jahrhunderts höchst unbestimmt, die Namen der besondern

Digitized by Google

Stämme aber, die er umfafst, wie man sie aus Nestor ersieht, noch im vollen lebendigen Gebrauch. Als solcher konnte er also schwerlich als eine Localbestimmung zur Bildung eines anderen Volks- oder Landesnamen gedient haben, um so weniger als die Polen, von denen angeblich der Name Porussia herrühren soll, durch ihre Streifzüge nach Rufsland und Preufsen, unter Boleslaw dem Grofsen, wohl auch erfahren haben mufsten, dafs zwischen ihnen und den Russen im Norden selbständige Stämme safsen, die nicht unter dem Namen Russen begriffen waren. Uebrigens werden uns aus jener Zeit, da die bestimmten Landgebiete noch keine feste Grenzen haben, von den Chronisten gewöhnlich nicht sowohl die Namen der Landgebiete als die der *Volksstämme* entgegengebracht, eben weil diese es sind, die man zu allererst kennen lernt. Ueberhaupt aber ist die Bildung eines Volks- oder Landesnamens vermittelst einer Präposition und eines ethnographischen Volks- oder Landesnamens in jeder Sprache etwas ganz Ungewöhnliches, weil Widernatürliches. Betrachten wir nur z. B. die mit Präpositionen übliche Bezeichnungsweise der Volks- und Ländernamen bei den Griechen und Römern als: Καππαδοκία ἡ πρὸς τῷ Ταύρῳ, ἡ ἐν Πόντῳ; Φρυγία ἡ ἐφ' Ἑλλησπόντῳ, ἡ ἐπ' Ὀλύμπῳ, ἡ Παρόριος; Σκυθία ἡ ἐντὸς Ἰμάου, ἡ ἐκτὸς Ἰμάου u. s. w.; dann Volksnamen als: Λοκροὶ Επικνημίδιοι, Ἀχαιοὶ Παρακυπαρίσσιοι, Δοριεῖς Περίοικοι, Παρωραῖοι in Epirus; und bei den Römern: Italia Cisapennina et Transapennina; Gallia Cisalpina et Transalpina, Cispadana et Transpadana; Pannonia interamna vel Savia; Germania Transrhenana u. s. w. — so werden wir uns überzeugen, dafs niemals der Grieche und Römer die Wohnsitze eines Volkes, oder eine Landschaft überhaupt, durch die eines anderen Volkes bezeichnete, sondern stets den hauptsächlichsten geographischen Localnamen dazu nahm. So that auch der Slave, dessen Sprache überhaupt mit den zwei alten, ihrem Organismus nach, grofse Verwandtschaft beurkundet. Die Verbindung der Präposition po mit einem ethnographischen Landesnamen ist demnach dem slavischen Sprachgeiste eben so zuwider als die Verbindung derselben mit einem Volksnamen.

Aber liefse man auch den ersteren Fall zu, ohne ein grofses Gewicht darauf zu legen, dafs dann nach Analogie von Rus (welches Rufsland bedeutet) und Rusin, der Russe, so wie anderer ähnlicher Namen, als Litwa-Litwin, Żmujdź-Żmujdzin, Pomorze-Pomorzanin u. s. w. der Landes- und Volksname Preufsen nicht Po-Russia und Po-Russi, sondern Po-Rus und Porusin, oder Porusak, oder auch Poruszanin, in der Mehrzahl Porusini, Porusacy, Poruszanie heifsen müfste; so ist es auffallend, dafs grade die ältesten Chronisten Dithmar, Nestor, Gallus, Adam, Helmold und andere, sich nicht der vom Hrn. Prof. Voigt hervorgezogenen Form Porussia-Porussi, sondern der, von uns als ursprünglich angenommenen, kürzeren, *Prus*, *Pruci*, *Pruzzi*, *Prutzci*, *Pruzi*, *Prucia*, und wie sie noch sonst geschrieben wird, bedienen. Was beweist das? eben nichts anders, als dafs jene längere Form im 11ten und 12ten Jahrhundert gar nicht einmal im Gebrauch war. Ist sie es früher gewesen? und sollten wir annehmen, dafs sie durch's Alter in die kürzere verschrumpft nach und nach allgemein geworden? Unmöglich! Denn der Name selbst ist ja nach Hrn. Prof. Voigt's eigener Meinung zu derselben Zeit erst in's Dasein gerufen worden, und Hr. Prof. Voigt zweifelt also mit Recht selbst an solcher Verschrumpfung desselben, wiewohl er doch wiederum auch diesen Umstand in Bezug auf seine Ableitung seinen Widersachern entgegenhält. Wie kommen wir also zu der Form *Prusi* aus *Porussi*? Ist sie etwa auch einem einstmaligen Charakter der slavischen oder polnischen Sprache gemäfs entstanden? Hr. Prof. Voigt ist dieser Ansicht und meint, es sei durch Ausstofsung des *o* von der Präposition po vor Russi geschehen. Wir bitten um Beispiele, denn wir sind nun einmal in wissenschaftlichen Sachen ungläubig, und geben nichts auf blofse Versicherungen; fragen aber unsererseits, warum in allen übrigen, mit po gebildeten, Volksnamen, als Porosjanie, Polabanie, Polesanie, Pomoranie, Podunajcy, Posawcy u. s. w. das o nicht ausgestofsen worden? Hr. Prof. Voigt antwortet: weil in dem genannten Fall die Präposition po das scharfe *r* nach sich hat, nicht die ungleich weicheren Laute l, d, m, s, u. s. w. Soll das im Ernst eine Regel sein? Aus welcher Grammatik, wir meinen nicht mehr blofs der slavischen, sondern einer beliebigen Sprache überhaupt, hat denn der Hr. Prof. erfahren, dafs eine Präposition, in Zusammensetzung mit anderen Wörtern, ihre Stammform aufheben, d. h. sich selbst verlieren, und dabei doch ihre ursprüngliche Bedeutung behalten kann? Denn dies ist hier der Fall, wenn man

Digitized by Google

das *o* von *po* wegstreift; das *p* ist dann nur ein blofser Buchstabe, und hat also, mit Russi verbunden, keinen Sinn mehr. Hrn. Professor Voigt schwebten wohl Beispiele, als Połock und Płock, Połowci und Płowci vor, nach deren Analogie er die Auswerfung des *o* in Porussi glaubte rechtfertigen zu können. Er hat dabei nur die Hauptsache übersehen, dafs nämlich die genannten Beispiele *einfache*, Porussi aber ein *zusammengesetztes* Wort ist, worin *o* ein *nothwendiger* Bestandtheil der Präposition po. In einfachen Wurzelwörtern von drei Consonanten und einem die dritte Stelle einnehmenden Vocal, ist es nur ein *russischer*, von den übrigen slavischen Mundarten abweichender, Sprachgebrauch, dafs zwischen den zwei ersten Consonanten, wenn von denselben der zweite *r* oder das harte ł ist, noch ein Bindungsvocal, in der Regel *o* oder *e*, eingeschoben wird. Beispiele: polnisch, böhmisch, serbisch — grod-grad-grad, russisch — gorod Burg, Stadt; król-kral-kralj, russisch korol König; wróbel-wrabec-wrabac, russisch worobei Sperling; breg-breh-brjeg, russisch bereg Ufer; srebro-stribro-srebro, russisch serebro Silber; und bei ł-głos-hlas-glas, russisch gołos Stimme; głódhlad-glad, russisch gołod, Hunger; złoto-zlato-zlato, russisch zołoto Gold u. s. w. So ist auch die Form Płock und Płoock, Płowci und Połowci, Zaprozi und Zaporozi (die Zaporoger Kosaken, hinter den Dniepr-Katarakten von próg, russisch porog Schwelle, Katarakte) zu erklären, wie wohl im letzteren Namen die Polen auch die längere Form Zaporoger gebrauchen. Dafs der hier bezeichnete Sprachgebrauch der Russen auf die Verkürzung des, angeblich mit einer Präposition gebildeten, Namen Prusi keine Anwendung haben kann, ist klar. Im Gegentheil könnten wir durch denselben auf die Vermuthung gebracht werden, dafs sich die Russen nach ihrem Sprachgebrauche aus der ursprünglichen Form Prusi, die längere Porussi gebildet hätten, wenn wir überhaupt nicht wüfsten, dafs sie seit Nestor stets nur die erstere Form gebraucht haben. Aber auch im entgegengesetzten Falle würde die Form Porussi nur beweisen, dafs sie, als blofse *Dehnung* von Prusi, die Ableitung von po und Russi durchaus zurückstofse.

Nach allem dem Gesagten, man mag die Sache geschichtlich oder sprachlich erwägen, bleibt nichts anderes übrig, als den Namen Preufsen, *Prus*, pl. *Prusi*, als einen alterthümlichen, einheimischen, dem preufsischen Volksstamme ursprünglich angehörenden Volksnamen, wie es die Namen Srb, Čech, Ljech, Litwa, Ljet, Lib' (Liw), Kors (Kur) u. s. w. sind, anzusehen. Es ist wohl heut zu Tage nicht mehr möglich, den Namen, ähnlich wie so manchen anderen der Art, auf genügende Weise zu erklären. Schafarik hat in seinem Werke „Abkunft der Slaven" S. 100, den Namen Preufsen von *po* und dem Flufsnamen Rufs (nach Gatterer die Lutta bei Ravennas, heut zu Tage Memel) wie ihn schon Friedrich II. erklärte, abgeleitet; aber in seinem neueren Werke „Slavische Alterthümer" (Uebers. S. 671 Thl. 1.) hat er diese Ableitung verworfen, indem er ihrer näher gar nicht erwähnt. Die ungewisse Benennung des Memel durch Rufs einerseits, indem nur ein kleiner Nebenstrom des Memel im Gouvernement Grodno *Rosa* heifst und der Theil an der Mündung wohl nie Russa hiefs, die Lutta aber wohl auf Leta, und der Rhudon des Ptolemäus eher auf Dwina als auf Memel (wie Mannert will) zu beziehen ist, so wie die, sprachlich in diesem Falle unzulässige, Verkürzung des Namen Porussi in Prusi andererseits, mufsten Schafarik nothwendiger Weise dazu bewegen, jede Ableitung des Namens von po und Rus zu verwerfen. Er giebt aber dafür in seinen Alterthümern an der genannten Stelle eine andere Ableitung, die viel wahrscheinlicher ist, und die ich hier kurz anführen will. Ptolemäus nennt unter anderen an der Ostsee wohnenden Volksstämmen, dem Namen nach, auch die Φρουγουνδίωνες, Γαλίνδαι, Σουδηνοὶ καὶ Σταύανοι. Ihre Namen haben sich bis in das Mittelalter erhalten, und über ihre Wohnsitze kann nach der Angabe des Ptolemäus und späteren Zeugnissen kein Zweifel obwalten. Dafs die drei ersteren Völkerschaften Abzweigungen des Stammes der Aestyer, oder eigentlicher der Lithauer, sind, kann genügend nachgewiesen werden und es wäre unsinnig, sagt Schafarik, sie für die deutschen Gothen, wie es Hr. Voigt gethan, erklären zu wollen. In dem Namen Phrugundiones, meint nun Schafarik, stecke der Name Prusi verborgen. Alle bisherigen Ausleger haben den Namen auf die deutschen Burgunder bezogen, doch mit Unrecht. Denn Ptolemäus bezeichnet die Sitze der Burgunder, oder wie er sie nennt der Bugunter (Βουγοῦντοι) westwärts von der Weichsel, im heutigen Pommern, dagegen die Sitze der Phrugundiones ostwärts von der Weichsel, zwischen

Digitized by Google

die Bulaner (Poljaner) und Galinder (Goljaden) fallen. Das sind aber eben die Sitze der Preufsen. — Sprachlich ist nun der Name *Phrugundiones* ein zusammengesetzter, und zwar aus *Phrusi* (*Prusi*) und *gund*. Die Zusammensetzung wird bestätigt durch Land- und Stadtnamen ähnlicher Bildung, als Nurme-gunde, Lappegunde in Oesthland, Syde-gonde (heut Si-gund) in Liefland; Sata-kunda in Finnland. Im Mittelalter hiefsen Kiligund oder Kilegund in jenen Gegenden Kreise oder Districte. Es ist schwer zu bestimmen, aus welcher Sprache das Wörtchen *gund* ursprünglich herstamme; nach Thunmann soll skandinavisch gund Volk bedeuten. Vielleicht war das Wörtchen den Deutschen, Lithauern, Finnen, in damaliger Zeit gemeinschaftlich. Die Ausstofsung des *s* oder *si* von Prusi in Phru-gundiones erklärt sich durch analoge Beispiele bei Ptolemäus als Sa-boki statt San-boki (die am Flusse San Wohnenden), Wisburgii statt Wisla-burgii an der Weichsel u. s. w. Endlich das *ph* statt *p* (Phrugundiones st. Prugundiones) ist eine im Griechischen und Lateinischen oft vorkommende Verwechselung, z. B. Riphaei st. Ripaei m. So auch im Altdeutschen *phunt* st. pund, phluog st. pług u. s. w. — So weit Schafarik. — Der Name Phrugundiones, oder in der ursprünglichen Form Prusi-gundiones würde also nach seiner Erklärung so viel bedeuten, als das Volk der Prussen. Damit wäre freilich nur das Alterthum des Namens und Volkes der Preufsen fester begründet; die Ermittelung aber der Bedeutung des Namens Prusi selbst bliebe immer noch zu fordern. Dieser Forderung nachzukommen, ist es wohl, wie gesagt, heut zu Tage nicht mehr möglich; wir wenigstens trauen uns für jetzt nicht zu, es zu versuchen. Dafs dem Namen eine slavische Wurzel zu Grunde liege, scheint daraus hervorzugehen, dafs derselbe in der Form Prus im Alt-Böhmischen als männlicher Name (Schaf. Th. 1. S. 315 Anm. 2), in der Form Prusi, Prusch als Ortname in Mähren (Boczek Cod. dipl. Mor. 1. p. 127. 207. 271), und in der Form Prusany als Stadtname in dem Gouvernement Grodno, wo vielleicht die ersten festen Sitze dieses Volksstammes, ehe er an das baltische Meer kam, gewesen, vorkomme. Der Erklärung aber, die Hr. Zeufs (die Deutschen und die Nachbarstämme S. 671) dem Namen giebt, indem er denselben mit dem altslavischen Adjectiv *prisnyj*-germanus, proximus, domesticus zusammenstellt, kann ich nicht beistimmen. Richtig ist es, dafs die Slaven die grofsen, ihnen benachbarten Völker nicht nach Himmelsgegenden, Oertlichkeiten oder andern Gegenständen zu benennen pflegten, sondern ihre Namen von Eigenschaften, die ihnen bei denselben auffielen, hernahmen, wie dies die Namen Niemec (stumm, nicht slavisch redend) die deutschen, Wlach (fremd, nach dem deutschen Walah) die celtisch-romanischen Stämme, Čuď, Čudi (gigas, wunderlich, von čuditi sia-mirari) die Finnen, u. s. w. nachweisen. So möchten auch Prusi, nach Zeufs's Erklärung, dem Slaven als die *Nächsten*, die *Verwandten*, was sie auch nach Lage, Lebensverhältnissen, Götterglauben und Sprache waren, geheifsen haben. Aber wie kommt man sprachlich aus prisnyj zu dem Worte Prus? Der Uebergang des *i* in *u* ist der altslavischen Sprache fremd. Dobrowsky giebt ihn in seiner Grammatik nicht an, wiewohl er aller übrigen specielle Erwähnung thut. Das von Zeufs angeführte Beispiel *trus*, (terrae motus) aus trjasti, tresti (movere), gehört nicht hierher. Aber wenn man auch hier einen solchen Vocalwechsel gestattete; so ist ja die Wurzel von prisnyj nicht *pris*, respective *prus*, sondern *prisn*, wovon prisno semper: nach Dobrowsky eine Wurzel dritter Klasse mit vier Consonanten. Die Zusammenstellung der Wurzel *prus* endlich mit der lateinischen *proc*, *prop* in prope, proximus, als identisch mit dieser, will ich dahingestellt sein lassen. Alle übrigen Erklärungen und Ableitungen aber, die man der Neugierde wegen im 1. Th. des gröfseren Werks der Geschichte Preufsens vom Hrn. Prof. Voigt nachschlagen kann, tragen zu sichtbar den Stempel der Falschheit an der Stirn, als dafs es werth und nöthig wäre, sie hier näher zu erörtern.

Was schliefslich die deutsche Form Preufsen anbetrifft, so hat schon Schlözer bemerkt, dafs sie auf dieselbe Weise gebildet worden, wie Reufs, Reufsen von Rus. Die Oberdeutschen brauchten nämlich oft bei fremden Namen Diphthongen statt einfacher Vocale — wenn sie plattdeutsche Worte in hochdeutsche umformten z. B. für Utin-Eutin; für Lusitz-Lausitz; so für Prus-Preufs. Die Krone aber der Verderbtheit ist die barbarische Form Borussia auf den alten preufsischen Thalerstücken.

Mein Urtheil über die Ableitung und Erklärung des Namens Preufsen, fällt negativ aus; aber das glaube ich gezeigt zu haben, dafs, wenn eine Ableitung und Erklärung des Namens überhaupt noch möglich ist, dieselbe nur die, einzig und allein richtige, Form *Prus*, *Prusi*, zum Ausgangspuncte haben könne.

Dr. Cybulski.

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

XXXIV.

Elektra des Sophokles. Metrisch übertragen von Franz Fritze. Berlin, 1843. *Verlag von Albert Förstner. XXIV u.* 76 S.

Unter den zahlreichen Uebersetzungen Sophokleischer Stücke, welche die letzten zwei Jahre gebracht haben, empfiehlt sich diese schon von vorn herein, sowohl durch den anerkennenden Brief Ludwig Tieck's, der dem Buche vorgedruckt ist, als auch besonders durch die Versicherung, die wir erhalten, dafs der Hr. Uebersetzer beim ersten Entwurf wie beim Nachfeilen die Verse laut recitire und sich leidenschaftlich in die Lage der sprechenden Personen zu versetzen suche. Dies ist ohne Zweifel die einzige Art, wie sich ein Werk der poetischen Begeisterung in einer andern Sprache wiedergeben läfst: denn eine rechte Uebersetzung mufs, wenn auch in beschränkter Weise, doch immer eine neue Schöpfung sein, und schaffen läfst sich nichts ohne erhöhte Stimmung. Durch ein lebendiges Insichaufnehmen des Kunstwerkes, das er nachzubilden hat, mufs der Uebersetzer eine Aufregung, ein mehr als gewöhnliches Zusammenwirken aller Geisteskräfte in sich hervorbringen, dem Zustande analog, in welchen der Künstler durch die ursprünglich anschauende Phantasie versetzt wurde. Wer anders zu Werke geht, wird nur den entseelten Leichnam des Originals geben. Die Hauptaufgabe hierbei ist jedoch, dafs sich in diese Aufregung nichts Subjectives mische, dafs sie rein ein Erzeugnifs des nachzubildenden Kunstwerks sei. Dies Letztere scheint nun Hrn. Fritze nicht immer gelungen zu sein (wie wir unten zeigen werden); allein das Ganze ist doch immer frisch und lebendig geworden, besonders das Gespräch zwischen Elektra und Klytämnestra und die Erzählung des Pädagogen, wohl die gelungensten Scenen der ganzen Uebersetzung.

Eine andere Eigenthümlichkeit dieser Uebertragung ist die Vertauschung des antiken Trimeters mit unseren gewöhnlichen Jamben. Der Versuch verlohnt sich jedenfalls der Mühe, und es ist dankenswerth, wenn uns Hr. Fritze, wie die Vorrede zu versprechen scheint, den ganzen Sophokles auch einmal in dieser Weise vorführen will. Doch gesteht Referent, dafs ihm der volle, in sich abgerundete Trimeter wesentlich zum Ganzen der antiken Tragödie zu gehören scheint, und dafs deshalb Donner's Uebersetzung, so viel sie auch sonst zu wünschen übrig läfst, immer noch höher zu stellen sein möchte, als die vorliegende. Abgesehen davon, dafs, sobald man es aufgibt, Vers um Vers nachzubilden, gar manche feinere Schönheit des Originals verloren gehn mufs, ist es kein Schade, wenn der deutsche Hörer und Leser, dem in diesen Tragödien gar manches von den unsrigen Abweichende, Fremdartige begegnet, auch gleich von der metrischen Form anders angesprochen wird. Allzu fremdartig kann übrigens der Trimeter, der doch immer ein jambischer Vers ist, wohl nicht genannt werden, wenigstens bei weitem nicht in dem Maafse, wie die lyrischen Stellen, die Hr. F. doch metrisch nachzubilden versucht hat. Schwieriger zu behandeln ist er — aber man soll sich die Aufgabe nicht leicht machen; und Referent, der selbst eine theilweise Uebersetzung des Oedipus auf Kolonos versucht hat, begreift nicht, wie man, mit der herrlichen Bewegung des Trimeters im Ohre, sich entschliefsen kann, zu unsern, im Vergleich mit diesem, verstümmelten Jamben herabzusteigen. Schauspieler, die überhaupt Bildung genug haben, um griechische Tragödien darzustellen, werden wohl auch Trimeter vorzutragen im Stande sein, wenn diese nur gut gebildet, nicht zusammengeflickt sind. Dafs aber auch der fünffüfsige Jamb nicht vor schlechten Versen schütze, davon hat Hr. F. selbst den Beweis gegeben. Sein Fünffüfsler: „Du bist doch etwa

Digitized by Google

mir nicht gar verwandt" (v. 1202) wird einen Schauspieler eben so gut zur Verzweiflung bringen, wie Donner's Trimeter: „Du bist doch etwa nicht mit uns gar blutsverwandt". Wenn Hr. F. sein Unternehmen fortsetzt, ist ihm jedenfalls mehr Sorgfalt hierin anzurathen. Härten im letzten Versfufs wie „Mit des Vaters — Dann bin ich aus *Zwang dort Magd*" (v. 1192). „Nein keiner! — Der mir's war, des *Staub bringst Du*" (v. 1198) — „Wärst du doch als der Vater starb, *also*" (v. 1021), Verse wie „Nicht dir, doch ihm, so wie er ist, ist's Recht" (v. 791) hätten vor dem Ohr eines Uebersetzers des Sophokles keine Gnade finden sollen. — Eben so wenig kann die Behandlung der Anapäste befriedigen, die durch Jamben verunreinigt und durch die allzuhäufige Vernachlässigung des Einschnittes nach jeder Dipodie ihres kräftigen Schrittes beraubt sind. Wer erkennt in einem Verse wie „dem die Mutter und der Buhle mit ihr" (v. 97) einen anapästischen Dimeter? — In der Behandlung der lyrischen Maafse hat Hr. F. richtig erkannt, dafs jede gezwungene, undeutsche Betonung schlechthin verwerflich ist; aber er geht zu weit, wenn er überall, ohne sich um die Quantität zu bekümmern, nur die Silbenzahl und die Versaccente des Originals nachbildet, und so die ursprünglichen Maafse häufig unkenntlich macht. Gerade das Verfahren, welches Hr. F. (S. XVIII) inconsequent findet: wo völlige Congruenz unmöglich ist, bald Zusammenziehung oder Auflösung eintreten zu lassen, bald betonte Kürzen durch Längen zu ersetzen — scheint uns das einzig Richtige. Wenn man sich einmal von dem Original entfernen mufs, gibt es keine andere durchgreifende Regel als die, sich so wenig als möglich zu entfernen: wie dies in jedem einzelnen Falle zu machen sei, darüber hat der Charakter der Stelle und der Takt des Uebersetzers jedesmal von Neuem zu entscheiden.

Um nun aber von den Versen auf ihren Inhalt überzugehn, so bieten gleich die ersten Worte des Stücks Gelegenheit zu einer Bemerkung, welche Hauptrichtschnur beim Uebersetzen sein mufs, und doch, wie es scheint, nur sehr wenigen Uebersetzern klar bewufst ist. Es kommt nämlich beim Uebertragen, wenn man einmal über das Gröbere des Verständnisses hinaus ist, durchaus nicht so sehr auf das an, worin die Meisten die Treue suchen, indem sie die Wort- und Satzfügungen, überhaupt die grammatische Construction nachzubilden streben — im Gegentheil, wer den Unterschied der Sprachen so weit verkennt, dafs er da Uebereinstimmung sucht, wo tiefbegründete Verschiedenheit besteht, der übersetzt schlecht: denn er versündigt sich nicht nur an der Sprache, deren Genius er verletzt, sondern auch an dem Schriftsteller, dessen Grazien er in Ungeheuer verwandelt. Vielmehr kommt es darauf wesentlich an, und darin liegt das Hauptgeheimnifs einer, auch in der Form des Ausdrucks, treuen Uebersetzung, dafs die Folge der Anschauungen und Begriffe, somit der Worte, beibehalten werde. Ja, wo eines von beiden aufgegeben werden mufs, hat man in der Regel nicht, wie gewöhnlich geschieht, die Wortfolge der Construction, sondern die Construction der Wortfolge zu opfern. Die grammatischen Constructionen sind nämlich, sobald die Sprachen eine bestimmte grammatische Gestaltung gewonnen haben, mehr oder weniger ein Stereotypes, sie sind die Formen, in die der Schriftsteller seine Gedanken hineingiefsen, oder, wenn man will, das logische Skelett, um das er sie herumlegen mufs, sie sind ihm gegeben, stehen ihm auf ähnliche Weise objectiv gegenüber, wie der Wortvorrath der Sprache, in welchem er auch nur mit geringer Freiheit walten kann. Das Eigenthümliche am Ausdruck des Gedankens (von der Eigenthümlichkeit des Gedankens selbst wird hier natürlich abgesehn), das Individuelle, liegt vorzüglich in der Betonung und in der eng damit verknüpften Wortfolge. Wir haben in unserer Zeit fast vergessen, dafs das Wort seiner Natur nach kein geschriebenes, sondern ein gesprochenes ist: darin, wie die Worte in der Zeit nacheinander gleichsam geboren werden, liegt ihr eigentliches Leben, der Wörter- und Constructionenvorrath der Sprache ist ein Todtes, das hierdurch erst belebt wird. Darum sind auch die Sprachen die lebendigsten, in denen die Wortfolge ganz dem Bedürfnifs des Moments überlassen bleibt, und nicht, wie in den meisten neueren Sprachen, zum Theil mangelnde Flexionsformen ersetzen und so der grammatischen Construction dienen mufs. Referent behält sich vor dies an einem andern Orte weiter zu entwickeln; was aber das Geschäft des Uebersetzers betrifft, so ist schon aus dem Gesagten klar, dafs er, dessen Aufgabe ist an dem Autor wo möglich nichts zu ändern, als das Medium der Sprache, nicht das nachzubilden hat, worin vorzugs-

Digitized by Google

weise die Eigenthümlichkeit der fremden Sprache, sondern das, worin vorzugsweise die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers und der jedesmaligen Gedankenform besteht. Einige Beispiele mögen zeigen, wie sich Abweichung von der Begriffsfolge des Originals rächt.

Die vorliegende Uebersetzung beginnt: „Sohn Agamemnons, der in Troas einst das Heer geführt, nun kannst du selber hier u. s. w." Abgesehen von der Zweideutigkeit des Relativums, ist die Bestimmung „der in Troas einst das Heer geführt" schleppend und erkältend, wenn sie hinter dem Namen Agamemnons steht, als ob dieser Name noch einer Erläuterung bedürfte; hingegen prächtig und wirksam, wenn sie, wie im Original, den grofsen Namen vorbereitet. Aehnlich ist der Fehler, wenn es v. 903 heifst: „dafs von Orestes, von dem Theuersten der Menschen allen, dies ein Zeichen sei" anstatt: dafs von dem theuersten der Menschen allen, dafs von Orestes dies ein Zeichen sei. Chrysothemis braucht der Elektra nicht nachdrücklich zu bekräftigen, wie theuer Orest den Schwestern sein mufs; sie theilt ihre Beobachtungen mit, um daraus die frohe Gewifsheit zu folgern: der an dem Grabe des Vaters gewesen, kann kein anderer sein als unser Bruder Orest; wenn man nun auf den Namen Orest, der die Spitze des Ganzen ist, noch jenen gefühlvollen Beisatz folgen läfst, so verwandelt man das wahre Gefühl der Chrysothemis in eine blofse Schönrednerei. Ganz zu Grunde gerichtet hat die Versetzung eines andern Namens die schöne Stelle v. 955:

> ὅπως τὸν αὐτόχειρα πατρῴου φόνου
> ξὺν τῇδ' ἀδελφῇ μὴ κατοκνήσεις κτανεῖν,
> Αἴγισθον· οὐδὲν γάρ σε δεῖ κρύπτειν μ' ἔτι.

welche Hr. F. übersetzt: „Du wirst mit mir, der Schwester, Aegisthos nicht zu tödten säumen, ihn, des Vaters Mörder; — denn ich darf dir nun nichts mehr verhehlen". Hin ist alle Leidenschaft und Kraft, dadurch dafs der Name Aegisthos seine nachdrückliche Stelle am Ende des Satzes und zugleich am Anfang eines neuen Verses, wodurch er im Original gleichsam dreinschlägt, in der Uebersetzung verloren hat. Dazu kommt, dafs der Zusatz „denn ich darf dir nun nichts mehr verhehlen" durch die Aenderung seinen Sinn verliert.

Auf ähnliche Weise ist v. 683 entstellt worden „Und herrlich trat er ein, als lauten Rufs der Herold zu dem ersten Kampfspiel trieb, dem Wettlauf. — Staunen fafst die Menge rings" Wie die Worte hier stehn, sollte man meinen, Ziel und Zweck des Satzes sei die Aufforderung des Herolds zum Wettlauf, und hierauf beziehe sich auch das Staunen der Menge. In Wahrheit ist aber die Aufforderung des Herolds blofs das Bekannte, zu Grunde Liegende, an welches angeknüpft wird; das Neue, die eigentliche Aussage ist aber das glänzende Auftreten Orests, und hierauf bezieht sich auch das Staunen der Menge. Der Uebersetzer hat gefehlt, indem er hier unnatürlicher Weise die Aussage der Anknüpfung vorausgeschickt hat. — Dieselbe Rüge trifft v. 894 „Erblickt' ich Quellen frisch *ver* (?) gossener Milch hoch auf dem Hügel" u. v. 900 „und frischgeschnitt'ne Locken erblickt mein Auge hoch auf dem Altar". Die Ortsbestimmungen sind unnatürlich und unrhetorisch an's Ende gesetzt; sie dienen nur zum Orientiren, haben aber kein Interesse mehr, wenn man einmal erfahren hat, dafs Chrysothemis dort Spenden und Locken gesehen hat. — Umgekehrt hat Hr. Fritze v. 47. „Verkünd' und schwör' es ihnen, dafs Orestes, in Pytho's Kampf vom radgetrieb'nen Wagen geschleudert, eines jähen Todes starb" die rhetorische Stellung, das Bedeutendste, Ueberraschendste an's Ende zu setzen, am unrechten Orte angewandt. Orestes setzt ruhig und überlegt seinen Plan auseinander; er mufs damit anfangen, dem Pädagogen zuerst im Allgemeinen zu sagen: melde, ich sei gestorben; dann erst fügt er erläuternd die näheren Umstände des erdichteten Todes hinzu. — In derselben Scene v. 11 hat sich der Sinn einer Stelle dem Uebersetzer unvermerkt geändert, indem er anstatt der Worte, worauf der Hauptnachdruck ruhen sollte, andere an die betonteste Stelle rückte, „von wo ich einst .... Dich rettend mit mir nahm und Dich zum Rächer des Mordes Deinem Vater auferzog zu solcher Jugendkraft". Im Griechischen ist aber nicht die Jugendkraft des Orest das Ziel, auf welches der Pädagog in diesem Satze hinaus will, sondern die Worte: πατρὶ τιμωρὸν φόνου bilden den nachdrücklichen Schlufs. — Noch mehr hat sich der Dichter über die Stellung der Worte v. 299 zu beschweren:

> *So geifert sie mich an, und neben ihr*
> *Reizt ihr erhab'ner Buhle sie dazu*
> *Noch mehr; — Er ganz ein Schwächling nur, ganz Schmach" u. s. w.*

Die Worte „noch mehr", welche hier durch ihre Stelle

Digitized by Google

im Satz und im Verse einen ungewöhnlichen Nachdruck gewinnen, sind dem Sinne nach nicht nur untergeordnet, sondern sogar überflüssig: die Declamation mufs falsch werden, während im Original der gleiche Anfang dreier aufeinanderfolgender Verse den Vortrag so kräftig unterstützt. — v. 600 „Von dir und deinem Buhlen überhäuft mit Schmach" ist die Bitterkeit des Ausdrucks verloren gegangen, welche darin liegt, dafs die Worte τοῦ τε σοννόμου aus der Construction gelöst und an's Ende gesetzt sind. — Häufig ist die Negation nicht an den rechten Platz gesetzt, und dadurch theils Sinn theils Färbung des Satzes entstellt. So v. 26, 181, 881, 921, 1138, 1170. — Es würde zu weit führen alle Stellen anzugeben, wo in der Wortstellung geringere oder gröbere Verstöfse gemacht sind; die Wichtigkeit der Sache wird schon aus diesen wenigen Beispielen hervorgehn. Freilich ist es nicht überall möglich, die ganze Freiheit griechischer Wortstellung in der Uebersetzung fühlbar zu machen: wie vermöchte das Deutsche der freien, ausdrucksvollen Sprache der Hellenen nachzuringen, wenn Sophokles (v. 729 dieses Stückes) in der Schilderung: πᾶν δ' ἐπίμπλατο ναυαγίων Κρισαῖον ἱππικῶν πέδον die Verwirrung der zerschmetterten Wagentrümmer durch das Zerreifsen der zusammengehörigen Worte malt; oder wenn er (Oed. Col. v. 200) in den Versen: γεραὸν ἐς χέρα σῶμα τὸν προκλίνας φιλίαν ἐμάν durch die Verschränkung der wunderbar zarten Worte das Anschmiegen des hülflosen Greises an die liebende Tochter ausdrückt.

Ein anderer Punct, worin es elegante Uebersetzer oft versehen, ist, dafs sie ihren Schriftsteller mit allerlei poetischen Floskeln ausschmücken; auch Hr. F. hätte sich vor dieser schlimmsten Art der subjectiven Zusätze mehr hüten sollen. Es ist zwar unbestreitbar, dafs man eine poetische Wendung, ein Bild des Originals in der anderen Sprache nicht immer entsprechend, sondern häufig nur analog wiedergeben kann; aber hier ist immer die höchste Behutsamkeit nöthig, und gerade hier hat sich der Takt des Uebersetzers am meisten zu bewähren. So lesen wir v. 91 „wenn das Dunkel der Nacht *dem Blick entschwand*", während doch offenbar nur vom Lichte, nicht aber vom Dunkel gesagt werden kann, dafs es dem Blick entschwinde. — v. 114 „Der um Ehe*glück* Betrogenen Schutz". Die Erinnyen sind nicht so sentimental, dafs sie sich um das Glück aller Ehepaare bekümmern sollten; auch ist Agamemnon wahrlich nicht um sein eheliches Glück, sondern um Weib und Leben betrogen worden. — v. 145 „Die erseufzende, ewig, ja ewig den Itys beklagende, Trauer nur athmende" (wie steif sind die Participia, wo Elektra ihre innerste Seele ausgiefst!) „Botin des *Donnerers*". Zeus ist freilich der Donnerer, und der Adler heifst auch passend Bote des Donnerers; aber, wo von der klagenden Nachtigall die Rede war, hat Sophokles den Gott nicht mit diesem prächtigen Beinamen genannt. — v. 174. „Im Himmel *regiert* voll Macht Zeus, welcher das Weltall *beherrscht* und *lenket*". Bei Sophokles sind es drei verschiedene Begriffe, hier derselbe Begriff in drei verschiedenen Redensarten. — v. 179. „Denn mächtig wirkt der Zeit*flug*". χρόνος γὰρ εὐμαρὴς θεός. Eine Floskel statt eines lebendigen Bildes. — v. 284 „Das Fluchmahl, so des Vaters Name *schmückt*" Das Wort „schmücken" ist wahrlich ein schlechter Schmuck dieses Satzes. (v. 1217 „sein Name *schmückt* dies blofs" beruht auf einem Mifsverständnifs des Griechischen). — v. 288. „*Befleckt* mit roher Schmähung also mich" Sollte Elektra die Schmähungen der unnatürlichen Mutter für befleckend, d. h. doch für entehrend, halten? — Diese Beispiele aus Einer Scene mögen genügen.

Im Gegensatze hierzu sinkt der Ausdruck zuweilen in's Prosaische herab. Z. B. v. 1037 „Soll ich denn deinem *Rechtsgefühle* folgen"? — v. 793 „Sie hörte was sie soll und macht' es wohl". (Klytämnestra spricht von der Nemesis). — v. 942 „Was willst du denn, wozu ich tauglich bin"? (im Munde der Chrysothemis). Zuweilen wird ein vergriffener Ausdruck ein Fehler gegen den Charakter der Person oder der Stelle: z. B. wenn die zartweibliche Chrysothemis die männlichkühnen Anschläge ihrer Schwester „Frechheit" nennt (v. 995), oder wenn sie sagt: „denn nicht der Tod ist das *Abscheulichste*" (v. 1007); oder wenn Elektra in der Bitterkeit des verletzten Gefühls ausruft: „darf ich noch *Die* Mutter nennen, *die solchem Gatten sich gesellen konnte*" (v. 274) wie matt ist diese lange Redensart gegen das kurze, kräftige τῷδε συγκοιμωμένην —; oder wenn dieselbe Elektra der Mutter, die den Mord des Gemahls zu rechtfertigen wagte, vorwirft „Dich reizte das Geschwätz des Bösewichts, *dem jetzt du Gattin bist*" anstatt des Griechischen: ᾧ τανῦν ξύνει (v. 562).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Elektra des Sophokles. Metrisch übertragen von Franz Fritze.

(Schlufs.)

Von undeutschen Wendungen seien nur einige hier bemerkt, und zwar solche, die für den des Originals Unkundigen ein Mifsverständnifs veranlassen können. v. 59 „Was schadet's mir, wenn ich in Worten todt, in Werken leb' und ruhmvoll mich verkläre". Orest spricht von dem falschen Gerücht seines Todes; im Deutschen sagt man aber von den wirklich Todten, dafs sie in ihren Werken noch leben und sich ruhmvoll verklären. — v. 287 nennt die Elektra die Klytämnestra: „den *Worten* nach ein edles Weib", während sie die unedelsten Worte von ihr anführt. — v. 339 „Ich aber mufs, um frei zu *sein*", (soll bedeuten: wenn ich einer freien Jungfrau würdig *leben* soll) „den Herrschern ganz gehorchen". Die Worte, wie sie dastehn, streifen sehr nahe an den Unsinn. — v. 791 „nicht dir, doch ihm, so wie er ist, ist's Recht" hat für jeden Deutschen den Sinn: wenn du auch nicht damit zufrieden bist, so ist er es doch; während es bedeuten sollte: mit dir steht es nicht, wie es sollte, wohl aber mit jenem.

An andern Stellen hat Hr. F. den Dichter wirklich nicht richtig verstanden, z. B. v. 796: „Wir störten's dir, nun stören wir's nicht mehr" πεπαύμεθ' ἡμεῖς, οὐχ ὅπως σὲ παύσομεν; oder v. 1171, wo er den Namen: Elektra ausgelassen hat, auf dem die Erkennung beruht. Hie und da hat Hr. F. dem Sophokles auch etwas Widersinniges anübersetzt: z. B. v. 466: „mit Zweien über Recht zu streiten, ist Thorheit" dann wären ja die weisesten Männer Thoren, die mit Tausenden über Recht gestritten. — v. 1131 „O wär' ich doch vom Leben *erst* geschieden ....., eh' ich dich errettet von dem Mordo, dafs du damals, todt *vor mir* liegend, ein gemeinsam Theil" u. s. w. — v. 1148 „und Schwester ward ich stets von dir genannt". Liegt etwas Besonderes darin, dafs Orest seine Schwester immer „Schwester" genannt hat? — v. 1253 „*Dies ganze Jetzt*, ja *dies ganze Jetzt* erscheint würdig mir mit Recht zu solchem Wort" ὁ πᾶς ἐμοὶ, ὁ πᾶς ἂν πρέποι παρὼν ἐννέπειν τάδε δίκῳ χρόνος. — v. 1344 „wie jetzt es steht, ist Alles schön für sie, das Schlimme selbst" wo Zusammenhang und Original den Sinn verlangen: Alles, was bei ihnen geschieht, ist schön (gut) für uns, sogar das, was nicht schön ist.

Diese Stellen sind nur wenige von vielen, die sich Referent beim Durchlesen der Uebersetzung angestrichen hat. Wenn Hr. F. auf die Elektra die übrigen Stücke des Sophokles folgen lassen will, so wäre ihm zum Besten seiner Arbeit zu rathen, sich der Aufmerksamkeit zu befleifsigen, die ein Dichter wie Sophokles wohl in Anspruch nehmen darf: je mehr der Uebersetzer sich bei der Arbeit von dem Gegenstande hinreifsen lassen soll, desto nothwendiger ist es, dafs er sich zuvor in das genaueste Verständnifs des Einzelnen und des Ganzen hineingearbeitet habe. In Bezug auf das Einzelne haben wir schon genug, vielleicht zuviel, bemerkt; zum Schlufs noch eine Bemerkung über die Auffassung des Ganzen. Die Anapäste, womit der Chor das Stück abschliefst: ὦ σπέρμ' Ἀτρέως, ὡς πολλὰ παθὸν, δι' ἐλευθερίας μόλις ἐξῆλθες, τῇ νῦν ὁρμῇ τελεωθέν überträgt Hr. F.: „O Atreus Stamm, wie erkämpftest du dir nach unsäglichem Leide durch diesen Sturm mühvoll doch endlich die Freiheit". Die Verse so für sich allein betrachtet, läfst sich nicht viel gegen diese Uebersetzung einwenden. Allein es mufs auffallen, dafs diese Tragödie, die doch wahrlich Betrachtungen der höchsten Art rege machen konnte, mit anscheinend so unbedeutenden Worten schliefst. Der Nachdruck, der auf die Schlufsworte: τῇ νῦν ὁρμῇ τελεωθέν gelegt, aber in der Uebersetzung des Hrn. F. verwischt ist, löst dies Bedenken. Offenbar wollte

Digitized by Google

Sophokles seinen Zuhörern, denen die Orestee des Aeschylos noch unvergessen war, durch diese Schlufsworte noch einmal ausdrücklich einschärfen, dafs nach seiner Auffassung dies das Ende der Leiden des Atridenhauses sei, dafs Orest keine verfolgenden Erinnyen zu gewärtigen habe. Schöll freilich (Sophokles. Sein Leben und Wirken. S. 240 u. 253) will die Elektra in die Mitte zwischen die Iphigenia in Aulis und ein drittes Stück setzen; allein (wenn es überhaupt, nachdem die ganze, durchaus subjective Hypothese von der trilogischen Composition des Sophokles von K. Fr. Hermann in diesen Blättern so überzeugend widerlegt worden, noch einer Widerlegung im Einzelnen bedarf) dieser Annahme widerspricht, aufser eben jenen bedeutsamen Schlufsworten, die ganze Oekonomie des Stückes, besonders die der letzten Scenen. Sophokles könnte den ungleich erschütternden Mord der Klytämnestra nicht dem des Aegisth vorangehen lassen, wenn er mit Aeschylos und Euripides den Muttermord Orest's als einer Sühne bedürftig ansähe; aber eben weil er die Form der Aeschylischen Trilogie aufgegeben hatte und doch nicht, wie Euripides, die Handlung eines ganzen Dramas in die Rede eines deus ex machina zusammendrängen wollte, mufste er den Muttermord in den Schatten stellen; weil er auch, seiner religiösen Ansicht gemäfs, weder, wie Aeschylos, einen Zwiespalt unter den Göttern gelten liefs, noch, wie Euripides, den Maafsstab der menschlichen Moral an die Gebote der Gottheit legte, konnte er die Ermordung Aegisth's, der als Mann und Herrscher Orest's gefährlicherer Feind war, für das Wichtigere halten und in ihr die Vollendung des Dramas sehn.

Dr. Heinr. Weil, in Frkf. a. M.

XXXV.

Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. Justus Liebig. 5te Aufl. Braunschweig, 1843. 506 S. 8.

Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. Dr. J. Liebig in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. F. X. Hlubeck. Grätz, 1842.

Wir stellen die zuerst genannte Schrift mit einer gegen dieselbe erschienenen Streitschriften, die den Gegenstand derselben am ausführlichsten behandelt, zusammen, um über die Grundsätze, nach welchen dieselbe geschrieben, so wie über den Standpunct, von welchem aus sie aufgenommen und beurtheilt worden, nähere Rechenschaft geben zu können, und über die Stellung der streitigen Ansichten zu einander, so wie über ihr Verhältnifs zur Natur eine Anschauung zu gewinnen.

Liebig überträgt die Grundsätze der sogenannten organischen Chemie auf das organische Leben der Thiere und Pflanzen; er betrachtet den thierischen und vegetabilischen Organismus nur als aus einer bestimmten Menge von chemischen Stoffen zusammengesetzt, und sucht das Leben in einem Stoffwechsel, der nach der antiken Consumtionslehre in einem beständigen Verbrauch und Ersatz von Stoffen bestehen soll. Die procentische Berechnung der Mengen der verschiedenen, vom Organismus verbrauchten und zum Ersatz erforderlichen sogenannten organischen Stoffe einerseits; so wie andererseits die Untersuchung der Quellen, aus denen diese Stoffe den Pflanzen zufliefsen, bilden den wesentlichen Inhalt des Liebig'schen Werks, das also eine Art Statistik der vegetabilischen Nahrungsmittel enthält. Diese Statistik nun stellt L. zugleich als Lehre von dem organischen Lebensprocefs der Pflanze auf, indem das Wesentliche der Lebensthätigkeit der Pflanze nichts als Stoffwechsel sei, die bisherigen physiologischen Theorien des Pflanzenlebens aber deshalb für ungenügend erklärt werden, weil die Physiologen keine Kenntnifs der chemischen Stoffveränderungen gehabt hätten. Die chemische Theorie des Stoffwechsels versucht nun L. auf Agricultur anzuwenden, indem es hierbei nur darauf ankomme, dafs den Pflanzen diejenigen Stoffe als Nahrungsmittel dargeboten würden, welche sie zu ihrem Stoffumsatz gebrauchten. Das Hauptstreben der Pflanzenphysiologie und der wissenschaftlichen Oekonomie müsse daher dahin gehen, den Boden genau chemisch zu analysiren, und eben so alle Bestandtheile der Pflanzen kennen zu lernen, um den letzteren diejenigen Stoffe darzubieten, die sie zu ihrem Stoffwechsel gebrauchen. Dies ist die Tendenz des L.'schen Buchs im Allgemeinen. Im Besonderen wird nun vom Verf. untersucht, welche Quellen die chemischen Hauptbestandtheile der Vegetabilien, den Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff, den Schwefel liefern, und dabei werden dann Betrachtun-

Digitized by Google

gen über die Ackererde, den Humus, den Dünger und die Culturweisen angestellt, wobei der Verf. in der neuesten Ausgabe, die nach dem Erscheinen des Werks über Anaphytose bearbeitet wurde, sich zwar schon des hier angewendeten Ausdrucks: Lebensbedingungen für die Nahrungsstoffe der Pflanzen bedient, ohne dafs jedoch seine Ansichten von dem chemischen Lebensprocefs des Stoffwechsels im Geringsten sich geändert hätten, indem der grofse Unterschied zwischen Lebensbedingungen und Lebensprocefs nicht zur Sprache kömmt, vielmehr die Verhältnisse der Lebensbedingungen immer noch für den Lebensprocefs selbst angesehen werden. Dies verleiht der neuesten Ausgabe keinen geringen inneren Widerspruch; der um so gröfser erscheint, als der Verf. übersieht, dafs die organische Chemie nicht nur Lehre von den Lebensbedingungen, sondern auch Lehre von den Lebensresiduen ist, dafs also die chemische Analyse der Pflanzen selbst es nur mit den Residuen des Lebens derselben zu thun hat, während der Verf. diese Residuen immer noch als im lebendigen Stoffwechsel in der Pflanze begriffen und als lebenskräftige Bestandtheile der Pflanze selbst ansieht. Wollte der Verf. jenes Neue in die neue Ausgabe seiner Schrift aufnehmen, so hätte er es *ganz* aufnehmen müssen, wodurch dann freilich keine geringe Umgestaltung entstanden wäre. So lange die Lebensresiduen widernatürlich als lebendige Bestandtheile der Pflanze angesehen und das Pflanzenleben in dem Stoffwechsel derselben gesucht wird, nützt es nichts die Nahrungsmittel ihrem natürlichen Werth nach Lebensbedingungen zu nennen, weil dadurch allein das Verhältnifs der Bedingungen zu den Residuen noch nicht klar wird, vielmehr der todte Chemismus nur mit einem lebendigen Lappen geflickt erscheint.

Wir stellen nun zuerst Liebig's Ansichten mit den dagegen von Hlubeck u. A. erhobenen Widersprüchen zusammen. Liebig's erste Behauptung ist, dafs die grofse Menge des Kohlenstoffs, den die Pflanzen enthalten, nicht aus dem Boden, sondern aus der Luft entnommen werde. Hierbei haben wir zunächst zweierlei zu unterscheiden: einmal stand es in der wissenschaftlichen Pflanzenphysiologie durch die schönen Untersuchungen von Jngenhoufs, Saussure u. A. immer fest, dafs die Form, in welcher der Kohlenstoff in die Pflanze gelange, die Kohlensäure sei, und dafs diese sowohl aus der Luft, als aus dem Wasser und der Feuchtigkeit des Bodens, worin die Kohlensäure aufgelöst wird, in die Pflanze gelange. Dafs der Humus und die extractivstoffigen Bestandtheile des Bodens gar nicht oder doch hauptsächlich nur im veränderten Zustande, worin sie der Kohlensäure nahe kommen, von der Pflanze aufgenommen werden, war in der Pflanzenphysiologie immer angenommen worden. Hier wichen aber die ökonomischen Schriften der neuesten Zeit darin ab, dafs man der Humussäure und den humussauren Salzen einen gröfseren Antheil an der Pflanzenernährung zuschrieb, ohne grade auf die bekannten wissenschaftlichen Untersuchungen der Pflanzenphysiologie die gehörige Rücksicht zu nehmen, wobei natürlich die Pflanzennahrung nur im Boden gesucht werden konnte, da die Humussäure nicht, wie die Kohlensäure, in der Luft auflöslich ist. Diese Ansicht der ökonomischen Schriften von der Ernährung der Pflanzen durch humussaure Salze des Düngers, hat Liebig, ohne Rücksicht auf das, was in der Pflanzenphysiologie geltend war, vorgeschwebt, und nur dadurch wird erklärlich, wie derselbe meinen konnte, etwas Neues gesagt zu haben, indem er behauptete, alle Pflanzennahrung stamme allein aus der Kohlensäure der Luft; aber nicht aus dem Humus des Bodens. Diese Behauptung war nur gegen die ökonomischen Ansichten, nicht gegen bekannte physiologische Wahrheiten gerichtet, und es ist daher ganz unrichtig und zeigt, wie wenig Liebig die Arbeiten von Saussure, Jngenhoufs gekannt hat, wenn er behauptet, die Ansicht von der Ernährung der Pflanzen durch den Humus sei so verbreitet und habe so tiefe Wurzeln gefafst, dafs man nicht einmal eine Beweisführung dafür als nöthig erachte. Dies gilt höchstens von einigen ökonomischen Schriften und daher sind denn auch die Anhänger jener ökonomischen Ansichten vorzüglich durch Liebig aufgeregt worden. Man sieht hiernach nun leicht, dafs man in dem Ausspruch Liebig's, dafs aller Kohlenstoff der Pflanzen nicht aus dem Boden, sondern aus der Luft komme, zweierlei Dinge unterscheiden mufs: 1) dafs die Form, in welcher der Kohlenstoff aufgenommen wird, nicht die Form des Humus, sondern die Form der Kohlensäure ist; und 2) dafs die Kohlensäure ihren Ursprung nicht im Boden, sondern in der Luft habe.

Als Beweise für die Behauptung, dafs der Boden nicht den Kohlenstoff liefert, führt Liebig an, dafs die

Digitized by Google

verschiedensten Pflanzen, auf dem verschiedensten Boden gewachsen, immer dieselbe Menge Kohlenstoff liefern sollen. Er berechnet, dafs z. B. dieselbe Fläche culturfähigen Landes von 2500 Quadratmeter immer eine ziemlich gleiche Quantität trockner Pflanzensubstanz liefere, möge man sie mit Holz, Gras, Rüben, Getraide bebauen; und dafs hierin überall dieselbe Menge von ohngefähr 900—1000 Pfund Kohlenstoff enthalten sei. Er sagt, hieraus müsse geschlossen werden, dafs gleiche Flächen culturfähigen Landes eine gleiche Menge Kohlenstoff produciren, ohne Rücksicht auf den Kohlenstoff, den sie selbst enthalten. Der Dünger ersetze den vom Acker producirten Kohlenstoff nicht. „Jedes Jahr nehmen wir dem Wald, der Wiese eine gewisse Menge Kohlenstoff in der Form von Heu und Holz, und dessenungeachtet finden wir, dafs der Kohlenstoffgehalt des Bodens zunimmt, dafs er an Humus reicher wird". Wo nimmt, mufs man fragen, das Gras auf den Wiesen, das Holz in dem Walde seinen Kohlenstoff her, da man ihm keinen Dünger, keinen Kohlenstoff als Nahrung zugeführt hat, und woher kömmt es, dafs der Boden, weit entfernt an Kohlenstoff ärmer zu werden, sich jährlich noch verbessert? „Wir ersetzen, sagt man, dem Getraideland durch den Dünger den als Kraut, Stroh, Frucht und Saamen hinweggenommenen Kohlenstoff wieder, und dennoch bringt dieser Boden nicht mehr Kohlenstoff hervor, als der Wald und die Wiese, denen er nie ersetzt wird. Ist es denkbar, dafs die Gesetze der Ernährung der Pflanzen durch die Cultur geändert werden können, dafs für das Getraide und die Futtergewächse andere Quellen des Kohlenstoffs existiren, als für das Gras und die Bäume in Wiesen und Wäldern"? u. s. w.

Aus solchen negativen Beweisen, dafs der Humus nicht den Kohlenstoff der Pflanzen liefern soll, und daraus, dafs in der atmosphärischen Luft durch die Athmung der Thiere und des Menschen, so wie durch mancherlei chemische Zersetzungen sich immerfort Kohlensäure bildet, schliefst nun der Verf., dafs die Quelle des Kohlenstoffs in den Pflanzen die Kohlensäure der Atmosphäre ist, und dafs durch die Ansammlung von Kohlenstoff in den Pflanzen und die Zersetzung der abgestorbenen Pflanzen in den Wäldern und Wiesen vielmehr die Dammerde sich bilde.

Gegen diese Behauptungen tritt nun Hlubeck u. A. in der Weise auf, dafs er zunächst den Beweis führt, wie die Behauptung Liebig's von der immer gleichen Kohlenstoffproduction gleicher Bodenflächen durch das Pflanzenwachsthum gänzlich irrig ist, indem er durch genaue ökonomische Erfahrungen vielmehr die ganz verschiedene Kohlenstoffproduction der gleichen Bodenflächen, je nach der Beschaffenheit des Bodens und der Verschiedenheit der Pflanzen nachweist. Er zeigt z. B. dafs auf einem österreichischen Joch Acker der Waizen 18, der Roggen 20, die Erbsen 22, der Mais 25, der Hanf nur 13, der Tabak 5, der Krapp 6 Procente an Kohlenstoff producirt; dafs ferner nach im allgemeinen bekannten, und in landwirthschaftlichen Tabellen auf bestimmte Zahlen zurückgeführten Erfahrungen, der Roggen pro Morgen *mit* Düngung einen Ertrag von 4200 Pfund an Stroh und Korn giebt, während dieselbe Fläche *ohne* Düngung nur 950 Pf. giebt; im ersteren Fall also 1848 Pf., im letzteren nur 418 Pf. Kohlenstoff dem Boden abgewonnen werden. Hieraus gehe hinreichend hervor, dafs der Kohlenstoff der Pflanze zum grofsen Theil von dem Dünger des Bodens geliefert werde, und die verschiedenen Pflanzen sich verschiedene Mengen desselben aneignen können. Die alltäglichste Erfahrung lehrt, dafs dem allerdings so ist, während nach Liebig's Theorie der sterile Sandboden um Berlin dem humusreichen Boden des Oderbruchs an Fruchtbarkeit nicht nachstehen müfste. Liebig knüpft an seine Darstellung noch Betrachtungen über die Herstellung des Gleichgewichts der Kohlensäure und des Sauerstoffgehaltes der Atmosphäre, nach welcher die Pflanzen dazu bestimmt sein sollen, die durch das Athmen der Thiere und der Menschen gebildete Kohlensäure wieder zu zersetzen und der Luft den dadurch entzogenen Sauerstoff wiederzugeben; eine Idee, die freilich gar nicht dem Verf., sondern viel älteren Schriftstellern: Woodhouse, Jugenhoufs, angehört und durch genaue Versuche, die L. gar nicht zu kennen scheint, erläutert worden, auch so weit an ihr wahres ist in allen botanischen Schriften wiederholt worden ist; so dafs man sich allerdings wundern mufs, wie dieses hier als etwas Neues vorgetragen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. Justus Liebig. Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. Dr. J. Liebig, in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. F. X. Hlubeck.

(Fortsetzung.)

Hlubeck bemerkt dazu, nicht mit Unrecht, dafs aber ungeachtet des Verbrauchs einer gewissen Menge von Kohlensäure der Atmosphäre, dennoch ein constantes Gleichgewicht von Kohlensäure und Sauerstoff in der Atmosphäre nicht hergestellt werde, indem trotz der üppigen Vegetation in Tropenländern dennoch nicht alle Kohlensäure der Atmosphäre durch die Pflanzen verzehrt werden könne, womit allerdings die verpestende kohlensäurehaltige Luft der Tropenwälder, und auch in den gemäfsigten Zonen die Thatsache übereinstimmt, dafs im Sommer, also im Zeitpuncte der stärksten Vegetation, die Atmosphäre mehr Kohlensäure enthält, als im Winter. Auch die andere Ansicht von Liebig, dafs nämlich alle Kohlensäure, welche die Pflanzen aufnehmen, sich nur durch Athmung und Verbrennung bilde, sieht man in den menschenleeren und thierarmen Tropenländern, wo gar keine Verbrennung und wenig thierische Athmung Statt findet, dagegen die üppigste und massenhafteste Vegetation sich entwickelt, hinreichend widerlegt. Oertlich kann eine Wechselwirkung zwischen Kohlensäureverbrauch und Bildung allerdings Statt finden; allein darauf kommt Liebig eben so wenig als früher Wodhouse und Jngenhoufs, so dafs man damit übereinstimmen mufs, dafs sich hier L. ganz mit Unrecht alte Entdeckungen als neue zu Gute rechnet, ohne ihren Umfang dem Zustande der Wissenschaft gemäfs einmal zu kennen. Wir müssen hinzufügen, dafs die ganze Lehre von der Ernährung der Pflanzen aus der Luft, seit van Helmont's berühmtem Versuch mit einer Weide, die bis zur Ausbildung zu einem grofsen Baum, das Gewicht des Bodens, worin sie stand, unmerklich verminderte, von Rumford, Duhamel, Bonnet so vielfach besprochen und durchexperimentirt worden, dafs man sich freilich wundern mufs, wie man sie in der Form, worin sie hier vorgetragen worden, hat für neu halten können. Im Uebrigen erkennt auch L. die Mitwirkung des Humus zur Ernährung durch Bildung von Kohlensäure aus demselben, trotz der Behauptungen des Gegentheils in dem Capitel über Assimilation des Kohlenstoffs, an anderen Stellen des Buchs im Widerspruch mit seinen Hauptsätzen, an, er behauptet aber sonderbarer Weise, dafs diese Kohlensäure im Boden bleibe und nur von den keimenden Saamen und den Wurzeln der im Frühling neu ausschlagenden Pflanzen eingesaugt würde, während im weiteren Verlauf des Wachsthums alle Kohlensäure aus der Luft eingesaugt werde. Hlubeck bemerkt hierzu richtig, dafs die keimenden Saamen z. B. der Erbsen noch keiner Kohlensäure bedürfen, sondern in ganz reinem Wasser wachsen, und es mufs hinzugefügt werden, dafs nach bekannten Erfahrungen die keimenden Saamen mittelst Absorption von Sauerstoff aus der Luft und Zersetzung ihres Stärkmehls so viel Kohlensäure *bilden*, dafs sie solche sogar der Luft mittheilen, was L. selbst aus den Phänomenen des Malzens hätte wissen sollen, um sich nicht solchen grundlosen Phantasieen hinzugeben, als er hier vorträgt. Auch sieht man nicht ein, warum, wenn wirklich die keimenden Pflanzen die Kohlensäure des Humus einsaugten, die älteren Pflanzen sich nicht derselben Kohlensäure bedienen sollten. Nur ein gänzliches Ignoriren Alles dessen, was über Ernährung der Pflanzen bekannt war, konnte zu ähnlichen Behauptungen führen. Was also L. gegen die Annahme einer Ernährung der Pflanzen durch alleinige Absorption von Humusbestandtheilen sagt, ist zwar im Wesentlichen richtig aber nicht neu, und von ihm nicht weiter unter-

Digitized by Google

sucht, als es früher untersucht war, und was er an die Stelle derselben setzt ist ein Gemenge von Wahrheit und Irrthum, insofern die auf jede Art gebildete Kohlensäure sowohl aus der Luft als aus dem Boden von der Pflanze eingesaugt wird, wie wir bereits 1828 im 2. Bande der Natur der lebenden Pflanze durch Zusammenstellung aller dahin gehörigen Erfahrungen gezeigt hatten. Im übrigen ist die Humussäure so leichter und mannigfaltiger Umwandlungen fähig, dafs sie in geringen Verhältnissen mit dem Holzsaft eingesaugt in der Pflanze selbst sowohl in Kohlensäure als in verwandte Säuren (wie Gallussäure) umgewandelt werden kann, daher denn auch die von uns gezeigte leichte Rückbildung der eingedickten Holzsäfte in Ulmin und ähnliche Bildungen. Liebig sieht die Frage, ob die Pflanzen aus der Luft ernährt werden, identisch mit der anderen an, ob sie durch Kohlensäure ernährt werden, und glaubt, dafs nur, wenn sie durch Humus ernährt würden, eine Ernährung durch den Boden Statt finde. Beides sind aber sehr verschiedene Dinge. Die Ernährung kann aus dem Boden Statt finden und doch durch Kohlensäure geschehen, die sowohl im Boden gebildet als aus der Luft absorbirt sein kann.

Das andere Nahrungsmittel der Pflanzen, dessen Ursprung Liebig nachzuweisen sucht, ist der Stickstoff. In vielen chemischen Schriften war die Ansicht verbreitet, dafs die Pflanzen wenig oder gar keinen Stickstoff enthielten, wogegen der Stickstoff mehr eine Eigenthümlichkeit thierischer Bestandtheile sei. Obgleich das Uebergewicht des Stickstoffs in den thierischen Gebilden keinem Zweifel unterliegt, so ist doch die Anwesenheit des Stickstoffs in den Pflanzen den Beobachtern niemals entgangen und Saussure hatte es zum ausdrücklichen Gegenstand seiner Betrachtung gemacht, woher der Stickstoff der Pflanzen seinen Ursprung nehme. Er sagt, dafs man nach den darüber angestellten Versuchen zu der Annahme genöthigt sei, dafs der Stickstoff der Pflanzen aus den ammoniakalischen Dünsten der Atmosphäre und des Bodens (Düngers) genommen werde. Saussure sagt, dafs man an dem Vorhandensein ammoniakalischer Dünste in der Atmosphäre nicht zweifeln könne, wenn man sehe, dafs schwefelsaure Thonerde an der Luft endlich in Ammoniakalaun übergehe. Die Beweise für die Anwesenheit von geringen Mengen Ammoniak in der Atmosphäre haben sich seitdem sehr vermehrt, besonders nachdem man erkannt hatte, dafs mit dem atmosphärischen (Regen-, Schnee-, Thau-) Wasser Ammoniak niedergeschlagen werde, weshalb dergleichen Wasser leicht fault. L. hat die Beobachtungen dieser Art wiederholt und vermehrt, um daraus den schon von Saussure gemachten Schlufs zu ziehen, dafs die Quelle des Stickstoffs der Pflanzen grofsentheils in dem Ammoniak der Atmosphäre zu suchen sei, und nicht in dem Stickstoffgase der Luft, was freilich Niemand behauptet hatte, wenn man eine gelegentliche Betrachtung von Boussignault ausnimmt, die sich der Verf. als Ziel seiner Widerlegung stellt, ohne dafs ihm freilich positive Thatsachen zu einer solchen Widerlegung zu Gebote ständen. Saussure scheint das Ammoniak der Atmosphäre als kohlensaures angenommen zu haben, wogegen nach den Analysen von Marcet, Brandes, Bischoff, Zimmermann, das Ammoniak als salpetersaures in dem atmosphärischen Wasser erscheint. Hlubeck macht nun darauf aufmerksam, wie Liebig im Widerspruche mit anderen und seinen eigenen früheren Beobachtungen jetzt behauptet, dafs nur kohlensaures Ammoniak in der Atmosphäre erscheine, und die Pflanzen allen Stickstoff nur aus dem Ammoniak und nicht aus der Salpetersäure nehmen sollen. Hlubeck wirft L. vor, dafs er vielleicht absichtlich kohlensaures anstatt des salpetersauren Ammoniaks in der Atmosphäre substituirt habe, um seine Theorie der Wirkung des Gypses auf Pflanzen zu begründen, welche darin besteht, dafs durch den Gyps das kohlensaure Ammoniak der Pflanzen in der Art gebunden werde, dafs sich dabei schwefelsaures Ammoniak und kohlensaurer Kalk bilde; eine Theorie, die freilich leicht dadurch sich als irrig erweist, dafs in dem Gyps vorzüglich die Schwefelsäure wirksam ist, daher denn seine Wirkung auch durch Glaubersalz, sogar durch reine verdünnte Schwefelsäure, wie schon Thaer wufste, ersetzt werden kann. L. selbst setzt den Ursprung des Schwefels, der sich besonders in den Eiweifsgebilden der Pflanze, in den ätherischen Oelen der Zwiebeln und Cruciferen findet, in schwefelsauren Salzen, meint aber, dafs es vorzüglich schwefelsaures Ammoniak sei, was die Schwefelsäure liefere, obgleich gar kein Grund gegen die mit sonstigen Erfahrungen übereinstimmende Annahme vorhanden ist, dafs nicht aus jedem anderen schwefelsauren Salz der Schwefel sollte assimilirt werden können. Soweit Hlubeck.

Digitized by Google

Betrachten wir die von Liebig vorgetragene Lehre der Pflanzenernährung rein vom Standpunct der Chemie selbst aus, so ergiebt sich bald, dafs sie im Wesentlichen auf einer Vergleichung der entfernten Bestandtheile der organischen Stoffe der Pflanze mit den Bestandtheilen der Nahrung beruht. Der Zucker besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, das Eiweifs besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel u. s. w. Folglich mufs die Pflanze, um diese Stoffe bilden zu können, die Elemente zur Zusammensetzung dieser näheren Bestandtheile in den Nahrungsstoffen finden. Die Nachweisung solcher Elemente in der Pflanzennahrung bildet nun das Hauptgeschäft des Liebig'schen Werks, woraus sich dann eine Art von statistischer Stoffcirculation ergiebt, indem die von den Thieren verbrauchten und der Aufsenwelt wieder mitgetheilten Stoffe nun von den Pflanzen wieder assimilirt werden, während die Pflanzenstoffe den Thieren wieder zur Nahrung dienen. Diese gesammten Betrachtungen liegen eigentlich ganz aufserhalb des Gebiets der Pflanzenphysiologie, indem es im Allgemeinen für die Pflanze selbst gleichgiltig ist, woher sie ihre Nahrungsstoffe erhält, ob aus einer oder aus mehreren Quellen, wenn sie solche überhaupt nur erhält, und es erscheint daher auf dem Gebiet der Pflanzenphysiologie im Allgemeinen sehr gleichgiltig, ob die Nahrung der Pflanzen ursprünglich aus der Luft oder dem Boden stammt; denn da die Pflanzen in der Luft und im Boden gleichzeitig Kohlensäure finden, so werden sie solche ohne Rücksicht auf ihren Ursprung da einsaugen, wo sie solche finden und es ihrer Organisation am bequemsten ist. Von dieser Seite erscheint uns die Liebig'sche Statistik als eine zwar unterhaltende aber sehr überflüfsige Untersuchung, die ohngefähr denselben Werth hat, als die Untersuchung, ob z. B. Hessen seinen Thee über Rufsland oder über England erhält, oder ob die Bewohner mehr Getraide oder Kartoffeln essen, und aus welchen Gegenden sie ihre Victualien nehmen. Denn um die Untersuchung über den Ursprung des Kohlenstoffs in der Pflanzennahrung zu wählen, so sieht man bald, was es für eine Spielerei mit Pfunden und Centnern von Kohlenstoff in der Kohlensäure ist, die der Verf. treibt, weil nichts anderes dabei herauskommt, als dafs die Kohlensäure aus Kohlenstoff und Sauerstoff beim Athmen, beim Verbrennen, durch Gährung und Fäulnifs gebildet wird, wobei doch aber immer nicht geläugnet werden kann, dafs Kohlensäure auch aus kohlensauren Salzen abgeschieden werden kann, während in der Pflanze selbst kein Grund vorhanden ist, dafs sie die auf die eine Art entstandene Kohlensäure mehr als die auf andere Art entstandene, einsaugen sollte. Dieser Untersuchung hätte nur noch gefehlt, dafs der Verf. die Tausende und Millionen von Pflanzen gezählt hätte, um zu berechnen, welche Mengen von Kohlensäure sie gebrauchen. Eine wissenschaftliche Ausbeute können wir in solchen Spielereien nicht finden, und wo es den Anschein einer solchen hat, finden wir die oberflächlichsten Mängel selbst in der Kenntnifs des längst Bekannten, wie z. B. bei der Lehre vom Gleichgewicht des Sauerstoff- und Kohlensäuregehalts der Atmosphäre, insofern dieser durch die Pflanzen hergestellt werden soll. Welche unendliche Mengen von Sauerstoff der Erdkörper und seine Formationen, das Meer und was darin gelöst ist, absorbiren, welche Quantitäten von Kohlensäure theils vom Boden ausgehaucht, theils mit dem atmosphärischen Wasser zugleich wieder verschluckt werden, hat der Verf. nicht in Betracht gezogen; aber es ist gewifs, dafs diese Mengen die statistische Circulation der Kohlensäure durch die Pflanzen sehr übersteigen. Warum sollte, was der Verf. vom Ammoniak selbst zugiebt, nicht auch von der Kohlensäure gelten? In Beziehung auf die Pflanzen hätte der Verf. viel örtlicher und specieller verfahren müssen, wenn seine Untersuchungen irgend einen wissenschaftlichen Werth hätten haben sollen. So im Allgemeinen wie er es hinstellt, sind die Pflanzen gewifs sehr unschuldig an dem Gleichgewicht der Stoffe in der Atmosphäre; besonders im Winter und an den Polen und seine Berechnungen sind als Luftgespinnste zu betrachten. Des Verf.'s Hauptsatz, dafs der Kohlenstoff der Pflanzen aus der Atmosphäre stamme, bricht in sich selbst zusammen, wenn man nur daran denkt, dafs alle Kohlensäure in der Atmosphäre nicht ursprünglich in der Atmosphäre ist, sondern ihr erst vom Boden und was sich darauf befindet, mitgetheilt wird. Leidet es also gleich keinen Zweifel, was aber auch von keinem Sachverständigen jemals bezweifelt worden ist, dafs die Pflanzen Kohlensäure aus der Luft einsaugen, so ist es eben so unzweifelhaft, dafs der gröfste Theil derselben immer aus dem Boden stammt.

Digitized by Google

Die chemischen Einseitigkeiten bilden aber noch keinesweges die schwächste Seite des Buchs. Vielmehr finden sich die gröfseren Mängel in der versuchten praktischen Anwendung jener Nahrungslehre auf den Gang des Lebens und Wachsthums der Pflanze in der Cultur derselben. Hier müssen nämlich die rein chemischen Verhältnisse mit dem Leben näher zusammentreten, und indem hier L. seine chemische Stoffwechsellehre geltend macht, giebt er diese als den Lebensprocefs selbst, ohne auf die Widersprüche zwischen beiden aufmerksam zu werden, ungeachtet sie in nackter Blöfse vor Augen liegen.

Diese Verhältnisse der Liebig'schen Schrift können aber vom Standpuncte der Chemie aus gar nicht beurtheilt werden, sondern allein vom Standpuncte einer organisirten Physiologie. *Alle bisherigen Beurtheilungen, und so auch die obige von Hlubeck, stellen sich jedoch auf den Standpunct der Chemie selbst, und zeigen nur empirische und chemische Mängel auf, daher die wesentlichen physiologischen Unvollkommenheiten der Schrift bisher gar nicht zur Sprache gekommen sind.* Die Pflanzencultur ist nämlich eine Veränderung in der Lebensaction, in dem Wachsen, Blühen, Fruchttragen der Pflanze, und sie beruht auf organischen Reactionen, welche durch die Stellung der Lebensbedingungen in der Pflanze sollen hervorgebracht werden. Es ist hier ganz derselbe Fall wie mit der Cultur und Kur der menschlichen Gesundheit und Krankheit, wobei die Lebensactionen nicht durch ein Zufügen oder Wegnehmen gewisser Stoffe, sondern allein durch organische Anregung nach bestimmten Richtungen hin geleitet werden müssen, damit eine normale Assimilation der Stoffe möglich wird. Von diesem biotischen Procefs hat aber der Verf. keine Ahnung, vielmehr glaubt er, dafs durch Stoffzufuhr das Pflanzenleben beliebig ergänzt und nach den Culturzwecken verändert werden könne. Der chemische Procefs der Kohlensäurebildung, Ammoniakbildung, der Humuszersetzung und Auflösung der humussauren Salze, bilden wieder den Anfang und das Ende des beabsichtigten Culturprocesses. Ob sich die Pflanzenorganisation in dem Zustande befindet, diese Dinge überhaupt assimiliren zu können, und in welchen Mengen und Verhältnissen, wird dabei nicht in Betracht gezogen. Der Verf. läfst ohne weiteres aus den Elementen des Kohlenstoffs, Wasserstoffs, Sauerstoffs der Nahrung sich Zucker, Stärke, Gummi, zusammensetzen, und durch einen Zusatz von Stickstoff sich Kleber und Eiweifs bilden, nimmt aber die innere Organisirung, die Kügelchen, Fadenbildung, Membranbildung, welche in Zellen- Gefäfsbildung, in organisirte Säfte sich verwandeln müssen, damit jene Stoffe erst ausgearbeitet werden, nicht in Betrachtung. Dafs es eine organische Erregung in der Pflanze giebt, wovon die Stoffbildung abhängt, erfährt man gar nicht, sondern die äufseren Lebensbedingungen in der Nahrung werden, wie in der antiken Qualitätenlehre, zugleich zu organischen Bestandtheilen der Pflanze gemacht, als ob kein Unterschied zwischen chemischem Stoff und organischer Form wäre. Dafs es aufser der Nahrung noch andere Lebensbedingungen gebe, ignorirt der Verf. nicht nur ganz, sondern er geht so weit, den über allen Zweifel erhabenen Lichtreiz auf die Verarbeitung der Kohlensäure, das Grünwerden der Blätter, als einen verbreiteten Irrthum anzusprechen, weil nach seiner Ansicht eine Menge Pflanzen absolut dieselben Bestandtheile im Licht und im Schatten erzeugen sollen, eine Behauptung, die den gemeinsten und alltäglichsten Erfahrungen eben so gut, wie sonstigen wissenschaftlichen Untersuchungen widerspricht; so dafs ihn jeder schlichte Gärtner und Landmann darüber auslachen müfste, weil er die süfse Stoffbildung in den in dunklen Kellern erwachsenen Kartoffeltrieben, in den gebleichten Sallatblättern, endlich in den dem Licht entzogenen Pastinak-, Möhrenwurzeln nicht von der Stoffbildung in den im Licht gegrünten Theilen dieser Pflanzen unterscheiden könnte.

Welche Mittel giebt uns nun der Verf. zur Cultur der Pflanzen an die Hand? Hauptsächlich eine Wiederholung allgemeiner Redensarten über die Wichtigkeit des Ackerbaues zur Hervorbringung von Nahrungsmitteln für Menschen und Thiere, worin die Grundlage des Wohlseins, der Entwickelung des Menschengeschlechts liege, die Grundlage des Reichthums der Staaten u. s. w. Ferner Redensarten darüber, dafs in keinem anderen Gewerbe die Anwendung richtiger Principien von wohlthätigeren Folgen, als im Ackerbau sei, und dafs es um so räthselhafter und ubegreiflicher scheine, wenn man in den Schriften der Agronomen vergebens nach einem leitenden Grundsatz sich umsehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. Justus Liebig.
Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. Dr. J. Liebig, in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. F. X. Hlubeck.

(Fortsetzung.)

Dies hätte der Verf. sich selbst sagen sollen; denn gerade diese leitenden Grundsätze vermifst man so schmerzlich bei ihm selbst. Was giebt er als solche leitende Grundsätze? Man solle die Bestandtheile des Bodens und Düngers analysiren, denn es sei klar, dafs die Kenntnifs der Zusammensetzung des Bodens uns in den Stand setzen müsse, die Bedingungen zu ermitteln, unter welchen ein starker Boden fruchtbar werde. Aber wenn dies der agronomische Stein der Weisen ist, warum hat denn der Verf. diese Bodenanalysen, deren wir schon so viele aufgestapelt haben, dafs der Haufe selbst wieder in Zersetzung übergeht, selbst nicht vorgenommen? Warum machte er es denn zum Hauptsatz seiner ganzen Lehre, dafs alle Nahrung der Pflanzen aus der Luft stamme, wenn er zuletzt doch wieder den Boden analysiren will? Warum bleibt er bei allgemeinen Erzählungen über den Thongehalt der würtembergischen Alp und des Jurakalks, über die Bestandtheile der Feldspathe, die wir alle längst recht gut kennen; aber ohne darum so gute Agronomen zu sein, als Hr. Liebig zu sein vorgiebt. Man versuche nur durch chemische Analyse des Bodens in Europa Thee, Zucker und Kaffee, in Schlesien Rheinwein, am Rhein Champagner zu bauen, und sehe wie dies gelingen wird. Gerade an solchen agronomischen Aufgaben müssen alle jene chemische Phantastereien scheitern. Die Antwort auf die Frage, welcher Mittel und Wege wir uns bei der Cultur der Pflanzen zu bedienen haben, bleibt ganz und gar unbeantwortet, und gelegentliche Versuche zu solcher Antwort gehen geradezu in's Lächerliche, z. B. die Bemerkung (S. 154), dafs der Waizen nicht auf Sandboden wachse, weil diesem die kieselsauren Alkalien fehlen! Nicht minder merkwürdig ist des Verfassers Theorie der Brache, die die Verwitterung der Gesteine und deren Auflösbarkeit zum Zweck haben soll, während die entschiedensten Beobachtungen zeigen, wie ohne Anhäufung organischer Düngertheile durch Graswuchs und Weide während der Brachzeit der Boden nicht tragbar wird, seine Gesteine mögen noch so sehr verwittert sein. So ist es, wenn man ökonomischen Theorien aus einem chemischen Laboratorium heraus macht. Der Verf. hat sich, indem er über Agricultur spricht, auf ein für ihn ganz bodenloses Gebiet begeben, daher denn auch die auffallendsten Widersprüche mit sich selbst hier sich fast auf jeder Seite begegnen. Am Anfang des Capitels über Cultur wird die Bodenanalyse als Mittel die Culturprincipien zu finden angegeben, am Schlufs (179) heifst es, die chemische Analyse der Ackererde hätte nur einen untergeordneten Werth.

Was der Verf. aus dem Dünger machen soll, weifs er nun, seiner Theorie gemäfs, vollends nicht. Da die Kohlensäure aus der Luft, der Stickstoff als Ammoniak eben so aus der Atmosphäre kommen, und aufser beiden keine wesentlichen anderen Nahrungsmittel nöthig scheinen, so möchte der Verf. den Dünger gern zu einem ganz überflüfsigen Mittel machen, nach dem Vorbilde was sich der Verf. von der Wald- und Wiesencultur macht. Er beschränkt also die Wirkung des thierischen Düngers auf die Mittheilung einer geringer darin enthaltenen und für die Pflanzen eigentlich überflüfsigen Quantität von Ammoniak, so wie auf die Darreichung von Salzen. Consequenterweise hätte der Verf. den Rath geben müssen, den Dünger wegzulassen und den Acker zu salzen. Aber auch über die Wirkung der Salze als Reizmittel hat der Verf. nicht einmal eine Ahnung, er sieht sie nur als Ingredienzien

Digitized by Google

seiner Stoffzusammensetzungen an, obgleich darin oft gar keine Salze m hr vorkommen, wie im Stärkmehl, den Oelen, dem Gummi. Dafs es vegetabilische Düngung ohne Ammoniak (blofse Dammerde) giebt, scheint der Verf. gar nicht zu kennen. Sie kann nämlich seiner Theorie nach nicht existiren. Dafs in der That nicht alle Wiesen ewig ohne Düngung fruchtbar, dafs vielmehr nur die, jährlich schlammigen Ueberschwemmungen ausgesetzten Oder- Spreewiesen, wie der mesopotamische und ägyptische Deltaboden fruchtbar bleiben, dagegen die einer solchen Fruchtbarmachung entbehrenden sogenannten Brücher gänzlich unfruchtbar werden, scheint der Verf. gar nicht zu kennen. In Irland hätte er es in Grofsem sehen können.

Die ganze Dünger- und Culturlehre des Verf.'s ist ein willkührliches und auf's Gerathewohl hingehendes Umhertappen ohne Grund und Zusammenhang; allein aus dem Grunde, weil dem Verf. die wahre Bedeutung der Pflanzennahrung, als Lebensbedingung, nicht klar geworden, und weil er von dem organischen Procefs, den Functionen des Pflanzenlebens, von lebendiger Assimilation der Nahrung keine Ahnung hat, also auch das Verhältnifs der Lebensbedingungen zum Lebensprocefs, worauf in der Cultur alles ankömmt, nicht im entferntesten einsehen konnte.

Auch wenn der Verf. nur die Lehre von den Lebensbedingungen der Pflanze hätte abhandeln wollen, so würde er sich schon in der gröfsten Einseitigkeit befinden, da er nur von der Nahrung, also von einer einzigen Lebensbedingung der Pflanze, handelt. Nun aber sind zum Pflanzenleben noch viele andere Lebensbedingungen nöthig: das Licht, die Wärme, das Wasser, die Luft, deren vereinte Einwirkung auf das Pflanzenleben nothwendig ist, so dafs auch die Stellung dieser gesammten Lebensbedingungen in der Cultur durch Kunst zu geben ist. Vielmehr als dem Einflufs der Nahrung ist oft der Einwirkung des Lichts, der Wärme, der Feuchtigkeit, dem physikalischen Zustand des Bodens auf die Vegetation zuzuschreiben, ohne dafs der Verf. diese verschiedenen Wirkungen nur im Entferntesten zu unterscheiden gewufst hätte. Unter solchen Umständen mufste es dem Verf. unmöglich werden, irgend eine umfassende Culturregel zu geben, indem die Lebensbedingungen im Verein auf die Pflanze wirken, der Verf. aber nur eine der Lebensbedingungen aus diesem Verein abhandelt, dann aber das wahre Verhältnifs dieser einen Lebensbedingung zum Lebensprocefs nicht im entferntesten erkannt hat. Der Oekonom hat bei der Cultur nicht allein an die Nahrung der Pflanze zu denken, sondern auch auf die Verhältnisse aller übrigen Lebensbedingungen, die Lage des Bodens gegen Licht, die atmosphärische und Erdfeuchtigkeit, die Boden- und Lufttemperatur, die Fähigkeit, Wärme und Feuchtigkeit zu halten u. dergl. mehr. Die Bodenlehre selbst ist durch die chemischen Bestandtheile, aus denen Hr. L. alles ableiten will, noch gar nicht gegeben; hier kommen oft noch viel mehr die physikalischen Eigenschaften: Lockerheit, Dichtigkeit, Farbe, Verkleinerungszustand in Betracht, welche die Bodengüte bedingen. Nach L.'s Theorie, wonach einerseits die Nahrung die einzige Culturbedingung ist, andererseits aber die Nahrung hauptsächlich aus der Luft und nicht aus dem Boden stammt, ist es freilich schwer, dem Boden überhaupt eine Bedeutung für das Pflanzenwachsthum zu geben. Guter und schlechter Boden, Bonitirung, würde nach L.'s Theorie gar nicht bestehen; denn gerade das worauf die Boniteure sehen: die Dammerde, den Thongehalt, Festigkeit des Bodens hätte keinen Zweck, wenn die Luft Hauptquelle der Pflanzenernährung wäre. Der Verf. hätte vorschlagen sollen, dafs man von jetzt ab die Luft bonitiren liefse.

Andererseits nun aber reicht die Kenntnifs der Lebensbedingungen ohne die Kenntnifs der inneren Organisation und der Functionen der Pflanze für die Culturzwecke nicht aus. Die Lebensbedingungen können sämmtlich nicht wirken, *wenn die Pflanze keine lebendige Empfänglichkeit besitzt* durch sie erregt zu werden. Der Oekonom mufs also verstehen, diesen inneren Zustand der Lebenserregung zu erzeugen und zu erhalten, bevor die Lebensbedingungen entsprechende Reactionen in der Pflanze hervorzubringen im Stande sind. Die Nahrung wird z. B. auf eine gebleichte, schwache, im Baumschatten der Gärten aufgewachsene Kartoffelpflanze ganz anders wirken, als auf eine im Licht des freien Feldes erwachsene. Hat die Pflanze nicht die rechte innere Organisation und Lebenserregung, besitzt sie nicht den gehörigen Grad von Empfänglichkeit, so helfen ihr alle Lebensmittel nicht: Nahrung wird ihr vergebens geboten, wenn sie solche nicht zu verdauen im Stande ist. Hat die Pflanze aber den gehörigen Grad der Lebensenergie, so kömmt

Digitized by Google

es auf genaue quantitative Verhältnisse der Nahrungsbestandtheile viel weniger an, weil die Kraft der organischen Verarbeitung die Stoffe überwindet. Die Gesammtstoffbildung in der Pflanze wird daher oft viel weniger durch die Bestandtheile der Nahrung, als durch die Einwirkung der reizenden Lebensbedingungen: Licht, Temperatur, Feuchtigkeit bestimmt. Man gebe z. B. den Tropenpflanzen in den gemäfsigten Zonen eine Nahrung, welche man wolle; sie werden dadurch niemals die tropische Stoffbildung erhalten: man wird Gewürze, Kaffee, Zucker in kälteren Gegenden nicht ziehen.

Verschiedene Pflanzen werden ihrer Organisation und Lebenserregung gemäfs aus *derselben* Nahrung bei Mitwirkung der übrigen Lebensbedingungen ganz *verschiedene* Stoffe bilden. Ja dieselben Pflanzen, wie der Baldrian, manche Doldenpflanzen, werden bei verschiedener Licht-, Temperatur- und Feuchtigkeitseinwirkung aus derselben Nahrung verschiedene Stoffe bilden. Man ist also ungeachtet alles Einflusses der Nahrung auf die Stoffbildung im Ganzen dennoch nicht im Stande *allein* durch die Nahrung die Stoffbildung in der Pflanze zu leiten. Schon bei der Krystallbildung sehen wir, dafs dieselben Krystallformen aus Stoffen von verschiedener chemischer Zusammensetzung sich bilden (man vergleiche nur die Edelsteine) und hinwiederum, dafs Stoffe von gleicher chemischer Zusammensetzung in verschiedenen Formen krystallisiren; wie vielmehr ist die organische Gestaltung von den chemischen Bestandtheilen und deren Verwandtschaften unabhängig! An die Stelle der chemischen Verwandtschaft tritt hier der organische Procefs; an die Stelle der Stoffe die organische Form. Selbst wenn die Chemie der Stoffzufuhr und der Stoffumwandlungen hinreichte die organische Ernährung zu erklären, so müfste die Erklärung doch hierbei ihr Ende erreichen, weil die organischen Thätigkeiten aus chemischer Verwandtschaft nicht erklärlich sind. Die organischen Bildungen haben auch organische Wirkungen, während niemals von den chemischen Stoffen gesagt werden kann, dafs sie lebendige Wirkungen und Eigenschaften hätten. Die Stoffe haben chemische Verwandtschaften, andere chemische Eigenschaften, aber keine lebendige Selbsterregung, keine Reizbarkeit und Bewegung, keine Empfindung. Dies sind Eigenschaften der organischen Form und nicht der chemischen Stoffe. Alles was hier zugegeben werden kann, ist dies, dafs die Art der Stoffbildung der Nahrung einen Einflufs auf die daraus entstehende organische Bildung hat, aber dieser Einflufs ist ein mittelbarer und sehr bedingter; wie überhaupt die Stoffe nur Lebensbedingungen sind, und nicht die Lebenserregung und die organische Form selbst bilden, also nicht an die Stelle der Organisation selbst treten, wie man es voraussetzt, indem man durch Vergleichung der chemischen Bodenanalysen und der Pflanzenanalysen das Wachsen und Blühen der Pflanzen ergründen zu können meint.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXVI.

Ephesiaca. Scripsit Ernestus Guhl, ph. Dr. Accedunt tabulae tres. Berolini 1843. 8.

Bei dem lebendigen Interesse, welches sich in den letzten Jahren für die Erforschung Kleinasiens gezeigt hat, darf auch die vorliegende, den Herren Boeckh, Gerhard und Toelken gewidmete, mit Fleifs und Liebe zur Sache gearbeitete Schrift auf die freundliche Anerkennung des betheiligten Publicums rechnen. Sie behandelt, wie es in Monographien dieser Art bereits stehend geworden ist, in vier Abschnitten die Geographie, die Geschichte, den Cult und die wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen der Stadt, und gleich der erste dieser Abschnitte erhält manche neue und erwünschte Aufklärung besonders dadurch, dafs dem Verf. die Resultate der Forschungen des Herrn Kiepert zu Gebote standen, welchem wir auch die beiden, in künstlerischer Hinsicht etwas unvollkommenen, aber für die Orientirung zweckmäfsigen und auf eigenen Untersuchungen beruhenden Charten von dem Terrain der Stadt und der Umgegend verdanken. Die Geschichte der Stadt ist von den frühesten Zeiten bis auf das Jahr 41 vor Chr. geführt, und schliefst mit einem Abschnitt über die Verfassung von Ephesus, welcher ebenfalls eine fleifsige Zusammenstellung des bereits verarbeiteten Materials enthält, aber bedeutend würde gewonnen haben, wenn der Verf. ein tieferes Eingehen auf diejenigen Fragen nicht gescheut hätte, die jetzt mit Hülfe der Boeckhschen Inschriften auf ganz andere Weise behandelt werden können, als sie von van Dale, Eckhel oder Tittmann behandelt sind. Wir wollen nur Eines anführen. Der Verf. identifizirt p. 75 ohne Weiteres die γερουσία und die βουλή, obgleich auch in den beiden Stellen, die er anführt, Strab. 14, p. 640. Boeckh C. I. n. 2987 b. diejenige Verschiedenheit beider Behörden deutlich hervortritt, welche schon Tittmann Gr. Staatsverf. p. 481 f. anerkennt, und die jetzt für Smyrna (s. C. J. n. 3270, 3290, vergl. 3281, 3318), Philadelphia (s. n. 3417, 3420, 3421), Sardes (n. 3462), Aphrodisias (n. 2810 b. in add.) und mehrere andre Städte unwiderleglich feststeht. Worin aber der Unterschied beider bestand, konnte grade in Beziehung auf Ephesus aus der angeführten Stelle des Strabo nachgewiesen werden, in welcher deutlich gesagt wird: ἦν δὲ γερουσία κατα-

Digitized by Google

γραφομένη· τούτοις δὲ συνήεσαν οἱ ἐπίκληροι καλούμενοι· καὶ διῴκουν πάντα, d. h. die γερουσία (συνέδριον τῶν γερόντων n. 3281, 3417, 3421, 3749) bestand aus lebenslänglichen, wie in Rom und den römischen Municipien in einem Album nach einer bestimmten Ordnung verzeichneten Mitgliedern, die ἐπίκληροι bilden dagegen die βουλή, die, wie auch der Verf. bemerkt, aus den Phylen gewählt wird, in der Art, wie dies in Cyzicus geschah. S. Boeckh n. 3663. Unter den γέροντες sind wohl die zu verstehen, die eine gewisse Anzahl städtischer Aemter verwaltet haben, und von der Uebernahme solcher nun dispensirt sind, (οἱ ἄρξαντες πάσας τὰς ἀρχὰς καὶ λειτουργίας n. 3422. οἱ πάσαις ταῖς τῆς πατρίδος ὑπηρεσίαις χρηστοί n. 3496. οἱ τὰς μεγίστας ἀρχὰς καὶ τὰς λοιπὰς λειτουργίας τῇ πατρίδι ἐκτελέσαντες n. 3462, 3193) was namentlich aus der Stelle des Vitruv 2, 8 hervorgeht, wo derselbe sagt, die Sardianer hätten das Haus des Crösus bestimmt Collegio seniorum, ad requiescendum aetatis otio, obgleich einmal ein γερουσιαστής noch später βούλαρχος wird (C. J. n. 3421). Ueber das Verhältnifs beider Behörden liefs sich aus Vergleichung anderer Staaten eine Vorstellung gewinnen, da dasselbe in Sparta vorkommt (B. C. J. Vol. I. p. 64), auch, um anderes nicht anzuführen, in Carthago (Liv. 30, 16). Aber wir wollen das Material hierüber nicht erschöpfen, sondern nur andeuten, dafs hier noch ein weites Feld der Untersuchung war; das Eine möchten wir noch hinzufügen, dafs die Stelle des Strabo demjenigen eine Bestätigung giebt, was wir in einem in diesen Tagen in der Zeitschr. f. Alterthumsw. erscheinenden Aufsatz in Betreff des Logisten, den der Verf. ebenfalls p. 74 sehr kurz abfertigt, zu beweisen gesucht haben, dafs nämlich in römischer Zeit dieser die καταγραφή (lectio) der Gerusia hat, und dafs es deshalb in der angeführten Ephesischen Inschrift heifst λογιστὴν δοθέντα τῇ γερουσίᾳ. Eine ähnliche Zusammenstellung des bearbeiteten Materials giebt der Abschnitt über die Literatur, ohne dafs derselbe auf ausführlichere Untersuchungen einginge. Bei dem Dichter Musaeus p. 147 hätte noch Passow zum Musaeus p. 90, bei dem Menecrates ebendas. Meineke im Delectus poett. Anth. p. 206 benutzt werden können; des Letzteren Aufsatz über den Alexander von Eph. (Anall. Alex. p. 371 ff.) konnte der Verf. noch nicht benutzen. Mit besonderer Liebe sind die Capitel über den Cult und die Tempel gearbeitet, sie enthalten eine durchaus neue Untersuchung, deren Verdienst wir anerkennen, obgleich wir über den Mittelpunct derselben, den Cult der Ephesischen Diana mit dem Verfasser nicht einerlei Meinung sind. Der Verf. stellt die Meinung auf, dafs der älteste Name dieser Göttin Upis, diese Upis aber eine pelasgische Göttin gewesen sei, und dafs ihre Darstellung als multimammia sie als eine Göttin der Quellen und des Wassers charakterisire; er beweist, dafs die Diana vielfach als Wasser und Quellengöttin verehrt sei (hier konnte noch verglichen werden Aristid. Vol. I, p 503 Dind. τὴν Θερμαίαν Ἄρτεμιν, ἣ τὰς πηγὰς τὰς θερμὰς ἔχει), und behauptet, dafs die Göttin nicht von der Stadt Ephesus den Namen hat, sondern die Stadt von der Göttin, und dafs dieser Name von ἐφιέναι abzuleiten sei und „die pfeilschiefsende" bedeute. Dafs nun die altpeloponnesische Artemis mit Quellen und Flüssen in Verbindung steht, hat schon Müller Dor. I, p. 375 anerkannt; ebenderselbe aber hatte p. 388 den Cult der ephesischen Artemis als gänzlich singulär und dem Hellenischen fremd bezeichnet, und es giebt wenig Puncte, in welchem die Mythologen aller Richtungen so einstimmig sind, als in dieser Ansicht. Zu entschieden sprechen dafür die barbarischen Namen der Priester Ἐσσὴν und Μεγάβυζοι und der Umstand, dafs diese Priester Castraten sind, welcher allein die Diana von Ephesus ebenso wie die Cybele als asiatisch charakterisirt, um nicht von der Gestalt der Göttin zu reden, die der Verf. allerdings dem pelasgischen Charakter zu vindiciren sucht. Was degegen die Ansicht des Verf. betrifft, so wird gleich der erste Satz der ganzen erwähnten Argumentation „antiquissimum hujus deae nomen Upin fuisse omnia docent" (p. 80) nicht leicht von irgend jemand zugegeben werden. Denn was der Verf. in der Note anführt „Timotheus ap. Macrob. 5, 22 ὑμνῆσαι ταχέων Ὤπιν βλήτειραν ὀϊστῶν," welcher Vers übrigens, wie Macrob. ausdrücklich bemerkt, dem Alexander Aetolus angehört, in dessen Fragment nur erzählt wird, dafs die Ephesier, bei der Dedication ihres Tempels ein Gedicht auf die Göttin beim Timotheus bestellten (s. Mein. Anall. Alex. p. 225 ff.), beweist ebenso wenig als die Stelle des Callimachus, da diese gelehrten Dichter grade das Entfernte zu combiniren pflegen, und auf eine ähnliche Autorität hin die Upis auch für die Nemesis erklärt werden kann (S. Jacobs ad Anth. Vol. IX, p. 373). Es bleibt somit nur noch eine Beweisstelle aus Cic. de N. D., in welcher es heifst: eam (Dianam) Graeci saepe Upim paterno nomine appellant, ohne dafs darin die ephesische Göttin speziell bezeichnet wird. Schon Creuzer, der in der Combination verschiedenartiger Dinge nicht bedenklich zu sein pflegt, hätte durch das „vielleicht", das er seiner Bemerkung über die Upis (II, p 121) voranschickt, den Verf. vorsichtig machen sollen; denn mit der Unsicherheit dieses einen Satzes ist es um die ganze Argumentation geschehn, und wir erwähnen nur noch, dafs auch die Etymologie des Namens, die der Verf. annimmt, mit dem aufgestellten Grundbegriff der Göttin in gar keinem Zusammenhange steht. Wir fügen noch als etwas Einzelnes hinzu, dafs bei der Diana Leucophryene (nicht Leucophryne) p. 103 die Bemerkung von Boeckh C. J. n. 2914 unbeachtet gelassen ist; dafs die σκολιὰ ἔργα in der bekannten Stelle des Strabo, in Betreff deren wir übrigens dem Verf. (p. 187) beistimmen, auch an Broenstedt Reisen und Unters. in Griechenl. II. p. 161 einen Vertheidiger gefunden haben, dafs über den Timotheus und die mit seiner Zeit zusammenhängende Restauration des Tempels der Diana jetzt Meineke Anall. Alex. p. 372 einen neuen Aufschlufs giebt, endlich, dafs der Ausdruck συγγενὶς συγκληρικῶν in der Inschrift C. J. n. 2995, den der Verf. p. 75 nicht versteht, darauf geht, dafs die in der Inschr. vorkommende Aurelia Aratis mit römischen Senatoren verwandt ist, welcher Verwandtschaft mit Senatoren (s. besonders n. 2782), Consularen (n. 3497), Asiarchen (n. 3421) und berühmten Leuten überhaupt (n. 3461) besonders in asiatischen Inschriften oftmals gedacht wird. Auf die Latinität hätte der Verf. etwas mehr Sorgfalt verwenden sollen.

Marquardt.

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. Justus Liebig. Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. Dr. J. Liebig in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. F. X. Hlubeck.

(Fortsetzung.)

Die verschiedene Fruchtbarkeit der verschiedenen Jahre, die ganz verschiedene chemische Constitution der Früchte verschiedener Jahre, findet bei ganz gleicher Nahrung der Pflanzen Statt. Der Landmann düngt alle Jahre auf dieselbe Weise, aber Qualität und Quantität seiner Früchte werden in verschiedenen Jahren ganz verschieden sein, nach der erregenden Einwirkung der übrigen Lebensbedingungen. Die chemische Consumtionslehre, die Proportionslehre von Stickstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, welche die Pflanzen bedürfen sollten, nützt hier praktisch zu gar nichts; aus keinem anderen Grunde als weil die Aneignung (Assimilation) der Nahrung ein biotischer und kein chemischer Procefs ist; weil eine Verarbeitung zur organischen Form und deren Erregung aller organischen Stoffbildung zu Grunde liegt.

Nahrung ist nöthig; es kömmt auf ihre Qualität innerhalb gewisser Breiten etwas an; aber nicht so viel als man nach den chemischen Lehren glaubt. Dies ist bei Pflanzen ähnlich wie bei Thieren und Menschen. Die lebendige Disposition und Erregung des Magens entscheidet darüber, ob jemand besser Fleisch oder Fisch, Rüben oder Kartoffeln oder Obst verdaut; aus den chemischen Elementen, die in diesen Nahrungsmitteln vorhanden sind, läfst sich keinerlei Schlufs auf die daraus zu bildenden organischen Bestandtheile machen. Die reichste Nahrung schadet einem Magen, der sie nicht verdaut. Thomas Parre lebte 152 Jahr von einfacher ländlicher Nahrung, und starb an den schönen Gerichten, womit ihn der König von England bewirthen liefs, sehr bald. Eine gute Organisation bildet aus schlechter Nahrung gutes Blut und in einem verdorbenen Magen gehen die gesuchtesten Speisen mit allen Stickstoff-, Kohlenstoff-, Wasserstoffproportionen in Fäulnifs und Zersetzung über. Nicht blofs reiche Nahrung, sondern selbst alle übrigen Lebensbedingungen können da sein, und dennoch kann es sein, dafs die Pflanzen aus organischen inneren Ursachen schlecht wachsen. Ich habe gefunden, dafs ein auf früh gesäeten Hafer einwirkender Nachtfrost die Lebenserregung der Pflanzen so sehr schwächen kann, dafs sie sich im reichsten Boden und unter den günstigsten übrigen Lebensverhältnissen nicht wieder erholen.

Wie wichtig wirkt in diesem Betracht die Beackerung der blofs mechanische Zustand des Bodens auf die sich bildende Lebensenergie der jungen Pflanze! Aller Reichthum an Nahrung kann bei schlechter Beackerung vergebens sein.

Die organischen Stoffe, welche sich in den Blättern, Wurzeln, Früchten und Saamen der Pflanzen bilden (Gummi, Zucker, Eiweifs) sind also nicht unmittelbare Zusammensetzungen aus den Stoffen der Nahrung, sondern mittelbare Producte der organischen Verarbeitung unter Mitwirkung der Gefäfse, Zellen und Secretionsorgane. Ihre Bildung hängt ab von dem Zustand der Lebenserregung in diesen Organen und von der Vollkommenheit der Verarbeitung der assimilirten Nahrung zu Lebenssaft. Auf diese Art allein kann eine solche Verschiedenheit von Stoffen in verschiedenen Pflanzen, gemäfs ihrer inneren Organisation, sich aus derselben Nahrung bilden. Um dies zu verstehen, müssen wir eine organische, nicht eine chemische Pflanzenphysiologie erstreben. Aus denselben Elementen in der Pflanzennahrung (Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff) bringt die eine Pflanze Harz, die andere ätherisches Oel, die dritte fettes Oel, Zucker u.

Digitized by Google

s. w. hervor; und wieder andere erzeugen mehrere dieser Stoffe zugleich; alles gemäfs der Beschaffenheit der inneren Organe, worin sich diese Stoffe bilden; und nach den Veränderungen, die diese in verschiedenen Lebensperioden erleiden. Die Stoffe sind also nicht aus der chemischen Natur der Nahrung, sondern vielmehr aus der Form der inneren Organe und deren Erregung zu begreifen; weil die Stoffveränderungen den Formveränderungen der Organe parallel laufen. Hier kann nur die Physiologie, die Lehre vom Lebensprocefs, nicht die Chemie Auskunft geben. Es ist der Gang des inneren organischen Räderwerks, wodurch auch die Stoffbildung getrieben wird, und wodurch die Verschiedenheiten derselben bedingt erscheinen. Ein veränderter Zustand der Lebenserregung, veränderte Contraction, Erschlaffung der Gewebe, ändern auch die Stoffproduction. Die Natur der Stoffbildung hat also in der Form und Erregung der Organisation ihren Grund und nur dadurch kann sie bei der Cultur der Pflanzen geleitet werden. Es kommt aufserordentlich viel auf den Erregungszustand des Lebens in den Organen der Pflanze an.

Verschiedene Pflanzen sind sogar auch in ihrer Anaphytose äufserlich, entsprechend der Aufnahme ihrer Nahrung oder der Stellung zu ihren übrigen Lebensbedingungen organisirt, und hier kömmt es darauf an, dafs die Einwirkung der Lebensbedingungen dieser Organisation entsprechend bleibt. Die sogenannten fetten Pflanzen mit fleischigen Blättern oder Stengeln haben wenig Wurzeln und müssen also mehr Nahrung aus der Luft saugen, wogegen andere mit ausgebreiteten Wurzeln eine gröfsere Menge Nahrung aus dem Boden zu nehmen organisirt sind. So finden wir, dem Licht, der Feuchtigkeit entsprechend, eigenthümliche Modificationen der inneren und äufseren Organisation. In diesem Betracht ist die Liebig'sche Nahrungslehre viel zu allgemein gehalten, indem nicht nur viele Pflanzen ihre Nahrung gänzlich aus der Luft, andere gänzlich aus dem Boden nehmen, andere aber auf beiderlei Art ihre Nahrung einsaugen. Zur Aufnahme der im Wasser gelösten Kohlensäure des Bodens, gehört nämlich eine andere Organisation der Aufnahmeorgane als zur Aufnahme der gasförmigen Kohlensäure aus der Luft.

Wir können nicht weiter in die theoretischen Unvollkommenheiten des vorliegenden Buchs eingehen, was auch um so weniger nöthig ist, als es sich an dem Prüfstein der Praxis selbst vernichtet. L. ist nicht im Stande von einem einzigen seiner Sätze eine praktische Anwendung zu machen, und der Inhalt seiner Capitel über Cultur, über Brache, über Wechselwirthschaft ist ein wahrer Spott auf die Ueberschriften. In seiner Lehre von der Wechselwirthschaft beschäftigt er sich mit dem Aschengehalt der Pflanzen und dem Salzgehalt des Bodens, indem er glaubt, dafs die salzigen Bestandtheile des Bodens gemäfs den verschiedenen darauf zu bauenden Pflanzen wechseln müfsten. Nun sind aber gerade die mineralischen Bestandtheile des Bodens Dasjenige in ihm, was sich immer gleich bleibt, und durch die gewöhnliche Culturweise niemals wechselt, während die Stoffe der organischen Residuen wechseln und vorzüglich die Bodenbeschaffenheit ändern. Der Verf. sucht also hier den Grund des Fruchtwechsels im Unveränderlichen des Bodens, während er das wirklich Wechselnde als unveränderlich ansieht. Die Frage dabei ist, kann der Verf. auf seine Theorie irgend eine praktische Regel für die Cultur der Pflanzen gründen? Wir halten es für unmöglich, und der Verf. selbst hat es gar nicht versucht, solche praktische Regeln zu geben, die man also vergebens da sucht, wo man sie vermuthen mufs. Die wahre Bedeutung der mineralischen Salze, als Lebensreize für die Pflanze, erkennt der Verf. durchaus nicht, sondern er hält sich nur an die Anwesenheit der Salze in den Residuen der todten Pflanze und betrachtet sie, gleich den organischen Gebilden, als organische Elemente der Zusammensetzung der Pflanze, während es nur todte Ablagerungen sind, die, nachdem sie ihre erregende Wirkung auf die organischen Gewebe der Pflanze ausgeübt haben, mit den verbrauchten Gebilden als todte Absätze abgelagert werden, sich daher häufig in Krystallform in diesem Zustande finden, und höchstens in die Skelettbildung und die Verholzung der Organe eingehen. In Betreff der erregenden Wirkung der Salze wäre übrigens ein viel specielleres Eingehen auf das verschiedene Bedürfnifs derselben in den verschiedenen Familien, Gattungen und Arten der Pflanzen nöthig gewesen, weil verschiedene Pflanzen verschiedene salzige, wie auch andere, Reize lieben, wie auf der anderen Seite wieder dieselben Pflanzen, je nach dem Boden ganz verschiedene Salze zu denselben Zwecken in sich aufnehmen, ohne in ihrer Ve-

Digitized by Google

getation dadurch eine merkliche Veränderung zu zeigen. Diese Verschiedenheiten beruhen übrigens mehr auf einer Verbindung gleicher Basen mit verschiedenen zum Theil in der Pflanze umgebildeten oder erzeugten Säuren, als auf Verschiedenheit der Basen; daher wir denn nach der Verbrennung ein im Allgemeinen so sehr übereinstimmendes Verhalten der Pflanzenaschen finden, was der Verf. alles nicht berücksichtigt.

Es ist nicht nur, dafs L. keine praktische Culturregel aus seinen chemischen Theorieen hat ableiten können, sondern die meisten seiner Behauptungen widersprechen den entschiedensten praktischen Erfahrungen ganz und gar. So behauptet der Verf. in seiner Lehre vom Dünger, „die festen und flüssigen Excremente eines Thiers haben als Dünger für diejenigen Pflanzen den gröfsten Werth, welche dem Thiere zur Nahrung gedient haben". Er will uns aufbinden, der Koth der Schweine, die mit Erbsen und Kartoffeln ernährt worden, sei am meisten zur Düngung von Erbsen- und Kartoffelfeldern geeignet. Man mufs einer Kuh Heu und Rüben geben, um einen für Rüben passenden Dünger zu erhalten. Aber jeder Landwirth weifs, dafs der Schweinemist, gleichviel, womit die Schweine gefüttert waren, der schlechteste von allen Düngerarten für alle Pflanzen ist, und dafs unter allen Umständen, Erbsen und Kartoffeln z. B., nach Schaafdünger unendlich besser gedeihen, als nach Schweinedünger, mögen die Schweine mit Erbsen oder Roggen oder Buchwaizen oder Eicheln oder einer anderen Nahrung gemästet sein. Das eigenthümliche Verhalten des Schweinedüngers liegt in der Organisation des Verdauungsapparats der Thiere und nicht in der Nahrung, wie der Verf. glaubt, ferner darin, dafs nach den gewöhnlichen ökonomischen Einrichtungen der Harn dieser Thiere abfliefst und nicht mit dem Dünger in Verbindung bleibt. Aehnliche eigenthümliche Verhältnisse finden sich beim Kuhdünger, wobei die Bestandtheile der Nahrung gar keine merkliche Veränderung hervorbringen.

So behauptet der Verf. ferner ebendaselbst, dafs, wenn die Nahrung der Thiere oder des Menschen in ihrer Asche lösliche phosphorsaure Salze zeige (wie Mehl, Fleisch), so enthalte der Harn wieder lösliche phosphorsaure Salze, wie phosphorsaures Natron, beim Menschen und den fleischfressenden Thieren. Wenn aber die Asche des Futters kein lösliches phosphorsaures Salz gebe (wie Heu, Rüben, Kartoffeln), so sei der Harn frei von phosphorsauren Salzen und man fände dann phosphorsaure Erden in den Excrementen, wie bei den grasfressenden Thieren. Allein die Erfahrung lehrt, dafs ohne Veränderung der Nahrung bei Menschen und carnivoren Thieren in Krankheiten anstatt der löslichen phosphorsauren Salze so viel phosphorsaurer Kalk sich bildet, dafs er zu Harnsteinen in der Blase krystallisirt, und andererseits haben die, mit mehligen Körnern gefütterten, Pferde, die nach des Verf.'s Theorie also lösliche phosphorsaure Salze im Urin haben müfsten, gar keine phosphorsauren Salze im Urin, sondern hauptsächlich kohlensauren Kalk, und in den Excrementen enthalten sie, ungeachtet die Saamen, womit sie gefüttert wurden, lösliche phosphorsaure *Alcalien* enthielten, nur phosphorsaure *Erden*. Im übrigen ist, abgesehen von diesen praktischen Widersprüchen, die Ungenauigkeit des Verf.'s so grofs, dafs er in den mehligen Getraidesaamen nur phosphorsaure Alcalien annimmt, während fast gleiche Antheile von phosphorsaurem Kali und phosphorsaurem Kalk in der Asche dieser Saamen gefunden werden. Und so überall.

Wie weit der Verf. in seiner chemischen Erklärung der Wirkung der Lebensbedingungen und der Aufsendinge überhaupt auf organische Körper, man möchte sagen blindlings, sich verirrt, sieht man auch an seinen Aeufserungen über die Wirkung der Arzneien und Gifte, die er in seiner dieser Schrift beigegebenen Abhandlung über Gifte, Contagien, Miasmen mittheilt, die wirklich an's Spafshafte grenzen. Das Purgiren, sagt der Verf., geschehe durch eine Verdünnung der im Darmcanal abgelagerten festen Stoffe durch die salzigen Purgirmittel, ohne zu bedenken, dafs harzige, ölige, scharfe Purgirmittel doch diese festen Stoffe nicht verdünnen können. Der Sublimat und Arsenik sollen giftig wirken, indem sie das Gehirn unverweslich machen, daher denn das Gehirn keine Stoffmetamorphosen, wodurch es lebendig sei, mehr erleiden könne, so dafs auf diese Art sein organisches Leben vernichtet werde. Der Verf. denkt nicht daran, dafs wenige Gran Sublimat, die einen Menschen tödten, ganz von der empirisch-chemischen Seite betrachtet, nicht hinreichen, ein ganzes Gehirn, viel weniger einen ganzen lebendigen Körper, unverweslich zu machen, und dafs, wenn dies auch der Fall wäre, der

Digitized by Google

Körper, so lange er lebt, ja ohnehin schon nicht verwest, sondern sich gegen die Verwesung erhält, und im gegenwärtigen Fall alles darauf ankömmt, wie die Lebenserregung getödtet wird. Der Verf. scheint aber eben so wenig zu wissen, dafs der Sublimat im Körper bald zersetzt, in Calomel umgebildet wird und nun seine unverweslich machende Kraft nicht mehr ausüben kann. Die Widersprüche solcher Theorieen gegen die Lebenserscheinungen bei Vergiftungen dürfen wir ganz übergehen. Man sieht, dafs der Verf. sich nicht begnügt, eine Chemie der Organisation zu geben; nein, er giebt auch eine psychische Chemie, eine Chemie der Gedanken, die ihm aus dem Schwefel, Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff des Gehirneiweifses zusammengesetzt sind. Während die organische Physiologie sich schon gegen die Annahme sträubt, dafs die chemischen Stoffe *organische* Wirkungen produciren sollten, erlebt man hier sogar, dafs in den Stoffen auch *geistiges* Leben gesucht wird. Wann werden wir aus der Zeit der organischen Chemieen und der chemischen Physiologieen herauskommen?

Wenden wir uns zum Schlufs noch der ernsteren Seite des Buchs zu und werfen uns die Frage auf, wie es möglich ist, dafs ein so sehr, sich selbst nicht minder, wie der Natur seines Gegenstandes widersprechendes Werk sich eine allgemeinere Theilnahme hat verschaffen können, so ist diese Frage nur zu beantworten, wenn man sich den zeitigen haltungslosen Zustand der Wissenschaften vom organischen Leben vergegenwärtigt, wodurch der weitersehende Zeitgeist nicht mehr befriedigt wird, ohne dafs es gelingen wollte, diese Befriedigung auf andere Weise zu erhalten. Der Organismus ist das grofse Räthsel, dessen Lösung uns seit Jahrhunderten aufgegeben ist. Die alten Griechen und Römer kannten die Aufgabe gar nicht, denn bei ihrer Ansicht von der Harmonie aller Thätigkeiten in der Natur, legten sie dem organischen Leben dieselben Elementarqualitäten als Ursache zu Grunde, wie der anorganischen Natur. Der Unterschied ist erst im Mittelalter durch die Araber gefühlt, dann in der Reformationszeit bestimmter zum Bewufstsein gebracht worden, seitdem man den Dynamismus oder die organische Kraftlehre im Gegensatz gegen den Chemismus erfand. Dieser Dynamismus ist indessen eine negative Doctrin, indem sie die Ursache des organischen Lebens nur als nicht in Mechanismus und Chemismus liegend erkennt, aber die angenommene Lebenskraft (oder die einzelnen Kräfte: Bildungstrieb, plastische Kraft, wesentliche Kraft) als etwas Geheimnifsvolles, hinter dem Körper liegendes und ein für allemal Unbegreifliches ansieht, so dafs diese Lehre heut noch das Dämonische, Gespensterhafte behält, was sie im Mittelalter schon hatte. Dem gegenüber hat man in der Mechanik, im Chemismus es immer mit dem *Procefs* zu thun gehabt, und die darin thätigen Elemente zu unterscheiden gewufst. Die Kraft wurde hier durch die Verwandtschaft der Elemente erklärlich und somit spricht man nicht von einer chemischen Kraft, obgleich die Actionen hier eben so selbstkräftig sind, wie im Organischen. Dadurch erscheint im Chemischen alles viel mehr aufgeklärt auf seine letzten Gründe zurückgeführt, an die man sich nach dem Dynamismus in der Organik gar nicht wagen durfte. Dies allein enthält die Ursache, weshalb man sich in der Physiologie der Organisation durch die Lebenskraft niemals befriedigt fühlen konnte, obgleich man die Annahme der Lebenskraft nicht entbehren konnte. Man giebt nämlich hier von vorn herein zu, dafs man nach den Gründen der Lebenskraft weiter nicht fragen dürfe, dafs man gründlich in der Art, wie in der Lehre vom chemischen Procefs, nicht verfahren könne, weil die Lebenskraft unergründlich sei. Dies unbefriedigte Bedürfnifs hat aus der Physiologie selbst immer wiederholt in die Chemie zurückgeführt, so oft man auch daraus vertrieben wurde, und dies wird so lange geschehen, bis man in der Physiologie zu der Einsicht gekommen sein wird, dafs man über die bis jetzt herrschende alte Kraftlehre hinaus zu einem neuen Verfahren fortschreiten müsse. Der Dynamismus hat in die Physiologie ein *Glauben* an die Lebenskraft, anstatt des *Wissens* gesetzt. Dieser Glaube hat sich in alle Formen des Aberglaubens selbst des Fanatismus metamorphosirt, ohne dafs er jemals eine Einsicht in das Lebensgetriebe erlaubt hätte, und je weniger dies möglich war, desto mehr ist die Chemie wieder in die Physiologie eingedrungen; indem man, wie dies bei dem gegenwärtigen Werke der Fall gewesen, an die Wunderkraft der Chemie glaubte, wo man von der Lebenskraft verlassen war.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. Justus Liebig.
Beleuchtung der organischen Chemie des Hrn. Dr. J. Liebig, in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie von Dr. F. X. Hlubeck.

(Schlufs.)

Man sieht leicht ein, dafs diesem verzweiflungsvollen Zustande durch physiologische Verbesserungen im Einzelnen nicht abzuhelfen ist, sondern dafs hier eine Umgestaltung der Physiologie im Ganzen bevorsteht, *die ein neues Princip an die Stelle der Lebenskraft und der Lebenskräfte in dem alten Dynamismus setzt.* Wir haben diesen Weg seit einer Reihe von Jahren zu betreten und zu bahnen versucht, indem wir die alte Lehre der Lebenskraft in den Lebensprocefs aufgelöst haben, in welchem, anstatt der formlosen Stoffelemente im Chemischen, *organische Formelemente* die wirksamen Factoren sind. Die specielle Durchführung ist freilich von uns bisher nur in denjenigen organischen Functionen geschehen, die wir, wie die Lehre der Verdauung, der Circulation in den Thieren, die Lehre der Assimilation und Cyklose in den Pflanzen zum Gegenstand eigener Untersuchungen gemacht haben, und nur in den Werken über allgemeine Physiologie, über Verjüngung und Anaphytose sind Betrachtungen im Ganzen gegeben. An Widersprüchen hat es hier um so weniger fehlen können, je mehr man den alten Zustand als Maafsstab angenommen hat, unsere Lehre vom Lebensprocefs und den organischen Elementen der Organisation zu beurtheilen, etwas das von Grund aus vorfehlt ist, weil diese alte Lehre eben so sehr als das Unterschieben des Chemismus an ihre Stelle zu bekämpfen ist. Dafs der Geist der Wissenschaft hier zu neuer Entwickelung durchbrechen werde, ist keinem Zweifel unterworfen; das Bedürfnifs der Zeit selbst mufs dazu führen; aber ohne Kämpfe kann es nicht abgehen. Diese Kämpfe gestalten sich nun sonderbar genug so, dafs die Physiologie ihren Todesfeind, die Chemie, in ihren eigenen Eingeweiden beherbergt und unbewufster Weise so festhält, dafs man die Physiologie selbst erst zum Bewufstsein ihres anatomisch mechanischen und chemischen Zustandes zu bringen hat, um den Lebensprocefs von der zerstörenden Wirkung der chemischen Lehren zu befreien. Das andere ist dann die Begründung der Lehre vom organischen Procefs selbst, welche auch erst vielseitig gegen alle Vorurtheile und scheinbaren Widersprüche zu befestigen ist, um selbstkräftig gegen die anorganischen Theorien zu bestehen. Alles dieses würde weniger Schwierigkeit haben, wenn die Wissenschaft ihre ganze Kraft frei auf ihre Entwickelung wenden könnte, ohne auf äufsere Hindernisse zu stofsen. Indessen leben wir in einer Zeit, wo sich die politischen Associationen auch auf die Wissenschaften verbreiten, und hier geheime Partheien für gewisse Richtungen bilden, die weniger von Innen natürlich entwickelt, als von Aufsen künstlich gemacht und begünstigt werden, und deren Werbungen um so mehr als Hemmschuh einer freien Fortbildung wirken, je mehr dieser der treibende Lebenssaft entzogen und für egoistische Zwecke und morsche Vorurtheile abgeleitet wird. Nicht die Chemie allein ist es, zu der sich aus innerer Rathlosigkeit die Physiologie geflüchtet hat; auch die Physik und Mechanik ist von ihr aufgenommen worden. Die Physiologie ist jetzt ein mit Materialien aus allen Naturwissenschaften beladenes Schiff, dessen Inhalt der eine zu einer anatomischen Physik, der andere zur organischen Chemie und chemischen Physiologie, der dritte zur mechanischen Jatromathematik macht, während noch andere am besten zu verfahren glauben, wenn sie alle diese Dinge zusammengenommen äufserlich nebeneinander in ihr aufstapeln. Dafs sich so fremdartige Gemenge am Ende unter sich selbst erhitzen

Digitized by Google

und in allgemeine Zersetzung übergehen müssen, ist natürlich; aber bevor man nicht daran denkt, wohin man sich aus dieser allgemeinen Auflösung retten soll, wird immer keine gründliche Hülfe sein. Wir müssen die Physiologie nach dem Ebenbilde des Organismus selbst organisiren, wenn sie den wissenschaftlichen und praktischen Anforderungen genügen soll. Wir müssen Naturanschauungen von dem Gang und dem inneren Verlauf des organischen Processes zu gewinnen suchen. Auf Universitäten müssen eben so gut wie chemische auch organische und physiologische Laboratorien im wahren Sinne des Wortes eingerichtet werden, damit man durch Einsicht in den Gang des Lebens aus dem Aberglauben erweckt werde, dafs weil man Ammoniak, Kohlensäure, Harnstoff u. a. organische Residuen chemisch zusammensetzen kann, man auch einen lebendigen Menschen chemisch werde zum Vorschein bringen oder durch Stoffzufuhr wiedererzeugen können. Sonderbar genug, dafs man jetzt dem jungen Arzt die todte Natur in aller Breite versinnlicht, um ihm das Leben, was er regieren soll, zu verheimlichen. Sobald man indessen zum allgemeinen Bewufstsein dieser Zustände gelangt, kann es nicht fehlen, dafs das innere Licht der Wahrheit das trübe Gewölk nichtiger Vorurtheile durchscheine und den Baum der Wissenschaft sich durch sich selbst frei entwickeln lasse. Die Organik mufs sich zu einem Zustande herausarbeiten, in welchem sie der Chemie zur Erklärung der Lebensactionen nicht gebraucht, dann wird der Wahn der Physiologie, dafs sie in der Chemie ihr Heil finden könne, so wie der Wahn der organischen Chemie, dafs sie es zur Erzeugung lebendiger Jungen bringen könne, verschwinden.

Dr. C. H. Schultz.

XXXVII.

Semestrium ad M. Tullium Ciceronem libri sex. Scripsit Frid. Lud. Keller, antecessor Turicensis. Volumen I. Turici, impensis Orellii, Fuesslini et sociorum. Londini, Black et Armstrong. Amstelodami, J. Müller. Parisiis, A. Cherbuliez et soc.

Sechszehn Jahre sind verflossen, seitdem Hrn. Dr. Keller's Schrift über Litiscontestation und Urtheil den ungetheilten Beifall der Kenner des römischen Rechts gewann. Innerer und äufserer Beruf haben die wissenschaftliche Thätigkeit ihres Verfassers auch während dieses Abschnitts nicht rasten lassen, aber das öffentliche Leben nahm seine Kraft für andere Kreise in Anspruch und wies jene Thätigkeit in engere Schranken zurück. Es kann daher nur zur Genugthuung derer gereichen, welche den schriftstellerischen Arbeiten des Verf.'s mit Theilnahme zugesehen haben, wenn sie von ihm jetzt den Sallustischen Wahlspruch vernehmen: Igitur ubi animus ex multis miseriis atque periculis requievit et mihi reliquam aetatem a re publica procul habendam decrevi, non fuit consilium socordia atque desidia bonum otium conterere.

Die erste Frucht dieses Vorsatzes ist die anzuzeigende Schrift. Ihre Benennung semestria hat einen doppelten Grund. In jedem halben Jahr tritt ein Buch an's Licht: aber nicht blofs dieses periodische Erscheinen, auch die Entstehung aus Vorlesungen, welche der Verf. seit längerer Zeit fast in jedem academischen Semester über die rhetorischen Schriften und Reden Cicero's gehalten, hat Antheil an jener Bezeichnung.

Die semestria bilden die Vorarbeit zu einer kritischen Ausgabe und juristischen Erklärung der vier Reden des Cicero, welche man vorzugsweise die privatrechtlichen nennen kann. Nur von zweien derselben, der Rede pro Roscio comoedo und pro Tullio besitzen wir von Puchta und Huschke treffliche, der fortgeschrittenen Erkenntnifs des römischen Rechts entsprechende Expositionen. Zur Erläuterung der beiden andern, der Quinctiana und Cäciniana, ist etwas Umfassendes und Zusammenhangendes in neuerer Zeit nicht geleistet worden.

Die gerichtliche Rede enthält einen auf rechtlichen und factischen Prämissen beruhenden Syllogismus. Die erste Vorbedingung ihres Verständnisses ist mithin die Auffassung dieses allgemeinen Zusammenhanges. Aber die Anschauung des Ganzen ist wiederum abhängig von der Ergründung und kritischen Feststellung des Einzelnen: Interpretation und Kritik bedingen einander gegenseitig. Während nun die früheren Bearbeiter seit Hotman meistens nur die eine oder die andere dieser Richtungen verfolgen, sollen die semestria beide vereinigen, die vereinzelten Bestrebungen der Vergangenheit zusammenfassen, den in Handschriften und Ausgaben

Digitized by Google

vorhandenen kritischen Apparat ausnutzen, die Theilnahme der Zeitgenossen in Anspruch nehmen und so mit den gesammten Kräften der Vor- und Mitwelt etwas in seiner Art Vollendetes und Abgeschlossenes zu Stande bringen. Die Resultate der in ihnen enthaltenen und durch sie hervorgerufenen Vorarbeiten beabsichtigt der Verf. in einem Commentar zu einer künftigen Ausgabe jener Reden niederzulegen.

Eine Zugabe der semestria wird die juristische Erklärung anderer zerstreuter Stellen des Cicero bilden. Jedes Buch soll in einem oder mehrern Capiteln Excurse dieser Art enthalten. Dafs sie im ersten Buche fehlen entschuldigt Hr. Dr. Keller mit dem Reichthum der Quinctiana, welche den festgesetzten Umfang von zwölf Bogen allein schon ausfüllte.

Nach Vollendung jener durch die semestria vorbereiteten Ausgabe der privatrechtlichen Reden verheifst der Verf. ein ähnliches Unternehmen für die Verrinen, diese reiche Fundgrube für die Geschichte des Criminalprozesses und des gesammten öffentlichen Rechts der Republik.

Niemand wird anstehen, diese Pläne achtbar, lobenswerth, zeitgemäfs zu finden. Es fragt sich nur, wiefern sie durch das Geleistete verwirklicht und ihre fernere Erfüllung in Aussicht gestellt ist. Eine Uebersicht und Kritik der bis jetzt gewonnenen Resultate, so weit der Raum sie gestattet, wird die Beantwortung dieser Frage vorbereiten.

In zwei Büchern liegt die Bearbeitung der Quinctiana und Cäciniana vor. Jedes enthält in einem ersten Capitel eine Reihe von Erörterungen zur Erklärung des Rechtsfalls: ein zweites Capitel giebt eine Variantensammlung aus den zu der betreffenden Rede verglichenen Handschriften.

Die Erklärung der Quinctiana beginnt, wie billig, mit der Geschichte des Prozesses. Sextus Nävius klagt vor dem städtischen Prätor Cneus Dolabella gegen den Publius Quinctius, mit einer Klage, deren Natur in dem vorliegenden Rechtsstreit nicht weiter in Betracht kommt. Der Beklagte erklärt sich bereit das Judicium zu übernehmen. Aber der Kläger ist mit der Litiscontestation allein nicht zufrieden. Er verlangt von dem Beklagten, als einer verdächtigen Person, aufserdem eine cautio iudicatum solvi und beruft sich deshalb auf ein prätorisches Edict, welches Jeden, dessen Vermögen dreifsig Tage hindurch im Besitz der Gläubiger gewesen, zu jener Satisdation verpflichte. Auf diesen Antrag weigert sich Quinctius hineinzugehen, weil sein Vermögen in der angegebenen Weise nicht besessen worden sei.

Der Prätor konnte die nun entstehende Präjudicialfrage selbst entscheiden: allein dazu war sie noch nicht reif. Er konnte sie mittelst einer praeiudicialis formula entscheiden lassen: dazu fehlte aber die Anweisung im Edict. Er befiehlt daher dem Beklagten, mit dem Kläger eine Sponsion einzugehen, dafs jene bonorum possessio und proscriptio nicht Statt gefunden habe, also eine Sponsion, die sich auf den Vorprocefs über die Satisdationspflicht, nicht auf den Hauptprocefs bezog, eine Sponsion, in welcher der Beklagte nicht etwa eine Quote des Streitobjects, sondern eine unbedeutende nicht einzuklagende Summe zu stipuliren hatte, eine Stipulation, welcher keine Restipulation gegenüber stand, die, mit einem Worte, keine poenalis, sondern eine praeiudicialis sponsio war.

Der Beklagte wendete zwar ein: während in andern infamirenden Klagen die Ehrenschmälerung Folge der Verurtheilung in der Hauptsache sei, werde durch diese Behandlung des Falls die Ordnung umgekehrt und Quinctius könne um seine Ehre kommen, ehe noch in der Hauptsache entschieden sei. Allein die Infamie war hier eine unmittelbare, keine mittelbare, sie liefs sich nur vermeiden, wenn der Prätor auf das Cautionsgesuch gar nicht einging, dies aber wäre eben so edictswidrig gewesen, als wenn er beide Theile zur Satisdation angehalten hätte, wie der Beklagte auch beantragte. Deshalb fand dieser Einwand kein Gehör und die Sponsion ward beschlossen.

Wie aber war diese zu fassen? Unstreitig mufste Quinctius stipuliren, Nävius promittiren, obgleich jener in der Hauptsache Beklagter, dieser Kläger war. Denn Nävius hatte schon früher die Immission erhalten und behauptete sich noch jetzt im Besitz, er hatte also die Präsumption für sich, es war des Quinctius Sache, dieselbe durch directen Gegenbeweis zu widerlegen, dies aber konnte nur geschehen, wenn Quinctius in der Sponsion als Stipulator auftrat, denn nur dann konnte ihm in der entsprechenden condictio certae pecuniae creditae ex stipulatu die Rolle des Klägers und mit ihr die Beweislast zufallen. Der Prätor Dolabella befiehlt demnach dem Quinctius zu stipuliren (sponsionem facere): si bona sua ex edicto P. Burrieni praeto-

Digitized by Google

ris dies XXX possessa non essent, oder, in directe Rede übertragen: si bona mea ex edicto P. Burrieni praetoris dies XXX possessa non sunt, tu, Sexte Naevi HS... dare spondes? — Diese Fassung der Sponsion konnte freilich den Juristen nach der Auffindung des Gaius und Huschke's Erklärung der causa Siliana nicht zweifelhaft mehr sein. Aber von den philologischen Erklärern ist sie noch in neuster Zeit verkannt worden. Es war daher immer noch keine verlorene Bemühung des Verf.'s, durch gründliche Behandlung der Sache die Wiederkehr der alten Irrthümer wenigstens in Bezug auf die Quinctiana wissenschaftlich unmöglich zu machen. Die bei dieser Gelegenheit vorkommende Uebertragung des NI bei indirecter Anführung affirmativer Sponsionen durch „ob nicht" entspricht durchaus dem in: sponsum rogare enthaltenen Begriffe des Fragens und wird auch den Juristen neu sein.

Der geleisteten Sponsion zufolge hatte Quinctius zu beweisen; dafs sein Vermögen nicht, dem Edict gemäfs, einen Monat hindurch im Besitz seiner Gläubiger, (hier des Nävius) gewesen sei. Das neunzehnte Capitel unserer Rede zählt, offenbar mit dem Anspruch auf Vollständigkeit, alle Gründe her, aus welchen das Edict die bonorum possessio und venditio gestattete. Es sind folgende vier: qui fraudationis causa latitarit, cui heres non exstabit, qui exsilii causa solum verterit, qui absens iudicio defensus non fuerit. Dafs es der letzte unter diesen Gründen, Abwesenheit des Beklagten, war, auf welchen Nävius vor dem Prätor Burrienus sich berufen hatte, ergiebt der Zusammenhang ohne Schwierigkeit. Aber wie verhält sich zu diesen vier Gründen derjenige, welcher aus einer interpolirten Edictsstelle bei Ulpian (In bona eius, qui iudicii sistendi causa fideiussorem dedit, si neque potestatem sui faciet, neque defendetur, iri iubebo) als ein fünfter hinzugefügt zu werden pflegt, der Fall des vadimonium desertum? Mit dieser Frage beschäftigt sich die zweite unter Hrn. Dr. Keller's Erörterungen zur Quinctiana: Quo iure Naevius, ut bona Quinctii possideret, a praetore cum postulaverit, tum impetraverit? Der Verf. weist mit Recht darauf hin, dafs selbst in den angeführten Worten das Vadimonium nicht als eine selbständige (fünfte) Clausel, sondern nur in Verbindung mit der ersten oder vierten, Verborgenheit oder Abwesenheit, erscheint. Die Immission setzte also zweierlei voraus: in der Person des Ansuchenden, hier des Nävius, eine Forderung, oder was dem gleichkommt, ein vom Gegner versäumtes Vadimonium; in der Person des Gegners einen jener vier Gründe. Vielleicht waren jene klägerischen Missionsbedingungen nur in einer Rubrik des Edicts angedeutet. Die den Beklagten betreffenden dagegen waren jedenfalls ausdrücklich aufgezählt, weshalb „ex edicto possidere" vorzüglich von ihnen gesagt wird.

Die jetzt herrschende Meinung nimmt nun an, dafs schon die Mission aus einem jener Gründe eine defensio cum satisdatione zur Folge gehabt habe. — Dieser Vorstellung tritt der Verf. in einer lehrreichen Untersuchung über das Wesen der bonorum venditio überhaupt entgegen. Nach dieser bewirkte die Mission selbst nur eine vorläufige, dreifsig Tage hindurch fortzusetzende Beschlagnahme des Vermögens, welche durch eine einfache Defension wieder rückgängig werden konnte. Erst nach Ablauf jenes Monats erfolgte ein zweiter strengerer Befehl des Prätors, die Gläubiger wurden zusammenberufen, aus ihrer Mitte ein Geschäftsführer (magister) gewählt, die Verkaufsbedingungen (leges) aufgesetzt und während einer neuen Monatsfrist das Vermögen feil geboten. Der Zuschlag an den Meistbietenden wurde vom Magister erst nach Ablauf dieser zweiten Frist ertheilt; bis dahin konnte der Schuldner sich zur Defension erbieten und das Vermögen wieder an sich ziehen. Aber diese Defension war dann keine einfache mehr, vielmehr mufste der Schuldner nunmehr, als eine suspecta persona, de iudicato solvendo caviren. — Diese Ansicht von der bonorum venditio schliefst sich so genau den Worten der Sponsion und des Edicts über die cautio iudicatum solvi (quod ab eo petat, cuius ex edicto praetoris bona dies XXX possessa sunt) an, dafs wir kein Bedenken tragen, ihr beizutreten, und nur daran erinnern, dafs, während der Verf. den Prätor Publius Rutilius, (Consul 649,) für den Urheber der prätorischen Vermögensexecution hält, diese schon 643, im sechs und zwanzigsten Capitel des Thorischen Ackergesetzes als eine bekannte Einrichtung erwähnt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Semestrium ad M. Tullium Ciceronem libri sex. Scripsit Frid. Lud. Keller.

(Fortsetzung.)

An die allgemeine Erörterung über die bonorum venditio knüpft Hr. Dr. Keller noch drei specielle Untersuchungen. Gestützt auf die Analogie der edictalis bonorum possessio widerlegt er zuvörderst die gewöhnliche Meinung, als ob es zur Immission einer causae cognitio und eines primum decretum bedurft hätte. Sodann zeigt er unter Berufung auf andere leges venditionum und locationum, denen noch die wichtige lex agris limitandis (Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaft X. 137) hinzugefügt werden kann, gegen Theophilus, dafs die vom Güterkäufer zu zahlenden Procente in den Verkaufsbedingungen nicht ausgedrückt, sondern offen gelassen wurden. Endlich, und dies ist offenbar der wichtigste und interessanteste Punct, weist er, gleichfalls im Widerspruch mit der herrschenden Theorie, nach, dafs die an das prätorische Concursverfahren geknüpfte Infamie weder mit der Immission, noch mit dem Verkauf oder Zuschlag, sondern mit dem Ablauf der ersten dreifsigtägigen Frist eintrat, folglich von demselben Moment datirte, an welchen, richtig verstanden, auch die Ausbietung des Vermögens gebunden war.

Zu dieser Ansicht des Verf.'s von der Infamie wollen nun aber die Worte der Lex Julia municipalis von 709 nicht passen. Sie gedenkt der dreifsig Tage mit keiner Silbe, vielmehr wird ehrlos: cuius bona ex edicto eius, qui iure dicundo praefuit, praefuerit, possessa, proscriptave sunt, erunt. — Wir stimmen dem Verf. bei, wenn er zwischen 673 und 709 keine Rechtsänderung annimmt, der zu Folge die in der Sponsion des Quinctius noch vorkommenden dies triginta später verschwunden wären. Aber in der Lösung des Widerspruchs sind wir anderer Ansicht. Zuerst glauben wir ihm nicht, dafs die Worte ex edicto sich auf die Edicts*fristen* bezogen und die dies triginta gewissermafsen mit eingeschlossen hätten: denn warum ständen diese in der Sponsion daneben? Sodann mifstrauen wir seiner Versicherung, dafs unter dem Magistrat, qui iuri dicundo praefuit, praefuerit die Municipalobrigkeit gemeint und die dreifsigtägige Frist in Cäsar's Städteordnung nur deshalb weggelassen sei, weil die Fristen der bonorum venditio in den Municipaledicten sehr abweichend bestimmt gewesen wären. Denn eben die Lex Julia municipalis war es, die den früher selbständigern Duumvirn und Quatuorvirn ihr Imperium entzog und sie auf eine aedilitia potestas beschränkte. Mit dieser vertrug sich das Ediciren und die Immission nicht mehr; nur den Obrigkeiten im entfernten cisalpinischen Gallien wurde durch die Lex Rubria eine delegirte Excutivgewalt zurückgegeben. Unserer Ansicht nach löst sich die Schwierigkeit, wenn man die Worte ex edicto Statt auf die Fristen auf die causae der Immission bezieht. Hiedurch erhält auch erst die in der Lex Julia beigefügte Ausnahme: praeterquam, si cuius, cum pupillus esset, reive publicae causa abesset, neque dolo malo fecit, fecerit, quo magis rei publicae causa abesset ihr rechtes Licht: sie schliefst sich unmittelbar der vierten und letzten causa: qui absens iudicio defensus non fuerit an.

Die Untersuchung über die Gründe und die Form der Immission führt den Verf. auf die frühern Anträge des Nävius wegen der Beschlagnahme des Vermögens des Quinctius zurück. Schon zwei Jahre vor dem gegenwärtigen Sponsionenprocefs nämlich hatte Nävius diese vom Prätor Burrienus zugesichert erhalten. Allein damals war in der That für den Quinctius ein Defensor aufgetreten. Sextus Alfenus nämlich hatte sich zur Einlassung auf jede Klage des Nävius gegen Quinctius bereit erklärt; nur auf die Forderung einer cautio iudicatum solvi hatte er nicht eingehen wollen.

Digitized by Google

War dies nun eine gehörige Defension? Cicero behauptet: aequum non esse, procuratorem satisdare, quod reus satisdare non deberet, si ipse adesset. Manche haben dies für eine anerkannte Rechtsregel gehalten: ein Procurator sagen sie, „qui legitime procurator dicitur omnium rerum eius, qui in Italia non sit, absitve rei publicae caussa, quasi quidam paene dominus, hoc est alieni iuris vicarius" brauche nur zu caviren, wenn der Dominus, den er repräsentire, selber cautionspflichtig sei, dies sei damals wenigstens Quinctius' Fall noch nicht gewesen, also habe auch sein Repräsentant keine Caution zu leisten gehabt. — Allein der Verf. hat sich mit Recht weder durch Cicero's Raisonnement noch durch Hotman's Emendation im zwanzigsten Capitel unserer Rede imponiren lassen. Die alte Rechtsregel war eine ganz andere, nach ihr war kein Defensor ohne Satisdation idoneus oder locuples, dieser Satz galt schon zu Cicero's Zeit, ja viel früher, der Prätor Burrienus war also im vollsten Recht, wenn er dem Alfenus zu caviren befahl und an dem Umstand, dafs Quinctius, wäre er in Person aufgetreten, cautionsfrei gewesen sein würde, keinen Anstofs nahm.

Aber Alfenus hatte gegen die voraussichtlichen Folgen dieses Satisdationsdecrets, (Beschlagnahme des Vermögens des Quinctius als indefensus, Schutz des immittirten Gläubigers durch ein Interdict, endlich Verkauf des Vermögens) der Vorsorge wegen sogleich den Schutz der tribunicischen Macht angerufen, die Tribunen hatten zwar noch keine Hülfe gewährt, aber einer von ihnen hatte sie zugesagt, durch die Furcht vor ihr war es zu einer Art von Vergleich gekommen: Alfenus hatte dem Nävius versprochen, an den Idus des September solle Quinctius erscheinen und das Judicium selber übernehmen. — Lag nun in dieser Appellation und ihrer Folge, dem Vadimonium, eine iusta defensio, mithin ein Aufhebungsgrund der erkannten Immission? — Was zunächst die Appellation betrifft, so entgegnet Hortensius, — gestützt auf den Verfall der tribunicischen Intercession, die in den Bürgerkriegen längst nicht mehr eine Schutzwehr des ius civile gegen die Willkür oder des aequum ius gegen die Härte der Magistrate, sondern ein Mittel war das Recht in seinem Lauf zu hemmen — non esse iudicium pati iudiciove defendere, quum auxilium a tribunis petatur. Das Vadimonium aber, behauptet er, sei durch die Furcht vor der Intercession erzwungen, zudem enthalte es keine iusta defensio, sondern es schiebe diese nur noch weiter hinaus, deshalb sei auch die erkannte Beschlagnahme nicht wieder zurückgenommen. — Allein Cicero erwidert: die Furcht vor der Intercession sei nicht der Art, dafs sie die Annahme des Vadimoniums ungültig mache, die Promission eines Vadimoniums, wenn der Kläger es annehme, enthalte allerdings auch ohne Satisdation eine hinreichende Defension und wenn die Beschlagnahme dessen ungeachtet fortgedauert habe, so sei das jetzt völlig gleichgültig, da der Judex in dem gegenwärtigen Sponsionenprozefs, (C. Aquillius Gallus), nur zu entscheiden habe, ob dieselbe *rechtlich* (ex edicto) hätte fortdauern dürfen.

Nach dieser Erörterung der einzelnen hier einschlagenden Rechtsfragen giebt der Verf. zuletzt noch einen Ueberblick des Baus der ganzen Vertheidigungsrede. Um in dem Sponsionenprozefs zu gewinnen, mufs der Redner zeigen, dafs der Kläger das Vermögen seines Klienten edictmäfsig nicht besessen habe: negamus te bona P. Quinctii, Sex. Naevi, possedisse ex edicto praetoris (c. 10). Dies geschieht in drei Theilen: Ostendam *primum:* causam non fuisse, cur a praetore postulares, ut bona P. Quinctii possideres, *deinde:* ex edicto te possidere non potuisse: *postremo:* non possedisse. Das Verhältnifs derselben bestimmt der Verf., abweichend von seinen Vorgängern, namentlich von *Rau*, aber nach den p. 192—198 beigebrachten Gründen, richtiger als diese, dahin: der erste Theil betrifft die klägerischen Erfordernisse der bonorum venditio, eine Forderung (c. 11—14) oder, was ihr gleichsteht, ein versäumtes Vadimonium (c. 15—18). Der zweite Theil bezieht sich auf die Voraussetzungen in der Person des Schuldners und beruht auf folgenden Argumenten: 1) das Edict enthält nur vier Missionsgründe, von welchen aber keiner pafst (c. 19—22). 2) Wäre eine causa possessionis vorhanden gewesen, so hätte es auch zur venditio kommen müssen, diese ist aber nicht erfolgt (c. 23. 24). 3) Beide Theile haben miteinander das Vermögen des von Sulla proscribirten Sextus Alfenus gekauft. Durch diese Thatsache hat der Gläubiger selbst erklärt, dafs das Vermögen des Quinctius nicht in seinem rechtmäfsigen Besitz war, denn eine ehrlose Person hätte er sich nicht zum Socius erkoren (c. 24). 4) Nävius hat vor erhaltener Erlaubnifs die Besitzergreifung in Gallien

Digitized by Google

vornehmen lassen, also nicht ex edicto besessen (c. 24—26). 5) Das Edict untersagt dem Gläubiger, den Eigenthümer zu verdrängen (dominum defendere non placet), Nävius hat dies gethan, mithin auch aus diesem Grunde nicht ex edicto besessen. — Die zwei ersten Theile gingen auf das Recht, der dritte, leider verloren gegangene, bezieht sich auf das Thatsächliche des Besitzes. Aus der Wiederholung erhellt, dafs der Besitz des ganzen Vermögens abgeläugnet und nur die Occupation einzelner Sclaven eingeräumt war.

Was war nun der Erfolg dieser Vertheidigung? Die Antwort auf diese Frage lehnt der Verf. vorsichtig ab. Nach der Zusammenstellung des Cicero und Demosthenes bei Gellius — „Illud adeo ab utriusque oratoris studiosis animadversum et scriptum est, quod Demosthenes et Cicero pari aetate *illustrissimas* orationes in causis dixerunt — alter anno minor pro P. Quinctio" — scheint es jedoch kaum zweifelhaft, dafs Aquillius Gallus für Cicero's Clienten entschieden und den Nävius in die Sponsionssumme verurtheilt hat: eine fruchtlose Bemühung des sechs und zwanzigjährigen Jünglings konnte schwerlich als illustrissima oratio bezeichnet werden.

Auch auf die Frage, welche Partei Recht gehabt, will der Verf., ohne die Patrone des Nävius, Q. Hortensius und L. Philippus gehört zu haben, sich nicht einlassen. — Wir geben zu, dafs manche Argumente des zweiten Theils und der ganze dritte Theil schwach genug gewesen sein möge, denn abgesehen davon, dafs die possessio bonorum und der Sachbesitz sehr verschiedene Dinge sind, mufs es mit dem ungestörten Besitz des Quinctius ziemlich mifslich ausgesehen haben, da er nicht mehr im Stande war, seiner Tochter aus seinem Vermögen eine Mitgift zu constituiren. Aber auf der andern Seite darf man unter Sulla's Gewaltherrschaft auf eine Declamation gegen die tribunicische Intercession nicht zu viel Gewicht legen. Und, was am Ende den Ausschlag geben mufste: Sextus Nävius war mit sich selbst und allen Rechtsregeln (sibi imputare debet, qui talem defensorem (sine satisdatione admisit. L. 5. § 3. iud. solvi [46, 7]) im Widerspruch, wenn er erst das Vadimonium des Alfenus annahm und dasselbe hinterher doch nicht als eine vollständige, von der Immission befreiende Defension anerkennen wollte.

Doch, es ist Zeit, zum zweiten Buche fortzugehen.

Der Verf. verweilt zuvörderst bei dem Erbschaftsprozesse zwischen Cäcina und Aebutius, welcher im siebenten Capitel der Rede für den Cäcina mit den Worten erwähnt wird: In possessione bonorum cum esset et cum ipse (Schütz: iste) sextulam suam nimium exaggeraret, nomine heredis arbitrum familiae herciscundae postulavit. Atque illis (Schütz: iste) paucis diebus, posteaquam videt, nihil se ab A. Caecina posse litium terrore abradere, homini Romae in foro denuntiat: fundum illum suum esse seque sibi emisse. Wer klagt nun hier auf Theilung der Erbschaft? Fast alle Erklärer antworten: Aebutius, unbekümmert darum, dafs er eben dadurch das Miterbenrecht des Cäcina anerkannt haben würde, welches er ja eben bestritt. Der Verf. denkt sich daher umgekehrt den Cäcina als Kläger und mit Recht. Denn Aebutius, obgleich von der Cäsennia nur auf ein Sechstheil eines Zwölftheils instituirt, bestritt doch dem Haupterben — Cäcina war auf eilf und eine halbe Unze eingesetzt — sein Erbrecht, weil dieser als Volaterraner durch die Lex Cornelia sein Bürgerrecht und mit diesem die erbrechtliche Capacität verloren habe. Cäcina hatte mithin sein Erbrecht gegen ihn, der seine Sextula durch Accrescenz erweitern wollte, durchzufechten. Aber mit welcher Klage? Man könnte sagen, mit der hereditatis petitio. Allein als Ehemann der Erblasserin war er im Besitz der Erbschaft. Also mit der Erbtheilungsklage. Aber stand ihm nicht die exceptio: ne praeiudicium hereditati fiat entgegen, da sein Erbrecht nicht anerkannt war? In der That hätte er diese Einrede zu fürchten gehabt, wenn er nicht im Besitz der Erbschaft gewesen wäre. Als Besitzer aber konnte er sein Erbrecht in demselben Prozefs als Präliminarfrage zur Sprache bringen. — Aus dieser Feststellung des Rechts- und Parteiverhältnisses ergiebt sich die Nothwendigkeit einer Berichtigung zweier Lesarten in den angeführten Worten unserer Rede. In dem ersten Satz mufs iste gelesen werden, denn ipse würde auf Cäcina gehen. In dem zweiten ist entweder ebenfalls Schützens iste in den Text oder vor atque eine Lücke anzunehmen.

Zu dem zweiten Rechtsstreit, der Klage des Cäcina wegen bewaffneter Dejection übergehend, stellt der Verf. zuerst das Recht des interdictum de vi quotidianum fest, um für die Abweichungen des interdictum de vi armata Boden zu gewinnen. Jenes Inter-

Digitized by Google

dict ist uns in drei Formeln überliefert, deren Verhältnifs zum Theil abweichend von den gangbaren Ansichten in folgender Weise bestimmt wird. Die regelmäfsige Formel war zu Cicero's Zeit: Unde tu, Numeri Negidi, aut familia aut procurator tuus, Aulum Agerium, aut familiam aut procuratorem illius, in hoc anno vi deiecisti, qua de re agitur, cum ille possideret, quod nec vi nec clam nec precario a te possideret, eo restituas. Wenn der Beklagte durch die Dejection, welche sein Procurator verübt, den Besitz nicht bekommen hatte, blieb die Erwähnung dieses Procurators weg, weil es hart gewesen wäre, den Dominus, wenn er keinen Vortheil hatte, für den Dolus seines Procurators verantwortlich zu machen: die Formel hiefs dann: Unde de dolo tuo, Ni Ni., Aus Aus aut familia aut procurator eius in hoc anno vi detrusus est etc. Zur Zeit der classischen Juristen endlich wurde auch der Procurator des Klägers gestrichen, seine Dejection wurde als eine Besitzentsetzung des Dominus selbst betrachtet. In der Formel stand nun blofs: Unde tu, Ni Ni., Aum Aum in hoc anno vi deiecisti, aut familia tua deiecit etc. Zugleich wurde die Exception des fehlenden Besitzes (cum ille possideret) weggelassen, weil man ohne juristischen Besitz keine Dejection mehr annahm. — Referent freut sich, hier in dem Verf. einen Gewährsmann mehr für eine Ansicht zu erhalten, die auch er seit längerer Zeit getheilt und auch schon öfter öffentlich auszusprechen Gelegenheit gehabt hat.

Der dritte Abschnitt geht nun die Abweichungen des Interdicts de vi hominibus coactis armatisve durch, welches der Prätor Dolabella zwischen dem Cäcina und Aebutius ausgesprochen hatte. Es lautete wörtlich: Unde tu, Sex. Aebuti, aut familia, aut procurator tuus Aulum Caecinam aut familiam aut procuratorem illius vi hominibus coactis armatisve deiecisti, qua de re agitur, eo restituas. Das Unterscheidende bestand also 1) in dem Zusatz hominibus coactis armatisve, der in dem gewöhnlichen Interdict fehlte, während er in der actio vi bonorum raptorum genau mit denselben Worten vorkam; 2) in dem Ausschlufs der Verjährung (in hoc anno); 3) in der Weglassung der Exceptionen cum ille possideret und quod nec vi nec clam nec precario possideret, so dafs hier auch der vitios oder gar nicht besitzende Kläger gewinnen konnte. Nur wenn der bewaffnete Dejicient von dem Kläger früher selbst mit gewaffneter Hand entsetzt war, wird ihm gegen das Interdict de vi armata — nicht gegen das quotidianum, wie der Verf. gegen Huschke überzeugend ausführt — durch die Exception: quod tu prior vi hominibus armatis non veneris geholfen, die jedoch bald ebenfalls verschwand, weil man den Fall später gar nicht mehr als Dejection behandelte; endlich 4) in der Prozefsform; denn gewifs mit Recht hat Huschke bemerkt, dafs sich zu Cicero's Zeit in diesem Interdict der Beklagte noch nicht durch Erbittung eines Arbiter der Strenge des Sponsionenprozesses entziehen durfte.

Die Veranlassung zu diesen Schärfungen des bisherigen und gewöhnlichen Interdicts lag in dem Zustand Italiens, welchen die Bundsgenossen- und Bürgerkriege zurückliefsen. Bewaffnete Banden, namentlich von Sclaven (familiae), übten in den entlegenern Gegenden Gewaltthätigkeiten gegen Personen und Eigenthum, und nöthigten die Prätoren, durch strengere Interdicte und die nach Zeit und Voraussetzungen verwandte vi bonorum raptorum actio einzuschreiten. In der Kaiserzeit, als Italien beruhigt war, haben beide Klagen, was an ihnen vergänglich war und der Zeit ihres Ursprungs angehörte, mehr oder weniger abgestreift.

Im vierten Abschnitt finden wir eine gründliche Prüfung der Frage, ob Cäcina das streitige Grundstück im juristischen Besitz hatte, als er vom Aebutius Gewalt erlitt.

Cicero führt für den Besitz seines Clienten drei ziemlich schwache Argumente an. Zuerst behauptet er, dafs wenigstens Cäsennia das Grundstück besessen habe. Dies beweist er durch die Thatsache, dafs ihr im Testamente ihres verstorbenen Ehemanns, des M. Fulcinius aus Tarquinii, der Niefsbrauch aller Güter vermacht gewesen sei. Nun hat aber der Usufructuar nach classischem römischem Recht entschieden nur Quasipossessio. Daher hat Savigny den Besitz der Cäsennia ganz in Abrede gestellt. Dagegen führt nun der Verf. aus, dafs der Unterschied zwischen Possessio und Quasipossessio dem ältern Recht unbekannt gewesen sei.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

Semestrium ad M. Tullium Ciceronem libri sex. Scripsit Frid. Lud. Keller.

(Schlufs.)

Wir haben uns früher, besonders der hereditatis oder bonorum possessio wegen, ebenfalls für die Möglichkeit eines juristischen Besitzes unkörperlicher Dinge nach älterer Rechtsansicht ausgesprochen und sind daher im Resultat mit dem Verf. einverstanden, wenn wir auch mit seiner Beweisführung nicht überall übereinstimmen können. Denn die Ableitung der possessorischen Interdicte aus dem Besitz der Staatsdomainen ist unstreitig eben so unhaltbar, als die gänzliche Ausschliefsung dieser Beziehung. Die Controverse der alten Juristen über die possessio plurium in solidum kann nur aus dem Doppelsinn des retinere possessionem, nicht aber aus einer Collision der Possessio mit der Quasipossessio des Usufructuars erklärt werden, welche Collision in der That gar nicht existirt. Die Zusammenstellung des possidere und uti frui im Thorischen Gesetz geht nicht auf den Besitz des Eigenthümers und Usufructuars, sondern auf den Besitz und Fruchtgenufs des Eigenthümers, wie bei Gaius II, 7. Dafs die Interdicte uti possidetis und unde vi auf den Ususfructusbesitz angewendet worden wären, ist nicht richtig: an die Stelle des ersten trat ein utile interdictum, an die des letztern das Interdict si uti frui prohibitus esse dicetur.

Aber folgt nun aus dem Besitz der Cäsennia auch der des Cäcina? Cicero selbst fühlt hier die Lücke in seiner Deduction. Er behauptet nicht, dafs mit dem Tode der Cäsennia der Besitz, welchen sie durch den Pachter ausübte, auf ihren zweiten Ehemann, den jetzigen Kläger, vererbt wäre. Er beruft sich wenigstens daneben auf eine neue Apprehension des letztern, mit der es freilich sehr mifslich aussieht, da sie blos in der Abnahme der Rechnungen des Pachters bestanden haben soll.

Als zweiten Grund für den Besitz des Cäcina hebt Cicero hervor: Aebutius habe ihm sagen lassen, das Grundstück sei sein Eigenthum, er habe es gekauft. Diese Denunciation bringt Herr Dr. Keller auf eine ebenso neue als scharfsinnige Weise mit der Erbtheilungsklage in Verbindung, welche Cäcina gegen Aebutius erhoben hatte. War nämlich die Behauptung des Aebutius wahr und dieser zugleich im Besitz des Grundstücks, so konnte er die Erbtheilungsklage des Cäcina durch die Exception quod praeiudicium fundo partive eius non fiat ausschliefsen, bis Cäcina durch eine in rem actio die Frage zur Entscheidung gebracht hatte, ob das Grundstück zur Erbschaft gehöre oder nicht. Und umgekehrt, wenn Cäcina, um jener Einrede zu entgehen, Statt der actio familiae herciscundae zuerst die Vindication gebrauchte, so konnte ihm Aebutius die exceptio: quod praeiudicium hereditati non fiat entgegensetzen. So wurde durch diesen dritten Prozefs die Sache verwickelter, die Lage des Cäcina bedenklicher und war vollends das iudicium familiae herciscundae kein legitimum, so stand zu fürchten, dafs es durch den Magistratswechsel zu Tarquinii inzwischen für immer erlosch. Dafs übrigens aus der Denunciation des Aebutius der Besitz des Cäcina nicht folgte, ergiebt sich aus der Mannigfaltigkeit der Denunciationen, welche so gut vom Beklagten ausgehen können, als vom nichtbesitzenden Kläger. Ja, nach dem vom Verfasser nachgewiesenen Zusammenhange spricht sie eher für den Besitz des Aebutius als des Cäcina.

Es bleibt noch ein drittes und letztes Argument übrig: die Deduction. Cäcina, sagt Cicero, forderte, dafs Aebutius ihn deducire, Niemand kann deducirt werden, als wer besitzt, also besafs Cäcina das Grundstück.

Ueber diese deductio, quae moribus fit, welche bekanntlich nur in unserer und in der Rede pro Tullio erwähnt wird, stellt der Verfasser eine von der gangbarsten, Savignyschen, abweichende Ansicht auf. Die

Digitized by Google

älteste Vindication, behauptet er, wurde vorbereitet durch manus consertae, nach der Lex Aebutia trat durch Gewohnheit (moribus) bei unstreitigem Besitz die Deduction an ihre Stelle, während im Fall einer controversia de possessione das Interdict uti possidetis angewendet wurde. Indefs erhielt sich die Deduction nur neben der Vindication per sponsionem praeiudicialem, ohne auf die petitorische Formel überzugehen. — Diese Auffassung empfiehlt sich durch einen sehr scheinbaren Parallelismus zwischen manus consertae und sacramenti actio, deductio und Sponsionsklage, Interdict und petitorischer Formel, dennoch scheint sie uns bei näherer Betrachtung nicht haltbar. Das Wesen der Deduction ist ein aufsergerichtlicher Vertrag (conventio) über die Parteirolle in der künftigen Vindication eines Fundus, ausgeführt durch thatsächliche, obwohl nur scheinbare, Besitzentsetzung. Weshalb sollte diese Prozefseinleitung nicht auch einer sacramenti legis actio vorausgegangen sein? Etwa weil die manus consertae hier eintraten? Diese bezogen sich ja auf den Fall des streitigen Besitzes, sie waren ein gerichtlicher, thatsächlicher Streit über die Parteirolle, das Gebiet der deductio berührten sie nicht. Wie nun, wenn die beiden Vindicationen entlegener Grundstücke, vor denen die Rede pro Caecina und pro Tullio der Deduction und letztere des Vadimoniums nach Rom gedenken, in Folge dieses Vadimoniums vor die Centumviri gebracht, vorher also eine legis actio eingetreten wäre? Deutet nicht endlich die Quelle der Deduction, die Volkssitte (mores) mehr auf die älteste Zeit, als auf die Zeit nach der Lex Aebutia hin, in welcher die Ausbildung des Processes mehr dem magistratischen Recht zufiel? Dürfte nun aus diesen Gründen die Deduction schon neben der sacramenti actio und vor der Ausbildung des Sponsionenprocesses anzunehmen sein, so ist auf der andern Seite auch nicht zu übersehen, dafs wenigstens ein Stück der vis ex conventu, die conventio, auch noch neben der spätern Vindication per formulam vorkommt. — Demnach scheint sich das Verhältnifs der manus consertae, der deductio und des Interdicts vielmehr so zu stellen: 1) Die Parteien kommen schon aufsergerichtlich über ihre Rolle in der Vindication überein. Hier trat früher die vis ex conventu ein, weil ohne Deduction die possessio nicht überzugehen schien. Später trennte man die Parteirolle und den Besitz, jene konnte durch einfache conventio bestimmt werden, es wurde Regel: non videtur possessioni renunciasse, qui coepit rem vindicare. 2) Die Parteien streiten über den Besitz. Die Entscheidung erfolgt gerichtlich, in einer duplex actio: früher in der vindicatio und contravindicatio, seit der Lex Aebutia in dem Interdict uti possidetis. 3) Es geschah eine ernstliche thätliche Störung oder Entziehung des Besitzes, nicht blos eine vis festucaria oder civilis. Hier tritt das Interdict uti possidetis oder unde vi ein.

Wie dem aber auch sei, aus der Thatsache, dafs Cäcina sich vom Aebutius deduciren liefs, folgt noch eher der Besitz des Aebutius, als des Cäcina, und dafs Cicero sie dennoch anführt, erklärt sich nur einiger Mafsen durch den vorhin erwähnten Umstand, dafs der Besitz durch die Deduction wenigstens nicht auf den Deducenten übertragen wird.

Nach diesem Allen ist nicht zu bezweifeln, dafs es mit dem Besitze des Cäcina, auf den übrigens auch im Interdict de vi armata nichts ankam, Nichts war.

Aber Aebutius, oder vielmehr sein Vertheidiger C. Piso hatte noch überdies behauptet, Cäcina sei gar nicht auf dem Grundstück gewesen, er habe ihn also auch nicht herausgeworfen, sondern abgewehrt (non deieci sed *reieci*, wie der Verfasser für *eieci* liest). Diese Unterscheidung hatte zur Zeit der classischen Juristen aufgehört. Nicht so zur Zeit Cicero's, der sich die halbe Rede hindurch mit ihr beschäftigt. Damals war es noch mehr auf die Züchtigung des Beklagten als auf das Recht des Klägers abgesehen, die exceptio: cum ille possideret galt im Interdict de vi armata nicht, die Thatsache der bewaffneten Dejection genügte für sich allein. Nur freilich irgend eine rechtliche Beziehung zu dem Grundstück mufste der Kläger gehabt haben, ein Fremder, ein Gast, der nie dort gewesen war, konnte unmöglich im Interdict gewinnen. Denn war auch sein Besuch mit Gewalt verhindert, so hatte er doch nichts verloren, was der Beklagte restituiren könnte, die Einsetzung in den juristischen Besitz hätte ihm ja mehr gegeben, als er je gehabt hätte. Nun war aber Cäcina wenig mehr, als ein Fremder, er war nur Erbe der Nutzniefserin und Verpachterin Cäsennia, folglich konnte Piso immer mit einigem Grund behaupten, man könne ihm nichts restituiren, da er nichts verloren. Wenn also Cicero die Sache für seinen Clienten gewonnen hat, wie es nach

Digitized by Google

seinen eigenen Anführungen im Orator und in den Briefen kaum zu bezweifeln ist, so kann es nur die Berufung auf den Buchstaben des strengen Interdicts de vi armata gewesen sein, was die Recuperatoren mit Rücksicht auf die Zeitläufte bewog, für den Kläger zu entscheiden, wie dieses auch Cicero (or. c. 29) mit den Worten: tota mihi causa pro Caecina de verbis interdicti fuit selbst andeutet.

Ob übrigens Aebutius durch seine Gewaltthätigkeit die deductio moribus hinziehen oder einer bei dieser Gelegenheit von Cäcina beabsichtigten Dejection zuvorkommen wollte, läfst der Verfasser dahin gestellt sein.

Die letzte specielle Untersuchung betrifft die Civität. Cicero behauptet, dafs, selbst wenn Cäcina durch Sulla's Gesetz die Civität verloren hätte, er doch die erbrechtliche Capacität behalten habe, welche von Sulla den Volaterranern und Arretinern nicht entzogen sei. Der Zusammenhang dieser Behauptung mit dem Ganzen wird erst klar, wenn man erwägt, dafs von der Capacität die Beerbung der Cäsennia, und von dieser wiederum die Beziehung zum Grundstück abhing, ohne welche Cäcina auch im Interdict de vi armata nicht obsiegen konnte.

Auf die Erörterungen der einzelnen Puncte folgt auch bei dieser Rede zum Schlufs eine Uebersicht der, freilich von der Quinctiana völlig abweichenden, allgemeinen Structur des Ganzen.

Versuchen wir den Werth der jetzt mitgetheilten und im Einzelnen geprüften Resultate des Verfassers in einem Gesammtausdruck anzuschlagen, so können wir ihm ein zwiefaches Anerkenntnifs nicht versagen.

Die juristische Erklärung des Cicero hat durch das exegetische Talent, die ausgebreitete Kenntnifs des römischen Rechts und den achtbaren Apparat — zur Quinctiana sind vierzehn, zur Cäciniana acht Handschriften verglichen — den Hr. D. Keller ihr zubringt, eine Hülfe gewonnen, wie sie ihr, in dieser Weise, früher noch nicht zu Theil geworden war.

Und wiederum ist der Rechtswissenschaft eine Quelle zugänglicher und ergiebiger gemacht, welcher nächst den eigentlichen Rechtsbüchern unter den Quellen des römischen Rechts die erste Stelle gebührt.

Dieses doppelte Verdienst erhält aber erst sein volles Licht durch die überaus klare und durchsichtige Darstellung, deren hoher Kunstwerth eben darin besteht, dafs sie so einfach und natürlich erscheint.

Ueber den lateinischen Ausdruck des Buchs mögen philologische Berichterstatter urtheilen. Uns hat er den Eindruck einer innigen Vertrautheit des Verfassers mit dem Genius seines Auctors zurückgelassen, zwei Ausdrücke: licitare (p. 99) und reipersecutorio iudicio (p. 411) sind die einzigen unrömischen, die uns bei sorgfältiger Lectüre entgegen getreten sind.

Die Correctheit und Schönheit der äufsern Ausstattung steht mit den innern Vorzügen im richtigen Verhältnifs.

Rudorff.

XXXVIII.

1) *Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert mit Beziehung auf ältere und neuere Ansichten von Dr. H. C. W. Sigwart, Ritter des Ordens der würtemb. Krone, ord. öffentl. Prof. d. Phil. und Ephorus des ev. theol. Systems in Tübingen. Tübingen bei C. F. Osiander*, 1839. *IV.* 265 *S.*

2) *Spinoza als Metaphysiker vom Standpuncte der historischen Kritik von Dr. Karl Thomas. Königsb. in Comm. bei Gräfe u. Unzer*, 1840. *VI.* 176 *S.*

3) *Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schellingschen und Hegelschen Philosophie. Von Conrad von Orelli, Prof. der propädeutischen philosophischen Wissenschaften am Gymnasium in Zürich. Aarau, Verlag von H. N. Sauerländer*, 1843. 384 *S.*

Die Bemerkung, womit das erste der genannten Werke eröffnet wird, dafs der Spinozismus in der neusten Zeit wiederum in besonderem Maafse die Aufmerksamkeit und das Interesse der Philosophen auf sich gezogen, hat seit den vier Jahren, wo sie gemacht wurde, gar manche Bestätigung erfahren. Die Literatur über diesen Gegenstand wächst zu einer Zeit, wo Freunde und Feinde dieser Lehre sich nicht leugnen können, dafs in den modernen Ansichten Spinoza eines der wichtigsten Elemente geworden ist, aus begreiflichen Gründen sehr rasch. Mit dieser Vermehrung ist aber auch eine Klage, welche eben daselbst ausgespro-

Digitized by Google

eben wird (p. 2), dafs alle Darstellungen dieses Systems einander so auffallend gleich sähen, unrichtig geworden. Die vorliegenden drei Werke zeigen eben so viele verschiedene Auffassungen des Systems (wenigstens in Hauptpuncten). Ob dadurch aber der Zusammenhang aller einzelnen Sätze bei Spinoza so ins Licht gesetzt worden ist, dafs kein Darsteller dieses Systems mehr dem Verf. von No. 1. dadurch ein Aergernifs zu geben braucht, dafs er „aufrichtig gesteht, er nehme gewisse Lehren in die Darstellung auf, weil sie eben in Spinoza's Werken sich finden, ohne sie auf irgend eine Weise als Theile des Systems begriffen zu haben und begreifen zu können," — möchte noch eine Frage sein. Wir werden diesen Punct nachher zu berühren Gelegenheit haben. Zunächst liegt uns ob, den Inhalt der vorliegenden Werke darzulegen. Wir beginnen mit dem zuerst erschienenen von

1) *Sigwart.* Der Gang, den sich der Verf. vorschreibt, ist dieser, dafs *zuerst* das historische Verhältnifs des Spinozismus erörtert wird, *dann* die *Grund*begriffe und *Grund*sätze, namentlich die, welche im *Systeme* auffallend und darum schwierig zu erklären sind, entwickelt werden, *endlich* aber die Lehre von der Welt im Allgemeinen, von der Natur und von dem Menschen insbesondere auseinandergesetzt wird.

Hinsichtlich des historischen Verhältnisses betrachtet der Verf. zuerst den Zusammenhang des Spinozismus mit der Cartesianischen Philosophie (p. 4—80) und zwar eben so sehr hinsichtlich der *Methode* des Philosophirens als auch hinsichtlich des *Inhalts* beider Systeme. Als der Anfangspunct der Modification bei Des Cartes wird mit Recht das, nicht erschlossene, sondern durch unmittelbare Thatsache gewisse, Selbstbewufstsein bezeichnet, dann aber hinzugefügt, dafs dies nur der *zeitliche* Ausgangspunkt sei, während das Princip des speculativen Denkens bei ihm die Idee Gottes, das Gottes-Bewufstsein sei. Dies ergebe sich daraus, dafs Des Cartes (in dem ontologischen Beweise) die Ableitung der Gottes-Idee *aus* der Selbstgewifsheit fallen lasse, „als wollte er sagen: das *subjective Bewufstsein* der Idee Gottes bedarf freilich der Vermittelung, — und zwar der vom Selbstbewufstsein, als der (für das Ich) unmittelbaren Thatsache ausgehenden Vermittelung, — aber die *Idee Gottes* ist in sich und durch sich wahr, als solche ist sie das Princip des speculativen Denkens, von dem aus auch das Selbstbewufstsein — freilich nun nicht mehr als *Thatsache* erkannt wird, sondern — mit allem Andern begriffen wird.'

Es scheint dem Ref. als wenn die Argumentation des Verf. an einer Amphibolie leidet; dafs bei Des Cartes *Gott* „Realgrund aller Wahrheit und Gewifsheit menschlicher Erkenntnifs" und also auch des Selbstbewufstseins sei, daran kann kein Zweifel obwalten, da er ja sogar das Selbstbewufstsein als angeboren, d. h. von Gott gegeben bezeichnet. Etwas Andres aber ist, ob darum (p. 16) die *Idee Gottes* als dieser Realgrund bezeichnet werden kann, d. h. ob das Selbstbewufstsein nur möglich ist durch das Gottesbewufstsein, und ob auch die Gewifsheit, die in dem Ego sum liegt, abhängt von dem *Wissen* oder der Gewifsheit des Deus existit. Der Verf. scheint Beides zu identificiren. Gott und Idee Gottes sind abwechselnde Ausdrücke für dasselbe bei ihm. Bei Des Cartes aber fällt der Realgrund und der Erkenntnifsgrund auseinander, und obgleich nur durch Gott das Selbstbewufstsein ist, so heifst es doch Ep. I, 118, es sei die eigne Existenz das *Princip* und daher nothwendig: Dei primum et deinde omnium creaturarum existentiam *ex propriae suae existentiae* consideratione stabilire. — Freilich sucht der Verf. seine Ansicht durch Berufungen auf eigne Aussprüche des Cartesius zu erhärten. Allein diese Stellen betreffen das Wissen der ewigen Wahrheiten oder auch das Wissen von der Existenz der Dinge, nicht aber die Gewifsheit der ewigen Existenz. *Diese* war nie eine blofse persuasio — der Vf. bezieht sich auf Ep. I, 81 — denn die persuasio soll die Möglichkeit des Zweifels enthalten, bei der Selbstgewifsheit aber sollte er unmöglich sein. Uebrigens haben wir das directe Zeugnifs des Cartesius für uns, der in Resp. ad. II obj. p. 74 (Ed. 1640) geradezu, wenn er sagt man könne ohne die Gewifsheit der göttlichen Existenz keines Dinges gewifs sein, hievon die Gewifsheit der eignen Existenz *ausnimmt*.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

1) *Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert mit Beziehung auf ältere und neuere Ansichten von Dr. H. C. W. Sigwart.*

2) *Spinoza als Metaphysiker vom Standpuncte der historischen Kritik von Dr. Karl Thomas.*

3) *Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schellingschen und Hegelschen Philosophie. Von Conrad von Orelli.*

(Fortsetzung.)

Der Verf. fährt in seiner Exposition so fort: da Gott der Realgrund von Allem ist, so hat die wissenschaftliche Erkenntnifs Alles aus Gott als der Ursache abzuleiten und zu erklären. Es mufs daher zuerst auf die Idee Gottes reflectirt werden, in welcher Reflexion sich ergibt, dafs Gott nothwendige Existenz habe und dafs er substantia infinita ist. Als solche schliefst er Alles aus, was eine Schranke involvirt, daher die Körperlichkeit, weil darin die Ausdehnung (die freilich eine Realität ist) mit der Theilbarkeit behaftet ist, eben so das Empfinden, eben so endlich jeden, nicht durch seinen indifferenten Willen gesetzten, Zweck. Die für den Zusammenhang mit Spinoza wichtigen Puncte, dafs die unendliche Substanz unendliche Perfectionen enthalte, so wie, dafs der Gedanke des Unendlichen als der positive die Bedingung sei für den negativen des Endlichen, werden gleichfalls hervorgehoben, und dann zu den Lehren des Cartesius über Natur und Mensch übergegangen, als dem Punct, in welchem Denken und Ausdehnung vereint sind. Dafs die Vereinigung von Leib und Seele von Cartesius in Weise der spätern Occasionalisten gefafst sei, wird nur erwähnt, da der Verf. dies in einer frühern Schrift (über Leibnitz's Lehre von der prästab. Harm. Tübing. 1822) schlagend dargethan hat. Länger hält er sich bei der Lehre von der Freiheit des Menschen auf und zeigt, wie unter den widersprechenden Aeufserungen des Des Cartes ein Determinismus, welcher auch Irrthum und Sünde als pura negativ fafst, sich verbirgt. „Die Medit IV. enthält die Theorien des Spinoza und des Leibnitz vom Bösen und dessen Verhältnifs zu der göttlichen Weltordnung." Besonders ausführlich (fast zu sehr für seinen Zweck) ist der Verf. bei der Auseinandersetzung der ethischen Ansichten des Cartesius, wie sie namentlich in den Briefen an die Prinzessin Elisabeth ausgesprochen sind. Nachdem er dann die entwickelten Puncte kurz zusammengefafst hat, geht er dazu über, mit ihnen die Lehren Spinoza's zu vergleichen. Da auch hier zunächst die Methode in Betracht kommt, so wendet sich der Verf. zuerst zum Tract. de int. emend., und gibt die vier Erkenntnifsweisen an; enge an Spinoza's Worte sich anschliefsend wird dann gezeigt, wie die Methode, welche den Weg zur vierten Erkenntnifsweise zu zeigen hat, eine Reflexion über das Denken ist, es wird die wichtige Bestimmung hervorgehoben, dafs der Besitz des wahren Gedankens jedes weitere Kriterium seiner Wahrheit unnütz mache, und dann wie sich der wahre Gedanke von den wahren, erdichteten und falschen Vorstellungen unterscheide. Es wird dann bemerkt, dafs es seiner Erkenntnifstheorie angemessen sei, wenn Spinoza in seinem System von dem Begriff der Substanz d. h. des absoluten Seins ausgehe, welche als die einzige, als die in sich bleibende (nicht übergehende) Ursache aller Dinge gefafst wird, und deren Attribute Denken *und Ausdehnung* sind. Da mit dieser Behauptung sich Spinoza in entschiednen Gegensatz mit Des Cartes setzt, so wird hier über ihr Verhältnifs der Schlufs gezogen. Folgende sind die Hauptpuncte, welche 1) p. 63 seq. hervorgehoben werden: Während Cartesius den Uebergang von der ungewissen zur gewissen Erkenntnifs darstellt, hat das Spinozistische System diesen Uebergang hinter sich und steht auf dem Standpunct des

Digitized by Google

seiner selbst gewissen Denkens, dessen Thätigkeit zu beobachten Aufgabe seiner Methode ist. Beide haben den gleichen Substanzbegriff, beiden ist Gott die alleinige wirkende Ursache aller Dinge, nur mit dem Unterschiede, dafs, wegen ihrer verschiedenen Auffassung der göttlichen Freiheit, das Princip der göttlichen Wirksamkeit bei Cartesius die absolute Indifferenz des göttlichen Willens, bei Spinoza die Nothwendigkeit der göttlichen Natur ist, so dafs nach Spinoza Alles aus der Natur Gottes auf nothwendige Weise folgt, während nach Cartesius Gott auch Anderes schaffen konnte als das Wirkliche. Von diesem Puncte aus sei auch die Polemik Spinoza's gegen die Cartesianische Lehre verständlich, welche der Verf. namentlich in den Stellen findet, wo Spinoza Gott Verstand und Willen abspricht, wie z. B. Eth. I. pr. 17 Schol. — Der Verf. gibt dem Spinoza das Lob der gröfsern Tiefe, weil er an die Stelle des unbestimmten Wollens die innerlich bestimmte Natur Gottes setzt, behauptet aber, dafs bei dieser Differenz nur Cartesius consequent sei, wenn er die Endursachen läugne, während Spinoza auf seinem Standpunct zu einer Polemik gegen dieselben keinen Grund habe. Mehr Gewicht legt der Verf. dann auf eine zweite Differenz zwischen beiden Systemen, dafs bei Cartesius von einem Unterschiede zwischen unmittelbarem und mittelbarem Produciren, zwischen unendlichen und endlichen Productionen keine Spur sich finde, besonders aber drittens darauf, dafs nach Spinoza die göttliche Substanz das Attribut des Denkens *und der Ausdehnung* habe. Obgleich der Verf. es zugesteht, dafs man leicht glauben könne, dafs diese Lehre dem Spinoza aus einer strengen und consequenten Durchbildung Cartesianischer Begriffe entstanden sei, ja obgleich er sogar nachweist, dafs sie eine *nahe liegende* Consequenz sei, so fügt er doch mit grofsem Nachdruck hinzu: „aber es ist doch gar nicht wahrscheinlich, dafs diese Idee dem Spinoza auf solchem Wege zum Bewufstsein gekommen sei," vielmehr soll diese Differenz, wie auch die beiden andern hervorgehobenen, aus einem zweiten Umstande zu erklären sein, nämlich

dem *Zusammenhang des Spinozismus mit orientalischen Lehren*, den der Verf. p. 80—104 betrachtet. Diesen Zusammenhang setzt er nun nicht sowohl darein, dafs Spinoza, wie Viele gewollt haben, ein Anhänger der jüdischen Cabbala gewesen sei, sondern behauptet vielmehr, dafs es nur gewisse Hauptformen orientalischer Welt-Anschauung seien, die auf sein System influirt hätten. Solche Verwandtschaft aber findet er zuerst in der Lehre Spinoza's von der Substanz als der allem Körperlichen und Geistigen *immanenten* Ursache. Wichtiger aber zeige sich diese Verwandtschaft in der Unterscheidung zwischen einem unmittelbaren und mittelbaren Produciren Gottes, welche Unterscheidung nach dem Verf. keine andre Absicht und Tendenz haben soll als den allmähligen Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen darzustellen, selbst aber im Geist des orientalischen Emanationssystems gemacht sei, ja geradezu mit der Cabbala übereinstimme. Endlich aber zeige sich eine Verwandtschaft mit dem Orientalismus auch in dem Punct, der oben als der erste angeführt ward, worin Spinoza von Cartesius abweiche: neben dem verständig reflectirenden (Cartesianischen) Denken gehe bei Spinoza ein mystisches (orientalisches) Element, das, durch die starre geometrische Form nicht gebannt, sein Werk mit solcher Ruhe und Heiterkeit durchdringe. Nach diesen historischen Erörterungen geht der Verf. zweitens über zur Darlegung der

Grundbegriffe und Grundsätze des Spinozismus (p. 104—143). Nachdem hier der Begriff der *Substanz* ganz im Allgemeinen betrachtet ist, geht der Verf. sogleich zum *Attribut* über und zu seinem Verhältnifs zur Substanz. Das Attribut ist dem Verf. das, was das Wesen der Substanz constituirt, so dafs sie ohne Attribut wesenlos wäre. Er tadelt darum die Auffassung, nach welcher es nur der betrachtende Verstand ist, welcher der Substanz ihre Attribute leiht, und gibt eine ausführliche Widerlegung derselben, auf die wir später zurückkommen werden. Weil nun das Attribut der Substanz ihre eigentliche Wesenhaftigkeit gibt, deswegen ist sie als das, *alle* Realität und Wesenhaftigkeit enthaltende, constans *infinitis* attributis. „Wie viele und welche Attribute die Substanz habe, ist aus dem reinen Begriff derselben nicht abzuleiten, erst vermittelst der Selbstoffenbarung der Substanz im Endlichen kommt ihre Zahl und Qualität zum Bewufstsein des — ja selbst der natura naturata angehörigen — Verstandes." Aus dem zunächst noch unbestimmten Gedanken der Substanz, ferner aus dem der beiden Attribute ergibt sich nun der dritte Grundbegriff, den der Verf. erörtert, der Begriff *Gottes*, als der Substanz

Digitized by Google

mit den Attributen des Denkens und der Ausdehnung. Die beiden, ihrem Begriff und Sein nach von einander unabhängigen Attribute kommen der Substanz so zu, dafs „es Eine Substanz ist, welche die zwei Attribute hat, und in jedem auf gleiche Weise und ganz ist," so dafs man sagen kann „die Substanz oder Gott sei *weder* das Eine *noch* das Andere, und doch das Eine *und* das Andere auf gleiche Weise." Hier schliefst dann der Verf. sogleich die Erörterung eines schwierigen Punctes an, auf den wir gleichfalls später kommen werden, nämlich in wie fern nach Spinoza Gott Bewufstsein zugeschrieben werden kann; der Verf. schliefst damit, dafs „für denjenigen, welcher die Lehre vom Sichwissen Gottes als nicht ächte spinozische verwirft, das System bis ans Ende und noch am Ende ein unauflösliches Räthsel bleibe." Gott sei, fährt er fort: die *sich wissende* Substanz mit den Attributen des Denkens und der Ausdehnung. Von da aus geht der Verf. viertens zum *Modus* über, d. h. zu der Selbstoffenbarung Gottes nach jenen zwei Attributen in dem Endlichen. Hier untersucht er nun, ob der Begriff eines realen certus et determinatus modus eines göttlichen Attributs nicht einen Widerspruch enthalte. Er erklärt sich gegen die, welche, auf das omnis determinatio est negatio gestützt, dies behaupten; er urgirt den Unterschied zwischen privatio und negatio und sucht dadurch zu beweisen, dafs „wenn uns auch Spinoza keine Rechenschaft darüber gibt, *wie* die einzelnen Dinge aus der göttlichen Substanz hervorgehn, er sich doch nicht in einen Widerspruch verwickle, indem er von Dingen spricht, welche die göttlichen Attribute certis et determinatis modis ausdrücken; vielmehr sei dies der einzige reelle und wahre Begriff des endlich — Wirklichen." Er geht dann aber noch weiter, er untersucht, ob nicht auch bei Spinoza sich Spuren davon finden, jenes *wie* zu erklären. Er findet sie Eth. II, pr. 8 Coroll., wo die Dinge unterschieden werden quamdiu non existunt nisi quatenus in Dei attributis comperehnduntur von ihnen quatenus etiam durare dicuntur. Die Conjunctionen von nisi — sed etiam, beweisen ihm, dafs der letztere Zustand ein höherer sei, und so schliefst er denn, dafs nach Spinoza die Dinge erst potentia in den göttlichen Attributen seien, und dann in Weise einer Entwicklung aus denselben hervortreten und als einzelne modi dauern. Hiemit verbindet nun der Verf., was er früher von dem Sichwissen Gottes gesagt hatte, und zieht nun folgendes Resultat: „Die an sich gedanken- und bewufstlose Macht, in welcher alle Dinge ihr potenzielles Sein haben, geht in einem Schlage in die zwei Attribute ein und actualisirt sich vermöge dieser nach einer ewigen Nothwendigkeit in Seelen und Körpern. Vermittelst dieser Verwirklichung kommt die, an sich gedanken- und bewufstlose Macht zum Bewufstsein ihrer selbst und der Welt." Auch auf diese Auffassung, nach welcher, wie der Verf. selbst andeutet, der Spinozismus ganz mit gewissen neuern Ansichten zusammenfällt, werden wir nachher zurückkommen. Im dritten Theil seiner Arbeit betrachtet er

Spinoza's Lehre von der Welt (p. 143—216). Nachdem darauf hingewiesen ist, wie in diesem starren Immanenzsystem von eigentlicher Bewegung und Leben nicht die Rede sein könne, nachdem ferner hervorgehoben, wie bei dem strengen Parallelismus, der nach Spinoza zwischen dem ordo rerum und idearum Statt findet, es eigentlich inconsequent ist, immer von dem Leiblichen als dem Vornehmeren auszugehn, geht der Verf. zu der Lehre vom Menschen über, zeigt wie der Geist desselben nur die Idee seines Körpers, also eben so zusammengesetzt, vollkommen u. s. w. wie dieser sei, und geht dann zu der Lehre vom Selbstbewufstsein des Menschen über, wo die bekannten prop. 20 u. 21 des 2ten Buchs der Ethik angezogen werden, als deren Sinn angegeben wird, dafs das Wesen des Geistes sei Bewufstsein von seinem Körper und sich zu haben. Es folgt darauf die Entwicklung, wie bei Spinoza das, bei Cartesius noch getrennte, Erkennen und Wollen zusammenfallen, und eine Darstellung der eigentlich ethischen Lehren dieses Systems. Auch hier hebt der Verf. einen Punct hervor, in welchem er Spinoza's Abweichung von Cartesius durch eine Verwandtschaft mit orientalischer Philosophie erklärt, es ist der Unterschied zwischen höherer und niederer Tugend, den Cartesius noch nicht kenne. Jene erstere zeigt sich nämlich in dem Leben des Geistes ohne Beziehung auf die zeitliche Dauer des Körpers, ein wichtiger, wenig beachteter Punct, bei dem sich der Verf. lange aufhält, und an welchen er die Frage nach der Unsterblichkeit schliefst, welche er durch Spinoza so beantworten läfst, dafs wie die einzelnen Dinge aus ihrem potentiellen Sein heraustraten, so auch die Geister, dafs sie, ganz wie jene, wieder in das unendliche Denken Gottes

Digitized by Google

zurückgehn, wobei noch zweifelhaft bleibe, ob sie dadurch ganz in den ursprünglichen (blofs) potentiellen Zustand zurückkehren. Immer aber tritt dann als eine Inconsequenz das gröfsere Gewicht hervor, welches den Körpern im Gegensatz gegen die Seelen eingeräumt wird, wodurch eben Spinoza ein einseitiger Realist werde. Endlich gibt der Verf. eine ziemlich ausführliche Theorie der Spinozistischen Rechts- und Staatslehre, wo er zu dem Resultat kommt, dafs obgleich die Grundlage seiner Theorie eine rein physische sei, doch dieser Charakter durch das Hineinnehmen eines höhern, sittlichen Elements (bis zur Inconsequenz hin) gemildert werde. Nachdem er dann noch darauf aufmerksam gemacht hat, dafs dieses System consequenter Weise zu gleichem Resultat wie das von Hobbes hätte führen müssen, schliefst der Verf. mit der wiederholten Behauptung, dafs der Spinozismus den Ruhm der wissenschaftlichen Consequenz und Vollendung, den man ihm gern zutheile, gar nicht verdiene. —

Indem der Ref. dazu übergeht, Einiges gegen die Darstellung des Verf.'s zu bemerken, wird er es, da derselbe vielfach auf seine eigne Darstellung des Spinoza Rücksicht genommen, ja im Gegensatz gegen dieselbe die seinige entwickelt hat, nicht vermeiden können, dafs manche seiner Bemerkungen Repliken werden. Zunächst kommt hier das historische Verhältnifs zur Sprache. Dem Verf. scheint der Sprung vom Cartesianismus zum Spinozismus so grofs, dafs er um ihn zu erklären auf orientalische Lehren hinweist. Indefs wenn man bedenkt, wie nahe in vielen Puncten der ganz aus dem Cartesianismus hervorgegangene Malebranche dem Spinozismus kommt, so springt die Verwandtschaft zwischen jenem und diesem auch in den Differenzpunkten in die Augen. Der Verf., welcher behauptet, in einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der Philosophie müsse Malebranche *nach* Spinoza abgehandelt werden, sucht die Gründe zu widerlegen, welche ich für das Gegentheil angeführt hatte. Der Hauptgrund war bei mir derselbe, dem auch der Verf. das Hauptgewicht beilegt, das objective, innere, Verhältnifs, weil ich in Spinoza einen Fortschritt gegen Malebranche erkannte, den ich so bezeichnete, dafs Malebranche der unvollendete Spinoza sei. Der Verf. behauptet nun, dafs bei Malebranche *bei derselben Grundidee* das *ideelle* Princip viel mehr herausgebildet sei, während bei Spinoza dies der Fall sei hinsichtlich des *materiellen*. Darum gehöre Malebranche *nach* Spinoza. Ich gestehe, wenn ich auch die Behauptung für richtig gelten liefse (was sie nicht ist), dennoch die Folgerung nicht zu verstehn, denn dann wären beide correspondirende Einseitigkeiten (wie etwa Locke und Leibnitz), und gar kein Grund den Malebranche (nun) *nach* Spinoza zu behandeln. Aber wie gesagt, jene Behauptung ist unrichtig, und ich glaube bewiesen zu haben, dafs was in Malebranche sich findet, bei Spinoza Alles vorkomme, und aufserdem noch mehr. Ganz beiläufig hatte ich dann darauf aufmerksam gemacht, dafs das Hauptwerk des Malebranche einige Jahre früher erschienen sei als die Ethik des Spinoza, und dafs der frühere Anklang, den das erstere fand, beweise, dafs es früher dem Zeitbewufstsein entsprochen habe. Wenn der Verf. von dem Ersteren sagt, es komme nicht viel darauf an, so hat er Recht, auch habe ich dies nie behauptet. Wenn er dann aber etwas spöttisch sagt, dafs der Ruf nach Heidelberg, welchen Spinoza erhielt, deutlich zeige, dafs seine Princ. phil. Cartes. und sein Tract. theol. polit. dem Bewufstsein seiner Zeit nicht fremd geblieben seien, so ist dies wahrscheinlich ein Scherz, da das erstere Werk nach Spinoza's eignem Geständnifs *nicht* seine Lehre enthält, in dem zweiten aber, *ehe* die Opp. posthuma erschienen waren, wie das Beispiel seiner vertrautesten Freunde zeigt, schwerlich Jemand sein ganzes Substanzialitätssystem finden konnte. Endlich aber sei es mir erlaubt, an den Verf. eine Frage zu richten: Wie erklärt er das Factum, dafs mit *jeder* neuen Ausgabe seiner recherches Malebranche *mehr* Spinozist wird? Entweder meine Anordnung ist richtig, oder man mufs annehmen, dafs Malabranche — in der Jugend schon altersschwach — sogleich anfängt immer mehr auf einen niedern Standpunkt zurückzufallen.

Wir gehn zum zweiten Abschnitt des vorliegenden Buches über, ohne Zweifel dem wichtigsten. Das Verhältnifs der Attribute zur Substanz bezeichnet der Verf. mit Recht als einen der schwierigsten Puncte, und hat es darum mit lobenswerther Gründlichkeit erörtert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

1) *Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert mit Beziehung auf ältere und neuere Ansichten von Dr. H. C. W. Sigwart.*

2) *Spinoza als Metaphysiker vom Standpuncte der historischen Kritik von Dr. Karl Thomas.*

3) *Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schellingschen und Hegelschen Philosophie. Von Conrad von Orelli.*

(Fortsetzung.)

Es geschieht fast durchgehend polemisirend gegen den Ref. Ich hatte, weil Spinoza die Attribute nicht aus dem Begriff der Substanz ableitet, ja weil in einem System, in dem gesagt wird, Gottes Natur bestehe in ente quod absolute indeterminatum est, weil alias ejus natura determinata *et deficiens* esset, weil in einem solchem der Grund zu bestimmten Attributen gar nicht in der Substanz (Gott) liegen *kann*, behauptet, es sei der betrachtende Verstand, welcher der Substanz die beiden Attribute leihe, oder der dieselben an sie heranbringe. Ich hatte dann weiter, weil Spinoza den Verstand nicht von der Substanz prädiciren läfst, und dieser also aufserhalb ihrer gedacht werden mufs, denselben einen *äufseren* Verstand genannt, ein Ausdruck, der dem Verf. besonders anstöfsig erscheint und den ich nicht urgiren will. Der Verf. nennt es nun eine nicht begründete subjective Deutung, dafs es immer *der Verstand* sei, *für den* das Wesen der Substanz in den Attributen ausgedrückt sei. Er betont hier besonders in der Hauptdefinition: per attributum intelligo id, quod intellectus de substantia percipit tanquam ejusdem *essentiam constituens* die hervorgehobenen Worte. Ich will darüber hinweggehn, dafs es sogar hier wenigstens *möglich* wäre, constituens nicht als Acc. zu nehmen, sondern als Nom., der auf intellectus ginge. Ich möchte aber den Verf. fragen, was er mit einer Stelle anfängt, wie die im Ep. 4., dafs *realiter* oder *aufser dem Verstande* nur Substanzen und ihre Accidenzien existiren? — was mit der, wo Spinoza, nachdem er die Definition der Substanz aufgestellt, nun hinzufügt: *idem* per attributum intelligo nisi quod attributum dicatur respectu intellectus substantiae certam talem naturam *tribuentis*? — was endlich mit der Explication, die er selbst dieser Erklärung hinzugefügt hat, wo er auf die Frage: wie denn Eines und dasselbe mit zwei Namen bezeichnet werden könne, antwortet: es verhalte sich so wie mit der Fläche, die wir nach ihrer objectiven Beschaffenheit *glatt* nennen, *weifs* aber, wenn wir auf den Eindruck reflectiren, den sie auf unser Auge macht? — Durch blofses Ignoriren werden solche Stellen nicht weggeschafft, eben so wenig durch pomphaftes Abfertigen, wie: man könne nicht mehr gegen den Geist des Spinozismus interpretiren u. s. w. Sie sprechen zu laut dafür, dafs die Behauptung, die unbestimmte Substanz und ihre Attribute verhielten sich wie *An sich* und *Für uns*, sich mindestens eben so sehr auf den Spinoza berufen kann, wie die des Verf.'s, nach dem die Indifferenz in einem Schlage in die zwei Attribute auseinandergeht und jedes ganz ist u. s. w., was Alles fast wie eine Relation über Schelling's Abhandlung über die Freiheit und nicht über Spinoza's Ethik erscheint. — Ganz eigenthümlich erscheint der Verf. dort, wo er das Verhältnifs der Substanz zu den Modis untersucht. Er erklärt sich zuförderst dagegen, dafs das Sein der Modi von Spinoza als ein nicht *wirkliches*, absolut zufälliges gefafst werde, sondern es kommt den einzelnen Dingen wirkliche Realität zu (— freilich sagt Spinoza quamvis existant eos ut non existentes concipere possumus —), es fragt sich nun, *wie* nach Spinoza sie aus der göttlichen Substanz hervorgehn. Hier sei zwar ein hiatus, aber nicht so grofs wie man meine; nämlich die Unterscheidung zwischen unmittelbaren und

Digitized by Google

mittelbaren Productionen Gottes suche den allmähligen Uebergang zum Endlichen deutlich zu machen. Aehnlich wie in den orientalischen Emanationssystemen gehen also aus der Substanz die Attribute hervor (oder sie in ihre Attribute über), aus diesen die *unendlichen* Modi, aus diesen endlich die durch jene vermittelten. Ganz im Sinne des Emanationssystems seien hier die unmittelbaren Productionen die vollkommenern. Diese Auffassung des Spinozismus ist neu. Ob sie in sich haltbar ist, lassen wir hier dahingestellt sein, da der Verf. sie selbst aufgegeben hat. Denn wenn er später das Verhältnifs so darstellt, dafs was aus der Indifferenz hervorgegangen ist, — nämlich die Dinge nicht nur wie sie in den ewigen Attributen Gottes gedacht werden, sondern wie sie *dauern*, — dafs dies gegen das Frühere genommen das *Höhere* sei, so hätte ja Spinoza (der Verf. deutet es selbst an) ein System der *Evolution* gegeben. Selbst aber einem Kopf, wie dem des Spinoza, wird der Verf. die Fähigkeit nicht zutrauen, ein (absteigendes) Emanationssystem auszudenken, welches zugleich (aufsteigendes) Evolutionssystem ist, und so hat er wohl jene Emanationshypothese selbst fallen lassen. Uebrigens läfst sich, abgesehn von allen andern Gründen, eben so wenig halten, dafs Spinoza eine *Evolution* gelehrt habe. Trotz aller non nisi und sed etiam an der Stelle, die der Verf. citirt, ist es ganz unmöglich, dafs bei der Verachtung, womit Spinoza immer die Dauer behandelt, jemals durare bei ihm ein *höheres* Sein der Dinge bezeichnen kann, als welches sie haben, quatenus in Dei attributis comprehenduntur. Mit der Evolution aber fällt auch die, ganz moderne, Ansicht, dafs die zunächst gedanken- und bewufstlose Substanz durch die Attribute zu einzelnen Modis sich actualisirend in diesen zum Bewufstsein ihrer selbst gelange. Nicht aber ist mit der Abweisung jener Theorie auch eine Frage beantwortet, welche freilich mit dem zuletzt Gesagten in Zusammenhang steht, und welche der Verf. einer lobenswerth gründlichen Prüfung unterworfen hat. — Diese Frage, welche den dritten Punct bildet, den wir hier kritisch beleuchten wollen, ist, ob im Spinozistischen System Gott und dann weiter auch dem einzelnen Menschen eigentliches Selbstbewufstsein zugeschrieben werden könne? Manche, unter ihnen auch der Ref., haben diese Frage verneint, der Verf. dagegen vindicirt dem Spinozismus einen selbstbewufsten Gott. Dies scheint auch bei den Belagstellen, die er anführt, unabweisbar zu sein. Die beiden brieflichen Aeufserungen, in welchen Spinoza sagt: Jedermann gebe zu, dafs Gott sich nothwendig erkenne, könnte man noch beseitigen, weil sie ja nur vom Standpunct eines Andern gesagt sein könnten. Es bliebe aber immer Eth. II. pr. 3, nach welcher es in Gott nothwendig eine Idee von seinem Wesen gibt, und welche dem Verf. — indem er dazu den Satz fügt, dafs wer eine wahre Idee hat, zugleich weifs, er habe sie — den Sieg zu garantiren scheint. Es sei mir erlaubt diesen Punct etwas ausführlicher zu behandeln: Nach den unumwundenen Erklärungen Spinoza's wird es erlaubt sein zu sagen, dafs bei ihm Deus und rerum natura Synonyme sind. Darnach also wäre es einerlei zu sagen: in Deo datur oder existit in natura rerum. Nun existirt nach dem schon von Cartesius angegebenen, von Spinoza aber noch weiter durchgeführten Parallelismus Alles, was *wirklich* (formaliter) existirt, eben so auch *gedacht* oder ideell (objective) und ordo rerum idem est ac ordo idearum. Der Complex nun der res oder dessen, was *wirklich* existirt, wird nun von Spinoza im *engern Sinne* des Worts Natur genannt, so dafs ihm die Begriffe Natur, Complex der Dinge, formell Existirendes, Körperliches, *meistens* gleichbedeutend sind. Ihnen steht nun gegenüber der ordo idearum, deren Complex (wenn wir hier von dem Unterschied der adäquaten und unadäquaten Ideen absehn) bald der *göttliche* intellectus, bald die unendliche Idee Gottes, bald die unendliche Kraft des Denkens, welche die ganze Natur objective in sich enthalte, u. s. w. genannt wird; dieser wird nun eben so im *engern Sinne* des Worts Deus genannt, so dafs, wie kaum gesagt wird: in natura datur idea, eben so wenig gesagt wird: in Deo datur corpus. So, in diesem engern Sinne genommen, enthielte also der göttliche Verstand, oder wäre in Gott objective das (oder die Idee von dem), was formaliter, körperlich, in der Natur enthalten wäre, oder anders ausgedrückt: das göttliche Denken enthält objective das, was die göttliche Ausdehnung realiter. Diese ist darum das Object von jenem, und da Gott beides ist, kann gesagt werden, dafs Gott sein Sein wisse, eben wie im Menschen der Geist den Körper zu seinem Object hat und von ihm weifs. Dies Wissen aber nenne ich *Bewufstsein* (Perception), es ist nach dem vortrefflichen Ausdruck Jacobi's nur sen-

Digitized by Google

timent de l'être, ganz ohne alle eigentliche Reflexion. Dieses Bewufstsein kommt im Spinozismus der Gottheit eben so zu wie dem Menschen, welcher *von seinen körperlichen Zuständen weifs.* Hiervon aber ist unterschieden das *Selbstbewufstsein*, d. h. das Wissen von seinem Wissen, sentiment du sentiment; *dieses* kann der Spinozismus weder der Gottheit noch dem Menschen zugestehn. Der Verf. scheint diesen Unterschied nicht zu machen, deswegen bedient er sich beider Ausdrücke promiscue und polemisirt gegen mich, als hätte ich dem Spinozistischen Gott sogar alle Perception abgesprochen. Nur *die* Stellen aber, wo Spinoza nicht nur den *Körper* Object des Geistes sein läfst, sondern den *Geist selbst* und also von einer idea ideae corporis spricht, halte ich für vereinzelte Aeufserungen, welche über diesen Standpunct hinausgehn, eine Inconsequenz, die um so erklärlicher ist, als es allerdings schwierig ist, consequent auf das Selbstbewufstsein zu verzichten. Aufser dem allgemein herrschenden Gefühl aber scheint den Spinoza noch etwas Anderes zu dieser Inconsequenz gebracht zu haben. Es steht sich reale (formale) und objective (gedachte) Existenz gegenüber, Alles was in einer Weise, existirt auch in der andern, darum haben die *Dinge* ihre objective Realität in dem Verstande, ihre formale in der Natur. Nun aber drängt sich die Reflexion auf, dafs die Ideen zum göttlichen Denken sich ganz so verhalten wie die Dinge zur göttlichen Ausdehnung, also werden die *Ideen* im göttlichen Verstande ihr *formales* Sein haben (vergl. Eth. II. pr. 5). Damit entsteht nun aber ein doppelter Sinn, den das Wort formales Sein bekommt. *Einmal* (und meistens) ist formale Existenz körperliche, in sofern ist die formale Existenz der Ideen der Complex der Dinge, *zweitens* ist sie: Wirklichkeit überhaupt, und so haben sie ihre formale Existenz im göttlichen Verstande. Haben aber erst die Ideen formale Existenz, und existirt Alles, was formaliter existirt, auch objective oder als Idee, so drängt sich freilich die Consequenz auf, dafs auch die Ideen wieder objective existiren, d. h. dafs es Ideen der Ideen gebe. Dieser Consequenz gibt Spinoza nach, weil sie ihn aber in den nicht sehr geliebten endlosen Progrefs bringt, weil es dann auch eine idea ideae ideae u. s. f. geben mufs, läfst er diesen Punct immer fallen. Fassen wir indefs das Resultat zusammen: dem Geiste des ganzen Systems gemäfs haben formale Existenz *nur* die Ideate, die Dinge, sie sind deswegen die *einzigen* Objecte der Ideen und des Complexes derselben, des Verstandes; der menschliche Geist (auch ein Complex von Ideen) erkennt daher sich *nur*, sofern er sein Object (den Körper) erkennt; eben so hat das göttliche Denken (der Complex aller Ideen) zu seinem Object *nur* das göttliche Sein (den Complex aller Dinge). Will man deshalb sagen: Gott *weifs* in den *Geistern*, oder auch: er weifs *sich* in den *Dingen*, so wollen wir uns beides gefallen lassen, entschieden falsch aber ist es, dafs Gott *sich* in den *Geistern* wissen soll. Will man sagen, die idea ideae lehre das Gegentheil, so antworten wir darauf: dafs wenn es Spinoza mit dieser Ernst gewesen wäre, er auch ein nach dem Tode fortdauerndes persönliches Selbsbewufstsein hätte lehren *müssen.* Vielleicht wird bei der Art, wie heut zu Tage Spinoza idealisirt und modernisirt wird, auch dies nächstens behauptet werden. (Ich brauche wol nicht zu bemerken, dafs bei meiner Auffassung die Liebe Gottes, womit er sich selbst liebt, nicht, wie man wohl gesagt hat, eine weit über den Spinozismus hinausreichende theistische Idee ist).

Wir schliefsen hiermit die Anzeige des Sigwartschen Buchs. Seine Wichtigkeit möge die Ausführlichkeit entschuldigen. Obgleich der Ref. nicht in Allem mit dem Verf. übereinstimmt, ja noch heute, wie damals, wo er das System des Spinoza darstellte, in Hauptpunkten bei seiner eignen Ansicht beharren mufs, so möge der Verf. doch überzeugt sein, dafs die acht Jahre, die seitdem verflossen sind, ihm selbst über viele Schwächen jener Anfänger-Arbeit die Augen geöffnet haben. Schriebe er heute über Spinoza, er würde Vieles anders (und hoffentlich besser) darstellen, und es würde sich dabei zeigen, dafs die Sigwartsche Arbeit ihn wesentlich gefördert hat, sei es nun, dafs sie ihn in Vielem überzeugte, sei es, dafs sie ihn in Anderem zur bessern Begründung seiner Ansicht anspornte.

Eine sehr eigenthümliche Erscheinung in der Literatur der Geschichte der Philosophie ist das Werk, zu dem wir uns jetzt wenden, von

2) *Thomas.* Einem Jeden, der die Hauptwerke des Spinoza mit Aufmerksamkeit liest, zeigt sich sehr bald, dafs nicht Alles darin die nothwendige Folgerung aus einem Grundprincip ist, sondern dafs, wenn einerseits uns Lehren begegnen, die den Spinozismus

Digitized by Google

als ein entschiednes Substanzialitätssystem erscheinen lassen, doch andrerseits an vielen Stellen dem Einzelwesen wirkliche Realität scheint zugeschrieben zu werden. Dieser Widerspruch zwischen zwei Ansichten, die wir der Kürze halber als pantheistische und individualistische bezeichnen können, hat Einige dahin gebracht, Spinoza nur Inconsequenz vorzuwerfen, Andere haben (z. B. Sigwart) versucht, den Hiatus zwischen solchem scheinbar Entgegenstehenden durch das Einschieben von Mittelgliedern verschwinden zu lassen, noch Andere endlich (Ref. gesteht, dafs er dies für das Richtigste hält) haben versucht zu zeigen, dafs in dem Spinozistischen Standpunct selbst die Nothwendigkeit liege, dafs zu dem entgegengesetzten übergegangen werde. Bei Allen aber war es ein allgemein Zugestandenes, dafs in seiner Totalität das System pantheistisch und dafs das Individualistische das Inconsequente oder zu Erklärende sei. Wenn uns nun in dem vorliegenden Werke der Versuch entgegentritt, das Gegentheil nachzuweisen, und zu zeigen, dafs was man bisher als die Inconsequenz ansah, vielmehr die eigentliche Lehre, was als eigentliche Lehre vielmehr nur eine Folge von Condescendenz oder auch ungenauem Ausdruck sei, wenn demgemäfs alle die Stellen, die man bisher als die wichtigsten ansah, bei Seite geschoben, dagegen die man vernachlässigt hat, hervorgezogen und besonders ins Licht gestellt werden, so kann Einem zuerst der Gedanke kommen, es liege dem Originalsucht zu Grunde, und so sind dem Ref. Aeufserungen begegnet, welche das Werk von Thomas nur als eine barocke Erscheinung bezeichneten. Mit einer solchen Aburtheilung aber thäte man dem Verf. schreiendes Unrecht. Wir haben es hier mit einer Arbeit zu thun, deren Verf. sie, nachdem sie vollendet war, fünf Jahre zurückgehalten hat, und welche, wie sie jetzt vorliegt, auch einem Jeden, der des Verf. Ansicht nicht theilt (wie dies mit dem Ref. z. B. der Fall ist), dennoch das Zeugnifs abnöthigen mufs, einmal dafs aller Scharfsinn aufgeboten ist um sie zu unterstützen, zweitens aber dafs vielleicht noch Keiner, der eine Darstellung des Spinozistischen Systems gegeben hat, dieses System so gründlich *durchstudirt* hat. Indem der Verf. Alles aufsucht, was für seine Ansicht spricht, fördert er Vieles zu Tage, was man als ganz unbrauchbar anzusehn gewohnt war. Darum ist dieses Werk so sehr belehrend; zur gründlichen Lectüre desselben einzuladen, ist der Zweck des ausführlichen Auszuges, den wir zuerst davon geben.

Der *erste Abschnitt* betrifft das Leben und die Schriften des Spinoza. Zweierlei hebt der Verf. hier hervor: Erstlich die bedenklichen Umstände, welche in jener Zeit es gefährlich machten, eine von Andern abweichende Meinung laut auszusprechen, und die daher einen Mann wie Spinoza leicht dahin bringen konnten, in seinen für ein gröfseres Publicum bestimmten Schriften seine Meinung zu verhüllen; zweitens beweist er mit Evidenz, dafs alle Werke des Spinoza, die uns vorliegen, zwischen den Jahren 1661 und 1663 (gewifs wenigstens vor 1665) verfafst sind.

Nur hinsichtlich des theol. polit. Tractats ist er den Beweis für die Behauptung, dafs derselbe nur eine Umarbeitung seiner bei der Synagoge eingereichten Schutzschrift sei, schuldig geblieben. Ueberhaupt kommen hinsichtlich dieser Schrift einige schwankende Aeufserungen vor, indem einmal für die Bestimmung ihrer Abfassezeit darauf Gewicht gelegt wird, dafs sie gar keine Spuren von Cartesianismus in sich trage, dann aber doch wieder sie vor ihrer Herausgabe nicht nur latinisirt, sondern auch ganz umgearbeitet sein soll, wo es seltsam wäre, dafs seine veränderten Ansichten gar keine Spur nachgelassen hätten. Indem er nun noch das constatirte Factum hinzunimmt, dafs Spinoza in den letzten 12—14 Jahren sehr viel gearbeitet, was er den Flammen geopfert, so zieht er daraus den Schlufs, dafs man die uns überlieferten Werke des Spinoza als Fragmente ansehen dürfe, in welchen nicht sein System auf den ersten Anblick sichtbar dargelegt sei, sondern aus welchen es reconstruirt werden müsse, und dafs man bei dieser Construction auf seine Aeufserungen gegen intime Freunde, d. h. auf seine Briefe mehr geben müsse als bisher geschehen sei, ja mehr als auf seine zum Druck bestimmten Werke. Von dem Tr. de int. emend. sei dies letztere zweifelhaft und dieser, mit deswegen, so wichtig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

1) *Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert mit Beziehung auf ältere und neuere Ansichten von Dr. H. C. W. Sigwart.*

2) *Spinoza als Metaphysiker vom Standpuncte der historischen Kritik von Dr. Karl Thomas.*

3) *Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schellingschen und Hegelschen Philosophie. Von Conrad von Orelli.*

(Fortsetzung.)

Der *zweite Abschnitt* betrachtet die Lehre Spinoza's in ihrem Verhältnifs zu der des Cartesius. Gegen die gewöhnliche Art, den Spinozismus als eine consequente Entwicklung der Hauptbegriffe Cartesianischer Metaphysik darzustellen, erklärt sich der Verf. aus einem zwiefachen Grunde. Einmal ist es noch zweifelhaft, wie viel in den von Cartesius herausgegebnen Sachen unverhüllte Metaphysik desselben ist. Seine eigentliche Metaphysik hat er verbrannt. (Der Verf. gibt zu verstehn, dafs der mystisch-pantheistische Satz in Med. IV, dafs der Geist ein Product Gottes und des Nichts sei, zu den leisen Andeutungen gehöre, die, wie Cartesius selbst sagt, er sich allein gestattet habe). Als die Verurtheilung Galiläi's ihn nöthigte, seine Metaphysik zurück zu ziehen, da habe er sich wieder in die Arme der Schulmetaphysik geworfen, da von der Substanz als einer causa sui im positiven Sinne des Worts gesprochen u. s. w. Zweitens aber sind gerade diese Grundbegriffe bei Spinoza ganz anders gefafst als bei Des Cartes, so namentlich habe causa sui bei dem Letztern *nur* einen negativen Sinn u. s. w. Die nicht abzuleugnende Verwandtschaft beider Systeme beschränke sich erstlich darauf, dafs Spinoza die ganze Naturphilosophie des Cartesius adoptire, dann aber dafs er die, von Cartesius wenn auch nicht erfundene, doch festgehaltene, Lehre von der formalen und objectiven Realität d. h. vom Parallelismus des Seyns und Denkens aufnahm. Indem er aber diesen Parallelismus nicht nur in einem Theile der Schöpfung (Leib und Seele), sondern überall gelten läfst, wird ihm die Gedankenwelt eben so zu einem Automat, wie die ausgedehnte Welt es bei Cartesius geworden war, und es wird ihm leicht, den ohnedies sich widersprechenden Begriff eines Grundes der Substanzen loszuwerden, d. h. die Gottheit, die bei Cartesius zur treibenden Feder eines Mechanismus geworden war, ganz zu eliminiren. Dafs diese seine Lehre nicht von jeher als die eigentliche Lehre des Spinoza erkannt ist, hat seinen Grund darin, dafs er in seine Werke eine Menge von Sätzen aufgenommen hat, die ihr widersprechen, um — der Verfolgungssucht nicht zu viel Blöfsen zu geben. Den Beweis für diese Behauptung sucht der Verf. im Folgenden zu geben, indem er zuerst im

dritten Abschnitt Spinoza's Lehre nach dem Tr. de emend. int. darstellt. Der Satz, welcher von Spinoza mit so aufserordentlicher Weitläuftigkeit durchgeführt wird, dafs es nicht Aufgabe der Methode sei, ein Kriterium der Wahrheit aufzusuchen, indem die Gewifsheit nichts anderes sei, als das objective Sein dessen, was formaliter existirt, zeigt, wie Spinoza bei allem seinem Philosophiren den Parallelismus zwischen formalem und objectivem Sein voraussetzt. Darum ist es auch für seine *Metaphysik* so wichtig, die Grundzüge der Psychologie und Erkenntnifslehre zu reconstruiren, auf welchen jener Tractat beruht. Hier macht nun der Verf. darauf aufmerksam, dafs Spinoza, wo er den Plan des ganzen Tractats angibt, erklärt (p. 430 Ed. Paulus), es sei *schliefslich* die Idee des vollkommensten Wesens von Wichtigkeit, daher gleich *anfänglich* darauf auszugehn, diese Idee aufzustellen, und dafs demgemäfs man entweder am Anfange oder am Ende der Untersuchung erwarten müsse, dafs das Verhältnifs aller Ideen zu dieser Idee erörtert werde.

Digitized by Google

Wenn diese Erörterung sich nun aber am Anfange des Tractats (von dem der erste Theil ganz, der zweite theilweis vorliegt) nicht findet, am Ende aber auch nicht finden konnte, da im Verlauf der Untersuchung Spinoza erklärt, das Ziel der Methode sei objectiv die Formalität der Natur wiederzugeben, sowohl in Beziehung auf das Ganze, als auch in Beziehung auf die Theile (p. 449), — so findet der Verf. hierin eine Elimination jenes, Schicklichkeits halber erwähnten, Begriffs, der in diesem System keine Stelle hat, und dem daher die Natur sowohl in Beziehung auf ihre Totalität als auf ihre Theile substituirt wird. Es wird dann dazu übergegangen, wie Spinoza im ersten Theil seines Tractats die wahre Vorstellung von der falschen sondert. Hier ist das Resultat, dafs die Elemente aller wahren Erkenntnifs die ganz einfachen Ideen seien, diese — die notiones communes — bildeten dann die Bestandtheile der andern wahren Vorstellungen. Wenn nun aber wahr nur der Gedanke ist, welcher die Wesenheit eines Princips objectiv enthalte, und zwar eines Princips, das durch sich selbst erkannt werde, keinen Grund habe u. s. w., so wird es sich um ein Princip handeln, in dem das Element alles Seins *eben so* zu finden sei, wie in den einfachen Ideen die Elemente aller wahren Gedanken. Der Verf. macht nun darauf aufmerksam, wie es hier unbestimmt gelassen wird, ob von einer Vielheit der unerschaffnen Dinge gesprochen werden kann oder nur von einem, zeigt, wie das, was Spinoza von der Definition des unerschaffnen Dinges sagt, völlig mit dem *positiven* Begriff der causa sui streitet, macht dann bemerklich, dafs, wenn Spinoza nach dem Wesen sucht, das aller Dinge Grund sei (p. 452 Ed. Paulus), hier nicht, wie die Cartesianer dies verstanden, von dem Verhältnifs Gottes zur Welt die Rede sein könne, da Spinoza ausdrücklich sagt, es handle sich hier de rebus physicis, um eine series causarum, welche zwar singulares seien, doch aber res fixae aeternaeque. Zwei Classen der Definitionen unerschaffner Dinge ergeben sich ihm so, Ausdehnung und Denken; jede dieser Classen bestehend aus einer unendlichen Zahl einfachster Individuen (Ideen und Elementen des Seins); wegen der Uebereinstimmung zwischen formaler und objectiver Existenz, findet eine solche Harmonie zwischen den einfachsten Elementen des Denkens und der Ausdehnung Statt, die es möglich macht, dafs beide unendliche Summen zusammengefafst, und weil aufser ihnen es nichts gibt, als Gott bezeichnet worden. „Wahrscheinlich aber, sagt der Verf., ist es, dafs Spinoza den Tractat nicht vollenden wollte, weil er es für unzuläfsig erachtete, seine Gottheit als bestehend aus jenen ewigen festen und einfachsten Elementen mit zu grofser Klarheit hervortreten zu lassen, wahrscheinlicher sogar, dafs, wenn er diesen Tractat in diesem Sinne vollendet hätte, diese Theile entweder von ihm selbst vernichtet, oder von den Herausgebern seiner Werke aus leicht zu entschuldigender Vorsicht der Oeffentlichkeit vorenthalten wurden. Die hieraus sich ergebende Lücke ergänzen die Briefe, die Spinoza mit Oldenburg gewechselt. Sie lassen keinen Zweifel in Rücksicht auf die Stellung des Begriffs der Gottheit in dem Systeme und über das eigentliche Wesen derselben nach Spinoza's wahrer Ansicht übrig."

Vierter Abschnitt die Lehre Spinoza's nach den Briefen an Oldenburg. Hier werden vorzüglich folgende Puncte hervorgehoben: Spinoza definirt Gott als das Wesen, welches aus unendlichen (d. h. unendlich vielen) Attributen besteht. Nachher aber definirt er das Attribut ganz so wie er sonst die Substanz definirt. Es war also nur eine Zweideutigkeit des Ausdrucks, die ihn seine eigentliche Meinung, nämlich dafs Gott das aus unendlich vielen Substanzen bestehende Wesen sei, dadurch verhüllen liefs, dafs er sich dem gewöhnlichen (Cartesianischen) Sprachgebrauch anschlofs, freilich aber das Wort Attribut ganz anders nahm. Wenn darum Oldenburg sagt, aus Spinoza's Darstellung könne man fast schliefsen, dafs es unendlich viele Götter gebe, so sei er damit der Spinozistischen Ansicht sehr nahe gekommen. Eben so sei eine andere Aeufserung von Wichtigkeit, die nämlich, wo er — weil Oldenburg gesagt hatte, der Mensch, der doch eine Substanz sei, werde doch von einem andern hervorgebracht — erwidert: der Mensch werde nicht geschaffen, sondern seine Elemente existirten, nur in andern Combinationen, schon vorher. Auch hier sind es wieder die Ur-Elemente der Ausdehnung, welche als das Ewige bezeichnet werden. Es scheine als habe Spinoza, so zurückhaltend er auch schreibe, dennoch Oldenburg erschreckt, und daher lasse sich vielleicht die zehnjährige Unterbrechung des Briefwechsels erklären.

Es ist nicht zu leugnen, dafs in diesem vierten Abschnitt die Ansicht des Verf. am meisten siegreich

Digitized by Google

zu sein scheint. Aber gerade hier wird man gegen dieselbe mifstrauisch, weil bei genauerem Zusehn sich zeigt, dafs der Verf. — wir wollen nicht behaupten, dafs er wissentlich Advocatenbeweise gibt — von seiner Ansicht sich so blenden läfst, dafs er (was ihm sonst nicht geschieht) unrichtig übersetzt, und dadurch die Sache schief darstellt. Da er überzeugt ist, dafs es Vorsicht von Seiten Spinoza's oder seiner Herausgeber war, die die eigentlichen Arcana seiner Lehre nicht zu uns gelangen liefs, so liegt es in der Natur der Sache, dafs immer ein grofses Gewicht darauf gelegt wird, wenn sich zeigt, dafs Erklärungen Spinoza's über seine Lehre verloren gegangen sind. So verhält sich's nun auch hier. Spinoza hatte seinem Brief an Oldenburg eine Beilage hinzugefügt, in der er nach geometrischer Weise seine Ansicht so auseinandersetzte, ut non opus sit de his apertius loqui. Diese Beilage ist nun verloren, und wenn man die Darstellung von Thomas liest, kann man versucht werden, dies zu bedauern. Allein ein solches Bedauern wird sehr unnütz sein, wenn man nicht, wie Thomas, ein sehr wichtiges Wörtchen aus einem folgenden Brief Spinoza's wegläfst. In diesem sagt Spinoza: *tres* quas misi propositiones, Thomas übersetzt *die* dir gesandten Propositionen, wodurch der Anschein entsteht, als wäre es eine, wer weifs wie grofse, Abhandlung gewesen. Bleiben wir aber bei dem was Spinoza sagt stehn, so enthielt die Beilage *drei* Propositionen und ein Scholion. Der Inhalt dieser wird von Spinoza angegeben und es zeigt sich, dafs sie nichts Andres sind als Eth. I, pr. 5, 6, 8, und Schol. 2 der letztern. Ferner hatte sie nach Oldenburg vier Axiome enthalten, welche angeführt werden und nichts Andres sind als Eth. I, pr. 1, 2, 3 und ax. 1. — Da nun, wie sich aus der Ethik ergibt (und auch aus den Briefen), diese Sätze geometrisch nur bewiesen werden können, indem die Definitionen 1, 2, 3, 4, 5, 6 mit der Explic., und Ax. 5 zugegeben sind, so folgt daraus, dafs diese sich gleichfalls dabei fanden und dafs die verlorne Beilage nichts mehr enthalten hat als — den Anfang der Ethik bis zur Prop. 9 des ersten Buchs, *vielleicht* mit dem Unterschiede, dafs einige Definitionen (7, 8) und Axiome (3, 4, 6, 7), die sich *itzt* in der Ethik finden, *nicht* mitgeschickt wurden, gewifs mit dem Unterschiede, dafs einige Sätze als Axiome bezeichnet wurden, welche die Ethik als Propositionen bezeichnet. Jedenfalls aber enthielt jene Beilage nichts Neues, sondern wir sind auf die Briefe verwiesen und die Ethik. Zu dieser letztern wendet sich nun der Verf. im

fünften Abschnitt. Es läfst sich von vorn herein vermuthen, dafs *das* Werk, welches von allen andern Darstellern der Spinozistischen Philosophie fast allein berücksichtigt worden ist, und woraus ohne Ausnahme Alle die Ueberzeugung geschöpft haben, Spinoza sei Pantheist gewesen, der Ansicht des Verf. die gröfsten Schwierigkeiten entgegensetzen werde. In der That werden hier kaustische Mittel von ihm angewandt, ja hinsichtlich des ersten Buchs wüthet er manchmal auf terroristische Weise. Er gesteht es zu, dafs in diesem Buche schneidende Widersprüche enthalten seien; diese sollen keine andere Lösung gestatten als die Annahme, Spinoza habe nicht nur mit Absicht darin unklar sein wollen, sondern auch mancherlei darin niedergelegt, was er für falsch hält, oder auf andre Weise erklärt wissen wollte, um einen zu harten Kampf mit den Ansichten seiner Zeit zu vermeiden. Als solchen nur zum „Bereiten von Illusionen" ausgestreuten „Saamen" sieht nun aber der Verf. *sämmtliche Definitionen* des ersten Buchs der Ethik an. (Besonders auffallend ist dies hinsichtlich der 6ten, aus welcher der Verf. eben so wichtige Folgerungen *für* seine Ansicht gezogen hatte). Wichtiger für Spinoza's eigentliche Lehre sollen die Axiome sein, welche, wenn sie gleich von den „ewigen obgleich einzelnen Elementen der Dinge" nichts sagen, doch auch nirgend mit solchen Lehren in Widerspruch stehn, wie denn auch für die Richtigkeit der Prop. 14—18 es ganz gleichgültig sei, ob Gott als bestehend nur aus einer oder aus mehrern Substanzen gedacht werde. Besonders wichtig ist nun unter diesen Sätzen die 15te Propos. durch ihr Scholion, in welchem (freilich im Gegensatz gegen Prop. 13) wenigstens als möglich angedeutet wird, dafs die Gottheit theilbar sei, und nur die *räumliche Trennung* ihrer Theile geleugnet wird. Nachdem der Verf. dann siegreich gezeigt hat, wie die Vorstellung eines schöpferischen Denkens, welche Prop. 17 Schol. allerdings vorkommt, völlig mit Spinoza's Lehre streitet, nachdem er gezeigt, dafs die 28. Propos., die bei einer andern Ansicht vom Spinozismus kaum zu erklären ist, nach seiner keine Schwierigkeit darbietet, geht er zum 2ten Buch der Ethik über, in dem er mehr directe Beweise für seine Ansicht findet. Mit Recht tadelt er es, dafs bei allen

Digitized by Google

bisherigen Darstellungen des Spinozismus die Axiome und Lehrsätze aus der Naturphilosophie (Eth. II. p. 90—94. Ed. Paulus) ganz übergangen seien. Für seine Auffassung enthalten gerade sie den Schlüssel für dies System. Die einfachsten Ausgedehnten nämlich bilden in ihrer Zusammensetzung Individua der zweiten, diese weiter combinirt Individua der dritten Ordnung u. s. f., so dafs die ganze körperliche Natur am Ende *ein* Individuum ist (nämlich die ausgedehnte Substanz). Der menschliche Körper ist deswegen ein aus sehr zusammengesetzten Individuen zusammengesetztes Individuum. Von diesen Sätzen war nun, nach dem Canon, dafs formale und objective Realität sich parallel gehn, eine Anwendung auf die denkenden Wesen zu machen. Zum Theil thut dies Spinoza, indem er von dem Geist, d. h. der Idee eines bestimmten Körpers, sagt, er sei nichts Einfaches, sondern etwas sehr zusammengesetztes, zum Theil überläfst er es seinen Lesern, Consequenzen zu ziehn. Man sieht aber, dafs die, welche Blyenberg daraus zog, dafs der Geist des Menschen aus lauter Geisterchen bestehe, welche ewig seien, während er (das Compositum) sich auflösen werde, von der richtigen Ansicht des Spinoza nicht weit abirren. Weil er derselben so nahe kam, deswegen habe Spinoza eine weitere Antwort abgelehnt. Diese Lehre aber, dafs der Geist ein aus einfachen Ideen Zusammengesetztes ist, sei dann weiter von der äufsersten Wichtigkeit für die Psychologie Spinoza's, weil der ganze Unterschied zwischen Intellectus und Imagination auf ihr beruhe. Die letztere ist das Product zerrissener, falsch gedeuteter Ideen, und steht deswegen im Parallelismus mit den durch Einwirkung anderer Körper veranlafsten körperlichen Störungen. Die eigentliche Lehre Spinoza's wäre also diese: der Complex der ewigen und einfachen Elemente alles Seins bildet die ausgedehnte Substanz; dieser steht gegenüber die gleichfalls in einfachsten Theile getheilte denkende Substanz. So wenig die ausgedehnte Substanz Subject des Denkens ist, so wenig ist es dem Spinoza Ernst mit der *einen* Substanz, welche er dem „philosophischen Pöbel" zu Gefallen vor die Attribute setzte. Will man „Denken" mit Bewufstsein erklären, so hat die denkende Substanz Bewufstsein nicht von sich, sondern von der ausgedehnten. In der ausgedehnten Substanz wie in der denkenden findet ein parallel gehender Automatismus Statt. Wie der einzelne Körper ein Theil der ganzen ausgedehnten Substanz, so der einzelne Intellectus ein Theil des ganzen Intellectus. Den ganzen Inbegriff der Einzeldinge nannte er dann Gott. Die Widerlegung des Spinozismus kann deswegen nur darin bestehn, dafs der Glaubensartikel umgestürzt werde, auf welchem er ruht: die Uebereinstimmung der Vorstellung mit dem Vorgestellten. —

Dies wäre im Wesentlichen der Gang eines Werks, dem Jeder, der es nicht nur durchblättert, sondern durchstudirt, das Zeugnifs geben wird, dafs es die Frucht gründlicher Lectüre und nicht gewöhnlichen Scharfsinnes ist. Der Ref. ist mit dem Resultate nicht einverstanden; vielmehr hat sich demselben nach der Lectüre dieser Schrift noch mehr die Ueberzeugung aufgedrängt, dafs in Spinoza (was auch der Verf. nicht für ein psychologisch unbegreifliches Wunder hält) ein Zwiespalt des Gedankens vorhanden war, neben einander zwei verschiedene Standpuncte. Er ist dabei mit dem Verf. darüber einverstanden, dafs wenn ein solcher Zwiespalt in ihm war, Spinoza gewifs versucht haben werde, ihn zu lösen, allein die vorliegende Schrift kann ihn nicht bewegen, die Ueberzeugung, die er bisher hatte, dafs Spinoza diese Lösung in einer an Parmenides erinnernden Weise versucht habe, gegen die des Verf. zu vertauschen, dafs Spinoza eigentlich immer geschrieben habe, um mifsverstanden zu werden. — Die sprüchwörtlich gewordene Consequenz des Spinoza scheint damit freilich ins Gedränge zu kommen. Allein es fragt sich, was man unter Consequenz versteht? dies Wort kann einmal Uebereinstimmung mit sich bedeuten und zweitens andeuten, dafs ein Philosoph alle Folgerungen aus seinem Princip gezogen habe. In *beider* Beziehung ein System consequent nennen, heifst eigentlich sich zu ihm bekennen. In erster Beziehung sprechen wir nun dem Spinoza die Consequenz ab, dagegen aber ist er consequent in der zweiten (höhern) Bedeutung, d. h. er ist zu dem fortgegangen, wozu von seinem Princip weiter gegangen werden mufs.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1843.

1) *Der Spinozismus historisch und philosophisch erläutert mit Beziehung auf ältere und neuere Ansichten von Dr. H. C. W. Sigwart.*

2) *Spinoza als Metaphysiker vom Standpuncte der historischen Kritik von Dr. Karl Thomas.*

3) *Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schellingschen und Hegelschen Philosophie. Von Conrad von Orelli.*

(Schlufs.)

Der Ref. glaubt, dafs nachgewiesen werden könne, warum von einem pantheistischen System fortgegangen werden *mufs* zu einem individualistischen — es handelt sich hier nicht um exacte, sondern nur um kurze Bezeichnungen — darum ist uns Spinoza kein unbedeutender Philosoph, sondern ein so sehr bedeutender, weil er diese Consequenz aus seinem Pantheismus gezogen hat, und wir müssen dem Verf. danken, dafs er darauf aufmerksam gemacht hat, wie weit er hierin gegangen ist. Und dies möge dem Ref. Gelegenheit geben, zum Schlufs dieser Anzeige, etwas gegen den Verf. zu bemerken. Derselbe spricht die Ueberzeugung aus, dafs, wenn seine Auffassung des Spinozismus sich als richtig bewähre, alle die Versuche, die er als Constructionen der Geschichte der Philosophie bezeichnet, als thöricht und falsch erscheinen würden. Dies scheint noch nicht so gewifs zu sein. Der Ref. z. B., und Mancher mit ihm, glaubt erkannt zu haben, dafs von dem Dualismus fortgegangen werden mufste zum Pantheismus, von diesem endlich zum Individualismus, er erkennt dann weiter den ersteren in der Lehre des Cartesius und seiner Schule, den zweiten im Spinozismus, den dritten unter andern in der Monadologie. Gesetzt nun, der Verf. hätte in Allem Recht, was er gesagt hat, so folgte daraus, dafs Descartes selbst in seiner eigentlichen Metaphysik alle Dinge als Resultat Gottes und des Nichts, d. h. als Negationen des göttlichen Seins gelehrt hätte, ferner, da alles Pantheistische bei Spinoza nur aus Condescendenz gegen die Cartesianer gesagt sein soll, dafs *diese* pantheistische Ueberzeugungen gehabt hätten, Spinoza aber wäre reiner Individualist gewesen, d. h. der Gang, welchen nach dem Verf. die Philosophie genommen hat, wäre *ganz derselbe*, wie der Ref. ihn sich construirt hat, nur hätte der letztere darin geirrt, dafs er den ersten Schritt von Spinoza, anstatt schon von den Cartesianern, den zweiten erst von Leibnitz, anstatt schon von Spinoza gemacht sein liefs. Was an dieser Behauptung *wahr* ist, verkennt der Referent am wenigsten, der es längst weifs, dafs innerhalb des Cartesianismus (bei Malebranche) der erste, innerhalb des Spinozismus der zweite Schritt *begonnen* wird. — Wenn die beiden bisher charakterisirten Schriften bei aller Verschiedenheit doch darin mit einander übereinstimmen, dafs ihre Verf., weil sie *anderer* Ansicht als Spinoza, und doch von Ehrfurcht vor seiner Tiefe erfüllt sind, unwillkührlich ihn idealisiren und moderner auffassen als er ist, der Eine, indem er ihn mehr Schelling, der Andere, indem er ihn mehr Herbart annähert, so verhält sich dies anders mit

3) *Orelli.* Da diesem der Spinozismus das eigentliche Vernunftsystem ist, welches von den Geistesverwandten Schelling und Hegel mit Unrecht verunglimpft und in keiner Weise übertroffen ist, so geht sein Bestreben darauf, nur die Lehre des Spinoza darzustellen, wie sie von ihrem Autor selbst gedacht wurde, und die Differenzen zwischen ihr und den modernen Ansichten, mit denen sie oft identificirt wird, recht hervortreten zu lassen. Läfst des Verf.'s „entschiedene Vorliebe für Spinoza's Lehre, welche ihm unerreicht da zu stehn scheint," erwarten, dafs er sich mit Liebe in seinen Gegenstand versenken und ihn gründlich durchdringen werde, so hat doch auch eine solche Vor-

Digitized by Google

liebe deswegen ihr Bedenkliches, weil sie häufig die unbefangene Kühle vertreibt, die doch auch nöthig ist, wenn man Gedanken eines Andern reproduciren will. Dafs der Verf. diese Resignation nicht gehabt hat, ganz, auch wo er ihm nicht gefiel, sich seinem Gegenstande hinzugeben, das spricht er selbst ganz unverhohlen aus, indem er von Spinoza's Rechts- und Staatslehre sagt: Ich konnte mich nicht entschliefsen, diese Theorie aufzunehmen, weil sie von Spinoza selbst nicht genug mit der reinern höhern Ansicht der Ethik in Einklang gesetzt worden ist. Wird sie ganz so dargestellt, wie sie vorliegt, so *stört sie den Eindruck* u. s. w." Wirklich ein naives Geständnifs für Einen, der nicht etwa als seine Mission bezeichnet, dem Spinoza Anhänger zu verschaffen, sondern eine Schrift über Spinoza's Leben und Lehre ankündigt. Was aber der Verf. hier wissentlich gethan hat, das widerfährt ihm auch sonst ohne sein Wissen und Wollen: er interpretirt in Spinoza hinein, was sich bei ihm nicht findet. Auch kann dies nicht anders sein. Er hat einmal die Ueberzeugung, mit des Spinoza Lehre einverstanden zu sein. Nun aber ist er selbst zu sehr philosophisch gebildet, als dafs er, ein Kind des 19. Jahrhunderts, in einer Weltanschauung, die dem 17ten angehört, die seinige wieder erkennen könnte, und darum gibt er uns mehr einen Spinoza redivivus, als den ursprünglichen. Es liegt in dem Zwecke dieser ganzen Anzeige, dafs wir hier nur den ersten Theil des vorliegenden Werks (p. 1—164) berücksichtigen, dagegen was über Schelling's und Hegel's Verfahren gegen Spinoza, so wie über Schelling's (p. 197—292) und Hegel's Philosophie (294—354) gesagt ist, mit Stillschweigen übergehn. Eben so werden wir, indem wir den Gang angeben, den der Verf. befolgt, uns nur bei den Puncten aufhalten, wo er von den sonstigen Darstellungen abweicht, oder welche bei Gelegenheit der andern beiden Werke nicht erörtert wurden. Beide kennt der Verf., und nimmt Rücksicht auf sie; von Sigwart spricht er mit Hochachtung, von dem Thomas'schen Werk mit Wegwerfung, ein Ton, den der Verf. überhaupt liebt: in einer von Partheien zerrissenen Stadt mag dieser geeignet sein, um zu einer Geltung zu kommen, im gröfsern Publicum wird er allmählig ein abgebrauchtes Mittel.

Der Verf. beginnt mit einer Darstellung des *Lebens des Spinoza* (p. 3—22), bei welcher besonders die in der Paulusschen Ausgabe sich findende Verschmelzung von Colerus und Boulainvillier's Schrift, und Auerbach's, seiner Uebersetzung vorausgeschickte, Biographie benutzt sind. In einer Anmerkung behandelt er dann das Verhältnifs zwischen Spinoza und Cartesius etwas cavalièrement; er bemerkt zuerst, Spinoza sei ein so selbstständiger Denker, dafs es eine undankbare Mühe wäre, sich mit der Untersuchung zu beschäftigen, wie er zu seinem System gelangt sei, namentlich sei des Cartesius Lehre nur als ein Reibungsmittel zu betrachten, — dann wird wieder gesagt, dies Verhältnifs sei von Sigwart in seinen beiden Schriften aufs gründlichste abgehandelt, der doch wahrlich nicht zu solchem Resultat gekommen ist. Hier hätte der Verf. Manches von Thomas — *lernen* können. Die Lehre des Spinoza (p. 28—164) wird dann unter die zwei Rubriken Metaphysik und Ethik gebracht und die erstere (p. 29—146) besonders ausführlich unter folgenden Ueberschriften behandelt:

1. *Grundbegriffe; allgemeine Principien.* Die Definitionen der Substanz, des Attributs, des Modus, der causa sui werden mit Spinoza's Worten gegeben, dann nachdem bemerkt ist, dafs die Substanz den Affectionen vorausgehe, hinzugefügt: durch dieses Alles sind folgende zwei Sätze hinlänglich vorbereitet: die Substanz mufs unendlich sein, und es gibt nur eine Substanz. Dies ist falsch. Bei Spinoza freilich ist es so, denn da ist der erste dieser Sätze vorbereitet durch seine Definition des Endlichen, als des durch Eines seiner Art begrenzten, und die 5te Proposition, dafs es nicht zwei Substanzen von gleichem Attribut gebe; läfst man diese beiden Sätze, wie der Verf., weg, so schweben die Sätze in der Luft und sind nicht hinlänglich vorbereitet. Die Darstellung wird dann unterbrochen, um (p. 33—46) die Ansichten Anderer zu widerlegen. Pag. 46 wird dann übergegangen zur

2. *Lehre von Gott.* Die Definition wird mit Spinoza's eignen Worten gegeben, dann hervorgehoben, dafs es bescheidene Besonnenheit sei, welche Spinoza aufser den beiden Attributen des Denkens und der Ausdehnung noch unendlich viele annehmen läfst; der Vorwurf, den man Spinoza gemacht hat, dafs er die beiden Attribute aus der Erfahrung geborgt habe, anstatt sie aus dem Begriffe der Substanz abzuleiten, wird mit Sigwart allen andern Systemen wiedergegeben, und an vielen Stellen des Werks Spinoza gelobt,

Digitized by Google

dafs er eine solche „Deduction" nicht versucht habe. Länger als heute, wo sich über diesen Punct die Ansicht festgestellt hat, nöthig ist, hält sich der Verf. dabei auf, nachzuweisen, dafs Spinoza von der Gottheit eben so wie das Denken auch die Ausdehnung prädicire; dann macht er darauf aufmerksam, dafs er die Ausdehnung dynamischer nehme als Cartesius, indem er die Bewegung nicht von Aufsen an die moles quiescens treten lasse. Es wird darauf hingewiesen, dafs nach Spinoza Alles beseelt sei. (Die Behauptung, dafs Spuren der [neuern] Einsicht, dafs es keine rein mechanische Bewegung gebe, bei Spinoza vorkommen, möchte indefs etwas schwer zu beweisen sein.) Der Verf. geht dann zum zweiten Attribut der Gottheit über, zum Denken, und nachdem er darauf aufmerksam gemacht hat, dafs alles Anthropopathische davon ausgeschlossen, und darum Gott weder Verstand noch Wille zugesprochen werden könne, geht der Verf. zu der wichtigen Frage über, wie denn bei Spinoza hin und wieder vom intellectus Dei die Rede sein könne, und ob dieser mit dem göttlichen Denken identisch, oder davon unterschieden sei. Um die eigenthümliche Ansicht des Verf. über diesen Punct kurz deutlich zu machen, mufs anticipirt werden, was er von der *Selbstoffenbarung Gottes oder dem Verhältnifs des Unendlichen zum Endlichen* (p. 86 seqq.) sagt. Aehnlich wie Sigwart sieht er in dem Unterscheiden der unmittelbaren und mittelbaren Productionen Gottes einen Versuch, den Uebergang vom Unendlichen zu vermitteln, und construirt folgendes Schema, als das der Spinozistischen Ansicht zu Grunde liegende:

Substanz

Denken — Ausdehnung

Verstand — Wille — Ruhe — Bewegung

Das Denken nun, als (unmodificirtes) Attribut der Gottheit enthält noch nicht Ideen, ist nur die Möglichkeit, dieselben hervorzubringen, d. h. Denkfähigkeit, Ideen aber kommen Gott zu, in sofern er als Verstand gedacht wird; der intellectus ist zu *subsumiren* unter absoluta cogitatio. In dieser Stufenfolge nun bilden die Modificationen der Attribute die natura naturata, und darum kommt nur *dieser* Verstand und Wille, Ruhe und Bewegung zu; diese sind die constanten Formen (daher *ewigen* Modificationen) der Natur, sie sind die „ewigen und festbestehenden Dinge", von denen Spinoza spricht. So bestimmt nun der Verf. sich darüber ausgesprochen hat, welche Stelle in diesem Schema der natura naturata gebührt, so schwankend, ja sich selbst widersprechend, ist das, was er von der natura naturans sagt. Zuerst (p. 79), wo er Spinoza selbst sprechen läfst, ist die natura naturans mit den unmodificirten Attributen einerlei. Dies scheint der Verf. festzuhalten, wenn er Sigwart tadelt, dafs er die Substanz das Weder-Noch der Attribute und *irgendwo* (?) attributlos nenne. Die Substanz, sagt er p. 107, ist von Ewigkeit her denkend und ausgedehnt. Dann aber sagt er p. 169, dafs „nach Spinoza das Denken als Denken, die Ausdehnung als Ausdehnung nur an der natura *naturata* unterschieden werde, dafs also im Absoluten an und für sich selbst weder etwas von einem Denken noch einer Ausdehnung sei" u. s. f., ja sogar: „dafs absolut betrachtet, die reine Substanz weder das eine noch das andre sei;" — „die absolute Form des absoluten Wesens soll *keine von beiden* Formen enthalten" u. s. f. Und dann soll es wieder p. 183 „eine Entstellung, eine Verdrehung sein, dafs die Attribute, *welche die Natur der Substanz ausmachen*, für unwesentliche Formen erklärt werden. Dies sei zu hohl um widerlegt zu werden" u. s. f. Man sieht, die wichtige Frage, wie sich die Attribute zur Substanz (absolut genommen) verhalten, hat der Verf. ihrer Lösung nicht näher gebracht. Auch ist es zu bedauern, wenn der Verf. einmal auf den 66. Brief für die Lehre von den unmittelbaren ewigen Modificationen so grofses Gewicht legte, dafs er dann nicht einen Erklärungsversuch gemacht hat hinsichtlich der Aeufserung Spinoza's, die er nur anführt, dafs ein Beispiel der *mittelbaren* unendlichen Modificationen die Gestalt des ganzen Weltalls sei. — Den Schlufs dieses Abschnitts bildet dann wieder die Kritik fremder Behauptungen. Etwas flüchtig wird die Behauptung Sigwart's abgelehnt, dafs in dem System Spinoza's der Ton vorzüglich auf die reale Seite gelegt und darum seine Lehre einseitiger Realismus sei. Der Verf. spricht, als stütze sich eine solche Behauptung *nur* darauf, dafs die Vortrefflichkeit des Körpers zum Maafs der Vortrefflichkeit der Seele gemacht wird, während das Umgekehrte nicht Statt findet. Er vergafs aber, dafs während Spinoza auf das allerentschiedenste bestreitet, dafs ein Willensentschlufs eine Bewegung hervorbringen könne, das Umgekehrte, d. h. dafs Ausdehnungs-modi Denk-modos de-

Digitized by Google

terminiren, ihm bei weitem nicht so schrecklich erscheint, da er sogar einmal — freilich ganz im Widerspruch mit seiner sonstigen Lehre — die Dinge als causas den Ideen entgegenstellt, eine Ungenauigkeit, die im entgegengesetzten Sinne er nicht begehen *konnte*. Noch leichtfertiger ist die Kritik hinsichtlich des „unseligen" Thomas'schen Versuchs. Wahrscheinlich weil „es sich nicht der Mühe lohnt (p. 115) bei demselben zu verweilen," hat er denselben so flüchtig gelesen, dafs er sagt: „die Briefe von und an Oldenburg scheinen wenig darauf Bezügliches zu enthalten, dagegen mag ein Brief von Blyenberg, auf welchen besonderes Gewicht gelegt wird" u. s. w. — Pag. 116 beginnt

3. *Die Lehre von der menschlichen Seele.* Hier wird zuerst der Begriff der Seele festgestellt, auf den Parallelismus zwischen Leib und Seele hingewiesen, und dann eine weitläuftige Erörterung über die Ausdrücke objectives und formales Sein begonnen, welche die Meinung zu verrathen scheint, als wenn diese Termini erst von Spinoza in die Philosophie eingeführt seien. Zur Verdeutlichung dieser Terminologie führt er dann als „wichtig" die Aeufserung Spinoza's Eth. I, pr. 17 Schol. an, wo Spinoza, um seine Behauptung, dafs Verstand im gewöhnlichen Sinn nicht zur göttlichen Natur gehöre, der Vorstellung näher zu bringen, sich den Satz (der mit seiner ganzen Lehre, besonders aber mit II, pr. 6 Coroll. streitet) schenken läfst, das göttliche Denken sei Grund des Seins der Dinge. Abgesehn davon, dafs dieser Widerspruch mit seiner ganzen Lehre nicht gelöst wird, wird diese Stelle dem Verf. Veranlassung, dem einfachen und stets festgehaltenen Sinn der formalen Realität noch eine andere Bedeutung zu substituiren. Darum scheint ihm auch als eine „eigenthümliche Ausdrucksweise noch *besondrer* Erwähnung werth der Satz: dafs die Idee eines bestimmten Körpers das formale Sein der menschlichen Seele ausmache, — als hätte Spinoza sich anders ausdrücken *können*. Der Verf. gibt dann die pr. 20, 21, 22 fast mit Spinoza's Worten und fügt hinzu: mit all diesem Apparat ist *weiter nichts* herausgebracht, als eben die Lehre vom Selbstbewufstsein. Dem Verf. namentlich, der p. 117 gesagt hatte, die Seele gelte dem Spinoza nicht im eigentlichen Sinne als *eignes Wesen*, mufste, so denke ich, dafs Spinoza ein persönliches Selbstbewufstsein des Einzelwesens lehrt, als sehr *Viel* erscheinen. Nachdem der Verf. die wesentlichsten Puncte der Erkenntnifstheorie berührt, die Basis der Spinozistischen Ethik reconstruirt hat, geht er zu Spinoza's Lehre von der Ewigkeit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele über. Das Resultat dieser Untersuchung ist, dafs aufser *der* Ewigkeit, welche darin besteht, dafs die Seele sich ihrer Einheit mit Gott bewufst wird, auch ein nach dem Tode Bleiben gelehrt werde. Wie nämlich, in andrer Form, die ewigen Elemente des Körpers bestehen, so auch etwas Substantielles im Geiste, das nicht durch den Körper bedingt ist. Der Verf. deutet dabei auf das Fortwirken der Geisteswerke. Das kleine Scharmützel, welches der Verf. zum Schlufs Herrn F. Rohmer liefert, übergehn wir. Dem Kreise, in welchem derselbe lebt, mag dies eben so interessant sein, wie die Nachricht, welche er uns in einer Anmerkung zur Vorrede mittheilt, dafs er Feuerbach's Schrift: das Wesen des Christenthums, keineswegs billige.

Der Abschnitt, welcher die *Ethik* betrifft, sucht besonders gewisse „hart klingende und zurückstofsende Behauptungen" theils dadurch zu mildern, dafs er sie auf eine frühere Zweifelsperiode, und auf Lectüre materialistischer Schriften zurückführt, theils dadurch, dafs er in ihnen die „Gemüthlichkeit" nachweist. Stellen von Hegel und Feuerbach über die Erhabenheit der Spinozistischen Lehre schliefsen ihn.

Wenn der Ref. die Anzeige der Orelli'schen Schrift damit schliefst, dafs dieselbe für das Verständnifs des Spinozismus wenig oder nichts austrägt, so wird derselbe sich damit trösten, dafs er „mannigfaltige Angriffe theils von Seite der Orthodoxen und Theisten, theils von Seite der Schelling'schen und Hegel'schen Schule" vorausgesehn und nur auf solche Leser gehofft habe (Vorr.), die „dem freisinnigen Worte ihren Beifall nicht versagen." Ref. mufs aber darauf antworten, dafs was er an dem Werke tadelt, nicht das Uebermaafs der Freisinnigkeit, sondern der Mangel an gründlichen Studien ist.

Erdmann.

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

XXXIX.

Hamburgisches Urkundenbuch. Herausgegeben von Joh. Martin Lappenberg, b. R. Dr., Archivarius der freien und Hanse-Stadt Hamburg. Erster Band. Mit einer Karte und andern Lithographien. Hamburg, 1842. *bei Perthes, Besser und Mauke. XXXVIII und* 882 *S. in* 4.

Urkundenbuch der Stadt Lübeck, herausgegeben von dem Vereine für Lübecksche Geschichte. Erster Theil. Lübeck, 1843. *bei Friedrich Asschenfeldt. XII und* 764 *S. in* 4. Auch unter dem Titel: *Codex diplomaticus Lubecensis. Lübecksches Urkundenbuch. Abthl. I. Thl. I.*

Seit dem Erscheinen des Frankfurter Urkundenbuches, mit welchem Dr. J. F. *Böhmer* die Vaterstadt und das Vaterland beschenkt hat, wurden auch in den andern beiden, in der Ueberschrift genannten, freien Städten Deutschlands ähnliche diplomatische Sammlungen unternommen und mit lebhaftem Eifer in Ausführung gebracht. Die Herausgeber dieser Sammlungen erwarben sich das zwiefache Verdienst, sowohl für die Erhaltung des wichtigen, der Dunkelheit noch nicht entzogenen Urkunden-Schatzes, welchen diese Städte zur Zeit noch besitzen, die einzige, einem gänzlichen Verluste desselben sicher wehrende Veranstaltung zu treffen; als auch der Geschichtsforschung, welche in Deutschland einen grofsen Theil der gelehrten Forschungen ausmacht, eine bedeutende Erweiterung ihres Quellenreichthums zu gewähren.

Auf die Erhaltung und unversehrte Aufbewahrung wichtiger Archivalien ist von jeher sorgfältig Bedacht genommen. Man übergab sie im frühern Mittelalter den Kirchen, Klöstern und geistlichen Stiften zur Obhut, da diese geweihten Orte nicht so oft, als die Burgen der Fürsten und Edlen, von Krieg und Brand oder andern Zerstörungen heimgesucht wurden. Später nahm man sie in die Gewölbe der Archive auf, indem man mit peinlicher Aengstlichkeit darüber wachte, nicht durch Entfernung aus diesen Aufbewahrungsorten eines Stückes verlustig zu gehen, und die Archive in die gesichertsten Orte des Landes verlegte. Und wie viel der wichtigsten Urkunden öffentlicher Archive sind dennoch im Laufe der Jahrhunderte durch Krieg und Plünderung zerstreuet, durch Brand verzehrt oder im Wege der Verwesung und Verwitterung vernichtet, auch wohl durch Feuchtigkeit der düstern Aufbewahrungsorte unleserlich geworden oder durch Mäuse- und Mottenfrafs durchlöchert und zerstört! — Es giebt nur *eine* Methode, die urkundlichen Schätze, welche man gegenwärtig noch besitzt, der Nachwelt getreu zu erhalten und zu überliefern, und diese Methode besteht in sorgfältiger Vervielfältigung mittelst des Abdruckes. Die Originalien werden immer, im Laufe längerer oder kürzerer Zeit, der sorgsamsten Aufbewahrung ungeachtet, einmal verloren gehen, sei es durch die Wirkung aufserordentlicher, nicht vorherzusehender Ereignisse, oder nach den natürlichen Gesetzen der Verwitterung der Schrift und der Verwesung des animalischen Materiales, worauf diese geschrieben steht. Der wahre Archivar oder Conservator einer Urkunde ist daher in der That ihr Herausgeber. — Auch ist wahrlich, bei dem im Laufe der Jahrhunderte so sehr verminderten praktischen Werthe der meisten mittelaltrigen Urkunden und dem dagegen stets steigenden wissenschaftlichen Interesse unserer Archivalien, die Herausgabe derselben in genauem Abdrucke für die Gegenwart und für die Zukunft viel wichtiger, als — ohne diese Publicität — die unversehrteste Erhaltung des ängstlich bewachten Originales.

Die Erstreckung dieser Publicität über die reichhaltigen, von sehr günstigen Verhältnissen bisher be-

Digitized by Google

schützten Archive Hamburgs und Lübecks ist aber von einer um so gröfsern Wichtigkeit für die deutsche Geschichtsforschung, je mehr sich die Entwickelung gewerblichen und überhaupt städtischen Lebens in Deutschland an diese Städte anknüpfte, und je mehr die weit reichenden Verbindungen dieser Städte sie mit andern Städten und Ländern in ununterbrochenen Verkehr und mannigfaltig interessante Beziehungen setzten.

Daher erkennen wir in den Geschichtsquellen Hamburgs and Lübecks zuvörderst die wichtigsten Quellen für die Geschichte des Städtewesens in Deutschland überhaupt. Diese Städte erhoben sich frühzeitig zu einer blühendern Entwickelung des bürgerlichen Gewerbsbetriebes und zu einer viel gröfsern Unabhängigkeit von jeder Behinderung durch äufsere Gewalt, als den übrigen Städten vergönnt war. Sie bildeten daher ihre Stadtverfassung und ihre gesammten städtischen Verhältnisse in der mannigfaltigsten Richtung viel vollständiger und reicher aus, als die meisten andern Städte. Das anschauliche Bild, welches ein tieferes Eingehen in die Urkunden dieser Städte erkennen läfst, ist das Gemälde einer nach allen Richtungen hin vollendeten Organisation des städtischen Gemeinwesens im Geiste des Mittelalters, mit der allmäligen Ausdehnung des Gebietes und der Gerechtsamen, welche die Städte erlangten, der Bildung der Rechtsverhältnisse, welche sich für sie gestalteten, so wie den Verbindungen, worin Handel und Betrieb fabricativer Gewerbe und die dazu erforderlichen Schutzmaafsregeln, unter dem Einflusse der diesen entgegen wirkenden fremden Gewalten, sie mit Auswärtigen verknüpften. Es ist gleichsam das Normalbild einer mittelaltrigen Stadt, — einer auf der wahren Grundlage des Bürgerthums unter allen Fährlichkeiten jenes Zeitalters emporblühenden, von allen äufsern Beschränkungen glücklich sich befreienden, durch rege Betriebsamkeit im Innern und durch kräftige Thätigkeit im Auslande mit jugendlicher Schwungkraft emporsteigenden Stadt, — was den Sinn und die Richtung der zum Theil mifsglückten Bestrebungen, die man in der Geschichte anderer Städte wahrnimmt, ergänzend zu erkennen giebt. Denn Richtungen und Bestrebungen, welche die Städte Deutschlands im Mittelalter verfolgten, waren überall fast dieselben. Es war der nämliche Geist des in sich abgeschlossenen Bürgerthumes, welcher in der grofsen Reichsstadt, wie in der kleinsten städtischen Gemeinde, die Richtung bestimmte, in welcher das Städtewesen sein Emporkommen erzielte. Nur die äufsern Bedingungen, deren Einflusse diese Richtungen sich ausgesetzt sahen, waren sehr ungleich, und sie waren es vorzüglich, welche die Verschiedenheit der Verhältnisse und Einrichtungen herbeiführten, die das mittelaltrige Städtewesen in Deutschland nachweiset.

Ist hiernach den Geschichtsquellen der Städte Hamburg und Lübeck schon wegen ihrer grofsen Wichtigkeit für die Geschichte des deutschen Städtewesens eine sich auf ganz Deutschland erstreckende Wichtigkeit zuzuschreiben; so sichert denselben auch zugleich der mannigfaltige Wechselverkehr dieser Städte mit fremden Ländern und Staaten eine über die Grenzen ihres städtischen Weichbildes weit hinausreichende Bedeutung zu. Es giebt wohl kaum ein deutsches Land, zu denen diese mächtigen Hansestädte nicht in irgend einer Beziehung gestanden hätten und dessen Geschichte daher nicht aus den Archiven dieser Städte einen Beitrag erhielte. Besonders waren an allen politischen Ereignissen Norddeutschlands die Hansestädte immer nahe betheiligt: und bei dem schweren Gewichte, welches ihr Interesse in die Wagschale legte, — gemeiniglich das Interesse des Handels und der städtischen Industrie überhaupt, — war die Theilnahme der Hansestädte an jenen politischen Ereignissen in den meisten Fällen nichts weniger als eine untergeordnete. Mit Nachbarstaaten, wie Mecklenburg, Brandenburg, Braunschweig, Sachsen etc. bestand nicht nur ein täglicher mercantilischer Verkehr, sondern auch eine fast ununterbrochene politische Berührung, bald friedlicher, bald feindlicher Art. Zur Vervollständigung der Geschichtsquellen dieser Länder sind daher die Denkmäler der Geschichte Lübecks und Hamburgs von vorzüglich grofser Wichtigkeit. Im Einzelnen liefern dieselben auch interessante Beiträge für die Geschichte aufserdeutscher Länder, namentlich Skandinaviens, Rufslands und Englands, da der Handel mit diesen Ländern von Seiten der deutschen Länder fast ausschliefslich in den Händen des mächtigen Städtebundes sich bewegte.

Die mühvolle Arbeit der Herausgabe dieser Quellensammlungen übernahm für Lübeck ein Verein von Geschichtsfreunden, für Hamburg aber der verdienst-

Digitized by Google

volle Archivar des städtischen Archives, dessen Fleifse wir schon so viel treffliche Leistungen im Gebiete der Geschichtsforschung verdanken. Die „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit" in Lübeck hatte schon im Jahre 1821 die erste Veranstaltung zu diesem Unternehmen getroffen, indem sie einen Ausschufs ernannte und mit den nöthigen Geldmitteln ausrüstete, um die Quellen der Stadtgeschichte zu ediren. Das erste gröfsere Unternehmen, dem dieser historische Ausschufs sich zuwandte, war die Herausgabe der Lübeckschen Chroniken in Niederdeutscher Sprache, die durch den Prof. Dr. Grautoff in den Jahren 1829 und 1830 ausgeführt ward. In Rücksicht auf die Herausgabe der Urkunden suchte der gedachte Verein sich zuvörderst mit der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte zur Bearbeitung eines gemeinschaftlichen, die Urkunden der gedachten Herzogthümer und Lübeck's umfassen den Werkes zu vereinigen. Indessen zerschlug sich diese schon eingeleitete Vereinigung beider Gesellschaften für den gedachten Zweck späterhin dadurch, dafs der historische Verein für Lübecks Geschichte sich nicht auf die Herausgabe noch ungedruckter Urkunden zu beschränken, sondern auch die sonst schon gedruckten Diplome in neuen Recensionen in die Sammlung aufzunehmen wünschte, während man von der andern Seite sich dieser Erweiterung des Planes weigerte. Eben so zerschlug sich ein zweiter Plan, der Plan der Herausgabe eines „*Nordalbingischen Urkundenbuches*" in drei Sectionen, deren eine die Urkundensammlung Hamburgs ausmachen sollte. Hiernächst traf der Lübecker Verein, die Pläne einer weiter ausgedehnten Gemeinschaftlichkeit aufgebend, ein Abkommen mit dem Dr. Leverkus, der damals in Oldenburg angestellt war und hier das Archiv des Hochstiftes Lübeck gewissermafsen neu entdeckt hatte, auch dessen Schätze zu veröffentlichen beabsichtigte, um wenigstens dies von dem Dr. Leverkus beabsichtigte Urkundenbuch des *Hochstifts* Lübeck und das von dem Vereine vorbereitete Urkundenbuch der *Stadt* Lübeck als Theile eines Ganzen in Verbindung zu setzen. Beide Urkundenbücher werden darnach in derselben äufsern Form und unter gemeinschaftlichem Titel erscheinen, so dafs jenes von Leverkus beabsichtigte Urkundenbuch des Hochstiftes Lübeck als zweite Abtheilung des ganzen Werkes zu erwarten steht. In Gemäfsheit dieser Vereinbarung ist der Inhalt des gegenwärtig im 1. Bande vorliegenden Urkundenbuches auf alle Lübecksche Urkunden, mit Ausnahme der das Hochstift betreffenden, erstreckt. Nur diejenigen von den Aufzeichnungen des Lübeckschen Rechtes, welche kürzlich von *J. F. Hach* in einer allen Anforderungen entsprechenden Ausgabe erschienen sind, wurden ebenfalls von dem Wiederabdrucke in dieser Sammlung ausgenommen.

Die Herausgabe des Hamburger Urkundenbuches übernahm dagegen Hr. Dr. *Lappenberg* auf den Wunsch des Senates, welcher letztere nicht nur die Vorarbeiten mit Liberalität unterstützte, sondern auch dem Verleger die erforderliche Beihülfe gewährte. Dem auf Veranlassung und Kosten des Senates durch den Archivarius der Stadt bearbeiteten Urkundenbuche Hamburgs ist daher gewissermafsen ein officieller Charakter zuzuschreiben, während das Lübecker Urkundenbuch nur als eine vom Senate begünstigte Privatarbeit erscheint. Rücksichtlich der Begrenzung des Inhaltes weicht das Hamburger Urkundenbuch dadurch von dem Lübecker Urkundenbuche ab, dafs in das erstere, aufser den städtischen Urkunden, auch die Urkunden des Erzstiftes Hamburg oder Bremen, mit Einschlufs der von demselben unmittelbar abhängigen geistlichen Stiftungen, bis zum Jahre 1225 und sodann auch sämmtliche Urkunden des Capitels zu Hamburg aufgenommen sind. Auch erhielt das Hamburger Urkundenbuch einen Zuwachs vermöge besonderer Uebereinkunft mit den Editoren des Lübecker Urkundenbuches, wornach sämmtliche Documente, welche sich auf Bergedorf und die Vierlande beziehen, in das Hamburger Urkundenbuch aufgenommen wurden. Endlich hat der Herausgeber der letztgedachten Sammlung sich auch bemüht, jede Spur von jetzt verlornen Urkunden, deren ältere Nachrichten in Geschichtswerken oder Urkundenverzeichnissen gedenken, hier nachzuweisen, so wie die mitgetheilten Urkunden mit mannigfaltigen, besonders geographischen Erläuterungen zu begleiten, während die Lübecker Editoren von solchen das Verständnifs des Textes erleichternden Anmerkungen seltener Gebrauch machten.

Diese treffliche Arbeit Lappenbergs war übrigens nahe daran, gleich nach ihrer Vollendung wieder gänzlich zerstört zu werden. Der Druck des Werkes war grade einige Tage früher vollendet worden, als der furchtbare Brand Hamburgs vom 5—8. Mai 1842 auch den gröfsten Theil der Auflage desselben, welcher sich bei den Verlegern, so wie noch in der Druckerei befand, zerstörte. Nur zwei *vollständige* Exemplare wurden dadurch gerettet, dafs sie sich in den Händen des Herausgebers befanden. Aufserdem blieben 100 einem Buchbinder zugesandte Exemplare bis auf die Bogen 61 — 80 und die lithographirten Anlagen, welche noch nicht dahin gelangt waren, erhalten. Diese 100 Exemplare wurden nun zwar durch Nachdruck der fehlenden Bogen und Blätter wieder ergänzt; doch bleibt dem Publico immer der Verlust des gröfsern Theiles der Auflage zu betrauern, in Folge dessen die Erwerbung des Werkes schon gegenwärtig durch eine in Deutsch-

Digitized by Google

land bei historischen Werken seltene Höhe des Preises erschwert ist und bei dem gewifs bald eintretenden Mangel an vorräthigen Exemplaren für die Zukunft noch schwieriger zu werden droht.

Ueber die Archive und sonstigen Aufbewahrungsorte, in welchen sich die Originalien oder alten Copien der in die vorliegenden Sammlungen der beiden Hansestädte aufgenommenen Urkunden befinden, geben die Vorreden der Herausgeber ausführliche Nachricht. Ref. will daraus nur hervorheben, dafs der älteste Aufbewahrungsort der Urkunden übereinstimmend in beiden Städten *die Trese* genannt wird. Nach Lappenberg war die Trese zu Hamburg ein die Documente aufbewahrender Schrank, welcher in einem die Tresekammer genannten Zimmer stand. In Lübeck benennt man mit dem Namen Trese oder Tresekammer noch jetzt, wie vor Alters, ein zur Aufbewahrung des Archives benutztes Gewölbe in der Marienkirche. An beiden Orten ist bei dem Namen Trese ohne Zweifel nur an die alte, auch sonst häufig vorkommende Verbindung der Schatzkammer oder des Geldkastens mit dem Archive oder dem Urkundenkasten, zu denken, wonach man, auch wenn die Benutzung zur Aufbewahrung des Geldes aufgehört hatte, solche Orte oder Kasten und Schränke, bei fortwährender Benutzung derselben für den Archivzweck, fortdaurend als „thesauraria", mittelaltrig „treselaria" oder abgekürzt „Trese" bezeichnete. Daher wird auch von der Hamburger Trese ausdrücklich erzählt, dafs der an Friedrich von Gheldersen verpfändete Kopfschmuck der Gemahlin des Herzogs Erich des Jüngern von Sachsen-Lauenburg in der Trese aufbewahrt worden. —

Was das bei dem Abdrucke beobachtete Verfahren anbelangt; so ist es in beiden Sammlungen ziemlich dasselbe. Jede Urkunde ist, so weit als erreichbar war, nach dem Originale abgedruckt oder sonst nach den besten vorhandenen Copien. Bei dem Abdrucke dieser Originalien oder alten Copien sind alle Eigenthümlichkeiten, Unregelmäfsigkeiten und Willkürlichkeiten der Urschrift beibehalten. Nur die ältere Interjunction ist mit der neuern vertauscht, anstatt des langen ſ ein rundes s, und anstatt eines kleinen Anfangs-Buchstaben bei Orts- oder Personen-Namen, so wie nach einem Puncte ein grofser Buchstabe gesetzt worden; auch sind die Abkürzungen der Urschrift im Abdrucke ausgefüllt. Ueberflüfsige in der Urschrift stehende Buchstaben, Silben und Wörter hat man als Fehler der Urschrift in winkelige Klammern, dagegen die in der Urschrift fehlenden, die man einzuschalten für nöthig befunden in runde Klammern eingeschlossen. Nur wenn die Urkunden lediglich durch schlechte Abdrücke erhalten waren, sind Berichtigungen, welche unzweifelhaft waren, bei dem Wiederabdrucke vorgenommen, wobei dann aber die falsche, durch diese Berichtigungen verdrängte Lesearт in Noten angemerkt ist. — Sichtbar hat in der Beobachtung dieser Grundsätze bei beiden Sammlungen grofse Genauigkeit und Strenge stattgefunden, wenn auch hier und da ein Versehen unbemerkt hindurchgeschlüpft ist. In Lappenberg's Werke konnte diese Genauigkeit, die ihn als Archivar und als Schriftsteller längst auszeichnete, nur vorausgesetzt werden. In Ansehung des Lübecker Urkundenbuches ist es für den Referenten überraschend gewesen, auch hier selten nur auffallenden Mängeln zu begegnen, da hier nicht die geübte Hand *eines* Sachverständigen, sondern eine Gesellschaft das Unternehmen vollendete, von deren Mitgliedern die Vorrede sagt: „Alle legten Hand an, von Liebe zur Sache getrieben: in den Versammlungen wurden die den Archiven entnommenen Urkunden zur Fertigung der Abschriften vertheilt, demnächst die gefertigten collationirt und zweifelhafte Puncte besprochen". Da diese Gesellschaft nun gewifs nur zum kleinsten Theile aus geübten Urkunden-Kennern bestand; so mufs in der That bewundert werden, dafs bei der Beobachtung des bezeichneten Verfahrens dennoch so correcte Abdrücke erreicht wurden, wie man sie in der Sammlung anerkennen mufs.

Der erste Band schliefst bei beiden Sammlungen mit dem Jahre 1300. Die Hamburger Sammlung, welche mit dem König Karl's des Grofsen Stiftungsbriefe des Bisthumes Verden beginnt, umfafst gegen 1000, das Lübecker Urkundenbuch gegen 800 Documente. Beiden Sammlungen ist ein ausführliches Register über Orts- und Personennamen hinzugefügt und endlich noch eine Reihe lithographischer Blätter beigegeben. Diese Blätter enthalten im Lübecker Urkundenbuche theils das Facsimile einer Urkunde Königs Waldemar von Dänemark, theils Abbildungen Lübecker Stadt-, Bürger- und Stifts-Siegel. Darunter hat uns besonders das Tafel 1 u. 2 mitgetheilte älteste Lübecker Stadtsiegel aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts interessirt. Das Symbol, was die Stadt für ihr Siegel wählte, war ganz rein das Bild eines Schiffes: ihre Flagge mufste also älter sein als ihr Wappen! Hinten am Steuer sitzt ein alter Mann, die Kappe über den Kopf gezogen, der bedachtsam das Schiff durch die Wogen leitet; vorn an der Spitze ein jugendlich aufstrebender Knabe, dessen kühnen Muth der Greis durch eine Bewegung der rechten Hand zu sänftigen bemüht ist. Die Weisheit und Mäfsigung des Alters und die kühn aufstrebende Kraft der Jugend als Grundlagen für die geordnete Entwickelung und das schnelle Aufblühen der Stadt, finden wir hier sehr sinnig symbolisirt. — Die Beilagen zu Lappenberg's Urkundenbuche liefern theils ebenfalls Bilder der ältesten Siegel der Stadt und des Capitels, so wie des Erzbischofes; theils Schriftproben der ältesten Urkunden des Erzstiftes Hamburg, letztere als Beläge für die gründliche Untersuchung, welche S. 785 f. über die bekanntlich angefochtene Aechtheit der ältesten Urkunden der Hamburgischen Kirche mitgetheilt ist, theils endlich eine Karte des Hamburgischen Erzstiftes vom Jahre 1200—1300 mit Ausschlufs des die Ostgrenze bildenden Bisthumes Schwerin. —

Möchten beide Sammlungen, die in ihrem 1. Bande so trefflich begonnen sind, recht bald die versprochene Fortsetzung folgen lassen! Riedel.

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

XL.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. Erster Band. Der Nibelunge Nôt und diu Klage, herausgegeben von Al. H. Vollmer. Leipzig, 1843. *G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.*

Die Verlagshandlung hat ein Werk der deutschen Philologie als Gemeingut betrachtet, wofür man in der klassischen kritische Ausgaben zu halten pflegt. Die Gründe, durch welche man sich in der letztern hierzu berechtigt glaubt, können jedoch im Deutschen und zumal bei einem Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts dieses Verfahren auch nicht scheinbar entschuldigen. Der deutsche Philolog schafft heut den gesammten kritischen Text erst, während der klassische schon Arbeiten von Vorgängern benutzen kann. Der Text eines mittelhochdeutschen Gedichtes aber hängt in vorzüglich hohem Grade von den besonderen kritischen Gesetzen ab, die sich der Herausgeber als Grundlage seiner Arbeit erst aus dem Gedichte selbst durch eigne Untersuchungen und nach eignem Gefühl bilden mufs. Er darf darum den ganzen kritischen Text als sein Eigenthum betrachten. Und vorzüglich darf dies Lachmann bei seinen Ausgaben, da sie auf einer besonders fein ausgebildeten kritischen Grundlage beruhen. Wenn dies die Verlagshandlung nicht wufste, so mufste es der Herausgeber wissen, und er durfte nicht eine Ausgabe der Nibelungen unternehmen, in welcher er die Eigenthümlichkeiten der Lachmannschen gröfstentheils beibehielt. Seine Ausgabe, die als eine unabhängige, mehrfach verbesserte angekündigt wird, ist in ihren wesentlichen Theilen nur ein Plagiat der Lachmannschen. Ein Nachdruck ist sie nicht, da sich der Herausgeber alle Mühe gegeben hat, in Einzelheiten auf Kosten der Kritik und oft des Sinnes, der Grammatik und Metrik von Lachmann abzuweichen. Die Richtigkeit dieses Urtheils wird durch die oberflächlichste Vergleichung beider Ausgaben erwiesen. Allein das Buch beginnt eine Sammlung mittelhochdeutscher Gedichte, welche den Zweck hat, den Sinn für das Studium der altdeutschen Sprache und Literatur in einem gröfsern Kreise zu wecken; sie soll darum von den werthvollsten Dichtungen des 12. und 13. Jahrh. Ausgaben enthalten, die billiger als die bisherigen sind und nicht blofs dem Bedürfnisse der Gelehrten, sondern der gebildeten Leser im Allgemeinen, der akademischen Vorlesungen und des Gymnasialunterrichts genügen. Herr Vollmer macht daher vielleicht auf das Verdienst Anspruch, den Lachmannschen Text für diesen Zweck umgestaltet zu haben, und dies scheint ein Grund, die Ausg. etwas näher zu betrachten.

Zunächst sind die von Lachmann für unächt erklärten Strophen nicht durch den Druck bezeichnet. Dies wird denen ein Vorzug scheinen, welche meinen, wie das erst neuerdings in einem Journal gesagt wurde, dafs Lachmanns erste Ausgabe dem Leser mehr zu empfehlen sei als die zweite, weil in dieser die Verschiedenheit des Druckes den Genufs des Ganzen störe. Dafs eine solche Verschiedenheit bei einem wirklichen Ganzen stören mufs, wird Niemand leugnen; doch in diesem Falle beruht der Tadel nur auf dem Widerspruch, dafs man Etwas als ein Ganzes bewahren will, was anerkannt kein Ganzes ist. Wie weit Jemand die hieher gehörigen Forschungen Lachmanns in ihren Einzelheiten unterschreibt, ist hierbei gleichgültig; jedenfalls wird er, sobald ihm nicht Sinn und Sprachkenntnifs mangeln, die Nibelungen nicht mehr für das Werk *eines* Dichters halten, die Lachmannschen Forschungen also wenigstens als eine Grundlage, auf der weiter zu bauen sei, betrachten müssen; die Verschiedenheit des Druckes aber kann doch nicht mehr stören, als die innere Verschiedenheit des Gedichtes. — Die Hauptveränderung des Herausgebers besteht jedoch darin, dafs er die älteren Schreibungen der Hand-

Digitized by Google

schrift *A* wegschafft und überhaupt die Orthographie fast durchweg gleichmäfsig macht. Schon hierdurch wäre die Ausgabe wissenschaftlich unbrauchbar; doch hilft dieses unkritische Verfahren auch dem gewöhnlichen Leser wenig; er mufs nun aus verschiedenen Ausgaben lernen, was er sonst bequem aus einer lernen konnte, und das einzelne Unregelmäfsige, welches übrigens wohl nur auf Nachläfsigkeit beruht, mufs ihn bei dieser affectirten Strenge um so mehr stören. So werden z. B. die uneigentlichen Zusammensetzungen wie *abegân* (321, 2), *angewinnen* (326, 3), *biwære* (1565, 2), *vürworden* (Klage S. 324 Z. 2, bei Lachmann Vers 1689) *) und selbst *anzesehene* (548, 4) wie im Neuhochdeutschen als ein Wort geschrieben; doch daneben findet man z. B. *abe gân* (825, 4), *vür gân* (798, 1); 397, 2. 1631, 3. 2110, 3. 2187, 3 steht *en hant*, doch 1503, 2 *enouwe* u. s. w.; oft auch werden durch das Regeln der Orthographie metrische Fehler gemacht, z. B. durch die Formen *vrouwe*, *iuwer* statt *vrowe*, *iwer*, welche letztern jedoch ebenfalls vorkommen, nur meist an Stellen, wo sie das Metrum nicht fordert, wo sie also consequent zu vermeiden waren; Formen wie *manec* und *manic*, *unt* und *und*, *ichn* und *ichne* vertauscht der Herausg. dauernd und zwar so, dafs er gewöhnlich die Schreibung setzt, welche in der Handschrift *A* nicht steht, weil Lachmann der Handschrift *A* folgt; dabei aber sagt er ausdrücklich im Verzeichnisse der Handschriften, er lege *A* zu Grunde, und der Satz klingt fast, als hätte sie Lachmann nicht zu Grunde gelegt. Das Präteritum von *hân* schreibt er in der Nib. Noth fast durchgehend *hête* und begeht dadurch viele metrische Fehler, z. B. 181, 1. 326, 4. 656, 1. 1537, 2 und *hêtet* 2167, 3, wo alle Handschriften *het* geben; daneben steht *hete* wiederum, wo der Herausgeber *hête*, wenn er es einmal für richtig hielt, setzen mufste, z. B. 165, 2. 268, 1. 458, 1. 700, 4. In der Klage heifst dieses Präteritum stets *hæte*, und hierin liegt oft ein doppelter Fehler, da in den Handschr. gewöhnlich *het* steht. — Wie die älteren Schreibungen schafft Hr. Vollmer die schwierigeren, alterthümlichen Constructionen aus der von ihm zu Grunde gelegten Handschr. *A* grofsentheils weg; doch zum Beweise, dafs er sich auch hier nicht auf Forschungen oder nur auf bestimmte Ansichten stützt, verfährt er mit gleicher Inconsequenz; z. B. 344, 1 steht in *A sî willekomen bruoder und der geselle sîn*, Lachmann ergänzt aus der gemeinen Lesart *mîn* vor *bruoder*, Hr. Vollmer nimmt diese ganz auf und schreibt *willekomen sî mîn bruoder und der geselle sîn*, daneben behält er 1107, 1 *sî uns grôze willekomen mîn vater und sîne man;* Klage 321, 34 (1645) *A Pazzpwe den namen hât*, Hr. Vollmer ergänzt mit *B C si* vor *den*, doch steht Kl. 295, 8 (1113) *Pâten noch den namen hât*, nicht *P. ez noch*, wie *D* hat; 821, 2 *AB und jâhen daz siz wæren Liudgêres man*, Hr. V. *si* statt *siz* mit *C D F;* Klage 295, 6 f. (1112 f.) *A er het bî Ôsterlande ein hûs an Ungermarke stât*, Hr. V. *er saz in Ôsterlande. ein hûs* u. s. w., wobei *saz* aus *B C D*, *in* aus *C* ist. Oft freilich gewinnt er durch seine Abweichungen nicht einmal eine leichtere Construction, sondern er scheint nur zum Spafs abzuweichen, z. B. 418, 2 statt *A einen vil scharfen gêr* setzt er die gemeine Lesart *einen gêr vil scharfen;* 1079, 1 statt *A er hât vil übel getân* wieder die gemeine Lesart *er hât übele getân;* 1096, 1 *A swâ man mich ze Burgonde und die mîne sehe*, die gemeine Lesart, metrisch glätter, *swâ man cen Burgonden mich unt die mîne sehe*, Hr. V. *swâ man zuo Burgunden mich und d. m. s.* (*zu* steht nur in *D*, das zweite *u* in *Burgunden* nur in *J*, doch die Form *Burgonden* kommt in dieser Ausg. nie vor, so oft sie auch in den Handschrr. steht); 1524, 2 *A zuo sînen handen einen helt*, Hr. V. mit *B H einen helt zuo sînen handen; hêrlich* statt *êrlich*, *hêr* statt *er* ist stets aus den jüngern Handschrr. aufgenommen; 48, 4 wird grammatisch streng *edele* statt *edel* mit *B* gesetzt, doch 789, 1, wo *B* wieder *edele* hat, *edel* gelassen u. s. w. Wie von *A* weicht der Herausgeber nicht selten von allen Handschrr. ohne jeden Grund ab; so setzt er z. B. die Adverbialform — *lichen* in der Nib. Noth gar nicht, in der Klage nur wo sie reimt. Dabei hat er sich nicht einmal die Zeit genommen zu überlegen, wo — *lichen* Adj. und wo es Adv. ist; 267, 4 z. B. steht in allen Handschrr. *manegen ungesunden sach man frœlîchen sît*, Hr. V. schreibt das Adv. *vrœlîche*, und nun hat der Vers den schönen Sinn „später freute man sich manchen Kranken zu sehen". Eben so sind Hrn. V. die Formen *muose müese*, *mîne dîne sîne eine* verhafst, und bei der Wegschaffung der letztern macht er durch

*) Der Herausgeber hat nämlich „zur Erleichterung" (S. 352) die von Lachmann gewählte Bezeichnung der Handschriften beibehalten, doch um das Nachschlagen der Citate zu erschweren, die Verszählung in der Klage verändert. — Wo bei den obigen Citaten nichts zugesetzt ist, beziehen sie sich auf die Nib. Noth.

Digitized by Google

mînem u. s. w. wieder nicht selten metrische Fehler, z. B. 637, 2 (mit *B*) *dô sprach zuo sînem gesinde.* 184, 4 ist *grimmigen* gegen alle Handschr., aber auch *grimmige C F* ist sichtlich nur eine Aenderung der Schreiber, denen, wie wohl Herrn V. selbst, der Vers *die zwêne grimme man* zu kurz war; dafs es weiter Nichts ist zeigt die Aenderung in *C*, welche denselben Zweck hat: *die zwêne grimme starke man.* 24, 2 ist anstatt *von sîn selbes muote* ohne Handschr. *von sînes s. m.* gesetzt, was noch dazu ungebräuchlicher ist (Grimms Gramm. 4, 355 ff.). — Wie es scheint, um diese Willkür wieder gut zu machen, hält sich Herr V. dagegen bisweilen an die Handschrr., wo ihre Lesart keinen oder einen verkehrten Sinn gibt, wo Lachmann also abweicht; z. B. 436, 4 behält er *der helt des wurfes pflac;* 857, 1 *wolt ir niht nemen einen* (zuvor sagt Siegfried „wenn ihr jagen wollt, *sô sult ir mir lihen einen suochman,*" darauf antwortet Gunther bei Lachmann „*welt ir niht niwan einen? ich lihe iu, welt ir, viere*"); 214, 1 *Dô hête der künec Lüedegêr ûf e i n e m schilde erkant gemâlet eine krône vor Sîvrides hant* (auch hier ist *einem* gegen die Handschrr., nur *J hat einē*, die übrigen *eime*, *ûf eime* aber ist ein nicht seltner Fehler für *ûfme*); 583,3. *zierlîcher degen er hête dicke sanfter bî andern wîben gelegen!* Vielleicht scheute sich Herr V. bei Stellen der Art, in denen Lachmanns Besserungen besonders fein und leicht sind, dieselben zu behalten, weil er fühlte, dafs dies gar zu auffallend sei; da er nun nichts Eigenes zu geben wufste, so druckte er einfach die Lesart der Handschriften ab, als ob nichts Arges darin wäre. Bisweilen hilft er sich in ähnlichen Fällen dadurch, dafs er willkürliche Aenderungen jüngerer Abschreiber, die ihr Original bereits nicht verstanden, aufnimmt, z. B. 1148, 4 hat *A daz soldet ir beliben lân, D ir gelieben* statt *belîben*, Lachmann hiernach *iu lieben*, Vollmer mit *B C F ungevêhet*, was die Entstellung in der alten Handschrift nicht begreiflich macht, sie vielmehr offenbar nur nach dem Sinne wegschafft; ebenso *hundert* 704, 4, wodurch Herr Vollmer, wie die harmlosen Schreiber, den Dichter des sechsten Liedes beschuldigt, er habe 42 Strophen später nicht mehr gewufst was er hier gesagt. Von Aenderungen, welche man Conjecturen nennen könnte, habe ich in der Ausgabe nur eine bemerkt, nämlich 378, 1 hat *A ist iu iht daz künde umb disiu magedîn, C F* ändern willkürlich, die übrigen stellen nur um *daz iht*, wobei *daz* gleich unverständlich ist, Lachmann ändert es in *baz*, Herr V. aber schreibt *ist iu ihtes künde;* allein diese Aenderung ist weit stärker als *baz*, und vorzüglich wäre zu erweisen, ob die Construction *mir ist künde eines dinges* deutsch ist. Nicht selten werden Stellen, in denen der Herausgeber Lachmann folgt, doch in der Schreibung oder sonst im Kleinen verändert, z. B. 945, 2 setzt Lachmann mit *J sô si gienge derfüre*, statt *der* haben *A D her, B da, C* streicht es ganz, Herr V. schreibt *so si gienge dar vür*, womit er den Vers verderbt und in *so* statt *sô* eine Unkenntnifs zeigt, die durch beide Gedichte geht; sobald nämlich *dô dâ wâ sô* und die ähnlichen Wörter im zweisilbigen Auftakt stehen, nimmt er ihnen ohne Rücksicht auf das folgende Wort den Accent; er scheint somit *do die, wa man* u. dergl. zu verschleifen. — Doch die Metrik ist überhaupt das Genialste der Ausgabe. Herr Vollmer hat gefunden, dafs in der Nibelungestrophe auch der vierte und sechste Halbvers vier Hebungen haben darf; z. B. 520, 3 *in geben solde mîn golt;* 1325, 3 *nie sô gewaltecliche gebôt;* 1490, 3 *von golde einen bouc vil rôt;* 1538, 3. *si wolten anden ir zorn;* 1672, 3 *diu bein wâren im lanc* (*wâren* für *wârn* gegen alle Handschriften); 1802, 2 *si im under diu ougen sach* (*dougen C*); 1898, 3 *daz houbet spranc in die schôz* (*houbet* nur *B C*, die übrigen *houpt*). In der Klage hat er stumpfreimende Verse zu drei und fünf Hebungen; zu drei 290, 31 (1026) *deheinen küenern man;* 317, 10 (1553) *lebendic nimmer mèr* (: *Rüedegêr*, mit *A*), zu fünf 268, 18 (579) *Hagene der übermüete her zetal;* 301, 18 (1238) *ich enruoche wenne mich der tôt nimt;* 313, 40 (1488) *diu mære ze vorderst wurden geseit;* 330, 3 (1810) *diu wæne ze verre mir ist enpfarn* u. s. w.; in den beiden letzten Versen sind vielleicht sechs Hebungen gemeint. Natürlich kommen in der Nib. Noth auch klingend ausgehende erste Halbverse zu vier Hebungen vor, z. B. 1703, 3 *ich biute mich iu ze vüezen* (*biut C F, beut h, but D*); 1813, 2 *dô kômen von Bechelâren* (*Bechlâren* nach *A F c*; überladne erste Senkung wird Niemand gegen die Handschriften annehmen). Ebenso werden in der Klage klingend reimende Verse zu drei und vier Hebungen gebunden, z. B. 245, 9. 10 (115) *geworben alsô sêre: Hagene der übermüete hêre;* 256, 9. 10 (335) *etesliche durch vriunde rechen: slahen unde stechen.* Wollte man auf metrische Feinheiten eingehen, so müfste man die ganze Metrik durchnehmen, um für jede Art der Fehler ein Beispiel zu geben. Das Schöne ist nur auch hier, dafs Herr V., der oft genug ohne Grund von der Handschrift *A* abweicht, sich wiederum sehr häufig an sie hält, sobald ihre Lesart metrisch falsch, also von Lachmann nicht aufgenommen ist, und dafs er daneben doch Schreibungen Lachmanns beibehält, oder sie zu ändern vergessen hat, die dieser nur des Versmaafses wegen gegen die Handschriften setzt. Um wenigstens den oberflächlichen Schein der Selbständigkeit zu bewahren, hätte Herr V. doch gewisse Dinge von Lachmann conse-

Digitized by Google

quent behalten und in andern consequent abweichen sollen. — Endlich rückt er das Gedicht dem gröfseren Publikum dadurch näher, dafs er unsre gewöhnliche Interpunction einführt, und somit oft für das Auge trennt was dem Sinne nach untrennbar ist. Auch hierbei verfährt er inconsequent, doch berühre ich nur eine Stelle, welche durch die neue Interpunction einen neuen Sinn bekommt. Klage 275, 2 (711) hat Dankwart erschlagen *mêr, danne Hagene, viere*, vier Mann mehr als Hagen in einem Kampfe, in dem die Burgunden beinah 30000 Feinde tödten, und bei dem Dankwart in der Herberge schon Viele erschlagen hat, eh Hagen zu kämpfen anfängt; und um dies zu sagen, holt der Dichter besonders aus: „man sagt Hagen sei sehr grimm gewesen, doch schlug Dankwart . . ." Diese Stelle war schon 1816 erklärt; *Hagene* aber steht in keiner Handschrift.

Die Varianten dieser Ausgabe bestehen darin, dafs von der bei Lachmann unter dem Text angegebenen gemeinen Lesart etwa der dritte Theil weggelassen ist; sie sind somit weder allein zu brauchen noch mit Lachmanns Anmerkungen, auf welche der Herausgeber die, welche sich „näher umsehen" wollen, verweist. Sogar die Abweichungen seines Textes von der Handschrift *A* gibt Herr V. unvollständig an, z. B. 402, 4 steht im Text *gewinne aber ich ir einez*, dazu in den Varianten die gemeine Lesart *ist aber daz ich gewinne* ohne Bezeichnung der Handschr., so dafs man glauben mufs, es stehe dies entweder in allen, oder die im Text stehenden Worte seien aus *A*, während *ir einez* von Lachmann durch Conjectur zugesetzt ist; doch den metrischen Fehler *aber* statt *ab* hat Herr V. natürlich erst in Lachmanns Verbesserung hineincorrigiert. Ueberhaupt aber sind die Varianten sehr nachlässig zusammen geschrieben, z. B. 87, 2 steht in *B ni mer*, nicht *nimer*; 291, 4 liest man im Text und in der Variante *gerte hân*, während es das eine Mal *wolde hân* heifsen soll; die zu 331, 2 gehörende Lesart steht bei 330, 4, die zu 363, 4 gehörende bei 361, 4, u. s. w.

Neu enthält die Ausgabe einige Lesarten, welche der Herausgeber aus den von ihm verglichenen Handschriften *A C D* angibt. Hätte er dieselben irgendwo abdrucken lassen, so würde man es ihm gedankt haben; dafs sie hinreichen seiner Ausgabe einen Werth zu geben, wird er selbst nicht glauben, da keine dunkle Stelle durch sie erklärt wird, und da zumal Mehreres, was aus den Handschr. berichtigt ist, von Lachmann längst durch Conjectur berichtigt war. Bezeichnend aber ist, dafs Herr V., der sich dauernd auf Lachmann stützt, ohne irgendwo, aufser bei sechs Besserungen in der Klage, dies zu bemerken, Lachmann bei diesen Abweichungen der Handschriften meist ausdrücklich corrigiert. Man könnte sonst glauben, er halte in einem Bu he, welches für das gröfsere Publikum bestimmt ist, Verweisungen auf andre Ausgaben für unpassend; was aber wird sich das gröfsere Publikum denken, wenn es z. B. zu 1199, 1 bemerkt findet „*hân* nicht *kan* liest *A*," da ja *hân* im Texte steht, und man erst sieht was gemeint ist, wenn man Lachmanns Ausgabe vergleicht. — Aufserdem erzählt der Herausgeber in einer Einleitung die Sage nach der Völsunga- und Vilkinasaga und nach dem Siegfriedsliede und führt die Ergebnisse der Untersuchungen von E. Rückert, P. E. Müller, Lachmann, W. Müller und Anderen im Allgemeinen an. Auch diese Zusammenstellung kann jedoch Niemand, der die Sache einigermafsen gründlich kennen lernen will, genügen; besonders sind die Resultate der einzelnen Forschungen, so nackt hingestellt, unbegreiflich, und werden es erst durch ihre Durchführung. Diese Einleitung hilft daher nicht mehr als eine blofse Verweisung auf die besprochnen Werke. Geschlossen wird mit vier Seiten aus der Literaturgeschichte von Gervinus. Der Herausgeber spricht keine Ansicht aus. — Endlich enthält das Buch noch eine Anmerkung, nämlich zu Klage 263, 25; diese ist aus Lachmanns Anmerkungen S. 302 genommen.

Diese Ausgabe also kostet einen halben Thaler weniger als die Lachmannsche. Von Wolfram von Eschenbach, der sich schwerlich billiger würde liefern lassen, will man in die Sammlung nur den Parzival und die wenigen Strophen des Titurel aufnehmen; natürlich wird die Ausgabe dann billiger sein, doch werden die Käufer nachträglich finden, dafs ihnen, wenn sie Wolfram kennen lernen wollen, der Wilhelm von Orange fehlt. Ein so glücklicher Griff es aber bei den Nibelungen auch war, dafs man, da doch einmal abgewichen sein mufste, einen Theil der seltneren Structuren und Formen wegstrich, das Gedicht somit populärer zu machen suchte, indem man ihm einen Theil seiner Eigenthümlichkeiten nahm; so gibt es leider doch auch unter dem gröfseren Publicum Viele, denen bei einem Gedichte nichts unwichtig ist, sobald es vom Dichter selbst stammt, und die daher Lieder, welche in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht vorhanden sind, doch gern in der Gestalt lesen möchten, die der ursprünglichen am nächsten steht. Allein selbst wer bei seinen poetischen Genüssen leichter zu befriedigen ist, dem dürfte es, sobald er von den Nibelungen mehr wissen will als er durch Simrocks Uebersetzung erfahren kann, doch unerfreulich sein, in dieser Ausgabe bald die Verse nicht lesen zu können, bald Varianten zu vermissen, bald auf völlig unverständliche Stellen zu stofsen; und so wird auch er am Ende zu der Ueberzeugung kommen, dafs er seine Mühe verliert, und dafs es auch bei dem schönsten Gedichte der deutschen Vorzeit eine grofse Verschwendung ist, wenn man einen Thaler für dasselbe ausgibt und dabei nichts lernt, als dafs man, um das Gedicht einigermafsen gründlich kennen zu lernen, noch einen und einen halben Thaler ausgeben mufs.

E. Sommer.

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

XLI.

Sophokles von J. J. C. Donner. Zweite verbesserte Auflage. Heidelberg, 1842. Akademische Verlagshandlung von C. F. Winter.

Diese Uebersetzung ist in dem nämlichen Tone gehalten, wie die früher vom Ref. in diesen Blättern beurtheilte des Euripides: es ist daher auch ziemlich das Nämliche an ihr zu loben und zu tadeln. Um dies zu zeigen, will ich erst einige frühere Uebersetzungen, die mir zur Hand sind (leider fehlt darunter die Solger'sche), mit ihr vergleichen. Oedip. Tyr. V. 58 folg. übersetzt *Fr. Ast* (Leipz. 1804) also:

„O klagenswerthe Kinder, eu'r Begehren ist
Mir wohl bekannt; ich weiſs es daſs ihr alle krankt,
Doch weiſs ich auch, daſs keiner von euch allen, die
Ihr kranket, so am Leidensloos erkrankt, wie ich.
Denn euer Schmerz trifft immer Einen nur allein
Für sich, und keinen andern, aber mein Gemüth
Das seufzet für die ganze Stadt, für mich und dich.
So wähnet nicht, ihr habt aus dem Traum mich erst
Erwecket, nein, ich habe vielfach schon geweint,
Und schwankend schon auf vielen Wegen nachgedacht" etc.

Hier sind undeutsch die Ausdrücke *klagenswerth* für beklagenswerth (denn wenigstens für eine so herzliche Sprache wie diese des Oedipus paſst das Gesuchte nicht), *kranken* für leiden oder in Noth sein, *seufzen* für sich grämen. *Schwankend schon auf vielen Wegen* giebt das Bild eines umherziehenden Trunkenbolds. Unerträglich prosaisch und unrichtig zugleich ist: *trifft immer einen nur allein für sich und keinen andern.* Unnöthige und schwächende Einsätze sind 1) *doch weiſs ich auch* 2) *am Leidensloos* 3) die *ganze* Stadt 3) *So wähnet nicht.* Dagegen ist Anderes ohne Ersatz aufgeopfert, als 1) κοὐκ ἄγνωτα 2) προϊήλθετε 3) ὕπνῳ εὕδοντα. Wenig Worte sind in dieser Uebersetzung, die nicht tadelnswerth sind; und was von dieser Stelle gesagt wird, darf man getrost auf die ganze Arbeit ausdehnen. Von der Cäsur scheint Ast noch gar nichts gewuſst zu haben. Solche Verse mit beliebiger Cäsur sind eben so wenig den Trimetern gleich, als die Alexandriner mit ihrem Einschnitt in der Mitte.

Bei *Ad. Wagner* (Leipz. 1813), der *Jacobs* und *Solger* zu überbieten suchte, lautet dieselbe Stelle also:

„Klagwürd'ge Kinder, wohlbekannt, nicht unbekannt,
Ist eures Flehns Begehren mir. Wohl weiſs ich daſs
Allsammt ihr kranket; wie jedoch ihr kranken mögt,
Ist euer niemand, welcher mir gleich wär' erkrankt.
Denn euer Kummer trifft ja nur den Einzelnen
An sich und einzig, keinen sonst: doch mein Gemüth
Beklaget so die Stadt wie mich und dich zugleich.
Drum nicht vom Schlaf aufwecktet ihr den Schlummernden:
Nein wiſst, vergossen hab' ich viel der Thränen schon,
Hab' oft im Irrsal tiefes Sinnens micht versucht"

Diese Uebersetzung ist bereits um Vieles besser als die vorige. Auſser den Fehlern, die sie mit ihr gemein hat, ist Folgendes zu rügen. Das *Gemüth klagt* und *beklagt nicht*, und στένειν hat nicht diese Bedeutung. Wer wird ferner *sich im Irrsal versuchen* wollen! Hart zu sprechen ist *welcher mir gleich wär' erkrankt.* Die Anaphora πολλὰ μὲν — πολλοὺς δέ ist schlecht wiedergegeben, und *viel der Thränen* für *viele Thränen* oder *manche Thränen* ist gekünstelt. Die Cäsur wird von W. bald eingehalten bald vernachlässigt, wie sich's eben trifft.

G. Thudichum (Bonn 1827) hat die Stelle also übersetzt:

„O Kinder, ach, bekannt ist, nicht mir unbekannt
Was ihr zu suchen kamet: denn wohl weiſs ich, daſs
Ihr all' erkrankt seid; und wie schwer ihr leidet, doch
Ist Keines Leiden unter euch dem meinen gleich
Denn Euer Schmerz ist Einer nur, ist auf sich selbst
Und keinen Andern hingekehrt, doch meine Brust
Ist um die Stadt und mich und dich des Jammers voll.
Nicht aus dem Schlummer also weckt mich euer Ruf,
Nein glaubt's, der Thränen weint' ich viele schon um euch,
Gieng in der Sorge Labyrinth der Wege viel" etc.

Digitized by Google

Auch diese Uebersetzung ist wiederum etwas besser als die vorangehende. Unnöthig und hart ist die Inversion *nicht mir unbekannt. Suchen* entspricht dem ἱμείρειν noch weniger als *begehren:* es ist von einer *Noth*, einem *Anliegen* die Rede. Das *und* im dritten Verse ist zu schwach: καί mufste hier mit *doch* übersetzt werden. Ein *auf sich selbst hingekehrter Schmerz* wäre ein Schmerz, der mit sich selber spielt: einen solchen kennt Sophokles und das ganze Alterthum nicht. Unnöthige Einsätze sind *euer Ruf* und weint' *um euch*. Die Cäsur ist zweimal, nämlich im vierten und siebenten Vers, vernachlässigt: der erste Vers hat statt der fünfthalbigen die siebenthalbige. Die Dehnung der ersten Sylbe in *Labyrinth* kann entschuldigt werden. Aber wozu die Genitive *der Thränen, der Wege*, die nicht einmal das Original enthält!

Bei *Donner* endlich lautet die Stelle also:

„Ihr armen Kinder, wohlbekannt, nicht unbekannt,
Sind eures Herzens Wünsche mir. Wohl weifs ich es,
Ihr leidet alle; doch wie sehr ihr leidet auch,
Ist euer Niemand, welcher litte so wie ich.
Denn euer Leiden trifft ja nur den Einzelnen
Für sich allein, und keinen Andern; mein Gemüth
Voll Grames ist es um die Stadt, um euch und mich.
Nicht aus dem Schlummer also weckt mich euer Ruf:
Nein, wisset, manche Thränen hab' ich schon geweint,
Bin manche Pfade schon im Geist umhergeirrt" etc.

Diese Uebersetzung ist ohne alle Härten und drückt am meisten Gefühl aus. In Bezug auf den Rhythmus ist blofs die zu starke Betonung, welche im achten Vers auf das *also* fällt, und der Mangel der Cäsur im sechsten zu tadeln. Den Sinn anlangend, so sind die *Herzenswünsche* zu sentimental an dieser Stelle. Unrichtig ist *das Leiden trifft keinen Andern* anstatt *erstreckt sich* auf keinen Andern. Endlich das Umherirren *im Geist* entspricht nicht den φροντίδος πλάνοις. Ref. würde also übersetzen:

„Ihr armen Kinder, kund ist mir, nicht unbekannt,
Was euch zu kommen drängte: denn ich weifs es wohl,
Ihr leidet alle: doch wie sehr ihr leidet auch,
Ist euer keiner, welcher litte gleich wie ich.
Denn euer Kummer, nur auf euch erstreckt er sich
In jedem Einzlen, weiter nicht! doch mein Gemüth
Grämt um den Staat sich und um mich und dich zugleich.
Ihr weckt mich also nicht vom Traume schlummernd auf:
Nein wifst, ich habe manche Thränen schon geweint,
Bin irrgewandelt manche Bahn des Sorgens auch" etc.

Wir wollen von den beiden letzteren Uebersetzern noch einen Chorgesang vergleichen: Oedip. Col. 1211 folg. lautet bei Thudichum also:

„Wer nach weiterem Lebensziel
Aufblickt, über das Mafs hinaus,
Nicht des Wahnes der Thorheit noch
Achtet entbunden ihn meine Seele.
Denn oft siehest die spätren du
Deiner Tage dich enger nur
Stets mit Trauer umzieh'n; und fern
Ist die Freude, sobald nach mehr
Der Mensch begehrt, als sein Geschick
Willig bietet: nicht ist Sättigung
Bis zum Hades, bis die Moira,
Die Hymenäen,
Leierklang nicht kennet und Reigen,
Nahet, der Tod, zum Ausgang".

Das ist nun eine von denjenigen Verdeutschungen, deren es leider so viele giebt, die ein Deutscher weniger versteht als ein mittelmäfsiger Primaner die Ursprache, und, wenn er sie endlich versteht, so wenig erbaulich finden kann, wie einen rohen Holzschnitt nach einem guten Gemälde. Gewifs, blofs dem deutschen Volk kann man ein so mechanisches Wortgeflicke darbieten und dabei noch Dank ernten. Die Sprache des Originals ist hier so natürlich und einfach wie die eines Goethe'schen Liedes. Donner's Uebersetzung ist nicht allein deutscher, sondern auch richtiger und opfert weniger Tropen als die obige:

„Wer ein längeres Lebenstheil
Wünscht, nicht achtend ein kürzeres
Dasein, thörigten Sinn bewahrt
Dieser nach meinem Ermessen wahrlich.
Denn viel herbe Bekümmernifs
Führt langdauerndes Alter dir
Herbei; doch das Erfreuende
Wohl gewahrest du nirgendwo,
Wenn Einer längres Leben sich
Allzusehr wünscht, ohne Gnügen,
Bis sich am Ziele
Tod vom Hades, ohn' Hymenäen,
Ohne Lauten, ohne Reigen,
Allen gemeinsam einstellt".

Den Sinn haben beide Verff. darin verfehlt, dafs sie nicht merkten, dafs von einem *freiwilligen* Austritt aus dem Leben die Rede ist. Wir würden also übersetzen:

„Wer die längere Lebensfrist
Wählt, verlassend die kürzere,
Der blieb thörigtem Unverstand
Immer ergeben, nach meinem Urtheil.
Denn langweiliger Greisentag

Digitized by Google

Näher stets dem Verdrufs rückt er
Viele Sachen, und überall
Nichts Erfreuliches sieht man mehr,
Wenn Einer vollres Maafs ergreift
Als genehm ist, ohne Gnügen,
Wo zum Schlufs ihn
Ohne Festlust, ohne Reigen,
Ohne Spiel, das gleichvertheilte
Todesloos erwartet"

Bei der Antigone stehen uns zur Vergleichung mit *Donner's* Arbeit zwei neuere Uebersetzungen von *Rempel* und von *Böckh* zu Gebote. Davon hätte die erstere in jetziger Zeit recht wohl ungedruckt bleiben dürfen. Die zweite, wie sich nicht anders erwarten liefs, hält sich frei von den Fehlern der Donner'schen Uebersetzung und schliefst sich genauer ans Original an. In der Anbequemung der deutschen Sprache an die griechische geht *Böckh* mitunter weiter als es mir gut scheint. Zur Vergleichung der Uebersetzungen wählen wir den Streit Kreon's mit Hämon. Was wir nicht billigen wird durch den Druck ausgezeichnet:

Kreon.

D. *So sollen wir in solchem Alter noch Verstand*
Von einem lernen, der so jung an Jahren ist?
B. *In solchem Alter sollen also wir von dem*
Uns lehren lassen, der in solcher Jugend steht?
R. *Ich sollte mich in einem solchen Alter wohl*
Von ihm belehren lassen, der so jung noch ist?

Hämon.

D. *Nichts was verwerflich wäre! Wenn ich Jüngling bin,*
So sieh das Alter minder als die That nur an.
B. *Nicht irgend Ungerechtes; bin ich aber jung,*
Mufs nicht die Jahre mehr man als die Sachen schaun.
R. *Im Ungerechten nimmer. Aber bin ich jung,*
So mufst du mehr aufs Thun als auf die Jahre sehn.

Kreon.

D. *Und diese That ist, dafs man ehrt den Trotzigen?*
B. *Ist das die Sache, dafs man ehrt die Frevelnden?*
R. *Die Widerspenst'gen ehren heifst bei dir das Thun?*

Hämon.

D. *Ich fodre niemals Ehre für den schlechten Mann.*
B. *Nicht möcht' ich Ehre fordern für die Schlechten je.*
R. *Ich mag von Niemand fordern, dafs er Frevler ehrt.*

Kreon.

D. *Ist die denn nicht von solchem Wahnsinn angesteckt?*
B. *Ist diese denn nicht solches Uebels überführt?*
R. *Verfiel denn jene nicht in einen solchen Wahn?*

Hämon.

D. *Das widerspricht dir alles Volk in Thebe's Stadt.*
B. *Nicht also meint es dieser Thebe Stadt und Volk.*
R. *So sprechen Thebe's stadtvereinte Bürger nicht.*

Kreon.

D. *Soll denn die Stadt mir sagen was ich ordnen soll?*
B. *So wird die Stadt uns sagen was ich ordnen soll?*
R. *Die Stadt wohl soll mir sagen was ich heischen mufs?*

Hämon.

D. *Sieh doch, du redest allzusehr nach Knabenart!*
B. *Sieh doch, wie dies du sprachest allzujugendlich!*
R. *O siehst du, wie dies Wort dich sehr der Jugend zeiht?*
(*Vielleicht: O sieh, wie unreif dies von dir gesprochen ist!*)

Kreon.

D. *So herrscht ein Andrer, oder ich, in diesem Land?*
B. *Gebühret sonst wem aufser mir des Landes Macht?*
R. *Darf denn des Landes Fürst ein Andrer sein als ich?*
(*Gilt also Andrer, oder mein Gebot, im Land?*)

Hämon.

D. *Die Stadt, gehörend Einem nur, ist keine Stadt.*
B. *Der Staat, der Einem eigen, nicht mehr ist er Staat.* (*hart!*)
R. *Das ist nicht Staat zu nennen, wo nur Einer herrscht.*
(*Ein Staat von Einem Manne, wäre das ein Staat?*)

Kreon.

D. *Nicht eigen wäre dem die Stadt, der ihr gebeut?*
B. *Gilt denn der Staat nicht für Besitz des Herrschenden?*
R. *Hält man den Staat nicht für des Herrschers Eigenthum?*
(*Nennt nicht der Staat sich dessen, welcher ihn beherrscht?*)

Hämon.

D. *Schön herrschest du denn ganz allein im öden Land.*
B. *Schön magst allein du herrschen über ödes Land.*
R. *Ei schön, da herrsche du allein im öden Land.*

Kreon.

D. *Er ist im Bunde mit dem Weib, so scheint es mir.*
B. *Er steht dem Weib bei, seh' ich wohl, ein Kampfgenofs.*
R. *Der kämpft, man sieht es deutlich, mit dem Weib im Bund.*

Hämon.

D. *Wenn du das Weib bist: denn ich sorg' allein für dich!*
B. *Wenn du das Weib bist: sorg' ich doch allein für dich!*
R. *So du ein Weib bist: denn für dich ja sorg ich nur.*
u. s. w.

Endlich wollen wir noch einen Chorgesang vergleichen: V. 781 folg.

Donner: *O Eros, Allsieger im Kampf!*

Digitized by Google

Du der sich stürzt über die Beute,
Der Nachts auf schlummernder Jungfraun
Zartblühender Wange webet:
Fern über Meer schweifst du, besuchst
Ländliche Wohnstätten;
Und kein ewiger Gott kann dir entrinnen,
Kein Sterblicher auch, des Tages Sohn;
Der Ergriffne rasset.

Böckh: *O Eros, Allsieger im Kampf,*
O Eros, du reiches Besitzthums
Bezwinger, der auf der Maid zarten Wangen
du übernachtest;
Du schweifest hin über das Meer, durch der Gefild' Hürden:
Kein unsterblicher Gott kann dir entrinnen,
Taglebender Menschen keiner: wen du ergreifest,
raset.

Rempel: *O Eros, stets Sieger im Kampf,*
Eros der du die Deinen heimsuchst (Metrum?)
Der Nachts du auf zarter Jungfraun
Holdseligen Wangen schlummerst:
Durch Meeresfluth schweifst du und in
Hütten des Landmanns auch:
Kein Unsterblicher kann je dir davon flieh'n,
Auch Keiner vom Tagesgeschlecht, und (Metrum?)
Wen du erfaßt, der rast dann.

Fassen wir nun zum Schluſs unser Urtheil über *Donner's* Uebersetzung zusammen, so scheint uns, daſs sie Lesern die willkommenste sein wird und sich auch für Aufführungen im Theater am besten eignet. Doch müſste man freilich viele Verbesserungen mit ihr vornehmen, indem an vielen Stellen, mit deren Aufzählung und Erörterung wir uns hier nicht befassen wollen, der Sinn verfehlt ist. Vielleicht ist es dagegen hier nicht ungeeignet, Einiges darüber zu sagen, inwiefern überhaupt die Aufführung Sophokleischer und Euripideischer Tragödien für unsere Zeit und unser Publicum paſst? Es fragt sich hiebei, erstlich ob es nöthig ist, sich zum Alterthum hinzukehren? zweitens ob es möglich ist, dieses aus der Schattenwelt wiederum heraufzubeschwören bei den mangelhaften Kenntnissen, deren wir über dessen Theaterwesen uns rühmen können? und drittens, ob denn die Gesinnung desselben insoweit zu der christlichen stimmt, daſs keine Gefahr für diese zu fürchten ist? Die erste Frage ist leicht zu erledigen, denn darin stimmen alle Verständigen überein, daſs unser Theater gegenwärtig in eine groſse Ausartung versunken ist, und daſs ihm Hülfe werden muſs, die wir doch wohl auswärts bei unseren Lehrern suchen müssen, da unsere Dichter bis jetzt noch wenig Hoffnung geben, daſs sie aus eigner Kraft dem Werke gewachsen sein werden. Es handelt sich darum, den Dichtern selbst einen Spiegel vorzuhalten und einen Maaſsstab, an welchem sie den Werth ihrer Producte erkennen mögen, und die Muster des Alterthums zu ihnen heranzuführen, da ihnen der Weg zu denselben verschlossen zu sein scheint. Das Schauspiel ist im deutschen Volke nicht ursprünglich gewuchsen: es ist eine Pflanze, die aus fremdem Boden herübergesetzt wurde. Nachdem wir es eine Weile mit dem französischen Gewächse versucht hatten, aus welchem nicht viel werden konnte, weil es selbst als Kunstproduct des Lebenstriebes entbehrte, hat Lessing uns auf Shakespeare und die Griechen hingewiesen, deren Dichtungen, als naturwüchsig schön, gesund und kräftig dastehen. Allein für die letzteren fehlte uns die Vermittelung. Unsere Dichter waren keine Philologen, und wären sie es gewesen, wie sollten sie das zu verstehen und zu fühlen vermögen, wozu in dem thatenarmen Volke keine Analogien vorhanden waren? Da wendete sich Goethe nach Winkelmann's Vorgang an die Statuen, zu deren Verständnis man weder Commentare noch Uebersetzungen brauchte, sondern bloſs unbefangenen ästhetischen Sinn, um sie ruhig auf sich wirken zu lassen. Darauf schuf er die Tragödien, welche die Einfachheit zwar mit den alten Tragödien und mit den Statuengruppen zugleich, die leidenschaftslose Ruhe aber bloſs mit den letzteren gemein haben. Sie werden auf dem Theater nie viel Glück machen, und haben überhaupt, wie Goethe's ganzes damaliges Bestreben, nichts mit dem Volke gemein: und somit sind sie auch keine Theaterstücke; denn das Theater ist für das Volk und muſs nothwendig an dieses gerichtet und für dasselbe eingerichtet sein. Desto besser gefielen sie beim Lesen den Gebildeten und Gelehrten: und hier war ihre Wirkung bedeutend. Die Schlegel's wiederholten und verbreiteten den Ruf: zu den Statuen! und von da, hieſs es weiter, zu Sophokles! Denn dieser, dessen Hauptverdienst es ist, das Uebertriebene des Aeschylus gemäſsigt, das Schroffe gemildert, das Rauhe geglättet zu haben, schien der gewonnenen Ansicht am Besten zu entsprechen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

Sophokles von J. J. Donner.

(Schluſs.)

Aeschylus wurde angestaunt, aber nicht begriffen, Euripides, der Schöpfer einer neuen ebenbürtigen Tragödie, verurtheilt. Denn die Gelehrten urtheilten, nicht das Volk, welchem Euripides wegen des Herausschritts aus der stockheidnischen heroischen Zeit und des Uebergangs zur romantischen weit mehr als jeder andere hätte zusagen müssen. Nun kamen die Schicksalstragödien, gebaut auf einen Irrthum, zu welchem Sophokles die Veranlassung gegeben hatte: ein zweiter Irrthum dieser Art bedingte die Gestaltung der historischen Tragödien. Beiden fehlte das Lebensprincip: sie waren nicht aus dem Leben und gingen auch nicht in das Leben über: denn das Beste hatte man doch den Alten abgelernt. Das preisgegebene Volk überlieſs sich seinem Geschmack und das Theater verfiel immer mehr.

Man braucht nur einmal eine Theatermaske aus dem Alterthume angesehen zu haben, um zu erkennen, daſs die Art, wie die Leidenschaften auf dem Theater dargestellt wurden, von derjenigen, in welcher Bildhauer und Mahler sie darstellten, sehr verschieden war. Auch muſs man nie bedacht haben, was die Alten unter *Tanz* verstanden und welche genaue Verwandtschaft und enge Verbindung zwischen dem Tanz und der Action der Schauspieler stattfand, um die Haltung dieser mit der Gestaltung der Statuen zu verwechseln. Die Alten wuſsten, wo ein jegliches Ding hingehöre, was sich überall gezieme, und daſs eine jede Kunst ihre eigenen Gesetze hat. Da nun das Theater der Griechen nicht so unmittelbar hinter den Antikensälen sich aufbaut; so muſs für die, welche der Ursprache nicht mächtig sind (und deren sind doch immer nur sehr wenige), ein anderer Zugang eröffnet werden, wenn anders die Griechen auch in diesem Zweige der Kunst, so wie in anderen, als unsere Vorbilder und Lehrer anzuerkennen sind. Nun könnte man sagen: „dafür lasse man die Gelehrten durch Uebersetzungen, Erläuterungen und Abhandlungen sorgen: das Publicum wird sich hinterher aneignen, was passend ist". Allein die Einsichten und Fortschritte der Gelehrten werden eben so vom Urtheile des Volks bedingt, wie umgekehrt dieses durch jene gefördert wird. Bedürfte es dafür eines Beweises, so könnte man sich auf die Rückwirkungen der Aufführung der Antigone auf die Leistungen jener berufen. Darin liegt ja eben unser Unglück, daſs Gelehrtenbildung und Volksgeschmack immer unvermittelt neben einander hergehen: wer die Mittel fände, sie Beide zu verbinden und in richtige Wechselwirkung zu versetzen, der hätte den Stein der Weisen für das deutsche Volk gefunden; und sollen wir je dahin gelangen, unsere Lehrer, die Griechen, entbehren zu können, auf diesem Wege allein ist es möglich! Die Aufführung griechischer Tragödien erscheint mir als eines von diesen Mitteln. Das Volk hängt sich vor der Hand natürlich an die Aeuſserlichkeiten, an das Interessante. Das Ungewöhnliche und die ganze Fremdartigkeit des Gewächses, gerade dasjenige, was wir hinwegwünschen, ist es, was reizt und ins Theater zieht. Die Neugierde herrschst statt des Wohlgefallens am Schönen und Groſsen. Aber was thut dies? Ist es etwas Anderes, womit die gewöhnlichen Theaterstücke das Publicum reizen und gefüllte Häuser machen? Wenn wir das sinnliche Interesse von den Opern, das stoffliche von den Schauspielen, die seltsamen Auswüchse der Charaktere von den Komödien, die Costüme, die Decorationen, die Feuerwerke, das Schieſsen, Fahren, Reiten, u. s. w. abrechnen, was bleibt übrig, das die Kunst als ihr echtes Eigenthum in Anspruch nehmen kann? Sorgen wir nur dafür, daſs

Digitized by Google

in dem Grade, als der Reiz des Fremden schwindet, das Reinmenschliche hervortreten und wirken kann, und bauen wir dann auf die durch Jahrhunderte bewährte Macht jener Werke, die wir dem Volke zu geniefsen vorlegen. Der Weg dahin liegt im Entgegenkommen und Zusammenwirken der scenischen Künstler, als Repräsentanten des Volks und der Gelehrten. Was sodann die Uebersetzungen betrifft, so glaube keiner den richtigen Ton zu treffen, wenn er nicht dasjenige vorzüglich im Auge hat, was für Aufführungen pafst. Mit Sprachverrenkungen, Inversionen, Zusammensetzungen und anderen Seltsamkeiten, die man absichtlich sucht, um dem Originale nahezukommen, ist es nicht gethan. Die alten Tragiker schrieben für die Aufführungen, und richteten nach diesem Bedürfnifs ihre Sprache ein: ihr Geist entschlüpft denjenigen, welche ihn auf mechanische Weise festzuhalten suchen. Was Simrock neulich über das Dramatische und Undramatische der Sprache in den Shakespeare-Uebersetzungen bemerkt hat, gilt auch hier. Die Uebersetzung mufs erstlich richtig sein, d. h. den Sinn der Reden, den Charakter der Personen und ihre Ansichten genau so, wie der Autor sie gezeichnet hat, nachprägen. Um dies zu leisten, kann sie selten ganz wörtlich sein, am wenigsten in den epigrammatischen Wechselreden. Zweitens mufs sie deutlich sein, ohne einen Commentar zu bedürfen. Mythologische und antiquarische Ausdrücke, wie Hades und Moira und Proserpina, müssen, gleichwie Goethe dies bei seinen Gedichten gethan hat, über Bord geworfen und mit entsprechenden deutschen vertauscht werden: sonst entgeht dem Zuhörer gerade das Wesentlichste zum Verständnifs. Und so mufs auch in allem Uebrigen ein wirkliches Deutsch, kein Griechisch-deutsch eingeführt werden. Drittens mufs sie einfach und natürlich sein: denn wessen Herz von einem Gefühle erfüllt und durchdrungen ist, der spricht dies nicht in verrenkten und verdrehten Worten aus. Darin liegt keine Erhabenheit, und selbst Aeschylus, jener grandiloquus usque ad vitium, ist frei von solcher Unnatur im Dialoge.

Ohngefähr auf diesem Wege könnte das Publicum zum Verstehen und Würdigen antiker Tragödien herangebildet werden. Denn die Verschiedenheit der alten Welt in den Ansichten und Gesinnungen ist nach meiner Ansicht das geringste Hindernifs. Welche Abweichung dieser Art wäre denn überhaupt bei dem Jagen unserer Schriftsteller nach Fremdem und dem Herumhetzen der Leser bei allen Nationen und in allen Weltgegenden, dem deutschen Menschen noch fremd geblieben? Mit dem griechischen Alterthum aber sind wir von Jugend auf durch die Schule bekannt, oder sollte für die religiösen Ueberzeugungen Gefahr drohen? Die griechische Tragödie ist von Grund aus religiös, und das Gefühl des Erhabenen, welches ihr Zweck ist, ist an sich Religion. Dieses Gefühl fehlt unserem materiellen Zeitalter, und darum, nicht weil einige Dogmen ihr Ansehen eingebüfst haben, fehlt es ihm an Religion. Diese Grundlage echter Religiosität bleibt überall die nämliche: und wer sie hat, der kann sich die Sprache ferner Jahrhunderte, wo sie von demselben redet, leicht in die seinige übersetzen. Man lasse sich nicht von dem Fatum, als einer pantheistischen Naturnothwendigkeit, irren, die nirgends als in den Köpfen gelehrter Forscher vorhanden ist. Die Griechen glaubten einen persönlichen Gott, der zum Fatum ohngefähr in demselben Verhältnifs wie ein Beamter zu den Gesetzen seines Amtes stand. Was übrig bleibt, ist Anerkennung menschlicher Unzulänglichkeit und Beschränktheit, freilich ohne Aussicht auf Gnade und Erlösung. Aber warum verschmäht denn unser Zeitalter die letztere, als darum, weil es jene nicht hat? Also kann uns die griechische Tragödie nicht irreligiös machen, eher über unsere Irreligiosität beschämen. Die griechische Tragödie lehrt die Feinde hassen und Rache üben: aber sie lehrt auch die Freunde lieben, für Vaterland und Mitbürger wirken, und die Erfüllung aller höchsten Pflichten nicht von der Erfüllung dieser trennen; und wir wissen von dem Allem wenig, und im hohlen Weltbürgerthum unserer besten Schriftsteller finden jene Pflichten nirgends gebührende Anerkennung. Was aber die Rache betrifft, so zeigen auch jene Tragiker, dafs sie überall das Mafs überschreitet und sich ihr eignes Grab gräbt, wenn sie von der Leidenschaft geleitet wird, und können uns also ebenfalls lehren, dafs es das Beste sei, feurige Kohlen auf unserer Feinde Haupt sammeln. Endlich die griechische Tragödie ist die einzige wahre Tragödie, eine Tragödie für Männer und für Menschen, die etwas in der Welt erfahren haben, nicht für Knaben und Mädchen, die mit ihrem Herzen spielen oder ihr Herz

Digitized by Google

mit sich spielen lassen, nicht für Weiblein, welche Huldigungen von den Söhnen der Wildniſs fordern. Hier sehen wir Eichen, welche krachend und brausend im Sturme stehen oder zerschmettert hinstürzen, nicht herzige Veilchen, welche von muthwilligen Knaben zertreten werden und sterbend seufzen:

Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch dich, durch dich! zu deinen Füſsen doch!

nicht ungeberdige Knaben, welche sprechen, die Welt sei aus den Fugen und sie wollen sie einrichten, und von Weltschmerz winseln, wenn sie die Ruthe bekommen. Wir sehen, wodurch Familien gedeihen und verderben und wodurch Staaten groſs werden und fallen, was Ruhm und Schande, was Recht und Frevel sei, nicht wie man sich liebt und trotz Vätern und Oncln heurathet oder todtsticht. Wir schauen das Leben bei Pallästen und auf öffentlichen Plätzen so groſsartig und kräftig wie es hier sich zeigen muſs, und gucken nicht wie verstohlen in Kämmerchen, das Geflüster von Vertrauten zu belauschen, die sich allein glauben. Die neue Tragödie verhält sich zur alten wie die Biographie zur Geschichte. Nicht Charaktere, nicht Lebensbilder entwarf die letztere, sondern Thaten und Schicksale zeigte sie, die ihr sogar mehr galten als die Personen: denn nur so weit ging sie auf Charakteristik ein, als sie zur Deutung und Modificirung jener nöthig war. Nicht ein Held, sondern eine That oder ein Schicksal bildete den Mittelpunct jeder Tragödie. Die Betrachtung dieser kräftigt und lehrt gleichfalls stark sein im Handeln und Ertragen. Die Betrachtung von Helden würde das nämliche thun, wenn es Helden wären: denn wo Helden sind, da sind auch Thaten, und wo Thaten sind, auch Schicksale. Aber Helden nennen wir die, um welche sich die Verwicklungen drehen, und gebrauchen hiezu groſsentheils Charaktere, an denen keine einzige groſsartige Handlung, keine in Erstaunen setzende Schickung sichtbar wird, wie dies schon von Goethe's Egmont Schiller richtig bemerkt hat. Hier kann bloſs das subjective Bestreben und die individuelle Richtung Interesse erwecken, welche zu beobachten belehrend, auch rührend, aber nicht kräftigend ist.

J. A. Hartung.

XLII.

Lehrbuch der englischen Sprache von Dr. J. Fölsing. 2te Auflage. Th. I. Leitfaden für den elementaren Unterricht. Th. II. Leitfaden für den wissenschaftlichen Unterricht. Berlin, 1843. *in der Voſs'schen Buchhandlung.*

Die hier zu besprechende Grammatik schlieſst sich würdig den neuern Bestrebungen in der wissenschaftlicheren Behandlung der Sprache an, indem sie den bei Grammatiken neuerer Sprachen nur allzugewöhnlichen todten Vorrath von Regeln über diesen oder jenen Fall aufgiebt und die Sprache als ein Ganzes, als den Ausdruck des englischen Geistes sich darzustellen bemüht. Nur so und nicht anders ist es möglich, die Gesetze einer Sprache zu begreifen und nur so kann der einzelnen Erscheinung ihre richtige Stelle angewiesen und damit auch ihre Gränze fest und sicher angegeben werden, während im andern Fall, wo die Grammatik sich über sich selbst unklar ist und meint, wenn sie einzelne Theile in umfassonderem Besitze habe, besitze sie auch das Ganze, der einzelnen Erscheinung gar zu leicht eine Stelle angewiesen wird, welche ihr nicht zukommt und wo sie oft genug ihre Gränzen eben so über die Gebühr erweitert, als sie ihr an einer andern geschmälert werden. — Man war bisher gar zu sehr gewohnt, das Erlernen der neuern Sprachen der Praxis allein zu überlassen und kümmerte sich wenig um ein Begreifen ihrer Erscheinungen, während doch grade dies jenes ungemein erleichtert. Denn es ist allerdings möglich, daſs jemand eine groſse Fertigkeit sich in einer modernen Sprache auszudrücken erlange, wenn er mit solchen, denen sie Muttersprache ist, umgeht und von ihnen sich in ihr ausdrücken lernt; aber er wird nie die Festigkeit und Sicherheit, die eben der Eingeborne hat, dadurch daſs er sie von Kindheit auf allein sprach, gewinnen; das Gefühl, das ihn zwingt so und nicht anders zu sprechen, wird ihm immer fehlen und diese Nothwendigkeit kann allein das Wissen des Gesetzes, warum er so und nicht anders sprechen soll, ersetzen, und diese gewährt ihm nur *die* Grammatik, welche die Sprache nicht als Aggregat von scheinbar willkührlichen Erscheinungen darstellt, sondern *die*, welche diese Erscheinungen im Groſsen und Ganzen zu begreifen sucht und das Besondre als auf dem Boden des Allgemeinen gewachsen darstellt.

Digitized by Google

Freilich läfst sich nicht verkennen, dafs bei einer jeden Sprache zu einem solchen Begreifen nöthig sei, ihre historische Entwicklung zu kennen, weil sonst oft der Schlüssel fehlt, der uns dies oder jenes Räthsel löse; aber es trifft dies doch bei modernen Sprachen, die die meisten ihrer ursprünglichen Flexionen aufgegeben haben, mehr das etymologische Gebiet, und dies wird bis jetzt wenigstens in unsern Grammatiken wenig oder gar nicht berücksichtigt, zumal die meisten westlichen Sprachen des modernen Europas der Art sind, dafs es selbst den Eingebornen schwer wird, in gar vielen Wörtern sich den Grundbegriff zur Erkenntnifs zu bringen. Wenn daher der Verf. obiger Grammatik auf die historische Entwicklung einzelner Theile keine Rücksicht genommen hat, so ist ihm daraus eben kein grofser Vorwurf zu machen, um so mehr als man anerkennen mufs, dafs er sich bemüht hat, z. B. bei den Präpositionen durch Zusammenstellung der verschiedenartigsten Fälle einen Grundbegriff für jede einzelne zu gewinnen, der, wenn wir die ursprüngliche Bedeutung berücksichtigen, meist der richtige ist, und nur vielleicht noch gröfsere Bestimmtheit gewinnen würde, wenn der Verf. für künftige Auflagen auch auf das historische seine Studien richten wollte.

Der erste Theil der Grammatik oder der Leitfaden für den elementarischen Unterricht behandelt die Haupterscheinungen der Formenlehre, nachdem der Verf. über die verschiedenartige Geltung der Buchstaben im Englischen einige Bemerkungen vorangeschickt und sich zugleich für den Gebrauch bestimmter Zeichen für jeden Laut für diesen Theil erklärt hat, um so dem Schüler an einer den grammatischen Kapiteln angehängten Erzählung das Erlernen der englischen Aussprache zu erleichtern, und ihm zu gleicher Zeit einen einigermafsen für das erste Bedürfnifs genügenden Wortvorrath zu geben. Diese Art, die Aussprache der englischen Wörter zu lehren, ist allerdings für den Anfang ganz zweckmäfsig, indem sie annähernd den Unterricht von Eingebornen ersetzt; indefs können wir die gänzliche Nichtaufnahme der Gesetze derselben auch für den zweiten Theil nicht ganz billigen, da sie einen wesentlichen Theil der Sprache bildet; sie hätten bei der Orthographie und der Wortbildung zugleich mit dem Accent, mit dem sie innig zusammenhängen, besprochen werden sollen. Freilich ist hier jedes Gesetz wieder vielen Ausnahmen unterworfen, und man ist daher heutzutage einmal gewohnt, sich über dieselben hauptsächlich Belehrung aus Wörterbüchern oder dem Munde der Eingebornen zu holen, indefs gehören doch die allgemeinen Züge nothwendig in die Grammatik, und manches wird sich hieher noch bei einem eindringenderen historischen Studium der Sprache und namentlich bei Vergleichung mit andern deutschen Dialekten vereinfachen und aufklären. — Im Uebrigen behandelt der Verf. die Formenlehre in diesem Theil in der Art, dafs er den Schüler so schnell als möglich mitten in die Sprache hineinzuführen bemüht ist und die erlernten Wörter und Formen sogleich in unten stehenden Uebungsbeispielen anwenden läfst; diese sind um so zweckmäfsiger, als alle in denselben vorkommenden Wörter in den darüber stehenden Stücken der obengenannten Erzählung vorkommen und so dem Schüler den erlernten Wortvorrath immer wieder ins Gedächtnifs zurückführen. Ref. kann diese vom Verf. befolgte Methode nur anerkennen und mufs hinzufügen, dafs er sie auch in der Praxis vielfach bewährt gefunden hat.

Der zweite Theil, welcher den Leitfaden für den wissenschaftlichen Unterricht enthält, ist in fünf Abschnitte getheilt, von denen der letzte Uebungsbeispiele enthält, die meistens zweckmäfsig ausgewählt, aber für den ersten Abschnitt nicht zahlreich genug sind. In diesem ersten Abschnitt behandelt der Verf. die Nomina und Verba. Unter den ersteren sind der Artikel, das Pronomen und Zahlwort vom Substantiv und Adjectiv durch das Verbum getrennt, an welche sie sich doch natürlich anschliefsen; der Verf. hat dies wahrscheinlich aus dem Grunde gethan, weil bei ihnen das meiste, was besprochen wird, eigentlich in die Lehre vom Satze gehört und sie ihm daher am besten den Uebergang zu dieser zu bilden schienen. So enthalten namentlich die Kapitel vom Artikel und Pronomen gröfstentheils Dinge, die eigentlich in die Satzlehre gehören, und deshalb wird es für die Zukunft jedenfalls besser sein, ihnen auch dort ihre Stelle anzuweisen. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

Lehrbuch der englischen Sprache von Dr. J. Fölsing.

(Schlufs.)

Im Einzelnen bemerken wir kurz folgendes: Zu den in §. 2. A. 1. genannten Wörtern ist noch *person* hinzuzufügen, das sobald es unserm deutschen *man* entspricht, in der Regel als masculinum gebraucht wird. — Bei der Steigerung der Adjectiva ist zu bemerken, dafs auch bei einsilbigen Adjectiven die Steigerung mit more vorkommt; so ist besonders eine Stelle in W. Scott's Waverley bemerkenswerth: the baying of the dogs was soon added to the chorus which grew ever *louder and more loud*; besonders aber scheint diese Art der Steigerung sich beim praedicativen Adjectiv zu zeigen; so liest man im Vicar of Wakef.: how are you more wise; — we are more ready to act etc. Zu den substantivisch gebrauchten Adjectiven fügen wir noch: worthy der Ehrenmann, die Notabilität; fugitive der Flüchtling; the elders, die Aeltern, die Vorfahren. — Bei Aufführung der unregelmäfsigen Verba (§ 33) wäre es wohl zweckmäfsig gewesen, wie in der ersten Ausgabe die Bedeutung hinzuzufügen, dann aber würde auch hier die Anordnung nach Klassen, wie sie die analoge Bildung vorschreibt, jedenfalls sehr zweckmäfsig gewesen sein, denn durch sie gewinnt der Lernende ungemein. — In der Anmerkung 3. zu §. 33. wäre wohl besser statt des Ausdrucks „*scharfen Consonantenlaut*" zu setzen: „*harten*", da man bei scharf leicht an aspirata denken könnte, hier aber tenuis gemeint ist. — Im §. 40. sagt der Verf., in der Form I do ask werde das Zeitverhältnifs durch das Hülfsverbum, der reine Begriff der Thätigkeit dagegen durch den Infinitiv des selbständigen Verbi ausgedrückt; diese Fassung ist nicht ganz klar und zum Theil unrichtig. Das Hülfsverbum drückt nämlich aufser dem Zeitverhältnifs noch den Begriff der Thätigkeit und zwar ganz im allgemeinen also der reinen Thätigkeit aus, wogegen die besondre Form dieser Thätigkeit durch den hinzugefügten Infinitiv ausgedrückt wird. Im Uebrigen gehörte auch vieles von dem in den folgenden §§. dieses Abschnitts Behandelten eher in die Satzlehre, so namentlich §. 52, 53 u. a. — Bei den Relativpronominibus ist zu bemerken, dafs der Verf. § 136 A. 1 sagt, das mit der Praep. *in* verbundene relativ *which* werde, wenn es auf time, manner, way etc. bezüglich sei, häufig ausgelassen; richtiger aber wäre wohl eigentlich zu sagen, dafs die englische Sprache statt der Präposition mit dem Relativ den blofsen Accusativ anwende und dieser dann natürlich ausgelassen werden könne, wenigstens haben wir in der gewöhnlichen Umgangssprache ähnliche Wendungen, die die Richtigkeit dieser Erklärung wahrscheinlich machen, z. B. sagt man: *den* Tag, *welchen* wir angekommen waren, sind wir wieder abgereist. — Die Regel über whose § 137 könnte man wohl kurz so fassen, dafs es ein possessives Relativ sei, das aber hauptsächlich nur bei Personen beigelegtem Besitz angewandt werde; diese possessive sowohl als relative Natur geht am klarsten aus der Art hervor, wie die dem whose entsprechenden hochdeutschen Formen *dessen, deren* im Plattdeutschen ersetzt werden. Man sagt nämlich statt: mein Bruder dessen Haus du gesehen hast — mîn brôder *dên sîn* hûs dau sîn hest; hier haben wir also ein Relativum und ein Possessivum.

Im zweiten Abschnitt behandelt der Verf. die Satzlehre und folgt im Allgemeinen den von Becker in seiner deutschen Grammatik entwickelten Grundsätzen, so dafs wir uns einer Auseinandersetzung der allgemeinen Anordnung enthalten können; er entwickelt hierbei, wenn wir diese Auflage im Verhältnifs zur ersten betrachten, so viel Neues, die Sache Förderndes, dafs wir nur wünschen können, er möge recht bald

Digitized by Google

Gelegenheit haben, uns seine treffenden Beobachtungen in noch weiterer Ausdehnung in einer dritten Auflage mitzutheilen, wo dann auch manches einen bessern Platz erhalten dürfte als es jetzt hat. So gehören doch wohl die §§ 178 und 194, die von den unpersönlichen und reflexiven Verben handeln, in den ersten Abschnitt von den Redetheilen. Vor § 171 hätte die hinter § 7 stehende zweite Anmerkung stehen müssen, dafs in Sätzen, in welchen ein Substantivum mehrere Attribute habe, das Substantiv im Plural stehen könne, dafs man also sage he pronounced grave eulogiums on the admirable dispositions of his first second, third, fourth and fifth daughters. In Bezug auf andre Einzelheiten bemerken wir noch: Die §§ 161 und 162 sind insofern unrichtig gefafst, als sie in jedem Verbum die Copula to be annehmen, welche das Subject mit dem Prädicat verbinde; die eigentliche Copula des Subjects mit dem Prädicat ist aber, wie uns die alten Sprachen unzweifelhaft beweisen, die Endung, welche darauf hinweist, ob die Aussage auf mich, dich, ihn etc. bezogen werden soll, da jede dieser Beziehungen in jenen ihre eigne Form hat, die, wie die Sprachvergleichung fast zur Gewifsheit erhebt, ursprünglich nur eine für jeden Fall und für alle Zeiten gewesen sein kann. — Ebenso nur äufserlich ist die Auseinandersetzung in § 168 über das attributive Adjectiv und die Apposition, die beide gar nichts mit der Copula zu thun haben, sondern sich von dem vollständigen Satze so unterscheiden, dafs dieser ein sich eben vollziehendes, jene aber ein bereits fertiges Urtheil enthalten. — § 175 nimmt der Verf. an in Sätzen wie Moses sat the only dismal figure in a group of merry faces; — I stood a calm spectator of the destruction — seien the only dismal figure und a calm spectator die Prädicate, die Copula aber sei das in sat, stood steckende Verbum to be. Aber auch hier ist eine solche Erklärung mit der Copula to be unzulässig, da stood und sat an die Stelle von *was* getreten sind, vermöge einer beliebten Wendung germanischer Sprachen, nach welchen sie in bestimmten Verbindungen, namentlich bei Angabe von Ortsverhältnissen, statt des inhaltlosen Verbums *sein* lieber Thätigkeitsbegriffe, wie liegen, stehen, sitzen u. s. w. eintreten lassen (Becker Th. II. S. 15). Ebenso hat die englische Sprache unser Hülfsverbum werden durch verschiedene Thätigkeiten ausdrückende Verba ersetzt, wie man aus Sätzen entnehmen kann wie: this man *grows* rich without knowing it — your wine begins to *turn* sour — every thing *became* the object of his surprize a. s. o. — In § 195 sieht der Verf. abweichend von Becker §. 234 die Verbindungen der Eigennamen mit Titeln und Verwandtschaftsbenennungen als Appositionsverhältnisse an und das mit Recht; die Apposition individualisirt wie jede Satzerweiterung, sie mufs also zum Allgemeinen das Besondre fügen; in Queen Elizabeth ist aber Queen der Gemeinname und Elizabeth der aus der Klasse hervorgehobene besondre, und aus dem Accent geht hervor, dafs der Gegensatz Queen Mary u. s. w. ist. Becker irrt, wenn er daraus, dafs im Lateinischen der Gemeinname meistens nachsteht, folgert, dieser sei Attribut, denn in Ausdrücken wie Fabius dictator ist die Anschauung nur umgekehrt, nämlich Fabius ist gewissermafsen Gemeinname, indem es eine Menge des Namens giebt, und aus dieser Menge wird der besondre, der dictator war, hervorgehoben. — In § 210 wird die Eintheilung der Nebensätze angegeben, und es werden als eine besondre Gattung derselben die interrogativen Nebensätze oder indirecten Fragen aufgeführt: diese sind aber eigentlich ebenfalls nur Casussätze und daher unter diese aufzunehmen, wenn auch eine besondre Behandlung derselben wünschenswerth erscheinen mufs. — In der Anmerkung zu § 228 mufs es genauer heifsen, dafs man im Deutschen bei der Bestimmung des Tempus das Zeitverhältnifs der indirecten Rede nicht *immer* auf die Gegenwart des Sprechenden beziehe, denn man sagt auch: „darauf schrie er in die Gassen hinab, er *wäre* der Schreiber der Maria. — Bei § 255, der von den Ausnahmen von der gesetzmäfsigen Stellung des Subjects und Prädicats handelt, hätten wohl der Vollständigkeit wegen die in § 237 besprochenen Bedingungssätze noch einmal erwähnt werden können.

Der dritte Abschnitt behandelt die Partikeln, unter welchen der Verf. auch die Adverbia mitbegriffen hat. Mit Recht sind hier die Präpositionen einer besonders ausführlichen Behandlung gewürdigt, da die Verbindungen des Substantivs mit ihnen an die Stelle der meisten Cusus der alten Sprachen getreten sind. Auch hier hat diese Auflage bedeutende Zusätze erfahren und namentlich sind zwei sehr zweckmäfsige Verzeichnisse von Verben und Adjectiven hinzugekommen, welche angeben, mit welchen Präpositionen man

Digitized by Google

jene in bestimmten Bedeutungen am liebsten verbindet; dafs hier natürlich keine Vollständigkeit erreicht werden konnte, da es ein erster Anfang ist, versteht sich von selbst; bei weiterer Sammlung werden sich gewifs in Zukunft gröfsere Gruppen ergeben und das bis jetzt alphabetische Verzeichnifs eine systematischere Form gewinnen.

Der vierte Abschnitt endlich behandelt Wortbildung und Orthographie, von denen der erste Theil sicher noch mancher Ausbildung fähig ist; auch wäre es, wie schon oben bemerkt, gut, mit beiden die davon unzertrennliche Lehre vom Accent zu verbinden, und der Verf. hat sich in dieser neuen Auflage so bemüht gezeigt, das einmal Ergriffene nach allen Seiten hin weiter zu bilden, dafs wir bei seiner richtigen grammatischen Grundansicht mit Recht hoffen dürfen, er werde dergleichen Mängel für die Zukunft abstellen.

A. Kuhn.

XLIII.

L. Apuleji Opera omnia ex fide optimorum codicum aut primum aut denuo collatorum recensuit, notas Oudendorpii integras ac ceterorum editorum excerptas adjecit, perpetuis commentariis illustravit, prolegomenis et indicibus instruxit Dr. G. F. Hildebrand, schol. lat. orphanotroph. Halens. collaborator. P. I. Prolegomena et Metamorphoseon libros continens. XC u. 1095. *P. II. Florida, de deo Socratis cet. continens.* 725. 8. *Lipsiae* 1842.

Unter den Lateinischen Schriftstellern des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ist Apulejus sicherlich einer der bedeutendsten. Er besafs Geist und Kenntnisse genug, um ein vortrefflicher Stilist zu werden: nur die Neigung seiner Zeit leitete seine Bemühungen auf einen falschen Pfad. Die eigentliche Productionskraft war damals schon verloren gegangen: man arbeitete nur daran, die Technik des Ausdrucks zu vervollkommnen. Natürlich war es, dafs dies Bestreben, verbunden mit Mangel an Inhalt, zu einem falschen Geschmack verleitete. Schon der jüngere Plinius, der nur ein Zeitalter vor Apulejus lebte, suchte nur die Form auszubilden, der Inhalt ist ihm Nebensache. Diese Aufgabe war vollendet und die Möglichkeit erschöpft: die Pointen und witzigen Wendungen, die zu Tacitus', Seneca's und Plinius' Zeit als neu und piquant erschienen waren, hatten ihren Reiz verloren, die nachfolgenden Schriftsteller, die etwas Neues finden und sich nicht in Wiederholung des schon Bekannten ergehen wollten, mufsten darauf verfallen, nicht, wie jene, Cicero und die Autoren der gebildeten Latinität, sondern deren Vorgänger zu copiren. Was Ennius, was Attius und Pacuvius gesagt, das schien, weil es ungewohnt war und an die Zeit erinnerte, da Rom's politische Existenz unvergleichlich da gestanden hatte, kräftig und anziehend; Constructionen, die ihnen geläufig gewesen waren, gefielen mehr als die von Cäsar und Cicero. Hieraus, zu dem man die schon früher herrschend gewordene Form der Darstellung fügte, ja noch übertrieb, bildete man den neuen Stil, der zur Zeit der Antonine blühte. Dazu kam allmählig ein anderes Element. Mit dem Bürgerrechte hatte sich auch die Römische Sprache und Literatur fortgepflanzt: man fing auch in den Provinzen an, literarisch thätig zu sein. Zwar zur Zeit der Antonine blieb Rom noch immer der Mittelpunkt und Römische Gesellschaft und Römisches Leben die Quelle, an welcher der Lateinische Stil sich bilden konnte; doch natürlich war es, dafs die Eigenthümlichkeit der Provinzialen sich auch in dem Stile ihrer literarischen Productionen geltend machte, sicherlich wirkten die Lebensart, die Sitten, das Clima auf die ganze Färbung des Ausdrucks ein.

Diese Schriftsprache aber, so wie auch wohl schon die früherer Autoren, war ein Kunstproduct, geschaffen eben nur für den Gebrauch in Büchern und studirten Reden. Unmöglich konnte die gewöhnliche Conversationssprache eben so sein, wie die der Literatur, was zu Cicero's Zeit der Fall war: es bedurfte Studium und Uebung, um sich den Ton der beliebten Büchersprache anzueignen. Daraus folgt, dafs es sehr wohl geschehen konnte, dafs die Werke ein und desselben Schriftstellers eine verschiedene Färbung hatten, um so leichter, wenn ihre Abfassung durch einen längeren Zeitraum getrennt war. Es ist eine hübsche, unseres Wissens zuerst von Ruhnken, dem feinen Kenner Lateinischen Stils, gemachte Bemerkung, dafs Apulejus' sogenannte Apologie einen andern Stil hat, als seine Metamorphosen. In den letztern erscheint die Darstellung ganz mit den Fehlern und Geschmack-

Digitized by Google

losigkeiten überladen, welche die damalige Zeit liebte; in der Apologie finden sich weder die mifsgestalteten und verschrobenen Constructionen, an denen die Metamorphosen überreich sind, noch die phantastische und schwülstige Darstellung, wodurch die Lectüre jener fast widerwärtig wird.

Die Bearbeitung des Apulejus ruht seit 1823 gänzlich, und auch dieses Jahr bezeichnet nur die Vollendung einer schon im vorigen Jahrhundert begonnenen Arbeit: seit Oudendorp ist für ihn so gut wie nichts geschehen. Oudendorp hatte sich diesen Schriftsteller ganz besonders zur Bearbeitung erlesen, er erkannte, dafs ihm noch nicht die Beachtung zu Theil geworden war, die er verdiente: von den Handschriften war fast keine erträglich verglichen und zur durchgreifenden Verbesserung des Textes benutzt worden. Bereitwillig zwar hatten Viele, in dem Glauben, je auffallender und wunderlicher etwas sei, desto besser passe es für Apulejus, ihre eigenen Erfindungen in den Text gesetzt und an ihm, wie an einem vile caput ihren Scharfsinn geübt: ein Schicksal, das kaum ein anderer Schriftsteller in höherm Grade als er gehabt hat. Oudendorp studirte über Apulejus etwa dreifsig Jahre: eine Ausgabe zu veranstalten gelang ihm nicht, sei es weil er seine Arbeit nicht abschliefsen konnte oder weil den Holländischen Buchhändlern das Unternehmen nicht lohnend genug erschien. Erst im Jahre 1786 glückte es Ruhnken, die hinterlassenen Papiere Oudendorp's zu erhalten und zugleich einen Buchhändler zum Druck, vor der Hand der Metamorphosen, zu bewegen. Er klagt in seiner Vorrede, er hätte geglaubt, Alles wäre so vollständig ausgearbeitet, dafs für ihn blofs die Correctur der Druckbogen übrig bleiben würde: darin hätte er sich getäuscht. Oudendorp hätte zwar die Anmerkungen geschrieben, aber den Text selber darnach zu gestalten hätte er unterlassen: er mochte noch nicht über Alles mit sich im Klaren sein. So übernahm also Ruhnken diese Sorge: er legte des Pricaeus' Ausgabe zu Grunde und nach den von Oudendorp angeführten Handschriften gestaltete er den Text, *partim de Oudendorpii, partim de meo judicio*, wie er selbst sagt. Mit Unrecht wird daher Ruhnken von Hrn. Hildebrand der Nachläfsigkeit angeklagt, der sogar sagt: *quantas Oudendorpii editio per Ruhnkenium fecerit jacturas, vix credibile est*, ein Urtheil viel zu hart und von Hrn. H. wenig begründet. Ruhnken wollte gar nicht überall so schreiben, wie Oudendorp in den Noten verlangte; dieser würde selber Manches reiflicher erwogen haben. Dann aber sind die Abweichungen beider weder so bedeutend, noch hat Ruhnken, wo er abweicht, entschieden Unrecht. Hr. Hildebr. führt in seiner Vorrede p. X aus libr. X der Metamorphosen (nicht, wie es bei ihm steht, aus libr. XI) dreizehn solcher Abweichungen an. Die erste derselben können wir nicht auffinden, da bei Hrn. Hildebr. ein Fehler im Citat ist; von den übrigen sind fünf (p. 876, 900, 914, 928, 945 ed. Hild.) entschieden der Art, dafs Ruhnken vollkommen Recht hatte von Oudendorp's Ansicht abzugehen und sich an die Autorität der Codices zu halten. An zwei andern Stellen, p. 949 (nicht 947, wie fälschlich citirt wird) und 980 sind Oudendorp's Noten so unbestimmt und verrathen so sehr den Mangel an Revision, dafs Ruhnken durch sie nicht geleitet werden konnte. Die übrigen fünf Abweichungen, p. 894, 896 (nicht 894), 910, 911 u. 913 beruhen auf blofsen Druckfehlern. Am deutlichsten erhellt dies aus p. 896, wo Pricaeus *mecum olim convenerat* hat: Ruhnken verbesserte *me non olim convenerat*, gedruckt aber steht *mecum non olim c.*, was sonst keine Ausgabe hat. Wegen blofser Druckfehler aber sollte Hr. Hildebr. nicht Ruhnken so sehr der Nachläfsigkeit beschuldigen, zumal da er in dem Stückchen, wo er über diesen vermeintlichen Mangel an Sorgfalt spricht, selber viel mehr und störendere derartige Fehler hat, aufser den schon angeführten mufs zu p. 911 *electiles* als Oudendorp's, *electibiles* als Ruhnken's und p. 945 *crudelissimis* als Ruhnken's Lesart angegeben werden.

Oudendorp's Arbeit, so trefflich sie für seine Zeit war, reicht doch für uns nicht mehr aus, besonders in der Kritik, wo er, obwohl strenger und consequenter als alle seine Vorgänger und die meisten seiner Zeitgenossen, doch nicht selten über der eigenen Ansicht die Autorität der Handschriften vernachläfsigte. Dies also war der erste und hauptsächlichste Punkt, auf den zu achten war, dafs der Text von den früheren Willkührlichkeiten gereinigt und gleichmäfsig festgestellt würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

L. Apuleji Opera omnia ex fide optimorum codicum aut primum aut denuo collatorum recensuit, notas Oudendorpii integras ac ceterorum editorum excerptas adjecit, perpetuis commentariis illustravit, prolegomenis et indicibus instruxit Dr. G. F. Hildebrand.

(Fortsetzung.)

Die Erklärung war nach Hrn. Hildebrand's Ansicht am besten in grammatischen Sachen, weniger genügte die antiquarische. Diese nahm sich daher Hr. Hild. bei seiner Bearbeitung zum besondern Ziel, ohne jedoch dabei die erstere aus den Augen zu verlieren. Die vorliegende Ausgabe von Apulejus soll also in jeder Hinsicht eine vollständige sein und alle Puncte umfassen, die der gegenwärtige Standpunkt der Wissenschaft verlangt. Ihre äufsere Einrichtung ist die, dafs in den Prolegomena über das Leben, die Schriften, die Handschriften und Ausgaben von Apulejus gesprochen wird. Es folgt der Text, zunächst unter ihm die kritischen Noten, dann die erklärenden. Indices erleichtern die Uebersicht.

In der Abfassung der Noten hat Hr. H. einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen. Oudendorp's Arbeit glaubte er mit Recht der seinigen nicht blofs zu Grunde legen, sondern auch in dieselbe aufnehmen zu müssen. Indessen seine Anmerkungen vollständig abdrucken zu lassen, erschien ihm zu weitläuftig. Er läfst daher aus ihnen erstlich alle gelegentlichen, zahlreichen Verbesserungen zu andern Schriftstellern weg, dann zieht er die ohnehin schon in die kritischen und erklärenden Noten vertheilten Anmerkungen Oudendorp's zusammen und referirt über sie in der dritten Person. Was er selber hinzufügt, wird durch Klammern bezeichnet. Wir müssen gestehen, dafs diese Manier nicht ganz unsere Billigung hat. Will man einmal die Noten eines trefflichen Vorgängers mittheilen, und so eine Ausgabe cum notis variorum liefern, wie sie sich auch für unsere Zeit wohl ziemen kann, so dünkt es uns besser, dieselben vollständig und unverändert zu geben. Will man dies nicht, so verarbeite man sie vollständig und benutze sie als sein Eigenthum: die Natur der Sache bringt es mit sich, dafs einer auf den andern baut und dankbare Anerkennung der Verdienste eines Vorgängers im Allgemeinen und im Einzelnen wird jenen scheinbaren Mangel an Gewissenhaftigkeit vollkommen ersetzen. Man gewinnt sicherlich den grofsen Vortheil, den eigenen Bemerkungen mehr Rundung und Abgeschlossenheit geben zu können, was bei jener andern Art nicht der Fall ist, und wir zweifeln nicht, dafs Hr. H. dies im Verlauf seiner Arbeit selbst gefühlt hat. Und wird der Gelehrte, für den doch allein diese Arbeit und der ganze Schriftsteller Werth hat, Hrn. H. wirklich trauen, dafs Oudendorp's Ausgabe ganz in der seinigen enthalten und durch dieselbe entbehrlich gemacht ist? Wir glauben es nicht. Oudendorp selber ist sogar bei dieser Abkürzung seiner Arbeit nicht immer gut weg gekommen, z. B. Metamorph. III, 3. p. 179 Oud. *ante pedes ipsius spirantes adhuc corporibus in multo sanguine palpitantes* macht er die Bemerkung, einige Herausgeber hätten spirantes mit corporibus verbunden: in diesem Falle müfste es aber *pectoribus* heifsen (mallem tunc legi *pectoribus*) und diese Verwechselung sei nicht ungewöhnlich. Hr. H. macht daraus mit einem Tadel: *cur Oudendorp. pro corporibus maluerit pectoribus — omnino non perspicitur.* Andere Bemerkungen Oudendorp's sind mit Unrecht weggelassen worden, z. B. zu Metamorph. VIII, 2. p. 507 die Erklärung des Genitivs in der Construction *morum approbatus*, gleich darauf p. 508 seine Bemerkung über *in manus venire*. Um also Oudendorp's Arbeit vollständig kennen zu lernen, bleibt es immer nothwendig, auf seine eigene Ausgabe zurückzugehen.

Digitized by Google

Doch wir kommen zu den eigenen Leistungen Hrn. H.'s, und zwar zunächst auf seine kritische Bearbeitung von Apulejus. Die Grundlage derselben enthalten die Florentiner Handschriften: schon Elmenhorst hatte sie benutzt; indessen seine Nachläfsigkeit ist bekannt. Daher verschaffte sich Oudendorp noch eine andere Collation zweier Florentinischen Handschriften von Lindenbrog's Hand; doch auch bei ihr fand er sich an vielen Stellen in Zweifel. Für die Metamorphosen hatte Oudendorp aufserdem von der Wolfenbüttler Bibliothek die Vergleichungen zweier Codices von Corte, die er als sehr genau schildert. Dazu kam ein codex d'Orvillianus, den er eigenthümlich besafs und dem er ganz besonderes Vertrauen schenkte, endlich noch fünf andere, nicht durchgängig verglichene und zum Theil unbekannte Handschriften; denn im Ganzen, sagt Oudendorp zu Metam. IX, p 656, hätten ihm die Excerpte von 9 Codices zu Gebote gestanden. Von den alten Ausgaben schätzte Oudendorp (und auch Hr. H. thut es) nächst der editio princeps Rom. 1469 hauptsächlich die spätere Juntina vom Jahre 1522, die von dem Pisaner Bernardus Philomathes mit grofser Genauigkeit nach guten Handschriften besorgt ist. Für die kleineren Schriften von Apulejus hatte Oudendorp selber hauptsächlich einen Vossianus und einen Harlemensis verglichen. Hr. H. fühlte die Nothwendigkeit, diesen kritischen Apparat zu vermehren: er verschaffte sich wiederum die Lindenbrog'sche Collation der beiden Florentiner und erlangte dazu eine neue Vergleichung eines dritten Florentiner Codex, dann zwei Wolfenbüttler Handschriften und eine Dresdner, welche drei er selber verglich, endlich noch Excerpte aus einigen anderen, unvollständig verglichenen Codices. Dies ist nebst den Bemerkungen der früheren Herausgeber sein kritischer Apparat, den er in den Noten zunächst unter dem Text zusammenfafst und mit den Urtheilen Oudendorp's und seinen eigenen in der oben angegebenen Weise begleitet.

In der Vorrede p. LIX werden diese Codices geordnet und für die Metamorphosen in drei Familien getheilt. Die erste enthält aufser einigen, von denen man nur Excerpte kennt, die drei Florentiner, die beiden Wolfenbüttler und den Dresdner, die zweite hauptsächlich den d'Orvillianus, die dritte einen einzigen codex Bertinianus. Gründe für diese Eintheilung werden nicht weiter angegeben: gute, schlechtere und schlechtester Codex, das sind die Eigenschaften, die ihnen beigelegt werden. Wir glauben auch in der That nicht, dafs sich eine andere bestimmte Classification mit ihnen vornehmen läfst. An allen schwierigen und verdorbenen Stellen bieten die Handschriften nur Corruptionen gleicher Art dar: sie stammen also alle aus einer Quelle und unterscheiden sich wirklich nur durch den Grad der Verderbtheit. Die besten sind allerdings die beiden Wolfenbüttler und die drei Florentiner; dafs aber von den letztern der dritte die beste aller Handschriften sei, wie Hr. H. will, und in zweifelhaften Fällen das meiste Gewicht haben müsse, leuchtet uns nicht ganz ein.

Was hat nun, zunächst in den Metamorphosen, Apulejus' Text durch die vorliegende neue Bearbeitung gewonnen? Die Abweichungen von Oudendorp oder Ruhnken sind zahlreich: man wird kaum eine Seite finden, wo nicht Hrn. H.'s Text ein oder mehrere Male verschieden wäre. Wir nehmen als Beispiel und um zugleich zu zeigen, wie viele der Abweichungen zu billigen sind, das Ende des 6. Buches von Cap. 25 an (nach Hrn. H.'s neuer Eintheilung), p. 429 — 445 Oud. Wir billigen p. 430 *producunt* statt *prodeunt*, wie Ruhnken schrieb, p. 435 *vocis exitu procurrens* statt *vocis excitu*, wie keiner der genau verglichenen Codices hat, obwohl wir jenes nicht, wie Hr. H., als divulgatio erklären würden, sondern de exeundo ex ore, p. 440 *aliqui* statt *aliquid*, p. 441 *illac* statt *illa* und *firmiter* statt *fortiter*, p. 442 *baculi quod* statt *baculi quem*, wo bewiesen wird, dafs Apulejus nur das Neutrum gebrauchte, und in Bezug auf Stellung der Worte p. 430 *crure dextero*, p. 439 *etiam credemus*; vielleicht ist auch richtig p. 434 *loro tamen tenaciter* statt *tenaciter loro*; p. 441, wo bei *intervisere-furtim* und p. 442, wo *compendiosam* ausgelassen wird. Die übrigen Abweichungen erregen mehr Bedenken. Bei einigen kommt es auf die Autorität an, die der Rand des genau verglichenen dritten Florentiner Codex hat. p. 433 klagt der verwandelte Lucius in einem Selbstgespräch so: *nam et illa ipsa praeclara magia tua vultum laboresque tibi tantum asini, verum corium non asini crassum, sed hirudinis tenue membranulum circumdedit.* Die dritte Florentiner Handschrift hat im Texte *victum asini*, am Rande von derselben Hand *vultum*. Jenem folgte Hr. H. Indessen Oudendorp's Lesart erscheint richtiger, einmal, weil *victum-circumdare* nicht durch

Digitized by Google

ein ähnliches Zeugma entschuldigt werden kann, wie *labores circumdare*, das sich ganz genau an das vorhergehende Subst. anschliefst, dann aber auch, weil Lucius durch seine Verwandlung nur *vultum* d. h. die äufsere Gestalt, nicht auch *victum asini* erhalten hatte, was aus der ganzen Schilderung des Apulejus hervorgeht und, so zu sagen, die Pointe der ganzen Erzählung ist. Wenn Hr. H. an derselben Stelle *hirundinis* statt *hirudinis* schreibt, so irrt er darin, dafs er glaubt, bei einer Sache, die mit Bestimmtheit durch andere Gründe entschieden werden kann, den Handschriften allein folgen zu müssen. Wie an dieser Stelle die Lesart des Randes vom 3. Florentiner Codex zu billigen war, so wird es auch geschehen müssen p. 434 *astutulae anus* statt *acutulae*, wo Hrn. H.'s Note nicht recht beweisend ist, und p. 442 *praesidium praebebimus* statt *praestabimus*. Demnach schreiben wir auch p. 440 *etiam credemus exemplo tuae veritatis et Phryxum arieti supernatasse et Arionem delphino gubernasse*, nicht *delphinum gubernasse* mit Hrn. H., was auch dem Sinne nach nicht ganz zweckmäfsig ist. Denn dies ist kein Wunder, dafs Arion einen Delphin gelenkt hat, sondern dafs er auf ihm gefahren ist, was weit bestimmter durch den Ablativ ausgedrückt wird. Und dieser Ablativ ist keineswegs auffallend: wenn *gubernare*, wie es geschieht, absolut für „das Steuer führen", „segeln" gebraucht wird, warum soll es nicht auch mit einem Ablativ verbunden werden? Eine ähnliche Dittographie zwar nicht im Flor. 3, aber in den übrigen Codices finde ich p. 436, wo Oud. schrieb: *scalpendi dorsi mei simulatione nonnunquam obliquatus a cervice pedes-puellae basiabam*, Hr. H. nach Flor. 3 *obliquatus cervice*, an sich richtig. Indessen auch hier fand sich sicherlich die doppelte Lesart *obliquatus cervice* und *obliquata c.*, die in den andern Handschriften deutlich erschien, in der Florentiner vielleicht nur nicht bemerkt ist. Nach Apulejus Gebrauch, wie Oud. ihn auseinandersetzt, mufs es *obliquata cervice* heifsen. Auf ähnliche Weise müssen die Lesarten der Handschriften p. 442 erklärt werden, wo Hr. H. schreibt: *et unus manu secutus prehenso loro retrorsum me circumtorquet*, Oud. dagegen hatte *et verbum injecta manu secutus*. Keines von beiden scheint uns richtig zu sein. *Unus*, das von Hrn. H.'s Codices allerdings der Flor. 3, die beiden Wolfenbüttler und der Dresdener haben, ist blofser Irrthum der Abschreiber für *manu* in der Verbindung *verbum manu secutus*. Wir haben gesehn, dafs der Flor. 3 häufig Dittographien hat, gewöhnlich am Rande, warum nicht aber auch im Texte selber? So wurde *verbum* verdrängt, das selbst nach den Beispielen ähnlicher Redensarten, die Hr. H. anführt, nicht fehlen kann. In andern Codices mochte *manu* fehlen und wirklich hat es die zweite Juntina nicht. *Injecta* aber, das nur Flor. 1 und zwei weniger bekannte Handschriften haben, ist ein Glossem. Wir schreiben also *verbum manu secutus*. An zwei Stellen hielt Hr. H. eine Emendation für nothwendig. p. 432 heifst es bei Oudendorp: *vides istas rupinas proximas et praeacutas in his prominentes silices, quae te, pene ante quam decideris, membratim dissipabunt*, nicht richtig; denn *pene ante-dissipabunt* kann nur heifsen: „sie werden dich nicht wirklich zerstückeln", sondern „du wirst nur mit genauer Noth der Zerstückelung entgehen", so dafs ich dies nicht mit Hrn. H. eine facillima lectio nennen möchte. Auch hat so nur der Rand des Flor. 1, alle übrigen Codices *penetrantes*, der Flor. 3 *penetrante*. Daraus macht Hr. H. mit Vereinigung der verschiedenen Lesarten *quae te penetrantes ante quam decideris dissipabunt*, weder nach richtigen diplomatischen Grundsätzen, noch mit richtigem Sinne. Denn Niemand kann, *ehe* er herunterfällt, an den Felsen zerstückelt werden. Eine Verbesserung wird zwar nöthig sein, aber nicht auf diese Art, sondern ich denke, es mufs heifsen: *quae te penetrantes quum decideris, membratim dissipabunt*. Unnöthig aber ist jede Verbesserung p. 431, wo Hr. H. schreibt *nulla salutis nostrae cura, sed ne meae quidem necis habita*, wie kein Codex hat; denn diejenigen, welche *sed* haben, lassen *ne* aus; die meisten haben *ac ne* und dies ist das richtige: ein Gegensatz findet gar nicht Statt. Eben so mufs es p. 432 heifsen *quid hic stas, Luci, vel quid jam novissimum expectas?*, nicht *quid stas, Luci;* denn einmal haben alle bekannten Codices *quid istas*, d'Orville's Codex *quid stas hic*, und auch Lucian in derselben Geschichte sagt: τί ἔτι μένεις ἐνταῦθα; dann aber heifst *stare* Lateinisch nicht, wie es hier ohne *hic* heifsen müfste, „still stehen, unthätig da stehen". Es bleiben zwei Stellen übrig, die uns sehr zweifelhaft erscheinen, p. 430, wo allerdings mit den meisten Handschriften geschrieben wird *multis onustos rebus rursum ne breviculo quidem tempore refectos obiter reducunt;* indes-

Digitized by Google

sen, durch die in der Erklärung zweifelhafte Stelle aus Quintil. Declam. X c. 16 p. 228 ed. Burmann. wird keinesweges bewiesen, dafs *obiter* im Lat. die Bedeutung *sogleich, auf der Stelle* hat. An der andern Stelle p. 445 gesteht Hr. H. selber, das von ihm aufgenommene *aestuet* genüge ihm nicht.

Es ergiebt sich aus dieser Zusammenstellung mit Oudendorp's Text, dafs Hr. H. hauptsächlich durch genaueres Anschliefsen an die Handschriften gewonnen, aber auch öfters, wo es auf Beurtheilung des Werthes der Handschriften und der Richtigkeit der Lesarten ankam, geirrt hat. Am meisten wird dies an den Stellen hervortreten, wo Hr. H. entweder in den besseren Codices, oder in allen bekannten das richtige nicht fand oder nicht zu finden glaubte, und also ganz auf eigenes Urtheil angewiesen war. Z. B. Libr. III. p. 175 Oud., wo Lucius von dem über ihn wegen angeblicher Ermordung dreier Bürger gehaltenen Gerichte spricht, heifst es: *tandem pererratis plateis omnibus et in modum eorum, qui lustralibus piamentis minas portentorum hostiis circumforaneis expiant, circumductus angulatim forum ejusque tribunal adstituor*, gegen die besseren Codices, denn alle von Hrn. H. verglichenen haben *quibus lustralibus*, und richtig, wie es uns scheint. Lucius wird mit den Opferthieren verglichen, die vor der Opferung im Aufzuge durch alle Strafsen der Stadt geführt werden, um diese zu sühnen; wie kann es also heifsen: *circumductus in modum eorum, qui-hostiis-expiant*, d. h. der Priester, die das Opfer vollbringen? Wenn man *quibus lustralibus piamentis* annimmt, besteht die Schwierigkeit der Construction blofs darin, dafs das Substantivum des Demonstrativsatzes in den Relativsatz versetzt ist; denn Niemand würde anstofsen, wenn es hiefse: *circumductus in modum eorum lustralium piamentorum, quibus-expiant.* Stellen aber, wo die Codices nicht ausreichen und Conjecturen nothwendig werden, müssen bei einem Schriftsteller, wie Apulejus, dessen Handschriften alle auf gleiche Weise verdorben sind, zahlreich sein. Hr. H. steht, wie billig, nicht an, sie, sobald sie ihm richtig erscheinen, in den Tezt aufzunehmen, unterscheidet sie jedoch durch den Druck von den übrigen Worten. Z. B. libr. III. p. 176 wird bei dem Gerichte, das über Lucius gehalten wird, der Eifer des Volkes, die Verhandlungen mit anzusehen, geschildert. Es heifst: *Plerique columnis implexi, alii statuis dependuli, nonnulli per fenestras et lacunaria semiconspicui, miro tamen omnes studio visendi pericula, salutaria negligebant.* Kein Codex hat *salutaria*, in den meisten und besten fehlt das Wort, Oudendorp's d'Orvillianus hat *salutari*, aber setzt es vor *visendi*, Flor 1 und 3 haben *salutaris*. Die älteren Ausgaben, und auch Ruhnken, schrieben daher *pericula salutis*, was wenigstens dem Sinne nach richtig ist, während Hrn. H.'s *salutaria* kaum verständlich ist und keinesweges durch Tacitus Annal. 15, 29 *tuta et salutaria capessentem* erklärt wird. Indessen *salutaris* oder *salutari* ist sicherlich blofs ein Glossem, ursprünglich am Rande, wo es auch der Dresdener Codex hat, das der Abschreiber des d'Orvillianus an die falsche Stelle setzte, die übrigen weglieſsen. Es mufs heifsen: *miro omnes studio visendi, pericula negligebant*; denn Niemand wird Hrn. H. glauben, wenn er meint, *visendi* könne nicht so absolut stehen und *visendi periculu*, was hier „das Gericht", „das Angeklagtsein" bedeuten soll, müfste verbunden werden. Eben so wenig billigen wir bald darauf p. 178 Hrn. H.'s Conjectur, wo er schreibt *tantam caedium lanienam, quam cruenter exercuit.* Die Codices haben falsch: *totam aedium* oder *hedium, edium*, die Ausgaben richtig *tot caedium.* Denn was ist eine *laniena caedium?* als ob *laniena* ohne *caedes* möglich wäre. Es ist also ein Adjectiv zu *caedes*, nicht zu *laniena* nöthig. Libr. VIII. p. 506 steht in den Handschriften: *Erat in proxima civitate juvenis, natalibus praenobilis, quo* (oder *qui*) *clarus et pecuniae fuit satis locuples, sed luxuriae popinalis scortisque et potationibus exercitatus.* Die Stelle is so ohne Sinn; indessen statt *quo* oder *qui* sagt Beroaldus hätten einige, uns freilich unbekannte, Handschriften *loco*, statt *fuit* steht in einigen der schlechteren *simul.* Diese beiden Lesarten, haben sie sich wirklich in alten Handschriften gefunden oder sind sie blofs Conjectur: sie sind vortrefflich und unzweifelhaft richtig. War einmal *loco* in *quo* verdorben, so folgte *qui* und *fuit* durch die Neigung der Abschreiber, einen Sinn in der Stelle zu finden, von selber. Es mufs also heifsen: *juvenis, natalibus praenobilis, loco clarus* (d. h. durch das Amt, das er bekleidete, berühmt) *et pecuniae simul satis locuples.*

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

L. Apuleji Opera omnia ex fide optimorum codicum aut primum aut denuo collatorum recensuit, notas Oudendorpii integras ac ceterorum editorum excerptas adjecit, perpetuis commentariis illustravit, prolegomenis et indicibus instruxit Dr. C. F. Hildebrand.

(Fortsetzung.)

Indessen Herr Hildebrand findet noch eine Schwierigkeit in dem Genitiv *luxuriae popinalis*, bei dem er nicht weifs, wovon er abhängen soll. Er emendirt also *luxurie popinali* zu *exercitatus*. Aber weshalb kann jener Genitiv nicht auf *juvenis*, als die Eigenschaft bezeichnend, bezogen werden? Lib. IV. p. 285 erzählen Räuber, die mit Beute beladen, aber mit Verlust dreier Genossen heimkehren, bei Oudendorp folgender Mafsen: *Sic onere vecturae simul et asperae viae toti fatigati tribus comitum desideratis istas quas videtis praedas adveximus.* Indessen *desideratis* steht nur in wenigen und unsichern Codices; die meisten haben *desertis*, das wir annehmen und übersetzen: „nachdem wir drei unserer Begleiter im Stich gelassen". Hr. H. verbessert ohne Grund *defectis*, das nie, wie er meint, gleich *perditus*, *mortuus* ist, wie sich aus genauer Interpretation der von ihm selber angeführten Stellen ergiebt. Lib. IV. p. 255 erzählen die Räuber von einer andern Expedition. Die Codices ohne Ausnahme geben Folgendes: *Vix enim Thebas heptapylos accessimus, quod est huic disciplinae primarium studium, sed dum sedulo fortunas inquirebamus populares.* Der Zwischensatz *quod-studium* gehört, wie sich aus dem Sinn ergiebt, nothwendig zum Folgenden: es mufs also vor demselben eine Partikel gestanden haben, die den ersten Satz *vix-accessimus* mit dem folgenden *sed-populares* verband. In dieser Hinsicht ist es untadelhaft, wenn Hr. H. schreibt *vix accessimus et quod est* etc.; aber was wird aus *sed dum?* Entweder mufs es als blofse Wiederholung von *studium* ausgestofsen werden: indefs dies ist bedenklich, da sich in den Handschriften keine Abweichung findet: oder es mufs emendirt werden. Hr. H. thut das Letztere und schreibt mit willkührlicher Auslassung von *sed* blofs *diu*, das er übersetzt „bei Tage", gegen den Sinn der Stelle, denn ob die Räuber ihre Nachforschungen bei Tage oder bei Nacht anstellen, ist gleichgültig, aber auch gegen die Latinität; denn *diu* kommt in dieser Bedeutung nur in engster Verbindung mit *noctu* vor, z. B. Plautus Cas. 4, 4, 5; Charis. p. 185 Putsch; Non. p. 98 Merc. Wir schlagen vor zu lesen: *Vix-accessimus, cum, quod est-studium, sed cum* cet., wo wir *sed* in der bekannten Bedeutung, die es bei der Wiederaufnahme eines Satzes nach Parenthesen hat, nehmen.

Wir haben gesehen, dafs Hr. H. in seinen Conjecturen etwas zu rasch verfährt: es war daher nicht recht consequent, dafs er Stellen, die einer Verbesserung bedürfen und dieselbe schon gefunden haben, übersah, z. B. libr. VII. p. 455 erzählt ein Räuber *ego sum praedo famosus Haemus ille Thracius — patre Therone atque latrone inclyto prognatus.* Wer sieht nicht ein, dafs es widersinnig ist zu sagen: „ich bin der Sohn des Theron *und* eines Räubers"? Die Conjectur von Lipsius *aeque latrone inclyto* ist eben so leicht als einleuchtend. Ebenso libr. III. p. 175 *civitas omnis in populum effusa mira densitate nos insequitur*, wo Hrn. H.'s Erklärung *in populum* sei gleich *in unam concionem ita ut cives effecerint universum populum*, schwerfällig und dem Sinne unangemessen, dagegen die alte Emendation *in publicum*, „auf die Strafse", vortrefflich ist.

So viel über die Kritik der Metamorphosen: von Apulejus' übrigen Werken, die der zweite Band enthält, wählen wir noch die Florida, eine rhetorische Blumenlese, wo möglich, in noch schwülstigerem und

Digitized by Google

gesuchterem Stile als die Metamorphosen geschrieben. Die Codices sind hier weniger zahlreich als dort: Hr. H. hat aufser der genauen Vergleichung vom Flor. 3 nur die Varianten der Oudendorpischen Ausgabe. Da der kritische Apparat auf diese Weise geringer ist, bedarf es um so mehr aller Hülfsmittel der Erklärung, um einen befriedigenden Text zu gewinnen. Wir finden, dafs die Mängel, die wir oben an Hrn. H.'s Texteskritik im Allgemeinen auszusetzen hatten, hier etwas stärker als in den Metamorphosen hervortreten. Er folgt durchweg dem Flor. 3, den er einmal für den besten Codex hält, selbst da, wo derselbe offenbar verdorben ist, z. B. libr. II. n. 12 p. 43 schreibt er nach ihm *Psittacus, avis Indiae, avis est instar illi minimo minus quam columbarum*, was ohne Sinn ist und ohne Bemerkung gelassen wird. Richtig dagegen schrieb Bosscha: *Psittacus Indiae avis est. Instar* (i, e. figura) *illi minimo minus quam columbarum.* Auch Conjecturen, die Hr. H. macht, und die wirklich bei dem mangelhaften kritischen Apparat häufig nothwendig sind, müssen wir für zu rasch halten, z. B. libr. I. n. 1 soll Apulejus, von Athen sprechend, das ihm für einen heiligen Tempel der Vergangenheit gilt, so sagen: *ita mihi ingresso sanctissimam istam civitatem quamquam oppido festini praefanda venia et habenda oratio* etc. *Festini* soll hier Adjectivum sein und als Beweisstelle für diese sonst durchaus unbekannte Form wird Titinius bei Nonius s. v. festinem p. 482 angeführt: *nunc hoc uror: nunc haec res me facit festinem*, wo Nonius zwar *festinem* gleich *festinantem* erklärt, indessen es sich eben so gut als Conjunctiv von festinare, mit ausgelassenem *ut*, fassen läfst. Und derselbe Conjunct. ist bei Apulejus zu emendiren; denn die Codices haben *festine* und ähnlich sagt er Florida IV. n. 21 *quamquam oppido festinent.* Lib. I. n. 7 spricht Apulejus von dem Befehle Alexander's, dafs Niemand ein Bildnifs von ihm machen sollte als bestimmte Künstler. Er schreibt nach Oudendorp: *Eo igitur omnium metu factum, solus Alexander ut ubique imaginum suus esset* u. s. w. und Oudendorp belegt das *Alexander-suus est* genügend. Freilich ist *suus* eine Conjectur; die Codices haben *simus, unus, summus*, woraus Hr. H. *similis* macht, das gegen den Sinn des Schriftstellers ist. Wenn Alexander in allen Bildnissen (denn dies ist *ubique imaginum*) blofs hätte ähnlich sein wollen, so konnte er Jederman erlauben, ihn zu portraitiren: er wollte aber *leibhaftig* sein und das ist *suus*. Kurz vor dieser Stelle schreibt Hr. H. nach dem Flor. 3: *Sed cum primis Alexandri illud praeclarum, quod-edixit universo orbi suo, ne quis effigiem regis temere assimilaret aere, colore, caelamine; quin saepe solus eam Polycletus aere duceret etc.* Hier wird *quin* erklärt als *particula adversativa summa cum vi asseverandi hic posita*, was es nie ist. Und soll Alexander wirklich in dem Edict befohlen haben, dafs Polyclet oder vielmehr Lysipp (denn Apulejus irrt hier) ihn *oft* in Erz giefsen sollte? Also ist eine Conjectur nöthig; denn die Codices haben *quin ipse*. Es mufs heifsen *quippe* (nämlich) *solus*. Aehnlich schreibt Hr. H. libr. I. n. 6 init. folgender Mafsen nach den Handschriften: *Indi, gens populosa cultoribus et finibus maxima, procul a nobis ad orientem siti prope Oceani reflexus et solis exortus, primis sideribus, ultimis terris.* Was soll *Oceani reflexus* heifsen? Hr. H. erklärt sich darüber nicht, er beweist blofs nach Oud., dafs man sagen kann *mare flectitur*, wenn das Land und mit ihm das Meer eine Biegung macht, was Niemand bezweifelt. Wir glauben nicht, dafs sich etwas einem *reflexus maris* Entsprechendes finden läfst, das nach der Meinung der Alten im äufsersten Orient gewesen wäre. Daher verbesserte Elmenhorst *refluxus Oceani* d. h. Indien liegt da, wohin der Ocean sich bei der Ebbe zurückzieht, welcher Ort, wie Plin. nat. hist. 2, 99 sagt, der äufserste Osten ist. Und *refluere* ist der ganz eigentliche Ausdruck von dem Meere, das sich bei der Ebbe zurückzieht. Freilich ist *refluxus*, eben so sehr indefs wie *reflexus*, so viel bis jetzt bekannt, ein ἅπαξ λεγόμενον. An derselben Stelle erregt der Ausdruck *primis sideribus* nicht ohne Grund Anstofs, denn er heifst: „im Anfange der Sterne", weshalb Markland *primi sideribus* und demgemäfs auch *ultimi terris* verbesserte. Indefs möglich, dafs Apulejus in dichterischer Hyperbel über das Passende und Wahre hinausging. Wir führen noch eine Stelle an, libr. I. n. 2, wo der Adler geschildert wird, wie er in den Lüften schwebend, seine Beute sucht. Es heifst dort: *cum-sese aquila extulit, nutu clementi laevorsum vel dextrorsum tota mole corporis labitur, velificatas alas quo libuit advertens, modico caudae gubernaculo, inde cuncta despiciens, ibidem pinnarum eminus indefessa remigia ac paulisper contabundo volatu paene eodem loco pendula*

Digitized by Google

circumtuetur. Alle Herausgeber sind an dieser Stelle angestofsen: sie sahen, dafs in dem Satze *ibidem-remigia* ein Participium oder Adjectiv fehle, das mit *pendula* zu verbinden sei; wir glauben indessen nicht, dafs sie richtig verbessert haben. Nur Hr. H. hält obige Stelle für kritisch richtig und erklärt *remigia* für den Griechischen Accusativ, abhängig von *indefessa.* Was soll nun aber *indefessa-ac pendula* heifsen? als ob dies verwandte Begriffe wären. Und worauf soll sich *eminus* beziehen? Doch nicht etwa auf *circumtuetur?* Wahrscheinlich mufs es heifsen *tenens indefessa remigia:* „anhaltend seine unermüdeten Fittiche". Apulejus fährt so fort: *et quaerit-unde rostro transfodiat-vel agnum incuriosum vel leporem meticulosum, vel quodcunque esui animatum vel fors obtulit laniatum.* Das Letzte verbindet Hr. H. *quodcunque animatum fors obtulit esui vel laniatum,* indem er eine Wortstellung annimmt, die sich nur für die Ungebundenheit lyrischer Poësie eignet. Ich denke, es mufs das zweite *vel* wegfallen; *esui* und *laniatum* sind hier nicht Begriffe, die durch *vel* getrennt werden können. Freilich blieb auch so noch zu bemerken *laniatum* statt *laniandum,* wie es nach guter Latinität durchaus heifsen mufste.

Für grammatische Erklärung bietet Apulejus reichen Stoff dar. Um die Besonderheiten seines Stiles zu erklären, nimmt man zwei Elemente an, einmal so zu sagen die, Nachahmung der alten Lateinischen Schriftsteller, dann Provinzialismen d. h. Redensarten, Worte und Constructionen, die er aus der ursprünglichen Landessprache Africa's genommen habe. Dies letztere Element ist es indessen, was wir, bei Apulejus wenigstens, läugnen müssen. Nordafrica's Bewohner waren in den Städten, wo Bildung und Wissenschaft herrschte, keinesweges Eingeborne: es waren colonisirte Römer. Das ganze Land war mit Römischen Colonien zum Schutze des Reiches gegen die andringenden Nomaden der Wüste besäet: Apulejus' Vaterstadt Oea selbst war Römische Colonie. Diese Colonen mochten freilich zum geringsten Theile Römer oder auch nur Italiker sein; aber sie waren doch nicht gemeinsamen einheimischen Ursprungs und hatten keine gemeinsame Sprache, die sie sofort mit der Römischen mischen konnten. Es bedurfte also einiger Zeit, ehe sich ein besonderer Dialect bildete und zu Apulejus' Zeit, in der sehr viele jener Colonien erst gegründet wurden, war dies keinesweges der Fall. Hatte er sich aber auch gebildet, so bedurfte es wieder Zeit, ehe dieser Provinzialdialect, bei dem Verfall der Bildung überhaupt und dem abnehmenden Sinn für künstlerische Form und Darstellung, sich in den gebildeten Classen der Bevölkerung und dann in der Schriftsprache geltend machte. Apulejus hatte die Lateinische Sprache in Rom studirt: dort hatte er seinen Stil gebildet und er rühmt sich, dafs er Römern zum Muster und zur Bewunderung diene. Also Africanismen, wie man sie nennen könnte, suche man bei ihm nicht. Und welche führt Hr. H. an? Zu Metam. Libr. III. p. 196 Oud. sagt er: *Paupertina vox est antiquis et Afris potissimum frequentata,* für welche Behauptung durchaus kein Grund abzusehen ist. *Paupertinus* wird von Nonius aus Varro angeführt: es war also eine bei den ältern Lat. Autoren übliche Form, die im zweiten Jahrhundert nach Chr. wieder allgemein hervorgesucht wurde, und Gellius und später Ammian und Symmachus haben sie eben so oft wie Arnobius, Tertullian und Apulejus. In der sogenannten Apologie p. 456 wird als besonders den Africanern eigenthümlich angegeben die Construction von *habere* mit dem Infinitiv, in Nachahmung des Griechischen z. B. ἔχω εἰπεῖν, die indessen selbst bei den besten Lateinischen Schriftstellern ziemlich eingebürgert ist. Herr H. mufs aber jene ganze Stelle falsch verstanden haben, wenn er eine solche Bemerkung zu ihr macht. Sie lautet nämlich so: *ut intelligat, nihil in philosophos-posse confingi, quod non-quamvis liceat negare, tamen potius habeant defendere.* Also ist *potius habere* („für besser halten") zu verbinden und davon hängt der Infinitiv ab. Ebenfalls durch ein Mifsverständnifs gewinnt Hr. H. in der Apologie p. 501 eine Africanische Redeweise. Er macht dort die Bemerkung, die Africaner liebten es, statt des Imperfectum das Plusquamperfectum, nicht blofs im Conjunctiv sondern auch im Indicativ zu setzen. Hier ist unbegründet einmal die Annahme, dafs überhaupt ein Tempus für das andere ohne Weiteres stehen könne, dann aber auch die Erklärung der vorliegenden Stelle *jam in media quaestione-oculos truces in te invertisset*; denn die quaestio, d. h. das Verhör, war zu Ende, da Apulejus dies sprach; daher ist das Plusquamperfectum ganz an seiner Stelle. Also einzelne Wörter und Redeweisen, die Africanischen Dialect verriethen, hat Apulejus nicht. Dagegen richtig tadelt Ruhnken an ihm *Africanus tu-*

Digitized by Google

mor. Die ganze Zeit war von dem rechten Wege des Geschmacks abgeirrt und glaubte durch den Glanz hohler Phrasen die kräftige Einfachheit der Vorfahren überbieten zu können. Apulejus aber hatte, weil er aus Africa stammte, diese Neigung seiner Zeit mit Vorliebe erfafst und bis zum Uebermafs ausgebildet.

Was Oudendorp für die grammatische Erklärung gethan, erkennt Hr. H. an: er sagt, er habe hier nur ergänzt. Indessen diese Ergänzungen erscheinen uns theils nicht eben bedeutend, theils von nicht genauer grammatischer Untersuchung zeugend. Wir führen einige Beispiele aus der Apologie, oder, wie Hr. H. sagt, dem Buche de magia an, das zwar von Bosscha, aber ganz in Oudendorp's Manier, commentirt ist und von Hrn. H. ganz eben so, wie die anderen Schriften, zu denen ein Commentar von Oudendorp selbst vorhanden ist, behandelt wird. Gleich im Anfange zu *accusationem mei* wird die Bemerkung gemacht, Apulejus liebe es, den Genitiv des Pronomen personale statt des Pronomen possessivum zu setzen. Indessen die Beispiele, die in einer citirten Anmerkung zu den Metamorphosen angeführt werden, sind verschiedenartig: es wird in ihnen kein Unterschied gemacht, ob der Genitiv des Pronomen objectiv oder subjectiv ist, worauf alles ankommt; denn z. B. *accusatio mei*, „die Anklage gegen mich" ist regelrecht und gewöhnlich. Gleich darauf p. 377: *gratulor, quod mihi copia et facultas te judice obtigit purgandae philosophiae et probandi mei* wird *facultas* als *dicendi facilitas et copia* erklärt, während *copia et facultas* hier nur „Gelegenheit und Möglichkeit" bedeuten. Apulejus freut sich, dafs er gerade einen solchen Richter bekommen hat und sich vor ihm vertheidigen darf, nicht dafs er sich vor ihm mit Redefülle vertheidigen darf. Ferner bei *probandi mei* wird gewarnt, *probandi* nicht für das Particip. Fut. Pass., sondern für das Gerundium, von dem der Genitiv abhinge, zu halten. Es wird hier eine Verwechselung mit den Stellen gemacht, wo das scheinbare Particip. Futur. Passiv. mit dem dazu gehörigen Substantiv nicht in Genus und Numerus übereinstimmt, über die Kritz zu Sallust's Catil. c. 31 eine eigne, freilich nicht ausreichende, Ansicht aufgestellt hat. Eben so ungenau ist die Erklärung p. 381 *qui avunculi sui testamentum, quod verum sciebat, pro falso infamarit, tanta quidem pertinacia, ut cum Lollius Urbicus verum videri et ratum esse debere pronuntiasset*, wo *verum videri* gleich *certum et palam esse*, mit besonderer Bemerkung des auffallenderen Sprachgebrauchs, erklärt wird. Allein *verus* ist wie gewöhnlich dem *falsus* entgegengesetzt: „das Testament sei ächt". Wir erwähnen noch eine Stelle p. 438, wo Apulejus sich gegen seine Armuth vertheidigt: *tu mihi vitio dabis — quod vivo gracili lare, quod paucioris habeo, parcius pasco, levius vestio, minus obsono.* Salmasius und Lipsius erklärten *paucioris habeo:* „ich wohne wohlfeiler", wobei, da *habere* bei den Komikern gleich *habitare* ist, nur *paucioris* statt *minoris* zu bemerken ist. Vgl. Oudendorp zu Metam. X. p. 708. Hr. H. ergänzt *servos:* „ich habe weniger Sclaven", ohne indessen zu beweisen, dafs diese Ellipse dem Sprachgebrauche angemessen ist. Nach unsrer Erklärung liegt übrigens keine Tautologie in der Stelle: *vivo gracili lare* ist allgemein: „ich habe einen geringen Hausstand".

Um so vorsichtiger wird man daher sein müssen, wenn Hr. H. einen besondern Sprachgebrauch oder besondere Formen im Apulejus findet, worin er in der That so weit geht, dafs er z. B. Florida p. 95 den nur im Cod. Flor. 3 befindlichen Schreibfehler *animum adversit* als neue Form hinstellt, oder in der Apologie p. 456 ebenfalls einen Schreibfehler der Handschriften *de falso invidia*, deren er in jedem Codex viele ähnliche finden könnte, in allem Ernste für die richtige Lesart hält. Er bemerkt allgemein, die Adjectiva könnten so statt der Adverbia gebraucht werden, während die von ihm selber angeführten Beispiele zeigen, dafs nur die Adverbia der Zeit in beschränktem Mafse ähnlich vorkommen, nie aber dies Adverbium zwischen der Präposition und ihrem Casus steht. Auf Mifsverständnissen beruhen grammatische Observationen, wie zu Metamorphos. III. p. 178, wo gelehrt wird, Apulejus habe *tantus-quam* gesagt, bei einer Stelle, wo von keiner Vergleichung die Rede und *quam* das gewöhnliche Pronomen relativum ist; oder zu Metam. III. p. 185, wo bemerkt wird, Apulejus lasse gern das Pronomen relativum aus, was keinesweges jemals bei ihm der Fall ist. Er hat nur eine Neigung zur Vereinzelung der Sätze; daher er Gedanken, die andere Autoren durch Relativa eingeschaltet oder angeknüpft haben würden, in Parenthese setzt oder unverbunden neben einander stellt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

L. Apuleji Opera omnia ex fide optimorum codicum aut primum aut denuo collatorum recensuit, notas Oudendorpii integras ac ceterorum editorum excerptas adjecit, perpetuis commentariis illustravit, prolegomenis et indicibus instruxit Dr. G. F. Hildebrand.

(Schlufs.)

Was Hr. H. unter der sachlichen und antiquarischen Erklärung, die er besonders gefördert haben will, versteht, wissen wir nicht recht. Wir finden allerdings Stellen, die einer solchen bedürfen, mit Bemerkungen versehen; allein, weil Raum gespart werden sollte, bestehen diese nur aus Citaten. Und was helfen nun Noten, wie z. B. zu Florida I. p. 18 *de toga in mortuis usurpata vide Lipsii Elect. I*, 6 *p.* 653 *ed. Vess. Cuper. Observ. II*, 9; *Aelian. V. H. VI*, 6 *etc.* und der Art sind alle: man sehe gleich darauf die Noten über die funerepi, die Judaei superstitiosi, Nabathaei u. s. w. Wo es aber darauf ankommt, eine Sache selber zu erläutern, irrt Hr. H. zuweilen auffallend. Z. B. in der Apologie p. 447 erzählt Apulejus von seiner Vaterstadt, die Römische Colonie war. Er soll sagen: *in qua colonia patrem habui loco principis duumviralem, cunctis honoribus perfunctum* und *loco principis duumviralis* wird erklärt: „duumviri principis loco revera erant et haberi volebant, unde et consulis et praetoris nomen affectabant", und dann folgen ein paar Citate, durch die bewiesen werden soll, was ganz unbegründet ist, die Ilviri wären im Namen des Kaisers da. Es mufs nicht *loco principis*, wie der Flor. 3, sondern *loco principe*, wie die andern Codices haben, heifsen. Apulejus sagt: „sein Vater wäre in seiner Colonie einer der ersten gewesen", *loco principe*, und erklärt das dann: nämlich er wäre Ilvir gewesen, welches die höchste Würde ist (und duumviralis ist ein gewesener Ilvir) und habe auch alle übrigen Würden durchgemacht. In derselben Apologie p. 381 heifst es, Lollius Urbicus, Stadtpräfect, habe eine Testamentsklage entschieden *de consilio consularium virorum*. Hr. H. beruhigt sich bei Bosscha's Ansicht, der nachdem er die falschen Meinungen anderer widerlegt, sich am Ende dahin äufsert, consulares hiefsen unter den Kaisern die, welche den kaiserlichen Provinzen vorständen, auch wenn sie nicht Consuln gewesen wären, was eben so ungenau ausgesprochen als für die vorliegende Stelle unpassend ist. Lollius hatte sich vielmehr ein consilium, Beisitzer gewählt aus denjenigen Senatoren, die Consuln gewesen waren und deshalb consulares genannt werden.

Die ausführlichen Prolegomena, die dem ersten Bande vorausgehen, zerfallen in drei Abtheilungen. Die erste enthält das Leben des Apulejus, das schon Bosscha in dem 3. Theile von Oudendorp's Ausgabe geliefert hatte. Dafs Apulejus unter den Antoninen gelebt, steht fest, sowohl aus der Apologie p. 570, wo *Imperatoris Pii statuae*, als Florida n. 9, wo *Caesares* erwähnt werden. Die nähere Bestimmung der Zeit, wo die Apologie gehalten und geschrieben worden sein soll, bleibt freilich zweifelhaft; denn dafs der Proconsul Claudius Maximus, an den sie gerichtet wurde, derselbe sei, wie der in den Fasten zum Jahre 144 n. Chr. erwähnte C. Gavius Maximus, beruht auf gewaltsamer Emendation. Dadurch werden auch die übrigen Zeitbestimmungen, die Hr. H. aufstellt, ungewifs. Ganz richtig aber wird die Ansicht derjenigen verworfen, die in den Metamorphosen die genaue Lebensbeschreibung von Apulejus selber finden wollen und daher die daselbst erwähnten Personen, mit denen Lucius der Held der Erzählung in Berührung kommt, auf für Bekannte und Verwandte von Apulejus halten. Die zweite Abtheilung handelt über Apulejus' Schriften, hauptsächlich die Metamorphosen. Es entsteht hier bei der Verschiedenheit im Stil zwischen der Apologie

Digitized by Google

und Apulejus' übrigen Werken, besonders den Metamorphosen, die Frage, welche sind früher von ihm geschrieben, die, welche einen reineren Stil zeigen, oder die, in denen alle Geschmacklosigkeiten jener Zeit vereint erscheinen? Hr. H. entscheidet sich für das Letztere und behauptet, die Metamorphosen seien von Apulejus geschrieben bei seinem Aufenthalte in Rom in einem Alter von noch nicht 25 Jahren. Als Gründe dafür werden angeführt, erstens, die lebendige Schilderung verrathe einen Jüngling, zweitens die Erzählung in den Metamorphosen, die, wenn gleich sie nicht Apulejus Lebensbeschreibung enthalte, doch derselben entspreche, breche mit der Ankunft des Lucius in Rom ab; also sei auch Apulejus, da er dies geschrieben, in Rom gewesen, zurückgekehrt von seinen Wanderungen in Griechenland. Der erste dieser Gründe ist zu schwankend und zu subjectiv, als dafs sich darüber urtheilen liefse; der zweite ist deswegen nicht genügend, weil Apulejus seine Erzählung vollkommen schon mit der Verwandlung des Lucius in einen gottgeweihten Menschen geschlossen hatte, und es keinesweges nöthig war, auch seine späteren Schicksale, die nicht zur Idee des Roman's gehören, hinzuzusetzen. Dagegen scheint uns eine Bemerkung Bosscha's sehr begründet. Apulejus wurde von seinen Feinden der Magie angeklagt, allein aus seiner Apologie ersieht man, dafs Keiner ihm seine Metamorphosen, in denen so viel von Magie die Rede ist, zum Vorwurf gemacht hatte. So sind sie also sicherlich nicht vor der Apologie erschienen und auch Hr. H. sieht sich genöthigt anzunehmen, sie seien zwar schon bei Apulejus' Aufenthalt in Rom geschrieben, aber erst weit später herausgegeben worden, eine Künstelei, die durch nichts begründet wird. Die Metamorphosen scheinen uns überhaupt im Stil eine solche Gewalt über die Sprache, im Inhalte solche Reife der Gedanken zu verrathen, dafs wir nicht anstehen, sie für eines von Apulejus' spätesten Werken zu halten. Wo Hr. H. über die Idee, welche dem ganzen Roman der Metamorphosen zu Grunde liegt, spricht, legt er besondern Werth darauf darzuthun, dafs die Episode „Amor und Psyche" mit dem letzten Buche in der engsten Verbindung stände. Sein Resultat ist, in dieser Episode liege die Idee, wie die menschliche Seele, durch schlechte Leidenschaft verdorben, durch Strafen und Reinigungen gesühnt werden könne: diese Reinigungen selber aber würden in dem letzten Buche angegeben. Was damit gewonnen wird oder weshalb diese ganze Demonstration unternommen wird, sehen wir indefs nicht ein. Das letzte Buch der Metamorphosen hängt offenbar zunächst mit den vorhergehenden zusammen: es wird in ihm gezeigt, wie der sinnliche Mensch, der durch irdische Leidenschaften zum Thiere herabgesunken ist, durch die Mysterien entsühnt und zu einem gottseligen Leben geführt wird. Wollte Hr. H. einen Zusammenhang zwischen der Episode, die Apulejus indefs selber als solche betrachtet wissen will, und dem übrigen Romane finden, so konnte er sagen, der Gedanke, welcher in dem Mährchen von Amor und Psyche auf ideale Weise und im Kreise der Götter veranschaulicht würde, sei in dem übrigen Romane mit gröberen Farben in dem Leben der gewöhnlichen Erdenmenschen dargestellt.

Die Bemerkungen über die andern Bücher von Apulejus, so wie über die Fragmente seiner verloren gegangenen Schriften, übergehen wir hier, wie in unsrer früheren Anzeige: wir erwähnen nur, dafs Hr. H. das Buch *de herbis* später besonders herauszugeben gedenkt. In dem Capitel über die Codices und Ausgaben fügen wir noch die Berichtigung hinzu, dafs die Ausgabe von Apulejus' Werken mit Beroaldus Commentar und Stewechius quaestiones et conjecturae, Lugduni 1587, an der Hr. H. zweifelt, wirklich existirt: wir besitzen sie selber.

Fassen wir das Resultat unsrer Anzeige kurz zusammen. Sowohl Hr. H. hat sich Ehre und Dank von Seiten der Gelehrten erworben, dafs er einem Schriftsteller, der seit langer Zeit vernachläfsigt war, so viel Fleifs und Sorgfalt zugewandt hat, als auch der Verleger, der ein Unternehmen, für das Oudendorp keine Aufmunterung fand und das selbst Ruhnken nur mit Mühe zur Hälfte vollendete, rasch und in anständiger Ausstattung zu Ende geführt hat. Dafs die Erwartungen nicht ganz befriedigt werden, liegt grofsen Theils an der mangelhaften Beschaffenheit der kritischen Hülfsmittel, die bekannt sind oder vielleicht überhaupt existiren; denn die grammatische Erklärung, auf die es besonders ankommt, entbehrt ohne genaue Feststellung des Textes der nöthigen Sicherheit.

Dr. A. W. Zumpt.

Digitized by Google

XLIV.

Ueber die Iliade und das Nibelungenlied. Neun literarische Abendunterhaltungen in dem Museum zu Karlsruhe von Karl Zell, Dr. phil., grofsherz. Bad. Ministerialrath, Ritter des Ordens vom Zähringer Löwen. Karlsruhe, 1843. *Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung. X u.* 382 S. 12.

Es scheint, als ob sich in unserer Zeit das Verlangen und der Wille zeige, Gegenstände der Wissenschaft und Kunst nicht blofs auf den engern Kreis der Gelehrten zu beschränken, wie sonst, sondern dieselben je nach ihrer Verschiedenheit mehr oder weniger einem gröfseren Publikum zugänglich zu machen. Wir haben in vielen Städten Deutschlands Vorlesungen, die dies bezweckten, halten und die Tragödie der Hellenen durch entsprechende Aufführungen auch den Nichtkennern des klassischen Alterthums näher bringen sehen. Die Theilnahme, welche alle diese Bestrebungen gefunden haben, hat sie gerechtfertigt. Man hat einsehen gelernt, dafs die Blume der Wissenschaft, um zu gedeihen und Farbe zu gewinnen, der Sonne des Lebens bedürfe; dafs die meisten verkrüppelten Gedanken, mit denen wir behelligt werden, ihren Ursprung haben in der Zurückgezogenheit ihrer Urheber vom Leben und in deren thörichter Ansicht, dafs die Wissenschaft nur zum Amüsement derer, die sich mit ihr befassen, da sei. Der Wellenschlag des Lebens macht die in den Geist aufgenommene Masse lebendig und flüssig; die Wissenschaft, in ihrer Berührung mit dem wirklichen Leben zur Deutlichkeit, Schärfe der Begriffe und anschaulichen Darstellung gezwungen, wird in sich selbst klarer, und gewinnt an Energie, indem sie sich bestimmter ihrer Beziehung zur Entwickelung der Menschheit bewufst wird. Es soll damit nicht gesagt sein, dafs das ganze Gebiet der Wissenschaft sich zur Mittheilung an das Publikum eigne; sie enthält viele Partien, die dazu wenig oder gar nicht taugen und daher auch nur ausnahmsweise zu populärer Darstellung gemifsbraucht sind. Häufiger geschieht es umgekehrt, dafs bei dem Bestreben nach Verständlichkeit ein schon zur Gemeinkenntnifs gelangter Gegenstand, der daher ohne Interesse ist, gewählt wird, oder indem man der Fassungskraft des Publikums zu wenig zutraut, eine gewisse Weitschweifigkeit, ein Verwässern des Gegenstandes sich einstellt, wodurch man gleichfalls über das Ziel schiefst. Die richtige Mitte hierin zu halten ist sehr schwierig und wird meist nur den Männern möglich sein, welche eben so tief in die Wissenschaft eingeweiht sind, wie sie durch Verkehren in den gebildeteren Kreisen der Gesellschaft von deren Wissen und Nichtwissen, Fassungsvermögen und Begriffsgrenzen Kenntnifs haben.

Das Buch, welches wir hier zur Anzeige bringen, ist von einem Manne verfafst, der nicht blofs in der gelehrten Welt rühmlich bekannt, sondern auch durch seine äufsere Stellung ganz dazu geeignet ist, das andre Erfordernifs zu besitzen, welches wir von denen verlangten, die Gegenstände der Wissenschaft und Kunst dem gebildeteren Publikum vorführen wollen. Der Vorwurf dieser literarischen Abendunterhaltungen ist passend gewählt, weder zu hoch noch zu bekannt, dabei so allgemein ansprechend und interessant, dafs auch in dieser Beziehung allen Anforderungen genügt ist. Es kommt auf die Ausführung an. Es wird Niemand einfallen, die *Vergleichung* der Iliade und des Nibelungeliedes zu tadeln. Sie ist ja nicht in dem Sinne gemacht, wie man gewöhnlich die abgenutzte Redensart gebraucht, das Nibelungelied sei die deutsche Ilias, die Gudrun die deutsche Odyssee. Jede Vergleichung ist zum Theil ungenügend und unpassend. Dennoch aber zieht sich wiederum durch alle epischen Dichtungen der verschiedensten Völker ein verwandter Geist, welcher nach seiner volksthümlichen gröfsern oder geringern Modificirung sehr wohl sich vergleichen läfst. So ist denn namentlich Homer vielfach verglichen worden, mit Ossian, Virgil, Torquato Tasso, Klopstock's Messias; selbst Moses und das alte Testament haben herhalten müssen. Diese Vergleichungen sind nun freilich, zum Theil, wie man sieht, schon albern gewählt, alle ohne Ausnahme höchst ungenügend durchgeführt und haben dadurch der vergleichenden Betrachtungsweise gewifs viel geschadet. Indefs eine vernünftige Gegenüberstellung zweier Epen verschiedener Völker läfst uns jedes einzelne weit bestimmter in seinen eigenthümlichen Schönheiten, in seinen Vorzügen und Mängeln vor Augen

Digitized by Google

treten, als eine einseitige Betrachtung dies vermag. Zu einer derartigen Vergleichung gehört allerdings mehr, als man gewöhnlich denkt. Es ist nicht blofs eine genaue, bis auf die kleinsten Einzelnheiten sich erstreckende Kenntnifs der beiden Gedichte erforderlich, sondern eben so sehr ein gesundes Urtheil, ein gebildeter Geschmack, ein freies Beherrschen des Stoffes und ein unbefangener Sinn, der mit Liebe und ohne anderweitige Trübung sich ganz dem Eindrucke jedes dieser Gedichte hingiebt. Und bei wie Vielen finden wir diese Eigenschaften vereinigt? Unser Herr Verfasser besitzt dieselben in einem nicht gewöhnlichen Grade. Die Vergleichung, welche er zwischen der Iliade und dem Nibelungeliede anstellt, ist äufserst geschmackvoll. Mit richtigem Urtheile das Hauptsächlichste hervorhebend und auch das Geringere, ohne ins Kleinliche zu verfallen, berücksichtigend, hat er nicht allein das Uebereinstimmende, sondern auch die besonderen Vorzüge und Mängel beider Gedichte sinnig und in gefälliger Form uns vor Augen gestellt. Dasselbe Lob verdienen die Betrachtungen über jedes einzelne der Gedichte; die über die Nibelunge haben uns ganz besonders angesprochen. Dies bemerken wir um so lieber, je weniger man selbst noch heut zu Tage im Allgemeinen geneigt ist, unserer vaterländischen Literatur neben der griechischen und römischen das ihr mit unzweifelhaftem Rechte gebührende Lob zu Theil werden zu lassen.

Dafs sich nicht auch Manches, was wir nicht billigen können oder anders gefafst wünschten, in dem Buche finden, nicht Manches darin ausgelassen scheinen sollte, was wir erwarteten, wird nicht auffallen. So ist es namentlich der erste Vortrag, den wir anders, gründlicher gewünscht hätten. Die Begriffe und Gesetze der epischen Poesie, welche darin abgehandelt werden, sind in der herkömmlichen Weise, aber eben deshalb nicht überall richtig und mit der nöthigen Schärfe und Präcision besprochen. Die unrichtige Lehre von den Episoden und die in der gewöhnlichen Fassung falsche Vorstellung, dafs das Wunderbare dem Epos wesentlich sei, finden wir hier wiederholt. Wir haben unsre Regeln der epischen Poesie von Aristoteles überkommen, der sie seinerseits aus der Ilias und Odyssee ableitete. Da er dabei aber von einer unrichtigen, mindestens stark zu modificirenden Ansicht über den Ursprung und die Gestaltung dieser Gedichte ausging, so begreift sich, dafs auch die von ihm aufgestellten Gesetze und Regeln bedeutend beschränkt oder verändert werden müssen. Dazu kommt noch, dafs dieselben, durch Mifsverstehen des Aristoteles namentlich von Seiten französischer Kritiker, um ein Beträchtliches verdreht und mit anderen noch unrichtigeren vermehrt worden sind. Es scheint, dafs den Hrn. Verf. die Rücksicht, seinen Zuhörern den Genufs der Dichtwerke selbst nicht durch weniger angenehme Vorbetrachtungen zu verzögern, zu so kurzer, nicht sehr eindringender und genauer Behandlung des Begriffs und der Gesetze der epischen Poesie veranlafst habe. Indefs das Wissen und der aus ihm folgende Genufs wird immer nur mit einiger Anstrengung gewonnen, die deshalb den Zuhörern schon um ihrer selbst willen zugemuthet werden kann. Dabei brauchen ja solche mehr abstracte Untersuchungen nicht langweilig geführt zu werden; das Langweilige liegt nicht in ihnen, sondern nur in der Art ihrer Durchführung.

Da die Natur der Zell'schen Vorträge einen Auszug aus denselben zu geben nicht gestattet und wir bei der Vortrefflichkeit des Ganzen nicht Lust haben, Einzelnes kleinmeisterlich zu rügen und zu bessern: so beschränken wir uns darauf, kurz den Inhalt der einzelnen Vorträge anzugeben und einige Bemerkungen hinzuzufügen, die sich uns mehr bei Gelegenheit als aus Veranlassung des in unserm Buche Gesagten aufgedrängt haben.

Das ganze Buch zerfällt in zwei Haupttheile, der Darlegung, Betrachtung und Vergleichung des *Inhaltes* (2ter—7ter Vortr.) und der *Form* (8ter Vortr.) beider Gedichte gewidmet. Dazu bildet der erste Vortrag (S. 1—25), welcher über den Begriff und die Gesetze der epischen Poesie handelt, die Einleitung, der neunte, welcher das Wichtigste über die Entstehung und Geschichte der Ilias und der Nibelunge enthält, einen Anhang.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

Ueber die Iliade und das Nibelungenlied. Neun literarische Abendunterhaltungen in dem Museum zu Karlsruhe von Karl Zell.

(Schlufs.)

Aus dem ersten Vortrage, über den wir bereits oben Einiges gesagt haben, heben wir hier nur noch eine Stelle heraus, um an dieselbe ein Paar Bemerkungen anzuknüpfen. Es heifst nämlich S. 9 f.: „Wenn dann in einer solchen jugendlich-kräftigen, phantasiereichen Zeit, wo die Sage noch frisch und lebendig im Bewufstsein des Volkes lebt, ein einzelner reichbegabter Genius einem Volke zu Theil wird, dann sammeln sich gleichsam die poetischen Elemente in ihm; er wird ein Organ der gesammten poetischen Anlage und Stimmung seines Volkes; die Sagenkreise, welche seine Lieder verherrlichen, gestalten sich zu grofsen poetischen Werken. — Solche Dichtungen bezeichnen wir mit dem Namen des volksthümlichen Epos, des Nationalepos; — und ein solches ist die Iliade, ein solches ist das Nibelungenlied". Aber tausend Gründe aus beiden Gedichten widersprechen der Vorstellung durchaus, als ob dieselben, um die Gestalt und Haltung zu gewinnen, in der wir sie besitzen, durch den reichbegabten Geist eines Einzelnen hätten durchgehen müssen, aus dem Haupte *eines* Dichters entsprungen wären, nachdem dieser, die Spitze aller dichterischen Anlage des Volkes zu seiner Zeit, die Lieder, welche vor ihm dieselbe Sage feierten, in seinen Geist aufgenommen und unter die Einheit einer Idee zusammengefafst aufs Neue als *ein* Gedicht, als ein *Kunstwerk* wiedergeboren hätte. Bei allen Völkern finden wir, so lange sie in der frischen Kraft schöpferischer Phantasie stehen und lebendigen Antheil an der in Liedern gefeierten Sage nehmen, nur einzelne kürzere Lieder, die einen Theil aus der Sage herausgreifen und besingen. Da wir voraussetzen müssen, dafs Allen, welche diesen Liedern zuhörten, die Sage wenigstens ihren Hauptpuncten nach, ja zum Theil die vorgetragenen Stücke selbst bekannt waren, so verschlug es nichts, dafs man mitten in die Sage hineingeführt wurde. Jedes einzelne Lied fand durch diese Bekanntschaft der Zuhörer mit der Sage seinen Zusammenhang mit dem Ganzen, war nicht mehr vereinzelt sondern lebendig verknüpft mit der Idee, welche in der Sage und dem Bewufstsein des Volkes lebte. Darum war es auch nicht nöthig, dafs Jemand sich die Verbindung der einzelnen Lieder zu *einem* grofsen Gedichte in einer Zeit angelegen sein liefs, in welcher das Volk eben noch lebendigen Antheil nahm am Sange und an der Sage. Was hätte ihn auch dazu bewegen können? Denken wir uns dergleichen Lieder beim Mahle und im Hause der Fürsten oder vor versammeltem liederfrohen Volke vorgetragen, immer bedurfte es nur kürzerer Lieder; ein grofses Gedicht, eine Epopöie wäre vollkommen unbrauchbar gewesen. Nein, die Verknüpfung und damit zusammenhängende Interpolation der Einzellieder konnte erst in der Zeit der verwelkenden Blüthe volksthümlicher Dichtung, des absterbenden Interesses für diese Lieder entstehen, wie es andrerseits auch wieder der Grund dazu war. So geht auch das Aufschreiben solcher Volksepen nur aus dem Gefühle hervor, dafs sie ihrer völligen Verderbung und ihrem gänzlichen Untergange nahe sind; der Schmerz darüber hat sie uns gerettet.

Der zweite Vortrag (S. 26—89) giebt eine Wiedererzählung des Inhaltes der Ilias in verkleinertem Mafsstabe. Die dabei (S. 27) gemachte Angabe, dafs die Handlung des Gedichtes einen Zeitraum von etwa 40 Tagen einnehme, ist nicht ganz richtig. Kann man überhaupt von einer Dauer der Handlung der Ilias sprechen, so ist sie am richtigsten von W. Müller Homer. Vorsch. S. 120 f. (2te Ausg.) auf 51 Tage berechnet.

Der dritte Vortrag (S. 90—141) betrachtet die-

Digitized by Google

sen Inhalt näher vom ästhetischen und poetischen Standpuncte aus. Es ist zuerst die Rede von der Einheit und dem Zusammenhange der Handlung, sodann von dem eigenthümlichen Wesen und Geiste des Inhaltes, was der Kürze wegen Charakter der Handlung genannt wird, endlich von dem Charakter der in dem Gedichte besonders hervortretenden Personen. Rücksichtlich des ersten Punctes gestatte man uns hier einige Worte. Die Wolfiani sind häufig mit der Behauptung angerannt worden, in der Ilias sei eine so bestimmte organische Einheit, dafs dieselbe mit Nothwendigkeit auf die ursprüngliche Conception *eines* Dichters hinweise; der Zorn des Achill sei die Schnur, auf der sich die einzelnen Perlen des Gedichtes zu einem Ganzen aneinanderreihten. Der erste, der dem Zorn des Achill eine solche Stelle anwies, war L. Castelvetro in seinem 1570 erschienenen Commentare zur Aristotelischen Poetik. Seitdem hat man vielfach dieselbe Ansicht gehegt, die am ausführlichsten von dem nunmehr seligen G. Lange, der von Aesthetik und Sinne Homerischer Dichtung eben so viel verstand, wie weiland Ch. Ad. Klotz, in jenem bekannten Sendschreiben an Goethen besprochen ist. Merkwürdig, man hatte fast zweitausend Jahre die Ilias gelesen, sehr eifrig gelesen, und nicht gesehen, dafs der Zorn des Achill das Sujet derselben sei; und noch dazu stand μῆνιν als Anzeichen dafür zu Anfange des ganzen Gedichts! Warum haben die Alten das nicht gesehen? sie, die sich so viel den Kopf darüber zerbrachen, warum Homer grade mit μῆνιν die Ilias angefangen habe? Waren sie dümmer als wir? Nein, nur verständiger, weil sie da nichts sahen und sehen wollten, wo nichts ist. Gestehen wir es doch nur, dafs bis jetzt wenigstens noch kein künstlerischer Zusammenhang innerhalb der Ilias gegenüber den vielfach aufgedeckten Widersprüchen und Inconvenienzen, noch keine dem Ganzen gleichmäfsig zu Grunde liegende und in demselben organisch gegliederte Idee nachgewiesen ist, und dafs, selbst angenommen, eine solche hielte alle einzelnen Theile der Ilias zusammen und bedinge sie, wenigstens das äufserliche Factum des Achilleischen Zorns dafür überall nicht angesehen werden kann. Er könnte höchstens den äufserlichen Inhalt des Gedichtes bilden und als solcher Träger eines sich in diesem manifestirenden Gedankens sein. Indefs wäre die Ilias in dem Sinne eines Kunstwerkes eine verkörperte Idee, so könnte sie nicht so componirt sein, wie sie es ist. Dies haben selbst die Gegner der Wolf'schen Ansicht gefühlt; sie haben gesucht durch Ausmerzen einer Menge nicht unbeträchtlicher Stellen und durch Annahme von Episoden dem angenommenen ursprünglichen Zusammenhang und der organischen Formation des Gedichtes zu Hülfe zu kommen. Man kann nicht eben sagen, dafs ihnen dies gelungen wäre, obgleich sie selbst augenscheinlich Jüngerem für ihren Zweck gleiche Geltung mit dem Aelteren zugestanden. Dafs man daraus gewonnene Resultate, schon wegen der Art und Weise, wie sie erzielt wurden, nicht billigen kann, ist sehr natürlich. Inzwischen ist der ganzen Streitfrage durch Lachmann's und Hermann's Untersuchungen eine ganz andre Richtung gegeben. Die Gegner Wolf's werden vor der Hand ihre allgemeinen Raisonnements über Zusammenhang und organische Einheit der Homerischen Gedichte, ihre sehr gelehrten Untersuchungen über Glauben und Wissen der Alten von Homer, über das Alter der Schreibekunst einzustellen und sich lediglich mit Beseitigung und Erledigung der von den beiden genannten Gelehrten innerhalb der Ilias nachgewiesenen Mängel, Auffälligkeiten und handgreiflichen Widersprüche zu befassen haben. Sollte ihnen dies mit Erfolg glücken, so wollen wir uns zu ihrer Ansicht von Homer bekehren, bis dahin aber bei der unsrigen verharren.

Wir wenden uns zu demjenigen Theile unseres Buches, welcher von dem Nibelungeliede handelt. Der vierte und fünfte Vortrag (S. 142—209) geben den Inhalt, der sechste und siebente (S. 210—282) die genauere Betrachtung desselben.

Es ist sehr richtig dem Wahne zum Trotz, dafs die Sage beim Ursprung ihren Gedanken nur unvollkommen ausspreche, ihn aber in ihrem spätern Fortschritt verbessernd ausbilde zu der Reinheit, welche dann der Mythenausleger, er zuerst im Licht der vollendenden wahren Wissenschaft, erkenne, bemerkt worden, dafs der erste Gedanke einer Sage sich bald ganz verliert, dafs aber der Stoff, minder flüchtig und doch leicht vermehrt oder geschmälert, im Verlauf der Zeit unter andre und wieder andre Einheiten des Gedankens versammelt wird. Die Sage der Nibelunge hat, ehe sie ihre heutige Gestalt gewann, vielfach ihre Form und damit auch ihren Gedanken verändert, weil der Geist, in dem sie wurzelte, im Verlauf der Zeit

Digitized by Google

sich selber veränderte. Die Thätigkeit, welche Sagen schafft, ist im wesentlichen dieselbe, welche Mythen hervorbringt; sie beruhen beide auf dem eigenthümlichen Bestreben des menschlichen Geistes, sich und sein Leben in der Schöpfung geistiger Anschauungen sich zu vergegenwärtigen. Demnach wird die Sage entweder einen allgemein menschlichen oder einen nationellen oder einen in dem Zeitalter ihrer Bildung vorherrschenden Gedanken in concreter Gestaltung aussprechen. Wie ist dies in unserer Nibelungesage geschehen? Ich meine, wir haben in derselben nicht blofs eine allgemein menschliche, sondern eine ganz bestimmt nationelle Idee, welche wiederum wesentlich modificirt ist durch die Zeit, in der sie ihre letzte Gestalt annahm. Man hat bisher noch nicht in dieser Weise der Idee unserer Sage nachgespürt und rückwärts von dieser Idee aus die Entfaltung derselben durch die Sage nachgewiesen, wenigstens sich mehr an das Allgemein-menschliche als an das Nationelle und, dafs ich so sage, Temporelle gehalten. In unserem Buche heifst es (S. 217): So bildet also das ganze Gedicht, wenn man auf die wesentlichen Momente der Handlung sieht, eine Einheit und ein Ganzes; eine zusammenhängende, grofse, lebensvolle Geschichte, welche an einem tief ergreifenden Beispiele das ewig sich wiederholende Räthsel des menschlichen Daseins zeigt, den Wechsel von blühendem Leben und trauervollem Tod, von Freud und Leid; eine reiche ausdrucksvolle Ausführung des Satzes, den der Dichter im Anfange des Gedichts als eine Ahnung der jungen Chriemhilde ausspricht (V. 67): „wie Liebe mit Leid zuletzt lohnen kann", und welcher am Ende des Gedichtes als die Erfüllung der frühern Ahnung wiederholt wird (V. 9630): „Mit Leide ward geendet des Königes Fest, so wie denn oft Liebe zuletzt Leid giebt". — Aber der Gedanke der ganzen Sage kann damit nicht vollständig und in seiner höchsten Spitze erfafst sein. Das Gedicht müfste sonst mit Siegfried's Tod und Kriemhilden's Klage enden. Indefs die gröfsere Hälfte des Gedichtes füllt Kriemhilden's Rache, die nicht für ein Moment des Gedankens „nach Liebe Leid", sondern nur für ein ihm Coordinirtes gehalten werden kann. Richtiger sagt Lachmann: „Die Rache, das Kind der Treue, folgt der Blutschuld, und der Freude folgt das Leid (oder wie das Sprichwort lautet, nach Liebe Leid), das sind die Grundgedanken der Sage in unserem Gedichte". Aber wir erhalten dadurch einen zwiefachen Gedanken, wie er sich mit der Einheit einer Sage nicht verträgt. Man wird einen andern Gedanken, der jene beiden als Theile, als Momente enthält, suchen oder die jetzige Gestalt der Sage für eine unorganisch aus zwei selbständigen Theilen zusammengesetzte halten müssen. Dies letztere wäre an sich nicht unwahrscheinlich. Wir haben Beispiele dafür an mancher nordischen Sage; wenn ich nicht irre auch an der Odyssee. Und grade bei den Nibelungen können wir historisch nachweisen, dafs der zweite Theil der Sage, welcher Kriemhilden's Rache enthält, jünger ist, als der erste (Grimm deutsch. Heldens. S. 7 f. 361 f.). Dennoch ist mir eine solche äufserliche, mechanische Zusammensetzung in der Sage, wie unser Gedicht sie giebt, nicht wahrscheinlich; der Mord verlangt die Rache.

Die Betrachtungen unseres Herrn Verfassers über den Inhalt der Nibelunge sind gleichermafsen, wie die über die Ilias geordnet, indem sie zuerst auf die sagenhaften und wunderbaren Elemente (S. 221 — 232), sodann auf das Moment des Wirklichen und Geschichtlichen (— S. 236), endlich auf die Universalität der Handlung gerichtet sind (— S. 238). Den Schlufs der Vorlesung bildet die Charakteristik der Personen des Nibelungeliedes (— S. 282). Ueberall ist vergleichende Rücksicht auf die Ilias genommen und darauf aufmerksam gemacht, wie sich im Ganzen wie Einzelnen an beiden Gedichten der Unterschied der hellenischen und germanischen Nationalität offenbart, des nach plastischer Bestimmtheit und äufserlicher anschaulichen Gestaltung strebenden antiken Sinnes und des mehr innerlichen in der Tiefe unendlicher Empfindungen verkehrenden germanischen Gemüthes. Dies ist besonders bei der Charakteristik der Personen des Nibelungeliedes äufserst gelungen durchgeführt, wie denn überhaupt die ganze sechste und siebente Vorlesung von allen am meisten ansprechen dürften.

In derselben Weise betrachtet und vergleicht der achte Vortrag (S. 283 — 323) die Form der Ilias und der Nibelunge, und zwar rücksichtlich der Sprache, des Versmafses, der Objectivität der Darstellung und der Gleichnisse in beiden Gedichten. Des Verfassers

Digitized by Google

Geist, Geschmack und Kenntnisse werden auch hier sehr vortheilhaft sichtbar.

Der neunte Vortrag giebt einen kurzen Abrifs der verschiedenen Ansichten über die Entstehung der beiden Gedichte nebst den Hauptgründen, die man für und gegen ihre Abfassung durch einen oder mehrere Verfasser bisher geltend gemacht hat. Bei Besprechung dieser Punkte in Bezug auf die Nibelunge wird die Sage, wie sie uns in den Liedern der Edda bewahrt ist, erzählt, der historischen und mythologischen Erklärung der Nibelungesage Erwähnung gethan und die, wie es uns scheint, noch sehr problematischen Resultate beider kurz angegeben.

Und so wünschen wir denn dem Buche recht viele Leser und zweifeln nicht, dafs sie denselben Genufs, wie wir, aus diesen Vorlesungen haben und sich zu demselben Danke gegen den Herrn Verfasser mit uns verpflichtet fühlen werden.

Dr. Jul. Fr. Lauer.

XLV.

Beiträge zur Ornithologie Griechenlands. Von Heinrich Graf von der Mühle. Leipzig, 1844; bei E. Fleischer.

Als Fr. Kruse im Jahre 1827 die „Fragen über mehrere für das höhere Alterthum wichtige Verhältnisse im heutigen Griechenland, beantwortet von einem Philhellenen u. s. w., aus den Alten commentirt", herausgab (Berlin, Duncker und Humblot), ward darin von dem gedachten Philhellenen (Gottfried Müller, dem Verfasser der in zwei Auflagen erschienenen „Reise eines Philhellenen u. s. w. nach Griechenland" 1825 und 1826) auch der Thiere, namentlich der Vögel im heutigen Griechenland gedacht (S. 59). Indefs war dasjenige, was über die Vögel, die es in Griechenland gäbe, daselbst bemerkt wurde, an und für sich, und namentlich aus dem wissenschaftlichen Standpuncte betrachtet, ganz und gar unbedeutend und durchaus ungenügend. So ward dort z. B. gesagt, dafs es in Griechenland weniger kleinere Vögel gebe, als in Deutschland; Gänse und Enten sah der Philhellene dort gar nicht; und eben so wenig hatte er Nachtigallen in Griechenland gefunden. Seit jener Zeit ist nun aber in andern Reisebeschreibungen und sonstigen Werken über das neue Griechenland auch in dieser Hinsicht Vieles berichtigt und ergänzt worden; wir wissen, dafs es z. B. in Arkadien, Messenien und Lakonien ebenfalls Nachtigallen, dafs es in Griechenland Gänse und Enten giebt, u. s. w. Im Allgemeinen ist seitdem unsere Kenntnifs des heutigen Griechenlands in naturhistorischer Hinsicht, in welcher dieses Land vorzüglich wichtig ist, nicht wenig vermehrt worden. So beschäftigt sich die in zwei Bänden erschienene „Reise durch alle Theile des Königreichs Griechenland" (1840 und 1841) von Fiedler mit den geologischen Verhältnissen des Landes, und giebt auch über den Reichthum desselben im Gebiete des Pflanzenreichs manche Aufschlüsse; und auch aus Thiersch: De l'état actuel de la Grèce etc. (1833) ist in dieser Beziehung Manches zu lernen. Zu diesen Werken über die naturgeschichtlichen Eigenthümlichkeiten und Reichthümer des neuen Griechenlands kommt nun auch das obgedachte: „Beiträge zur Ornithologie Griechenlands". Der Verfasser dieser „Beiträge", der sich mehrere Jahre als Militär in Griechenland aufgehalten hat, war durch seine Neigung zur Jagd veranlafst worden, die ihm vorkommenden Vögel Griechenlands zu sammeln, wissenschaftlich zu ordnen und zu bestimmen; Andere unterstützten ihn hierbei, und so sind, nachdem er seit seiner Rückkehr ins Vaterland seine ornithologischen Kenntnisse in Betreff Griechenlands theils durch das Studium aller über dessen Ornithologie erschienenen Werke, theils durch emsiges und genaues Besichtigen vorzüglicher Sammlungen erweitert hatte, die vorliegenden „Beiträge" entstanden, die er, vielfach aufgefordert, veröffentlicht hat. Jedenfalls hat er dadurch eine Lücke in der Ornithologie Europa's ausgefüllt; bleibt auch wohl Manches noch in dieser Hinsicht zu thun übrig, wie der Verfasser selbst zugesteht (S. VII und 148), so wird es nun um so weniger an Solchen fehlen, die tiefer das Gebiet der Ornithologie Griechenlands an Ort und Stelle zu erforschen sich durch ihn selbst veranlafst finden werden. Ueber die systematische Eintheilung des Buchs und die Art der Behandlung seines Gegenstands hat sich der Verfasser in der Vorrede ausgesprochen. Referent, der in der Ornithologie ein Laie ist, und nur die Absicht hat, die Männer der Wissenschaft auf diese „Beiträge" hier aufmerksam zu machen, über welche übrigens der bekannte Ornitholog Deutschlands, Naumann, sich günstig geäufsert haben soll, mufs auch denselben das Weitere in dieser Hinsicht überlassen. Er bemerkt nur noch, dafs die Zahl der in diesen „Beiträgen", als in Griechenland vorkommend, beschriebenen Vögel auf 321 sich beläuft, übrigens die Darstellung nicht blofs eine trockene, streng wissenschaftliche ist, vielmehr der Verfasser hin und wieder auch über gewisse Eigenthümlichkeiten der Vögel Griechenlands sich ausspricht, und das Ganze durch die lebendige Beziehung auf die Wanderungen des Verfassers in Griechenland belebt wird. Zu bedauern ist es, dafs die griechischen Namen der Vögel Griechenlands, so wie die geographischen Eigennamen sehr fehlerhaft gedruckt sind.

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

XLVI.

Cours d'économie politique fait au collège de France par Mr. Michel Chevalier, redigé par M. A. Broët et publié avec l'autorisation de M. Michel Chevalier. Année 1841 — 42. *Paris*, 1842. *Capelle, Libraire-editeur; Charles Gusselin, Libraire.* 420 S.

Der Umschwung des Geistes während des letzten halben Jahrhunderts, der höhere Standpunct, welchen die Wissenschaft überhaupt eingenommen, so wie die ganz veränderte Gestalt des staatlichen und socialen Lebens, haben auf die Ausbildung derjenigen Wissenschaft, welche bald politische, bald National-Oekonomie, bald Staats- bald Volkswirthschaft, bald mit andern Namen bezeichnet wird, noch sehr geringen Einflufs geübt. Adam Smith's Theorie ist noch überall die herrschende Lehre und wird in ziemlich gleicher Weise in England und Frankreich, in Deutschland, Rufsland und America vorgetragen. Verändert daran wurde nur die äufsere Form der Darstellung, die Eintheilung in gröfsere und kleinere Abschnitte, so wie die Aufeinanderfolge derselben; der wissenschaftliche Geist aber, das Princip des Systemes ist sich durchgängig gleich geblieben, und der gemachte Fortschritt besteht fast einzig und allein in genauerer Begriffsbestimmung des Einzelnen und in einer reichhaltigeren Sammlung von Erfahrungen, um die im Systeme vorgetragenen Sätze durch Beispiele zu belegen.

Das Verweilen und fast hartnäckige Festhalten an dieser Theorie ist aber um so verwundersamer, als man theils in allen übrigen Sphären des Lebens und Wissens die Anschauungsweise, auf welcher jene Theorie beruht, dem Grade der Bildung und dem höhern Selbstbewufstsein, wozu der Geist sich erhoben, für unangemessen erachtet, ja selbst als seiner unwürdig zurückweis't, theils die vernünftige Wirklichkeit und die Praxis der Staaten keineswegs sich jener Theorie jemals wollte anbequemen lassen. Freilich hoffen die Jünger jener Weisheit, dieselbe noch dereinst im Leben geltend machen zu können und lassen sich auch keine Mühe verdriefsen, sie täglich auf Gassen und Strafsen zu predigen; allein der höhere sittliche Ernst, welchen der Geist auch in dieser Sphäre seines Daseins angenommen, das regsame Streben, die mannigfaltigen Formen seiner Manifestation in ihrem gemeinsamen Principe zusammenzufassen, geben jener Hoffnung und Bemühung wenig Aussicht auf Erfolg. Ja wir möchten behaupten, dafs bereits schon die Vorboten erscheinen, welche jener Lehre einen gänzlichen Untergang drohen und für die Wissenschaft der materiellen Interessen eine neue Gestalt verkünden. In Frankreich nämlich stellen sich ihr die sogenannten Socialtheorien mit Macht entgegen und wenn auch theils um der Einseitigkeit des Princips willen, theils wegen der mangelhaften Durchführung desselben, der Erfolg, mit dem sie sich geltend zu machen und ins Leben einzuführen suchten, bis jetzt weniger von Bedeutung gewesen ist, so kann man doch nicht umhin, einzugestehen, dafs ihnen ein wahrhafter und wesentlicher Gedanke zum Grunde liege, wodurch wenigstens zum Fortschritte der Anfang gemacht und zu fernerer tieferer Forschung der Antrieb gegeben worden ist. Auch in Deutschland hat der Kampf bereits begonnen, allein so weit derselbe auf dem Gebiete der Wissenschaft durchgefochten wird, läfst sich dermalen um so weniger ein entscheidendes Urtheil fällen, als die neue Lehre sich bei ihrem hintersten Ende zu entwickeln begonnen und an diesem Theile mit einer alten und zum Theil auch veralteten in vielfacher Hinsicht übereinzustimmen scheint und dadurch grofse Vorurtheile gegen sich erzeugt hat. Um so gröfsere Hoffnung erweckt dagegen unser praktisches Leben. „In der europäischen Politik", sagt unser Herr

Digitized by Google

Verfasser, „wüfste ich kein so bedeutungsvolles Factum, als *die Wiederherstellung der deutschen Einheit.* Welch' herrliches Schauspiel bietet ein grofses Volk dar, dessen getrennte Glieder sich wieder nähern und zur Nationalität, d. h. zum Leben zurückkehren! Es ist dies eine so inhaltschwere That, dafs, wäre sie vollendet, daraus eine neue Grundlage für das politische Gleichgewicht Europa's hervorgehen würde. Die deutsche Einheit schien auf immer vernichtet. Der Geist und die Macht Karl's V. scheiterten an ihrer Wiederherstellung. Die Unterhändler der Wiener Verträge sprachen davon, ohne daran zu glauben; sie wünschten sie, ohne sie zu hoffen. Sie rechneten aber freilich ohne die Industrie. Was jedoch weder Drohung, noch List, noch Gewalt hätten vollbringen können, das führt die Industrie jetzt aus. *Durch die Industrie ist die Zerstückelung Deutschlands verschwunden.* Sechs und zwanzig Millionen Deutsche, die mehr als zwanzig Staaten bilden, haben die Zollbarrieren niedergeworfen und sich unter Preufsens Auspicien gestellt. Jeden Tag schlingt die Industrie, das Band, das sie umschliefst, enger zusammen. Gestern entschied sie für die Einführung von einerlei Münze, Maafs und Gewicht, morgen wird sie zu gleicher directer Besteuerung und zu einerlei Gesetzgebung über die Erziehung veranlassen. Unser Geschlecht wird noch den Tag sehen, wo Deutschland definitiv constituirt sein wird nach dem Bilde des alten Symboles der Cäsaren, dem zweiköpfigen Adler auf einem Leibe".

Welchen Seegen aber auch immer uns die Zukunft dieses grofsartigen Instituts verspreche, wir werden desselben um so gewisser theilhaftig werden, mit je gröfserer Umsicht wir diesen Zweck verfolgen und mit allen übrigen Zweigen unseres Lebens in Uebereinstimmung zu bringen suchen. Mit ander Worten: wir werden um so sicherer unsere materiellen Interessen besorgen und der daraus erwachsenden Früchte uns theilhaftig machen, wir dürfen um so weniger fürchten, uns bei diesem Bestreben vom rechten Ziele zu entfernen, je mehr wir diejenige Wissenschaft, welche die materiellen Interessen zum Gegenstande ihrer Betrachtung macht, aus ihrer bisherigen Gestalt herauszureifsen und mit den übrigen Formen unseres geistigen Lebens in Einheit zu bringen uns bemühen. Derselbe Geist, der die übrigen Sphären des Lebens beherrscht, mufs auch die materiellen Interessen durchdringen, damit nur ein Herr regiere.

Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη· εἷς κοίρανος ἔστω.

Jede wissenschaftliche Erscheinung, die uns zur Erreichung dieses hohen Zieles Mittel an die Hand giebt, mufs als ein erfreuliches Phänomen begrüfst werden und wir haben die Pflicht, die, vielleicht noch nicht zur Klarheit des Bewufstseins hervorgetretenen Principien zur vollen Geltung und allgemeinen Anerkennung zu bringen. Da nun, wie wir vorhin sagten, in Frankreich bereits die Socialsysteme sich der bisherigen Lehre der politischen Oekonomie mit Macht entgegen stellen und höhere Principien für diese Wissenschaft aufzufinden versuchen; so dürfen wir von Hrn. Chevalier um so eher wenigstens Andeutung neuer Gesichtspuncte erwarten, als er bekanntlich früher einer jener socialistischen Schulen (dem Saint-Simonismus) angehörte und auch in seinem ferneren Leben den Grundsätzen, die er als wahr erkannt und angenommen hatte, nicht untreu geworden ist. Um uns daher von vorn herein in den richtigen Gesichtspunct der Betrachtung zu stellen, wollen wir den Begriff der Wissenschaft, so wie er ihn in seinen beiden Eröffnungsreden aufstellt, mit der bisherigen Auffassung derselben vergleichen, und alsdann von diesem allgemeinen Gesichtspuncte aus auf die nähere Darstellung eingehen.

„Die politische Oekonomie", sagt er, „ist die Wissenschaft der materiellen Interessen. Sie *lehrt*, wie die materiellen Güter sich erzeugen, entwickeln und organisiren; *organisiren*, sage ich, denn darauf beruht die Bedeutung, welche der politischen Oekonomie in unsern Tagen zukömmt".

„Aengstlich suchen die Völker seit Jahrhunderten die Freiheit; aber die Anerkennung der Arbeit allein vermag sie ihnen zu geben; denn die Freiheit des Menschen besteht in der Entwickelung seiner Fähigkeiten und in der zweckmäfsigen und fruchtbaren Benutzung derselben für sich und seines Gleichen. Dazu aber kann er ohne die Industrie nicht gelangen; denn sie erst macht ihn los von der Scholle, befreit ihn von seiner Unterthänigkeit unter die Natur und lehrt ihn über sie herrschen. Sie ist also nicht, wie man behauptet hat, der Cultus der Materie, sondern die Erlösung von derselben".

„Das Ziel, welches unserem Jahrhundert vorgesteckt ist, welches es zu erreichen hat und welches

Digitized by Google

sein Ruhm sein wird, ist die *Gründung der Freiheit.* Aber ohne die Industrie ist eine gesellschaftliche Verbindung nicht möglich, es sei denn, dafs eine im Elend schmachtende Majorität einer herrschenden Minorität zum Fufsschemel und zur Grundlage diene; weil da, wo die Arbeit, statt anerkannt zu sein, gehindert und verschmäht wird, es nothwendig herrschende Klassen geben mufs, welche auf Unkosten der gröfsern Anzahl leben. Diese vornehmeren Klassen werden sich alsdann durch Privilegien zu erhalten suchen, und nicht zugeben, dafs ihre Nachkommen sich zu verabscheuten Beschäftigungen herablassen. — Im Gegentheil aber, wo die Industrie geachtet und geehrt ist, wo ihre Vervollkommnung das vorzügliche Augenmerk der Verwaltung, kurz, wo die Angelegenheiten der Industrie Staatsangelegenheiten sind, da verschwindet die schroffe Trennung der Klassen, da richtet sich die Thätigkeit auf die Dinge und der Mensch hört auf unterdrückt zu werden. Dann wird die Natur, nicht der Mensch ausgebeutet und die Bevölkerung ist nicht mehr gewaltsam durch schroffe Mauern in Kasten getheilt, die Gesellschaft strebt vielmehr zur Einheit und gelangt auch, des Widerstandes von Seiten der privilegirten Klassen ungeachtet, nach und nach dennoch dazu. Das Princip der Gleichheit, nach Maafsgabe des sittlichen Werthes der geistigen Fähigkeiten, der Dienste und Verdienste wird das Grundgesetz".

Heben wir nun den in diesen Sätzen enthaltenen Grundgedanken hervor, so erhellt, dafs dem Hrn. Chevalier die Industrie d. h. Arbeit in allen ihren Beziehungen, — und sie bildet das Centrum, le plus beau fleuron, der Wirthschaftslehre, — *die Mittel und Bedingungen zur Freiheit enthält*, dafs also die politische Oekonomie zu erforschen hat, durch welche Mittel, Anordnungen und Einrichtungen, *sich ein Staat zur wahrhaften, thatsächlichen Freiheit zu erheben vermöge*, da die vortrefflichsten Gesetze, sind die Mittel zu ihrer Ausführung nicht vorhanden, keinen Werth haben.

Dafs nun diese Auffassung des Herrn Chevalier von der gemeinen Ansicht der Sache wesentlich abweiche, liegt für Jeden, der auch nur im Allgemeinen mit dem Stande der Wissenschaft vertraut ist, auf der Hand; denn die von Ad. Smith ausgehende Lehre beruht in ihrem letzten Grunde auf den Egoismus des Menschen, sie hat ihr Princip der Bewegung an dem Spiel der Leidenschaft und ihren Regulator an der Concurrenz: sie will, um es kurz zusammen zu fassen, die materiellen Güter um ihrer selbst willen gepflegt und bearbeitet, sie als Zweck für sich betrachtet wissen. Sie reifst dieselben darum aus ihrem natürlichen Zusammenhange heraus und ist das was man eine Theorie im Gegensatze zu der concreten Wirklichkeit nennt. Herr Chevalier dagegen will sie nur als Mittel zum Zweck, nur als Bedingung zur Erreichung der Freiheit anerkennen; ihm haben sie daher ihr Princip und Maafs nicht in ihnen selber, sondern aufserhalb ihrer in der Freiheit liegen. Auch ist Herr Chevalier sich seines Widerspruchs sehr wohl bewufst nur dafs er ihn nicht als Widerspruch wider ein geltendes System, sondern als Verhältnifs des unvollkommenen Zustandes der National-Oekonomie zu ihrer vollendeten Zukunft fafst. „Obgleich die Industrie", sagt er, „eine colossale Macht und eine bewundernswerthe Fruchtbarkeit besitzt, obgleich sie in ihrem Schoofse das Heil, die Würde und Freiheit des Menschen trägt, so ist sie doch, trotz aller dieser Seegensquellen, über die sie möglicher Weise verfügen kann, gegenwärtig keineswegs immer eine zärtliche Mutter, sondern oft eine grausame Stiefmutter. Eine grofse Zahl ihrer Kinder und vorzüglich diejenigen, welche die Werkstätten füllen, befinden sich in einer betrübenden Lage. Sie ertragen ihre Leiden mit Ungeduld, sind mifsvergnügt und aufgeregt und ihr Elend ist eine Gefahr für den Staat geworden. *Dies liegt aber darin, dafs wir erst beim Anfange der Herrschaft der Arbeit sind und aller Anfang schwer ist.* Die unbeschränkte Concurrenz, welche (jetzt) das einzige Gesetz der Industrie ist und welches die Fabrikanten zu gegenseitigen Feinden macht, nöthigt sie bei Strafe des Banqueroutʼs, d. h. des industriellen Todes, die Pensa der Arbeiter zu vermehren, während sie den Lohn vermindern müssen. Die hohe Bedeutung der Maschinen und welche die Ausbreitung derselben und den Fortschritt der Mechanik einem jeden Menschenfreunde theuer machen mufs, besteht darin, dafs sie den Menschen ersetzen und an seiner Stelle arbeiten, dafs sie die Production bei geringerem Kraftaufwande, den Genufs bei geringerer Mühe vermehren, dafs der Mensch aufhört von der Materie erdrückt zu werden und an der Lust der Geistescultur theilnehmen kann, während an seiner Stelle die Elemente arbeiten; allein bei der ge-

Digitized by Google

genwärtigen Anordnung der Arbeit, unter dem Gesetze der unbeschränkten Concurrenz erfolgt das gerade Gegentheil und die Arbeiter von Brighton konnten mit Recht sagen: „„*die Maschinen, welche unsere Sclaven sein sollten, sind unsere Herren geworden*"". — Allein, wenn bei der gegenwärtigen Desorganisation der Arbeit und vorzüglich der Manufacturen das Schicksal des Arbeiters beklagenswerth ist, so ist es das der Herren nicht weniger. Diese sind derselben Unbeständigkeit preisgegeben; sie haben, wenn nicht gleiche, doch ähnliche Gefahren zu laufen. Wenn auch nicht die Gier des Hungers an ihrer Thüre lauert, so ist es der Vampir, den einst Mirabeau's Beredsamkeit auf der Tribüne erscheinen liefs und davor ganz Frankreich zusammenschauern machte: c'est la hideuse banqueroute. Seht um Euch und zählet die Fabrik- und Kaufhäuser, und fragt Euch dann, wie viele derselben 30 Jahre zählen und wie viele von denen noch übrig sind, deren Glanz die Augen derer blendete, die eine Generation älter sind als wir. — Bei der gegenwärtigen Lage der Industrie ist das Morgen nicht gewifs und das Schicksal der Herren und Arbeiter unterscheidet sich nur dadurch, dafs das Morgen für jene nach einem Jahre oder sechs Monaten erfolgt, während es für diese schon in einer Woche oder gar in vier und zwanzig Stunden da ist. — *Dieser Zustand der Industrie ist aber ein erzwungener, der also nicht dauern kann.* — Um aus diesem Labyrinthe herauszukommen, giebt es zwei Ausgänge. Der eine würde zu einer industriellen Feudalherrschaft führen, wo die arbeitenden Klassen von Neuem zur Sclaverei verdammt würden, der andere, noch weniger versuchte, Weg ist die Vereinigung der streitenden und sich eifersüchtig beobachtenden Interessen. *Die Eintracht in der Industrie und der Gesellschaft mit Hülfe einer einsichtsvollen Organisation der Kräfte herzustellen, ist ein Werk, welches die Bildung krönen wird*". — Aus diesen Sätzen geht deutlich hervor, dafs Herr Chevalier sich seines Widerspruchs mit der geltenden Lehre, die er als den dermaligen Zustand der Industrie fafst, vollkommen bewufst ist und man hätte erwarten sollen, dafs er, an diesen Widerspruch anknüpfend, denselben durch die Wissenschaft aufzuheben und so das Werk „welches die Bildung krönen wird", die Interessen der Industrie nämlich mit den Interessen der Gesellschaft durch eine einsichtsvolle Organisation der Kräfte in Einklang zu bringen, zunächst auf dem Wege der wissenschaftlichen Forschung zu erreichen sich bemühen werde, damit alsdann das Leben darnach eingerichtet werden könnte; allein die „*Organisation der Kräfte*" bleibt bei Herrn Chevalier, so wie bei vielen Andern, die den Druck der gegenwärtigen Lage ebenfalls schwer empfinden, nur ein frommer Wunsch. In seinen Vorlesungen beschränkt er sich auf den Beweis des Satzes, *dafs die Industrie die Mittel enthält zur Verwirklichung der Freiheit*, und die ganze Schrift enthält nur diesen Beweis nach seinen verschiedenen Beziehungen. Die Behandlungsweise, die er dabei anwendet, ist ganz inductorisch, wodurch die Darstellung ungemeine Anschaulichkeit erhält, obgleich der Gesichtspunct, von dem er dabei ausgeht, nicht gebilligt werden kann. „Wir leben in einer Zeit" sagt er, „wo man so viele übertägige Theorien, so viele gewagte Systeme entstehen sieht, die wie die Schatten wieder verschwinden, dafs es mehr als je nöthig ist, seine Behauptungen auf Thatsachen zu gründen". Es wird jedoch kaum nöthig sein, zu bemerken, dafs dieser Ansicht der weit verbreitete Irrthum zu Grunde liegt, nach welchem man glaubt, aus der Erfahrung allgemeine Lehrsätze ziehen zu können, während man doch nur in Selbsttäuschung befangen, Sätze, die von der Erfahrung ganz und gar unabhängig sind, wie es jeder Lehrsatz sein mufs, durch die Erfahrung bestätigen läfst; denn durch ein Factum kann niemals ein Beweis geführt werden, und Thatsachen sind wohl gut die Sätze zu erläutern, sie geben der Darstellung Anschaulichkeit, können aber niemals dazu dienen, einem Satze Beweiskraft zu verschaffen. Dies erhellt schon daraus, dafs dieselben statistischen Notizen zum Belege ganz entgegengesetzter Behauptungen gebraucht werden. In einer Wissenschaft, die so sehr in's praktische Leben eingreift, wie die Staatswirthschaft, ist es freilich unerläfslich, die allgemeinen Sätze durch Beispiele zu erläutern, um die Ausführbarkeit derselben darzuthun; aber man mufs sich ja hüten zu glauben, wie dies gewöhnlich geschieht, dafs diese Beispiele in irgend einer Beziehung beweisende Kraft haben, da vielmehr das Schlagende solcher Beispiele gerade in der Regel liegt, die mit ihnen gleichsam in einer verkörperten Gestalt erscheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

Cours d'économie politique fait au Collège de France par Mr. Michel Chevalier.

(Fortsetzung.)

Wir wollen, um nach diesen allgemeinen Betrachtungen auf den Inhalt der Vorlesungen des Herrn Chevalier genauer einzugehen und dem Leser, so viel es thunlich ist, ein Bild derselben zu entwerfen versuchen. Sie haben, wie bereits bemerkt worden, ihr gemeinschaftliches Ziel in dem Beweise des Satzes, dafs die Industrie die Mittel zur Realisirung der Freiheit an die Hand giebt, und sind so zu sagen nur die verschiedenen Momente dieses Beweises. In der ersten derselben nun sucht er ganz allgemein den Satz zu beweisen, *dafs Freiheit und Industrie Hand in Hand gehen, dafs die Fortschritte der einen mit den Fortschritten der andern nothwendig verbunden sind, dafs das Reich der Freiheit sich ausdehnt im Verhältnisse der Eroberungen, welche der Mensch über die materielle Welt macht.* Er zeigt dies vermittelst verschiedener Beispiele. Das erste nimmt er von der Nahrung her. Mit dem Ackerbau beginnt die Cultur des Menschengeschlechts, dies ist ein historisches Factum. Worauf aber dieses Factum beruhe, bleibt zu erklären. Es hat seine Ursache, sagt Herr Chevalier, in dem Anbau des Getreides. Wir finden eine dreifache Cultur in der Geschichte verzeichnet. Die höchste ist die der westlichen Völker des alten Continents, der Aegypter, Chaldäer, und europäischen Nationen. Bei ihnen finden wir den Kornbau heimisch. Eine hohe Cultur erlangten auch die Völker des östlichen Asiens; sie haben den Reis angebaut. In der neuen Welt, in America, fand sich bei der Entdeckung ebenfalls eine verhältnifsmäfsig vorgerückte Cultur bei den Mexicanern. Sie pflanzten Mais. Wie aber hängt mit der Cultur des Getreides die Cultur des Geistes zusammen? Dies erkennt man aus den Eigenschaften, welche das Getreide als Nahrungsmittel auszeichnen; *es wird regelmäfsig erzeugt und kann leicht aufbewahrt werden.* In Frankreich, wo eine gewöhnliche Aerndte für den Bedarf der Bevölkerung ausreicht, betrachtet man sie als sehr schlecht, wenn sie sich um die Ernährung dieser Bevölkerung während 14 Tagen vermindert. Wenn man die gehörige Sorgfalt anwendet, läfst sich das Getreide mehrere Jahre aufbewahren. Durch den Anbau des Getreides wird somit dem Menschen seine Existenz gesichert, er wird von der Sorge befreit, täglich seiner Nahrung nachjagen zu müssen, wie der Jäger, Fischer, zum Theil auch noch der Hirte, und somit durch denselben zur Civilisation der Grund gelegt.

Das zweite Beispiel nimmt Herr Chevalier von den Instrumenten her, welche den Menschen bei seiner Arbeit unterstützen. Er betrachtet die Bedeutung des Pfluges, des einfachsten derselben, in Bezug der Entwickelung der Cultur. Sie erhellt daraus, dafs die unzählige Masse von Menschen, welche den Erdkreis bewohnen, wenn sie auch alle, vom ersten bis zum letzten, sich daran machten, die Erde umzuwühlen, dennoch ohne den Pflug nicht eine hinreichende Nahrung für alle zu erzeugen im Stande sein würden. Wenn daher der Anbau des Getreides, indem er dem Menschen eine gesicherte und regelmäfsige Nahrung anweis't, zur Cultur den Grund legt, so wird es durch den Pflug möglich, diese Nahrung mit verhältnifsmäfsig geringem Kraftaufwande zu erlangen.

Als drittes Beispiel betrachtet er den Gebrauch des Eisens. Achilles setzte, bei der Bestattungsfeier des Patroklus, ein Stück dieses Metalles als Preis aus, heut zu Tage kann kein Zweig der menschlichen Thätigkeit desselben entrathen. Die ganze moderne Bildung beruht auf dem Dienste, den dieses nützliche Metall der menschlichen Gesellschaft leistet.

So waren denn der Anbau des Getreides, die Erfindung des Pfluges, die Anwendung des Eisens ver-

Digitized by Google

mögend, den Zustand der menschlichen Gesellschaft durch und durch umzugestalten.

Zum Schlusse der Vorlesung zeigt Hr. Chevalier noch, welche Erleichterung dem Menschen aus der Bändigung der Hausthiere geworden sei. Der Holländische Gesandte, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts nach Peking geschickt wurde, bedurfte zur Fortschaffung seines Gepäckes und der Geschenke, welche er dem Kaiser machte, mehr Menschen, als nöthig sind, ein vollständiges (französisches) Linien-Regiment zu bilden. Als Ferdinand Cortez Mexico belagerte, waren 50,000 Indier nöthig, um das Holz zum Bau einer kleinen Flotille aus dem benachbarten Walde herbei zu schaffen.

Aus allen diesen Beispielen geht nun allerdings hinreichend hervor, dafs durch die Eroberungen, welche der Mensch über die materielle Welt macht, sein Fortschritt in der Civilisation bedingt ist, obgleich, wie wir bereits bemerkt haben, sie eigentlich den Satz nicht beweisen, sondern nur bewahrheiten. Sie sind schlagend, weil Jedermann das Bewufstsein hat, ohne materielle Mittel seine geistigen Zwecke nicht ausführen zu können, jeder also gewissermafsen den Satz schon a priori zugegeben hat und sich freut, ihn durch die Wirklichkeit bewährt zu sehen.

An dem in dieser Vorlesung angeknüpften Faden führt nun Herr Chevalier die Untersuchung weiter. Der Text der ersten Vorlesung war: die Arbeit macht den Menschen frei, der der zweiten würde sich ausdrücken lassen: der Umfang und die Ausdehnung, welche die Freiheit und Civilisation erlangt, steht im Verhältnifs zu der Gröfse der „productiven Kräfte". Den Beweis führt er in ähnlicher Weise, wie den des vorigen.

Er wendet sich zuerst an die Eisenindustrie. In den Pyrenäen hat sich die alte Weise der Eisenfabrication noch erhalten, nur dafs sie sich verbesserte. Man findet in der Tiefe der Thäler noch Hütten, die vor 5 bis 600 Jahren im Betriebe waren. Die Quantität Eisen, welche in diesen Hütten auf die tägliche Arbeit eines Mannes kam, kann annähernd zu 4—5, höchstens 6 Kilogr. geschätzt werden. Ein Hochofen heutiges Tages liefert bei Holzkohlenbetrieb 3—5000 Kilogr. Gufs und 10—15000, ja 18000 bei Koaksalimentation. Dieses Gufseisen wird durch den Frischprocefs in Stabeisen umgearbeitet, und man kann die tägliche Eisenproduction eines Arbeiters auf 160 Kilogr. anschlagen. Die Vermehrung der productiven Kraft in diesem Industriezweige ist also wie 1 : 25 oder 1 : 30, ein Verhältnifs, das in einem noch viel günstigeren Lichte erscheint, wenn man bedenkt, dafs bei jener ersten Verfahrungsweise das Eisen schon durch einen einzigen Procefs hergestellt wurde und also nur ausgesucht gute Erze zu dessen Erzeugung gebraucht werden konnten.

In andern Productionszweigen ist die Vermehrung der productiven Kraft noch bedeutender. Die Wasser- und Windmühlen sind von ziemlich neuer Erfindung. Die Völker des Alterthums kannten sie nicht. Homer erzählt, dafs im Hause des Ulysses zwölf Frauen damit beschäftigt waren, das nöthige Mehl zu mahlen. Nimmt man an, dafs der Haushalt des Königs von Ithaka aus 300 Personen bestanden habe, so war für 25 Personen eine Müllerin nöthig. Die Mühle von St. Maur bei Paris, deren Dienst von 20 Personen versehen wird, mahlt 720 hectolitres in 24 Stunden. Auf die Person täglich 1½ Pfund Brod gerechnet kann diese Mühle für 72,000 Menschen das Mehl liefern. *Eines* Menschen Arbeit liefert demnach Mehl für 3,600 Personen. Das Verhältnifs der Vermehrung der productiven Kraft ist also wie 1 zu 144.

Die Vermehrung derselben in der Baumwollspinnerei durch Einführung der Maschinen giebt ein Verhältnifs von 1 : 320; in der Leinengarnspinnerei von 1 : 240. Die Eisenbahn von Schuylkill nach Philadelphia eine Vermehrung von 1 : 171, wenn vorausgesetzt wird, dafs mit Pferd und Wagen der Transport verrichtet werden sollte.

„Aus allen diesen Beispielen dürfen wir nun mit Recht den Schlufs ziehen, dafs die Fortschritte, welche in der Industrie gemacht wurden und die welche sie in Aussicht steht zu machen, eine grofse Verbesserung in der materiellen Lage des Menschengeschlechts verheifsen".

Aber man hat, fährt Herr Chevalier in der dritten Vorlesung fort, man hat gegen die Vermehrung der Production Einspruch gethan und behauptet, dafs das Uebermafs der Production die kläglichen Krisen und Katastrophen in der Industrie herbeiführe. Der Grundfehler, woran dieser Schlufs leidet, ist, dafs er

Digitized by Google

eine Ausnahme, einen Zufall für die allgemeine Regel nimmt. Es kann wohl geschehen, dafs ein Industriezweig seine Production in einem gröfsern Grade vermehre, als die übrigen im Stande sind, ihm abzunehmen und dann ist eine Krise allerdings unvermeidlich; allein die Ursache liegt nicht so sehr darin, dafs dieser Industriezweig zu viel producirt hat, als vielmehr darin, dafs die übrigen in der verhältnifsmäfsigen Production zurückgeblieben sind; denn überall, wo es noch Menschen giebt, die schlecht essen, schlecht wohnen und schlecht gekleidet sind, da ist die Production noch unzulänglich, und wenn in der Gesellschaft arbeitsame Menschen an solcher Entbehrung leiden, da ist das Heilmittel die Vermehrung der Production, nur mufs diese Production geregelt und harmonisch sein, es müssen gleichsam die einspringenden Winkel auf der einen Seite die ausspringenden auf der andern ausfüllen.

So richtig aber auch diese Bemerkung des Hrn. Chevalier ist, so wäre es doch nöthig gewesen, anzugeben, wie diese Harmonie herbeizuführen sei. Ackerbau, Handel und Industrie eines und desselben Landes, so wie die verschiedenen Industriezweige untereinander, stellen sich bald in ein solches Verhältnifs, dafs sie unter sich selbst nur unbedeutenden und vorübergehenden Störungen ausgesetzt sind, die grofsen Krisen rühren von der Concurrenz des Auslandes her. Wir haben in diesem Augenblicke das Beispiel in drei grofsen Industriezweigen unseres deutschen Vaterlandes vor Augen: der Eisenfabrication nämlich, der Baumwollgarnspinnerei und der Leinenindustrie. Die Noth derselben wurde nicht durch ihre Ueberproduction, sondern durch die Concurrenz Englands herbeigeführt und die vortrefflichste innere Organisation hätte sie vor dem Verderben nicht schützen können. Wenn nun ein solcher Fall eintritt, wie ist die Ordnung zu wahren? Die eigenen Arbeitskräfte möglichst zu utilisiren, ist in wirthschaftlicher Beziehung die oberste Aufgabe des Staates; denn darauf beruht seine Macht und die Fähigkeit seiner Unterthanen, sich mit ihrer Arbeit auch die Producte des Auslandes zu verschaffen. Wenn daher die *zweckmäfsige* Verwendung der Arbeitskräfte eines Volkes durch die Concurrenz des Auslandes bedroht ist, so möchte es wohl schwerlich ein anderes Mittel geben, die Harmonie zu erhalten, als Schutzzölle, und wir glauben, dafs dieselben nur von diesem Gesichtspuncte aus einer wissenschaftlichen Begründung fähig sind, indem alle andern Rücksichten, welche dafür geltend gemacht wurden, theils von diesem Grundsatze abhängig sind, theils aber nur vorübergehende Vortheile darbieten.

Wenn es aber den Anschein hat, als ob durch dergleichen Zölle den Consumenten die Genüsse vertheuert würden, da doch das Ausland sich erbietet, sie wohlfeiler zu liefern, als sie im Inlande erzeugt werden können, so ist dies nur scheinbar der Fall; denn so richtig der Grundsatz ist, dafs man da kaufen müsse, wo die Waare am wohlfeilsten zu haben ist, so gewifs ist es auch, dafs sie nicht da am wohlfeilsten gekauft wird, wo man sie für den geringsten Nominalwerth haben kann, vielmehr ist ein Volk am reichsten, je gröfser seine arbeitenden Kräfte sind und je zweckmäfsiger sie verwendet werden; denn mit seiner Arbeit mufs es seine Genüsse erkaufen und so wie es die Aufgabe der Regierung ist, die Arbeitskräfte des Volkes zu utilisiren, so ist es ihre Pflicht zu sorgen, dafs die zweckmäfsige Verwendung derselben nicht durch äufsere Ursachen gestört werde. —

Vergröfserung der productiven Kräfte also müssen wir anstreben, wollen wir unsere materielle Lage verbessern und uns die Mittel zur freien Entwickelung der geistigen Kräfte erwerben. Vergröfsert werden aber die producirenden Kräfte vorzüglich durch die Anwendung der *Maschinen*. Auf die Betrachtung derselben verwendet Herr Chevalier die drei folgenden Vorlesungen. Er begnügt sich jedoch die industrielle Bedeutung der Maschinen blofs anzudeuten, um sich gegen die Anklagen zu wenden, die man wider sie erhoben hat. Die Maschinen, sagt er, leisten der Industrie in zweierlei Rücksicht Hauptdienste, *indem sie einer Seits die Kräfte des Menschen zu gröfseren Wirkungen befähigen und für's Andere, weil sie die blinden Kräfte der Natur utilisiren*; und das Resultat davon ist: dafs *eine bestimmte Summe menschlicher Kräfte mehr, und weniger kostspielige Producte erzeugt, als sie ohne die Maschinen vermöchte.*

Diese Sätze werden aber, wie gesagt, nur hingestellt, um an sie die Widerlegung der Vorurtheile anzuknüpfen, die gegen die Maschinen geltend gemacht werden. In diese Widerlegung selbst können wir jedoch

Digitized by Google

uns hier nicht einlassen, uns genügen lassend, bemerkt zu haben, dafs diejenigen, welche beständig den „schwarzen Industrialismus" im Munde führen, welche von ihm den Pauperismus, den Verfall von Religion und Sittlichkeit u. s. w. ableiten, hier sattsame Belehrung finden.

Die Maschinen sind ein wesentliches Mittel, die Production zu vermehren, aber sie sind nicht das einzige, sondern es giebt auch noch andere allgemeinerer Natur. Dahin gehören: 1) die Communicationsmittel; 2) die Creditinstitute; 3) die professionelle Erziehung. Durch die professionelle Erziehung wird der Mensch, dem bei aller Production doch die Hauptrolle bleibt, zur Kunst der Production herangebildet; durch die Creditinstitute werden die Capitale, welche das gewerbliche Leben befruchten, in Bewegung gesetzt und durch leichte Communication werden Producent und Consument, Arbeiter und Material einander nahe gebracht. Wo diese drei Bedingungen erfüllt sind, da ist grofse productive Kraft, da ist Reichthum, da sind wohlfeile Producte. Aber nur die beiden ersten Bedingungen unterwirft Herr Chevalier einer genauern Betrachtung und zwar spricht er zunächst von den Creditinstituten. Hiebei hat ihn jedoch sein scharfsinniger Beobachtungsgeist gänzlich verlassen und wir möchten behaupten, dafs er über dieses Capitel mehr falsche als richtige Vorstellungen an den Tag legt. Auch scheint er seiner Schwäche sich bewufst zu sein, indem er ein Mal die Schwierigkeit des Gegenstandes vorschützt und dann wiederum Vieles der Praxis und Gewohnheit anheim geben will, was bei der hohen Bedeutung des Gegenstandes ein mifsliches Geständnifs ist. Zuerst sucht er eine allgemeine Vorstellung von einer Bank zu geben, vergifst aber dabei gänzlich, dafs keine Bankscheine irgend einer Art auch bei den sichersten Garantieen ausgegeben werden können, wenn sie nicht zuletzt durch Geld einlösbar sind. Sein eigenes Vaterland hat in dieser Beziehung zweimal schlagende Beispiele geliefert (Law, die Assignaten der Revolution). Hiemit hängt dann auch die falsche Vorstellung über das Geld zusammen, nach welcher er behauptet: quelle que soit l'utilité de la monnaie, les espèces d'or et d'argent sont par elles mêmes un capital improductif. On ne se nourrit pas d'or ni d'argent; un écu ne travaille pas, tandis qu'une machine travaille. Diese Ansicht ist durch und durch irrig. Es ist allerdings richtig, dafs man Gold und Silber nicht essen kann; aber es giebt viele Dinge, die, ohne als Nahrungsmittel zu dienen, von der höchsten Bedeutung sind. Gold und Silber, abgesehen davon, dafs sie als Tauschmittel dienen, haben einen so hohen Gebrauchswerth, sind so tauglich zu Schmuck, Geräthen u. s. w., dafs ihr Besitz niemals werthlos werden kann. Kein Mensch wird sagen, dafs derjenige, welcher einen Vorrath von Eisen besitzt, einen unnützen und werthlosen Besitz hat. Noch viel weniger aber sind Gold und Silber werthlose Güter; denn die Nachfrage nach denselben, ganz abgesehen, wie gesagt, davon, dafs sie auch als Circulationsmedium dienen, ist noch viel gröfser als die nach Eisen oder irgend einer andern Waare. Es ist daher gänzlich irrig, wenn Hr. Chevalier aus seinen obigen Worten den Schlufs zieht: il suit de là qu'un pays, qui veut s'enrichir doit faire en sorte de ne pas conserver plus de numéraire que n'en exige le service des échanges; denn erstens sind, wie gesagt, Gold und Silber nützliche und brauchbare Metalle, so gut wie Zinn, Blei, Kupfer u. s. w., für's Andere werden sie in der Gestalt als Geld sich nur so lange erhalten, als sie nicht besser in anderer Weise verbraucht werden können.

Was aber Herr Chevalier weiter bemerkt: un écu ne travaille pas tandis qu'une machine travaille, in welchem Satze die Function dieser Metalle als Geld in Rücksicht genommen ist, so ist es zwar richtig, dafs wenn ich einen Thaler in den Schrein lege, er keine Dienste verrichtet. Ganz eben so verhält es sich aber mit jeder Maschine. Man erbaue die schönste und vortrefflichste Maschine und bringe sie unter wohlverwahrten Verschlufs, so wird man eben so wenig Früchte davon ärndten, wie von einem eingeschlossenen Thaler. Der Thaler aber, wenn er angewendet wird, ist eben so wenig unfruchtbar, wie die in Gebrauch gesetzte Maschine.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

Cours d'économie politique fait au collège de France par Mr. Michel Chevalier.

(Schlufs.)

Eine fernere Bemerkung betrifft die in Frankreich umlaufende grofse Summe gemünzten Geldes von 3½ Milliarden, während England nur 1,200 Millionen besitze. Frankreich verliere dadurch, meint Herr Chevalier, die Revenüen, welche diese enorme Summe einbrächte, wenn sie zu nützlichen Arbeiten verwendet würde. Dies ist zwar ganz richtig; allein diese Revenüen gehen nicht verloren, weil Frankreich so viele edle Metalle besitzt, sondern weil es sie nicht anwendet oder weil seine Creditinstitute noch so wenig vorgeschritten sind, dafs es um seine Tauschgeschäfte zu vollbringen, so viele gemünzte Metalle nöthig hat. Hieran knüpft Herr Chevalier noch ein Räsonnement, das wir, um die Täuschung, in der er befangen ist, aufzudecken, ganz hieher setzen müssen.

„America erzeugt", sagt er, „gegenwärtig jährlich ungefähr 700,000 Kilogr. Silber. Fügt man hiezu die Quantität, welche Europa liefert, so erhält man 825,000 Kilogr. als jährliche Totalproduction beider Continente. Die Münzen Frankreichs schlagen, die Umprägung abgerechnet, in einem gewöhnlichen Jahre, 80 Millionen Franken. Nun weifs man, dafs das gemünzte Silber Frankreichs $\frac{9}{10}$ Feingehalt hat, und dafs 40 Silberstücke von 200 Francs Werth 1 Kilogr. wiegen. 80 Millionen Franken enthalten also 360,000 Kilogr. feines Silber. Mehr als die Hälfte von dem Silber, welches die neue Welt erzeugt, und beinahe die Hälfte von der ganzen Silberproduction wird also in Frankreich gemünzt, und dieses Geld bleibt wenigstens zum gröfsern Theile im Lande und wird zu der Masse gemünzten Geldes hinzugefügt. Es geht in der That aus den Zolltabellen Frankreichs und anderer Länder hervor; dafs seit 1816 die Silbereinfuhr in Frankreich die Ausfuhr um den Werth von 2 Milliarden (genau 1,993 Millionen) übersteigt".

Aus dieser Thatsache zieht nun Herr Chevalier folgenden Schlufs:

„Die Regierungen von Südamerica fahren fort die von der spanischen Krone eingeführte Abgabe, den *Quint* von den Gold- und Silberminen zu erheben. Diese Abgabe, welche wenigstens 16 % beträgt, wird letztlich durch den Käufer der Barren bezahlt d. h. einem guten Theile nach von Frankreich. *Dieses ist ein Tribut, welcher seit* 1816 320 *Millionen gekostet hat.*

Aber dies ist noch nicht Alles. Man weifs, dafs man sich bei der Behandlung der Silbererze des Quecksilbers bedient. Es giebt aber nur zwei Quecksilbergruben von Bedeutung, deren sich gewitzte Speculanten bemächtigt haben und nun den Producenten der edlen Metalle das Gesetz vorschreiben. In Folge dieses Monopols ist die Silberextraction um 10 Francs pr. Kilogr. vertheuert worden. *Da nun Frankreich* 360,000 *Kilographen Silber jährlich bedarf, so bezahlt es unter diesem Titel einen Tribut von* 3,600,000 *Francs*".

Dieses ganze Räsonnement ist aber ein leerer Schein. Der Quint sowohl, wie das Quecksilber, erhöhen wohl die Herstellungskosten, allein wenn Frankreich jährlich 360,000 Kilogr. an sich kauft, so erhält es für seine Producte eine Waare, die Jeder um diesen Preis nimmt und die es selbst nur sich erwirbt, weil es sich daraus das Handelswerkzeug, das Geld, oder andere nützliche und brauchbare Dinge bereitet. Frankreich erleidet durch den Ankauf des Silbers auch nicht einen Deut Verlust. Es ist möglich, dafs Frank-

Digitized by Google

reichs Creditinstitute so eingerichtet werden könnten, dafs es mit weniger gemünztem Gelde ausreichte, allein dafs dieses jetzt nicht der Fall ist, davon tragen die edlen Metalle keineswegs die Schuld.

Die noch übrigen sechs Vorlesungen widmet Herr Chevalier den Communicationsmitteln, ein Capitel, dem er vorzügliche Aufmerksamkeit schenkt und worüber er sich auch anderwärts gründlich ausgesprochen hat. Zunächst hebt er die Bedeutung derselben für den Fortschritt der Civilisation und Freiheit hervor. Diejenigen Völker der Erde sind die civilisirtesten und freiesten, welche die besten Communicationsmittel haben. Die Republiken Südamerica's haben sich bei ihren Unabhängigkeitserklärungen wohl eine freisinnige Verfassung gegeben, allein es fehlt ihnen der Gewerbfleifs, es fehlen ihnen namentlich Strafsen- und Canalverbindungen, darum entbehrt ihre Freiheit der Realität. Sie sind Sclaven trotz ihrer freien Verfassung. Gute Verkehrswege sind wesentliche Bedingungen zum Emporkommen des industriellen Lebens. Man kann sich eine Vorstellung von der Bedeutung derselben machen, wenn man sich vergegenwärtigt, welche Gegenstände nöthig sind, um unsere gewöhnlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und welche Wege sie machen müssen, bis sie zum Orte ihrer Bestimmung gelangen. Nichts aber ist geeigneter, uns einen richtigen Begriff von der Bedeutung der Communicationsmittel zu geben, als die Beispiele, welche uns America in dieser Hinsicht liefert. Man betrachte den grofsen (Erie) Canal, welcher den Eriesee mit dem Hudson verbindet.

1817 stellten die productiven Güter des Staats New-York ein Capital von 15,900,000 Francs da; 1837, zwölf Jahre nach der Vollendung des Canals (1825) betrugen sie 118,000,000 Francs. Zieht man hievon die Staatsschuld ab, so betrugen sie 93,900,000 Francs.

Das Staatseinkommen ist in derselben Zeit von 2,200,000 Frcs. auf 7,600,000 Frcs. gestiegen. Die Fonds der Elementarschulen haben sich verdoppelt, die für die Institute höherer Bildung verzehnfacht. Dieselben Resultate zeigt das Privatvermögen. Während der zehn Jahre vor der Eröffnung des Canals zeigt die öffentliche Abschätzung eine kleine Verminderung. Die darauf folgenden zehn Jahre weisen einen ununterbrochenen Fortschritt zum Bessern nach, der eine Vermehrung herausstellt von 1,414,000,000 Francs.

Besonders günstig mufsten sich die Folgen für die Hauptstadt New-York ausweisen. Das gesammte Privatvermögen zeigt während der zehn Jahre vor der Eröffnung des Canals eine Vermehrung von 7,600,000 Fr., während der zehn Jahre nach der Eröffnung von 723,000,000 Fr.

Die kleine von den Holländern erbaute Stadt Schenectady war früher das äufserste Thule der americanischen Civilisation. Jenseits derselben fand man nur Urwälder. Der Reisende, welcher jetzt den Canal jenseits von Schenectady befährt, sieht von allen Seiten schöne und blühende Dörfer, in denen Wohlstand herrscht, und stolze Städte von 10,15 u. 20,000 Einwohnern (Utica, Syracus, Rochester, Buffalo).

Gleiche und noch glänzendere Resultate hat die Dampfschifffahrt auf dem Missisippi hervorgebracht. Das gesunde, fruchtbare, lachende Missisippithal, fünf bis sechsmal so grofs als Frankreich, zählte vor 1810 nicht mehr als 1½ Millionen Einwohner. Fulton hat die Dampfschifffahrt erfunden, 1811 wurde wurde das erste Dampfschiff auf den Ohio gebracht und seit 1820 ein regelmäfsiger Cours über den ganzen Lauf des Missisippi errichtet. Seit dieser Zeit wurden die Urwälder der Axt überliefert, das Land bedeckte sich mit Getraide, Mais, Baumwolle, die Bevölkerung vermehrte sich zusehenden Auges und das kaum noch unbebaute Thal erlangte einen erstaunlichen Grad von Reichthum und Prosperität. Gegenwärtig zählt es von den 26 Staaten, welche die Union bilden, 11.

Was liefse sich über die Bedeutung der Communicationsmittel zur Begründung der Civilisation sagen! Sie sind die Mittel des Wohlbefindens; durch sie gelangt der Mensch zum Besitz der Herrschaft über die Erde; sie dienen als Werkzeuge der Politik und sind Mittel der Verwaltung; und zumal die Vervollkommnungen, welche sie durch Einführung der Eisenbahnen erfahren haben, ist bestimmt die politische Gestalt der Erde zu verändern.

Nach diese Bestimmung der Bedeutung, welche die Verkehrsmittel für die Entwickelung der Freiheit und Civilisation haben, giebt Hr. Chevalier eine nähere Charakteristik derselben. Er theilt sie in drei Classen, nämlich: 1) Wege und Strafsen, 2) Flüsse und Ca-

Digitized by Google

näle und 3) Eisenbahnen. Auf Strafsen ist die Kraftersparung so grofs, dafs auf den bestbedingten die Zugkraft nur 2 bis 2½ % beträgt. Gewöhnlich aber schwankt sie in der Ebene zwischen 3 und 6 %. Der Verkehr auf Flüssen ist zwei Hindernissen unterworfen; einmal nämlich dadurch, dafs die Flüsse nicht das ganze Jahr hindurch schiffbar sind, für's Andere, weil sie nicht mit gleicher Leichtigkeit stromauf- und abwärts beschifft werden können. Von dem letztern dieser Hindernisse sind die Canäle frei, und die Kraftanspannung auf denselben so grofs, dafs auf den Canälen des Nordens (von Frankreich), was freilich eine Ausnahme ist, ein Pferd 100,000 Kilogr., d. h. hundert Mal so viel als es auf gut conditionirten Strafsen ziehen kann. Die vollkommensten Verkehrswege aber sind die Eisenbahnen. Für sie gibt es weder Clima, noch Jahreszeit, weder Frost noch Sturm. Die Reibung auf den Bahnschienen ist sehr gering. Auf Strafsen in gutem Zustande beträgt sie durchschnittlich 3 bis 4 % der Bruttolast (Wagen und Ladung). Auf Eisenbahnen ist sie zehnmal geringer, sie beträgt nur 0,0035. Dabei ist noch der Vortheil mit denselben verbunden, dafs eine elementarische Kraft als Zugkraft angewendet werden kann, wodurch eine ungeheure Geschwindigkeit des Verkehrs erzeugt wird. Sie beträgt für Personen 10 (franz.) Meilen pro Stunde, für den Waarentransport 4 — 5. Der einzige Fehler der Eisenbahnen ist ihre (noch dermalige) Kostspieligkeit.

Hiernächst sollte man erwarten, dafs Herr Chevalier angeben würde, auf welche Weise Strafsen, Canäle, Eisenbahnen etc. staatsökonomisch (nicht technisch) am besten gebaut und unterhalten würden, auch scheint das, was er in der folgenden Darstellung giebt, wirklich dahin zu zielen; allein hier bleibt er so sehr am empirischen Factum hängen, und erhebt sich so wenig zu allgemeinen Grundsätzen, dafs sich eine Uebersicht seiner Ansicht mit wenigen Worten nicht geben läfst. Es ist zwar in vielfacher Hinsicht sehr belehrend, wenn er uns erzählt, wie und auf welche Weise in Frankreich für Wege- und Strafsenbau gesorgt ist, wenn er uns angiebt, wie in Frankreich, England und Nordamerika Canäle und Eisenbahnen tarifirt sind, allein zur Erkenntnifs der Sache reichen diese Facta nicht hin. Ungeachtet der reichhaltigen Belehrung, welche diese Thatsachen liefert, bleibt daher dieser Abschnitt des Buches dennoch mangelhaft.

In der letzten Vorlesung bespricht Herr Chevalier noch den Nutzen der Eisenbahnen in Kriegszeiten. Allein wir müssen uns auch einer nähern Betrachtung seiner Ansicht in dieser Hinsicht überheben, weil dieses Kapitel in die Politik und nicht in die Staatswirthschaft gehört.

Ungeachtet der Mängel aber, welche wir hier und früher schon hervorzuheben uns genöthigt sahen, wird der Leser aus unserer Darstellung ersehen, dafs Herr Chevalier mit seinen Vorlesungen im Ganzen in dem richtigen Gesichtspunkte der Sache steht und einen wesentlichen Schritt gethan hat, das Ziel, welches der politischen Oekonomie vorgesteckt ist, zu erreichen. Möchte seinen Vorlesungen die Anerkennung werden, welche sie im Interesse der Sache verdienen, so dürften wir hoffen, dafs nach der langen Stockung wieder neues Leben in dieser Wissenschaft erwachte.

J. C. Glaser.

XLVII.

Каталогъ книгамъ, рукописямъ и картамъ на Китайскомъ, Маньжурскомъ и пр. языкахъ, находящимся въ Библіотекѣ Азіятскаго Департамента (*Katalog der Bücher, Handschriften und Karten in chinesischer, mandschurischer, mongolischer, tibetischer und Sanskrit-Sprache, welche auf der Bibliothek des asiatischen Departements sich befinden*). *St. Petersburg*, 1843. 102 *S.* 8.

Wir erhalten hier eine Uebersicht aller ostasiatischen Schätze des asiatischen Departements von St. Petersburg, mit kurzer Angabe des Titels eines jeden Werkes, seines Inhalts, und, wo es möglich war, mit Beifügung des Druckjahrs. Die Titel der Werke sind in den Originalsprachen, aber nicht in Original-Charakteren, sondern mit russischen Buchstaben wiedergegeben und hinsichtlich der chinesischen und mandschurischen Titel und Namen ist ausdrücklich bemerkt, dafs man bei ihrer Schreibung der Aussprache von Pe-king (mit welcher die russischen Sinologen am besten befreundet sind) gefolgt sei.

Die chinesischen Werke, an der Zahl 395, hat der ungenannte Abfasser des Katalog's unter folgende Fächer vertheilt: 1) *Alte Tradition und Lehre des Confucius oder classische Bücher* (44 Bände). — 2) *Geschichte* (291 Bände). Besonders namhafte Werke in diesem Fache sind: das *See-ki* des berühmten *See-ma-ts'ian* und die grofsen Reichsannalen aller späteren Dynastieen (die Ausgabe des See-ki ist von 1739); das *Y-see*, eine

Digitized by Google

Zusammenstellung der wichtigsten Aussprüche von Historikern und Philosophen über die alten Zeiten China's, vom Anfang der Welt bis zum Ende der Dynastie *Ts'in* (205 vor Chr.), nebst geographischen Karten über sämmtliche Perioden, Proben alter Schriftarten und Abbildungen von Allem was im Alterthum gebraucht wurde und was besondere Aufmerksamkeit verdient; die aufserordentlich seltne chinesische Uebersetzung der mongolisch geschriebenen *Geschichte der Ostmongolen* von *Sanang-Setsen;* die grofse kritische Bibliothek des *Ma-tuan-lin* mit allen bis auf das Jahr 1644 fortgesetzten Supplementen; das *Tung-hoa-lo*, oder die von Privatgelehrten verfafste und bis auf Kien-lung fortgeführte Geschichte der heutigen Dynastie (Ausgabe von 1838); das *Tung-see-hoei-kang*, eine Geschichte des Königreichs *Korea*, von seinem Urbeginn bis auf die heutige Zeit, aufserordentlich seltnes Werk in 14 grofsen Büchern; *Kor-ka-ki-lio*, eine Sammlung von Actenstücken, betreffend den Krieg der Chinesen gegen die Gorka's (Bewohner von Nepal), mit kurzen Nachweisungen über die kleinen Gorka-Staaten u. s. w. — 2) *Archäographie* (11 Bände): Beschreibungen antiker Geräthschaften aus Stein und Metall; Forschungen über Münzen, Inschriften u. s w., darunter die neue chinesische Numismatik *Ts'ien-tschi-sin-pien*, welche 1826 in Peking erschien. — *Geographie und Statistik* (152 Bände): die grofse Reichsgeographie *T'ai-ts'ing-i-t'ung-tschi*, alte Ausgabe von 1744; eine Anzahl reichhaltiger beschreibender Werke über die wichtigsten Provinzen und selbst über mehrere wichtige Districte; das *T'a-t'ang-si-yü-ki*, oder eine Beschreibung der westlichen Länder und vorzüglich Indiens, welche der budd'istische Pilger *Hiuen-tschuan* unter der Dynastie T'ang aus eigner Erfahrung niederschrieb; noch eine Menge anderer erd- und völkerbeschreibenden Werke, die eben so selten als werthvoll. Ein in sechs Sprachen abgefafstes und auf Befehl des Kaisers Kien-lung herausgegebenes geographisches Wörterbuch über die westlichen Länder, betitelt: *Si-yü-t'ung-wen-tschi.*

Philosophie, Moral und Staatsverwaltung (27 Bände): das durch Julien's Uebersetzung bekannte *Tao-te-king* des berühmten Lao-tsee; das viel weniger bekannte *Nan-hoa-king* des nicht minder berühmten *Tschuang-tsee* u. s. w. — *Gesetze und Ceremonien* (78 Bände): die grofse Reichs-Statistik *T'ai-ts'ing-hoei-tien* (40 Bände); das *Kuŏ-tsee-kien-tse-li* oder Reglement für das pädagogische Institut zu Peking, in welchem man Lehrer für die Unterrichtsanstalten sämmtlicher Provinzen bildet; das *T'ai-ts'ing-li-tschi-yuan*, oder die Geschichte der Gesetzgebung unter der Mandschu-Dynastie (8 Bände) etc. — *Christliche Religion* (46 Bände): Bibelübersetzungen, Homilien, Tractätlein u. s. w. — *Budd'istische Religion* (84 Bände). Vornehmste Werke: *Fa-yuan-tschi-lin*, Materialien zum Systeme des Budd'ismus, aus den grofsen Sammlungen budd'istischer Religionsbücher, welche *Gandjur* und *Tandjur* betitelt sind, ausgezogen; mehrere Geschichten der Verbreitung des Budd'a-Glaubens; *Hoa-yen-king*, Belehrungen Budd'a's über verschiedne Gegenstände der erhabensten Moralität, ein im Jahre 1419 gedrucktes Werk von 16 Bänden; *Lien-hoa-king*, Gespräche Budd'a's über die Mittel, den höchsten Grad der Heiligkeit zu erreichen und verschiedne Prophezeihungen desselben an seine 500 Schüler, gedruckt 1419. — *Chinesisch-Brahmanische* (?) *Religion, oder Lehren der Tao-see und der Muhammedaner* (18 Bände), Da die Lehre der *Tao-see* eine rein chinesische, die des Islam aber weder chinesischen noch brahmanischen Ursprungs ist, so begreifen wir nicht, was mit dem ersten Theile des Titels gesagt sein soll. Uebrigens ist nur *eines* der 16 kleinen Werke muhammedanischen Ursprungs, nämlich das *Si-tschen-tsching-ta*, welches Betrachtungen über verschiedne Puncte der Lehre Muhammed's enthält und einen Molla zum Verfasser hat. — *Naturgeschichte und Medicin* (45 Bände): die grofse Naturgeschichte *Pen-ts'ao-kang-mu* von *Li-schi-tschin* u. s. w. — *Industrie und Landwirthschaft* (16 Bände): darunter ein *vollständiges System der Landwirthschaft* in 4 Bänden; *Regeln der Architectur*, herausgegeben von dem Ministerium der Bauten (6 Bände); eine Beschreibung der *Porcelan-Fabriken* des berühmten Fleckens *King-te-tsch'ing*, wie auch der Bereitung des Porcellanes selbst; eine Anweisung zur Bereitung der Tusche. — *Mathematik und Astronomie* (6 Bände). — *Schöne Redekünste* (29 Bände), — *Sammelwerke* (75 Bände): darunter das *Yu-hai;* und die berühmte Encyclopädie *Yuan-kien-eui han.* — *Romane, Erzählungen, Lieder* u. s w. (41 Bände). — *Vermischtes* (25 Bände). — *Bibliographie* (4 Bände): das wichtige Werk *See-ku-ts'uen-schu-kien-ming-mu-lö*, ein Katalog aller Bücher der vier kaiserlichen Bibliotheken, mit kurzen Bemerkungen über die Verfasser und den Inhalt eines jeden Buches — *Sprachkunde* (52 Bände): eine bedeutende Zahl Wörterbücher, darunter auch mehrere, die von Europäern angefertigt sind.

Der *mandschuischen Werke* sind 61 an der Zahl: sie bestehen aus Uebersetzungen kanonischer Bücher, verschiedner Geschichtsbücher (namentlich des *Tung-kien-kang-mu* etc.), philosophischer Schriften, beliebter Romane u. s. w. Ein interessantes Büchlein: *Mandjusa-i wetschere metere kooli bit'che* enthält Reglement's über den am Hofe zu Peking fortbestehenden tungusischen Schamanen-Cultus. — In *mongolischer* Sprache hat die Bibliothek des asiatischen Departements 43, in *tibetischer* 75, in *Sanskrit-Sprache* 16 Werke, theils gedruckt, theils geschrieben, die meisten budd'istisch-religiösen Inhalts, oder Sprachlehren und Wörterbücher. Die *Sanskrit-Werke* sind alle mit tibetischer Interlinear-Uebersetzung versehen oder selbst in 3 bis 5 Sprachen budd'istischer Völker abgefafst, doch so, dafs der sanskritische Grundtext den Anfang macht. — Zum Beschlusse kommt ein Verzeichnifs von 19 geographischen und astronomischen Karten, worunter 17 in chinesischer Sprache, 1 in mongolischer und 1 in tibetischer.

Gegen die Art der Classificirung dieser Bücher, namentlich der chinesischen, liefse sich manches einwenden; wer aber den Katalog einmal kennt, dem wird auch das Nachsuchen dieses oder jenes Werkes keine Schwierigkeit machen.

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

XLVIII.

1. *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit E. F. Poppo. Vol. I. Sect.* 1. 2. *Gotha*, 1843. *bei Hennings.*
2. *Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Uebersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Dr. F. H. Kämpf. Theil I. Neu-Ruppin*, 1842.
3. *Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Von Dr. W. Roscher. Göttingen*, 1842. *bei Vandenhöck u. s. w.*

Wenn mit vollem Rechte die Erklärung des Thukydides stets für eines der gröfsten und schwierigsten Probleme gegolten hat, so kann es als ein gutes Zeichen für die philologischen Bestrebungen der Gegenwart angesehen werden, dafs sich eine so ausdauernde, gründliche und vielseitige Thätigkeit einem Autor zugewendet hat, dessen Verständnifs weniger als das irgend eines andern im ersten Anlauf gewonnen werden kann. Denn hier genügt es nicht, im vollständigen Besitze der allgemeinen philologischen Hülfsmittel und des Thukydideischen Sprachmateriales insbesondere zu sein, wenn man nicht über das Wort hinaus in die Seele des Schriftstellers einzudringen strebt, und jede einzelne Bewegung der Rede aus der inneren Bewegung einer unendlich reichen und tiefen Natur herzuleiten versucht; hier genügt es nicht, die scheinbaren Härten und Dissonanzen der Rede aufzuzeigen, wenn man nicht dazu fortschreitet, den Grund dieser Abweichungen und Besonderheiten aus höheren Rücksichten zu erklären, als seit der Zeit des Dionysius von Halikarnassus im Durchschnitt genommen sind. Der Erklärer wird hier oft schwanken, ob er die Worte mehr als unbewufsten Ausdruck tiefer Empfindung, der der Verfasser sich hingegeben habe, ohne künstlerisches Bewufstsein, oder eben als Resultat der reifsten Ueberlegung und des feinsten künstlerischen Taktes betrachten solle, eine Erscheinung, die freilich bei jedem ächten Kunstwerk, von Homer's Zeiten an bis auf diesen Tag, sich nothwendig wiederholen mufste. Darin nun liegt, meines Erachtens, auch der Grund, warum Thukydides und seine Erklärung für jedes Zeitalter eine neue Aufgabe bleiben mufs, während für eine Reihe anderer Autoren, unter denen ich nur Xenophon und Isokrates nennen will, im Einzelnen zwar viel schätzenswerthe Beiträge können geboten werden, wesentlich aber nur der wohlbekannte Gedankeninhalt zu erneuern ist. Die Erklärung des Thukydides kann, ohne dafs das Gewonnene aufgegeben oder gering geachtet wird, Ansprüche darauf machen, dafs von neuen Gesichtspuncten aus neue Anschauungen gewonnen, der Geist des Werkes tiefer erfafst, die inneren Fäden sicherer herausgefühlt, und klarer aufgedeckt werden. Das ist es auch, was die Geschichte des Thukydides zu einem Werke macht, das eigentlich nur von Männern sollte gelesen werden, die leichter als die glückliche Jugend sich in diesen Schacht voll saurer und wenig anerkannter Arbeit hinab wagen; es ist aber andererseits auch gerade das, was das Interesse dauernd zu fesseln, und die mühsame Forschung reich zu belohnen vermag. Ich will aber auch die Gefahr nicht verkennen, welche die Beschäftigung mit einem Autor der Art bedroht. Wenn nämlich einerseits die Erklärung leicht auf der Oberfläche stehen bleibt, sich mit der gewöhnlichen Wort- und Sacherklärung zufrieden giebt, und den tiefen Abgrund nicht ahnet, der darunter verborgen ist: so kann sie auf der anderen Seite eben so leicht glauben, sich des müh- und dornenvollen Weges, auf den die ächte Philologie ihre Ziele erreichen will, überheben, und in genialem Schwunge geistreicher Combinationen das Un-

Digitized by Google

gewöhnliche, Hohe erreichen zu können. Vor diesem Abwege nun, der in unsern Zeiten nicht so ungewöhnlich ist, hat die Interpretation unseres Autors vor Allem die Sorge bewahrt, welche Herr Poppo seit 25 Jahren nicht müde geworden ist, seinem Thukydides zu widmen. Obwohl ich nicht erwarten darf, für meine Ansichten die volle Zustimmung Hrn. Poppo's zu erhalten, und mich selbst beklagen dürfte, in manchen für mich sehr wesentlichen Puncten von ihm mifsverstanden zu sein, so steht doch in meinen Augen das Verdienst desselben, die Erklärung unseres Autors unverrückt auf geradem Wege erhalten zu haben, zu hoch, als dafs ich nicht diese Gelegenheit ergreifen sollte, mich hiermit einer Pflicht des Danks und der Pietät gegen einen Mann zu entledigen, der rastlos in edelster Gesinnung mit freimüthiger Anerkennung fremder Leistungen das Verständnifs des Thukydides gefördert. Wir erwarten mit gröfster Sehnsucht, durch Veröffentlichung seines Index der Thukydideischen Gräcität die gröfsere Ausgabe geschlossen zu sehen.

Die neue Ausgabe bildet einen Theil der Bibliotheca Graeca, deren Plan und Einrichtung bekannt ist. Die beiden ersten Sectionen geben aufser den beiden Biographieen und einer summarischen Uebersicht der verglichenen Handschriften, so wie der wichtigsten Ausgaben und sonstigen hierher gehörigen Schriften, die beiden ersten Bücher des Werkes. Wie es im Plane der ganzen Sammlung liegt, dafs die Interpretation über die Kritik das Uebergewicht habe, so wird auch unsere Beurtheilung sich vorzugsweise auf jene Seite zu richten haben. Da Recensent ferner bereits früher mehrere Stellen des 1. Buchs mit fortdauernder Beziehung auf Hrn. Poppo's gröfseren Commentar besprochen hat, so wird es entschuldigt werden, wenn er bei Beurtheilung dieser Ausgabe die Beweise für seine Behauptungen aus einem Theile des 2. Buchs entnimmt, zumal da es seine Absicht ist, mehr von dem gegenwärtigen Standpuncte der Interpretation unseres Autors eine allgemeine Vorstellung zu begründen, als eine vom Einzelnen ausgehende und an das Einzelne sich haltende Kritik zu geben.

Wenn sich Hr. Poppo in seiner gröfseren Ausgabe das Ziel gesetzt hatte, die Leistungen aller früheren Erklärer zu einem vollständigen kritischen und exegetischen Apparate zusammenzufassen, und wenn der gelehrte Hr. Herausgeber diese Aufgabe so vollkommen gelöst hatte, dafs damit ein Abschlufs der bisherigen Interpretation erreicht war: so erwartete Recensent, dafs Hr. Poppo bei der neuen Ausgabe, welche er vorbereitete, von der Basis des gründlichsten philologischen Wissens, auf welcher er steht, ausgehend, die Bahn zu einem neuen geistigen Verständnifs unsers Autors zu eröffnen, und eine positive Interpretation wie aus einem Gusse in innerer gediegener Einheit anzustreben versuchen werde. Diese Erwartung hat Rec. nicht befriedigt gesehen. Die Anmerkungen zeigen allerdings, dafs der Hr. Herausgeber an zahlreichen Stellen das Verständnifs des Thukydides gefördert hat; sie enthalten ferner, wie nicht anders zu erwarten war, einen grofsen Reichthum zum Theil sehr wichtiger sprachlicher Bemerkungen; bei alle dem trägt der Commentar noch immer das Gepräge der Aeufserlichkeit, so dafs er mehr den Bedürfnissen derer, welche sich dem Thukydides nähern wollen, angepafst, als auf eine vollständige Erklärung des Autors aus der Fülle seiner Individualität heraus berechnet erscheint. Für die individuelle und für die ästhetische oder generische Auslegung des Thukydides ist hier wenig oder Nichts gethan; für die grammatische und historische theils mehr, als für den Leser Bedürfnifs ist, theils weniger, wie natürlich überall der Fall sein wird, wo nicht der ganze Autor in die Seele eingeführt, sondern eine einzelne und damit vereinzelte Richtung der Interpretation verfolgt wird. Ich werde dies mein Urtheil, wie hart es auch klingen mag, zu rechtfertigen suchen.

Wenn ein Autor wie Thukydides nicht blofs dazu da ist, dafs die griechische Sprache an ihm gelernt, oder der Verstand in Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten gestärkt, auch nicht, dafs eine bestimmte Stufe historischer oder politischer Bildung an ihm erreicht, sondern vielmehr, dafs die erhabene Geistesgröfse desselben in den Lesenden lebendig und fruchtbringend, ihre Seele für die grofsen und ewigen Gedanken, welche in jedem Worte desselben leben, empfänglich, dafs der Geist an seiner Hand in die Mysterien vollendeter Kunst eingeführt, und der Gesetze, welche bewufstlos oder mit Bewufstsein ein Werk der Art gestalten helfen, im Gefühl und im Gedanken mehr und mehr theilhaft werde: so kann Thukydides allerdings nicht blofs mit dem Verstande gelesen werden, sondern mit einem Auge für die künstlerische Bildung

Digitized by Google

der Rede und mit einer Art geistigen Schauens, welche nicht in der Erkenntnifs des Einzelnen, sondern in dem Gefühle für das Ganze ihren Quellpunct haben. Wenn nun gleich, wie dies zu erreichen ist, nicht in gelehrten Anmerkungen auseinandergesetzt werden kann, sondern durch eigene Thätigkeit zu gewinnen ist, so ist es doch die Sache des Erklärers, durch leise Andeutungen der Seele des Lesenden eine Richtung auf diesen Punct zu geben, der, seitdem die Heynische Methode in unbilligen Verruf gekommen, immer weniger Berücksichtigung gefunden hat. Ob die Geschichte des Thukydides von diesem Gesichtspuncte aus zu betrachten sei, kann nicht wohl im Ernste gefragt werden, und Hr. Poppo selbst ist am wenigsten der Mann, der dies leugnen möchte. Wenn er in seinen Commentaren, auch in dem neuesten, dieser Ueberzeugung keinen Raum gewährt hat, so mag allerdings die Scheu vor diesem Aesthetisiren, das so oft in geistreiche Salbadereien ausgeschlagen ist, entschuldigt werden; hinwegleugnen aber läfst es sich bei alle dem nicht, dafs, wenn jene Rücksicht nicht genommen wird, das beste Theil unseres Autors für den Lesenden verloren geht. Und dafs diese höhere Einsicht sich nachträglich von selbst einstellen werde, wenn nur die grammatische und historische Basis gelegt sei, davon kann ich mich nicht überzeugt halten; ich fürchte vielmehr, dafs der erste Eindruck sich als den bleibenden erweisen werde. Wenn nun auch in dem Commentare auf die künstlerische Gestaltung des ganzen Werks, auf den Gedanken, von dem das Leben in alle Glieder desselben ausströmt, auf die Composition im Grofsen keine Rücksicht konnte genommen werden, so war doch hinreichend Gelegenheit, im Einzelnen darauf hinzuweisen, dafs die Rede nach anderen Gesetzen gebaut ist, und nicht mit dem Kanon der gewöhnlichen Grammatik und Rhetorik gemessen sein will. Hätte ehedem Hr. Seidler hierauf geachtet, so würde er nicht c. 2. in der doppelten Erwähnung der Zahl eine Andeutung entdeckt haben, der Waffenstillstand habe just 14 Jahre und nicht darüber gedauert. Zu wiederholten Malen, wie in der genannten Stelle, wie c. 3. Ende, wie c. 21. und sonst, sehen wir die Rede massenhaft angehäuft und zwar so, dafs sie dem Vorwurf der Ungefügigkeit und Ungelenkheit nicht entgehen könnte, wenn sich nicht gerade in diesen Anschwellungen die Beziehung auf grofse und wichtige Momente deutlich erkennen liefse. Der Augenblick, der dem Kampf innerhalb der Mauern Platää's vorangeht, die Aufzählung der in Athen zum Kampf gesammelten Hülfsmittel, die gewaltsame Spannung in Athen bei Annäherung der Feinde, wie hätten sie einen wahrhafteren Ausdruck finden können, als gerade in dieser Form? stimmt nicht hierzu selbst das gerügte Ueberspringen von einem Subjecte ins andere c. 3., die Anakoluthie an anderen Stellen? Wie schmiegt sich die Rede dann wieder der Nebeneinanderstellung einfacher Facten, dann dem kräftigen Fortschreiten des Gedankens an, wo selbst die energische Wiederholung des τέ (c. 21.) nicht gleichgültig erscheint? An andern Puncten ist die Rede, selbst in der officiellen Vollständigkeit des Namens, und zwar eines oft erwähnten, actenmäfsig. Man lasse so die Rede, mit der Archidamus den ersten Feldzug eröffnet, der gegenüberstellen, mit der Perikles ihn schliefst; man gehe selbst in die seltsame Häufung von καί — καί in einem einzigen Capitel herab, dessen Wirkung einem τέ — καί gegenüber wohl herauszufühlen ist. Diese Beispiele lassen sich ins Unendliche vermehren, um zu zeigen, dafs man nicht ungestraft jene Beziehung zurückweist, und dafs der Blick von der höchsten Höhe am sichersten ins tiefste Thal reicht; das Verständnifs eines historischen Kunstwerks wird, wo man eben das Kunstwerk aus den Augen läfst, immer mangelhaft bleiben müssen.

Doch auch abgesehen hiervon, hält sich die Erklärungsweise Hrn. Poppo's auf einem Standpuncte, wo sie sich mit der äufserlichen Erscheinung begnügt, anstatt in den inneren Grund einzudringen, sei es dafs dieser in dem Geiste der Sprache überhaupt oder in dem des Autors insbesondere zu suchen wäre. Eine Sprache versteht nur der, welcher hinter dem Worte und der Rede die geistige Arbeit der Nation erkennt; ein Autor aber, wie Thukydides, bleibt vollends unverstanden, wenn wir nicht in die Seele des Verfassers eindringen und hier den Schlüssel für tausend und aber tausend Seltsamkeiten seiner Rede finden. Recensent hat nie gezweifelt, dafs die individuelle Erklärung beim Thukydides müsse in höherem Grade geübt werden, als bis jetzt geschehen, und dafs dies gerade der Punct ist, wo unsere Zeit wesentlich neue Leistungen zu erwarten berechtigt wäre. So war c. 9. ἔπειτα ὕστερον nicht kurz abzufertigen, sondern zu zeigen, dafs ἔπειτα sich auf die Aufeinanderfolge, ὕστερον auf die Zeit bezieht, wie im Lateinischen eben so gut ein deinde

Digitized by Google

postea als ein postea deinde zu rechtfertigen ist. Wie leicht war c. 4. die Verbindung von λίθοις mit κεράμῳ zu begründen, und anzudeuten, dafs die λίθοι natürlich verschiedene Gröfse und Gestalt haben, dagegen ein κέραμος ist wie der andere? So ist μετέχειν mit dem Dativ freilich ungewöhnlich, die mit dem Genitiv aber völlig unbrauchbar, da von keinem Participiren mit jenem Aufenthalte die Rede sein kann. In c. 31 μεμνημένοι Πλειστοάνακτα, ὅτε ἀνεχώρησε wird die alte unbrauchbare Regel von einem Uebergange des Subjects des Nebensatzes in das Object des Hauptsatzes wiederholt; anstatt auf Matthiä und Rost zu verweisen, hätte der Unterschied zwischen ὅτι und ὅτε sollen ins Licht gesetzt werden, von denen das erstere das einfache Factum vorführt, das andere dies Factum in einer bestimmten Zeit, also auch von besonderen Umständen begleitet, sehen läfst. In c. 10 erhalten die Städte Befehl, Lebensmittel vorzubereiten, οἷα εἰκὸς ἐπὶ ἔξοδον ἔκδημον ἔχειν. Hr. Poppo bemerkt: in quadraginta summum dies: warum aber ist da nicht ὅσα geschrieben? weil an die Qualität der Lebensmittel zu denken ist, dafs sie nämlich nicht so bald verderben. In c. 3 stellen die Plataer ἁμάξας ohne das Zugvieh auf die Strafse, ἵνα ἀντὶ τείχους ᾖ. Woher der Singular? Es ist ganz richtig, dafs nicht aus ἁμάξας ein ἅρματα zu ergänzen ist; aber noch weniger kann τὸ καθιστάναι ἁμάξας, die Thätigkeit des Aufstellens von Wagen, die Stelle einer Mauer vertreten. Der Singular ist vielmehr von dem Begriff der Mauer attrahirt, wie an ἵνα ὥσπερ τεῖχος ᾖ Niemand Anstofs nehmen würde. Ganz unerörtert läfst Herr Poppo c. 9. τούτων ναυτικὸν παρείχοντο Μεγαρῆς —· αἱ δ' ἄλλαι πόλεις πεζὸν παρεῖχον den Unterschied zwischen Medium und Activum, obwohl aus der Zusammenstellung anderer Stellen unseres Autors sich eine Andeutung hätte gewinnen lassen. Fast komisch klingt es, wenn c. 4 die ὀλολυγή als Geschrei der Weiber abgesondert wird, wo denn die κραυγή den Sclaven zu vindiciren wäre. Wir meinen, dafs dem schon τέ-καί widersprechen sollte, dafs ferner κραυγή beiden zukommt, und also in der ὀλολυγή nur ein besonderer Grad des Geschreies zu sehen ist, der sich bei besonderen Fällen, wie wenn z. B. die Plataer zurückwichen u. s. w. von selbst ergab. Eben so kann ich c. 8 den Unterschied zwischen λόγια und χρησμοί nur darin finden, dafs die ersteren alte Orakel sind, die im Munde des Volks fortleben, wie am bestimmtesten Eur. Heracl. 404 χρησμῶν δ' ἀοιδοὺς πάντας εἰς ἓν συναλίσας, ἤλεγξα καὶ βέβηλα καί κεκρυμμένα, λόγια παλαιά etc. woraus sich der Begriff der χρησμοί von selbst ermittelt. In c. 11 erklärt Hr. Poppo εἰ μὴ καὶ νῦν auch jetzt noch per metathesin = εἰ καὶ μὴ νῦν, wodurch der Gedanke: „wenn sie nicht schon jetzt aufgebrochen sind, während wir noch nicht da sind, so werden sie es doch u. s. w." seine ganze Schärfe und Bestimmtheit verliert. Der Unterschied zwischen πράττειν und ποιεῖν ist allgemein anerkannt. Nun fragt sich c. 11, ob in den Worten ἡ Ἑλλὰς πᾶσα τῇδε τῇ ὁρμῇ ἐπῆρται καὶ προσέχει τὴν γνώμην εὔνοιαν ἔχουσα διὰ τὸ Ἀθηναίων ἔχθος πρᾶξαι ἡμᾶς ἃ ἐπινοοῦμεν, ob der Infinitiv πρᾶξαι von εὔνοιαν ἔχουσα = εὐνοϊκῶς ἐλπίζουσα abhängen solle, oder von προσέχει τὴν γνώμην. Die erstere Erklärung würde uns nöthigen, πρᾶξαι = perficere zu fassen. Der Sinn kann aber nur sein: ganz Griechenland hat sein Auge auf uns gerichtet, und erwartet, wir werden unserem Vorhaben getreu bleiben. Was ἐνθυμεῖσθαι ist, kann Niemand zweifelhaft sein, der sich der Redner erinnert; es ist nie das eigene Erfinden der Zuhörer, sondern stets das Beherzigen dessen, was der Redende diesen ans Herz legt. Somit ist c. 40 der Unterschied zwischen κρίνομεν und ἐνθυμούμεθα völlig schief gefafst, das erstere sei das Beurtheilen fremder Vorschläge und das zweite das Ermitteln eigener Rathschläge. Mit ἤτοι-γέ wird das κρίνομεν in die erste Stelle gerückt; auch wo keine Entscheidung zu treffen ist, bleibt doch ein ἐνθυμεῖσθαι, ein Beherzigen übrig; wobei zu bemerken, dafs αὐτοὶ allerdings dem κρίνειν näher steht, als dem ἐνθυμεῖσθαι. In c. 10 ὑποτοπήσας, μὴ πολλάκις-τοὺς ἀγροὺς αὐτοῦ παραλίπῃ, καὶ μὴ δηώσῃ erörtert weder Hr. Poppo noch die von ihm citirten Schriften das ungewöhnliche zweite μή. Zu bemerken aber ist, dafs οὐ δηώσῃ nicht geschrieben werden konnte, ohne dem Perikles den Wunsch beizulegen, dafs doch seine Landgüter auch verwüstet werden möchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

1. *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit E. F. Poppo.*
2. *Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Uebersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Dr. F. H. Kämpf.*
3. *Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Von Dr. W. Roscher.*

(Fortsetzung.)

In c. 12 erklärt Hr. Poppo μᾶλλον durch diligentius, accuratius sc. ἢ τὴν ὑπάρχουσαν ξυμμαχίαν ἐζήταζον. Abgesehen von der seltsamen Erscheinung, dafs die Athener sollten gröfsere Sorgfalt auf die neuen Freunde als auf die grofse Zahl ihrer Bundesgenossen gewandt haben, und dafs zwei Dinge in Parallele gestellt werden, die gar nicht in Parallele zu setzen sind, so ist die Stellung des μᾶλλον ganz unberücksichtigt geblieben, ähnlich wie c. 15. Sie schickten Gesandte mehr in die um die Peloponnes gelegenen Orte als anderswohin. — Ich habe diese Stellen aus einem Theile des Buches genommen, der zu den leichteren gehört, damit selbst hier deutlich würde, dafs den Bemerkungen des gelehrten und von mir hochverehrten Hrn. Herausgebers gerade das mangelt, dessen denkende Leser des Thukydides am meisten bedürfen, nämlich ein geistiges Schauen in die Seele des Autors, ein Herausfühlen zarter Beziehungen, ein Vorwärtsdringen von den Erscheinungen der Rede in ihre inneren Gründe. Ich hätte diese Stellen innerhalb dieser Gränzen bis ins Unendliche vermehren können, weil es an ihnen genug ist, um Hrn. Poppo die Bedürfnisse ans Herz zu legen, welche Recensent und mit ihm gewifs mancher andere Leser des Thukydides von ihm befriedigt zu sehen wünscht.

Ich kann mich von der Beurtheilung dieser neuen Ausgabe Hrn. Poppo's nicht trennen, ohne einige Stellen aus jenem Kreise hervorzuheben, für welche von Seiten des Hrn. Herausgebers noch ein oder der andere Schritt zu thun sein möchte. So ist c. 7 τοῦ μὴ ἐκφεύγειν jetzt mit διώκοντας verbunden, offenbar ein sehr unnützer Zusatz zu diesem Begriffe, und für die Harmonie der Rede störend, da es, wie ᾗ χρὴ σωθῆναι zu ἄπειροι gehört, so nothwendig mit ἐμπείρους zu verbinden ist. Ich vermuthe, es sei τοῦ μὴ ἐᾶν ἐκφεύγειν geschrieben gewesen. Vergebens wird man auch τῶν ἐξελθόντων Θηβαίων zu entziffern suchen, was durch Umstellung der Worte zu heilen ist c. 19. Auffallender ist es, dafs Hr. Poppo c. 4 noch immer προςβαλόντων festhält, da doch die Pointe der ganzen Rede darauf ruht, dafs der Angriff der Männer durch den gleichzeitigen der Sclaven und Weiber unterstützt wird. Auch kann ich Hrn. Poppo nicht beistimmen, wenn er gleich im Anfange des zweiten Buchs das ἐνθένδε noch jetzt auf das nachfolgende Ereignifs zu beziehen scheint, welches dann mit γάρ eingeführt würde. Hiergegen ist die Dazwischenstellung eines ganzen selbstständigen Satzes, mehr noch die Verbindung des ἐνθένδε mit ἤδη, von denen das erstere auf den letzten Act des Friedens zurückblickt, an den sich mit ἤδη, „sofort, ohne Weiteres", der erste Act des Krieges anschliefst. Es ist dasselbe ἤδη wie c. 35, τῷ δ' ὑπερβάλλοντι αὐτῶν φθονοῦντες ἤδη καὶ ἀπιστοῦσιν, vielleicht auch im Anfange des Capitels, wo es dann nicht mit εἰρηκότων sondern mit ἐπαινοῦσι zu verknüpfen wäre. Dafs aber δε ebensowohl auf das Folgende als auf das Vorhergehende hinweist, lehrt am deutlichsten VI, 1. 2. wo τοσοίδε und τοσάδε auf denselben Gegenstand hinaus und zurück blickt. In c. 2. hat Hr. *Krüger* in seinen historischen Studien durch höchst glänzende Emendation das ἔτι δύο μῆνας erschüttert, und statt δύο die Zahl 4, δ', einzuführen versucht. Hr. Poppo folgt seinen Gründen so weit, dafs auch er die Zahl 2 bezwei-

Digitized by Google

felt; wenn er aber statt 4 nur 3 Monate für angemessen erachtet, so ist dadurch, offen gestanden, der Krügerschen Emendation die Spitze abgebrochen. Ich mufs gestehen, den Argumenten Hrn. Krüger's nur theilweise beipflichten zu können, besonders weil er Ereignisse, die Thukydides nacheinander erzählt, auch als eben so nacheinander geschehen ansieht, ferner weil ich wohl ἔτι δύο μῆνας passend finde, nicht aber ἔτι δ' oder γ' μῆνας, es wäre denn, dafs es sich ergäbe, dafs das Jahr vom 1. Hecat. 432 bis 1. Hecat. 431 ein Schaltjahr gewesen wäre, wo dann freilich die Angabe der noch fehlenden Monate genauer gewesen wäre, als die der bereits verstrichenen. In c. 11 ist Hr. Poppo noch ungewifs, ob er ἀλλὰ καί übersetzen solle: „aber wir ziehen auch etc.", oder so, dafs καί-καί einander entsprechen. Ich bemerke, dafs durch den ganzen Thukydides sich ein Sprachgebrauch zieht, nach welchem zwei Sätze mit einander coordinirt werden, von denen logisch der eine, und zwar der erste von den beiden, dem andern subordinirt sein würde, eine Erscheinung, die freilich weit über unseren Autor hinausreicht, und vielleicht ihre höchste Spitze in der ersten Rede des Nikias Buch 6 hat, wo ich noch immer eine von mir vor 10 Jahren gewagte Erklärung für die einzig richtige halte. Diese selbe Redefigur ist an unserer Stelle, die in gewöhnlicher Rede so lauten würde: ἀλλά, ὥςπερ καὶ ἐπὶ πόλιν δυνατωτάτην νῦν ἐρχόμεθα, οὕτως καὶ αὐτοὶ πλεῖστοι καὶ ἄριστοι στρατεύοντες ἐρχόμεθα. Grofse Freude hat es Rec. gemacht, c. 9. bei der sehr schwierigen Stelle: καὶ Λακεδαιμονίοις μέν etc. zu finden, dafs Hr. Poppo jetzt an die Stelle der früheren Erklärung, die seitdem als abgethan gelten kann, eine Erklärung zu setzen geneigt ist, wie sie Rec. seit vielen Jahren als die allein richtige vorgeschwebt hat. Ich will, ohne mir die Freude durch weitere Polemik zu stören, gleich noch einen Schritt weiter thun. Ich lese also mit Hrn. Poppo ἐπετάχθη, und erkläre: Und von den Lakedämoniern zwar wurden zu (oder aufser) den ihnen daheim zu Gebote stehenden Schiffen (nicht: Städten), aus Italien und Sicilien (nicht *in*, weil die Schiffe von daher zu den ihrigen stofsen sollen), den dasigen Bundesgenossen (d. h. den gegenwärtigen, nicht den zukünftigen) Schiffe zu bauen auferlegt, indem sie damit umgingen, ihre gesammte Seemacht auf 500 Schiffe zu bringen. Schliefslich will ich noch einen Vorschlag zur Verbesserung der Worte c. 3 machen: φυλάξαντες ἔτι νύκτα καὶ αὐτὸ τὸ περίορθρον ἐχώρουν, wo die Erklärung: sie pafsten die Zeit ab, wo es noch Nacht und αὐτὸ τὸ περίορθρον war, allen Gesetzen der Sprache widerstreitet. Man lese statt καί nur κατ', wodurch es möglich wird, φυλάξαντες ἔτι νύκτα zu verbinden, und κατ' αὐτὸ τὸ περίορθρον ἐχώρουν.

Wenn ich somit der Art und Weise, wie Herr Poppo auch bei der neuesten Bearbeitung des Thukydides verfahren ist, meine Zustimmung versagen mufs, wenn ich fordere, dafs die Erklärung den Charakter dieser Geschichte als eines historischen Kunstwerks hervortreten lasse, dafs sie den Thukydides mehr aus dem Geiste des Autors in innerer Einheit verstehen lehre, dafs sie bei den sprachlichen Erscheinungen den inneren vernünftigen Grund derselben andeute, dafs sie überhaupt dazu anleite, die Worte und jedes einzelne Wort nicht blofs mit dem Verstande, sondern eben so wohl aus einem lebendigen Gefühle, mit sinnigem Schauen zu erfassen: so verkenne ich hiermit Herrn Poppo's grofse Verdienste nicht im Geringsten, wenn ich sie auch weniger erwähne, weil sie allgemein bekannt sind; ich halte ihn vielmehr für den Mann, der diesen Weg anzubahnen eben so geeignet als berufen ist, und dem es nicht zukommt, Noten für Anfänger zu schreiben, wo man erwartet, dafs er eine neue Aera der Thukydideischen Erklärung beginnen werde. Dafs aber hiervon nicht der Plan der Bibliotheca Graeca die Schuld trägt, hat uns Dissen's Pindar und Stallbaum's Plato gezeigt.

An die früheren Arbeiten des Hrn. Poppo lehnt sich die Uebersetzung des Hrn. Kämpf an, deren 1. Theil die beiden ersten Bücher des Thukydides enthält. Der Hr. Uebersetzer hat sich in dem kurzen Vorworte darüber ausgesprochen, es scheine ihm zeitgemäfs, die grofsen Leistungen der neuesten Zeit, insonderheit die Hrn. Poppo's, für eine neue Uebertragung zu verwenden, und zugleich den Standpunct angedeutet, den einzunehmen er seine Arbeit bestimmt habe. Darnach ist dieselbe bestimmt, für solche Leser, die der griechischen Sprache nicht unkundig sind, die Stelle eines fortlaufenden Commentars zu vertreten. Hierin liegt die wissenschaftliche Bedeutung dieser neuen Uebersetzung, und die Aufforderung zu prüfen, in wiefern sie ihre Aufgabe erfülle. Recensent hält gern das Vorurtheil und die persönliche Abneigung, welche er gegen Arbeiten auf diesem Gebiete

Digitized by Google

hegt, zurück und unterdrückt den Zweifel, ob nicht dem Verständnifs des Thukydides von Hrn. Kämpf durch eine Reihe besonderer Observationen würde noch wichtigere Dienste geleistet sein. Was nun zunächst die Wichtigkeit dieser Uebertragung für die Interpretation unseres Autors betrifft, so bedarf es der Versicherung des Hrn. Uebersetzers nicht, um überzeugt zu sein, dafs demselben keine der wichtigen Leistungen der letzten Decennien für Thukydides unbekannt geblieben ist, und dafs er sich überall nur nach reiflichster Ueberlegung für die eine oder die andere Erklärung entschieden habe, die Uebersetzung selbst und die ihr beigegebenen, nur zu sparsamen Anmerkungen geben auf jeder Seite hinreichend Zeugnifs für die Umsicht, den Scharfsinn und den richtigen Takt, mit welchem Hr. Kämpf zu Werke gegangen ist. Ich begnüge mich daher, hier auf die feine Auseinandersetzung I, 6 hinsichts der Verbindung des διὰ τὸ ἁβροδίαιτον, I, 17 οἱ γὰρ ἐν Σικελίᾳ ἐπὶ πλεῖστον ἐχώρησαν δυνάμεως, über I, 20 τὰ μὲν οὖν παλαιὰ τοιαῦτα εὗρον, χαλεπὰ ὄντα παντὶ ἑξῆς τεκμηρίῳ πιστεῦσαι, über das ξυνειδέναι zu II, 35, wofür freilich eine Stelle im Anfange der Leptinea noch reichere Ausbeute würde geboten haben, über den Gebrauch von αὐτά, ohne dafs etwas vorhergeht, worauf es mit Bestimmtheit bezogen werden könnte u. s. w. zu verweisen. Auch da, wo man der Ansicht des Hrn. Uebersetzers beizutreten sich verhindert sieht, ist man doch den in den Anmerkungen an den Tag gelegten Scharfsinn genöthigt anzuerkennen. So haben die Erklärer II, 40 τὰ ἐς ἀρετήν auf eine ganz bestimmte Art von Tugend, nämlich auf die liberalitas, bezogen; Hr. Kämpf dagegen hat die ἀρετή auf die tüchtige und unwandelbare Gesinnung gegen Freunde bezogen, eine Bedeutung, die ἀρετή unter keiner Bedingung haben kann. Ich bemerke nur, dafs Perikles mit den angeführten Worten zu etwas neuem fortgeht, und die ἀρετή, zu der vorhergehenden Bildung des Verstandes und Denkens in Gegensatz gestellt, nicht leicht als die praktische Tugend verkannt werden kann. Hr. Kämpf konnte leicht zu seiner Meinung verleitet werden, da er im Folgenden die Worte: ὥστε ὀφειλομένην δι' εὐνοίας ᾧ δέδωκε σώζειν mit Hrn. Poppo falsch aufgefafst hat, in welchen Worten ᾧ δέδωκε das Subject enthalten. So hat er auf c. 29. die Worte: ὁ δὲ Τήρης οὗτος πρῶτος Ὀδρύσαις τὴν μεγάλην βασιλείαν ἐπὶ πλεῖον τῆς ἄλλης Θρᾴκης ἐποίησε, nach Poppo übersetzt: er gründete zuerst den Odrysen die grofse Herrschaft über einen gröfseren Theil des Landes als das übrige Thrake ist, nämlich: das den Odrysen nicht unterworfene. Diese Erklärung ist aus mehreren Gründen unstatthaft, weil man nicht wohl sagt τὴν μεγάλην βασιλείαν ἐποίησε, er gründete die Herrschaft, und demnach ἐπὶ πλεῖον nothwendig zu ἐποίησε gehört, weil ferner der Ausdruck „über einen gröfseren Theil als das übrige Thracien ist", höchst unbeholfen erscheint, sodann weil in μεγάλην und πλεῖον etwas Tautologisches liegt. Die Odrysen standen unter kleinen Königen, die unter einem sogenannten Grofsfürsten der Odrysen vereinigt waren. Dies Grofsfürstenthum dehnte jener Fürst den Odrysen über einen gröfseren Theil des übrigen Thraciens aus, so dafs es also die Gränzen des Gebietes der eigentlichen Odrysen überschritt. Ich übergehe hier eine Anzahl anderer Stellen, besonders weil das Urtheil nicht sowohl die Uebersetzung als den früheren Commentar Hrn. Poppo's treffen würde, auf den jene gegründet ist. Nur an einer Stelle darf ich nicht vorübergehen, wo der Hr. Uebersetzer auf eine bei ihm ungewöhnliche Weise fehlgegriffen hat. In II, 21. sagt nämlich Thukydides: χρησμολόγοι ἤδον χρησμοὺς παντοίους, ὧν ἀκροᾶσθαι, ὡς ἕκαστος ὤργητο, „die Orakeldeuter sangen allerlei Orakel, damit man sie, ein Jeder nach seiner Neigung anhöre; und Anm. 6. erklärt Hr. Kämpf ausdrücklich den Infinitiv als die Absicht bezeichnend gefafst zu haben, und vergleicht II, 24. ὧν μὴ χρῆσθαι μηδεμιᾷ. Es bedarf keines Beweises, dafs in der letzteren Stelle das Verbum finitum zu ergänzen, der Infinitiv der Absicht aber seiner Natur nach dem Relativum widersprechend ist.

Können wir also der Uebersetzung des Hrn. Kämpf auch nicht zugestehen, dafs mit ihr die Interpretation und das Verständnifs des Thukydides wesentlich auf eine neue Stufe erhoben sei, so ist doch anzuerkennen, dafs sie die Ansichten der früheren Erklärer mit sicherem Urtheil beherrsche, dafs sie an manchen Stellen mit Erfolg darüber hinauszugehen suche, dafs sie für den Leser, dem die voluminösen Commentare nicht zur Hand sind, eine sichere Leitung gewähre. Was aber die Form betrifft, in der uns Thukydides vorgeführt wird, so erhellt, dafs der Hr. Uebersetzer einen mittleren Standpunct einzunehmen und zu behaupten sich bemüht habe, auf welchem die Anforderungen der Mut-

Digitized by Google

tersprache und der fremden Sprache möglichst gleichmäfsig befriedigt würden. Diese Versöhnung und Ausgleichung nun ist dem Hrn. Uebersetzer nicht vollständig gelungen. Auf der einen Seite hat er, mit vollem Bewufstsein, durch Vereinfachung der Perioden, durch Entfernung von Partikeln, die zum Theil sehr bedeutungsvoll waren, und auf andere Weise viele von jenen Zügen verwischt, welche uns, auch in der blofsen Haltung der Rede, einen Thukydides würden haben erkennen lassen; auf der andern ist die Treue und Schärfe der Uebertragung, welche die Arbeit auf ausgezeichnete Weise anstrebt, der Einfachheit und Natürlichkeit des deutschen Ausdrucks hinderlich gewesen, wovon jedes Capitel Zeugnifs ablegt. Selbst der jetzt immer mehr herrschend werdende Gebrauch, dem auch Hr. Kämpf gehuldigt hat, die fremden Eigennamen, ich möchte sagen, mit Haut und Haar ins Deutsche zu verpflanzen, hat dazu beigetragen, der Arbeit ein Colorit des Fremden und Ungewohnten zu geben, wenn Ausdrücke wie Thebai und Plataiai, was doch eben so vollgültig ist, Boiotien, Athenaier und Achaier, Peiraieus und Pheia in Eleia sich drängen. Sollen wir Deutschen denn das Gesetz, welches Griechen und Römer und alle neueren Nationen bei der Umbildung und Aneignung fremder Namen beobachten, allein nicht anerkennen? So ist es denn geschehen, dafs die Uebersetzung nicht den wohlthätigen und beruhigenden Eindruck einer wahren inneren Einheit zurückläfst, und den Leser auf eine Stufe stellt, wo er sogar des aufgewendeten Fleifses, des bewiesenen Scharfsinnes und all der Mühe und Arbeit, mit der ein Werk der Art verbunden ist, vergifst, um sich im reinen Genufs eines neugeborenen Kunstwerks zu erfreuen, auf eine Stufe, wo die Uebersetzung anfängt Original, und der Uebersetzer innerlich frei productiv zu werden. Hierzu gehört namentlich, dafs der Uebersetzer aus der Seele seines Autors heraus arbeite, und so sich der Lösung der höchsten und schwierigsten Aufgabe nähere, nämlich nicht blofs Wort und Gedanke desselben zu erneuen, sondern auch seine individuelle Natur bis in die feinsten Nüancirungen herab wiederzugeben. Auf dieser selten erreichten Höhe stehen unter den Franzosen Courier und manche Uebersetzer aus Guizot's Schule, unter uns Wolf, Lange, Schleiermacher, und — Luther. Freilich ist hier billig zu berücksichtigen, dafs das Wort des Cervantes von den Brüsseler Tapeten sich immer bestätigen wird, dafs ferner Thukydides nächst Pindar, Aeschylus und Plato für diesen Zweck immer eine der schwierigsten Aufgaben bleiben wird, und dafs die Arbeit des Hrn. Kämpf, mit den früheren Leistungen verglichen, immer als eine vorzügliche und dauernd werthvolle anerkannt werden mufs.

Ich werde schliefslich noch über einzelne Stellen aus dem ersten Drittel des zweiten Buches einige Bemerkungen anfügen, zu denen mich besonders diese Uebersetzung veranlafst hat, um die Beurtheilung nicht ohne ein freundliches Gastgeschenk für den Hrn. Uebersetzer zu schliefsen. Ich will mich nicht dabei aufhalten, dafs die Uebersetzung oft nicht den Begriff hervorhebt, auf dem im Originale der Ton ruht, wie c. 1. der Ictus nicht auf Krieg, sondern auf den wirklichen Anfang des Kriegs fällt, c. 5. das ἐπομόσαι in der Uebersetzung seinen Nachdruck verliert, und so an vielen Stellen; auch nicht dabei, dafs τέ nie in seiner vollen Bedeutung wiedergegeben, οἷα nicht durch *da* erreicht wird, und eben so der subjective Werth von ὡς c. 10. 11. u. s. w. unbeachtet bleibt, dafs δ' οὖν, welches Hr. Krüger an einem anderen Orte so scharf bestimmt hat, mehr ist als „aber nun", dafs c. 5. an der höchst instructiven Stelle das Verhältnifs von εἰ und ἤν nicht richtig ausgedrückt ist. In c. 4. würde sich das Imperfect ἀπεωθοῦντο, auch wenn es nicht mit Hrn. Poppo de conatu erklärt wird, doch von dem folgenden ἀπεκρούσαντο haben unterscheiden lassen, was um so wünschenswerther wäre, da die Verbindung beider Tempora bei Thukydides öfters wiederkehrt. Eben so entspricht der Aorist an zahllosen Stellen geradehin dem Plusquamperfect der lateinischen und deutschen Sprache, und es ist eine für den Sinn nachtheilige Consequenz, den Aorist stets durch das Imperfect wiederzugeben. An anderen Stellen, wie c. 8. προειπόντων, möchte das Particip dieses Tempus die Vergangenheit absolut bezeichnen, nicht die Relation zum Verbum finitum.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

1. *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit E. F. Poppo.*
2. *Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Uebersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Dr. F. H. Kämpf.*
3. *Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Von Dr. W. Roscher.*

(Fortsetzung.)

Völlig mifsbilligen aber mufs ich, wenn Herr Kämpf c. 7. die schon oben erwähnten Worte τὰ περὶ Πελοπόννησον μᾶλλον χωρία erklärt: „die mehr um die Peloponnes herumgelegenen Orte", womit zu vergleichen c. 15. καὶ τὸ ὑπ' αὐτὴν πρὸς νότον μάλιστα τετραμμένον, „und was unter ihr zumeist nach Süden gelegen ist". Comparativ und Superlativ haben nach Thukydideischer Weise ihren Platz unmittelbar vor oder nach dem Begriffe, der die Gradation motivirt. In c. 10. ist die gewöhnliche Verbindung: ἐπειδὴ δὲ ἑκάστοις ἑτοῖμα γίγνοιτο κατὰ τὸν χρόνον τὸν εἰρημένον, ξυνῄεσαν τὰ δύο μέρη, offenbar weil Thukydides fortfährt: καὶ ἐπειδὴ πᾶν τὸ στράτευμα ξυνειλεγμένον ἦν. Unsere Uebersetzung folgt gleichfalls dieser Verbindung, obwohl sie den Begriff des Relativen, welcher in dem Optativ eben so wohl als in ἕκαστοι liegt, trefflich ausdrückt. Es ist wohl klar, dafs das Rundschreiben den Städten nicht vorschrieb, wann sie mit ihren Vorbereitungen fertig sein, sondern wann sie auf dem Isthmus eintreffen sollten. Daher ist das Komma hinter γίγνοιτο zu setzen. Die scheinbare Tautologie rechtfertigt sich aus dem historischen Stile, und ist keine andere als c. 2. Anf. In c. 5. mifslingt Hrn. Kämpf die Uebertragung von οἷα ἀπροσδοκήτου κακοῦ ἐν εἰρήνῃ γενομένου „da *ein* unerwartet Unglück in Friedenszeiten geschehen war". Ich vermuthe, dafs dafür οἷα ἀπροσδοκήτου τοῦ κακοῦ zu schreiben ist. In c. 7. scheint die Musterung der Hülfsmittel und Streitkräfte der Bundesgenossen näher zu liegen, als die Sondirung ihrer Wohlgesinntheit. Wenn ich ferner c. 24. κατεστήσαντο φυλακάς weniger auf das Ausstellen der Wachen als auf die dauernde Anordnung derselben beziehen möchte, so bin ich dagegen c. 2. φυλακῆς οὐ προκαθεστηκυίας unbedingt der Ansicht, dafs πρό nicht local, sondern von der Zeit zu fassen sei. Eben so entschieden mifsbillige ich c. 19. τοῦ θέρους καὶ τοῦ σίτου ἀκμάζοντος die Erklärung: „während der Sommer und das Getreide in der Blüthe stand". τοῦ θέρους ist Genitiv der Zeit, dem in den Worten καὶ τοῦ σίτου ἀκμάζοντος die genauere Bestimmung gegeben wird. Der Sprachgebrauch Späterer kann dem Thukydides nicht aufgebürdet werden, am wenigsten aber eine Verbindung, die bei einer nüchternen höchst officiellen Zeitangabe fast an das Absurde streift. In c. 22. τοῦ μὴ ὀργῇ τι μᾶλλον ἢ γνώμῃ ξυνελθόντας ἐξαμαρτεῖν übersetzt Hr. Kämpf: „wenn sie mehr mit Leidenschaft als mit Einsicht zusammenkämen." Ich leugne, dafs man griechisch sagen könne: γνώμῃ ξυνέρχονται, es sei denn, dafs die γνώμη der Grund ihres Zusammentreffens wäre. Perikles will jede Zusammenkunft verhüten, damit sie nicht, wenn sie zusammen kämen, etwa, was doch möglich wäre (τί), einen Fehler begingen, der mehr in der ὀργή als in der γνώμη seinen Grund hätte; wo denn natürlich die γνώμη, die eben so wohl eine irrende sein, als das Rechte treffen kann, nicht durch Einsicht zu übersetzen ist. Wenn ferner c. 25. Brasidas wegen Rettung einer Stadt πρῶτος τῶν κατὰ τὸν πόλεμον ἐπῃνέθη ἐν Σπάρτῃ, so ist der Sinn gewifs nicht: er sei der erste gewesen, denen es während des Krieges zu Theil ward, gelobt zu werden (so hätte das demonstrative Pronomen nicht fehlen dürfen), sondern es war eine viel gröfsere Auszeichnung, die ihm zu Theil ward: er war überhaupt der erste, der *wegen* seiner kriegerischen Verdienste in

Digitized by Google

Sparta öffentlich belobt wurde. In c. 16. sagt Thukydides, die Athener wären nicht leicht umgezogen, da οἱ πλείους τῶν ἀρχαίων καὶ τῶν ὕστερον μέχρι τοῦδε τοῦ πολέμου πανοικησίᾳ γενόμενοί τε καὶ οἰκήσαντες gewesen. Da nun leicht zu begreifen war, dafs sie nicht konnten πανοικησίᾳ geboren sein, so erhielt γενόμενοι den Sinn: sie wären mit ihrem ganzen Hausstande auf dem Lande gewesen, und hätten da gewohnt. Ich sehe wohl ein, dafs zwischen dem γενέσθαι und οἰκῆσαι ein Unterschied zu denken ist, halte aber diese Unterscheidung eben für kleinlich. Die Pointe liegt vielmehr darin, dafs sie seit ihrer Geburt da gewesen sind, und die Stelle daraus zu erklären, dafs ein subordinirtes Verhältnifs, ähnlich wie schon eben vorher, τῶν ἀρχαίων καὶ τῶν ὕστερον, in das coordinirte umgebildet ist. Ich möchte endlich noch auf c. 15. die Aufmerksamkeit hinlenken. Thukydides will hier beweisen, dafs die Altstadt Athen aus der Cekropia und dem südlich von ihr belegenen Theile der Stadt bestanden habe; τεκμήριον δὲ, sagt er; τὰ γὰρ ἱερὰ ἐν αὐτῇ τῇ ἀκροπόλει καὶ ἄλλων θεῶν ἐστὶ, καὶ τὰ ἔξω πρὸς τοῦτο τὸ μέρος τῆς πόλεως μᾶλλον ἵδρυται u. s. w. „Die Heiligthümer befinden sich auch von andern Göttern auf der Burg selbst, und die aufserhalb derselben sind mehr nach diesem Theile der Stadt zu gebaut". Auch von andern Göttern? Man hält sich aus dem Vorhergehenden für berechtigt, zu ergänzen: aufser dem der Pallas. Aber auch zugegeben, dies könne in der That geschehen, wie soll dies einen Beweis abgeben für die Behauptung, welche zu beweisen war, dafs aufser dem Atheneheiligthum auch die Tempel anderer Gottheiten auf der Burg selbst gewesen seien? Thukydides führt seinen Beweis 1) aus den Heiligthümern, daher τὰ ἱερά voransteht; 2) aus der κρήνη; 3) aus dem Namen, den die Akropolis noch später führte (daher καλεῖται an jener Stelle). Was nun die ἱερά betrifft, so liegen sie theils auf der Burg selbst, theils ἔξω d. h. nicht der Burg, was so wenig gesagt werden kann, als τὰ ἔσω τῆς ἀκροπόλεως, sondern aufserhalb der alten City, und diese letzteren liegen nicht ἐν τούτῳ τῷ μέρει, sondern πρὸς τοῦτο τὸ μέρος, so dafs also, was wir schon sonst von ihrer Lage wissen, mit den bestimmten Worten des Thukydides genau übereinstimmt. In der City selbst lagen ursprünglich keine Tempel, wie natürlich, da der Tempelbau Jahrhunderte später beginnt, als dieser Theil der Stadt schon bewohnt war. Zwischen der Burg und dieser Reihe von Tempeln hat also die älteste Stadt gelegen. Hierbei bleibt jenes καὶ ἄλλων θεῶν noch immer räthselhaft. Ich für meine Person kann mich nicht von einer Muthmafsung trennen, es sei in diesen Worten ein ἀρχαῖος oder παλαιός verborgen, und die Worte des Thukydides möchten ursprünglich so gelautet haben: τὰ γὰρ ἱερὰ ἔν τε τῇ ἀκροπόλει τὰ ἀρχαιότατά ἐστιν u. s. w.

Zu diesen beiden Werken bildet nun das des Hrn. Roscher den entschiedensten Gegensatz. Wenn jene sich auf dem Standpuncte einer vielleicht einseitigen Philologie hielten, so erklärt hier der Hr. Verfasser, für Kritik und Erklärung des Thukydides sei reichlich Sorge getragen; Thukydides selbst aber habe sein Werk als politisches betrachtet, habe für Historiker, für Staatsmänner geschrieben, und berge in dieser Hinsicht unendliche Schätze, die von den blofsen Philologen kaum geahnt würden. Wie die Erklärung des Hippokrates nicht blofs der Philologen, sondern auch der Aerzte bedürfe, so die des Thukydides der Historiker. Wenn nun hiernach Hr. Roscher allerdings von einem Historiker seines Sinnes gerechtere Würdigung zu erwarten hat, als von einem Recensenten, der zur Zahl dieser blofsen Philologen zu gehören bekennt, so wird es doch der Philologie zuzugestehen sein, dafs sie von Leistungen der Art auch ihrerseits Kenntnifs nehme, und eben so unverholen ausspreche, was sie ihnen verdanke, als darlege, in wiefern sie durch jene nicht befriedigt werde. Rec. enthält sich demnach einer Beurtheilung der Prolegomena, von denen Cap. 1. die verschiedenartigen Stufen der Aeufserungen des Kunsttriebes im Allgemeinen behandelt, Cap. 2. den Unterschied des historischen Kunsttriebes vom poetischen und philosophischen auseinandergesetzt, Cap. 3. von dem Werthe der historischen Kunst, Cap. 4. von den Entwickelungsstufen der historischen Kunst handelt, und Cap. 5. endlich Beiträge zur Charakteristik des hellenischen Volks überhaupt giebt. Rec. erwartet jedoch, dafs von anderer Seite her Jemand dem Geiste, welcher diese Prolegomena beseelt, sich entgegenstellen, und trotz allen denen, welche sich lieber an diesem leichten Spiel ergötzen, als der stillen tiefen inneren Arbeit des Geistes folgen, lieber sich den glänzenden Analogieen hingeben und in ihnen das Fremdartigste geistreich verknüpfen, als den Gedanken auf einen Punct concentriren, und den unerschöpflichen

Digitized by Google

Reichthum dieses einen Punctes erfassen wollen, ein Ende machen werde. Wir wollen uns die Mühe nicht verdriefsen lassen, dem Hrn. Verf. durch die einzelnen Capitel zu folgen.

In Cap. 1. spricht Hr. Roscher nach einer kürzeren Relation über die Quellen für das Leben des Thukydides, namentlich über Marcellinus, von Geburt und Herkunft des Thukydides. Bekanntlich differiren Marcellinus und Pamphila bei Gell. XV, 23. um eine bedeutende Zahl. Nach dem ersteren hat Thukydides überhaupt ein Alter von etwa 50 Jahren erreicht, nach der letzteren ist er beim Beginne des Kriegs schon 40 Jahre alt gewesen. Thukydides selbst giebt über sein Alter nur eine leise Andeutung V, 26, ἐπεβίων δὲ διὰ παντὸς τοῦ πολέμου, αἰσθανόμενός τε τῇ ἡλικίᾳ, καὶ προσέχων τὴν γνώμην, ὅπως ἀκριβές τι εἴσομαι. Diese Worte beziehen sich auf die ganze Dauer des Krieges, den er durchlebt habe, also, was die ἡλικία betrifft, zunächst auf den Anfang, bei dem er bereits über die unreife Jugend hinausgewesen. Für einen Mann von 40 Jahren wäre diese Versicherung sehr überflüfsig gewesen; sie pafst aber wohl für einen edlen Jüngling, dessen Seele, von grofsen Erinnerungen genährt, von der gröfseren Zeit, die er herannahen sah, wundersam bewegt und fortgerissen wurde. Hr. Roscher hat durch seine Gründe die Ansicht Hrn. Krügers keineswegs widerlegt; er geräth vielmehr mit sich in einen inneren Widerspruch, wenn er die vielbesprochene Vorlesung des Herodot, der der Knabe Thukydides beigewohnt habe, gegen Hrn. Dahlmanns Zweifel in Schutz nimmt, da diese Erzählung sich nicht wohl mit der Angabe der Pamphila vereinigt. Es scheint mir überdiefs, als ob hier und da aus Thukydides selbst in den ersten Büchern ein Hauch der Jugendlichkeit hindurchwehe, den selbst die spätere Conception nicht habe verlöschen können. Ueberdies ist, was unberücksichtigt geblieben ist, sein Tod offenbar ein Factionsmord, der bei einem 70jährigen Greise unnütz, bei einem Manne von 50 Jahren sehr wohl erklärlich ist. — Hr. Roscher stellt sodann den Stammbaum des Thukydides übereinstimmend mit O. Müller, indem er Olorus, den Vater desselben, als Schwiegersohn des Miltiades und als Enkel jenes älteren Thrakerfürsten Olorus betrachtet, während Hr. Krüger den Olorus als Sohn einer Tochter des Miltiades und der älteren Hegesipyle ansah. Dieser letzteren Ansicht gebührt unbedingt der Vorzug, theils weil nur auf diese Weise die Verwandtschaft des Thukydides mit den Pisistratiden zu vermitteln ist, theils weil eine Verwandtschaft zwischen unserem Historiker und dem älteren Thukydides sehr wahrscheinlich, ferner eine Einbürgerung der Art in jenen Zeiten schwer anzunehmen ist, und endlich Gedanken und Haltung der Thukydideischen Geschichte mehr auf uralt griechischen Stamm als auf ein unebenbürtiges Geschlecht von Fremden schliefsen läfst. Die einzige Basis der neueren Ansicht ist die Tradition, dafs Thukydides mütterlicher Seits von Miltiades, väterlicher Seits aber von Olorus, einem thracischen Könige, herstamme. Hierzu aber gab die Namensgleichheit der beiden Olorus eine sehr natürliche Veranlassung. Ueber das Mannesalter des Thukydides und sein Exil, über die Zeit seiner Rückkehr und seines Todes spricht der Hr. Verf. mit Umsicht und Schärfe. Wenn er aber meint, er habe vor 412, wo Thasus von den Athenern abfiel, nicht wohl in Skapte Hyle sich aufhalten können, so ist zu bemerken, dafs diese Länder auch nach dem Frieden des Nikias zum grofsen Theil bei ihrem Abfall von Athen beharrten.

Cap. 2. Quellen und Quellenkritik des Thukydides, und zwar §. 1 Autopsie, §. 2 geschriebene Quellen, §. 3 mündliche Ueberlieferung, §. 4 angebliche Widerlegungssucht des Thukydides. In diesem Capitel ist das Verhältnifs des Thukydides zu Herodot von dem Hrn. Verf. mit besonderer Ausführlichkeit behandelt worden, und die Beziehung des ersteren auf diesen aufser Zweifel gestellt. Recensent ist mit der Beweisführung Hrn. Roscher's völlig einverstanden; er sieht selbst zwischen Thuk. I, 18 und Herod. V, 46 den von dem Hrn. Verf. bemerkten Widerspruch nicht. Denn von dem, was Sparta als Staat gethan, ist völlig zu scheiden, was einzelne Spartaner, die aus dem Vaterlande geschieden waren. Von Vergefslichkeiten bei Thukydides sollte billig nicht die Rede sein, da wir, selbst in seinem Schweigen, oft eine bestimmte Andeutung entdecken können, wie bei dem Erdbeben von Delos, bei dem Angriff auf Platää u. s. w. Auf der andern Seite aber ist schon hier die Flüchtigkeit zu rügen, mit der Hr. Roscher den Autor gelesen hat, und die Leichtfertigkeit, mit der er ihn benutzt. So lehrt uns der Scholiast zu I, 8 ausdrücklich, dafs nicht die Rüstungen selbst, sondern nur kleinere Abbilder

Digitized by Google

derselben in den Gräbern gewesen seien. So sind die nach dem Perserkriege wiederhergestellten Mauern überhaupt nicht nach Athens Eroberung zerstört (S. 110). So war zur Zeit, wo Thukydides schrieb, längere Zeit zerstört, und daher ἦν, nicht ἐστί, in der bekannten Stelle. Aus den Notizen, welche er über Sicilien giebt, auf eine sicilische Reise unseres Autors, aus den wenigen Bruchstücken über die Sprache der Siculer auf ein Verständnifs derselben schliefsen zu wollen, und ein schönes Zusammentreffen mit Herodot, der damals in Thurii ein den Musen geweihtes Alter führte, herauszuphantasiren, ist um so mehr tadelnswerth, da wir schon S. 94 wissen, wie Hr. Roscher von derlei Schulanekdoten urtheilt. Zu den Quellen gehört vorzüglich die Sage. Der Sagenkritik des Thukydides hat Hr. Roscher Cap. 3 gewidmet. Ich sehe allerdings nicht ein, dafs dieser Gegenstand für Thukydides Verständnifs solche Wichtigkeit haben sollte, da Gegenstände, welche der Sage angehören, nur beiläufig behandelt werden, der Kern der Thukydideischen Geschichte dagegen von allem Mythischen frei ist. Vielleicht hätte der Hr. Verf. besser gethan, zu zeigen, dafs unsers Autors Blick eben so unverwandt die Verhältnisse der Gegenwart festgehalten hatte, dafs ihm eben hierdurch die Erkenntnifs des Mythischen verdunkelt wurde. Diese objective Kritik der Art und Weise, wie Thukydides die Sage zu historischen Resultaten benutzt hat, hätte Rec. eher erwartet, als dafs Thukydides hier wie überall als der Autor betrachtet wird, der stets das Rechte getroffen, und auch die Sage am sichersten zu handhaben verstanden. Oder wird Thukydides an seiner historischen Meisterschaft das Geringste einbüfsen, wenn sich ergäbe, dafs die Weise, wie er aus dem Schiffskataloge die Zahl der Griechen vor Troja berechnet, wie er die Verschwägerung zwischen Pandion und dem Thracier Tereus bespricht, wie er sich den Zustand Attika's vor Theseus denkt, wie er überhaupt aus der Poesie und der Sage den factischen Kern zu ziehen sucht, der wahrhaften Ansicht von Mythus und Sage völlig widerspricht? Derselbe Sinn, der ihm dort den höchsten Preis erwarb, hat ihn hier das Rechte verfehlen lassen. Dieser Punct aber mufste in um so helleres Licht gesetzt werden, da gerade Thukydides es war, dessen Vorgang für die Behandlung der ältesten griechischen Geschichte für lange Zeit den Weg gezeigt hat. Auch zweifle ich, ob Thukydides mit Recht eigentliche Forschungen für die alte Zeit zugeschrieben werden können; in dem, was er erwähnt, ist wenigstens nichts, was zu der Vermuthung berechtigte, er sei über die im Volke lebendige Tradition und die allgemein verbreiteten Schriften zu eigener Forschung hinausgegangen. Wenn der Hr. Verf. es so nicht vermocht hat, die Thukydideische Sagenkritik überhaupt zu seiner historischen Kritik in das rechte Verhältnifs zu setzen, so müssen wir hinsichts der Art und Weise, wie er Thukydides angezogen hat, den schon früher gemachten Vorwurf der Flüchtigkeit hier wiederholen. So denkt Thukydides nicht daran, dafs die Bevölkerung Attika's vor Theseus aus dorfartig zerstreuten Gemeinden bestanden habe (S. 135), so ist I, 2 die Autochthonie der Athener gar nicht etwas, das er beweisen, sondern womit er ein anderes beweisen will; von Cyklopen und Lästrygonen sagt Thukydides ferner ausdrücklich, dafs aufser den Dichtern manche andere Ansichten vorhanden sein möchten; so erwähnt Thukydides die Heiligthümer, nicht weil sie in der Nähe der Akropolis liegen, sondern weil sie die Lage der Stadt unter der Akropolis bestimmen sollen; vor allem falsch ist der Begriff der ἀκοή I, 4 urgirt (S. 136, 138), als ob damit eine mehr oder minder bestimmte Stufe der Gewifsheit angedeutet werde. Seiner Combinationsmethode getreu hat der Hr. Verf. in den Schlufsbetrachtungen des 3. Capitels die historische Benutzung der Sage durch Thukydides mit der poetischen durch Sophokles parallelisirt (S. 139), und (S. 140) mit der ethischen durch Sokrates. Er bemerkt sodann, dafs Xenophon alles Mythische streng aus seinen Werken ausgeschieden habe, dafs dann aber das Mythische bei den Nachfolgern des Thukydides einen immer gröfseren Raum einzunehmen anfange. Was Xenophon betrifft, so erwähnt auch er beiläufig des Marsyas. Der Mythenreichthum bei den letzteren ist, wo er sich wirklich findet, Folge des Zweckes ihrer Schriften, wie bei Thukydides die Maafshaltung darin die nothwendige Folge seines Planes, nicht einer bestimmten Ansicht über Mythen und ihre Bedeutung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

1. *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit E. F. Poppo.*
2. *Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Uebersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Dr. F. H. Kämpf.*
3. *Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Von Dr. W. Roscher.*

(Fortsetzung.)

Cap. 4 handelt von den Reden in Thukydides. Der Hr. Verf. sieht in dem grofsen Reichthum an Reden eine Annäherung unseres Historikers an das Dramatische, und hebt zu diesem Behufe hervor, dafs in der Regel mehrere Reden in eine Beziehung zu einander gesetzt sind, die an zwei Stellen bis zum förmlichen Dialoge fortgehn. Er weifs hierzu auch die Ueberlieferung trefflich zu benutzen, dafs das 8. Buch keine Reden enthalte, weil Thukydides an der Vollendung desselben durch den Tod gehindert sei. Mit vollem Rechte verneint er, dafs Thukydides darnach gestrebt habe, die gehaltenen Reden so wortgetreu als möglich wiederzugeben, wenn auch die Argumentation des Hrn. Verf. sich oft als unzureichend ergiebt, z. B. die Politik des Archidamus habe darauf hingearbeitet, Zwietracht in Athen zu erregen; in seiner Rede komme nichts davon zum Vorschein; ferner der Zweifel in der Perikleischen Leichenrede, für die Herrlichkeit Athens Glauben zu finden, erscheine sonderbar, da ja die Zuhörer an derselben persönlich Theil genommen. Was Archidamus betrifft, so gehört er zu jenen altgesinnten Spartern, denen eine arglistige Politik der Art nicht in den Sinn kam; die Leichenrede aber zweifelt nicht an dem Glauben für die Herrlichkeit Athens, sondern für die Tugend der Gefallenen. Eben so verhält es sich mit den übrigen Beweisen S. 150. Aber wir bedürfen derselben kaum, da die Erklärung des Thukydides über seine Reden keinen Zweifel zuläfst. Mit eben so vielem Rechte weist der Hr. Verf. zurück, dafs etwa die blofs persönliche Ansicht des Historikers hier gegeben werde; er hebt dann sehr gut hervor, wie in den Reden die äufserlichen Thatsachen auf ihre geistigen Motive zurückgeführt, wie in ihnen die Personen, und nicht blofs die redenden, sondern auch die Hörer, geschildert, wie endlich die Facta selber innerlich hierdurch auf einander bezogen würden. Alles, was der Hr. Verf. über die künstlerische Gruppirung der Reden sagt, ist fein und wahr, und an Ort und Stelle nachzulesen. Wir halten dies Capitel in jeder Hinsicht für einen der Glanzpuncte des Werks, wenn auch die Gedanken nicht überall neu sind, doch durch die Art und Weise der Ausführung. Wir wollen nicht leugnen, dafs einige Puncte nicht erörtert werden, z. B. ob da, wo Thukydides seine Reden einlegt, solche wirklich gehalten sind, ferner ob in der That eine Rede der Art, wie Thukydides sie gebe, je gehalten sei, was der Hr. Verf. für möglich zu halten scheint, ob überhaupt der Charakter der damaligen Beredsamkeit in ihnen niedergelegt sei. Rec. ist der Ansicht, dafs nie und nirgends eine Beredsamkeit dieser Art wirklich geübt sei, dafs dies Ueberwiegen der Reflexion, dieser Mangel des Individuellen, diese Massenhaftigkeit des Gedankens stets hätte wirkungslos bleiben müssen, dafs die ξύμπασα γνώμη I, 22 auch auf das Zusammendrängen der Hauptgedanken im Gegensatz einer Explicirung derselben zu beziehen sei. In diesen Gedanken vielmehr als in der Form der Rede sucht Thukydides die Personen zu charakterisiren, obgleich eine unwillkührliche Einwirkung jener auf diese nicht zu verkennen ist. In einzelnen Partieen, wie S. 157 f., läuft der Nachweis des Hrn. Verf.s in Spitzfindigkeiten aus.

Cap. 5 handelt von dem Pragmatismus des Thukydides. Hr. Roscher sucht, besonders im Gegensatze

Digitized by Google

zu Xenophon, darzuthun, dafs dem Thukydides der praktische Gesichtspunct, durch seine Geschichte eine für die besonderen Verhältnisse des Lebens brauchbare Belehrung zu geben, fern gelegen habe; es sei vielmehr der historische Kunsttrieb, der ihn beseelt und gezwungen habe, jede Thatsache, die er erfahren, bis in die innerste Seele des Handelnden zurück zu verfolgen; so habe er bei Abfassung des Werkes hauptsächlich für sich, seinem eigenen Durst nach Wahrheit, seinem eigenen Trieb zur geistigen Schöpfung Genüge geleistet. Hr. Roscher sucht zu dem Ende zwei Stellen des Thukydides selbst, aus dem Ende der Einleitung und dem Anfange der Beschreibung der Pest zu beseitigen, in denen ausdrücklich gesagt wird, dafs man für ähnliche Fälle etwas lernen solle. Er geht selbst so weit, hieraus die wirklichen Dunkelheiten und Zweideutigkeiten, und die mancherlei Ungenauigkeiten zu erklären, welche das Studium des Thukydides oft so mühselig machen. Ueber diese vermeinten Ungenauigkeiten will ich hier nicht reden, da bereits ein anderer Beurtheiler des Werks, Hr. Vischer, in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft sich darüber erklärt hat. Auch die Sclavenmenge von Chios wird denen nicht so auffallend erscheinen, die die Insel und das geschäftige Gedränge auf ihr zur Herbstzeit mit eigenen Augen gesehen haben. Aber auffallend ist es, dafs, wie der Hr. Verf. den Kunsttrieb an die Spitze der Einleitung gestellt hat, derselbe ihm hier und aller Orten im Wege steht. Die Gröfse der Ereignisse, welche er kommen sah, und dann selbst erlebte, der gewaltige Umschwung des äufsern und innern Lebens in Griechenland, der Gedanke, dergleichen Erlebnisse nicht verloren gehn zu lassen, sondern für Mit- und Nachwelt zur Lehre und zur Warnung hinzustellen, liegt uns ohne Zweifel unendlich viel näher, als der Kunsttrieb, der, in der Weise des Hrn. Verf. gedacht, überhaupt dem Alterthum fern liegt. Darum aber, weil Thukydides eben nicht allein für seine Zeit und sein Volk geschrieben, sondern, wie ein ächter Künstler, für die Ewigkeit, hat er, nach des Hrn. Verf.s Meinung, selbst die Facta nicht nach den vergänglichen Daten des attischen Kalenders, sondern nach den ewigen Ordnungen der Natur bestimmt!! Wenn nun der Pragmatismus unseres Historikers nicht in den praktischen Zweck seiner Arbeit zu setzen ist, so tritt dagegen die Motivirung der Ereignisse bald aus der Seele der handelnden Personen, bald aus materiellen Gründen, wie z. B. der Natur des Ortes, bald endlich aus einer höheren Nothwendigkeit um so deutlicher hervor. Diese Puncte sind von Hrn. Roscher sehr gut erörtert. Doch müssen wir bemerken, dafs der Hr. Verf. hier oft mehr gesehen hat, als in Thukydides selbst zu erkennen war; z. B. ist unser Historiker unbedingt weit entfernt, die Ereignisse geographisch zu motiviren; die Beschreibung Sphakteria's, die Uebersicht der Bevölkerung Sicilien's u. s. w. soll nicht zur Erklärung der folgenden Ereignisse dienen, sondern zur einfachen Kunde über Gegenden, welche bis dahin unbekannt geblieben waren. An diese Unbekanntschaft, wie sie ausdrücklich erwähnt wird, schliefst sich die Belehrung. Ueber Kleinasien, über die Gegenden von Thracien und Macedonien, über die bekannten Theile von Griechenland selbst, wo eine Motivirung der Art viel bedeutender erscheinen konnte, schweigt unser Autor. Dafs ich es gerade heraus sage, er kennt nur einen Quellpunct dessen, was geschieht: die Seele des Menschen. Für alles, was darüber hinaus liegt, mag es als ἀνάγκη, mag es als τύχη, mag es in der Person eines Gottes erscheinen, verschwindet unserem Historiker die ursachliche Beziehung. Sehr schön weist in dieser Beziehung der Hr. Verf. darauf hin, dafs, gerade in dieser erweiterten Kenntnifs des natürlichen Zusammenhanges der Dinge, eine um so tiefere Ehrfurcht vor der übernatürlichen Weltregierung begründet werde.

Cap. 6. Charakteristik der Perikleischen Zeit im Allgemeinen. Mit Recht betrachtet der Hr. Verf. diese Zeit als den eigentlichen Gipfelpunct des Hellenischen Lebens, und als Repräsentanten desselben die erhabenen Gestalten des Perikles, des Phidias und des Sophokles, als Quellen aber für unsere Anschauung derselben die später geborenen Thukydides und Aristophanes. Er stellt hierfür die Reden der Korinther in Sparta, des Perikles vor Beginn des Krieges und am Ende des ersten Feldzuges zusammen, und gewinnt hieraus eine Charakteristik des Volks der Athener in scharfen und lebendigen Zügen. Wir müssen bedauern, dafs der Hr. Verf. seine Darstellung des Perikleischen Zeitalters hiermit abgeschlossen hat. Es hätte viel förderlicher scheinen müssen, wenn dieses Capitel schon jetzt (s. S. 380 ff.) versucht hätte, uns auf den Höhepunct zu führen, wo nur der Krieg, und zwar ein

Digitized by Google

Krieg, der bis auf den Grund durchgekämpft werden mufste, die Entscheidung und — Versöhnung geben konnte. Von der Zeit des Miltiades und Themistokles an war in Athen selbst ein Kampf geführt worden, für den Thukydides selbst nur Andeutungen geben konnte, ein Kampf in der Verfassung, in den Verhältnissen der Symmachie, in Wissenschaft, Kunst, Religion, im öffentlichen Leben, den man nothwendig vor Augen haben mufs, um die Reactionen während des Kriegs zu erkennen. Hier also wäre der Ort gewesen, die Mächte, über welche Perikles obsiegte, zu bezeichnen, die Gegner, mit welchen er zu ringen hatte, so genau als möglich zu charakterisiren, selbst die Radien zu bezeichnen, welche er zu durchmessen hatte, ehe er zu jener olympischen Höhe gelangte, auf der er das Volk beherrschte, und ganz Griechenland mit seinem Geiste zu erfüllen hoffte. Hiergegen kann ich es nur für eine nutzlose Spielerei erachten, wenn Hr. Roscher S. 205 eine Reihenfolge der vorherrschenden Stämme von Pelasgern und Lelegern, Aeolern, Doriern zu Athen aufwärts, und von da durch die Dorier und Aeoler zu den Pelasgern und Lelegern abwärts zu erkennen glaubt; wobei die Achäer vergessen werden, und unberücksichtigt bleibt, dafs diese Dorier, Aeoler und Pelasger abwärts von den frühern himmelweit verschieden sind, dafs ferner diese Stammverschiedenheiten sich immer mehr abschleifen und verwischen, und es demnach lächerlich ist, diese Arkadier und Aetolier als correspondirend mit jenen uralten Stämmen Griechenlands zu betrachten. Ueberdies ist mit allem Ernste die Flüchtigkeit zu rügen, mit der Hr. Roscher auch hier die Gedanken unseres Autors entweder geradezu falsch auffafst, oder aus ihrer richtigen Verbindung bringt. So in I, 70. παρὰ γνώμην κινδυνευταί „ihr Eifer pflegt über *ihren anfänglichen Entschlufs* zu gehen", ἀποδημηταί, in der Fremde sind sie zu Hause, ἑορτὴν οὐκ ἄλλο τι ἡγοῦνται ἢ τὸ τὰ δέοντα πρᾶξαι „sogar ihre Feste werden dadurch begangen, was die Umstände fordern, auszuführen". Und in der Leichenrede wird dem Perikles die unerhörte Aeufserung zugeschrieben: er rede *nicht* um der Gefallenen willen, daher er denn auch bald zu dem Ruhm des athenischen Staates übergehe. Die Ahnen hätten durch Stätigkeit ihrer Wohnsitze und durch männliche Tugend die Freiheit bewahrt, griechisch: τὴν χώραν ἀεὶ οἱ αὐτοὶ οἰκοῦντες διαδοχῇ τῶν ἐπιγιγνομένων μέχρι τοῦδε ἐλευθέραν δι' ἀρετὴν παρέδοσαν. Die Väter haben dann zur Freiheit die Macht hinzugefügt, griechisch: πρὸς οἷς ἐδέξαντο. Wer sähe ferner in II, 37. μέτεστι δέ u. s. w. „gerechte Freiheit; verständige Gleichheit, welche den Ruf beachtet und das Verdienst anfeuert". Perikles sagt: dem Namen nach zwar ist unsere Verfassung Demokratie. Ihr Wesen aber ist: Gleiches Recht vor Gericht, persönliche Auszeichnung und Geltung unabhängig von Factionen, unbehindert durch Armuth. Von „unerzwungenem Gehorsam gegen die Obrigkeit" sollte schon das διὰ δέος zurückgehalten haben. Und in dieser Weise ist diese ganze Rede S. 208. 209 weiter ausgebeutet, so dafs unseres Erachtens nicht angenommen werden kann, dafs der Arbeit des Hrn. Verf.'s ein gewissenhaftes Studium des Thukydides zum Grunde gelegen habe. Wenn wir daher Hrn. Roscher gern einräumen, dafs für Thukydides mehr als das Auge des blofsen Philologen erforderlich sei, so müssen wir eben so fest darauf halten, dafs Niemand glaube, ohne unsere mühselige Arbeit, in geistreich tänzelnder Manier durch Thukydides dahinhüpfen zu können.

Cap. 7. Religion des Thukydides. Die Religion der Hellenen bietet dem Hrn. Verf. ein überreiches Feld zu geistreichen Zusammenstellungen. Er sieht diese Religion in ihren Hauptzügen bereits vor Homer als fixirt an. Von ihr bilden die Gesänge Homers einen ähnlichen Abfall, wie ihn die Rittergedichte dem ausgebildeten Katholicismus des frühern Mittelalters gegenüber darstellen. Dann folgt im 6. Jahrh. eine Bewegung, der der Reformation gleich, in der Wiederbelebung der Mysterien, in der Aufzeichnung der alten Sage und der Göttersprüche, in der Mystik des Epimenides, in der noch religiösen Kunst zu erkennen, während zugleich grofse Erfindungen gemacht und bedeutende Reisen unternommen werden. Die Beschränktheit des Menschen bei Pindar gegenüber der Unermefslichkeit der Götter wird mit Luthers Lehre von der Verdienstlosigkeit des Menschen gegenüber der Gnade Christi (!) zusammengehalten. Pindar und Aeschylus, Sophokles und Herodot, Phidias und Polyklet sollen als Repräsentanten dieser Blüthezeit der griechischen Religiosität gelten. Dieser religiösen Vertiefung gegenüber steht nun die Aufklärung, in den Philosophen und Sophisten, in Perikles und den Athenern überhaupt, und hiergegen kommt nun im peloponnesischen Kriege eine Reaction, wie im Hermokopiden-

Digitized by Google

Prozesse mit politischen Tendenzen vermischt, rein und unvermischt in Sokrates, in der Geschichte des Xenophon. Unter diesen Gegensätzen nun läfst Hr. Roscher unsern Thukydides eine ächthistorische Mitte einnehmen, d. h. eine Mitte, in der er referirt, ohne sich hinsichts seines Glaubens oder Nichtglaubens zu entscheiden. Rec. will die religionsgeschichtlichen Skizzen des Hrn. Verf.'s hier übergehen, obwohl nicht zu zweifeln ist, dafs Pindar, Aeschylus, Herodot, Phidias, Sophokles sich in lebendigster Einheit mit Homer gefühlt haben, und andererseits Perikles nicht von Phidias und Sophokles zu trennen ist. Hinsichts des Thukydides aber zu fragen, wie es mit seiner Religiosität gestanden habe, scheint mir völlig verkehrt. Ob ein Orakel zutrifft oder nicht, wird als historisches Factum berichtet, und Wunder und Götter gelten ihm nur insofern, als die Menschen sich in ihnen abspiegeln. Ueber seinen eigenen Glauben äufsert er nichts, und ist aus dem, was er erwähnt hat, nichts zu ermitteln. Der Name des Ungläubigen wird ihm eben so wenig zur Schande gereichen, als der des Gläubigen sein Lob erhöhen würde. Durch Fragen der Art wird der wahre Gesichtspunct für eines Autors Beurtheilung verrückt, es wäre denn, dafs aus dem Mangel einer lebendigen Religiosität irgend eine Einseitigkeit der allgemeinen Auffassung einer bestimmten Zeit darzuthun wäre. Wie viel passender wäre es gewesen, hier der philosophischen Bildung unseres Autors zu gedenken, für welche kein besonderes Capitel ausgeworfen ist? Wie viel fruchtbarer hätte die zwiefache Influenz, des Anaxagoras und der Sophisten, werden können, die im folgenden Capitel keineswegs erschöpft ist?

Cap. 8. Historische Unparteilichkeit des Thukydides. Hr. Roscher redet zunächst von des Thukydides Unparteilichkeit gegen die Personen, sodann davon, dafs er von Bewunderung, von Freude und Schmerz, frei gewesen, von seiner Stellung zu den politischen Theorieen, von seinem Zusammenhang mit den Sophisten. Er geht davon aus, dafs Thukydides, nach der Politik seines Hauses, auf Seiten der Aristokratie würde gestanden haben, und hebt demgemäfs hervor, wie dessenungeachtet bei ihm Themistokles gegen Miltiades, Perikles gegen Cimon hervortrete, wie weder Kleon noch Brasidas ungerecht beurtheilt werde, die Demokratie, die ihn verstofsen, zu Gunsten der Aristokratie leiden müsse. Hier, scheint es mir, hat der Hr. Verf. nicht genug gethan. War Thukydides Aristokrat, wie hätten ihn nicht die Dreifsig mit offenen Armen aufnehmen sollen? War er es nicht, was war es, das seinen gewaltsamen Tod veranlafste? Wozu bedurfte es eines besonderen Psephisma's, da die Amnestie vom Jahre 403 auch ihn betraf? Denn ich glaube kaum, dafs dies Psephisma zur Zeit der Dreifsig sei abgefafst worden. In einem Staate, wie Athen, wie Rom es gewesen sind, ist die Zahl der politischen Parteien grofs und veränderlich, und auf keinen Fall unter wenige Rubriken zu begreifen. Für einen Aristokraten kann ich den Thukydides nicht ohne Weiteres halten; als nach Perikles Tode in Athen Männer wie Kleon das Volk beherrschten, mufsten Männer mit einander sich verbinden, die zehn Jahre früher vielleicht einander selbst als Feinde gegenübergestanden hätten. Zu diesen letzteren rechne ich auch Thukydides. Nun stiefs ihn das Unglück aus dem Staate, dem er würde gedient haben wie Nikias und Demosthenes; dasselbe Unglück aber entrifs ihn den Wogen der Factionen, welche sich überstürzten, und gewährte ihm ruhige Beobachtung, während die Liebe zur Vaterstadt in seinem Herzen fortglühte. Solche Stellung eignet sich aber vor allen andern zur Darstellung von Zeiten, in denen die Mithandelnden selten für die Wahrheit ein offenes Auge haben. Nun ist ferner zu berücksichtigen, dafs im Alterthum der Fanatismus für eine bestimmte *Form* der Verfassung selten ist. In dem Grade, wie es moderne Zeiten dargelegt haben, hat es keine Theoretiker in Athen und Sparta gegeben. Es ist ganz recht, was Hr. Roscher S. 244 sagt, die Staatsform, mit welcher die höchste Blüthe eines Volkes verbunden gewesen, sei als das schönste politische Product desselben betrachtet worden. Als solche erkannte unser Autor für Athen die Perikleische Demokratie. Der Hr. Verf. zeigt nun vortrefflich, wie Thukydides, namentlich in den Reden, jeden Staat und jede Tendenz ihr politisches Gewissen, dafs ich so sage, sich aussprechen lasse, wie wenn Platäer und Thebaner, Korcyräer und Korinther, Nikias und Alkibiades ihre Ansichten darlegen, ohne dafs des Historikers Urtheil sich auf die eine oder die andere Seite neige.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

1. *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit E. F. Poppo.*
2. *Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Uebersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Dr. F. H. Kämpf.*
3. *Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Von Dr. W. Roscher.*

(Schlufs.)

Gerade dafs er so den entgegengesetzten Parteien das Recht widerfahren läfst, so sich ganz aussprechen zu dürfen, und die letzte Entscheidung selbst dem Gange der Ereignisse übergiebt, ist die ächte Unparteilichkeit des Historikers, der nicht, wie Xenophon zu Gunsten eines Staates oder eines Mannes schreiben, nicht unterhalten oder moralisch belehren will, wie Andere, sondern allein die lautere Wahrheit in der grofsartigsten Bewegung der griechischen Staatenwelt im Auge hat.

Cap. 9. stellt den Thukydides zu den gleichzeitigen Historikern in Vergleich, zunächst zu den letzten Logographen, Hellanikus, Pherecydes, Xanthus dem Lyder, sodann in § 2. zu Herodot, sodann zu den Memoirenschreibern Jon von Chios und Stesimbootus von Thasos; Cap. 10. parallelisirt den Thukydides mit Aristophanes. In Cap. 9. zeigt Hr. Roscher abermals seine Virtuosität, in Dingen, wo das Urtheil schwierig ist, schnell entschieden zu sein. Das Urtheil des Thukydides über Hellanikus steht fest. Wer aber so aus Fragmenten eines Autors, selbst eines Thukydides, ein Zerrbild zu entwerfen unternähme, würde keine schwierige Arbeit haben. Die Vermuthung aber, dafs die zahllosen Titel seiner Schriften auf ein einziges grofses Werk zurückzuführen seien, wird durch Zusätze, wie bei Athen. XIV p. 652, A εἰ γνήσιον τὸ σύγγραμμα und andere widerlegt. Ich will jedoch hier nicht länger verweilen, um nicht von Thukydides abgezogen zu werden, zu dem Hr. Roscher in Cap. 11. zurückkehrt, welches der *Sprache* des Thukydides gewidmet ist. Hier hatte O. Müller dem Hrn. Verf. reichlich vorgearbeitet; er würde noch treffendere Analogieen gefunden haben, wenn es ihm vergönnt worden wäre, die Anschauungen, welche er in Griechenland und in den Antiken von Athen gesammelt, in einer für ein deutsches Publicum geschriebenen Litteratur-Geschichte zu verarbeiten. Seinem grofsen Meister folgend, zeigt Hr. Roscher, wie die bei Thukydides so beliebten Redefiguren an die steife Symmetrie und den Parallelismus der Bewegungen erinnerten, der in den älteren Werken der griechischen Sculptur herrsche, wie er dagegen bei dem Gedanken die bekannten Figuren verschmähe, um die Wahrheit und Bedeutsamkeit des Gedankens selbst wirken zu lassen. Ich möchte wohl, hier hätte der Hr. Verf. genauer geschieden, in welchen Theilen der Geschichte sich eine Erscheinung finde. Nichts ist von jenem Schematismus der sophistischen Beredsamkeit ferner, als die Geschichtserzählung; in den Reden hat Thukydides dagegen stets im vollsten Bewufstsein der Gesetze gearbeitet, welche bereits zur allgemeinsten Anerkennung gelangt waren. Aber auch hier ist nicht zu vergessen, dafs Thukydides nicht Reden giebt, sondern die Resümés von Reden, und dafs, wenn diese Form trefflich geeignet war, die Bewegung des Gedankens zur Anschauung zu bringen, das individuelle Pathos in dieser Form keinen Raum fand. Uebrigens spricht der Hr. Verf. es hinreichend aus, dafs die Sprache des Thukydides in der Mitte stehe zwischen der asyndetischen Rede der Logographen und dem Periodenbau der späteren Redner, dafs bei Thukydides die Sprache unterthan sei der Macht des Gedankens, während später die Form für sich anfange, etwas gelten zu wollen; dafs eben hierin die Gröfse und Erhabenheit der Thukydideischen Sprache

Digitized by Google

liege, und freilich Strenge, Rauhheit und Herbigkeit sich ihr beimische, während bei Xenophon mit der bekannten Süfsigkeit auch ein Mangel an Mannhaftigkeit einkehre. Demgemäfs sucht Hr. Roscher in § 2. an charakteristischen Beispielen der Oratio variata zu zeigen, was hiermit für schärfere Bestimmung des Gedankens gewonnen werde, und zuweilen mit sehr glücklichem Erfolge. So I, 73 ὧν ἀκοαὶ μᾶλλον λόγων μάρτυρες ἢ ὄψις τῶν ἀκουσομένων „die ὄψις kann hier, weil sie *nicht* existirt, nur *eine* sein, während die ἀκοαὶ eine Menge von Sagen betreffen"; VII, 48 ἤν τι ἐν ταῖς Συρακούσαις βελόμενον etc. „das Neutrum zeigt an, wie unbestimmt und heimlich diese Bewegung noch gährte".

Cap. 12. Einheit des Thukydideischen Werks. § 1. Abfassungszeit. Hr. Roscher zeigt richtig, dafs die Abfassung des Werkes in der Form, in der die 7 ersten Bücher vor uns liegen, erst nach dem Ende des Krieges geschehen sein könne. Hierzu benutzt er S. 354 ff. auch die Gestalt des letzten Buchs, in Verbindung mit der Sage, die schon oben erwähnt war. Er vindicirt dasselbe dem Thukydides, aber als ein unvollendetes, dem die letzte Hand mangele, während Niebuhr die Vermuthung aufstellte, es sei dies Buch absichtlich matter gehalten, um es dem matteren Gange des Krieges anzupassen. § 2. Gegenstand des Werks, wobei der Hr. Vf. unter andern sehr fein und wahr bemerkt, man sehe es dem Werke wohl an, dafs der Verfasser auch von anderen Dingen wohl unterrichtet sei, dafs er sich selber den Zügel angelegt habe, um in strenger Abgeschlossenheit „das Herabsinken Athens von seiner Perikleischen Höhe" zu schildern. Hierbei aber konnten die Episoden nicht unerwähnt bleiben, von denen Hr. Roscher die geistreiche Ansicht aufstellt, Thukydides habe die Hauptepochen der früheren Geschichte Athens zur Vergleichung mit analogen Erscheinungen der Kriegszeit an die passenden Stellen eingeschoben. Theseus und die Zusammenziehung der Demen, die Usurpation des Kylon, der Sturz der Pisistratiden und das Ende des Themistokles, dem der Untergang des Pausanias beigegeben ist. In diesen Cyklus hätte der Hr. Verf. unbedenklich auch die Tereussage einfügen können. Ich kann dem Hrn. Verf. nicht beistimmen, theils weil uns die näherliegende Veranlassung zu diesen Einschiebungen von Thukydides selbst gegeben wird, z. B. bei Tereus die Verwechselung mit Teres, bei Themistokles die nothwendig hierhergehörige Erzählung von Pausanias u. s. w., theils aber weil viel andere und wichtigere Momente hätten dargeboten werden können, z. B. bei dem Verlust Euböa's die ursprüngliche Erwerbung der Insel. Aber Thukydides setzt, was ich beiläufig bemerke, sowohl in dem, wo er eine positive Andeutung giebt, als auch in seinem Schweigen den Herodot voraus, und vermeidet Puncte, die hier *zur Genüge* erörtert waren. Für eine Geschichte Athens wären Eleusis und Eumolpus wichtiger als Tereus, Kodrus und die Colonisation Joniens eben so wichtig als Theseus; Kylon's Name würde vergessen sein, wenn er nicht bei den Forderungen der Spartaner wieder aufgetaucht wäre; die Vertreibung der Pisistratiden wäre fruchtlos geblieben, ohne Klisthenes. Hier wenigstens kann ich keinen der Kunstgriffe des Historikers erkennen, sondern den natürlichen Wunsch, die vollständige und die lautere Wahrheit zu geben.

Das 13. Capitel giebt eine Analyse des 1. Buchs, und zwar detaillirter, damit der Leser an ihr zur eigenen Analyse der folgenden besser angeleitet werde. In § 1. wird die Vorrede, in § 2. die Einleitung, in § 3. die Vorbereitungen zum Kriege besprochen. Der Hr. Verf. verfährt hierbei so, dafs er nicht etwa den innern Gedankenzusammenhang der Vorrede giebt, sondern die wesentlichen Sätze derselben nach dem inneren Wachsthum der hellenischen Staaten, nach ihren auswärtigen Unternehmungen, nach der Seemacht, die sie besafsen, und nach den Bündnissen, die sie abschlossen, aneinanderreiht. Sie werden dadurch in den Augen des Hrn. Verf.'s zu einer Art von Archäologie, in der Thukydides mit bewundernswürdigem Takte das Gesetzmäfsige, Wesentliche zu treffen verstanden habe. Rec. kann hierbei nicht umhin, zu bemerken, dafs diese Vorrede aus keinem anderen Gesichtspuncte zu betrachten ist, als von dem aus Thukydides selbst sie offen erklärt vorausgeschickt zu haben; dafs ferner, als eine Art Archäologie betrachtet, allerdings gerade die wesentlichsten Rücksichten z. B. der Colonisationen, der Gesetzgebungen u. s. w. würden übersehen sein; dafs alle Notizen, welche darin erscheinen, weniger um ihrer selbst willen gegeben werden, als zur Rechtfertigung des Historikers, der von diesen Zeiten ab sich der reiferen und gröfseren Gegenwart zuzuwenden gewagt hat. Der Gegenstand des § 2., die Einleitung, veranlafst den Hrn. Verf., da nur die Stubengelehrten Diodor und Plutarch hier neben Thukydides unsere Geschichtsquelle

Digitized by Google

bildeten, und unsere Grammatiker deshalb ebenfalls nicht viel damit anzufangen wüfsten, einige weitergehende politische Anmerkungen hinzuzufügen. Er giebt demnach in Anm. 4 S. 380 einen Ueberblick über das Fluctuiren der in Athen herrschenden Parteien. Kleisthenes hat sich begnügt, die Solonische Verfassung wieder herzustellen, und nur durch den Umsturz der alt aristokratischen Stammestheilung so wie durch den Ostracismus der Wiederkehr eines Oligarchen- oder Tyrannenregiments vorbeugen wollen. Es scheint darnach, als ob er Oligarchie und Tyrannis als verwandt betrachte. Dann gelten ihm Miltiades und Aristides *beide* als Führer der gemäfsigten Conservativen, während man bis jetzt aus den politischen Neuerungen des Letzteren glaubte schliefsen zu dürfen, dafs Aristides von Grund aus Demokrat gewesen sei. Ueber den Ostracismus belehrt uns Hr. Roscher, dafs derselbe nach Art unserer constitutionellen Ministerwechsel zu betrachten sei. Die Entfernung der abtretenden Minister auf eine Zeit sei nothwendig gewesen, damit das neue Ministerium nicht seine *ganze* Zeit mit Existenzkämpfen auszufüllen hätte. Durch die glänzende Auctorität des Aristoteles, der dies ganze Institut auch nur aus Büchern kenne, dürfe man sich hier nicht blenden lassen. Im Perserkriege wirken *beide* Parteien mit einander, Themistokles als Feldherr, Aristides auf dem in jener Zeit so wichtigen Gesandtschaftsposten in Sparta, und bei Platää als Feldherr. Cimon ergriff den Vertheidigungsplan des Demokraten Themistokles, und der Areopag besoldete die Flotte vor Salamis. Bald nachher erscheint Themistokles als plebejischer Emporkömmling. Für Sparta lernen wir S. 389, dafs die Ephorie mit Unrecht als ein demokratisches Institut angesehen werde, dafs sie im Gegentheil recht eigentlich den Schlufsstein der Lacedämonischen Aristokratie bilde. Aufser diesen und ähnlichen Entdeckungen, zu denen der von Hrn. Roscher mit grofser Geringachtung behandelte Grammatiker allerdings nicht leicht würde gekommen sein, hat der Hr. Verf. in diesem Capitel nichts geboten, was nicht bereits früher schon gesagt wäre. Indefs kann diese Zusammenfassung immer, auch wenn sie nichts Neues bietet, für die Einsicht in Thukydides willkommen geheifsen werden.

In Cap. 14 – 16 werden nun die Gesichtspuncte weiter entwickelt, unter denen das Herabsinken Athens von seinem Perikleischen Höhenstande von Thukydides dargestellt werde. Der Hr. Verf. betrachtet als ersten Hauptfaden hierfür abermals die innere Politik, die Umwandelung der politischen Gesinnung (Cap. 14), als zweiten die Umwandlung der auswärtigen Politik (Cap. 15), als dritten die Seemacht, und als vierten endlich die Bundesverhältnisse (Cap. 16). In Cap. 14 werden als die eigentlichen Wendepuncte §. 1. das Ende des Perikles, §. 2 Kleon, §. 3. die Revolution in Korcyra, §. 4 Nikias, §. 5 Alkibiades, §. 6 die oligarchische Revolution der Vierhundert bezeichnet, und §. 7. dieselbe Umwandlung auch in Lacedämon nachgewiesen. Die historischen Charakteristiken, welche der Hr. Verf. hier darbietet, sind lebendig und wahr; über Alkibiades und den Hermokopidenprozefs hat er eine neue Ansicht gegeben, die, trotz der geistreichen Ausführung, doch noch einer weiteren Prüfung bedarf. Hr. Roscher ist nämlich der Meinung, dafs die bekannte Verfolgung von den Demokraten gegen eine geheime Oligarchenfaction gerichtet gewesen sei, an deren Spitze eben Alkibiades gestanden habe. Die Namen der Verfolgten deuten ihm überall auf Oligarchen, die der Ankläger gröfstentheils auf die entgegengesetzte Partei. Wenn unter diesen auch Optimaten sich befinden, so hätten diese unter der Maske eifriger Ankläger nur ihre Genossen zu retten versucht. Die Verletzung der Mysterien, die sonst als ἐφ' ὕβρει geschehen gilt, habe darauf gezielt, dieselben nicht mit dem grofsen Haufen, sondern in optimatischer Abgeschlossenheit zu begehen. Der Hermenfrevel sei gegen den plebejischen Strafsengott aus religiösen, vielleicht auch aus politischen, Motiven begangen. Sokrates selbst, das religiöse Ideal dieser Zeit, wird indirect mit hineingezogen. Recensent kann sich hier nicht der mühsamen Aufgabe unterziehen, das Unhaltbare dieser ganzen Argumentation darzuthun; er bemerkt nur im Allgemeinen, dafs es unendlich gewagt ist, in einer Zeit, wofür Thukydides selbst keine Andeutungen der Art gegeben hat, an einzelne Personen dergleichen grofse Parteistellungen anzuknüpfen. In allen Republiken pflegt der Gang der politischen Entwickelung der zu sein, dafs die Factionen am inneren Leben verlieren, und die Individuen aus ihnen heraus zu freier Geltung hervorgehen. In Athen ist, meines Erachtens, der Untergang der früheren Parteien unter Perikles und durch ihn vollendet; wer nach Perikles

Digitized by Google

von Conservativen und Oligarchen reden will, muſs dies in einem andern Sinne thun, als wenn er von den Zeiten des Klisthenes spricht. Und, glauben wir, daſs unser Historiker, der z. B. die Zeit der Vierhundert so wohl gezeichnet hat, für diese politischen Fluctuationen, deren Hr. Roscher so viel gedenkt, kein Auge sollte gehabt haben? Ueberdieſs ist Partei mehr als eine Menge von Gleichgesinnten; auch an Namen, ja selbst an politischen Handlungen ist jetzt keine Parteistellung mehr zu ermessen. Was nun aber jenen Hauptfaden betrifft, den der Hr. Verf. hier annimmt, so ist allerdings zuzugestehen, daſs er in den Ereignissen selbst liege; für die Composition der Thukydideischen Geschichte aber ist er offenbar nicht da, und wir unsererseits möchten an den Hrn. Verf. vielmehr die Frage stellen, woher es komme, daſs der Historiker ihm keinen gröſseren Einfluſs auf die Gestaltung seines Werkes eingeräumt habe. Ich glaube kaum, daſs hier noch eine Andeutung nöthig sei, warum Thukydides es mit dem Zwecke und Geiste seines Werkes unvereinbar gehalten habe, seine Erzählung an irgend einen Hauptfaden jener Art anzuknüpfen, und so eine vielleicht geistreichere, ja wissenschaftlichere; aber weniger wahrhafte und längst vergessene Geschichte zu construiren. — Anders verhält es sich mit dem oben erwähnten zweiten Hauptfaden des Hrn. Verf.s, welcher sich in das bellum Archidamicum, den Friedensstand, den der Vertrag des Nikias bewirkte, den sicilischen Krieg und den von Decelia auf sachgemäſse Weise gliedert. Nur hat der Hr. Verf. sich auch hier öfter verleiten lassen, in dem, was die Umstände und der Zufall bewirkten, tiefe Beweggründe vorauszusetzen, und einzelne Beschlüsse auf ein ganzes System zurückzuführen. Die Besetzung von Pylos geschah zufällig, und wurde dann erst mit Bewuſstsein festgehalten; die Commission, welche dem Agis beigegeben ward, hatte persönliche Veranlassung, wie Thukydides ausdrücklich sagt V, 63, und ist auf keinen Fall eine Schmälerung der Feldherrngewalt zu Gunsten der Ephoren und des Senats, sondern zu Gunsten einer Oligarchie, welche sich auf die Sympathie des Volkes stützt und aus dessen Mitte sich erhoben hat. Hr. Roscher hat darin entschieden einen Fehlgriff gethan, daſs er die alte Aristokratie mit dieser neuen Oligarchie vermischt hat. Im letzten Capitel endlich hat Hr. Roscher die Seemacht und die Bundesverhältnisse zu einem leitenden Faden für den Gang der Ereignisse gemacht, wobei wir wiederholen müssen, daſs sie wenigstens für die Abfassung der Geschichte es nicht gewesen sind. Dem Hrn. Verf. lagen hier die herrlichen Forschungen Anderer vor. Das was er selbst seinerseits hinzugefügt hat, besteht weniger in eigenen Untersuchungen, als in Analogien, die zum gröſsten Theil mit Glück gewählt sind. Freilich ist damit die Unsicherheit seines Verständnisses unseres Autors nicht immer verdeckt, z. B. die schwierige Stelle II, 7, über die ich oben gesprochen habe, erklärt Hr. Roscher so: die Lacedämonier hatten, was ihnen an wirklicher Kraft abging, durch groſsprahlerische Bestellungen zu ersetzen gesucht. Denn anders könne es kaum genannt werden, wenn sie eine Flotte von 500 Schiffen unter ihre Bundesgenossen repartiren wollten u. s. w. So verkennt er S. 468 die schneidende Schärfe von Thuk. IV, 14, indem er übersetzt: auch suchten wenige Stunden später die Lacedämonier vom Lande her eine Seeschlacht, die Athener von den Schiffen her eine Landschlacht zu liefern. Die Aufzählung der Athenischen Bundesgenossen II, 9 soll in schöner Symmetrie streng von Osten nach Westen fortgehen. Wir schlieſsen daraus, daſs der Historiker dann die Athener offenbar gegen die Spartaner unermeſslich bevorzugt hat, bei denen er diese Symmetrie nicht beobachtet hat. Denn hier stehen Megarer, Phocier, Lokrer, Böoter, und gleich nachher Korinther, Megarer und Sicyonier durcheinander.

In Beilage 1 wird eine Vergleichung von Thuk. II, 35—46 mit den übrigen Leichenreden und Panegyriken des Alterthums angestellt. Die zweite Beilage handelt über Zeitalter, Verfasser und Gelegenheit der angeblich Xenophontischen Schrift de republica Atheniensium. Das Resultat der Untersuchung ist, daſs die Schrift zwischen 427—425 von einem Athener für einen Spartanischen Gastfreund abgefaſst sei, um diesen — in hochverrätherischer Correspondenz — von den Hülfsmitteln Athens zu unterrichten. Beil. 3 sucht die Aufführungszeit von Eurip. Heracl. zu bestimmen. Beil. 4 bespricht die literarischen Schicksale des Thukydideischen Geschichtswerks im Alterthum.

Soll ich nun meine Ansicht von dem Werke des Hrn. Roscher in wenige Worte zusammenfassen, so vermisse ich für dasselbe die wahrhafte philologische Grundlage, und ein Hinausarbeiten aus einem gründlichen Verständniſs des Einzelnen zu groſsen und umfassenden Ansichten für das Ganze. Aus dieser treuen und gewissenhaften Durchdringung des Werks unseres Autors hätte sich noch manche reichere Frucht ziehen lassen, als es auf den ersten Anblick scheint. Für die reichhaltigen historischen Parallelen, deren allerdings der Philolog entbehrt, kann man Hrn. Roscher aus voller Ueberzeugung danken, obwohl es schmerzt, daſs er aus der Ferne herbeiholt, was ihm viel näher würde gelegen haben, wenn er sich zu dem Volke gewendet hätte, dessen Geschichte für Politik als ewig geltendes Lehrbuch gelten wird. Bei alle dem aber bin und bleibe ich der Meinung, daſs für wahre Förderung der Wissenschaft der beschränkte Sammlerfleiſs eines Meursius gröſsere Ansprüche auf Dank hat, als diese ganze geistreiche Manier, welche dies Buch, wie so viele andere unserer Zeit, von Anfang bis zu Ende durchzieht.

Dr. Kampe in Neu-Ruppin.

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

XLIX.

Die Handelspolitik im Allgemeinen und die Handelsfreiheit insbesondere — oder geschichtliche, kritische und dogmatische Widerlegung der Handelsfreiheit und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt. Von L. W. Schroeter. Leipzig, 1843; *in Commission bei E. Goetz.* S. 144. 8.

Ehe Ref. über vorstehende Schrift berichtet, und es wagt, ein so völlig unwissenschaftliches Werk in einer Zeitschrift für „wissenschaftliche Kritik" näher zu besprechen, muſs er ein Wort über den hierbei von ihm eingehaltenen Gesichtspunct vorausschicken.

Die politische Oekonomie wurde bei uns, in Deutschland, bisher ganz überwiegend nur in der Weise einer ganz für sich bestehenden, ausgeschiedenen Fachwissenschaft behandelt, und als solche auch nur von Fachleuten, von „Kameralisten", studiert. Jetzt, seit einigen Jahren, ändert sich dies immer mehr. Wie es in England lange schon war, so beginnt jetzt auch unter uns die Theilnahme an bestimmten national-ökonomischen Streitfragen und um ihrer willen auch an der ganzen Wissenschaft der politischen Oekonomie eine immer mehr allgemeine zu werden. Natürlich. Wie der gewerbtreibende Bürger unter uns anfängt nach Mündigkeit zu streben, und sich mit seinem Herzen und mit seinen Gedanken mehr am Staate zu betheiligen, so werden damit seine Interessen zur Würde wahrhaft öffentlicher Angelegenheiten erhoben, und so betheiligt sich auch mehr und mehr der ganze Gelehrten- und Beamten-Stand, — nicht bloſs der Cameralist, — mit Geist und Herz an den Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens und seines gewerblichen Verkehrs. Diese beginnende Durchdringung der bisher zu sehr geschiedenen Stände und Elemente des Rechts und Staats muſs auch für die Wissenschaft die besten Früchte tragen. Die Wissenschaft des Rechts wird aus der innigern Verbindung mit der Wissenschaft des wirthschaftlichen Verkehrs gewiſs an gegenwärtigem Inhalte und wahrer Lebendigkeit gewinnen: und so wird eben so auch ihrerseits die Wissenschaft der socialen Oekonomie erst aus solcher Durchdringung mit der Politik freiern Fluſs, tiefern Sinn und ein wahrhaft herzbewegendes Interesse erhalten können. In sofern ist also der stattfindende Umschwung nur ein nach jeder Seite erfreulicher. — Indeſs — derselbe hat auch einstweilen eine weniger erfreuliche Begleitung, die eigenthümlicher Behandlung bedürfen möchte. Indem nämlich die polit. Oekonomie Gegenstand der allgemeinen Theilnahme aller Gebildeten wird und so in den Kreis der allgemeinen Literatur eintritt, erhebt sich zugleich eine dilettantische Behandlung derselben, die nicht anders, denn als eine gräuliche Miſshandlung bezeichnet werden kann, Es begegnen uns nun Schriftsteller, die mit einiger allgemeinen Bildung, wie die Zeit sie fordert, daran gegangen sind, in aller Eile einen oder zwei berühmte Oekonomiker zu lesen, meist ohne so viel Muſse und Ernst, als dazu gehört, auch nur zwei Seiten derselben wirklich zu verstehen, und die dann, erfüllt von der Untrüglichkeit ihrer im Lesen schon wie Blasen aufgestiegenen eigenen Ideen, sofort anheben, alle alten Meister wie Schulbuben herunterzureiſsen; die „Schule", — zumal die arme deutsche Schule, — mit ihrer „Pedanterei" und „scholastischen Terminologie" zu höhnen, und dem bereitwillig lauschenden Publicum die neuen Offenbarungen des einzigen Heilsweges zu verkündigen. Darin sind sie Alle einverstanden, daſs *sie* etwas ganz Neues bringen; daſs sie den Ad. Smith nicht aus ihm selber fortführen, sondern ganz zertrümmern müssen, und daſs sie selber sich um so gröſser scheinen, je unverschämter sie den groſsen Briten behandeln. Ob aber das Neue, das sie bringen, ein neuangerichteter Mercanti-

Digitized by Google

lismus oder ein nagelneuer Communismus sein soll, darin unterscheiden sie sich, und das ist auch ganz gleichgültig, da sie meist von den tiefern Gründen des Einen so wenig, wie von denen des Andern verstehen. Das grofse Publicum lauscht ihnen dabei um so mehr, je anmafsender sie gegen die ernste Wissenschaft thun. Es haben nämlich diese dilettantischen Oekonomisten vor der „Schule", wie sie leider bisher meistens war, den grofsen Vortheil voraus, dafs sie lebendiger in der allgemeinen Literatur mitten inne stehen, von allen Fortschritten in allen Wissenschaften mehr sich berühren lassen, und namentlich, dafs sie ihre ökonomischen Theorien, dem Geiste der neuesten Zeit gemäfs, mehr mit politischen und historischen Betrachtungen zu beleben wissen. Unter solcher blendenden Oberfläche birgt sich dann freilich die crasseste Ignoranz und unglaublichste Unklarheit über die Grundbegriffe der Oekonomie: allein — dafür haben auch die sonst durchaus Gebildeten unter uns einstweilen noch keinen rechten Mafsstab, eben weil die Oekonomik bisher unter uns zu sehr nur Fachwissenschaft gewesen ist. — Da nun die Dinge so stehn, — darf da die „Schule" diese dilettantische Literatur blofs nach dem inneren Gehalte derselben würdigen, und das wissenschaftlich-Bedeutungslose, als überhaupt bedeutungslos, mit Stillschweigen übergehn? Ref. meint, sie darf das nicht. Jene Dilettanten selbst, von ihrer eigenen grofsen Bedeutenheit tief durchdrungen, sehen in solchem Ignoriren einen ohnmächtigen, neidischen Hafs, der um so unleidlicher sei, da es sich, wie z. B. List sagte, um „Wohl und Wehe des Vaterlandes handelt": sie selbst verdienen, dafs man sie von solchem menschenfeindlichen Wahne befreit und ihnen über das Maafs ihres Geistes aus dem Traume hilft. Zugleich möchten solche Kritiken die beste Art sein, auch das Publicum über die Angreifer der „Schule" aus dem Traume zu helfen, und zugleich einige Grundbegriffe der Wissenschaft durch das Vehikel solcher Controversen dem allgemeinen Bewufstsein geläufiger zu machen.

Von solcher Auffassung aus geschieht es, wenn Refer. eine Schrift, die wissenschaftlich ohne alle Bedeutung ist, blofs deshalb hier einer näheren Beleuchtung würdigt, weil sie von der neuen neu-mercantilistischen Journalistik als eine neue, ganz unwiderlegliche Widerlegung der A. Smith'schen Handelsfreiheit ausposaunt ist. Es kann dabei an einem Beispiele, bei dem freilich einige Farben etwas stark aufgetragen sind, die ganze Art eines grofsen Theils der oben beregten ungeschulten Ueberflieger der Schule anschaulich gemacht werden. —

Der Verf. schickt seiner Arbeit eine „*Vorbemerkung*" über seine Gesinnungen und Stimmungen voraus, die wir nicht übergehen wollen.

Vielfache Verfolgungen scheinen das Loos unserer neu-mercantilistischen Patrioten zu sein. List war zuerst von den Krämern der deutschen See- und Handelsplätze und den bezahlten Agenten Englands verfolgt worden, und wurde dann auch von der „Schule" noch durch boshaftes Ignoriren verfolgt. Unser Verf. ist aber schon verfolgt worden, ehe er noch zu schreiben anfing, — und er hat — „zu schreiben erst begonnen, nachdem sein Geist bereits gebrochen war". Diesem Umstande mögen denn, bittet er, „die Brüche dieser Schrift zugeschrieben werden, welche hin und wieder zum Vorschein kommen möchten". Er sagt hierüber näher: „Der Sturm eines furchtbaren Schicksals, aufgeregt von den bösen Geistern der Hölle, hat in meinem Gedankenbau mich vielfach vom Gerüste gestürzt, was wohl mein Aufkommen verhindern mufs, aber das von mir Aufgerichtete nicht niederreifsen wird, wenn ich auch hierbei manche Ecken abzurunden und manches weiter auszuführen und zu befestigen verhindert worden bin. Ich habe die *ganze* Wahrheit gewollt, wo ich auch nur *halb* gesprochen: und das ist mehr, als die meisten Schriftsteller leisten. Doch was hilft das „Leisten": die Welt ist zu boshaft. „Lauten Tadel zwar dürfte diese Schrift so wenig, wie meine übrigen erfahren: aber desto mehr stillen Hafs Derer, die offen für die Menschen sprechen, um sie desto sicherer im Geheimen hassen zu können. Doch der Hafs, den diese Schrift mir zuziehen möchte, dürfte zu spät mich treffen". Diesem Schlusse fügt sich, das Bild selbstgefälliger Menschenfeindlichkeit abrundend, sehr passend an das *Motto* des Verf.'s: „Das Leben ist oft nur Schein, öfter noch eine Lüge, und am häufigsten eine blofse Dummheit; das Sterben nur ist eine Gewifsheit, und darum auch etwas Wahrhaftes und öfter auch etwas Weises. Der Weise, der Aufrichtige und Wahrhafte thut sich im Sterben hervor; Lügner, Schurken und Dummköpfe glänzen im Leben nur".

Digitized by Google

Im Betreff dieser „Vorbemerkung" denkt Refer., es sei an der blofsen Mittheilung genug: das Urtheil bleibe besser dem natürlichen Gefühle jedes Lesers vorbehalten. —

Die Schrift selbst bringt in vier Capiteln vier Widerlegungen der Handelsfreiheit: eine geschichtliche, eine kritische, eine dogmatische und eine „aus dem Leben".

Das *erste Capitel* (S. 5—56), die „*Geschichte der Handelspolitik und der Handelsfreiheit*" enthaltend, — soll zeigen, wie der Verf. die ökonomischen Systeme in ihrem tiefern Zusammenhange mit der Politik und, nach der Forderung der Zeit, eigentlich historisch zu fassen weifs. Darin eben erhebt er sich über die todte, zerreifsende Auffassungsweise der blofs cameralistischen Schule zum allein lebendigen, wahrhaft politischen Gesichtspuncte. — Dies Capitel verdient daher unsere besondere Aufmerksamkeit.

Der Verf. leitet dies erste Capitel mit der „*Vorbemerkung*" (S. 5—11) ein, — die Handelsfreiheit sei darum „keine natürliche noch zu nennen", weil allerdings „die Beschränkungen des Handels jünger, als der Handel selbst". „Ungebundenheit" sei ja „überhaupt der Zustand eines jeden ersten Anfangs, bis man durch wildes Anrennen zum Anhalten und Nachdenken bewogen wird, und sich zügeln und lenken lernt". Wie die Moral ein natürlicher Schutz gegen Entsittlichung, die Staatsregierung gegen Unordnung und Anarchie; so sei auch das „Schutzsystem" dem besonnen sich selbst bestimmenden Menschen natürlich als „eine Brustwehr gegen nachtheilige Einflüsse eines schlechten Handels": und in solchem Sinne habe „denn auch unwillkührlich jedes Volk, das sonst sich zu schützen verstanden, auch seinen Handel zu schützen gewufst". Freilich habe man zu verschiednen Zeiten und bei verschiednen Völkern Verschiednes für verderblich gehalten, nach der Verschiedenheit des ganzen sittlichen Bewufstseins und entsprechenden öffentlichen Zustandes. So habe allerdings das erste Schutzsystem einen dem unsrigen ganz entgegengesetzten Zweck gehabt, „nämlich den Handel zu unterdrücken und das Geistige zu heben": aber nichts desto weniger sei doch auch diese Handelspolitik des Heroismus so gut, wie die des Industrialismus ein „Schutzsystem", und das Gegentheil einer anarchischen „Handelsfreiheit" gewesen. — Auf diese scharfsinnige Deduction thut unser Verf. sich was zu Gute. Im dritten Capitel kommen dieselben Argumente gegen die Handelsfreiheit nochmals vor unter dem vornehmen Titel der „theologisch-philosophischen Urfrage" — „vom Fatalismus im Allgemeinen und Handelsfatalismus insbesondere". Aber — die scharfsinnige Argumentation hat leider einen grofsen Fehler. Sie beruht nämlich, so weit sie gegen A. Smith und seine Handelsfreiheit gemeint ist, auf einem handgreiflichen Paralogismus, der bekannten fallacia aequivocationis. Denn sie verwechselt die Handelsfreiheit von A. Smith, die selber ein Handelssystem, selber eine geschichtlich herangereifte gesellschaftliche Selbstbestimmung, und selber also Moment ist eines Schutzsystems, — das letzte Wort in dem weiten Sinne genommen, in welchem die Argumentation des Verf.'s es nimmt —, ganz gedankenlos mit der Handelsfreiheit, wie sie vor aller besonnenen gesellschaftlichen Gesetzgebung und Ordnung den sogenannten „Wilden" ursprünglich ist. Mit der Widerlegung und der Beschuldigung der Anarchie oder des Fatalismus — wäre es also — nichts! — nichts als ein logischer Schnitzer unsers Verf.'s! —

Der Verf. wird uns aber noch weitere geschichtliche Widerlegungen der Handelsfreiheit bringen, und wird uns namentlich den geheimen verrätherischen Ursprung des Smith'schen Systems auf's Klarste nachweisen.

Die Reihe der Handels- und Schutz-Systeme beginnt mit dem „*Handelssysteme des Heroismus*" (S. 11—23). — Das ist denn freilich ein den heute begehrten Schutzsystemen ganz entgegengesetztes Schutzsystem. „Wohl schwerlich, — sagt unser Verf. — lassen sich zwei schroffere Gegensätze denken, als Handel und Heroismus. Der Eine sucht zu leben, der Andre sucht den Tod, um nach dem Tode fortzuleben; der Eine strebt zu gewinnen, der Andere eilt sich zu opfern, daher auch dem Einen alle Entbehrungen selbst bis zur Lebensentbehrung leicht sind, während der Andere nie genug haben kann, weder am noch im Leben; der Eine hofft nichts zu fürchten zu haben, der Andere fürchtet nichts zu hoffen zu haben; der Eine erwägt und berechnet stets, der Andere handelt, ohne sich zu bedenken; der Eine fühlt mit dem Kopfe, der Andre denkt mit dem Herzen: — und in der Art folgen die Contraste beider in unabsehbarer Weise". — Daraus folgt nun die eigenthümliche „Handelspolitik des Heroismus". Es ist klar: „das Gerathenste für die Auf-

Digitized by Google

rechterhaltung des Heroismus wäre gewesen, den Handel völlig auszuschliefsen — und ist auch in einzelnen Staaten Griechenlands wirklich geschehen; allein ein solches völliges Verbieten des Handels ist gegen die Natur der Dinge, weil der Handel zu den Fortschritten der Menschheit gehört, und diese lassen keinen Halt sich gebieten". Man mufste daher mit „Beschränkungen" sich begnügen; und den Handel, einestheils durch „Luxusgesetze einzudämmen suchen", anderntheils durch „Ausfuhrverbote", Gesetze gegen „Aufkäuferei", wie auch durch „Zinstaxen" — „ihm eine Richtung zum eignen Besten geben, welches nur das Beste der Consumenten sein konnte, da die unproductiven Alten reine Consumenten waren". — Wir bemerken hierzu: Fast jedes national-ökonomische Compendium der deutschen Schule hebt das Handelssystem des Alterthums in seinem Gegensatze gegen das moderne System in ähnlicher Weise hervor, wie der Verf., — nur dafs wohl keines so schiefe Contraste „in unabsehbarer Weise" folgen läfst. Den Kern des hellenischen Heroismus, nach der Seite seiner Furcht vor dem Handel, lernt man am Besten kennen bei Aristoteles an seiner Unterscheidung von mafsvoller „Oekonomie" und mafsloser „Chrematistik". Freilich, um das Wesen des Heroismus in seinem historischen Zusammenhange ganz zu fassen und dann namentlich auch den Heroismus der Griechen, der Römer, der christlichen Asceten und der germanischen Ritter, welche der Verf. alle nach einigen oberflächlichen Uebereinstimmenheiten zusammenwirft, gehörig unterscheiden zu können, dazu würde man weiter ausholen und tiefer in die Ethik und selbst in die Mythologie dieser Völker eingehn müssen. Wir wollen indefs getrost mit unserm Verf. an der Oberfläche bleiben: auch da werden wir genug zu berichtigen haben. Sogleich begegnen wir der Bemerkung, — diese heroische Handelspolitik könne in der Tendenz mit der Handelsfreiheit zusammen zu stimmen scheinen, weil beide auf „Wohlfeilheit" ausgehen: nur müsse man nicht vergessen, dafs die alten Staaten Aristokratien waren und in ihnen „die freien Bürger aus *reinen* Consumenten bestanden, welche von ihren Untergebenen lebten, und denen es mithin an allem Interesse fehlen mufste, den Producenten auf die Beine zu helfen". — Was mag der Verf. sich unter seinen „reinen Consumenten" hier wohl vorstellen? Die „freien Bürger" der alten Staaten lebten theils unmittelbar von den Producten und Fabrikaten, welche sie unter ihrer Leitung von ihren Sclaven erarbeiten liefsen, und soweit kam „Wohlfeilheit" im Sinne des Verf.'s gar nicht in Betracht, — theils aber auch vom Preise dieser Producte und Fabrikate, — und so weit war der Widerstreit, theuer verkaufen und wohlfeil kaufen zu wollen, ein Streit der Stände, gerade so, wie in unsern Staaten. Die griechischen Verbote der Ausfuhr von Oliven, Getreide u. s. w. wie auch die römischen Gesetze gegen Aufkäuferei, waren durchaus nicht zum Besten der nirgends zu findenden „reinen Consumenten", sondern ganz einfach für die ärmern, etwa auch industriellen Bürger, wie Kaufleute, Schiffsvolk u. s. w. — auf Kosten der Reichern, die von der Bodenrente lebten oder, wie die römischen Ritter, Kornwucher trieben: es waren dieselben also nicht, wie der Verf. meint, aristokratische Acte gegen die Arbeitenden, sondern umgekehrt alle durchaus demokratischen Ursprungs. So viel nicht einmal zu wissen, das zeigt gewifs von gleich geringer Kenntnifs der National-Oekonomie, wie der Geschichte! — — Es konnte aber, bemerkt der Verf. richtig, — das heroische System sich nicht halten. Der Handel, der ja zu den „Fortschritten der Menschheit" gehört, schlich sich trotz alles Schutzsystemes ein, und untergrub „durch fremde Genüsse und fremde Moral" die heroische Gesinnung. Der Luxus war nicht mehr zu hemmen: und am Luxus gingen die Staaten zu Grunde; aber dies nur, weil man es nicht verstund, das Handelssystem zu ändern. „Nicht der Luxus, — meint der Verf. — ist ein Uebel, sondern die Schwierigkeit ihn zu erlangen: denn diese Schwierigkeit ist es, welche die Heftigkeit der Begierde rege macht und in dieser Heftigkeit zu vielen Lastern führt, gerade wie der Heifshunger in der Zeit der Theurung Verbrechen erzeugt". „Hätte Rom, nachdem der alte heroische Geist von ihm gewichen, sich auf die Production gelegt und ein neues Karthago zu werden versucht, es würde in seiner Gröfse fortgeschritten sein und heute noch bestehen". —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

Die Handelspolitik im Allgemeinen und die Handelsfreiheit insbesondere — oder geschichtliche, kritische und dogmatische Widerlegung der Handelsfreiheit und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt. Von L. W. Schroeter.

(Fortsetzung.)

Da treffen wir also den Verf. gleich im Mittelpuncte seiner Lieblings-Idee, der Vortrefflichkeit und Unvergänglichkeit des modernen Industrialismus. Für's Erste stimmt auch Refer. dem Verf. darin bei, — es war ein Fortschritt des Menschen und seiner Freiheit, der im Luxus den alten Heroismus begrub. Wie, in welchem Sinne aber — der Luxus ein Fortschritt war, und weshalb die Römer damals noch nicht zu der haltbaren Industrie unserer Zeit sich wenden konnten: das genügend näher zu erörtern — würden die Grenzen des zugemessenen Raums zu weit überschritten werden müssen. Höchstens können wir kurz daran erinnern, dafs in den letzten Zeiten des römischen Reichs wohl viel weniger unbefriedigte heftige Begierde nach Luxus, als vielmehr umgekehrt Ekel an demselben und an der ganzen sinnlichen, entgeisteten Welt hervortrat. Aber über seine ganze Grundvorstellung, die Unvergänglichkeit einer auf Industrialismus und Luxus erbaueten Gesellschafts-Ordnung, wollen wir gleich hier einige Bedenken beibringen. Wenn der Verf. an dieser Stelle der Bemerkung eines Kaisers von China beistimmt, — „dafs, wenn es einen Mann gäbe, der das Feld nicht bestellt, oder eine Frau, die sich nicht mit Spinnen beschäftigt, irgend Jemand im Reiche Kälte und Hunger leiden müsse", — und er von diesem Kaiser rühmt, dafs derselbe auf solchen Grundsatz hin eine grofse Menge von Bonzenklöstern zerstört habe; — und wenn er es für „dagegen durchaus falsch" erklärt, was ein anderer Kaiser von China gegen den Luxus überhandnehmender Stickereien gesagt, — „wenn so viele Menschen beschäftigt sind, die Kleider eines Einzigen zu verfertigen, wie ist es möglich, dafs es nicht viele Leute geben soll, welche gar keine Kleider haben"; so ist das eine sehr charakteristische Stelle für die intime Inconsequenz des ganzen mercantilistischen Industrialismus, für seinen Scharfblick in Betreff des Splitters im Auge der Agricultur-Oekonomie und seine Blindheit in Betreff des Balkens in seinem eignen Auge. Luxus in Stickereien gehört allerdings einer höheren und spätern Consumtionsgestalt an, als Luxus in Klosterbauten oder müfsigen Dienerschwärmen: aber ob die Kräfte der Gesellschaftsmitglieder, welche für die wesentlichen Bedürfnisse der ganzen Gesellschaft, warme Kleidung und gesunde Nahrung für Alle, verwendet werden sollten, für unnützen Ueberflufs an mönchischer Beschaulichkeit oder für eben so unnützen Ueberflufs an Luxus-Stickereien vergeudet werden, das scheint in der That vor dem Mafsstabe des Kaisers gleichgelten zu müssen. Oder kann der Verf. uns klar machen, was das chinesische Volk bei einer Umwandlung aller seiner Bonzen in lauter Verfertiger von Luxus-Stickereien gegen Kälte oder Hunger irgend gewinnen möchte? Dieser kaiserlich-chinesische Mafsstab ist aber auch dem europäischen Menschen nicht so fremd, und der mercantilistische Industrialismus ist bereits an ihm gemessen und zu kurz befunden worden. Wahrlich, wenn der Verf. meint, die „Heftigkeit der Begierde, die zu vielen Lastern führt", könne durch den Industrialismus und seine Legitimirung des Luxus für immer besänftigt werden, so mufs er von den Communisten und Chartisten und ihrer „Heftigkeit der Begierde", doch gar zu wenig gehört haben. Oder scheinen ihm diese „Begierden" — seinem „neuen Karthago" so ungefährlich? —

Das Obige mag hinreichen, zu zeigen, was es mit unsers Verf.'s tieferer Auffassung der Handelspolitik im geschichtlichen Zusammenhange und nach dem ethi-

Digitized by Google

schen Geiste ihrer verschiednen Systeme auf sich hat. Daher können wir uns für das Folgende kürzer fassen. —

Nach dem Untergange Roms waren es die germanischen Völker, die es verstanden „aus dem Einen Lebenskreise in den andern überzuschreiten und, nachdem der Heroismus sich ausgelebt, *der Handelspolitik der Industrie* sich zuzuwenden". — Dies geschah aber, wie der Verf. auseinandersetzt (S. 23—56), nur allmählig und unter Kämpfen. —

Der Uebergang vom Systeme des Heroismus zu dem der Industrie war ein allmähliger — und zuerst tritt uns entgegen das „*gemischte System der Germanen*" (S. 23—38). — Bei dem Adel, auf dem Lande, dauert im Verbote der Aufkäuferei von Lebensmitteln wie in dem Verbote von Geldzinsen, und selbst in den Städten in den Polizeitaxen für Brod, Fleisch, Bier u. s. w. das System des Heroismus noch fort; während in der Betriebsamkeit der Städte bereits das industrielle System sich erhob und im Zunftwesen zuerst der Interessen auch der Producenten sich annahm. — „Frankreich aber war es, das zuerst diese Stücke von einem Schutzsystem zu einem grofsen, abgerundeten Ganzen umschmolz", und „*Colbert* war der grofse Stifter dieser Handels-Centralisation, wie Richelieu der Begründer der politischen gewesen ist. — — Das System Colberts kann man das „*industrielle bürgerlich-monarchische*" (S. 38—47) — nennen. — Es ist dies das reine Industriesystem und besteht demnach darin — „alle und jede Ausfuhr von rohen Erzeugnissen des Bodens zu verbieten und sie dem Lande zu erhalten, — so wie wieder andererseits keine Einfuhr von verfertigten und verarbeiteten Gegenständen irgend einer Art zu gestatten und alles im Lande verfertigen zu lassen". Allein dies allein wahre System konnte doch nicht harter Bekämpfung entgehn, die sich indefs alle auf die egoistischen Interessen des Adels und der Engländer zurückführen lassen. Um das zu verstehn, müssen wir den geheimen politischen Gedanken des Colbertschen Systems ins Auge fassen. — Mit Hülfe der Städter und ihrer Geldmittel war „es den Landesherrn möglich geworden, stehende Heere einzuführen und die militairische Macht des Adels zu vernichten": aber mit dem Wohlstande der Städte war auch der Werth des Grundeigenthums gestiegen und — „der Landreichthum des Adels war so immer noch eine starke Stütze der adligen politischen Gewalt. Es kam also darauf an, den Adel auch um seinen Reichthum zu bringen, und in Armuth und Schulden ihn zu stürzen. Hierfür war das Colbert'sche System ganz geeignet, welches durch die Einfuhrverbote fremder Fabrikate die städtischen Erzeugnisse vertheuerte und den Gewinn der Bürger aufserordentlich vergröfserte, während die verbotne Ausfuhr landwirthschaftlicher Gegenstände den Gewinn der Grundbesitzer, welche zu der Zeit den Adel bildeten, aufserordentlich schmälerte". Das Alles mufste „für den Adel um so verderblicher werden", da auch er „den alten Heroismus verloren und dem Luxus sich ergeben hatte", — so dafs er „nun die Vertheurung der städtischen Güter und Waaren zu zahlen hatte, wozu öfter die gedrückten Werthe seiner Landesproducte nicht ausreichten". Welch ein tiefer Politikus, dieser Colbert! Der ganze nachherige Erfolg lag schon in dieses dämonischen Kopfes ursprünglicher Absicht! — Aber hören wir die historischen Aufschlüsse unsers Verf.'s weiter. Der französische Adel merkte den tiefen Plan und verbündete sich gegen denselben mit England. Seine erste Mine liefs der Adel springen in der von ihm erlisteten „*Widerrufung des Edicts von Nantes*", — welche „zwar unter dem Vorwande der Religion geschah", aber — der Verf. ist ihr hinter die Schliche gekommen, — den politischen Zweck hatte, die Protestanten, welche hauptsächlich die Industriellen der damaligen Zeit gebildet, nach England auszutreiben". Ob schon hierbei England „im Geheimen" seine Hand „gegen die Protestanten" im Spiele gehabt, „läfst sich mit Bestimmtheit nicht behaupten. Gewifs aber ist es, dafs England von nun an den französischen Adel ununterbrochen in seinen Anstrengungen gegen die Schöpfungen Richelieu's und Colbert's aufs eifrigste unterstützte". Zwar — „ob auch, um diesen Bestrebungen eine Spitze zu geben, schon damals die Einführung einer neuen Dynastie im Werke war, gehört nicht in das Reich dieser Betrachtungen" — und leider schweigt die Geschichte, „wie über Alles, was zu wissen Noth thut", über die „geheimen Fäden" der Intrigue. „Doch wir glauben, sie sehr sichtbar unter der *Regentschaft* ans Licht treten zu sehn. Jene absichtlich versuchte Zerrüttung der französischen Finanzen, welche von dem Engländer *Law* unter der Regentschaft mit so vielem Erfolge unternommen und ausgeführt worden ist, konnte keinen andern Zweck haben, als den von Colbert geschaffenen materiellen

Digitized by Google

Wohlstand des Bürgerstandes zu vernichten, und Handel und Industrie zu Grabe zu bringen". Die weitern gewaltsamen Plane scheiterten indefs mit dem plötzlichen Tode des Regenten: „und man suchte nun das Staatsgebäude tief theoretisch zu unterminiren, was man gewaltsam und offen niederzureifsen nicht vermochte. *Montesquieu* und *Quesnai* waren diese beiden Parlaments-Theoretiker, von denen dem ersten die Aufgabe gestellt worden ist, das politische Testament Richelieu's zu vernichten, während dem zweiten das Zuschandenmachen der National-Oekonomie Colbert's aufgegeben worden ist". — — So also entstand aus Einer und derselben Intrigue mit dem „Geiste der Gesetze" zugleich das sogenannte physiokratische System der National-Oekonomie, das wir am besten als das „*aristokratisch landwirthschaftliche System*" (S. 47—51) bezeichnen. — Dafs der Adel diesem Systeme freier Ein- und Ausfuhr anhing, darüber kann man sich nach Obigem nicht wundern. „Auffallend kann es nur erscheinen, wie das französische Volk in Masse einem solchen Systeme zugekehrt sein, und dafs es die Oekonomisten, welche nur feile, gedungene Miethschriftsteller gewesen, für Patrioten achten konnte". Aber eben die Parole der „Handelsfreiheit" bestach das überall nach „Ungebundenheit" lüsterne, durch Voltaire und Diderot „bestrickte" Volk. — — Da geschah es, dafs die Aristokratie und ihr System durch die *Revolution* überflügelt wurden. Aber die Engländer, die „hauptsächlichsten Planmacher der Revolution", waren durchaus nicht an die französische Aristokratie gefesselt. „Der Cosmopolitismus, das Weltbürgerthum, das Einzige, was in jener stürmischen Zeit von den Wellen der öffentlichen Meinung getragen wurde, mufste selbst das Holz zu dem Boden des gescheiterten Schiffes der Handelsfreiheit hergeben, und *A. Smith* war der grofse Zimmermeister, welcher dies herauszuzimmern verstand". Er erfand das „*weltbürgerliche System des Handels, oder die Handelsfreiheit des Kosmopolitismus*" (S. 51—55), — das praktisch zwar nur die Reste des Zunftwesens hat auflösen können, aber theoretisch noch immer unter uns spukt und noch immer von den heuchlerischen Engländern gepredigt wird. —

Die Schiefheiten der Darstellung im Einzelnen zurecht zu rücken und den wahren Geist der aufgeführten Systeme aus den Umständen ihrer Zeit zu entwickeln, ist hier nicht der Ort. Auch der enorme, mehr als diplomatische Scharfblick des Verf.'s, und seine zum Grunde liegende würdige, geistvolle und trostreiche Ansicht von Geschichte und Wissenschaft bedürfen für die Leser dieser Jahrbücher natürlich keines Commentars. Aber als für die ganze neu-merkantilistische Auffassung charakteristisch, mufste die Darstellung mitgetheilt werden. Ref. hat es oftmals dem Dr. List nachversichern hören, A. Smith habe sein System blofs zur Exportation, blofs zur Täuschung der andern Völker erfunden, und nur wir Schulgelehrten seien so stupid gutmüthig, seine Worte für baare Münze anzunehmen. Dieser Dr. Schroeter überlistet nun den List noch hundertmal. Mit dem Widerruf des Edicts von Nantes und mit Law hebt er an und mit Ad. Smith hört er auf: das Alles gehört in die Eine grofse Intrigue gegen das Schulsystem. O, den Philistern, — man gestatte hier den Ausdruck, — den Philistern aller Nationen imponirt ein solcher Kopf, der von keinen diplomatischen Ränken sich hinter's Licht führen läfst, sondern der Geschichte in die Karten zu sehen weifs!

Damit ist nun die Handelsfreiheit „*geschichtlich*" auf's Bündigste widerlegt.

Das *zweite Capitel* bringt uns die „*kritische*" *Widerlegung* (S. 56—105). — Der Verf. widerlegt in sechs Artikeln nach einander die Sätze A. Smiths, welche er für die Hauptsätze hält, und zeigt dieselben seinen günstigen Lesern in aller ihrer unglaublichen Blöfse. Zwar alle diese Sätze sind Producte blofs des englischen „Macchiavellismus": aber der Verf. würdigt dieselben doch umständlicher Zerlegung, bis er etwa einmal über die Schwierigkeiten, die er sich macht, ungeduldig wird und dann ausbricht (S. 85): „doch es hiefse dem Unsinn zu viel Ehre erweisen, ihn bis in seine kleinsten Bestandtheile zu zerfasern. Wer nicht sehen will, den bringt man auch nicht dazu, wenn man mit Gewalt die geschlossenen Augen ihm aufreifst, und das Verstandlose verständig nachzuweisen, mufs mindestens da fruchtlos erscheinen, wo der Unverstand schon im Voraus die Ohren verstopft hat". — Der Verf. weifs nicht, dafs er das blofs wider sich selber redet. Wogegen er nämlich streitet, das sind durchweg blofs seine eigenen Einbildungen: denn auch nicht Einen Satz von A. Smith hat er richtig verstanden. Wir werden uns hüten, seine Kritik „bis in ihre kleinsten Bestandtheile zu zerfasern"; aber

Digitized by Google

es lassen sich auch ohne das hinlängliche Belege des Gesagten beibringen.

Im *ersten Artikel* (S. 56—63) greift der Verf. den Satz der Handelsfreiheit an, welcher lehrt: „*billig zu kaufen und theuer zu verkaufen*", und zu dem Ende Einfuhr und Ausfuhr frei zu lassen. Er stellt demselben entgegen: „Nur wer das Theuerste zu kaufen im Stande ist und am Billigsten zu verkaufen vermag, wird stets den Markt current finden, und eben so leicht seine Einkäufe als Verkäufe machen". — Mit diesem Einwurfe beweist er, wie er den Sinn des bestrittenen Satzes gar nicht versteht. Jener angeführte Grundsatz der Handelsfreiheit beruht bei A. Smith auf dem Satze, dafs durch Arbeitstheilung und freien Tausch an Zeit und Kosten erspart werde, und somit die gesammte Arbeit durch sie an Productivität gewinne. Derselbe weist aus solchem Grunde jeden Einzelnen und jedes Volk dahin an, nichts selber zu machen, was es wohlfeiler kaufen kann und jeden Bedarf mit den geringsten Kosten sich anzuschaffen. Daraus folgen freie Einfuhr und Ausfuhr zu möglichst theurem Verkaufen der eigenen Arbeit und möglichst wohlfeilem Einkaufen der fremden, — was ja beides eins und dasselbe ist, — sofort; wie ebenfalls daraus folgt, dafs gerade auf diesemselben Wege man es erreiche, auch, wie am billigsten verkaufen und wie am meisten produciren, so auch am reichlichsten zahlen zu *können*.

Im *zweiten Artikel* (S. 63—78) bestreitet der Verf. den Satz, — *eine künstlich gemachte Fabrication entziehe der natürlichen Production Arbeitskräfte, die in dieser ertragreicher angelegt worden wären.* Der Verf. stellt entgegen: „ein Landmann, welcher neben seiner Landwirthschaft auch Handarbeiten verrichtet und in der Brachzeit, in den Regen- und Frost-Monaten auch seinen Flachs spinnt und seine Leinwand webt, oder sein Stellmacher und Zimmermann ist, handelt, wie die tägliche Erfahrung zeigt, so thöricht nicht". — — Aber streitet denn nicht A. Smith überall wider Müfsiggang und für energische, auch „künstliche" Weckung des gewerbfleifsigen Sinnes, der jede Stunde besonnen zu benutzen, und so, nach dem eben besprochenen Principe, alle Arbeit productiver, oder, was dasselbe ist, alle Arbeitsproducte wohlfeiler zu machen weifs, indem er sie von dem überflüssigen Aufwande müfsig verbrachter Stunden befreit? Freilich spricht er dagegen, und zwar ganz aus demselben Principe der Kostenersparung, gegen jede künstliche Hervorrufung von solchen Arbeiten, die bei freier Concurrenz nicht bestehen können, sondern künstlicher Preissteigerung durch Schutzzölle bedürfen, weil nämlich diese umgekehrt alle Producte vertheuern, indem alle wegen der Preisausgleichungen des innern freien Verkehrs den Ueberaufwand mittragen, d. h. bezahlen helfen müssen. Beweiset denn nicht die Nothwendigkeit eines Schutzzolles klar, dafs bei freier Concurrenz das Product dieser Arbeiten ihrem Aufwande an Tauschwerth nicht gleichkommen würde? dafs der freie Preis nicht die aus den andern Verwendungen resultirenden nationalen Sätze des Arbeitslohns, des Capitalzinses und der Bodenrente erstatte, und dafs diese Verwendung eben deshalb nur durch gezwungene Ausgleichung der Preise und gewaltsame Niederdrückung jener nationalen Sätze, also nur um den Preis verminderter Reproductivität des gesammten nationalen Vermögens aufrecht erhalten werden könne? — Auch hier beruht also die Widerlegung wieder auf völligem Mifsverständnifs des Zuwiderlegenden!

Der *dritte Artikel* (S. 71—78) wendet sich gegen die Behauptung, — *dafs Schutzzölle die damit belegten Waaren vertheuern.* Der Verf. meint: „Wohlfeilheit ist überhaupt ein sehr relativer Begriff, und hängt von dem Stande und Preise des Geldes ab". Er sagt ferner: „Jedermann weifs es, dafs nur der an Geld Mangel leidet, welcher mehr ausgiebt, als einnimmt, so wie wiederum derjenige im Geldüberflusse sich befindet, welcher mehr einnimmt, als ausgiebt: warum sagt man sich dies nicht von den Nationen"? — — Wollten wir zuerst die Begriffsverwirrung bei unserm Verf. in Betreff des Zusammenhangs von Geldpreis und Zinsfufs zerlegen, so würde uns das viel Raum nehmen. Aber die Geldfrage braucht hier noch gar nicht beigezogen zu werden. Die „Vertheurung" findet, wie eben auseinandergesetzt ist, gegen Vermögen, gegen Arbeit statt, mit welcher jede Waare, auch das Geld selbst, in letzter Instanz erkauft werden mufs. Dafs aber eine Nation, die mehr verzehrt, als sie erarbeitet, nur die Ersparnisse früherer Arbeit damit durchbringt und nothwendig verarmen mufs, liegt auf der Hand, scheint aber eine für den in Frage stehenden Punct sehr gleichgültige Bemerkung.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1843.

Die Handelspolitik im Allgemeinen und die Handelsfreiheit insbesondere — oder geschichtliche, kritische und dogmatische Widerlegung der Handelsfreiheit und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt. Von L. W. Schroeter.

(Schlufs.)

Im *vierten Artikel* (S. 78—85) kommt der Verf. an den Nerv der Handelsfreiheitstheorie von Ad. Smith, indem er bestreitet — „*dafs durch Schutzsysteme die Capitalien natürlichen Erwerbszweigen entzogen und zu minder natürlichen und daher auch minder ergiebigen hingelenkt werden*". Wie Ad. Smith den Satz versteht und beweist, ist eben zum zweiten Artikel bereits angedeutet worden. Hier müssen wir aber die wirklich in Erstaunen setzenden Einwürfe des Verf.s hervorheben. — — Erstlich bestreitet er den ganzen Unterschied natürlicher und minder natürlicher Erwerbszweige. Er meint, im Kleinen gebe es wohl einen Unterschied von natürlichem Wald-, Getreide- und Wein-Lande: aber im Grofsen könne man „der Kunst keine Grenzen stecken". Die Gleichheit des Productenreichthums mufs sich immer mehr in Europa herausstellen, „sobald die europäischen Völker, welche ihrer Sprache, ihren Sitten und ihrem Charakter nach in germanische, romanische und slavische zerfallen, auch nur die alleinigen europäischen Staaten sein werden, wohin die Zeitrichtung sehr stark drängt". „Jedenfalls lassen sich mit Hülfe fortschreitender Kunst Surrogate für die fehlenden Producte schaffen". Was aber die Fabrication angeht, so ist der Geist ja weder örtlich noch zeitlich". — Das ist schon grofsartig! Nun aber zweitens leugnet unser Verf., dafs neue Erwerbszweige auch neue Capitalien erfordern oder sie den alten entziehen. Die Erfordernifs neuer Capitalien tritt nach ihm nur bei neuen Handelsspeculationen ein, wegen der „consumtiven" Natur des Handels. „Vom Standpuncte des Schutzsystems aber, welches nur mit industriellen Unternehmungen, die dem Handel entgegengesetzt sind, zu thun hat, ist die Ausstellung ohne allen Sinn". „Fabriken und Gewerke werden nicht mit Gelde betrieben, sondern mit der Arbeit und den Materialien des Landes: und wenn auch die Unternehmer, als Einzelne betrachtet, des Geldes nicht entbehren können; so kosten doch die Unternehmungen dem Lande, als Ganzes erwogen, kein Geld". — Diese Verwechslung von Geld une Capital, und die Ausschliefsung der „Arbeit und der Materialien des Landes" aus dem Umfange des letztern, ist noch grofsartiger! Sie müssen auf den Gedanken bringen, der Verf. könne im A. Smith nicht einmal geblättert haben, mindestens nicht wachend. Aber das non plus ultra ist doch erst das Folgende. „Wären aber auch alle von uns vorgebrachten Gründe nicht stichhaltig, und jene Behauptung wirklich begründet, dafs mit künstlicher Anlegung von neuen Fabriken und Gewerken den bestehenden Erwerbszweigen ein Theil der Kräfte entzogen würde; so könnte man sich hierzu nur Glück wünschen. Dafs die Betheiligten der neuen Erwerbszweige, die sogenannten monopolisirten, hierin ihren Vortheil finden, wird von den Gegnern selbst zugegeben; und dafs die bei der alten Beschäftigung zurückgebliebenen durch die verminderte Concurrenz gewinnen müssen, liegt am Tage. Wer soll und kann hierbei verlieren, wenn aufser den beiden gedachten Classen, der alten und der neuen, eine dritte nicht existirt"? — Wie? meint der Verf., ist es denn nicht einleuchtend, dafs wenn durch Einführung des Schutzsystems mit Zöllen auf die Einfuhr von Fabrikaten und auf die Ausfuhr von Producten ein Theil der früher mit der Urproduction beschäftigten Kräfte nun der Fabrikation zugewendet wird, jedenfalls beide Theile nur gewinnen können? Die bei der Production, z. B. beim Getreidebau, Gebliebenen müssen nun zwar in Folge

Digitized by Google

des Schutzsystems für die einheimischen Fabrikate, etwa Kattune, allerdings mehr Producte, Getreide geben als vorher für die aus der Fremde eingeführten: aber indem sie so den einheimischen Fabrikanten zu verdienen geben, so können diese ihrerseits den Urproducenten die Producte derselben so viel theurer dafür abnehmen, und die Urproducenten bekommen ja auch jedenfalls, in Folge der verminderten Concurrenz in ihrem Gewerbe solche höhere Bezahlung, d. h. sie bekommen jetzt bedeutend mehr Fabrikate für ihre Producte, als sie vorher vom Auslande dafür bekommen haben. O, Wunder des Schutzsystems! Es kann machen, dafs in ein und demselben Tauschakte, in welchem gegen früher mehr Getreide für die gleichen Fabrikate gegeben werden mufs, zugleich auch mehr Fabrikate gegen früher für das gleiche Mafs Getreide gegeben werden!! Und — „wer kann nun dabei verlieren, wenn aufser den gedachten beiden Classen, der alten und der neuen, eine dritte nicht existirt"? —

Der *fünfte* und der *sechste Artikel* (S. 85—105) bringen allerlei über die Natur des Geldes bei. Es sind aber Proben der „*Kritik*" des Verf.s bereits genug gegeben, und es mag daher genügen, den vom Verf. zum Schlusse aufgestellten *Rath* in Betreff einer *Verwohlfeilerung des Geldes* noch herzusetzen. Er sagt (S. 100) „die anzuwendende Mafsregel ist einfacher Art. Man ertheile den Ritterschaften und Städten nach und nach das Recht, auf die Hälfte des Werths ihrer Realsicherheit Papiergeld auszustellen, und erbiete sich, gegen eine einprocentige jährliche Abgabe vom Realbetrage, dieses neue Papiergeld bei den Cassen anzunehmen, — und wir werden in nicht langer Zeit alle Hypotheken gelöscht und das Geld in seinem Werthe unendlich fallen sehen". Es werden, meint unser Verf., grofse Folgen aus solcher einfachen Mafsregel sich ergeben. Es werden die Menschen bald theuer, die Arbeit gesucht werden, und Millionen von Arbeitern werden zum Besitze von Geld gelangen, die bis jetzt ohne alles Geld geblieben" — und noch gar vieles andre Herrliche wird erfolgen. (!) Aber — den Refrain nicht zu vergessen — damit das Alles möglich sei, dazu gehört ein Schutzsystem, welches erst die Industrie über den äufsern Handel emporhebe. Denn, „wo der äufsere Handel überwiegend ist, da kann selbst bei einem ewigen Frieden das Metallgeld nicht entbehrt werden, wie wir dies in Amerika sehen, wo lediglich der Mangel an Metallgelde so furchtbare Krisen herbeiführt und das Papiersurrogat werthlos macht". —

Das also war die „*kritische*" Widerlegung der Handelsfreiheit. —

Ref. glaubt die verkündete Unwiderleglichkeit dieser Widerlegung der Handelsfreiheit und die ganze Art und Weise dieser ungeschulten Ueberflieger der Schule, das oberflächliche Politisiren und Historisiren und das kecke Absprechen über ganz unverstandene Sätze der Wissenschaft — im Obigen nun hinlänglich beleuchtet zu haben. Er dispensirt sich daher von der Mühe, auch noch den Rest, — das *dritte Capitel*, die „*Untersuchung und Begründung einer wahren Handelstheorie und Handelsdogmatik*" (S. 106—135) enthaltend und das *vierte Capitel* — „*von der Praxis des freien und freieren Handels*" (S. 135—144), — in ähnlicher Weise noch zu zerlegen.

Es sei aber gestattet, zum Schlusse nochmals auf den Anfang zurück zu kommen. — Wir leben in der Zeit einer auch unter uns beginnenden Durchdringung der bisher zu sehr geschiedenen Stände und damit ebenfalls der bisher zu todt, zu anatomisch zerschnittenen politischen Wissenschaft. Wenn sich bereits voraussagen läfst, dafs die Politik sich aus der innigern Verbindung mit der Oekonomik erfüllen und beleben werde; so liegt es noch mehr vor Augen, dafs die Oekonomik anfängt aus einer todten Fachwissenschaft jetzt, in engerer Verbindung mit der Politik, ein lebendiger und herzbewegender Theil der allgemeinen Literatur zu werden. Selbst in der unerfreulichen, leichtsinnig dilettantischen Behandlung, welche sie dabei oft erfährt, findet man diese freiere, lebendigere Auffassung, wenn gleich nur oberflächlich und nur den Unkundigen bestechend. Dieser Wendung verbunden und als ob er in der Luft läge, macht sich bei den neuesten Oekonomikern überall der Sinn für Zusammenfassung des Getheilten, für — wie man das nennt — „*Organisation*" — geltend. Aber — so wahr diese Richtung ist — so nothwendig es ist — diese bei A. Smith und seinen nächsten Nachfolgern vor dem Theilen und Analysiren zu sehr zurücktretende Seite entschieden hervor zu heben; — so möchte man doch nie zu Klarheit und Sicherheit in seinen ökonomischen Ansichten gelangen, wenn man die *Analyse*, die scharfe Zerlegung der Grundbegriffe, eilfertig vernachlässigt.

Digitized by Google

Das *über A. Smith Hinausschreiten*, — das liegt in der Luft, das thut Jeder, der in seiner Zeit lebendig lebt, heute von selbst: es möchte aber ernstlich darauf zu dringen sein, — dafs man es nicht verschmähe, vorher *in A. Smith hineinzuschreiten*, — und nicht blofs in *Ad. Smith*, sondern auch in den noch vielmehr analytischen, den A. Smith nach dieser Seite erst vollendenden *David Riccardo*. In unsern Compendien verliert sich leicht der Leser, wenn nicht der mündliche Vortrag des Lehrers ihm das punctum saliens hervorhebt, unter der Wucht des Stoffes und der Unzahl gleichwichtiger Paragraphen: bei *Smith* und *Riccardo* aber begleitet ihn der Eine herausanalysirte herrschende Grund-Gedanke bis zu Ende, — er erfüllt und bewährt sich nur im Fortgange, und am Schlusse ist das Resultat des Studiums weniger ein Wissen von Vielem, als die errungene Klarheit über die einfachsten, allbeherrschenden Gesetze des Verkehrs und der gesammten Oekonomie. Dem Dr. *Schroeter* vorab empfiehlt Refer. das Studium derselben, wenn anders er genug freien Geistes ist, den „lauten Tadel" wirklich willkommen zu heifsen. —

Karl Heinrich Brüggemann.

L.

De Sophoclis scholiorum Laurentianorum variis lectionibus, scripsit Dr. Gustavus Wolff. Lipsiae, 1843. *imp. Fr. Petri.* 279 S. *gr.* 8.

Die Scholien des Sophokles und des Euripides beziehen sich vielfach auf solche Lesarten, die in den Handschriften nicht mehr vorkommen, und weit mehr echt sind, als Alles was diese darbieten. Nicht jeder Kritiker beachtete diese Spuren und nicht jeder besafs die Gabe, aus den Erklärungen das Erklärte zu errathen. Darum sind die Untersuchungen des Vf.'s ein sehr verdienstliches Werk, um so mehr, da sie mit gründlichem Fleifse, mit Einsicht und Scharfsinn geführt, und in einer klaren, nicht incorrecten, Sprache dargelegt sind.

Der Verf. weist nach, dafs die sogenannten laurentischen oder römischen Scholien von einem verdienstlosen Epitomator herrühren, dem die Arbeiten von vier Commentatoren, zwei älteren und zwei späteren, vorlagen. Von jenen war einer der bekannte Didymus, genannt Χαλκέντερος, der, zu Alexandria geboren, zu Rom unter Cäsar und August lebte. Dies wird mit äufseren und inneren Gründen und durch Zeugnisse festgestellt. Didymus selbst wieder benutzte und excerpirte die Arbeiten älterer Erklärer, z. B. des Praxiphanes, Aristarchus, Aristophanes. Auch liefs er es nicht an Prüfung der Handschriften fehlen.

Nachdem so der Werth der Scholien als Urkunden für die Texteskritik festgestellt ist, beginnt der Verf. die Prüfung der einzelnen Stellen nach folgenden Capiteln: 1) Wo die Scholien zum Richtigen führen können. 2) Vertheidigung der mit den Handschriften übereinstimmenden Lesarten, die von neueren Herausgebern angegriffen worden sind. 3) Wo die Lesarten der Scholien nicht zu errathen sind. 4) Wo die Scholien nur scheinbar abweichende Lesarten enthalten. 5) Conjecturen der alten Erklärer. 6) Wo die Scholien richtige und falsche Lesarten zugleich aufbewahrt haben. 7) Falsche Lesarten der Scholiasten. 8) Ueber die Rollenvertheilung. 9) Ueber die Textverfälschung der Schauspieler. Beigefügt ist ein sehr vollständiger Index nach der Folge der Verse in den einzelnen Stücken.

Aus dem zweiten Capitel wollen wir zur Probe Einiges mittheilen: *Electra* V. 221. haben die Handschriften ἐν δεινοῖς ἠναγκάσθην ἐν δεινοῖς. Der Schol. sagt: διὰ τὴν ὑπέρβασιν τῶν δεινῶν ἀναγκάζομαι. Darum bildet der Verf. den anapästischen Tetrameter ἠναγκάσθην ἐν ὑπερδεινοῖς. — Die corrupte Stelle V. 1281. wird vom Schol. mit folgenden Worten erklärt: ὦ φίλαι, οἷαν ἤκουσα φήμην περὶ τοῦ ἀδελφοῦ ἀπροσδόκητον, ἐφ ᾗ οὔτε σιωπῆσαι ἂν ἠδυνάμην οὔτε ἀκούσασα βοῆσαι. Darnach schreibt der Verf. also:

ὦ φίλαι,
οἷαν od. ἂν ἔκλυον ἐγὼ οὐδ' ἂν ἤλπισ' αὐδὰν,
ἔσχον ὀργὰν οὔτ' ἄναυδον
οὐδὲ σὺν βοᾷ κλύουσ'
ἁ τάλαινα.

„Qualem audivi ego neque exspectabam nuntium audiens, dolorem habui neque mutum neque vero clamore praeditum". Die Umstellung der Wörter ἔκλυον ἂν scheint mir nicht nöthig, zumal der Dochmius besser lautet, als das durch die Umstellung gewonnene Metrum.

Ajax V. 208. schreibt der Schol. ποῖον βάρος ἔλαβεν αὕτη ἡ νὺξ ἀπὸ τῆς προτέρας ἀηδίας, und der Verf. emendirt τί δ' ἐνήλλακται τόδ' ἀηδείας | νὺξ ἥδε βάρος;

Digitized by Google

qualem hancce miseriae molem non accepit pro priore felicitate! — V. 220. schreibt er κείνου χειρώματα τάνδρός, indem der Schol. τὰ τολμήματα καὶ πράξεις interpretirt. — Bei V. 257. gebraucht der Schol. in seiner Erklärung dreimal das Wort ταχέως. Daraus schliefst der Verf., dafs ἄφαρ, welches auch anderwärts mit ταχέως gedeutet zu werden pflegt, für ἄτερ im Text gestanden habe, und schreibt λαμπρᾷ γὰρ ἄφαρ στεροπᾷ αἴξας etc. nam sicut auster, qui vehemens exorsus est, subito coruscis fulguribus se ponit. Hier scheint mir der Schlufs des Verf.'s übereilt: denn zum Gebrauch des ταχέως wurde der Schol. durch den Sinn der Worte an sich veranlafst: und dann würde ja ἄφαρ auf αἴξας, nicht auf λήγει, zu beziehen sein. — V. 1190. schreibt er ἀν' ἀερώδεα Τρωΐαν nach dem Schol. σκοτεινὴν καὶ ἀερώδη τοῖς Ἕλλησιν und der Lesart einiger Handschriften ἠνεμόεσσαν.

Trachin. V. 331. emendirt der Verf. λύπην πρὸς γ' ἐμοῦ δόξῃ λαβεῖν nach dem Schol. ἵνα μὴ δόξωμεν αὐτὴν λυπεῖν. — V. 526. zeigen die Worte des Schol. ἐγώ, παρεῖσα τὰ πολλά, τὰ τέλη λέγω τῶν πραγμάτων, dafs das störende μάτηρ nicht im Texte stand. Aber des Verf.'s Vermuthung ἐγὼ δὲ τἀρηρέμεν' οἷα φράζω, wobei dies Particip bedeuten soll in breve contractum, ist schwerlich zu billigen. Der Scholiast las ohne Zweifel ἐγὼ δὲ τὰ τέρμαθ' οἷα φράζω. — V. 830. nimmt der Verf. Wunders Emendationen an, nur schreibt er φάος γ' oder φῶς, πῶς für φῶς wegen der Antistrophe, in welcher er θηρὸς φοίνια δολόμυθα aus den Handschriften herstellt. Sodann zeigt er, dafs V. 843. der Schol. κακῶν für γάμων las. — Zu V. 959. ist die Vermuthung, dafs der Schol. nicht πρὸ δόμων gelesen habe, und die darauf gegründete Abänderung des Textes, irrig: denn eben die Worte πλησίον που τῆς οἰκίας sind Umschreibung der Lesart πρὸ δόμων. — V. 1013. setzt der Verf. εἷς ἀποτρέψαι für οὐκ ἀποτρέψαι und dann ferner ἀπαράξας für ἀπαράξαι, weil der Schol. schreibt προσαγαγὼν ἀπαλλάξει. Allein dieser hat das Particip eigenmächtig supplirt, wie man aus dem zweiten Schol. ersieht (λείπει προσαγαγών), und vom Gebrauch des einfachen Particips εἷς ist, so viel ich weifs, weder bei Sophokles noch bei Euripides eine Spur. — Zu V. 1019. ist die Aenderung σοί τε γὰρ ὄμμα ἦν πλέον ἢ δι' ἐμοῦ σώζειν mit der Erklärung tuum enim erat, te enim decet, etiam conspectum servare i. e. ei adstare magis quam me, wie der Verf. selbst fühlte, zu seltsam, als dafs sie mitgetheilt zu werden verdient hat.

Diese Proben mögen genügen. Möchte doch recht bald entweder der Verf. oder ein Anderer eine gleiche Untersuchung mit den Scholien des Euripides vornehmen, die weit weniger, als die des Sophokles, von den Kritikern beachtet worden sind und weit mehr Ausbeute versprechen. Zum Belege dafür will ich einige Stellen erörtern. Phoen. 323 (Matth.) steht geschrieben:

ὅθεν ἐμάν τε λευκόχροα κείρομαι
δακρυόεσσαν ἱεῖσα πενθήρη κόμαν

Der Schol. schreibt ἢ ὅτι τὴν λευκόχροα κόμην ἐκειράμην εἰς τὰ σὰ πένθη, νομίζουσά σε τεθνηκέναι. Er las also in zwei Dochmien δακρυόεσσαν εἰς σὰ πένθη κόμαν *ich schor mein thränenbethautes Haar zur Trauer über dich.* Der Schol. setzt noch hinzu ἵνα τὸ πλῆρες ᾖ· εἰς ἃ (l. εἰς σὰ) ἢ εἰς σὲ τὸν πολυπενθῆ, und zeigt dadurch, wie die Verderbung entstanden ist. — Zu *Orest.* 304. schreibt der Schol. ἐκ τούτου γὰρ τοῦ δοξάζειν ἡμᾶς τοὺς ἀσθενεῖς ἀπηλλαγμένους τοῦ νόσου ἀμελεῖται, καὶ οὕτως γίνεται κάματος. Er las also:

κάματος βροτοῖσιν ἡ 'μέλεια γίγνεται.

— Das. V. 901. schreibt der Schol. καὶ γὰρ οἱ τῶν ἰατρῶν παῖδες τοῖς μὲν νοσοῦσι βαρεῖς τὸ καταρχὰς φαίνονται, ἀλλ' ὕστερον πολλοῦ τινος ἄξιοι δι' ὧν πρόσθεν ἐλύπησαν τὴν ὑγείαν παρέχοντες. Er las folglich also:

— ὁμοῖον γὰρ τὸ χρῆμα γίγνεται
τῷ τοὺς λόγους λέγοντι τῷ τ' ἰωμένῳ,

welches in καὶ τιμωμένῳ verderbt worden ist.

Medea 309. schreibt der Schol. ἐναντία εἰμὶ τοῖς ἀπαιδεύτοις καὶ οὐκ ἄγαν σοφή, und fand also geschrieben:

τοῖς δ' αὖ κρυσάντης εἰμὶ κοὐκ ἄγαν σοφή.

Das. 526. liest man das Scholion ἐμὸς λόγος, φησί, λεπτὸς μὲν, ἐπίφθονος δὲ, τουτέστι φθονηθησόμενος, δυνάμενος δὲ διαδύεσθαι παντὸς τοῦ ἰσχνοῦ. ἐὰν γάρ τις ἀκριβῶς ἐξετάσῃ etc. Ferner καὶ τῶν ἀφύκτων πόνων ἐξέσωσας τοὐμὸν σῶμα. Das störende νοῦς stand also nicht im Texte; sondern man las also:

ὁ δ' ἐστὶ μέν μου λεπτὸς, ἀλλ' ἐπίφθονος,
λόγος, διελθεῖν ὡς Ἔρως σ' ἠνάγκασε
πόνων ἀφύκτων τοὐμὸν ἐκσῶσαι δέμας

Dafs des Schol. Erklärung von λεπτός (argutus *treffend*) richtig sei, lehrt die Vergleichung von V. 1081. διὰ λεπτοτέρων μύθων ἔμολον.

Diese wenige Proben aus drei Tragödien, die in der neuesten Zeit gerade am meisten bearbeitet worden sind, mögen hier genügen. Denn es liefse sich sogleich ein Buch so dick wie das des Verf.'s schreiben, wenn man alle die Fahrläfsigkeiten der neuesten Bearbeiter des Euripides aufdecken wollte.

J. A. Hartung.

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

LI.

ULFILAS. *Veteris et novi testamenti Versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa (.) Cum Glossario et Grammatica linguae gothicae (.) Conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe. Voluminis II. pars prior. Glossarium linguae gothicae continens. Lipsiae,* 1843. *apud F. A. Brockhaus. XVIII u.* 244 S. *gr.* 4.

Nach siebenjähriger Frist (so leicht geht bei mühevollen Ausarbeitungen Zeit ins Land!) erhalten wir hiermit endlich den zweiten Theil eines der verdienstlichsten Werke; wenigstens liegt derselbe seiner gröfseren Hälfte nach vor uns, indem der zweiten und letzten noch die *Grammatik* vorbehalten bleiben mufste: diese jedoch wird, obschon nichts zugesagt ist, zweifelsohne jetzt rascher nachfolgen, da, was die Ausarbeitung oder den Abschlufs von Wörterbuch und Grammatik länger hinhalten mufste, gehoben und der Rest der mailändischen Palimpsesten inzwischen zugänglich wurde. Diese Reste der paulinischen Briefe, welche Graf Castiglione schon in ihren Aushängebögen den Altenburger Herausgebern zum Behufe ihrer Gesammtausgabe des Ulfila zusendete, geben dieselben nunmehr zugleich als Abschlufs ihres ersten Bandes mit diesem zweiten, unter neuem Gemeintitel für jenen und mit veränderter Firma: „ULFILAS. Veteris et novi testamenti Versionis gothicae etc. Volumen I. textum continens. Adjectae sunt tabulae duae lapide expressae. Lipsiae apud F. A. Brockhaus. 1843". XXXX. u. 359 S. gr. 4.

Die eben genannten Nachträge zum ersten Theile umfassen die beiden Briefe an die Thessalonicher, sowie an Timotheus; ferner die Briefe an Titus und Philemon; dazu die Bruchstücke des *Alten Testamentes* und zwar (aus des Ref. Skeireins) Psalm 53, 2. 3. und, aufser den von Castiglione bereits herausgegebenen Bruchstücken aus Nehemia und Esdra, von Letzterem noch ein bisher liegen gelassenes Stück aus dem 2. Hauptst. v. 8—27., welches reich an Zahlen und Namen ist, somit durch deren Wichtigkeit für die Lautlehre, hinlänglich für den Mangel an etwa erwarteten neuen Wortformen und Wurzeln entschädigt. Hiemit und mit einer reichlichen Anzahl „Addenda atque emendanda" für Text, Uebersetzung und Anmerkungen des I. Bandes schliefst dieser endlich ab.

Der eigentliche Band II. bringt uns nunmehr auf 244 gespaltenen Seiten das längst erwartete Wörterbuch oder *Glossarium* der gothischen Sprache, dessen Vorwort (wie Titel) und innere Erklärung, gegen Theil I., in *deutscher* Sprache durchgeführt ist. Dem Vorworte haben übrigens die Herausgeber, um sämmtliche Gothica in ihrer Gesammtausgabe zu vereinen, auch einen vielfach geförderten Wiederabdruck (nicht Nachdruck) der von Ref. im J. 1834 aus römischen und mailändischen Palimpsesten herausgegebenen „*Skeireins* oder Auslegung des Evangelii Johannis in gothischer Sprache", nicht minder das Bruchstück des von Maj und Castiglione 1819. schon mitgetheilten gothischen Kalenders mit den vom Ref. am mailändischen Manuscripte selbst 1833. nachgeholten, so wie eigenen Verbesserungen hinzugefügt. —

Bei der schmerzlichen Entbehrung der gothischen Uebersetzung des *Alten Testamentes*, welche wie die des Neuen nicht nur die Kirchenschriftsteller Sokrates, Sozomenus, Theodoretus aus Philostorgius dem Ulfila nachsagen, sondern wovon die uns überkommenen Bruchstücke des Nehemia und Esdra, nicht minder die kleinen Sätze und Zahlenfolgen die besten Zeugen sind, welche in einem Salzburg-Wiener Codex enthalten, von W. Grimm (Wien. Jahrbb. d. L. 1828. XLIII)

Digitized by Google

und weiter von Ref. (Haupts Zeitschrift I, 296 u. s. w.) als aus 1 Mos. 5 und vielleicht auch aus Ezechiel und den Makkabäern genommen, nachgewiesen wurden, hätte man S. 353 (des I. B.) aufser jenen Bruchstücken von Esdra und Nehemia und jenen wenigen, dem Psalm 53, 2 3. angehörigen Worten, welche die Skeireins gewährte, auch wohl gern die Worte zugesellt gesehen, welche, zu jenen kleinen Bruchstücken aus 1 Mos. 5., die Skeireins aus 2 Mos. 19, 2 — 9. beibringt; nicht minder die Stellen, welche in Röm. 10, 15. 16. aus Jesaias 52, 7. und 53, 1. angeführt werden. Wurden von den Herausgebern doch auch gern die dem Codex Argenteus mangelnden, von der Skeireins erhaltenen Verse des Evangelii Johannis I, 29. 3, 3 — 5. 23 — 32. 5, 21 — 38. (und aus Hptst. 7. zur Bestätigung) aufgenommen. —

I.

So liegt denn nun aber der äufserlich schon ziemlich reiche, innerlich unschätzbare Gesammtschatz unserer gothischen Sprachdenkmäler, die eine grofse Gunst des Geschickes uns Deutschen vereint mit den ersten Büchern der Taciteischen Annalen (und seiner Germania) in Westphalen aufbewahrte, in einer sauberen und gesicherten Ausgabe vor uns. Wie sehr, wie erfreulich steht dieselbe von der Ihre - Fulda - Zahnischen durch allseitige kritische Erkenntnifs der Sprache, nicht minder durch erneute Anschauung des Textes ab! Der eine der verehrten Herausgeber, Dr. Loebe *), unternahm eine besondere Reise nach Upsala, um den Codex Argenteus durchgehends noch einmal zu prüfen. In Betreff der mailändischen Palimpsesten begnügte man sich theils mit einiger Nachlese, welche Ref. im J. 1833 schon an Ort und Stelle vorgenommen hatte, theils mit Nachfragen, welche der edle Graf Castiglione auf das Bereitwilligste mit je nochmaliger Prüfung der betreffenden Pergamentstellen beantwortete. Wie viel durch jene Reise und diese Nachlesen der gothische Text gewonnen hat, kann man in den in Betreff der Fehler aller früheren Ausgaben fast allzugenauen Textanmerkungen auf jeder Seite erkennen; wobei jedoch lehrreich ist zu sehen, wie unbegreifliche Fehler die früheren Herausgeber (Stiernhelm, Benzel, selbst Ihre und Junius) hinein gelesen und gedruckt haben, indem für kritische Würdigung des alten Textes selbst eine Parallele daraus hervorspringt, welche Buchstaben (nicht nur die in gothischer Schrift so nahe liegenden A und Λ; N, n, h, Π, u. s. w.) und Buchstabenverbindungen Jene vorzugsweise verwechselt und verwirrt haben. Die mailändischen (und römischen) Palimpsesten, die bekanntlich zum Theil sehr erloschen oder (durch die frühen Abbimser) sehr verletzt sind, in diesem Sinne nochmals der Prüfung deutscher Augen zu unterwerfen, reizen immer noch eine Menge Stellen, welche in Betreff grammatischer Flexionsausgänge oder Wörter- und Zeilenlücken in Frage geblieben sind und wo nur Augenschein, verbunden mit jener Schriftkritik noch etwas Besseres ergeben kann. Ja selbst der Codex Argenteus läfst solche Nachlese an manchen, namentlich erloschenen und verletzten Stellen (z. B. I, S. 20. 125. 154. 319. 333. 357 u. s. w.) immer noch wünschen. Man lernt in zehn Jahren schon zu und das Auge ist später oft glücklicher. Wir erinnern Beispiels halber an Matth. 6, 26., wo für das viel besprochene maisve athrizans (namentlich für das letzte Wort, dem das altn. adhr, ags. adhor, alts. adrê Vorschub zu leisten schien), das Auge selbst jenes neuesten Beschauers einmal so eingenommen war, dafs erst nach der Heimkunft von Upsala das Galat. 2, 6. aufgetretene vulthrs auch für jene Stelle das unzweifelhaft Rechte (das namentlich wegen jener nahen Verwechselung des A und Λ verborgen blieb), nämlich „máis vulthrizans" an die Hand gab *). Das aus derselben Augentäuschung von Refer. einst erlesene al*a*mannê statt al*l* mannê (vgl. Col. I, 28.), das er aber früh wieder verliefs und auch hier im Wörterbuche aufgegeben erscheint, hat selbst die Grammatik lange geirrt; nicht minder das von Ref. früher schon, hier aber erst auf S. 243 verlassene sa gagg*i*da st. gagganda (d. i. gagga˜da).

Schon früher hat Ref. mehrmals den Wunsch ausgesprochen, dafs bei nochmaliger Abschrift des silbernen Codex wie der paulinischen Palimpsesten zu Mailand die *Ausgänge der Zeilen* hätten beobachtet und angezeichnet werden mögen. Es hängt davon für die Berichtigung des Textes in grammatisch und sonst zweifelhaften Fällen mehr ab als man glaubt, da die Schreiber von Unzialhandschriften, wenn sie über das

*) Herr v. der Gabelentz ist bekanntlich auch Verfasser einer Mandschu - Grammatik u. s. w.

*) Man vergl. wegen ähnlicher Unsicherheit über den Text Luc. 19, 20.

Digitized by Google

für die Schrift vorgerissene Geviert oder Rechteck auf die Ränder hinauszugehen sich durch ihre Vorlage, durch Laut- und Wortzusammenhang oder zu nahe liegenden Satzausgang veranlafst sahen, die ihnen zu Gebote stehenden Abkürzungen oder auch Schriftverkleinerung zu Hülfe nahmen; grade diese aber sind mehrfach leichter erloschen und — darum auch öfter übersehen worden. In den wenigen Fällen, wo die verehrten Herausgeber der gothischen Texte jene Zeilenausgänge in ihren Textanmerkungen wirklich angegeben haben, ist es immer lehrreich und leitend gewesen. Nicht nur dafs aus solchen thatsächlichen Zeilen- und Seitenausgängen Wiederholungen von Silben, wie *qvi*|qvithith (Jh. 9, 41.) *jái*|jáinái (J. 7, 45. in Skeir.), *hva*|hvazuh (Mtth. 5, 31.), bisitan|*tan*dan (L. 1, 65.), nicht minder mahtê*di*|deina (2 C. 3, 7. und, wo die Herausgeber es nicht besonders angegeben haben, L. 9, 40.) *); sondern es lassen sich gewisse Mängel, namentlich von Flexionsausgängen auch am Leichtesten durch die Vermuthung oder Wahrscheinlichkeit von solchen Zeilenabbrüchen oder Seitenumwendungen erklären: so z. B. C. 3, 5. lustu ubila (in Cod. B.) st. ubila|na; oder L. 20, 42. in bôkôm psalmô st. psalmô|nô, (wie denn auch Eph. 4, 8. in Cod. A. am Rande erloschen nur psalmô... gelesen wird), so dafs S. 147 um dieses einen Falles willen gegen 4 andre S. 147[b] des Glossars nicht ein besonderer N. psalma neben psalmô (wie áivaggêljô) angesetzt zu werden brauchte. Col. 4, 1. dürfte garaíht|*ein* nicht unwahrscheinlich sein **), eben so Mc. 4, 1. galeithan|*dan* (ἐμβάντα). Oder R. 16, 24. st. izvara|mma vielleicht izvara *alla*|mma; vielleicht auch J. 17, 3. L. 9, 27. sunja|*ba* (ἀληθῶς) wie 1 Th. 2, 13. zu lesen sein. 1 Cor. 4, 10. fehlt (!) wegen Abbruchs der Zeile *in xau*; eben so Mc. 12, 32. *guth* (wenigstens ist S. 70 nicht angegeben, dafs es blofs im Druck wegen Ausgangs der Zeile vergessen wurde). — Eph. 6, 18. lesen wir, für παντὶ καιρῷ, in alla mêla: vielleicht brach die Zeile oder Seite ab, so dafs alla|m*ma* mêla beabsichtigt war. Skeir. Joh. 3, 4. steht am Ende der Zeile ma˜|, das dazu nöthige *na* (manna) wurde vergessen.

Der letztere Fall leitet zugleich auf *Abkürzungen*, die sich sowohl im Cod. Arg. als in den mailändischen Rescripten finden und wenigstens in den Vorlagen der alten Abschreiber öfter angenommen werden müssen. Wir meinen nicht die bekannten für ΓΨ, FA, IS, XnS etc., obschon auch diese manche Irrungen (nicht nur das thörichte FanA) veranlafst haben, insofern wohl nicht zu leugnen ist, dafs Jh. 11, 4. statt des aufgenommenen ïs: Ïêsus (IS), umgekehrt Mc. 1, 42 für Jesus (IS) jenes ïs (ÏS) gelesen werden mufs. *) Wir meinen auch nicht sich selbst erläuternde Abkürzungen wie apauslum (2 C. 11, 5.) oder Kaussaim (st. Káuláussáium), sondern solche wie ggin (C. 2, 14 cod. B) st. galgin, oder die noch der rechten Erklärung wartende Randglosse sihv (1 C. 15, 57), vor allem aber das auch durch der Herausgeber gewagtes, von Grimm in die Grammatik (I, 43) aufgenommene Subst. vigans (st. veigs?) noch nicht gelöste *du vigā*|*na* (L. 14, 31), bei dem wohl anders zu Werke gegangen und vielleicht L. 17, 22 zu Hülfe genommen werden mufs: hier steht sunus mans, was schwerlich sununs gelesen werden sollte, das keinen Sinn gäbe und auch so aussehen würde; SnNn˜S, sondern nur dafs das *s* von sunu*s* (welches dem Schreiber vielleicht aus v. 24, sunus mans, schon heraufblickte) zu *tilgen* sei, so dafs wir vielleicht dort in *vigā*|*na* auch ein solches *Tilgen* des *a* anzunehmen hätten und einen D. *vigna* (vom N. *vign* wie rign od. *vagns?*) oder diesen auch auf dem Wege erhielten, dafs wir VIΓ˜A| läsen und das NA wegen des Zeilenausgangs vom Schreiber wiederholt annähmen. In solchen wichtigen Fällen (oder wäre die dem Althochdeutschen entsprechende Declination des Infinitivus du viganna, der sonst freilich nirgends im Gothischen vorkommt, nicht von Wichtigkeit?) hätten die verehrten Herausgeber *facsimilisieren* sollen; was z. B. auch bei dem immer noch räthselhaften *tharihis* oder *thairhis* (Mtth. 9, 16), auf welches wir zurückkommen, zu wünschen gewesen wäre. — Eine handschriftliche Abkürzung könnte man vielleicht selbst 2 C. 3, 14 anzunehmen versucht werden, wo „in *andi* this gataúrnandins (Môsêzis)" gelesen wird und die Herausgeber in finem, nach dem Griechischen, über-

*) Vgl. L. 5, 39. — Aehnliche Verschreibungen und Wiederholungen L. 6, 17. (atgagg*ang*ands), J. 12, 47 (manan*ase*d), 13, 13. (laisareis*areis*); Calend. (Frithareik*eik*eis); 2 C. 10, 12. (sik sik), 6, 3. (ei ei), 12, 6. (áiththáu áiththáu), Eph. 6, 9 (jah jus fráujins doppelt). Vgl. J. 9, 41.

**) Vielleicht gehört hieher auch 2 C. 13, 13. gaman ahmins st. gamáin|*ein* ahmins.

*) Aehnlich las Castiglione G. 4, 25. ΓΨ, für das richtige ÏΨ.

Digitized by Google

setzen, die Vulgata aber (nach v. 7. u. 13. πρόςωπον) auch hier durch in faciem wiedergibt, man also leicht, nach Ulfilas Vorliebe für Abwechselung der Synonyma (er braucht v. 7. vlits, v. 13. andavleizn), ein abgekürztes oder verschriebenes and(vairth)i oder and-(áug)i vermuthen könnte. Doch hat der griechische Text hier εἰς τὸ τέλος. Abkürzungen oder Verschreibungen jener Art aber lesen wir auch 2 C. 1, 24 fráuj(in)ôma, Ph. 2, 25 ïzva(ra)na (Cod. B.), während 2 C. 12, 19 (in Cod. B.) die Verschreibung sunjô*da*ma und R. 12, 2. fra*ma*thjis nicht getilgt wurde.

Aber wir haben es noch mit andern, den gothischen Schreibern geläufigen Abkürzungen zu thun: zunächst mit den für N und M am Schlufs des Wortes und der Zeile vorkommenden, deren Vergessen oder ungehörigem Hinzufügen oder auch Vermuthen wir vielleicht einige verdächtige Stellen verdanken oder einige Berichtigungen abgewinnen können. R. 12, 19. steht thvaírhei˜ (d. i. thvaírhein) und Phlp. 2, 6. (ni vulva rahnida visan sik galeikô gutha) ist nothwendig galeiko˜ zu lesen, um dem τὸ εἶναι ἴσα θεῷ, in welchem Satze das εἶναι nicht dem visan entspricht, welches zu ni vulva rahnida (visan), οὐχ ἁρπαγμὸν ἡγήσατο, ganz wie 3, 7. thatuh rahnida ïn Christáus sleitha visan (blofs ἥγημαι ... ζημίαν, ohne εἶναι) gehört, denen die durch das griechische εἶναι begünstigten Stellen L. 9, 19. 20, 7, 20. 41. Mc. 14, 64. J. 7, 4. (vgl. 1 Th. 4, 13. 1 C. 11, 2.) sich anreihen. Galeikô (Phlp. 2, 6.), verführt durch ἴσα (sc. εἶναι), blofs für similiter (S. 297) zu nehmen, geht gewifs nicht an. — 2 C. 11, 33. erklärt sich handus st. handuns wohl nur auf solche Weise (hANd nS); eben so wohl ungasaíhvanis (C. 1, 15.) st. —ins. u. L. 18, 11. invinda st. des richtigen invindans in Cod. B. Vielleicht erklärt sich daraus auch fif (1 C. 15, 6.) und sicher ist L. 2, 42. tvalib vintrus, was kein Adjectivum sein kann, weil es sonst doch wohl tvalibvintrs (wie arma-, háuh-, hráinja-haírts, sama-sáivals, muka-môds, vein-nas, thruts-fills, láus-qvithrs) oder tvalibvintra (f.) heifsen müfste, *) auf solche Weise (VINTRn˜S) in tvalib vintruns zu verwandeln; obgleich (wie in der verwandten Stelle L. 8, 42. vintrivê tvalibê, Mc. 5, 42. jêrê tvalibê oder Mc. 14, 10. 43. J. 6, 71. thizê tvalibê und nach tháim tvalibim Mc. 4, 10. 11, 11. J. 6, 67. wie ainlibim 1 C. 15, 15.) wohl auch tvalibins erwartet werden könnte, wogegen aber L. 8, 43. (jêra tvalif), Mth. 10, 1. (thans tvalif sipônjans) 11, 2. (tháim tvalif sipônjam), L. 9, 1. (thans tvalif apáustáuluns), Mc. 6, 6. 9, 35. (thans tvalif), L. 8, 1. (thái tvalib) 9, 12. (thái tvalif) 9, 17. (táinjôns tvalif) sprechen. — Der öftere Wechsel von himina und himinam (gegen das Griechische: vgl. C. 1, 20. 16. 3, 15. E. 1, 28.), von kannja (gegen γνωρίζομεν) 2 C. 8, 1., hvôpam und hvôpa (Cod. B.) 2 C. 9, 2., sneitham u. sneitha (Cod. A.) Gal. 6, 9., auch bidjam (A. bidjan) 2 C. 10, 2. (δέομαι) gehört vielleicht auch unter jene Beziehung, insofern hier Verwechselung etwa eines goth. Punctes (:) statt ˜ gedacht werden könnte, wie etwa auch 1 C. 7, 16 (thu qvinô*n*); obschon jenen Fällen andre, die graphisch nicht so leicht gelöst werden könnten, wie 2 C. 10, 9. (thugkjiáma für δόξω, videor) 10, 8. (gaáiviscônda, αἰσχυνθήσομαι) zur Seite stehen. — Wie wir aber weiter oben in Eph. 6, 18. (ïn alla mêla) wahrscheinlich zu wenig (st. ïn alla*mma* mêla) erhielten, so könnte man Mtth. 27, 43, da der Gothe hier ei gasaíhváima aus Mc. 15, 32. herbeigeholt zu haben scheint, statt jah galáubjam ïmma das in der gen. Stelle bei Mc. allein stehende jah galáubjáima auch hier allein zu vermuthen versucht werden; indefs gewährte der griechische Text bei Matthaeus (καὶ πιστεύσομεν) ἐπ' αὐτῷ. — Vgl. vaírtháima u. vaírtham 2 C. 6, 44. (u. L. 6, 44.).

Die Mailänder Palimpsesten gewähren an ihren Seitenrändern nicht wenig Glossen oder Doppellesarten *), welche zum Theil treffliche Synonyma der gothischen Sprache und in ihnen oder in der Uebersetzung abweichender Lesarten des griechischen Textes manches sonst uns wahrscheinlich verlorene gothische Wort (wie tuggl, afsvaggvjan, zum Theil auch haírthr, skôhsl etc.) aufbewahrt haben und in einer viel kleineren, schräg liegenden, von der Unzialschrift der Texte in manchen Zügen (des *th.* und *s.* besonders) wesentlich abweichenden Schrift geschrieben sind, der auch die gothischen Unterschriften der neapolit. Urkunde sich, nur gröfser gezogen, bedienen und zu der auch die eine Textschrift der mailändischen Palimpsesten neigt.

*) Láushandjan (Mc. 12, 2.) nöthigt noch nicht zu einem láushandus; láusqvithrs (v. qvithus) dürfte für tvalibvintrs sprechen, obschon freilich nicht zu übersehen ist, dafs in letzterem Falle das r schon zu vintrus gehörte.

*) Manche Glossen sind in den alten Text schon gedrungen: vgl. L. 2, 2. Dazu 2 C. 3, 14. 12, 15. G. 4, 3. 21. Eph. 1, 7. Col. 1, 14. 3, 12.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

ULFILAS. *Veteris et novi testamenti Versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa (.) Cum Glossario et Grammatica linguae gothicae (.) Conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe.*

(Fortsetzung.)

Eine nicht geringe Anzahl Textstellen, deren Erklärung auch heute noch schwierig geblieben ist, werden vielleicht eine mehr oder minder glückliche Lösung gewinnen, wenn wir uns die den alten Abschreibern vorliegenden Urtexte zum Theil wenigstens in jener schrägeren, cursiveren Schrift geschrieben denken, in deren verschwommeneren Zügen leichter Buchstaben- und Sylbenverwechselungen möglich wurden: man vergleiche nur einmal in dem der Skeireins beigegebenen Facsimile das cursive *gabaúrjaba* oder *gastáistaldjáu* (n. 14.; auch n. 15. aus der neapol. Urk. und n. 13. aus dem einen Mailänder Texte) mit den vollkräftigen, strenggeschiedenen Unzialbuchstaben von 1 — 10., und man wird vielleicht geneigter werden, in den ersten Buchstaben des auch durch die S. 350 (Th. I.) von den Herausgebern versuchte Erklärung noch nicht gelösten *bi*andzuththan mit Ref. die Zahl des wirklichen Verses (Philem. 22.) zu erkennen (BIG st. BK: man vergegenwärtige sich nur die gothischen Buchstaben cursiv!), womit freilich das räthselhafte andz-uhthan (für ἅμα, *simulque* oder *simul autem* Vulg.: *daneben* Luth.) noch nicht erklärt ist; man müfste denn das comparativische andiz-uh (L. 16, 13.) für ἢ γάρ, alioquin (aut enim Vulg.) zu Hülfe nehmen. — Auf jenem graphischem Wege läfst sich vielleicht auch noch das schon angeführte schwere *tharhis* (Mtth. 9, 16.) erklären; wenigstens darf sich folgende Deutung der Buchstaben wohl neben die bisherigen Form- und Sinnerklärungen (thariis oder thaírhis: s. Th. I, S. 15.) wagen: man verbinde das wohl weniger vor **r** als vor oder nach **h** gehörige drübergeschriebene kleine Zeichen mit diesem, lese mit jenem für dieses (wie umgekehrt C. 6, 40. ustaubans und Mc. 9, 42. *b*alsaggan st. halsaggan gelesen wurde) *tharbis*, und man würde den dem ῥάκους ἀγνάφου, panni rudis der Vulg. (pannum villosum der Herausgeber) wohl nicht zu fernen Begriff pannum (*fanan*) egeni (*tharbis* oder, nach oben geltend gemachter graphischer Möglichkeit, tharbins), somit wieder den rauhen, derben, ausbaltigen Lappen (eines härenen Kotzen) auf ein altes, mürbes Tuch erhalten. Jene Ideenwendung aber dürfte um so weniger befremden, als Ulfila überhaupt ja in der fraglichen Stelle die Construction des Satzes zu wenden sich erlaubt, während er in der Parallelstelle Mc. 2, 21. dem griechischen Texte treuer genitivisch plat fanins niujis (statt dort du plata fanan tharhis) übersetzt.

Die in diesem Falle vermeinte Verwechselung des **h** und **b** führt auf eine Anzahl ähnlicher Graphica, die gleichfalls theils zu Tage liegen, theils wieder erschlossen werden und neue Beziehungen an die Hand geben dürften. Lange wurde, auch von Wellmann noch, hautrs statt blutrs gelesen, und der Lesung bliutha (1 Tm. 2, 11.) satt hauïtha stimmt man gern bei. Der Lesefehler von thô mikiluna (R. 6, 23.) statt thô áuk *lá*una beruht wesentlich auf derselben, oben in al*a*mannê schon geltend gemachten, Verwechselung des A und Λ; eben so mufs das 2 C. 2, 11. von Castiglione gelesene ga*l*iginôn ohne Frage mit den Herausgebern in ga*á*iginôn verwandelt werden. Vielleicht ist allh (L. 2, 46) ein alah? oder steht jene Schreibung wie faírrinôn (G. 5, 15)? Vielleicht entstand auf jene Weise auch alaba*l*straun (L. 7, 37.) *). Bei káupatjan

*) Auch L. 19, 12. (gaggida landis εἰς χώραν μακράν, in re-

Digitized by Google

aber (als aus κολαφίζειν entstanden) eine solche Verwechselung zu denken, verbietet wohl das viermalige Vorkommen des Wortes. Mc. 14, 65. aber soll cod. B. vait statt vlit lesen.

Die Verwechselung des N und M ist im Gothischen sehr nahe gelegen: gut auseinander gehalten ist es in dem Satze: ni af mannam nih thaírh mannan; Mc. 10, 45. hat das lange gelesene at andbahtjan (st. -m) lange geirrt. Col. 2, 14. liest Cod. A. usman statt usnam und Cod. B. ama statt ana; R. 13, 13. soll drugkameim stehen. Mc. 4, 12. mufs ohne Zweifel gajukôm gelesen werden wie 4, 3. 33., während 34. richtig gajukôn steht (vgl. 10). Vielleicht beruht balsan (Mc. 14, 4.) auch auf jener Verwechselung, während thymiamis (L. 1, 10.) begründet ist. J. 4, 7. aber konnte der Form nach eben so gut ahmê als ahanê stehen, wenn Ulfila das erstere anders als für πνεῦμα gebrauchte. In bimamindêdun (L. 16, 14. irriserunt) liegt vielleicht auch binamnidêdun. Vgl. ähnliche Zusammensetzungen mit bi (birôdjan). Seltener dürfte die Verwechselung von M und Ψ (th) sein und doch möchte man L. 8, 19. andqviman für andqvithan lesen, während 1 Th. 4, 9. ni thaúrbum (χρείαν ἔχετε) mêljan ïzvis (γράφειν ὑμῖν), verglichen mit 5, 1. ni thaúrbum (χρείαν ἔχετε) ei ïzvis mêljáima (ὑμῖν γράφεσθαι), gerechtfertigt erscheint. 2 Cor. 7, 3. hat cod. A. sijuth, B. sijum (ἔχε).

Näher liegende Verwechslung erlauben Γ und T: Mc. 4, 24. (s. das Facsim. zu Th. I.) schrieb deshalb der Schreiber frumisgras und 1 Th. 2, 17. (ïn andvaírthi ïzvara gasaíhvan) ist vielleicht ïzvarata saíhvan zu lesen, wenn nicht ïzvara hier das ὑμῶν genau wiedergiebt, etwa wie 1 C. 16, 2. R. 14, 11. *). Jenes gasaíhvan erinnert an R. 9, 33. wo sa láubjands doch wohl in galáubjands zu verwandeln sein wird, wenn man nicht noch dazu jah hvazuh sa galaúbjands lesen will.

Dort wäre Γ und S getauscht: In Mc. 15, 46. wird man versucht aus draban das gewöhnlichere graban zu machen; und Mc. 15, 29. aus vithôn ein vigôn. Ein F und S wurde vielleicht verwechselt in dem bekannten gistradagis (für αὔριον? Mtth. 6, 30.), wo wenigstens -tra dagis einem etwaigen aftra dagis (wie die späteren aftermontag etc.) das Wort spricht; obschon das Gothische nur afar-dags, afar-sabbatus aufweist *).

Auch Γ und Λ scheinen vertauscht: wenigstens wird man versucht G. 3, 1. statt afhugida (für ἐβάσκανε, fascinavit; die Herausgeber übersetzen obcoecavit, um an afhugjan zu kommen, das aber schwerlich so active gebraucht werden dürfte) in afhuΓida zu verwandeln, (wie auch Philpp. 3, 16. Cod. B., zum nahen hugjan, falsch andhugjan hat), wie umgekehrt Mc. 10, 24. hunjan in huhjan für hugjan (wie áigan-áihan und fahêths-faginôn, filhan-fulgins). Das räthselhafte huΓSis der neapol. Urkunde ist vielleicht doch huFis (boves). N und h werden auch sonst versehen: R. 10, 19. mufs für ïnuh thiudôm sicher în unthiudôm (vgl. R. 12, 21.) oder in ni-thiudôm (wie R. 9, 25. thô ni managein) gelesen werden. Eben so vielfach werden N und n (u) verwechselt: manches thau und than, aiththau und aththan wird auszutauschen sein.

Eine vielfache Verwechselung giebt sich kund zwischen h und n (d. i. u). Wir lassen dahin gestellt sein, ob J. 18, 37. nicht annuu statt annuh gelesen werden müfste (vergleiche Mc. 11, 31. uzuh), aber das h scheint sich öfter graphisch an das n angelehnt zu haben, so dafs die Frage entsteht, ob 2 C. 13, 5. thau oder thauh, Eph. 2, 12. u. s. w. ïnu oder ïnuh, 1 C. 15, 18. thanu oder thanuh zu lesen, 2 Th. 2, 18. aber daraus snauh entstanden, Mtth. 5, 15. das h in liuteith ausgefallen, endlich dasselbe nicht doch in drauhsna eingedrungen sei und das Wort dennoch zu driusan gehöre: man vergleiche nur L. 16, 21. drauhsnô thizô driusandeinô af biuda this gabeigins. Hieher fällt endlich auch wohl hiuhma (hiuma) und ïumjô; vielleicht auch das einzige slauhts (R. 8, 30), dem gegenübersteht andabaht st. andabauht (1 Tm. 2, 6.) **). Wir reihen hieran die verwandten Π und u (d. i. qv,

gionem longinquam) könnte man an andis denken, wie allandjô (1 Th. 5, 23.), wo man doch nicht umgekehrt wieder ein alllandjô sehen dürfte für ὁλοτελῶς, per omnia.

*) J. 15, 19. möchte man ähnlich svésata (τὸ ἴδιον) st. svêsans lesen; Col. 5, 13. aber silbans st. silbam.

*) L. 9, 62. steht aftra für εἰς τὰ ὀπίσω; aber entweder mufs hier afta oder Phlp. 3, 14. thô aftra (τὰ ὀπίσω) gelesen werden.

**) Eph. 3, 18. steht gavaúrhtái für gavaúrtai (ἐρριζωμένοι) S. 187a, wofür Ref. früher schon gavaúrtidái vermuthete.

Digitized by Google

qu): vielleicht erklärt sich daraus supôn (Mc. 9, 50. L. 14, 34.) und suqôn (Col. 4, 6.).

Andrerseits Π und T oder TI in dem bekannten plapjô für πλατεῖα (Mtth. 6, 5.). Wie Ulfila neben seinem táinjô (für κόφινος) und snôrjô (für σαργάνη) auch das griechische spyreida (σπυρὶς, ίδος: Mc. 8, 8. 20.) gebraucht, so wechselte er für πλατεῖα auch wohl mal zwischen seinen deutschen gatvô, faúradaúri mit dem griechischen platja oder platija ab, das seinen Gothen von Constantinopel her bekannt genug sein konnte und näher lag, als etwa ein doch erst wieder aus dem Latein genommenes plebium (von plebs), das überdies erst im mischenden Gallien und im Capitulare de villis begegnet. Vgl. Th. I, S. 5. — Auch bei juNda, wenn es nicht dreimal vorkäme, könnte man versucht werden an juΓIda zu denken; doch läfst der Comparativus juhiza (wie hubrus zu huggrjan) auch auf j(uh)und schliefsen. — Bedenkt man das ags. hrôf (engl. roof), so möchte man im goth. hrôt Verwechselung von T und F vermuthen.

I und F (das gothische) dürften verwechselt sein in Mc. 6, 19., (sô hêrôdianai svôr ïmma), wo an herôdiânum und hêrôdianê in 3, 6. 12, 13. nicht zu denken ist und jedenfalls hêrôdias (wie 6, 17. u. s. w.) hergestellt werden mufs; für -ai aber käme dann vielleicht am Einfachsten af zu lesen: afsvôr (vgl. 12, 4. afslahan, 14, 45. u. L. 19, 8. afdáuthjan Mtth. 26, 74. afdômjan etc.); oder man wage váisvôr (wie váifaírhvjan). Jedenfalls umgeht man ein svêran (S. 173) anzusetzen, mit nicht bewiesener Reduplication sái-svôr, wonach obenein Hêrôdiassáisvôr anzunehmen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

LII.

Περὶ Μάρκου τοῦ Κυπρίου, κ. τ. λ. Ὑπὸ Σοφοκλέους Κ. Οἰκονόμου. Ἀθήνησιν, 1843. 64 S.

Rec. hat sich schon oft gewundert, dafs der bekannten, mit grofser Sicherheit und einer Art von Infallibilität ausgesprochenen und geltend gemachten, wennschon darum nicht weniger gewaltsamen und nicht um ein Jota mehr begründeten Hypothese Fallmerayer's über den Ursprung und die Abstammung der Bewohner des heutigen Griechenlands bisher nicht von Griechen selbst in Schriften entgegengetreten worden ist. Sie konnten und können freilich in gewisser Hinsicht nur als Richter in eigener Sache, mithin als nicht ganz unbefangene Richter erscheinen; indefs liegt es auch wieder Niemandem so nahe, als ihnen, nicht sowohl ihre eigenen Interessen zu vertreten, als die der geschichtlichen Wahrheit selbst wahrzunehmen und zu vertheidigen. Das vorliegende, in neugriechischer Sprache, nur mit zu hellenischer Färbung verfafste Schriftchen eines deutschwissenschaftlich gebildeten Griechen (der Verf., Sohn des bekannten Geistlichen, Konst. Oikonomos, ist Dr. der Medicin und Chirurgie in Athen, hat in Deutschland studirt, und bereits eine Lebensbeschreibung des deutschen Arztes Hufeland in neugriechischer Sprache herausgegeben) bricht, so viel Rec. weifs, zuerst dieses Schweigen von Seite der Griechen, wird übrigens wohl nicht das einzige dieser Art bleiben; vielmehr hat sogar noch in gegenwärtigem Jahre eine ausführliche Widerlegung Fallmerayer's von dem gelehrten A. Levkias, Prof. an der Universität in Athen, in griech. und lateinischer Sprache erscheinen sollen. Das vorliegende Schriftchen hat es jedoch zunächst, wie es scheint, nicht mit Fallmerayer und seinem Pseudo-Slavismus der Griechen zu thun; vielmehr ist das, was hier über ihn und gegen diese gezwungene Art und Weise der Begründung seiner Hypothese aus den Büchern der Vergangenheit bemerkt wird, nur gelegentlich gegen ihn vorgebracht worden. Indefs trifft es nichts desto weniger, und eröffnet in nicht unangemessener Weise eine Polemik gegen Fallmerayer, deren Wirkungen nicht ausbleiben können und nicht ausbleiben werden. Hauptsächlich ist es dem Verf. bei diesem Schriftchen um einen Griechen des siebzehnten Jahrhunderts, Markos Kyprios, zu thun, welcher Erklärungen, eine Art Commentar zu den Aphorismen des Hippokrates geschrieben hat, der jedoch noch ungedruckt ist, und von welchem Dr. Oikonomos eine Abschrift in die Hände bekam, die er S. 26 f. näher beschreibt. Die Erklärungen sind im griechischen Volksdialekt geschrieben, und haben auch insofern, nämlich zur Kenntnifs der sogenannten neugriechischen Sprache im 17ten Jahrh., ein besonderes Interesse. Es wird zugleich Einiges aus diesem Commentare, der sich natürlicher Weise nur auf die Sache, nicht auf Worterklärungen einläfst, mitgetheilt (S. 27—31), damit man daraus die Methode des Markos Kyprios kennen lerne. Bei vorkommender Gelegenheit verspricht der Verf. des Schriftchens (S. 31) diese Erklärung ganz zu veröffentlichen. Durch das, was er hier davon mittheilt, hofft er zugleich Andere zu veranlassen, dafs sie die mancherlei, noch ungedruckten Arbeiten ausgezeichneter Griechen aus der Zeit der letzten Jahrh. öffentlich mittheilen, um auf diese Weise einer vollständigen Geschichte der philologischen und ästhetischen Literatur des griechischen Volks aus jener Zeit vorzuarbeiten. Aufser dem Markos Kyprios wird hier (S. 21) auch noch eines andern gelehrten Griechen, Anastasios Gordios aus Agrapha, gedacht, der, etwas jünger als Markos Kyprios, ebenfalls Erklärungen zu den Aphorismen des Hippokrates geschrieben hat, von denen jedoch Dr. Oikonomos nicht weifs, wo sie sich handschriftlich befinden. Uebrigens werden auch einige biographische Notizen über Markos, der auf der Insel Kypros grboren wurde (daher heifst er Kyprios), mitgetheilt). Eigentlich war Markos Philosoph, und unter andern Lehrer an der Schule in Bukarest. Er wird als ein guter Hellenist und tüchtiger Gelehrter gerühmt, und unter den Lehrern und geistigen Wohlthätern seines Volks mit Ehren genannt.

Sonach bildet Markos Kyprios mit dem, was über ihn und von ihm hier mitgetheilt wird, den eigentlichen Kern des Schrift-

Digitized by Google

chens. Eingeleitet werden diese Mittheilungen durch allgemeine Bemerkungen zur Ehrenrettung des neugriechischen Volks im allgemeinen, und namentlich in Betreff ihres Zustandes unter der türkischen Herrschaft, welcher, trotz des Lähmenden dieser Herrschaft, doch ein, in nicht geringem Grade strebsamer Zustand des griechischen Volks war. Es wird die Verwandtschaft der Neugriechen mit den alten Griechen, äufserlich und innerlich, in moralischer und intellectueller Hinsicht, in Körperbildung, Charakter, Geist und Sprache, wenn auch nur in kurzen Zügen nachgewiesen. Es wird der frühen Sorge unter ihnen, bald nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, für Volksunterricht, theils Seitens der Kirche, theils Seitens Einzelner, gedacht; es wird über die in den Schulen Griechenlands seit langer Zeit herrschende sogenannte Lancaster'sche Methode, über die sonstigen inneren Einrichtungen und den Nutzen dieser Schulen, so wie über die Schriftstellerei unter den Griechen jener Zeit manches Interessante, wenn auch nur kurz mitgetheilt. Schon in diesen einleitenden Bemerkungen spricht sich der Verf. im Allgemeinen gegen Fallmerayer und gegen dessen Hypothese, so wie über die unredliche, falsche und gewaltsame Art und Weise aus, mit welcher derselbe bei Benutzung historischer Ueberlieferungen der Vergangenheit seine Hypothese, die er als eine gleich fertige und gemachte vorbringt, nicht aber erst weiter von Innen heraus zu begründen sucht, sondern nur äufserlich und scheinbar zu stützen sich bemüht. Schon in diesen einleitenden Bemerkungen macht der Verf. Fallmerayer den Vorwurf, dafs er, ein tiefsinniger Politiker und phantasiereicher Dichter, in slavische Etymologien sich vertieft, ohne nur ein Wort slavisch ordentlich zu verstehen; dafs er die Wörter falsch auslege, falsch zusammenstelle und aus den Wörterbüchern unrichtig abschreibe (wie ihm schon von Kopitar nachgewiesen worden); dafs er nicht Griechisch verstehe, und die Zeugnisse der Byzantiner, deren Wortlaut und Wortsinn er nicht genau untersucht habe, statt dieselben zu verstehen und recht zu deuten, vielmehr geradezu verfälsche. Zwar sei F., also meint der Verf. S. 10, zwei Mal in Griechenland gewesen (ohne übrigens, wie es scheine, auch nach Anticyra gekommen zu sein); allein auf die Sprache der heutigen Griechen und die localen Eigenthümlichkeiten dieser Sprache, auf die Sitten und Gebräuche des Volks, auf die physische Beschaffenheit und die geistigen Eigenheiten desselben, auf die ihm angeborne aufserordentliche Lernbegier und den regen Eifer für Kenntnisse und für Aufklärung — was sie besser und schärfer charakterisire, als die, bei den Europäern von den alten Kunstwerken her gepriesene griechische Nase und der griechische Kopf, — auf Alles dies hat der κακόμουσος mit dem slavischen Namen nicht gemerkt; für dies Alles hat der kluge Mann kein offenes Auge und Ohr, hat er keinen Sinn gehabt, und deshalb hat er auch darauf gar kein, oder doch nicht das gehörige Gewicht gelegt. Auf die besondere Widerlegung F—s geht der Verf. S. 35 f. über. Diese Widerlegung erstreckt sich theils auf die Behauptung F—s, die er auf eine Notiz des Patriarchen Nikolaos (im J. 1081) gründet, dafs im J. 589 viele Myriaden Slaven in den Peloponnes eingedrungen seien, theils auf die bekannte Stelle des Konst. Porphyrogenneta (ἐσθλαβώθη ἡ χώρα κ. τ. λ.), wo vielmehr zu lesen sei: ἐσκλαβώθη, — eine Ansicht, für welche innere und äufsere Gründe aufgestellt werden, theils auf die angeblichen Nachweise F—s für die von ihm behauptete gänzliche Slavisirung des Peloponneses und Griechenlands überhaupt, insofern er nämlich diese Nachweise von den slavischen Namen hernimmt, welche heutzutage viele Oerter, Flüsse, u. s. w. daselbst haben. Jedenfalls ist die, auf diese slavischen Namen gestützte vermeintliche Begründung der Hypothese F—s die schwächste Seite derselben, und ihm als solche auch bereits von Andern, namentlich von Kopitar, Rofs, u. s. w. nachgewiesen worden. Diese vermeintliche Begründung ist aber schon an sich eine im höchsten Grade schwache und ungenügende, und sie würde wohl an und für sich nur dann von einigem Gewichte sein können, wenn die Hypothese mehr wäre, als eben — Hypothese. So wenig, und so blofs äufserlich beweisen diese slavischen Namen Etwas, und zwar nur dafür, dafs Slaven in einzelnen Theilen des alten Griechenlands sich festgesetzt haben, dafs man sich eigentlich gar nicht weiter die Mühe nehmen sollte, das Gesuchte und offenbar Falsche in einzelnen dieser Nachweise selbst erweislich zu machen. Hier hat übrigens F. die Gegenwart Griechenlands ins Auge gefafst; hier, wo er sich an blofse, oft wechselnde Namen der Oertlichkeiten halten konnte: warum hat er dies hierbei nicht auch sonst, und auch da gethan, wo nicht blofs äufserlich wechselnde Erscheinungen an und in dem Volke selbst, um welches es sich handelt, ihn zu andern Ergebnissen einer leidenschaftslosen, unbefangenen und allseitigen Betrachtung und Untersuchung führen mufsten?

In das Einzelne der hier, in der oben angegebenen dreifachen Beziehung versuchten Widerlegung der Fallmerayer'schen Hypothese von dem gänzlichen Untergange alles und jeden griechischen Elementes in den Bewohnern des heutigen Griechenlands weiter einzugehen, ist nicht der Ort; und es mufs genügen, in Vorstehendem auf diese Widerlegung, so wie auf die vorliegende Schrift selbst aufmerksam gemacht zu haben. Interessant ist es übrigens, hier den Sohn, nämlich den Verf der vorliegenden Schrift, diese Fallmerayer'sche Hypothese angreifen zu sehen, während der Vater, der obgenannte Konstantinos Oikonomos, ein Δοκίμιον περὶ τῆς πλησιεστάτης συγγενείας τῆς Σλαβυνο-Ρωσσικῆς γλώσσης πρὸς τὴν Ἑλληνικήν (1828, in drei Bänden) geschrieben, und auch seitdem seine slavisch-russischen Gesinnungen vielfach öffentlich bethätigt hat. Mögen Andere durch die vorliegende Schrift sich veranlafst finden, jene Hypothese zu prüfen, ihre Gründe abzuwägen, und, wenn sie sie nicht vertheidigen können, zu widerlegen.

Dr. Theodor Kind.

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

ULFILAS. *Veteris et novi testamenti Versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa (.) Cum Glossario et Grammatica linguae gothicae (.) Conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe.*

(Fortsetzung.)

Zwar finden sich viele Fälle, wo namentlich von zweien zusammentreffenden s die Schreiber das eine ausliefsen. In vielen derselben sind die zusammentreffenden -s s-, oder -ss, auch -sst-, ebenso -ψ ψ- u. s. w. sehr gut geschieden d. h. ausgeschrieben worden, z. B. usstass, tvisstass (doch Cod. A. in G. 5, 21. tvistass und tvistandands Cod. B. in 2 C. 2, 13., ustassái L. 14, 14., ustáig Mc. 3, 13., ustôth L. 6, 55. 8, 55. 9, 9. 10, 25.), oder vaírth thizê (Mc. 10, 44. u. Neap. Urk., doch hier auch vaírthizê), gabamôth thamma (Eph. 4, 24.) *); aber wir lesen auch diskritnan (Mtth. 27, 51.) neben disskritnan (Mc. 14, 63.) und bei disvinthjan (L. 20, 18.) wird man versucht vom S. 193 angesetzten, an sich verdächtigen vinthjan zu svinthjan hinüberzublicken. Wir lesen ferner disiggqvan (Eph. 4, 27. Cod. A.), unskalkans (2 C. 4, 5.), invisandins abbatê (Mc. 16, 1.). — 2 C. 5, 19. steht richtig gafrithônds sis, aber 2 C. 3, 2. lesen wir auch wieder jusijuth und 2 C. 5, 18. ist vielleicht statt unsis zu lesen uns sis (nos sibi), vielleicht auch Eph. 6, 22. bi ugkis ist st. bi ugk ist, obschon uns und unsis auch jenes vermuthen liefse; doch heifst es gegen jene eine Stelle sechsmal ugkis. J. 13, 26. ist auch wohl Simonis (i)skariôtáu zu lesen (vgl. 12, 4.). Naht slêpand (1 Th. 5, 7.) kann (wie vintru visan) neben nahts drugkan u. dagôs visandans (5, 7. 8.) bestehen; eben so áin sijaima od. sijuth (J. 10, 30. 17, 11. 22. G. 3, 28.) neben áins sijáina (J. 17, 21.). Ein s zuviel scheint wie Mtth. 7, 13. (vigs*s* sa) auch J. 9, 28. (thu ïs sipôneis thamma, ïtb veis Môsê*s* *s*ipônjôs), zu stehen, wo wohl Môsêzis stehen müfste, wenn der Genitivus nach dem Griechischen verlangt würde, dem aber thamma zweimal widerspricht, so wie die gothische Form des Genitivs von Môsês (vgl. Mc. 12, 26. L. 2, 22. J. 7, 23. 2 C. 3, 7.); beim Dative dagegen, der einmal auch Môsêza lautet (2 Tim. 3, 8.), die Form Môsê die gewöhnlichere ist (M. 9, 4. 5. L. 9, 33. J. 5, 46. 7, 22. 9, 28.). — 2 Cor. 8, 8. fehlt jedenfalls ein s (usdaudein*s*), während L. 9, 33. (ni vitands hva qvithith thata) vielleicht qvithi (wie die Vulg. diceret) stehen könnte: freilich hat das Gr. λέγει. Jedenfalls aber fehlt ein g in G. 2, 18. cod. A. (vaurstveigatavida). Jener Ausfall eines s könnte auch zu weiterem Ausfalle Mtth. 11, 2. Veranlassung geworden sein, wo statt bi sipônjam seináim zweifelsohne *b. us* sip. s. d. i. δύο τῶν μαθητῶν αὐτοῦ gelesen werden mufs. Solches *us* fiel vielleicht graphisch auch 1 C. 15, 12. (zweimal usstafs dáutháim, νεκρῶν) aus; urráis us dáutháim (ἐκ νεκρῶν) geht vorher. — R. 11, 25. (dáubei sumata) fiel wohl wegen ähnlichen Ausganges im ersten Worte zwischen beiden *bi* aus (vgl. 2 C. 1, 14. 25. bi sumata). — Richtig geschrieben finden wir C. 4, 17. jus us-, 2 C. 11, 4. ahm*an* *an*tharana, *) L. 15, 23. 27. than*a* *a*lidan; dagegen liest Cod. A. 2 C. 7, 11. falsch saíhv*a* *á*uk; L. 16, 23. (than Abraham) aber mufs wohl than*a* *A*br. gelesen werden (vgl. thamma Jôhannê J. 5, 36.), umgekehrt wieder L. 1, 73. (vithra Abraham*a* attan) in Abraham (vgl. 1, 55.) zu verwandeln sein. Dulths bildet seinen D. dulth: J. 13, 29. ist daher dulth*ai* *ai*ththáu vielleicht jene Schreib-

*) Vgl. Nehem. 5, 18. jah allaitháim jah. (?).

*) Dagegen fimf*ta*fhundin (L. 3, 1.), und urráisi*da*uthum (R. 10, 9.); vgl. 1 Tm. 1, 5. aththan (an)deis, standan(dan)s (Mtth. 26, 73.) etc.

Digitized by Google

wiederholung. Richtig lesen wir R. 10, 9. gahraíhtidái ïth, 1 C. 7, 6. bifaíhái ïth und 2 Th. 4, 16. ïn háitjái ïn; dagegen falsch 2 C. 5, 15. cod. B. libáinai ak; fáianda untê (R. 9, 19.) und 2 C. 1, 19. ist bei fastubnja anabusnê die Frage, ob nicht fastubni anab. zu lesen sei. In G. 6, 1. (ïba jah) und 2 C. 2, 2. (niba) hat cod. A. ein i zu wenig. Fram gutha attin (2 C. 1, 2. G. 1, 3. Eph. 1, 2. 6, 23. 2 Th. 1, 2. 2 Tm. 1, 2. Tit. 1, 4.) ist richtig bewahrt; fram gutha. aththan aber 1 C. 4, 6. verlangt nach dem Gr. ταῦτα in fr. gutha. thô than geändert zu werden. — R. 8, 9. steht ni ïst für das gewöhnlichere nist (vielleicht ist auch nissijái aus ni ïs sijái entstanden); J. 14, 11. (ni ïn) ist das ganze ni (welches J. 12, 47. fehlt) überflüssig; J. 12, 42. aber in synagogein usvaírpanai nicht nur i einzuschieben, sondern ein doppeltes n (d. i. ni) zu ergänzen, wie 2 Tm. 1, 8. ein nu; 1 Tm. 3, 13. muſs es heiſsen balthein (ïn) galáubeinái und 1 Tm. 4, 7. 8. ist mit Verdoppelung des th oder des ganzen ïth zu lesen bivandei(ïth) thrôthei. (oder b. ïth usthrôthei). 2 Cor. 11, 6. ist gabaírhtida ïn zweifelsohne in gabaírhtidái (φανερωθέντες) ïn zu verwandeln, obschon ïm (sum) vorhergeht; L. 10, 4. aber kam das i in ïn thane(i) gardei wohl nur durch das folgende ïnn an die falsche Stelle. — Phlp. 1, 17. heiſst es gasatiths ïm, ïth tháiei, wo letzteres Wort οἱ δὲ (quidam Vulg.) wiedergeben soll. Da vorher sumái, sumái than (τινὲς μὲν, τινὲς δὲ — οἱ μὲν) geht, so sollte man letzteres auch dort gewürtigen und es läge vielleicht graphisch auch zur Hand: man vergleiche nur gasatiths ïm. ïth tháiei mit gasatiths ïm (ïth) sumái than. Aber der Gothe las hier vielleicht in seiner griechischen Unzialhandschrift (ohne Accente) οἱ für οἱ, wie 1 C. 10, 17. und wie Mc. 7, 16. αὐτοὺς für αὐτοὺς, G. 5, 11. ἄρα statt ἄρα, R. 10, 10. καρδία st. καρδίᾳ, 2 C. 3, 7. ἐνδόξη, st. ἐν δόξῃ *).

1 C. 9, 9. lesen wir aúhsáu triskaidai, das durch engstes Verbinden der gothischen Buchstaben ND, welches vorkommt, am Sichersten (und warum nicht accusativisch zu faúrmuljan?) in aúhsan triskandan verwandelt wird. Solche Verschlingung des ND hat vielleicht auch in den vielen Fällen gewirkt, in welchen das Participium activi (auf — nds) und passivi (auf — ns) verwechselt wird: vgl. Mc. 12, 24. 2 C. 7, 6. 9, 14. G. 2, 12. C. 10, 2; auch banvida L. 10, 37. — Eine ähnliche enge Verbindung kommt auch zwischen h und T (h) vor, woraus auch wohl gabaírhjandin (Cod. A. in 2 C. 2, 14.), liuteith (Mtth. 5, 15. wo auch n und h im Spiele sein können) und thlauhs (Tit. 1, 3. Mtth. 13, 18.) sich erklären. *) —

Noch manche andre Stellen im Ulfila harren ähnlich der Enträthselung nach graphischen, so wie weiteren kritischen Gesetzen. Undarleijin (ἐλαχιστοτέρῳ. Eph. 3, 8.) läſst auch noch andre als des Ref. Aenderung in undarleikin („quae conjectura mirifice nobis placet": Th. I. 286) oder Grimm's (u. Wellmann's) undarlêgjin zu; nicht minder manaulja (σχήματι, habitu Phlp. 2, 8.), was nicht wie mana-sêths, mana-maúrthrja, mana riggvs Compositum sein kann, und eher ein man-ludjái (προσώπῳ vgl. Mtth. 6, 17.) oder manvlita (μορφῇ) verbergen mag, wie vorher v. 7. μορφὴν δούλου übersetzt wird mit vlit skalkis. Was in bithê uhtiug (1 C. 16, 12. ὅταν εὐκαιρήσῃ, cum ei vacuum fuerit Vulg., „quum opportunum" der Herausgeber) steckt, ist schwer zu sagen, kaum bithêuh (st. bithêh) u. til; εὔκαιρος ist gatils, εὐκαίρως gatilaba, aber auch uhteigô (2 Tim. 4, 2.), was aber klar als uht-eigs heraustritt, während jenes uhtiug, das den Herausgebern I, 241. II, 410a keine Zweifel verursacht, eine Mifsbildung an sich trägt. Hier hilft wohl nur etwa bithê uht eig vaírthith (vakáith folgt).

In saurinifynikiska (Mc. 7, 26.) ruht gewifs auch noch ein Fehler; nicht minder in us afar Abijins (L. 1, 4.), das verglichen mit ïn vikôn kunjis (1, 8.) wenigstens us afara Abijins erwarten liefse. Avô (μάμμα 2 Tm. 1, 5.) erlaubt die Vermuthung einer Anô trotz dem lateinischen avia. Ueber das ἅπαξ λεγόμενον aibr (Mtth. 5, 23.), dem giba folgt, hätte 55b. aufser ΓIBR, TIBR, SIΛnBR, ARBI auch Diez romanische Grammatik I, 56 zu Rathe gezogen werden sollen. — Das räthselhafte untha thliuhan (ἐκφύγειν) schiene wenigstens (Th. 5, 3.) da οὐ μὴ nicht ausgedrückt ist, einem ungathliuhan weichen zu müssen; nur kommt es 2 C. 11, 33. nochmals wieder, wo bloſs ἐξέφυγον steht. —

*) 2 C. 5, 10. ïδια st. διὰ; L. 7, 25. τρόφη st. τρύφη; 1 C. 9, 22. πῶς für πάντως (am Rande steht wenigstens noch vaila für hváiva vgl. L. 5, 19.) Vgl. R. 11, 33. G. 4, 28. 1 C. 12, 15; doch auch Mtth. 5, 26.

*) Andere Auslassungen des h kommen in thaírvakands (L. 6, 12.), thaírthleihan (L. 18, 25.), fravaúrtê (C. 1, 4.) vor; vgl. th-in ïnsvinjaith (E. 6, 10.), baúrein (G. 4, 5.).

Digitized by Google

Gananthjan L. 5, 4. möchte man in gaandjan, mithkaúriths in mithskáuniths (vgl. Phlp. 2, 6. 3, 21.) ändern.

Andre Fälle berühren näher die grammatischen und syntactischen Formen. Mc. 13, 29. thatei nêhva siju than wird der Form nach doch als siju*th* an*a* *haúrdim* zu ergänzen sein, obschon das Gr. ὅτι ἐγγύς ἐςιν ἐπὶ θύραις bietet; oder sollte nach der Vulg. (quod in proximo sit in ostiis) sijái mit jenem *th* zu lesen sein, welches auch 1 Th. 4, 14. (tiuháith, ἄξει), G. 5, 10. (baíráith, βαστάσει), C. 3, 15. (svignjáith, βραβευέτω) dem Conjunctivus (mit bestimmterer futurischer Bedeutung?) sich anhängt. *) Die Stelle J. 7, 42. (ïbái *thu* us Galeiláia christus qvimith) ist fast nur zu erklären, wenn man annimmt, dafs der Schreiber schon 7, 42. (ïbai jah thu us Galeiléia ïs) im Sinne hatte; oder man müfste ibai-u us wagen??

Gaban statt giban, aban st. abin (1 C. 7, 11.), mitad st. mitid (L. 6, 28.), graba st. grôba (L. 19, 43.) sind Schreibfehler; andere Betrachtung verdienen folgende drei oder vier Fälle abweichenden Geschlechtes: R. 11, 1. steht zu managein (f.) seinamma; R. 11, 33. unusspillôda sind stáuôs (f.); 2 C. 5, 1. aírtheina unsara gards (m.), während v. 2. gleich richtig nachfolgt gard unhanduvaúrhtana áiveinana. Der vierte Fall ist ïzvarana gáunôth*a* (2 C. 7, 7.), wo aber wohl gáunôth zu lesen sein dürfte (msc. wie mênôths). Mit „*Soloecismen*" der Herausgeber ist hier wohl so wenig geholfen, als mit einer „forma a sermone evangeliorum aliena, *posteriore* aetate inducta" (I, 315.) bei jenen angeführten Conjunctiven auf *-th*. Hier kann wohl nur die Annahme helfen, dafs, nach Ulfilas Art gern für das wiederkehrende griechische Wort ein gothisches Synonymon zu setzen, in 2 C. 5, 1., da v. 2. gard gewährt, dort etwa ursprünglich aírtheina unsara *hleithra*, oder *hlija* oder *hêthjô*, kurz ein Fem. gestanden habe; eben so R. 11, 33. unusspillôda sind *thigga* (? oder man ändere unusspillôdô*s* sind stáuôs); R. 11, 1. aber pafst, da v. 17. thiuda, 21. managein folgt, zu seinamma etwa nur *fulka*, das alsdann auch dem Gothischen gewonnen wäre (doch vgl. Grimm Gr. III, 473) oder thiud als neutr. (vgl. althd. thiot), was aber Ulfilas nirgends bietet.

*) Verschieden davon ist sijái*th*-than (Mtth. 5, 37.). Bidjáith, sijáith (Mtth. 6, 5.) gehört nicht hieher, eben so wenig ufháusjáith (R. 13, 5.), blandáith (1 C. 5, 9.), gaggáith (C. 1, 10.); eher noch afkunnáith (J. 7, 17.).

II.

Doch es wird Zeit, zum *Wörterbuche* selber uns zu wenden. Auch bei und in diesem ist des Referenten von den verehrlichen Herausgebern so oft entweder beistimmend oder gegen früher von ihm mehrfach in den Münchener Gelehrten Anzeigen niedergelegte, später zum Theil öfter selbst nicht mehr festgehaltene Ansichten, Ableitungen und Aenderungen anstreitend gedacht worden, dafs er schon dadurch zur genauen, allseitigen Durchlesung des in jeder Beziehung gründlich und umsichtig gearbeiteten Glossares geführt wurde; und er hat sich derselben, obschon augenblicklich ganz anderartigem Berufe hingegeben, mit um so gröfserer Lust und Liebe unterzogen, als er selbst seit Jahren ein gleich umfassendes gothisches Wörterbuch angelegt hatte.

Die Herausgeber legen in ihrem Vorworte Rechenschaft ab über das von ihnen bei Anordnung und Ausarbeitung ihres Glossares beobachtete Verfahren, mit dem man sich, als einem besonnenen und wohl durchgeführten, im Allgemeinen durchaus einverstanden erklären mufs. Dies gilt vornehmlich von dem Grundsatze, den *ganzen* erreichbaren Wörterschatz der gothischen Sprache, somit auch seine Vorkommnisse in der Skeireins wie in der neapolitanischen (und arezzischen) Urkunde aufzunehmen; nicht minder einzelne in griechischen und römischen Schriftstellern als gothisch (oder vandalisch) vorkommende Wörter, wie Asdingi (S. 4), Gepanta (S. 36), Sihora (S. 158), denen man mitunter nur noch weitere Erklärungsversuche (z. B. Grimm's Artingâ oder Schmeller's Sinôza) hinzugewünscht hätte. Warum aber blieben, da doch, wie billig, die Anses (S. 14) und Balthi (S. 23) des Jornandes zur Beihülfe gezogen wurden, dessen Amali (Jorn. 5.) weg, die wenn sie auch nicht Wilhelms v. Schlegel sanskritische Fleckenlose sind, doch in Sprache und Sage noch mehr als jene Balthi allgemeine Ruhmverbreitung erlangt haben: man vergleiche nur Amalasvintha, Amalaberga, Amalafrida, Amalaricus, Amalungus (auch bei den Langobarden) und die Amelungen der deutschen Heldensage bis zu dem noch lebenden Namen Amelang u. s. w. Auch einzelne langobardische, suevische, fränkische Ausdrücke hätten wir ohne Scheu angereiht, wenigstens z. B. Gardingi, (wenn auch nur zur Erläuterung für ïngards) mit eben so viel Grund, als zu Kindins mit dem burgun-

Digitized by Google

dischen hendinus (S. 100), zu Sinists mit dem gleichfalls burgundischen sinistus (S. 159) oder zu bilageins mit des Jornandes bellagines (S. 109) geschehen ist. Noch weniger Gefahr wäre eingetreten bei einigen der Wörter, welche die Römer aus den *ersten* Jahrhunderten unsrer Volksgeschichte mittheilen, die wie framea, gaesum, glesum, alces, urus, ganta, ask (in Asciburgium), drungus etc., wohl Einreihung oder Benutzung verdient hätten; nicht minder die am Erkennbarsten uns entgegentretenden Volks- und Landesnamen, besonders der Gothen selbst, wofür Zeufs zur Hand gelegen hätte. Von den Eigennamen gothischer Menschen haben die Herausgeber nur aufgenommen, was ihnen in der neapol. und arezzischen Urkunde wirklich als gothisch entgegenklang, namentlich die in gothischer Schrift selbst geschriebenen. Sonst haben sie sich selbst von solchen ferngehalten, wie Theodoricus oder Ermanaricus, die doch wohl nicht unsichrer sind, als der S. 110[b] aufgenommene Gudilub der Arezzischen Urkunde, zu dem das lateinische Gudilevus wenig stimmt, eher zu Gudilaif. Wir wollen aber mit den verehrlichen Herausgebern darüber nicht rechten, dafs sie sich ihre Gränzen gezogen und nur auf das thatsächlich in gothischer Schrift Gegebene und Gesicherte beschränkt haben; wenn schon ein solches Wörterbuch des ältesterreichbaren Zustandes und Reichthumes unsrer Muttersprache, in welchem etwa Gothisch, Altsächsisch (und Angelsächsisch), Altnordisch, Altfriesisch und Althochdeutsch in ihrer ganzen sich allseitig ergänzenden Fülle und Tiefe vereinigt wären, doch noch einmal erstrebt werden mufs und darin namentlich die uralten Orts-, Völker-, Götter- und Eigennamen (der Gothen, Vandalen, Gepiden, Langobarden, Franken, Cherusker u. s. w.) Silberblicke gewähren und unter Brennpuncten sammeln würden. In diesem Sinne hätten auch schon im vorliegenden Glossare manche gothische Namen bei Jornandes, Procopius, Paulus Diaconus u. s. w., wenigstens zur Erklärung von ἅπαξ λεγομένοις ergiebig benutzt werden können. Nur zwei Fälle für viele: das nur einmal in der Skeireins vorkommende *Thras* (in thrasabalthei, rixandi audacia, pugnacitas, Streitlust), wozu S. 85[a] ganz richtig das altn. thras (litigium), thrasa (litigiare) gezogen wird, liegt zweifelsohne auch den überkommenen gothisch-vandalisch-gepidischen Namen Thrasamundus (P. D. 5, 16. 30. 6, 29. 55.), Thrasaricus *), selbst Trasipergo und Trasporto noch im Cod. trad. Ravenn. zu Grunde **). Wäre ferner nicht geeigneter gewesen, für das einmalige und räthselhafte *rimis* (2 Th. 3, 12.: ἡσυχία, wofür sonst bliutha, thaháins etc. vorkommt) den Namen des Suevenkönigs Remis-mund in Spanien (Idat. Chron.) zu Hülfe zu nehmen ***), als das, wie riqvis, agis, skathis, hatis, thêvis, sigis gebildete Neutrum S. IX mit ahaks, astaths, biari, ïbuks, ïnilô, bnáuan, gáidv, daddjan, qvrammei, plapja, snaga für fremdartig zu erklären?

Die Herausgeber haben durchgehends die Erklärungen des griechischen Textes hinzugefügt: nur selten (wie z. B. bei thuhtus, rahtôn, ussateins) wurde solches vermifst und geschah hier meist aus Gründen. Die Hinzufügung der *lateinischen* Wörter (der Vulgata) wäre erwünscht gewesen; aber höchst dankenswerth ist die mühsame Beigabe des ausführlichen *griechisch*-gothischen Wörterverzeichnisses S. 215—241 in 3 Sp.), welches an den meisten Stellen zu einem *synonymischen* Wörterbuche des gothischen Sprachgebrauches wird. Mehrfache Verweisungen auf synonyme griechische Ausdrücke hätten hier zwar noch mehr Uebersicht und Durchsichtigkeit gewährt, aber auch so schon wird jene fleifsige Arbeit die Ueberzeugung von dem glänzenden Urreichthume der Muttersprache, so wie der freien Bewegung des ehrwürdigen gothischen Luther wesentlich zu bekräftigen und zu erhöhen geeignet sein.

---

*) Beide auch Thransamundus, Transericus wie Genseric us neben Geisericus, Γισερτχος geschrieben.

**) Weitere Ausblicke hätte das lith. drasu, das sanskr. dhrshyamâna, beide für audax, dargeboten.

***) Oder zum räthselhaften gáidv die langobardischen Namen Gaidolfus, Gaidoaldus etc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

ULFILAS. *Veteris et novi testamenti Versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa (.) Cum Glossario et Grammatica linguae gothicae (.) Conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe.*

(Fortsetzung.)

Dafs die aus fremden Sprachen, zunächst dem Griechischen des N. T., herübergenommenen Ausdrücke im Glossar nicht fehlen durften, versteht sich von selbst; noch weniger die nicht wenigen theils griechischen (und lateinischen), theils hebräischen Eigennamen, deren Schreibung für Geltung wie Aussprache der gothischen Buchstaben, namentlich der Selbstlaute von so grofser Wichtigkeit geworden ist. Uebrigens hätte man auch alle diese Fremdlinge in besonderen alphabetischen Anhängen, übersichtlich gesondert, vereinigen können (der einzige *Y*máináius verliert sich S. 197[b] im *V.* gänzlich); obschon dann freilich bei Doppelgängern, die wie aúrkeis, dulgs, kintus, peika, saban, smyrn, snaga nur einmal oder wie akeit, arka, aúrahi, asilus, mizdô, môta, páida, plinsjan, sipôneis, smakka mehrfach vorkommen, über ihre Deutschheit, Welschheit oder Slaventhum oder litthauisch esthnische, finnische Abkunft nicht so leicht zu entscheiden gewesen sein würde, wie über die unzweifelhaften assarjus, aúrali, faskia, kaisar, kapillôn, karkara, kavtsjô, kubitus, kumbjan, laiktjô, lukarn, militôn, papa, paurpura, pund, sakkus (?), sigljô, sigljan, sikl, sinapi, ungkja, an welche sich schon wieder unsichrere, wie liteins, áistan anreihen, denen die Herausgeber (S. IX) selbst thragjan, hlifan (warum nicht auch faíhu?) zuzählen.

Für die, öfter vielleicht zu kurzen, zuviel Kenntnifs der zum Vergleich gezogenen und stumm gemischten Wortformen voraussetzenden Nachweisungen gleicher Wurzeln und Entwickelungen in den übrigen germanischen Sprachen wie Mundarten, denen von den ferner verwandten Sprachen vielleicht wieder in zu grofser Beschränkung meist blofs das Lateinische und Griechische zugesellt ist, wird man den Herausgebern doch Dank wissen: es ist dadurch jedem wesentlichen gothischen Worte sein allgemein-deutsches, meist uraltes Bürgerrecht, weitverzweigte Verwandtschaftung und inneres Vermögen nachgewiesen, wenigstens gekennzeichnet worden. Einige weniger sichre oder glückliche Vergleiche, wie S. 115[b] *Messer* zu máitan (man müfste denn auch mats hiezu, nicht zu mitan ziehen, zu dem es doch formgerecht allein gehört), S. 150 *Recke* (usvrakja?) zu riggvs, S. 50[a] *Riese* (Vrisa?) zu reisan, S. 118[a] *schmerzen* zu marzjan, oder bedenkliche Beziehungen wie bidjan zu petere (S. 27[b]), ligan zu legere, λέγεσθαι (doch lectus? S. 109[a]), têkan zu ΤΑΓΩ, tango (S. 176) thuen dem Verdienste der überall besonnenen und gesetzlichen Maafshaltung keinen Abbruch. Zu qvius hätte aufser quick, queck-, die Vergleichung mit keck eben so gut gehört, wie kirre richtig zu qvaírrus gestellt worden ist. Zu ahva (S. 21) fehlt die naheliegende Beziehung auf aqua, vielleicht weil sie so nahe lag. Zu athn(s), at-athni (annus) hätte die lateinische Form atnus (Boldetti osservat. 423, Fabretti 420, n. 382; vgl. petna-penna; ster'la-stella) angeführt werden sollen, die besser zu ἔτος und athn pafst, als annus (amnus?) zum sanskr. amatis, amasas (tempus), litth. amz'is (longum t.), kelt. amser, amzer, am (t.). — Das einmalige *t*arnjan (1 Tm. 6, 5.), das S. 175[b] ganz richtig erklärt worden ist, hätte gegenüber dem ags. *d*earn, alts. *d*ernian, altfries. *d*ern und dem ahd. *t*arnjan, mhd. *t*arnen in seinem Anfangsbuchstaben Bedenken erregen und (alte oder neuere) Verwechselung von *d* und *t* vermuthen las-

Digitized by Google

sen sollen, wie sich wenigstens *d* und *th*, *t* und *th* mehrfach verwechseln. Aehnliches fand auch wohl in frühen Zeiten schon bei veiban (váibjan) und veipan (váipjan, váips, vipja) statt. —

Im Allgemeinen ist das Wörterbuch ein in jeder Beziehung *vollständiges* zu nennen: nicht nur dafs bei jedem Worte alle Stellen aufgeführt werden, in welchen dasselbe vorkommt (s. darüber S. XI), wodurch allein Gewifsheit verschafft wird, dafs keine Bedeutung eines Wortes, keine grammatische Form und syntaktische Verbindung übergangen worden sei; sondern man mufs selber mit ausführlichen lexicalischen Arbeiten sich beschäftigt haben, um den Werth von Artikeln würdigen zu können, wie die ausführlichen über die proteusartigen Präpositionen, Conjunctionen, Pronomina (man vgl. ana, and, at, af, bi, du, thaírh, in, mith, untê, us, uf, ufar, vithra, faúr, faúra, fram; ga-, ci, -uh, -hun, than, tháu, ïbái, nu, ni, un-; sums, sama, silba, sa, thata; visan, vaírthan etc.).

Zwar können hier, namentlich in Zahlen einzelne Irrungen (z. B. S. 31 unter Brôthar lies, nicht Mtth., sondern *Mc.* 6, 3. und S. 208 unter fram I. Cor. 2, 5, 6. (nicht 6, 5. und dazu fram *fráujin*, nicht gutha), auch Lücken (z. B. fehlt zu anabáuth noch *Mc.* 6, 26., zu der Form friôn noch *J.* 8, 42.) kaum ausbleiben und die Zahlenmassen (z. B. zu fráuja, guth, qvithan, qviman, thata, ïs, ïth, ïzvis, jah, manna, sa, sái, silba, vaúrstv, fravaúrhts, visan, vitan, vulthus, láisareis, sipôneis etc.) nehmen sich nicht nur abschreckend aus, sondern verschlingen auch in sich so manches, was man gern bestimmter auffände; nicht nur z. B. Verschreibungen wie *gaban*; sondern Formen wie *snau(h)*, *snêvum* oder die Stellung von *áuk* (thô aúk láuna, R. 6, 23; thái áuk reiks, R. 13, 3. etc.), Verbindungen wie *jah jabái áuk* 1 C. 15, 16. (das S. 16ª zu jah áuk fehlt, während es I, 205. doch besprochen ward), eben so *ak jah* (S. 9), *náuh mithkhan* (S. 127), *suns áiv* (S. 167), oder die weitere Entfernung und Trennung des *svasvê* (S. 172) in sva filu áuk svê (R. 15, 3.), sva managái nu svê (J. 3, 15), sva managái áuk svê (G. 3, 27.), sva managôs sva svê (Mc. 3, 28) etc., die Verbindung namentlich von *hvas* mit *an;* der Gebrauch des Genitives bei *ni*(h); *und hita nu* (fehlt S. 134ᵇ unter Nu), Formen wie *hváizôs* (2 Th. 4, 2.), *filu máis* und *máis filu* (S. 45), *bairht thatei* (S. 23 wie svikunth thatei) oder Redensarten wie atlagjan, analagjan *handuns* (L. 4, 40.), galagjan ana ïna *vastjôs* (Mc. 11, 7.) u. s. w.

Ueber die äufsere Anordnung des Wörterbuches nach der Buchstabenfolge des *gothischen* Alphabetes, dem die des griechischen zwar zu Grunde liegt, wird Mancher, namentlich der Ausländer, der freilich auch die schon besprochene Erklärung in deutscher Sprache unbequem finden wird, mit den Herausgebern rechten. Nicht nur dafs man, in Allem zu sehr an die ABCfolge des lateinischen Alphabets gewöhnt, nicht grade G vor D sucht und Q(v) gleich nach D und E, hienach dann Z und H (d. i. *h!*), denen Th. u. I. K. L. M. N., dann wieder J. U., hienach P. R. S. T. V., endlich F. Hv. O folgen; sondern namentlich die auf diese Anordnung beruhende innere Buchstabenfolge der Wörter selbst, besonders der Vocale, wonach z. B. au, aug-, aud-, auh-, auth-, auk-, aun-, aur-, aus-, auf-, hienach ans-, ant-, ano-, dann aj- und nun ap-, ar-, as-, at-, av-, af-, aχ-, ahv- sich ablösen. Auch die von Theil I. her schon geläufigere Bezeichnung des **hv** durch **w**, des **qv** oder **qu** durch **q** wirkt hier ein: wer vermuthet ahva nicht gleich nach ahtáu (S. 5ª)? er findet es (als awa) erst S. 21. Wer sucht ferner sind, sint erst nach sitan, wer ahva nach aqvizi und azgô? Ueberdies sieht saw (st. sahv), qrammis und inqis (L. 19, 31.) nicht schön aus. —

Den gothischen Wörterschatz selbst übrigens haben die Herrn Herausgeber nicht todt alphabetisch, sondern, innerhalb jenes nothwendigen Rahmens möglichst unter *gemeinsame* und wahrscheinliche *Stämme* geordnet, um Verwandtschaft und Ableitung derselben zur Anschauung zu bringen. Auch hier kann man das eingehaltene Maafs, „eher das Zuviel wie (als) das Zuwenig zu vermeiden" (S. VII) im Allgemeinen nur billigen, indefs hätte doch auch grade hierin, da einmal nicht nur die wirklich und zufällig nur vorkommenden Formen der Ableitung blofs rein alphabetisch aufgeführt werden sollten, vielfach entschiedener und durchgreifender verfahren werden dürfen, so zwar dafs öfter theils das ausgemacht Zusammenhängende zuversichtlicher zusammen-, theils das Wahrscheinliche wenigstens öfter aufgestellt worden wäre. Was (bei noch zu Tage liegenden Vorausgängen von ligan-lagjan, vigan-vagjan, rikan-rakjan, vrikan-vrakjan u. vrôhjan, sitan-satjan, rinnan-rannjan, brinnan-brannjan,

Digitized by Google

siggqvan-saggqvjan, sakan-sôkjan, sathan-sôthjan, trisgan-trusgjan, beidan-báidjan, reisan-ráisjan, hneivan-hnáivjan) richtig für váibjan, váipjan und láibjan mit *veipan*, veiban und leiban, für tamjan mit dem Ansatze von *timan*, für talzjan mit *tilan*, für svalljan mit *svillan*, für sandjan mit *sinthan*, für tandjan u. tundnan mit *tindan*, für halthei und hulths mit *hilthan*, für vraggjan mit *vriggan*, was nach snivan und namentlich *divan*, dáujan dáuths, mit *tivan*, táujan, táui, tôjis, têvs geschah, hätte auch für skavjan mit *skivan* (dazu skiuma, skiunan, skáuns), für stráujan mit *strivan*, für stáua, stôjan mit *stivan* geschehen sollen, dem sich dann wohl stiviti (ὑπομονή), auch vielleicht stô-ma (wie blô-ma, ah-ma), auch vielleicht stô-ls (vgl. stáua-stôls: R. 14, 11.) angereiht haben würde. So gut wie (nach den Vorgängern von liugan-láugnjan, driusandráusjan, kiusan-káusjan, liusan-láusjan, liudan-láuds, siukan-saúhts, niutan-nuta; cf. hiufan, siujan) *sliuthan* für sláuthjan, *diupan* für dáupjan, *liuban* für liubs, galáubs, láubjan, lubô, *skiuran* für skaúrô aufgestellt wurde, hätte dies auch mit *hiunan* für háuns, háunjan (wie für hnáivs, hnáivjan mit dem vorkommenden hneivan), mit *siudan* für sáuth, eben so für máudjan, maúrnan, maúrgjan (und maúrgins), gáumjan, báugjan, bugjan, suljan (sáuls, sulja, saulnan), nicht minder für hafjan, hvapjan, natjan, gansjan, hramjan, svêgnjan, fôdjan, gôljan, svôgatjan, drôbjan, thrôthjan, hrôpjan; vratôn, qváinôn, gáunôn, raubôn; trusnjan, valugjan, maltjan, snarpjan, thrafstjan geschehen dürfen. Nicht minder hätten wir durch den unmittelbaren wohlbegründeten Bezug von blandan und blinds, von riuds und ráuds (vgl. altn. riordr und ráudr), von kara und kaúrs, kaúrjan, von báitrs und beitan, háitô und dem angesetzten heitan (dem auch háitrs entspringen würde), von hváiteis und hveits; von gards und gaírdan, von faírnis und faírra, faír (so gut wie zwischen gaírns und geíran), von ráthjan und rôdjan, von rahnjan auf ragin, von tveifls (wie tveihnái) auf tvái, von háists auf háitan (so gut wie beists auf beitan), hunsl auf hinthan, bansts auf bindan, láists auf leithan (gewifs sichrer als lists zu lisan S. 107), veis auf veitan, vitan (wozu viss richtig gestellt ist, wie das andre viss zu vidan, qviss zu qvithan); eben so vigs zu vigan (so gut wie vêgs S. 191), gre(i)fts zu greipan, akran zu akrs; aha und ahma (und anan??), arbáiths und arbi, alakjô und all; barn, barm und baíran; blôma unter *blôjan*, dáuths unter divan nur noch mehr stillbelehrende Gliederung erhalten. Wie *keian* zu kijans und keinan angesetzt wurde und, weniger sicher, *feian* zu feinan, so wäre auch *skeian* zu skeinan, skeina, skeirs (vgl. skivan, skiunan, skavjan) anzunehmen und háims auf *heivan*, táins auf *teinan*, mél auf *milan* (vgl. *minan* S. 128[b]); nicht minder ïftuma u. aftuma, ïth u. ath(-than), af u. uf, and und und zu beziehen gewesen.

Auf gleiche Weise hätte dáils unter ein *deilan*, háils unter *heilan*, dvals unter *dvilan*, dôms unter *daman*, havi unter *háujan*, haírda und haúrds unter *haírdan*, dáuds unter *diudan(?)* gestellt; gleichmäfsig bláuts, skáuds, spaúrds, spráutô; sêls, svêrs, svês; vêns; vôkrs (vgl. vôkan-vakan, hôban-haban, dôgs-dags); vôpjan; hláins, hláiv; hleithra, hlija; hlaifs; hliuma u. hliutha(?); vahsjan, faúrhtjan, raúhtjan, raíhts, slaíhts, vaíhts; gamáids, garáids; faúrs, stamms; handus, ham(a), fêrja etc., untergeordnet werden können.

Freilich sind zum Theil ihre Einreihungen ziemlich schwierig, und schon die versuchten von bire(i)ks (S. 150[b]), gafaúrds (S. 201[a]), fêrja (S. 201[a], warum nicht gleich auch fêra S. 204??), die Verbindung von feian und fijan (S. 203[b]) mifslich. Auch faíhan (feihan?) fahjan, fahêths, faginôn dürften noch nicht gesichert sein, eben so wenig vizôn, vizns (S. 191), die Referent immer noch zu visan (manere, versari, in deliciis versari), zu stellen geneigt ist und denen -vleizn sich nicht gleicht, denn dieses ist vlei'zn, wie bei'sns und vei's.

Unerklärt ihren Formen nach blieben leider áibr, manauli, gadauka, váinei, etc., vor allem aber das neu aufgebrachte lôs (1 Tm. 2, 2.). Nicht minder hätte man Neues hören mögen über lustus, frasts, hunsl, hunds, handus, hvilftri, dêds, lêds, deis (wie veis? oder wie leis?), tassaba, niu-klahs, hlas, and-bahts, biuhts, stôls, vaddjus, riqvis, avi-liud, faúra-tani, skuldrs, kalkja, kêlikn, alaks, ïbuks, ïnilô, ïusila, ïusiza, astaths, biari *), bnáuan, trusgjan, trusnjan, and-hruskjan, gansjan, barusnjan (wie filusna?), mundrei etc.

Den reichlichen Zusammensetzungen der gothischen Sprache aus zwei fast gleich gewichtigen Wörtern ist

*) Sollte nicht ubila biabrja zu lesen sein? Vgl. Mtth. 7, 28. (biabridêdun).

Digitized by Google

chens. Eingeleitet werden diese Mittheilungen durch allgemeine Bemerkungen zur Ehrenrettung des neugriechischen Volks im allgemeinen, und namentlich in Betreff ihres Zustandes unter der türkischen Herrschaft, welcher, trotz des Lähmenden dieser Herrschaft, doch ein, in nicht geringem Grade strebsamer Zustand des griechischen Volks war. Es wird die Verwandtschaft der Neugriechen mit den alten Griechen, äufserlich und innerlich, in moralischer und intellectueller Hinsicht, in Körperbildung, Charakter, Geist und Sprache, wenn auch nur in kurzen Zügen nachgewiesen. Es wird der frühen Sorge unter ihnen, bald nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, für Volksunterricht, theils Seitens der Kirche, theils Seitens Einzelner, gedacht; es wird über die in den Schulen Griechenlands seit langer Zeit herrschende sogenannte Lancaster'sche Methode, über die sonstigen inneren Einrichtungen und den Nutzen dieser Schulen, so wie über die Schriftstellerei unter den Griechen jener Zeit manches Interessante, wenn auch nur kurz mitgetheilt. Schon in diesen einleitenden Bemerkungen spricht sich der Verf. im Allgemeinen gegen Fallmerayer und gegen dessen Hypothese, so wie über die unredliche, falsche und gewaltsame Art und Weise aus, mit welcher derselbe bei Benutzung historischer Ueberlieferungen der Vergangenheit seine Hypothese, die er als eine gleich fertige und gemachte vorbringt, nicht aber erst weiter von Innen heraus zu begründen sucht, sondern nur äufserlich und scheinbar zu stützen sich bemüht. Schon in diesen einleitenden Bemerkungen macht der Verf. Fallmerayer den Vorwurf, dafs er, ein tiefsinniger Politiker und phantasiereicher Dichter, in slavische Etymologien sich vertieft, ohne nur ein Wort slavisch ordentlich zu verstehen; dafs er die Wörter falsch auslege, falsch zusammenstelle und aus den Wörterbüchern unrichtig abschreibe (wie ihm schon von Kopitar nachgewiesen worden); dafs er nicht Griechisch verstehe, und die Zeugnisse der Byzantiner, deren Wortlaut und Wortsinn er nicht genau untersucht habe, statt dieselben zu verstehen und recht zu deuten, vielmehr geradezu verfälsche. Zwar sei F., also meint der Verf. S. 10, zwei Mal in Griechenland gewesen (ohne übrigens, wie es scheine, auch nach Anticyra gekommen zu sein); allein auf die Sprache der heutigen Griechen und die localen Eigenthümlichkeiten dieser Sprache, auf die Sitten und Gebräuche des Volks, auf die physische Beschaffenheit und die geistigen Eigenheiten desselben, auf die ihm angeborne aufserordentliche Lernbegier und den regen Eifer für Kenntnisse und für Aufklärung — was sie besser und schärfer charakterisire, als die, bei den Europäern von den alten Kunstwerken her gepriesene griechische Nase und der griechische Kopf, — auf Alles dies hat der κακόμουσος mit dem slavischen Namen nicht gemerkt; für dies Alles hat der kluge Mann kein offenes Auge und Ohr, hat er keinen Sinn gehabt, und deshalb hat er auch darauf gar kein, oder doch nicht das gehörige Gewicht gelegt. Auf die besondere Widerlegung F—s geht der Verf. S. 35 f. über. Diese Widerlegung erstreckt sich theils auf die Behauptung F—s, die er auf eine Notiz des Patriarchen Nikolaos (im J. 1081) gründet, dafs im J. 589 viele Myriaden Slaven in den Peloponnes eingedrungen seien, theils auf die bekannte Stelle des Konst. Porphyrogenneta (ἐσθλαβώθη ἡ χώρα κ. τ. λ.), wo vielmehr zu lesen sei: ἐσκλαβώθη, — eine Ansicht, für welche innere und äufsere Gründe aufgestellt werden, theils auf die angeblichen Nachweise F—s für die von ihm behauptete gänzliche Slavisirung des Peloponneses und Griechenlands überhaupt, insofern er nämlich diese Nachweise von den slavischen Namen hernimmt, welche heutzutage viele Oerter, Flüsse, u. s. w. daselbst haben. Jedenfalls ist die, auf diese slavischen Namen gestützte vermeintliche Begründung der Hypothese F—s die schwächste Seite derselben, und ihm als solche auch bereits von Andern, namentlich von Kopitar, Rofs, u. s. w. nachgewiesen worden. Diese vermeintliche Begründung ist aber schon an sich eine im höchsten Grade schwache und ungenügende, und sie würde wohl an und für sich nur dann von einigem Gewichte sein können, wenn die Hypothese mehr wäre, als eben — Hypothese. So wenig, und so blofs äufserlich beweisen diese slavischen Namen Etwas, und zwar nur dafür, dafs Slaven in einzelnen Theilen des alten Griechenlands sich festgesetzt haben, dafs man sich eigentlich gar nicht weiter die Mühe nehmen sollte, das Gesuchte und offenbar Falsche in einzelnen dieser Nachweise selbst erweislich zu machen. Hier hat übrigens F. die Gegenwart Griechenlands ins Auge gefafst; hier, wo er sich an blofse, oft wechselnde Namen der Oertlichkeiten halten konnte: warum hat er dies hierbei nicht auch sonst, und auch da gethan, wo nicht blofs äufserlich wechselnde Erscheinungen an und in dem Volke selbst, um welches es sich handelt, ihn zu andern Ergebnissen einer leidenschaftslosen, unbefangenen und allseitigen Betrachtung und Untersuchung führen mufsten?

In das Einzelne der hier, in der oben angegebenen dreifachen Beziehung versuchten Widerlegung der Fallmerayer'schen Hypothese von dem gänzlichen Untergange alles und jeden griechischen Elementes in den Bewohnern des heutigen Griechenlands weiter einzugehen, ist nicht der Ort; und es mufs genügen, in Vorstehendem auf diese Widerlegung, so wie auf die vorliegende Schrift selbst aufmerksam gemacht zu haben. Interessant ist es übrigens, hier den Sohn, nämlich den Verf der vorliegenden Schrift, diese Fallmerayer'sche Hypothese angreifen zu sehen, während der Vater, der obgenannte Konstantinos Oikonomos, ein Δοκίμιον περὶ τῆς πλησιεστάτης συγγενείας τῆς Σλαβυνο-Ρωσσικῆς γλώσσης πρὸς τὴν Ἑλληνικήν (1828, in drei Bänden) geschrieben, und auch seitdem seine slavisch-russischen Gesinnungen vielfach öffentlich bethätigt hat. Mögen Andere durch die vorliegende Schrift sich veranlafst finden, jene Hypothese zu prüfen, ihre Gründe abzuwägen, und, wenn sie sie nicht vertheidigen können, zu widerlegen.

Dr. Theodor Kind.

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

ULFILAS. *Veteris et novi testamenti Versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa (.) Cum Glossario et Grammatica linguae gothicae (.) Conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe.*

(Fortsetzung.)

Zwar finden sich viele Fälle, wo namentlich von zweien zusammentreffenden s die Schreiber das eine ausliefsen. In vielen derselben sind die zusammentreffenden -s s-, oder -ss, auch -sst-, ebenso -ψ ψ- u. s. w. sehr gut geschieden d. h. ausgeschrieben worden, z. B. usstass, tvisstass (doch Cod. A. in G. 5, 21. tvistass und tvistandands Cod. B. in 2 C. 2, 13., ustassái L. 14, 14., ustáig Mc. 3, 13., ustôth L. 6, 55. 8, 55. 9, 9. 10, 25.), oder vaírth thizê (Mc. 10, 44. u. Neap. Urk., doch hier auch vaírthizê), gabamôth thamma (Eph. 4, 24.) *); aber wir lesen auch diskritnan (Mtth. 27, 51.) neben disskritnan (Mc. 14, 63.) und bei disvinthjan (L. 20, 18.) wird man versucht vom S. 193 angesetzten, an sich verdächtigen vinthjan zu svinthjan hinüberzublicken. Wir lesen ferner disiggqvan (Eph. 4, 27. Cod. A.), unskalkans (2 C. 4, 5.), invisandins abbatê (Mc. 16, 1.). — 2 C. 5, 19. steht richtig gafrithônds sis, aber 2 C. 3, 2. lesen wir auch wieder jusijuth und 2 C. 5, 18. ist vielleicht statt unsis zu lesen uns sis (nos sibi), vielleicht auch Eph. 6, 22. bi ugkis ist st. bi ugk ist, obschon uns und unsis auch jenes vermuthen liefse; doch heifst es gegen jene eine Stelle sechsmal ugkis. J. 13, 26. ist auch wohl Simonis (i)skariôtáu zu lesen (vgl. 12, 4.). Naht slêpand (1 Th. 5, 7.) kann (wie vintru visan) neben nahts drugkan u. dagôs visandans (5, 7. 8.) bestehen; eben so áin sijaima od. sijuth (J. 10, 30. 17, 11. 22. G. 3, 28.) neben áins sijáina (J. 17, 21.). Ein s zuviel scheint wie Mtth. 7, 13. (vigs*s* sa) auch J. 9, 28. (thu ïs sipôneis thamma, ïth veis Môsê*s* sipônjôs), zu stehen, wo wohl Môsêzis stehen müfste, wenn der Genitivus nach dem Griechischen verlangt würde, dem aber thamma zweimal widerspricht, so wie die gothische Form des Genitivs von Môsês (vgl. Mc. 12, 26. L. 2, 22. J. 7, 23. 2 C. 3, 7.); beim Dative dagegen, der einmal auch Môsêza lautet (2 Tim. 3, 8.), die Form Môsê die gewöhnlichere ist (M. 9, 4. 5. L. 9, 33. J. 5, 46. 7, 22. 9, 28.). — 2 Cor. 8, 8. fehlt jedenfalls ein s (usdaudein*s*), während L. 9, 33. (ni vitands hva qvithith thata) vielleicht qvithi (wie die Vulg. diceret) stehen könnte: freilich hat das Gr. λέγει. Jedenfalls aber fehlt ein g in G. 2, 18. cod. A. (vaurstveigatavida). Jener Ausfall eines s könnte auch zu weiterem Ausfalle Mtth. 11, 2. Veranlassung geworden sein, wo statt bi sipônjam seináim zweifelsohne *b. us* sip. s. d. i. δύο τῶν μαθητῶν αὐτοῦ gelesen werden mufs. Solches *us* fiel vielleicht graphisch auch 1 C. 15, 12. (zweimal usstafs dáutháim, νεκρῶν) aus; urráis us dáutháim (ἐκ νεκρῶν) geht vorher. — R. 11, 25. (dáubei sumata) fiel wohl wegen ähnlichen Ausganges im ersten Worte zwischen beiden *bi* aus (vgl. 2 C. 1, 14. 25. bi sumata). — Richtig geschrieben finden wir C. 4, 17. jus us-, 2 C. 11, 4. ahm*an an*tharana, *) L. 15, 23. 27. than*a* *a*lidan; dagegen liest Cod. A. 2 C. 7, 11. falsch saíhv*a* *á*uk; L. 16, 23. (than Abraham) aber mufs wohl than*a* *A*br. gelesen werden (vgl. thamma Jôhannê J. 5, 36.), umgekehrt wieder L. 1, 73. (vithra Abraham*a* attan) in Abraham (vgl. 1, 55.) zu verwandeln sein. Dulths bildet seinen D. dulth: J. 13, 29. ist daher dulth*ai* *ai*ththáu vielleicht jene Schreib-

*) Vgl. Nehem. 5, 18. jah allaitháim jah. (!).

*) Dagegen fimf*ta*fhundin (L. 3, 1.), und urráisi*da*uthum (R. 10, 9.); vgl. 1 Tm. 1, 5. aththan (an)deis, standan(dan)s (Mtth. 26, 73.) etc.

Digitized by Google

wiederholung. Richtig lesen wir R. 10, 9. gabraíhtidái ïth, 1 C. 7, 6. bifaíhái ïth und 2 Th. 4, 16. ïn háitjái ïn; dagegen falsch 2 C. 5, 15. cod. B. libáinai ak; fáiand*a* untê (R. 9, 19.) und 2 C. 1, 19. ist bei fastubnj*a* *a*nabusnê die Frage, ob nicht fastubni anab. zu lesen sei. In G. 6, 1. (ïb*a* jah) und 2 C. 2, 2. (niba) hat cod. A. ein i zu wenig. Fram gutha *a*ttin (2 C. 1, 2. G. 1, 3. Eph. 1, 2. 6, 23. 2 Th. 1, 2. 2 Tm. 1, 2. Tit. 1, 4.) ist richtig bewahrt; fram gutha. *a*ththan aber 1 C. 4, 6. verlangt nach dem Gr. ταῦτα in fr. gutha. thô than geändert zu werden. — R. 8, 9. steht ni ïst für das gewöhnlichere nist (vielleicht ist auch ni*s*sijái aus ni ïs sijái entstanden); J. 14, 11. (ni ïn) ist das ganze ni (welches J. 12, 47. fehlt) überflüfsig; J. 12, 42. aber in synagogei*n* usvaírpanai nicht nur *i* einzuschieben, sondern ein doppeltes n (d. i. *ni*) zu ergänzen, wie 2 Tm. 1, 8. ein nu; 1 Tm. 3, 13. mufs es heifsen balthe*in* (ïn) galáubeinái und 1 Tm. 4, 7. 8. ist mit Verdoppelung des th oder des ganzen ïth zu lesen bivande*i*(ïth) thrôthei. (oder b. ïth usthrôthei). 2 Cor. 11, 6. ist gabaírhtid*a* ïn zweifelsohne in gabaírhtidái (φανερωθέντες) ïn zu verwandeln, obschon ïm (sum) vorhergeht; L. 10, 4. aber kam das i in ïn thane(i) garde*i* wohl nur durch das folgende ïnn an die falsche Stelle. — Phlp. 1, 17. heifst es gasatiths ïm, ïth tháiei, wo letzteres Wort οἳ δὲ (quidam Vulg.) wiedergeben soll. Da vorher sumái, sumái than (τινὲς μὲν, τινὲς δὲ — οἳ μὲν) geht, so sollte man letzteres auch dort gewürtigen und es läge vielleicht graphisch auch zur Hand: man vergleiche nur gasatith*s* ïm. ïth tháiei mit gasa*tiths* ïm-(ïth) *sum*ái than. Aber der Gothe las hier vielleicht in seiner griechischen Unzialhandschrift (ohne Accente) οἱ für οἳ, wie 1 C. 10, 17. und wie Mc. 7, 16. αὐτοὺς für αὑτοὺς, G. 5, 11. ἄρα statt ἆρα, R. 10, 10. καρδία st. καρδίᾳ, 2 C. 3, 7. ἐνδόξη, st. ἐν δόξῃ *).

1 C. 9, 9. lesen wir aúhsáu triska*i*dai, das durch engstes Verbinden der gothischen Buchstaben ND, welches vorkommt, am Sichersten (und warum nicht accusativisch zu faúrmuljan?) in aúhsa*n* triska*n*da*n* verwandelt wird. Solche Verschlingung des ND hat vielleicht auch in den vielen Fällen gewirkt, in welchen das Participium activi (auf — nds) und passivi (auf — ns) verwechselt wird: vgl. Mc. 12, 24. 2 C. 7, 6. 9, 14. G. 2, 12. C. 10, 2; auch banvida L. 10, 37. — Eine ähnliche enge Verbindung kommt auch zwischen h und T (h̄) vor, woraus auch wohl gabaírhjandin (Cod. A. in 2 C. 2, 14.), liuteith (Mtth. 5, 15. wo auch n und h im Spiele sein können) und thlauhs (Tit. 1, 3. Mtth. 13, 18.) sich erklären. *) —

Noch manche andre Stellen im Ulfila harren ähnlich der Enträthselung nach graphischen, so wie weiteren kritischen Gesetzen. Undarleijin (ἐλαχιστοτέρῳ. Eph. 3, 8.) läfst auch noch andre als des Ref. Aenderung in undarleikin („quae conjectura mirifice nobis placet": Th. I. 286) oder Grimm's (u. Wellmann's) undarlêgjin zu; nicht minder manaulja (σχήματι, habitu Phlp. 2, 8.), was nicht wie mana-sêths, mana-maúrthrja, mana riggvs Compositum sein kann, und eher ein man-ludjái (πρόσωπῳ vgl. Mtth. 6, 17.) oder manvlita (μορφῇ) verbergen mag, wie vorher v. 7. μορφὴν δούλου übersetzt wird mit vlit skalkis. Was in bithê uhtiug (1 C. 16, 12. ὅταν εὐκαιρήσῃ, cum ei vacuum fuerit Vulg., „quum opportunum" der Herausgeber) steckt, ist schwer zu sagen, kaum bithêuh (st. bithêh) u. til; εὔκαιρος ist gatils, εὐκαίρως gatilaba, aber auch uhteigô (2 Tim. 4, 2.), was aber klar als uht-eigs heraustritt, während jenes uht*iug*, das den Herausgebern I, 241. II, 410a keine Zweifel verursacht, eine Mifsbildung an sich trägt. Hier hilft wohl nur etwa bithê uht*eig* *vai*rthith (*va*káith folgt).

In saur*ini*fynikiska (Mc. 7, 26.) ruht gewifs auch noch ein Fehler; nicht minder in us *afar* Abijins (L. 1, 4.), das verglichen mit ïn vikôn kunjis (1, 8.) wenigstens us afar*a* *A*bijins erwarten liefse. *Avô* (μάμμα 2 Tm. 1, 5.) erlaubt die Vermuthung einer Anô trotz dem lateinischen avia. Ueber das ἅπαξ λεγόμενον *aibr* (Mtth. 5, 23.), dem giba folgt, hätte 55b. aufser ΓIBR, TIBR, SIΛnBR, ARBI auch Diez romanische Grammatik I, 56 zu Rathe gezogen werden sollen. — Das räthselhafte unt*ha* thliuhan (ἐκφύγειν) schiene wenigstens (Th. 5, 3.) da οὐ μὴ nicht ausgedrückt ist, einem ung*a*thliuhan weichen zu müssen; nur kommt es 2 C. 11, 33. nochmals wieder, wo blofs ἐξέφυγον steht. —

*) 2 C. 5, 10. ϊδια st. διὰ; L. 7, 25. τρόφη st. τρύφη; 1 C. 9, 22. πῶς für πάντως (am Rande steht wenigstens noch vaila für hváiva vgl. L. 5, 19.) Vgl. R. 11, 33. G. 4, 28. 1 C. 12, 15; doch auch Mtth. 5, 26.

*) Andere Auslassungen des h kommen in thaírvakands (L. 6, 12.), thaírthleihan (L. 18, 25.), fravaúrtê (C. 1, 4.) vor; vgl. *th*-in ïnsvin*j*aith (E. 6, 10.), baúrein (G. 4, 5.).

Digitized by Google

Gananthjan L. 5, 4. möchte man in gaandjan, mithkaúriths in mithskáuniths (vgl. Phlp. 2, 6. 3, 21.) ändern.

Andre Fälle berühren näher die grammatischen und syntactischen Formen. Mc. 13, 29. thatei nêhva siju than wird der Form nach doch als siju*th* an*a* *haúrdim* zu ergänzen sein, obschon das Gr. ὅτι ἐγγύς ἐςιν ἐπὶ θύραις bietet; oder sollte nach der Vulg. (quod in proximo sit in ostiis) sijái mit jenem *th* zu lesen sein, welches auch 1 Th. 4, 14. (tiuháith, ἄξει), G. 5, 10. (baíráith, βαστάσει), C. 3, 15. (svignjáith, βραβευέτω) dem Conjunctivus (mit bestimmterer futurischer Bedeutung?) sich anhängt. *) Die Stelle J. 7, 42. (ïbái *thu* us Galeiláia christus qvimith) ist fast nur zu erklären, wenn man annimmt, dafs der Schreiber schon 7, 42. (ïbai jah thu us Galeiléia ïs) im Sinne hatte; oder man müfste ibai-u us wagen??

Gaban statt giban, aban st. abin (1 C. 7, 11.), mitad st. mitid (L. 6, 28.), graba st. grôba (L. 19, 43.) sind Schreibfehler; andere Betrachtung verdienen folgende drei oder vier Fälle abweichenden Geschlechtes: R. 11, 1. steht zu managein (f.) seinamma; R. 11, 33. unusspillôda sind stáuôs (f.); 2 C. 5, 1. aírtheina unsara gards (m.), während v. 2. gleich richtig nachfolgt gard unhanduvaúrhtana áiveinana. Der vierte Fall ist ïzvarana gáunôth*a* (2 C. 7, 7.), wo aber wohl gáunôth zu lesen sein dürfte (msc. wie mênôths). Mit „*Soloecismen*" der Herausgeber ist hier wohl so wenig geholfen, als mit einer „forma a sermone evangeliorum aliena, *posteriore* aetate inducta" (I, 315.) bei jenen angeführten Conjunctiven auf *-th*. Hier kann wohl nur die Annahme helfen, dafs, nach Ulfilas Art gern für das wiederkehrende griechische Wort ein gothisches Synonymon zu setzen, in 2 C. 5, 1., da v. 2. gard gewährt, dort etwa ursprünglich aírtheina unsara *hleithra*, oder *hlija* oder *hêthjô*, kurz ein Fem. gestanden habe; eben so R. 11, 33. unusspillôda sind *thigga* (? oder man ändere unusspillôdô*s* sind stáuôs); R. 11, 1. aber pafst, da v. 17. thiuda, 21. managein folgt, zu seinamma etwa nur *fulka*, das alsdann auch dem Gothischen gewonnen wäre (doch vgl. Grimm Gr. III, 473) oder thiud als neutr. (vgl. althd. thiot), was aber Ulfilas nirgends bietet.

*) Verschieden davon ist sijái*th*-than (Mtth. 5, 37.). Bidjáith, sijáith (Mtth. 6, 5.) gehört nicht hieher, eben so wenig ufháusjáith (R. 13, 5.), blandáith (1 C. 5, 9.), gaggáith (C. 1, 10.); eher noch afkunnáith (J. 7, 17.).

II.

Doch es wird Zeit, zum *Wörterbuche* selber uns zu wenden. Auch bei und in diesem ist des Referenten von den verehrlichen Herausgebern so oft entweder beistimmend oder gegen früher von ihm mehrfach in den Münchener Gelehrten Anzeigen niedergelegte, später zum Theil öfter selbst nicht mehr festgehaltene Ansichten, Ableitungen und Aenderungen anstreitend gedacht worden, dafs er schon dadurch zur genauen, allseitigen Durchlesung des in jeder Beziehung gründlich und umsichtig gearbeiteten Glossares geführt wurde; und er hat sich derselben, obschon augenblicklich ganz anderartigem Berufe hingegeben, mit um so gröfserer Lust und Liebe unterzogen, als er selbst seit Jahren ein gleich umfassendes gothisches Wörterbuch angelegt hatte.

Die Herausgeber legen in ihrem Vorworte Rechenschaft ab über das von ihnen bei Anordnung und Ausarbeitung ihres Glossares beobachtete Verfahren, mit dem man sich, als einem besonnenen und wohl durchgeführten, im Allgemeinen durchaus einverstanden erklären mufs. Dies gilt vornehmlich von dem Grundsatze, den *ganzen* erreichbaren Wörterschatz der gothischen Sprache, somit auch seine Vorkommnisse in der Skeireins wie in der neapolitanischen (und arezzischen) Urkunde aufzunehmen; nicht minder einzelne in griechischen und römischen Schriftstellern als gothisch (oder vandalisch) vorkommende Wörter, wie Asdingi (S. 4), Gepanta (S. 36), Sihora (S. 158), denen man mitunter nur noch weitere Erklärungsversuche (z. B. Grimm's Artingâ oder Schmeller's Sinôza) hinzugewünscht hätte. Warum aber blieben, da doch, wie billig, die Anses (S. 14) und Balthi (S. 23) des Jornandes zur Beihülfe gezogen wurden, dessen Amali (Jorn. 5.) weg, die wenn sie auch nicht Wilhelms v. Schlegel sanskritische Fleckenlose sind, doch in Sprache und Sage noch mehr als jene Balthi allgemeine Ruhmverbreitung erlangt haben: man vergleiche nur Amalasvintha, Amalaberga, Amalafrida, Amalaricus, Amalungus (auch bei den Langobarden) und die Amelungen der deutschen Heldensage bis zu dem noch lebenden Namen Amelang u. s. w. Auch einzelne langobardische, suevische, fränkische Ausdrücke hätten wir ohne Scheu angereiht, wenigstens z. B. Gardingi, (wenn auch nur zur Erläuterung für ïngards) mit eben so viel Grund, als zu Kindins mit dem burgun-

Digitized by Google

dischen hendinus (S. 100), zu Sinists mit dem gleichfalls burgundischen sinistus (S. 159) oder zu bilageins mit des Jornandes bellagines (S. 109) geschehen ist. Noch weniger Gefahr wäre eingetreten bei einigen der Wörter, welche die Römer aus den *ersten* Jahrhunderten unsrer Volksgeschichte mittheilen, die wie framea, gaesum, glesum, alces, urus, ganta, ask (in Asciburgium), drungus etc., wohl Einreihung oder Benutzung verdient hätten; nicht minder die am Erkennbarsten uns entgegentretenden Volks- und Landesnamen, besonders der Gothen selbst, wofür Zeufs zur Hand gelegen hätte. Von den Eigennamen gothischer Menschen haben die Herausgeber nur aufgenommen, was ihnen in der neapol. und arezzischen Urkunde wirklich als gothisch entgegenklang, namentlich die in gothischer Schrift selbst geschriebenen. Sonst haben sie sich selbst von solchen ferngehalten, wie Theodoricus oder Ermanaricus, die doch wohl nicht unsichrer sind, als der S. 110[b] aufgenommene Gud*i*lub der Arezzischen Urkunde, zu dem das lateinische Gudilevus wenig stimmt, eher zu Gudil*á*if. Wir wollen aber mit den verehrlichen Herausgebern darüber nicht rechten, dafs sie sich ihre Gränzen gezogen und nur auf das thatsächlich in gothischer Schrift Gegebene und Gesicherte beschränkt haben; wenn schon ein solches Wörterbuch des ältesterreichbaren Zustandes und Reichthumes unsrer Muttersprache, in welchem etwa Gothisch, Altsächsisch (und Angelsächsisch), Altnordisch, Altfriesisch und Althochdeutsch in ihrer ganzen sich allseitig ergänzenden Fülle und Tiefe vereinigt wären, doch noch einmal erstrebt werden mufs und darin namentlich die uralten Orts-, Völker-, Götter- und Eigennamen (der Gothen, Vandalen, Gepiden, Langobarden, Franken, Cherusker u. s. w.) Silberblicke gewähren und unter Brennpuncten sammeln würden. In diesem Sinne hätten auch schon im vorliegenden Glossare manche gothische Namen bei Jornandes, Procopius, Paulus Diaconus u. s. w., wenigstens zur Erklärung von ἅπαξ λεγομένοις ergiebig benutzt werden können. Nur zwei Fälle für viele: das nur einmal in der Skeireins vorkommende *Thras* (in thrasabalthei, rixandi audacia, pugnacitas, Streitlust), wozu S. 85[a] ganz richtig das altn. thras (litigium), thrasa (litigiare) gezogen wird, liegt zweifelsohne auch den überkommenen gothisch-vandalisch-gepidischen Namen Thrasamundus (P. D. 5, 16. 30. 6, 29. 55.), Thrasaricus *), selbst Trasipergo und Trasperto noch im Cod. trad. Ravenn. zu Grunde **). Wäre ferner nicht geeigneter gewesen, für das einmalige und räthselhafte *rimis* (2 Th. 3, 12.: ἡσυχία, wofür sonst hliutha, thaháins etc. vorkommt) den Namen des Suevenkönigs Remis-mund in Spanien (Idat. Chron.) zu Hülfe zu nehmen ***), als das, wie riqvis, agis, skathis, hatis, thêvis, sigis gebildete Neutrum S. IX mit ahaks, astaths, biari, ïbuks, ïnilô, bnáuan, gáidv, daddjan, qvrammei, plapja, snaga für fremdartig zu erklären?

Die Herausgeber haben durchgehends die Erklärungen des griechischen Textes hinzugefügt: nur selten (wie z. B. bei thuhtus, rahtôn, ussateins) wurde solches vermifst und geschah hier meist aus Gründen. Die Hinzufügung der *lateinischen* Wörter (der Vulgata) wäre erwünscht gewesen; aber höchst dankenswerth ist die mühsame Beigabe des ausführlichen *griechisch*-gothischen Wörterverzeichnisses S. 215—241 in 3 Sp.), welches an den meisten Stellen zu einem *synonymischen* Wörterbuche des gothischen Sprachgebrauches wird. Mehrfache Verweisungen auf synonyme griechische Ausdrücke hätten hier zwar noch mehr Uebersicht und Durchsichtigkeit gewährt, aber auch so schon wird jene fleifsige Arbeit die Ueberzeugung von dem glänzenden Urreichthume der Muttersprache, so wie der freien Bewegung des ehrwürdigen gothischen Luther wesentlich zu bekräftigen und zu erhöhen geeignet sein.

---

*) Beide auch Thransamundus, Transericus wie Gensericus neben Geisericus, Γισεριχος geschrieben.

**) Weitere Ausblicke hätte das lith. drasu, das sanskr. dhrshyamâna, beide für audax, dargeboten.

***) Oder zum räthselhaften gáidv die langobardischen Namen Gaidolfus, Gaidoaldus etc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

ULFILAS. *Veteris et novi testamenti Versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa (.) Cum Glossario et Grammatica linguae gothicae (.) Conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe.*

(Fortsetzung.)

Dafs die aus fremden Sprachen, zunächst dem Griechischen des N. T., herübergenommenen Ausdrücke im Glossar nicht fehlen durften, versteht sich von selbst; noch weniger die nicht wenigen theils griechischen (und lateinischen), theils hebräischen Eigennamen, deren Schreibung für Geltung wie Aussprache der gothischen Buchstaben, namentlich der Selbstlaute von so grofser Wichtigkeit geworden ist. Uebrigens hätte man auch alle diese Fremdlinge in besonderen alphabetischen Anhängen, übersichtlich gesondert, vereinigen können (der einzige *Ymáináius* verliert sich S. 197[b] im *V.* gänzlich); obschon dann freilich bei Doppelgängern, die wie aúrkeis, dulgs, kintus, peika, saban, smyrn, snaga nur einmal oder wie akeit, arka, aúrahi, asilus, mizdô, môta, páida, plinsjan, sipôneis, smakka mehrfach vorkommen, über ihre Deutschheit, Welschheit oder Slaventhum oder litthauisch esthnische, finnische Abkunft nicht so leicht zu entscheiden gewesen sein würde, wie über die unzweifelhaften assarjus, aúrali, faskia, kaisar, kapillôn, karkara, kavtsjô, kubitus, kumbjan, laiktjô, lukarn, militôn, papa, paurpura, pund, sakkus (?), sigljô, sigljan, sikl, sinapi, ungkja, an welche sich schon wieder unsichrere, wie liteins, áistan anreihen, denen die Herausgeber (S. IX) selbst thragjan, hlifan (warum nicht auch faíhu?) zuzählen.

Für die, öfter vielleicht zu kurzen, zuviel Kenntnifs der zum Vergleich gezogenen und stumm gemischten Wortformen voraussetzenden Nachweisungen gleicher Wurzeln und Entwickelungen in den übrigen germanischen Sprachen wie Mundarten, denen von den ferner verwandten Sprachen vielleicht wieder in zu grofser Beschränkung meist blofs das Lateinische und Griechische zugesellt ist, wird man den Herausgebern doch Dank wissen: es ist dadurch jedem wesentlichen gothischen Worte sein allgemein-deutsches, meist uraltes Bürgerrecht, weitverzweigte Verwandtschaftung und inneres Vermögen nachgewiesen, wenigstens gekennzeichnet worden. Einige weniger sichre oder glückliche Vergleiche, wie S. 115[b] *Messer* zu máitan (man müfste denn auch mats hiezu, nicht zu mitan ziehen, zu dem es doch formgerecht allein gehört), S. 150 *Recke* (usvrakja?) zu riggvs, S. 50[a] *Riese* (Vrisa?) zu reisan, S. 118[a] *schmerzen* zu marzjan, oder bedenkliche Beziehungen wie bidjan zu petere (S. 27[b]), ligan zu legere, λέγεσθαι (doch lectus? S. 109[a]), têkan zu ΤΑΓΩ, tango (S. 176) thuen dem Verdienste der überall besonnenen und gesetzlichen Maafshaltung keinen Abbruch. Zu qvius hätte aufser quick, queck-, die Vergleichung mit keck eben so gut gehört, wie kirre richtig zu qvaírrus gestellt worden ist. Zu ahva (S. 21) fehlt die naheliegende Beziehung auf aqua, vielleicht weil sie so nahe lag. Zu athn(s), at-athni (annus) hätte die lateinische Form atnus (Boldetti osservat. 423, Fabretti 420, n. 382; vgl. petna-penna; ster'lastella) angeführt werden sollen, die besser zu ἔτος und athn pafst, als annus (amnus?) zum sanskr. amatis, amasas (tempus), litth. amz'is (longum t.), kelt. amser, amzer, am (t.). — Das einmalige *t*arnjan (1 Tm. 6, 5.), das S. 175[b] ganz richtig erklärt worden ist, hätte gegenüber dem ags. *d*earn, alts. *d*ernian, altfries. *d*ern und dem ahd. *t*arnjan, mhd. *t*arnen in seinem Anfangsbuchstaben Bedenken erregen und (alte oder neuere) Verwechselung von *d* und *t* vermuthen las-

Digitized by Google

sen sollen, wie sich wenigstens *d* und *th*, *t* und *th* mehrfach verwechseln. Aehnliches fand auch wohl in frühen Zeiten schon bei veiban (váibjan) und veipan (váipjan, váips, vipja) statt. —

Im Allgemeinen ist das Wörterbuch ein in jeder Beziehung *vollständiges* zu nennen: nicht nur dafs bei jedem Worte alle Stellen aufgeführt werden, in welchen dasselbe vorkommt (s. darüber S. XI), wodurch allein Gewifsheit verschafft wird, dafs keine Bedeutung eines Wortes, keine grammatische Form und syntaktische Verbindung übergangen worden sei; sondern man mufs selber mit ausführlichen lexicalischen Arbeiten sich beschäftigt haben, um den Werth von Artikeln würdigen zu können, wie die ausführlichen über die proteusartigen Präpositionen, Conjunctionen, Pronomina (man vgl. ana, and, at, af, bi, du, thaírh, in, mith, untê, us, uf, ufar, vithra, faúr, faúra, fram; ga-, ci, -uh, -hun, than, tháu, ïbái, nu, ni, un-; sums, sama, silba, sa, thata; visan, vaírthan etc.).

Zwar können hier, namentlich in Zahlen einzelne Irrungen (z. B. S. 31 unter Brôthar lies, nicht Mtth., sondern *Mc.* 6, 3. und S. 208 unter fram 1. Cor. 2, 5, 6. (nicht 6, 5. und dazu fram *fráujin*, nicht gutha), auch Lücken (z. B. fehlt zu anabáuth noch *Mc.* 6, 26., zu der Form friôn noch *J.* 8, 42.) kaum ausbleiben und die Zahlenmassen (z. B. zu fráuja, guth, qvithan, qviman, thata, ïs, ïth, ïzvis, jah, manna, sa, sái, silba, vaúrstv, fravaúrhts, visan, vitan, vulthus, láisareis, sipôneis etc.) nehmen sich nicht nur abschreckend aus, sondern verschlingen auch in sich so manches, was man gern bestimmter auffände; nicht nur z. B. Verschreibungen wie *gaban*; sondern Formen wie *snau(h)*, *snêvum* oder die Stellung von *áuk* (thô aúk láuna, R. 6, 23; thái áuk reiks, R. 13, 3. etc.), Verbindungen wie *jah jabái áuk* 1 C. 15, 16. (das S. 16[a] zu jah áuk fehlt, während es I, 205. doch besprochen ward), eben so *ak jah* (S. 9), *náuh mikthan* (S. 127), *suns áiv* (S. 167), oder die weitere Entfernung und Trennung des *svasvê* (S. 172) in sva filu áuk svê (R. 15, 3.), sva managái nu svê (J. 3, 15), sva managái áuk svê (G. 3, 27.), sva managôs sva svê (Mc. 3, 28) etc., die Verbindung namentlich von *hvas* mit *an;* der Gebrauch des Genitives bei *ni*(h); *und hita nu* (fehlt S. 134[b] unter Nu), Formen wie *hváizôs* (2 Th. 4, 2.), *filu máis* und *máis filu* (S. 45), *baírht thatei* (S. 23 wie svikunth thatei) oder Redensarten wie atlagjan, analagjan *handuns* (L. 4, 40.), galagjan ana ïna *vastjôs* (Mc. 11, 7.) u. s. w.

Ueber die äufsere Anordnung des Wörterbuches nach der Buchstabenfolge des *gothischen* Alphabetes, dem die des griechischen zwar zu Grunde liegt, wird Mancher, namentlich der Ausländer, der freilich auch die schon besprochene Erklärung in deutscher Sprache unbequem finden wird, mit den Herausgebern rechten. Nicht nur dafs man, in Allem zu sehr an die ABCfolge des lateinischen Alphabets gewöhnt, nicht grade G vor D sucht und Q(v) gleich nach D und E, hienach dann Z und H (d. i. *h!*), denen Th. u. I. K. L. M. N., dann wieder J. U., hienach P. R. S. T. V., endlich F. Hv. O folgen; sondern namentlich die auf diese Anordnung beruhende innere Buchstabenfolge der Wörter selbst, besonders der Vocale, wonach z. B. au, aug-, aud-, auh-, auth-, auk-, aun-, aur-, aus-, auf-, hienach ans-, ant-, ano-, dann aj- und nun ap-, ar-, as-, at-, av-, af-, aχ-, ahv- sich ablösen. Auch die von Theil I. her schon geläufigere Bezeichnung des **hv** durch **w**, des **qv** oder **qu** durch **q** wirkt hier ein: wer vermuthet ahva nicht gleich nach ahtáu (S. 5[a])? er findet es (als awa) erst S. 21. Wer sucht ferner sind, sint erst nach sitan, wer ahva nach aqvizi und azgô? Ueberdies sieht saw (st. sahv), qrammis und inqis (L. 19, 31.) nicht schön aus. —

Den gothischen Wörterschatz selbst übrigens haben die Herrn Herausgeber nicht todt alphabetisch, sondern, innerhalb jenes nothwendigen Rahmens möglichst unter *gemeinsame* und wahrscheinliche *Stämme* geordnet, um Verwandtschaft und Ableitung derselben zur Anschauung zu bringen. Auch hier kann man das eingehaltene Maafs, „eher das Zuviel wie (als) das Zuwenig zu vermeiden" (S. VII) im Allgemeinen nur billigen, indefs hätte doch auch grade hierin, da einmal nicht nur die wirklich und zufällig nur vorkommenden Formen der Ableitung blofs rein alphabetisch aufgeführt werden sollten, vielfach entschiedener und durchgreifender verfahren werden dürfen, so zwar dafs öfter theils das ausgemacht Zusammenhängende zuversichtlicher zusammen-, theils das Wahrscheinliche wenigstens öfter aufgestellt worden wäre. Was (bei noch zu Tage liegenden Vorausgängen von ligan-lagjan, vigan-vagjan, rikan-rakjan, vrikan-vrakjan u. vrôhjan, sitan-satjan, rinnan-rannjan, brinnan-brannjan,

Digitized by Google

siggqvan-saggqvjan, sakan-sôkjan, sathan-sôthjan, trisgan-trusgjan, beidan-báidjan, reisan-ráisjan, hneivan-hnáivjan) richtig für váibjan, váipjan und láibjan mit *veipan*, veiban und leiban, für tamjan mit dem Ansatze von *timan*, für talzjan mit *tilan*, für svalljan mit *svillan*, für sandjan mit *sinthan*, für tandjan u. tundnan mit *tindan*, für halthei und hulths mit *hilthan*, für vraggjan mit *vriggan*, was nach snivan und namentlich *divan*, dáujan dáuths, mit *tivan*, táujan, táui, tôjis, têvs geschah, hätte auch für skavjan mit *skivan* (dazu skiuma, skiunan, skáuns), für stráujan mit *strivan*, für stáua, stôjan mit *stivan* geschehen sollen, dem sich dann wohl stiviti (ὑπομονή), auch vielleicht stô-ma (wie blô-ma, ah-ma), auch vielleicht stô-ls (vgl. stáua-stôls: R. 14, 11.) angereiht haben würde. So gut wie (nach den Vorgängern von liugan-láugnjan, driusan-dráusjan, kiusan-káusjan, liusan-láusjan, liudan-láuds, siukan-saúhts, niutan-nuta; cf. hiufan, sinjan) *sliuthan* für sláuthjan, *diupan* für dáupjan, *liuban* für liubs, galáubs, láubjan, lubô, *skiuran* für skaúrô aufgestellt wurde, hätte dies auch mit *hiunan* für háuns, háunjan (wie für hnáivs, hnáivjan mit dem vorkommenden hneivan), mit *siudan* für sáuth, eben so für máudjan, maúrnan, maúrgjan (und maúrgins), gáumjan, báugjan, bugjan, suljan (sáuls, sulja, saulnan), nicht minder für hafjan, hvapjan, natjan, gansjan, hramjan, svêgnjan, fôdjan, gôljan, svôgatjan, dróbjan, thrôthjan, hrôpjan; vratôn, qváinôn, gáunôn, raubôn; trusnjan, valugjan, maltjan, snarpjan, thrafstjan geschehen dürfen. Nicht minder hätten wir durch den unmittelbaren wohlbegründeten Bezug von blandan und blinds, von riuds und ráuds (vgl. altn. riordr und ráudr), von kara und kaúrs, kaúrjan, von báitrs und beitan, háitô und dem angesetzten heitan (dem auch háitrs entspringen würde), von hváiteis und hveits; von gards und gaírdan, von faírnis und faírra, faír (so gut wie zwischen gaírns und geíran), von ráthjan und rôdjan, von rahnjan auf ragin, von tveifls (wie tveihnái) auf tvái, von háists auf háitan (so gut wie beists auf beitan), hunsl auf hinthan, bansts auf bindan, láists auf leithan (gewifs sichrer als lists zu lisan S. 107), veis auf veitan, vitan (wozu viss richtig gestellt ist, wie das andre viss zu vidan, qviss zu qvithan); eben so vigs zu vigan (so gut wie vêgs S. 191), gre(i)fts zu greipan, akran zu akrs; aha und ahma (und anan??), arbáiths und arbi, alakjô und all; barn, barm und baíran; blôma unter *blôjan*, dáuths unter divan nur noch mehr stillbelehrende Gliederung erhalten. Wie *keian* zu kijans und keinan angesetzt wurde und, weniger sicher, *feian* zu feinan, so wäre auch *skeian* zu skeinan, skeima, skeirs (vgl. skivan, skiunan, skavjan) anzunehmen und háims auf *heivan*, táins auf *teinan*, mél auf *milan* (vgl. *minan* S. 128[b]); nicht minder ïftuma u. aftuma, ïth u. ath(-than), af u. uf, and und und zu beziehen gewesen.

Auf gleiche Weise hätte dáils unter ein *deilan*, háils unter *heilan*, dvals unter *dvilan*, dôms unter *daman*, havi unter *hávjan*, haírda und haúrds unter *haírdan*, dáuds unter *dindan(?)* gestellt; gleichmäfsig hláuts, skáuds, spaúrds, spráutô; sêls, svêrs, svês; vêns; vôkrs (vgl. vôkan-vakan, hôban-haban, dôgs-dags); vôpjan; hláins, hláiv; hleithra, hlija; blaifs; hliuma u. hliutha(?); vahsjan, faúrhtjan, raúhtjan, raíhts, slaíhts, vaíhts; gamáids, garáids; faúrs, stamms; handus, ham(a), fêrja etc., untergeordnet werden können.

Freilich sind zum Theil ihre Einreihungen ziemlich schwierig, und schon die versuchten von bire(i)ks (S. 150[b]), gafaúrds (S. 201[a]), fêrja (S. 201[a], warum nicht gleich auch fêra S. 204??), die Verbindung von feian und fijan (S. 203[b]) mifslich. Auch faíhan (feihan?) fahjan, fahêths, faginôn dürften noch nicht gesichert sein, eben so wenig vizôn, vizns (S. 191), die Referent immer noch zu visan (manere, versari, in deliciis versari), zu stellen geneigt ist und denen -vleizn sich nicht gleicht, denn dieses ist vlei'zn, wie bei'sns und vei's.

Unerklärt ihren Formen nach blieben leider áibr, manauli, gadauka, váinei, etc., vor allem aber das neu aufgebrachte lôs (1 Tm. 2, 2.). Nicht minder hätte man Neues hören mögen über lustus, frasts, hunsl, hunds, handus, hvilftri, dêds, lêds, deis (wie veis? oder wie leis?), tassaba, niu-klahs, hlas, and-bahts, biuhts, stôls, vaddjus, riqvis, avi-liud, faúra-tani, skuldrs, kalkja, kêlikn, alaks, ïbuks, ïnilô, ïusila, ïusiza, astaths, biari *), bnáuan, trusgjan, trusnjan, and-hruskjan, gansjan, barusnjan (wie filusna?), mundrei etc.

Den reichlichen Zusammensetzungen der gothischen Sprache aus zwei fast gleich gewichtigen Wörtern ist

*) Sollte nicht ubila biabrja zu lesen sein? Vgl. Mtth. 7, 28. (biabridédun).

Digitized by Google

die aufmerksamste Doppelbehandlung zu Theil geworden; durch den Umstand aber, dafs dabei durchgehends und grundsätzlich mehr auf das *letzte* Wort der Zusammensetzung als „das in der Regel für die Bedeutung wichtigere" (S. VIII) gesehen und gegeben wurde, ist es begegnet, dafs einige wesentliche Bestandtheile solcher Zusammensetzungen, die nicht oft oder gar nur einmal vorkommen, theils in ihrer Aufführung theils Auslegung gelitten haben. *Gistra*-dagis wird doch wegen des ersten sonst nicht vorkommenden Bestandtheiles mehr unter gistr (nicht gistra, S. 38) als unter dags gesucht werden. Eben so hätte *Silda*-leiks mit seinen Ableitungen doch gewifs oder eben so gut wie unter -leiks, unter Sild- abgehandelt werden sollen. *) *Lif* in áinlif und tvalif wird unter Ains und Tvái zerrissen. Ïzei hätte unter Ïs (S. 97), S. 88 aber nur das Aufführen der Form in der alphabetischen Reihe gehört. Wörter wie *halis* aber (auf áivs verwiesen), *kuna* (in kuna-vêda, auf vidan verwiesen), *skáuds* (in skáudp-ráips auf ráias verwiesen), *skuldrs* (in spái-skuldrs auf letzteres verwiesen) blieben dadurch ganz ohne Erklärung; nicht minder eigentlich auch *thruts*-fill, obschon es unter thriutan (wie unter fill) aufgeführt wird; ja *Tund* in Aíhva-tundi aufgeführt und auf T- verwiesen, wird hier ganz vermifst; eben so *vês* in balvavêsei, das unter Balvs aufgeführt und auf Visan verwiesen wird, hier aber vergessen ward. Nicht minder hat Ref. in ihrer doppelten (erstgliedrigen) Aufführung vermifst S. 7[a] *áina*-baúr, S. 8[a] *aírtha*-kunds, (S. 8[a]) *guth*-blôstreis, S. 43[a] *daúra*-vards, S. 59[b] *háuh*-thuhts; eben so fehlen *fôtu*-bandi und *fôtu*-baúrd S. 216[b] unter Fôtus, und *frathja*-marzeins (S. 118[b]) unter Frathjan. Von Präpositional-Zusammensetzungen wurden vermifst *anda*-vaírthi (S. 13[b]), *af*-vagjan (S. 20[a]), *aftra*-galathôn, -galeikan, -gatimrjan, -gagavaírthjan, -gaqvifs, -anastôdeins (S. 20[b]), *mith*-liban, -gahunthans (S. 123[a]), *ufar*-háuhjan (S. 145); unter Váila aber (S. 181[b]) fehlen váila-mêrs, -qvifs, -vizns, -dêds. Unter Baíran (S. 22[a]) fehlt unbaírandei staírô (G. 4, 27), unter Frums wurde vergessen fruma Jiuleis (S. 137 unter Jiuleis wohl aufgeführt), was sich S. 210[a] gut zu fruma sabbatô gestellt haben würde. —

Die Herausgeber haben, zuversichtlicher als der grammatisch unsichere Zahn, der formbreite Graff und der gewissenhaft saubre Richthofen, jetzt wo die Massen, Formen und Flexionen beim Abschlusse schon ziemlich gesichert waren, nicht alle Form- und Beugungsvorkommnisse eines Wortes unter demselben aufgeführt, was man im Allgemeinen nicht vermissen wird: den Verben ist ihre Conjugation nachgewiesen (háusjan und háusjôn, vitan und haban mit doppelter Conjug. wohl angemerkt) und den Substantiven das Geschlecht beigefügt, zum Theil auch ihre Declination (nach dem Pluralis) angedeutet worden (z. B. bei asts, gasts, frasts, arms, auds, dulths, saggvs, vêgs, láufs, gabaúr, vatô). Hier aber blieb manches zu wünschen übrig; denn, obschon dies Alles, auch das vielfach Schwankende dabei, *) in der Grammatik sicher zur Sprache kommen wird, **) so wäre doch genauerer Nachweis mancher abweichenden Declinationsvorkommnisse, z. B. von aba, aúhsa oder aúhsus (so gut wie von vatô), eben so von brôthar, mênôths, tvalif, áinlif, von dulths, alhs; sabbatus, Ïudáius, Môsês; der Gen. von arbáiths, arbáidáis (auch N. arbáids 2 C. 15, 18.), die Formen von bái (báim, báins, baddjê (wie S. 120. tvaddjê) oder die Comparativform blindôza oder die Imperativen ôg, ôgs, oder die Schreibung hubjan bei hugjan (S. 65[a]) u. s. w. wünschenswerth gewesen.

*) S. 51[b] unter Ei ist akei vergessen, S. 136[b] fehlt unter Jah die Anführung von jaththê — jaththê.

*) Junda oder Junds? gáunôths (wie mênoths) oder gáunôtha?? — silbavileis, gavileis (S. 192) oder -viljis?

**) Auch die Ansätze von gaaggvei, galeithei, gaskáidei, ustaúhei, auch wohl veitvôdei (2 C. 1, 12: es folgt ein m) verdienen wohl noch genauere Untersuchung. Sie dürften zum Theil die Gegenstücke zu Castiglione's filudeiseinái Eph. 4, 14. sein. Aus dáuthein (cod. A. 2. C. 4, 10.) läfst sich noch auf kein dauthei schliefsen (2 C. 11, 24. kommt dáutheinim vor) und svêráin, unsvêráin (2 Tm. 2, 10.) sind offenbar falsch. Liest man C. 3, 5. faíhugeirôns, sei ïst, so wird auch 1 Tm. 6, 10. faíhugeirô's zu ergänzen sein.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

ULFILAS. *Veteris et novi testamenti Versionis gothicae fragmenta quae supersunt ad fidem codd. castigata latinitate donata adnotatione critica instructa (.) Cum Glossario et Grammatica linguae gothicae (.) Conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe.*

(Schlufs.)

Was nun die äufsere Aufsuchbarkeit der Formen betrifft, so bleibt hierin wohl jedes auch noch so umsichtig gearbeitete Wörterbuch, je nach dem verschiedenen Standpuncte des Rathholenden und Rathbrauchenden, immer zurück; sicher aber müfste wie graba auch gaban in Reihe und Glied aufgeführt werden; auch vermissen wir das wenigstens in einer Glosse vorkommende fragan; auch saggvs fehlt in der alphabetischen Folge und wenn lageins (S. 103[a]) und sateins (S. 156[a]) besonders aufgeführt werden mufste, müfsten es *alle* Subst. auf -eins, -áins, -ôns; zu ahmateins, bibaúrgeins, usblôteins aber hätten die vorauszusetzenden Verba aach vorausgestellt werden sollen (gleich balvjan, balveins etc.); eben so zu baírgahai, arvjô, alakjô die vorausgehenden Adjectiva; zu váilamêrs darum auch mêrs; zu guthblôstreis das Subst. blôstr (wie gilstr), so gut wie wir zu ganavistrôn S. 127[a] das nicht vorkommende navistr (unter Náus) angesetzt finden und zu avistr, avêthi S. 19[a] ein wahrscheinliches Avi. — Wie unter His (S. 63) alle davon abgeleiteten Formen (hidrê, hidri, hêr, hiri, hirjats, hirjit) vereint stehen, so gehörten (aufser thatei, thê, thêei, thei, thadei, thatrôh, thatrôei, thar, tharuh, tharei) doch auch wohl than, thanei, thandê, tháu, tháuh unter das demonstrative Th(ata), von dem dagegen der Form nach sa, sô, sei, si sehr füglich hätten getrennt und in S abgehandelt werden können. Aengstliches Doppelaufführen einer jeden Form z. B. thamma, thana; thuk, thus; láubôs (aufser láufs), laúhts, svults, magaths (vor Magdalêna), fiLêgri, faginôn, baddjê, ïst, eis (57[b]) oder aller Präterital-Abänderungen der Wurzel usw. wollen wir nicht geltend machen (wo wäre sonst Aufhörens?), aber Nas in vein-nas hätte schon Aufführung verdient; und wenn von früher falsch angesetzten und lange gültigen Formen theigáins (S. 82), háuith(a: S. 65), liginôn (S. 109[b]) besonders auf- und fortgeführt zu werden verdienten, warum nicht, wenn auch niht qvaisv (1 Th. 5, 3.) mikiluna (R. 6, 33.), saikgga (Mtth. 26, 65), doch wenigstens sagahts, blissôn, thrussaba, gathairds (Tit. 1, 8.)? so gut wie athriza (S. 56). Warum aber wurde *m*ahei fortgeführt, da I, 328. bereits doch das richtige ïnahei anerkannt wurde?

Die Unterordnung von ajukduth (von einem Adjectiv. ajuks wie ïbuks) unter áivs läfst sich hören, die von handugs unter handus (vgl. valug-jan) wird auch unbestritten bleiben, die von veit-*vôds* sich geltend machen; der Ansatz von *agga* (im verbesserten hals-agga) gewinnt ein Wort mehr, wenn man auch hals und agga als Glossengleichung anzunehmen geneigt sein wollte. Falsch aber ist sicherlich die Unterordnung und Annahme von *frathvjan* unter frathis, da das alts. fratoôn (ornare) für fra*t*vjan (von fratv, alts. fratah, ornamentum) spricht, das beide Codices gewähren und die Herausgeber auch I, 343 in den Text aufnahmen. Die oben schon besprochene Vermuthung von g*l*aggvô (wie glaggvaba) statt *gaaggvô* ist glücklich, eben so b*l*iutha st. h*a*uïtha (1 Tm. 2, 11.); auch die Aenderung von váina*ns* in váina*hs* (wênac) sagt zu. Afdáuidái st. afmáindái (G. 6, 9.) ist wenigstens dem Griechischen gemäfser. Die Erklärung von bijandzuththan aber genügt noch nicht. Dafs dem vein-nas die Brüderschaft des sla-hals, Wage-hals (und frihals) versagt wird, wundert, da das nahestehende veindrugkja, ferner gudhûs, guthblôstreis, manleika, láusqvithrs,

Digitized by Google

láushandja, allbrunst etc. für die unmittelbare Composition ohne Bindevocal sprechen, veinnas überdiefs gleichen Consonant dabei zum Bindemittel bietet, vergl. sla(h)hals. Diese Compositionsweise spricht beiläufig auch für háubithvunds, wogegen die Herausgeber (I, V) eifern, weil sie den Bindevocal verlangen, um dessenwillen, weil er ihnen nicht der rechte erscheint, sie auch gard*a*valdands trennen wollen und so wenig für Composition halten als leika fráujam (C. 3, 22.). Aber wie steht es mit mith-gard*a*-vaddjus? oder zeigt nicht guth neben den Compositis gud*a*-láus, guth*a*-skaúnei auch gud*u*lub, (wie auch gud-hûs, gud-blôstreis) dicht neben einander, so dafs sich, abgesehen von andern Fragen um den Satzbau (vgl. C, 2, 14. thô ana uns vadjabôkôs) in der arezz. Urkunde das Th. I. S. II. angestrittene frabaúht*a*-bôka auch wohl der Form nach rechtfertigen liefse. Sollten die in cod. A. hervortretenden lausaí-vaúrdái, seinaí-gaírns (vgl. undar*ái*st E. 4, 9.) so ganz zu verachten sein, da die neap. Urkunde auch den Eigennamen Sunj*ái*frithas (im Latein ganz entsprechend Sunie*f*ridus) darbietet? Und wechselt nicht auch brôthr*a*lubô (R. 13, 10.) mit brôthr*u*lubô (1. Th. 4, 9.), glaggv*u*ba mit glaggv*a*ba, hard*u*ba mit hard*a*ba, manv*u* (L. 14, 18. J. 7, 6.) mit manv*i* (L. 14, 28.)?

Die Lesung ufáith*j*ái (Neh. 6, 18.) ist auf der leichten Verwechselung vom gothischen E und J begründet (vgl. hrôpjith L. 9, 39. und vielleicht beruht darauf auch faúr jêra fidvôrtaíhunê *j*athtliê ...). Die Ergänzung gabrannidáizê im Calender ist schon als Ausgang zu billigen (vergleiche beiläufig Cod. Monac. 568 f., Königshofen, f. 148: „a° 1415 wart der hufs ze Costentz gebrant genant maister hans"): weniger gesichert ist daselbst biláif als gahláif genommen, das obenein schwach (gahláiba) declniren müfste. Glücklich dagegen wieder ebendaselbst die Aenderung thizê althjanê *in* B.... (st. althjanôine). Ueberrascht aber hat uns der unverbessert wiederholte Ansatz von den unerhörten *gáitei* und *gáitsa*, da Neh. 5, 18. ohne alle Frage *gáits.a.* (d. i. eine Geifs, wie *stiur. a.*) gelesen werden mufs, und *gáitein* (ἔριφος L. 15, 29.) eben so gut ein Adjectiv-Substantiv, wie gumein (ἄῤῥεν), qvinein (γυναικάριον), fadrein (γόνεις, πρόγονοι, πατρία), vielleicht selbst svein (für su-ein, ὗς, sus) sein wird (Vgl. Gramm. III, 338. Schmell. III, 538.).

Die Erklärung der Wortbedeutungen ist meist eine wohlbemessene und treffende. Vikô aber kann eben so gut ursprünglich „vices" bedeutet haben, und qval verlangt gegenüber der Ableitung *ana*-qval, einen Gegenbegriff von diesem. Snôrjô aber ist nicht Schnur nicht Strick, sondern nur ein aus der Schnur (snôrs) geflochtener oder gestrickter, genetzter Korb, wie táinjô ein aus táinim geflochtener ist und láubjô (die Laube) etwa aus láufs (Laub) gebildet werden würde; ähnlich den männlichen skattja, skilja, kasja. Die Erklärung von skilja (parallel skattja) stimmt mit Gr. IV, 289. Gute Sachbemerkungen begegnen, wie unter dem gothischen Texte und in den Addendis des I. Theiles, so auch im Glossare an vielfachen Orten: vgl. unbultha, Jiuleis (das auch Jacobi Beitr. zur D. Gramm. S. 8. noch für Jiulius erklärt!); auch in Betreff des griechischen Textes: vgl. unter gabei, thata u. s. w.

Von der lateinischen Uebersetzung in Th. I. ausführlich zu handeln, mangelt hier der Raum. Sie bemüht sich dem gothischen Texte genau zu folgen, ohne in den Formenunsinn zu verfallen wie die bei Fulda-Zahn. Nicht selten ist aber unnöthig von der Vulgata abgewichen worden. Admirabantur für biabridêdun (Mtth. 7, 28.) ist nicht schlechter als tremuerunt, das nicht genügt. Oft hätte ein umschriebenes Participium mehr Klarheit gewährt, z. B. J. 15, 2. für omnem fructum ferentem vielleicht omnium oder qui fructum fert (vgl. videntibus esse G. 2, 6.); auch L. 1, 59. wird lucere his in tenebris (tháim in riqviza) unklar und Eph. 2, 11. ist weder klar noch richtig. Mc. 3, 4. hätte für bene facere wohl strenger so gut bene fieri stehen müssen (nach skuld ïst) wie 2, 26. fas est edi (skuld ïst matjan). Unverbesserte Uebersetzungsfehler sind unter Andern noch stehen geblieben 1 C. 16, 7. praetereuntes (st. praetericus); G. 1, 21. regiones (st. regionem: richtiger Mc. 8, 10.). Eph. 5, 27. aber ist vulthaga áikklêsjôn durch „gloriosum ecclesiae" durchaus falsch wieder gegeben, es ist ganz gut gothisch für ἔνδοξον τὴν ἐκκλησίαν d. h. gloriosam ecclesiam. Gleichermafsen ist J. 15, 22. ïnilôns falsch durch excusationes übersetzt, es ist der von ni.... haband abhängige Genit. singularis (πρόφασιν). R. 9, 25. übersetzte Ulfila ohne Zweifel οὐκ ἠγαπημένην ἠγαπημένην, wegen im Gothischen möglicher Verwirrung mit dem Fem. managein (λαὸν war gesichert), durch das Neutr. plural. thô unliubôna liubôna, wie auch Phlp. 3, 2. wohl in gleichem Sinne thô gamáitanôn*a* (es folgt

Digitized by Google

*a*ththan!) zu lesen und zu deuten ist. Vgl. 2 C. 5, 1. thô gasaíhvanôna. —

Bei mehrmaligem non ullus (Mtth. 9, 16. u. s. w.), non voluit (L. 16, 18.), oder bei dem auch nicht falschen eos supervenit, wo die Vulg. eis superveniet hat (1 Th. 5, 3.), wollen wir nicht verweilen. Das S. 12 durch das nahe fluctibus mit untergelaufene *ventibus* ist nun (I, III) selbst verbessert worden: die verehrlichen Herausgeber mögen sich darüber mit einem lexit, das dem Ref. (dicht neben legit) in der Skeireins durch den lateinisch verstehenden alten Setzer hineingesetzt wurde und durchschlüpfte, oder mit Kemble's morierunt (zu Beowulf 4486) und civites trösten.

Der Druck ist scharf, sauber und sehr genau: äufserst wenige Druckfehler. Die Weglassung des jota subsc. in den griechischen Infinitiven ist fast durchgehend; S. 58[b] steht ἀλαζὼν, S. 114[b] ἡγεμονια ohne Accent; S. 60[a] ist verdruckt ταπεινοφρυσύνη, S. 99[a] steht χοραζὶν u. χορβᾶν. Unter Filhan (S. 204[a]) steht alt. st. alts., S. 175[b] *n*hd. tarnkappe, S. 34[b] Gáiáinna vox *gr.*, S. XVII. Z. 3. v. u. j*a* ains; S. 87 unter Id... steht agls... ed statt agls. ed....; S. 89[a] Bedeutung: wenn Luc. statt Bed. wenn: Luc.; Ph. 23. gehört vor vênja ein Punct. — Th. I. S. 27. fehlt v. 66. — S. 294 setze um 17. 16. und S. 178. l. J. 11, 13. (st. 15.). — S. 125 in der Anm. zu L. 9, 34. lies faúrhti*d*èdun; 1 Th. 4, 14. Anm. l. *t*iuháith; L. 6, 48. steht grundavaddj*au*; Mc. 15, 21. steht in der lat. Uebersetzung Alec*s*andri; S. XVII, 10. spiritu*s* sancti, XXX, 13. superstit*i*um, XXXII, 7. lies subterscriptos oder superscriptis. S. 322 Anm. 2, 15. steht praecessise, S. 294, Z. 10. v. u. lies οἳ δὲ.

In den Berichtigungen ist zu R. 11, 15. nichts über *hvas* andanumts gesagt worden. Auch nichts über den oben geltend gemachten Wegfall von *guth* (Mc. 12, 32.).

Doch zum Schlufs. Die hier unter gewisse Gesichtspuncte zusammengestellten Einzelheiten werden im Betreff des gothischen Bibeltextes die Ueberzeugung aufzufrischen geeignet sein, dafs dafür immer noch mancherlei zu thun bleibt; die Genauigkeit aber, womit Unterzeichneter der Arbeit der verehrten Herausgeber gefolgt ist, möge ihnen den Beweis liefern, wie sehr dieselbe Befriedigung gewährt. Sie hat einen bleibenden Werth.

H. F. Mafsmann.

LIII.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Von Justus Liebig. Braunschweig, 1842. 342 S. 8.

Obgleich bereits von einem unserer ausgezeichnetsten Chemiker eine Anzeige obigen Werks in den Jahrbüchern erschienen ist, so scheint es doch das Interesse des Gegenstandes, der sich zugleich auf die organische Natur erstreckt, zu erlauben, dafs auch vom physiologischen Standpuncte aus darüber berichtet werde, um so mehr als das Werk vorzüglich für Aerzte geschrieben zu sein scheint. — Das organische Leben ist überall von chemischen Erscheinungen begleitet, und die Medicin kommt dadurch eben so überall mit der Chemie in beständiger Berührung. Es ist aber von grofser Wichtigkeit, die Art dieser Berührung genau zu verstehen, wenn man eine *zweckmäfsige* Anwendung der Chemie in der Medicin machen will. Hier herrschen nun die Mifsverständnisse. Weil das Leben von chemischen Erscheinungen begleitet ist, so vermutheten und vermuthen immer noch Viele, dafs das Leben selbst chemisch ist, und zu diesen gehört auch Liebig. Was man hier Anwendung der Chemie auf Physiologie und Pathologie nennt, ist dann dieses, dafs man die Chemie an die Stelle der Pathologie und Physiologie selbst setzt. Dies ist eigentlich der wahre Sinn aller neueren Schriften über chemische Physiologie und physiologische Chemie u. s. w. Sie enthalten chemische Erklärungen des Lebens selbst, und ein solcher Versuch zu chemischen Erklärungen des gesunden und kranken Lebens ist die Liebig'sche Schrift.

Die Tendenzen dieser Schrift haben sich unendlich oft in der Medicin wiederholt; zu allen Zeiten beinahe hat man den lebendigen Stein der Weisen in der Chemie finden wollen, und nur nach dem jedesmaligen Stande der Chemie sind die Erklärungen etwas verschieden ausgefallen. Die Liebig'sche Theorie des Lebens ist im Wesentlichen eine chemische Verbrennungstheorie, wobei das Leben mit dem Feuer und analogen chemischen Erscheinungen der Oxydation verglichen wird. Liebig hat den Inhalt seiner Schrift in 3 Theile geschieden. 1. Der chemische Procefs der Respiration und Ernährung. 2. Der chemische Procefs der Umsetzung der Gebilde. 3. Die Bewegungserscheinungen im Thierorganismus.

Digitized by Google

Im ersten Theile sagt Liebig, dafs die begeistertesten Physiologen weit davon entfernt gewesen seien, die Gesetze des rein thierischen Lebens zu kennen. „Keiner von ihnen hatte eine klare Vorstellung über den Entwickelungs- und Ernährungsprocefs, keiner von der wahren Ursache des Todes. Sie erklärten die verborgensten psychischen Erscheinungen, und waren nicht im Stande zu sagen was Fieber ist, und in welcher Weise das Chinin bei seiner Heilung wirkt". Darüber gebe die Chemie Aufschlufs.

Die Aufklärungen, welche nun Liebig hierüber giebt, sind folgende. Jede Bewegung, jede Kraftäufserung sei die Folge einer Umsetzung der Gebilde oder der Substanz derselben; jede Vorstellung, jeder Affect habe Veränderungen in der chemischen Beschaffenheit der abgesonderten Säfte zur Folge; jeder Gedanke, jede Empfindung sei von einer Aenderung in der chemischen Zusammensetzung der Gehirnsubstanz begleitet. Daraus müsse man schliefsen, dafs die chemischen Veränderungen die Ursache der Lebenskräfte seien. „Die einzige bekannte und letzte Ursache der Lebensthätigkeit im Thier wie in der Pflanze ist ein chemischer Procefs" (S. 35).

Die Nahrungsmittel dienen dazu, den verbrauchten Stoff im Körper zu ersetzen und dadurch die Kraft hervorzubringen. Die Kraft entstehe dadurch, dafs der Stoff aus seinem statischen Gleichgewicht in Bewegung gesetzt werde, und wieder in das statische Gleichgewicht übergehe. Die in Bewegung setzende Kraft ist also die chemische Affinität. Sie zeige sich besonders in den Erscheinungen der Athmung und Ernährung wirksam, und alle vitalen Eigenschaften entspringen demnach aus der Wechselwirkung des Sauerstoffs der Luft und der Bestandtheile der Nahrungsmittel (S. 10). Das Leben besteht in einem beständigen Verbrauch von Stoffen und demgemäfs in einer beständigen Zufuhr von Stoffen in Form der Nahrung und des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft, die zur Verbrennung der Nahrungsstoffe dient. Im Allgemeinen erkennt man bald, dafs diese Ansicht die alte Aristotelische und Baconische Consumtionslehre wiederholt. Baco in seiner berühmten Schrift historia vitae et mortis, die auch Hufeland zur Grundlage seiner Makrobiotik diente, trug dieselbe Stoffconsumtionslehre und die Erneuerung des Körpers durch die Stoffe vor. Die *Theorie* der hier Statt findenden Verbrennung hat sich nur durch die Fortschritte der Chemie geändert. Liebig fafst sie natürlich im Geiste der Lavoisier'schen Entdeckungen auf, was Baco noch nicht konnte.

Der Inhalt des Liebig'schen Buchs beschäftigt sich zunächst mit einer Stoffstatistik, worin die Pfunde und Kubikfufse von Sauerstoff nach den bekannten Lavoisier'schen Versuchen berechnet werden, welche die Lunge beim Athmen aus der Luft einsaugt, im Vergleich mit den Mengen von Wasserstoff und Kohlenstoff, die in dem ausgehauchten und ausgedunsteten Wasser und in der ausgeathmeten Kohlensäure vorhanden sind. Die Zufuhr von Kohlenstoff und Wasserstoff geschieht nun durch die Nahrung. Ein erwachsener Mensch verzehrt in seiner Nahrung täglich ohngefähr 27, 8 Loth Kohlenstoff und gebraucht, um diesen zu verbrennen und in kohlensaures Gas umzuwandeln, täglich 74 Loth Sauerstoff. Die stickstoffigen Bestandtheile der Nahrungsmittel, wie Eiweifs, Käse, kommen nach ihrer Umsetzung wieder als Harnsäure und Harnstoff im Urin zum Vorschein; aber L. hat keine vergleichende Berechnungen zwischen den Stickstoffmengen im Harn und in den verzehrten Nahrungsmitteln angestellt; er würde dabei sonst gefunden haben, dafs der Harn nur eine unmerkliche Quantität gegen die in den Nahrungsmitteln enthaltene Menge Stickstoff enthält. Seine Berechnungen beziehen sich nur auf die Kohlenstoffcombustion. Die Bestandtheile des Bluts sieht L. nur als Fibrin und Albumin an, und stellt sich vor, dafs diese allein aus stickstoffhaltigen Nahrungsmitteln gebildet würden. Die kohlenstoffigen: Butter, Zucker, Stärkmehl, können nach seiner Ansicht keine Blutbestandtheile hergeben (S. 69). Sie sollen blofs dazu dienen, die Verbrennung zu unterhalten. Aber über die Form, in welcher der Kohlenstoff zur Verbrennung den Lungen mitgetheilt würde, findet man keine Auskunft. Man sieht hier zunächst, dafs dem Hrn. L. die Kenntnifs wichtiger physiologischer Thatsachen ganz abgeht, nämlich, dafs nicht blofs Fibrin und Albumin, sondern auch Fett und Farbstoff chemische Bestandtheile des Bluts sind, und dafs namentlich das Fett in überwiegender Menge in den jungen Blasen enthalten ist, die sich aus den Fettkügelchen der Lymphe bilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Von Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Aus seiner Verbrennungstheorie sucht nun L. besonders zwei Erscheinungen zu erklären, nämlich die Wärmebildung und die Fettbildung in den Thieren. L. sucht hier die bekannte Lavoisier'sche Theorie, nach welcher die Wärme durch Verbrennung von Kohlenwasserstoff in den Lungen in der Art geschehe, dafs sich dabei Kohlensäure und Wasser bilden, besonders gegen Diejenigen geltend zu machen, welche die Wärmeerzeugung dem Nervensystem haben zuschreiben wollen. Indessen sind es zwei ganz verschiedene Dinge, die Ansicht des Ursprungs der Wärme aus dem Nervensystem zu widerlegen, und den Ursprung der Wärme aus der Verbrennung von Kohlen- und Wasserstoff zu beweisen. Was L. für letztere Ansicht anführt, ist folgendes. Der Thierkörper verhält sich wie ein Ofen, den wir mit Brennmaterial versehen. Ist es kalt, so müssen wir um den Ofen warm zu halten, viel Brennmaterial einschieben; ist es warm, so kühlt sich der Ofen nicht so sehr ab und wir brauchen weniger einzuheizen. Daher wachse im Winter und bei den Polarländern das Bedürfnifs kohlen- und wasserstoffhaltiger Nahrungsmittel. Ein Hungernder friere. In heifsen Klimaten sei das Bedürfnifs der Nahrung lange nicht so grofs, weil der Körper weniger Wärme zu erzeugen brauche. Je wärmer wir uns im Winter kleiden, desto weniger Nahrung sollen wir gebrauchen, weil nicht so viel Wärme verloren geht. Gingen wir nackt wie die Indianer, so würden wir viel mehr Nahrung, als Brennmaterial, zu uns nehmen müssen. Der Neapolitaner könne nicht mehr Kohlenstoff und Wasserstoff in den Speisen zu sich nehmen, als er ausathme, und der Polarländer könne nicht mehr Kohlenstoff und Wasserstoff ausathmen, als er in den Speisen zu sich genommen habe. Die Raubthiere der nördlichen Klimate stehen an Gefräfsigkeit den übrigen obenan. Diese und andere Schlufsfolgen aus den wohlbekannten Erscheinungen, dafs der Mensch in warmen Ländern im Allgemeinen mäfsiger lebt, als in den kalten, beweisen die Theorie Liebig's aber um so weniger, als sie theils mit eigenen Widersprüchen vorgetragen, theils ohne Kenntnifs ihres Zusammenhanges aufgestellt sind. Die Widersprüche liegen darin, dafs L. seiner Theorie gemäfs einmal annimmt, dafs nur vegetabilische, kohlenstoffreiche Nahrungsmittel zur Verbrennung vorzüglich geeignet sind; die stickstoffreichen, animalischen Substanzen aber weniger zur Wärmeerzeugung fähig sein sollen; dann aber doch die Gefräfsigkeit der von Fleisch (also von stickstoffigen Materialien, die nach seiner eignen Theorie nicht verbrennen können) lebenden nördlichen Raubthiere als einen Beweis anführt, dafs hier ein starker Verbrennungsprocefs Statt finden müsse, um Wärme zu erzeugen. Nach Liebig's Theorie müfste man in den kalten Ländern gar kein Fleisch, sondern nur Vegetabilien essen, weil diese den Verbrennungsprocefs stark, das Fleisch aber sehr wenig begünstigen.

Die Erscheinungen sind aber auch ohne Kenntnifs des Zusammenhangs aufgestellt, weil die allgemeine Bemerkung, dafs die Bewohner kalter Länder viel, die Bewohner warmer Länder wenig essen, durchaus nicht richtig ist. Die Wahrheit ist allein die, dafs in kalten Ländern mehr Fleisch und weniger Vegetabilien, dagegen in warmen Ländern mehr Vegetabilien und weniger Fleisch genossen wird. Es ist wahrhaftig keine Mäfsigkeit, wenn in dem heifsen Persien und Arabien ein Mensch täglich 20—30 Pfund Melonen und andere Früchte ifst, und die dickbäuchigen Neger zeigen auch nicht die angenommene Mäfsigkeit der Tropenländer.

Ferner widerspricht jener Combustionstheorie auch

Digitized by Google

die sonstige Erfahrung aufs Bestimmteste. Nach Liebig's Theorie sollte Pflanzennahrung erhitzend; thierische Nahrung kühlend sein. Die alltäglichste und übereinstimmendste Erfahrung in allen Ländern, an Menschen und Thieren, lehrt aber das Gegentheil. *Die Fleischnahrung nämlich wirkt erhitzend, die vegetabilische Nahrung wirkt kühlend.* Also die nach Liebig's Ansicht die Combustion so sehr fördernden Wurzeln, Früchte, Saamen, *vermindern* die Körperwärme; aber das wenig combustible Muskelfleisch *vermehrt* dieselbe in hohem Grade. Die pflanzenfressenden Thiere haben eine geringe Körperwärme und können sogar deshalb in hohen Breitegraden gar nicht mehr aushalten; die fleischfressenden Thiere aller Länder sind um 2—3 Grad wärmer als die pflanzenfressenden. So ist es ähnlich beim Menschen. Die Polarländer erhalten sich nur durch die erhitzende Fleischnahrung; sie essen fast gar keine Vegetabilien, und würden erfrieren, wenn sie solche äfsen. In Tropengegenden hält man sich kühl, indem man nur von Vegetabilien lebt und die Fleischnahrung meidet oder mindert.

Liebig hat zwar angegeben, dafs wegen des geringen Kohlenstoffgehalts der Fleischnahrung die Menschen und Thiere davon grofse Mengen verzehren müfsten. Allein dies ist ebenfalls empirisch unrichtig; wir sehen vielmehr alle fleischfressenden Thiere viel weniger Nahrung nehmen, daher sie auch sehr dünnbäuchig sind (Gracilia); wogegen die Masse der Nahrungsmittel der herbivoren Thiere ungeheuer ist, wie auch ihre Digestionsapparate diesen grofsen Massen der Nahrung angemessen gebildet sind. Liebig hätte berechnen sollen, welche Hitze nach seiner Theorie ein Elephant haben müfste, der täglich centnerweis Heu, Kartoffeln, Korn frifst! Aber die Elephanten frieren trotzdem bei uns so sehr, dafs sie ohne Brantwein fast nicht aushalten können.

Diese Einwürfe sind indessen noch die geringsten gegen die Wärmeerzeugung durch Verbrennung mittelst des Athemholens. Die Wärme wird nämlich an örtlichen Stellen im Körper ganz unabhängig von dem Athemholen erhöht oder erniedrigt. Gelähmte Glieder werden kalt, während das Athmen fortdauert. In entzündeten Theilen des Körpers steigt die Wärme, ganz unabhängig, um 4—5 Grad; der Magen wird 2 Grad wärmer in der Verdauung; bei Zurückhaltung depurativer Stoffe im Blut, z. E. nach dem Ausschneiden der Nieren, steigt die Wärme um 6—8 Grad, ähnlich in manchen Fiebern, wobei die Respiration gar nicht erhöht wird. Wie soll hier eine Combustion Statt finden?

Die Theorie der Wasserstoffverbrennung ist endlich gegen die bestimmten physiologischen Erfahrungen und Versuche streitend; und es ist durch nichts bewiesen, dafs jemals das Wasser im Körper chemisch zusammengesetzt werde, vielmehr sicher, dafs alles Wasser im Körper von Aufsen aufgenommen und nur so wieder ausgehaucht wird. Der Wasserdunst aus den Lungen wird nämlich auch dann ausgehaucht, wenn gar kein Sauerstoffgas eingeathmet war; wenn Wasserstoff oder reines Stickgas eingeathmet wurde. Wie soll es hier durch Verbrennung gebildet sein?

Wir haben in der Schrift über Verjüngung den Wärmequell in etwas ganz anderem, nämlich in der erhöhten Blutblasenerregung und dem dadurch gesteigerten Bildungsprocefs nachgewiesen, daher die stickstoffreichen thierischen Nahrungsmittel, welche die Blasenbildung verstärken, auch die Wärme ohne Beziehung auf Verbrennung vermehren; wogegen aber die kohlenstoffreichen vegetabilischen Nahrungsmittel, weil sie mehr die Kernbildung in den Blutblasen bewirken, und die Blasenbildung selbst schwächen, auch die Wärmebildung nicht begünstigen.

Somit fallen denn auch Liebig's Theorieen über die Fettbildung und den Fettverbrauch im thierischen Körper zusammen. Das Fett wäre nach dieser Theorie das Brennmaterial zum organischen Einheizen. Der Hungernde magert nach L. ab, weil aus Mangel an Brennmaterial in der Nahrung der Sauerstoff das Fett verbrennt. Wenn man sich hierbei auch über den Weg, auf welchem der Sauerstoff zum Fett gelangen soll, ganz hinwegsetzen wollte; so ist es doch gar nicht allein das Fett, durch dessen Schwinden ein Hungernder oder Kranker abmagert. Alle, auch wenig kohlenstoffigen, Muskel-, Nerven-, Eiweifsgebilde, die gar nicht verbrennen können, werden resorbirt, und gar nicht allein das Fett. Dieselbe Thätigkeit aber, die die nicht brennbaren Stickstoffgebilde resorbirt, resorbirt auch das Fett. Umgekehrt meint Liebig werde das Fett durch Mangel an Sauerstoff und verminderte Respiration, wie in der Ruhe der Thiere, *gebildet*, weil dann nicht aller Kohlenstoff verbrennen könne.

Digitized by Google

Indessen hängt die Fettbildung im Thiere von ganz anderen Dingen, als allein von dem Verbrennungsprocefs der Respiration ab. Es ist eine ganz unrichtige Vorstellung zu glauben, dafs die gemästeten Thiere in der Ruhe wenig athmeten und wenig Wärme bildeten; vielmehr ist der Athem und die Kohlensäurebildung sehr stark, die Hitze der Thiere grofs; daher sie sich bei kühler Witterung auch besser mästen als in grofser Hitze. Die Fettbildung ist vielmehr von der Wirkung des Digestionsapparats, der Menge der Galle, der Art der Neutralisation des Speisebreis durch dieselbe abhängig. Wir haben in der Schrift über Verjüngung gezeigt, wie enorm grofs die Fettbildung aus nicht fetthaltigen Substanzen im Darmcanal ist. Darüber dafs das Athmen dabei verändert wäre, haben wir nicht die geringste Erfahrung. Die Ruhe der Thiere wirkt viel mehr auf den Digestionsprocefs, als auf das Athmen, und ohnehin soll ja nach Liebig die Wirkung des Athmens hier nur die negative sein, dafs der überschüfsige Kohlenstoff nicht verbrannt werde. Aber Fett ist noch was anderes als Kohlenstoff; und wie das Fett gebildet werde, ist durch jene Hypothese nicht bewiesen.

Im zweiten Theil, die Umsetzung der Gebilde überschrieben, handelt Liebig die verschiedenen chemischen Metamorphosen des Proteins ab, welchen Stoff er, durch die Untersuchungen von Mulder veranlafst, als einen Grundstoff für alle organischen Gebilde nachzuweisen sich bemüht. Bekanntlich hat Mulder gefunden, dafs Käsestoff, Eiweifs, Fibrin durch Lösung in Kalilauge und nachherige Präcipitation mit Essigsäure einen Stoff geben, der sich, aus allen dreien der vorhergenannten Substanzen gewonnen, ganz gleich verhält; so dafs die Modificationen dieser Substanzen blofs durch den verschiedenen Aschengehalt, den Schwefel und den Phosphor entstehen, den die Eiweifsgebilde neben dem Protein enthalten. L. sucht nun durch hypothetische Berechnungen nachzuweisen, dafs die Mehrzahl der thierischen Gebilde: die Leimgewebe (Zellgewebe), die Muskelsubstanz, die Galle, die Harn- und Knorpelsubstanz sämmtlich blofse Modificationen des Proteins seien, die nur durch geringe Veränderungen in den Proportionen der zusammensetzenden Elemente entstehen. So besteht das Protein aus C^{48}, H^{72}, N^{12}, O^{14}. Die Arterienhaut aus C^{48}, H^{76}, N^{12}, O^{16}, die Federn aus C^{48}, H^{78}, N^{14}, O^{16} u. s. w. Das ähnlich zusammengesetzte Blut enthalte also die Elemente zur Bildung aller dieser Gebilde. L. will sich zwar dagegen verwahren, dafs diese Vergleichungen nicht zu einem müfsigen Spiel mit Formeln werden, indessen ist daraus für den Zweck der Physiologie, für den sie doch gemacht sind, ganz und gar nichts anderes, als aus dem tausendmal wiederholten Satz zu entnehmen, dafs alle organischen Gebilde bei der chemischen Analyse sich als aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff zusammengesetzt darstellen. Die ganze Untersuchung ist eine rein chemische, und hat keinen physiologischen Erfolg. Die wahren Differenzen der organischen Gebilde liegen nicht in dem chemischen Stoff, sondern in der organischen Form, in der Kügelchen-, Faden-, Röhrenbildung u. s. w. Dafs allen ursprünglich ein indifferenter Stoff wie Schleim, Eiweifs zu Grunde liegt, ist richtig; allein nicht dieser Stoff, sondern die Form ist für das Leben maafsgebend. Der Verf. glaubt etwas Neues gesagt zu haben, indem er bei der Gelegenheit behauptet, dafs die stickstoffhaltigen Arzeneien auf die Nerven und das Gehirn wirken, und dafs dies daher komme, weil ihre Elemente an dem chemischen Procefs der Umsetzung der Gebilde in den Nerven Theil nehmen. Diese Stoffbeziehung ist aber oft genug wiederholt, ganze Werke über Arzneimittellehre haben ihre Eintheilung darauf gegründet (besonders die naturphilosophischen); aber dies hat uns nicht weiter geführt. Darin liegt nun des Hrn. Liebig grofse Entdeckung, wie das Chinin wirkt, was die Aerzte niemals gewufst haben sollen. Sie wissen aber durch diese Stoffexposition nicht mehr davon, als früher, und würden gar nichts davon wissen, wenn sie weiter nichts wüfsten, als die Hypothese der Beziehung stickstoffiger Arzneien auf stickstoffhaltige Organe. Nicht der chemische Stoff zeigt organische Lebensäufserung; sondern die organische Form. Was als Wirkung erscheint, ist die organische Erregung, die nicht durch chemische Elementarzusammensetzung bedingt ist. Diese kann innerhalb gewisser Breiten sehr verschieden sein, ohne dafs sich darum die Lebenserregung im Geringsten ändert. Daher weichen die chemischen Analysen derselben organischen Gebilde in Bezug auf die procentische Zusammensetzung so sehr von einander ab. Man hat dies früher ganz mit Unrecht auf Ungenauigkeit der Untersuchung geschoben; es liegt vielmehr in der Verschiedenheit der Stoffbildung in denselben organischen Gebilden selbst. So ist

Digitized by Google

z. B. die Beschaffenheit des Fleisches und Fettes der mit Eicheln, der mit Erbsen, der mit Kartoffeln gemästeten Schweine ganz verschieden. Dies hat auf die organische Lebenserregung keinen Einfluſs; aber es ist natürlich, daſs die procentische chemische Zusammensetzung des flüssigen Fettes nach Eichelmast ganz verschieden von derjenigen sein wird, die sich nach der Mästung mit Erbsen erzeugt.

Im dritten Theil, der „von den Bewegungserscheinungen im Thierorganismus" betitelt ist, sucht Liebig den Grund der bewegenden Kraft in dem chemischen Stoffwechsel des Organismus. Wie die galvanische Kraft, die sich durch Berührung zweier Metallplatten mit einer Säure bildet, abhängig ist von der Fortdauer der chemischen Action; so ist die Lebenskraft nach L. an den Stoffwechsel gebunden, der besonders durch die chemische Action des Sauerstoffs entsteht. „Stoffwechsel, mechanische Kraftäuſserung und Sauerstoffaufnahme stehen in dem Thierkörper in so enger Beziehung zu einander, daſs man die Quantität der Bewegung, die Menge des umgesetzten belebten Stoffs in einerlei Verhältniſs setzen kann, mit einer gewissen Menge des von dem Thier in einer gegebenen Zeit aufgenommenen und verbrauchten Sauerstoffs". „Alle Theile des Thierkörpers, welche die Natur zum Stoffwechsel bestimmt hat, sind nach allen Richtungen hin von Canälen durchzogen, in denen ein Strom von Sauerstoff in Form von arteriellem Blut circulirt, der zum Austreten ihrer Bestandtheile nöthig ist". Liebig giebt sich gelegentlich freilich auch Mühe, Dinge zu erklären, die empirisch ganz unrichtig sind. So glaubt derselbe in den zelligen Organen, den Häuten u. s. w., sei keine bewegende Kraft; er scheint den Turgor und sonstige Contractionserscheinungen, die Flimmerbewegung, nicht zu kennen. Nun beweist er, warum diesen Organen (die sich freilich bewegen, ohne daſs Liebig etwas davon weiſs) die bewegende Kraft fehlt, nämlich weil sie nicht mit arteriellem Blut in Contact kämen!

Das Leben soll nun in einem Verbrauch und Ersatz von Stoffen durch den Stoffwechsel bestehen. Da nun verschiedene Individuen in 24 Stunden eine ungleiche Menge von ihren Körpertheilen verbrauchen, so (?) soll ein Zustand eintreten, wo die willkührlichen Bewegungen unterdrückt sind, und für diese kein Verbrauch Statt findet. Dies ist der Schlaf. Im Wachen stellt sich das Gleichgewicht von Verbrauch und Ersatz von Stoffen wieder her. Auf ähnliche Art wie diese Chemie des Schlafs, giebt auch L. eine Chemie der Ohnmachten, der Lähmungen u. s. w. Die Wärme beschleunigt den Stoffumsatz der belebten Körpertheile; sie erzeugt daher eine Zunahme der Masse und der Lebenskraft in den verschiedenen Lebensaltern. Kälte hemmt den Stoffwechsel dagegen. Dies giebt nun die Chemie des Wachsthums und der Abnahme des Lebens im Alter.

Auſserdem erhalten wir noch eine Chemie der Krankheit von Liebig. Die Krankheit ist hiernach ein gestörtes Gleichgewicht zwischen Ersatz und Verbrauch von Stoffen, oder ein abnormer Zustand von Ersatz und Verbrauch. Wie der Verf. in Betreff des normalen Ersatzes und Stoffwechsels den Menschen mit einem zu heizenden Ofen vergleicht, so bedient sich L. bei der Krankheit des Vergleichs der sich selbst regulirenden Dampfmaschinen. Wenn eine glühende Hitze bei Kopfcongestionen eine anomale Stoffumsetzung im Gehirn veranlaſst, so bedient man sich des kalten Wassers, um die Hitze abzukühlen und den Stoffwechsel zu mäſsigen, wie die Spannung in einem Dampfkessel durch Temperaturerniedrigung abnimmt. Wenn in Folge kranker Umsetzung der Gebilde ein gröſseres Maaſs von Kraft erzeugt wird, als zur Hervorbringung der normalen Bewegung erforderlich ist, so entsteht Beschleunigung der unwillkührlichen Bewegungen. Dies ist zunächst das Fieber. Wenn das Kraftübermaaſs, was der Stoffwechsel erzeugt, sich auf die willkührliche Bewegung wirft, so entsteht der Fieberparoxysmus. Bei allem diesem ist nur übersehen, daſs das Fieber nicht allein in beschleunigter unwillkührlicher Bewegung besteht; daſs ferner nicht alle, sondern nur die Herzbewegungen beschleunigt sind, nicht aber die des Darmkanals, und daſs auch der Paroxysmus was ganz anderes ist, als beschleunigte willkührliche Bewegung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Von Justus Liebig.

(Fortsetzung.)

Zuletzt erhalten wir noch eine chemische Theorie der Respiration. Sie gründet sich auf den Eisengehalt des Bluts und auf den dadurch bedingten Stoffwechsel zwischen dem Blute und dem Sauerstoff der Luft. L. sagt, die Blutkörperchen des arteriellen Bluts enthalten eine mit Sauerstoff gesättigte Eisenverbindung; diese giebt beim Durchgang durch die Capillargefäfse einen Theil ihres Sauerstoffs an gewisse Bestandtheile des Thierkörpers ab, ähnlich wie im faulenden Blut, um den Stoffwechsel und die Secrete hervorzubringen; der gröfsere Theil ihres Sauerstoffs aber verbindet sich mit den leblos gewordenen Substanzen des Thierkörpers, welche sodann als Sauerstoffverbindungen nach Aufsen entweichen. Auf dem Wege von den Capillargefäfsen (des Körpers doch wohl) nach dem Herzen nimmt die Eisenverbindung der Blutkörper, die den Sauerstoff abgegeben hat, kohlensaures Gas auf; das Blut wird dadurch zu venösem Blut, was in die Lungen gelangt. Hier empfängt die organische Eisenverbindung einen Ersatz für den verlorenen Sauerstoff, und in Folge der neuen Sauerstoffaufnahme in den Lungen scheidet sich die Kohlensäure des Bluts wieder ab. Alle im Venenblut vorhandenen Materien, welche Verwandtschaft zum Sauerstoff haben, verwandeln sich, aufser dem Eisen, in höhere Sauerstoffverbindungen; es entsteht eine Menge von Kohlensäure, von der immer ein Theil im Blute vorhanden ist. Diese Kohlensäure ist zum Theil an Natron gebunden, und ist in beiden Blutarten gleich, weil sie dieselbe Temperatur haben. (Sie haben aber nicht dieselbe Temperatur, denn das Arterienblut ist 1—2 Grad wärmer). Im Arterienblut kann sich aber, weil er Sauerstoff aufnimmt, mehr Kohlensäure erzeugen. L. statuirt hiernach zwei Oxydationsprozesse: den einen in den Lungen, wodurch die Lungentemperatur, und den andern in der Körperperipherie, wodurch die Körpertemperatur erhalten wird. Beide werden durch das Eisen geleitet.

L. knüpft daran noch Berechnungen über die Menge von Eisen im Blut, die mehr als hinreichen soll, die absorbirte Sauerstoffmenge zu binden; ferner Betrachtungen über die tödtliche Wirkung der Blausäure, die darin bestehen soll, dafs die Eisenverbindung im Blut mit den Bestandtheilen der Blausäure in neue Verbindung und Zersetzung eingehen soll, wie es bei der Alkaleszenz des Bluts möglich wird, wodurch das Blut die Fähigkeit verliert, Sauerstoff aufzunehmen. L. scheint hier eine Art Berlinerblaubildung anzunehmen, oder die Bildung von Blutlaugensalz, wobei denn freilich übersehen ist, dafs die blausauren Salze im Körper eben so giftig wirken wie die Blausäure selbst, auch ohne dafs sie die Eisenverbindung im Blute stören könnten.

Die Hauptsache bleibt aber hier wieder, dafs die physiologischen Beobachtungen zeigen, wie die Sauerstoffabsorption durch die Blutblasen gar nicht von den darin enthaltenen chemischen Stoffen (was doch nur der Farbstoff sein könnte) ausgeht, sondern allein durch die lebendige Contractilität der Blasenmembranen bedingt ist, die den Farbstoff einschliefsen; dafs ferner die physiologischen Beobachtungen zeigen, wie die Bildung des Farbstoffes in den Blasen erst eine *Wirkung* der Sauerstoffabsorption und eine Folge derselben ist, indem die ursprünglich ganz *farblosen* Blasen, die gewifs noch kein Eisen enthalten, sich erst durch die Sauerstoffabsorption röthen.. Wir haben dies, wie wir glauben, zuerst in der Schrift über die Circulation in der Thierreihe an der Entwickelungsgeschichte der Blutblasen gezeigt. Sowohl im Embryo als bei der Blutbildung in der Verdauung sind die Blasen erst ganz farblos

Digitized by Google

(es ist hier also weder an Farbstoff noch an Eisengehalt in demselben zu denken) und sie röthen sich erst in dem Maafse, als sie Sauerstoff absorbiren. Ja wir haben weiter gezeigt, *dafs die Fähigkeit Sauerstoff zu absorbiren, in den ältern Blasen in dem Maafse abnimmt, als der Farbstoff und der Eisengehalt zunimmt; also diejenigen Blasen, welche nach Liebig's Theorie die gröfste Kraft der Sauerstoffabsorption haben müfsten, weil sie das meiste Eisen enthalten, haben die geringste und zuletzt gar keine Kraft mehr, Sauerstoff anzuziehen*, wie wir in unseren Darstellungen über die verbrauchten Blutblasen ausführlich gezeigt haben.

Bei allen diesen Hypothesen ist nicht in Betracht gezogen, wie der menschliche Körper gleich einer Salzsolution zerfliefsen oder wie ein Brei zusammensinken müfste, wenn er nur aus Stoffen bestände ohne organische Form, und dafs die organische Form die Voraussetzung aller Lebensthätigkeit ist. Es ist ferner übersehen, dafs alle dem Körper zugeführten Stoffe zu organischer Form assimilirt werden und die Stoffqualität gänzlich zernichtet werden mufs, bevor der Körper dadurch ernährt werden kann. Nur aus der organischen Form kann die Lebenskraft geboren werden. Diese kann dann gegen äufsere Reize reagiren; allein dabei zeigt sie nur einen *Form*wechsel und keinen *Stoff*wechsel, weil die Stoffqualität völlig unterdrückt ist. Erst nach dem Aufhören des Lebens und der Auflösung der organischen Form treten die Stoffqualitäten wieder hervor.

Die Absorption von Sauerstoff in den Lungen, die Aufnahme der Nahrung bringen also nicht, wie L. annimmt, durch den Stoffwechsel das Leben hervor, sondern die Selbsterregung der organischen Form bedingt schon ihre Aufnahme und Verarbeitung. In so weit am Anfange und am Ende des Lebens, am Eingange und am Ausgange seiner Pforten, ein Stoffwechsel Statt findet, ist dieser die Wirkung und Folge, und nicht die Ursache des Lebens. Im lebendigen Organismus selbst ist nur Formwechsel. Es sind nur die Lebensbedingungen und Lebensresiduen, welche chemische Actionen zeigen.

Wir müssen nicht gewaltsam die Augen gegen die grofse Thatsache verschliefsen, dafs so wie wir mit einem organischen Gebilde ein chemisches Experiment vornehmen, die organische Form in Stoff aufgelöst wird, und nun keine Lebenserregung mehr in dem Stoff Statt findet; dafs es auf der andern Seite unmöglich ist, irgend eine lebendige Wirkung aus dem chemischen Stoff hervorzulocken.

Man läfst sich immer dadurch irre leiten, weil chemische Erscheinungen neben dem Leben herlaufen, zu glauben, dafs diese Erscheinungen nun im Leben selbst seien. Das Leben ist aber nur die ewige Zernichtung dieser Erscheinungen. Es ist der immerwährende Kampf zwischen Leben und Tod, den der Körper mit der Aufsenwelt zu bestehen hat, indem er die Stoffe sich assimilirt. In den Stoffen, und in der Einfuhr und Ausfuhr der Stoffe in den Organismus, liegt nicht das Wesen des Lebens.

Betrachtet man in dieser Beziehung den Inhalt der Liebig'schen Schrift näher; so enthält sie nur Betrachtungen über den Mechanismus der Wirkungen des organischen Lebens, so wie über den Chemismus, der hinter und vor dem Leben herläuft. Indem nun L. den Mechanismus der Lebenswirkungen (der Kraftäufserungen) und den Chemismus der Lebensbedingungen und der Lebensresiduen für das Leben und seine Ursachen selbst hält; so ist er in einer Selbsttäuschung befangen, nach welcher er überall, in der Reihenfolge der Beziehungen des Lebens zur Aufsenwelt, das folgende Chemische noch für das Ursprüngliche, Lebendige, und wieder das Ursprüngliche, Chemische für das folgende Lebendige hält, so wie er im Organismus selbst überall Ursache und Wirkung mit einander verwechselt, und eben so immer den Theil für das Ganze nimmt, indem er einzelne chemische und mechanische Verhältnisse am Organismus mit dem Wesen und der Natur des ganzen Organismus identificirt; den grofsen Reichthum wahrhaft organischer und lebendiger Erscheinungen an ihm aber ganz und gar übersieht. L. ist überall in der grofsen Selbsttäuschung, nach welcher er sich mit seinen Betrachtungen in der Physiologie zu befinden glaubt, während er mitten in der Chemie selbst noch steckt.

Dieses enthält vorzüglich den Schlüssel zur Würdigung des Werths und der Bedeutung der Liebig'schen Schriften über organische Chemie. Viele Irrthümer darin gehören gar nicht allein Liebig, sondern der Zeitrichtung überhaupt an, und haben grofsentheils ihren Ursprung in dem Mysticismus der bisherigen Lehre von der Lebenskraft, der kein Eingehen in den inne-

Digitized by Google

ren Verlauf des Lebensprocesses gestattet, so dafs man, wo das Bedürfnifs hierzu empfunden wurde, zur Chemie seine Zuflucht genommen hat.

Betrachten wir von diesem Standpunct aus noch die Einzelnheiten der organischen Phänomene, welche Liebig zum Gegenstand seiner chemischen Erklärungen macht; so sieht man leicht, dafs in Betreff des Mechanismus der Wirkungen des Lebens manches Richtige sich darin finden kann, ohne dafs jedoch die Beziehungen auf den Lebensprocefs so wären, als sie Liebig darstellt. Durch das Befangensein in der irrigen Vorstellung, dafs sich die Lebenserscheinungen aus der chemischen Theorie des Stoffwechsels müssen erklären lassen, macht Liebig überall die Mittel zum Zweck der Organisation; der Zweck des organischen Lebens selbst aber geht ihm dabei ganz zu Grunde, so dafs er nicht im entferntesten darauf zu sprechen kömmt. Alles was L. zur Sprache bringt, sind nur die Mittel und Wege, wodurch die Organisation ihren Zweck erreicht, wobei die innere Zweckthätigkeit des Lebens selbst gänzlich übersehen ist.

Es ist nun keinem Zweifel unterworfen, dafs die Kenntnifs der Mittel und Wege, deren sich das organische Leben zur Erreichung seiner Zwecke bedient, auch zur Kenntnifs des Lebens im Ganzen gehört; allein es ist eine ganz verschiedene Sache, ob man hierbei Mittel und Zweck gehörig zu sondern und die Zwecke, als das Letzte und Höchste im Leben, aus sich selbst zu erkennen versteht, oder ob hierbei überall Mittel und Zweck vermengt und verwechselt werden, wie es bei Liebig der Fall ist.

Gesetzt also, dafs es richtig wäre, was Liebig im ersten Theile seiner Schrift behauptet, dafs nämlich die Zufuhr von Luft und Nahrung sich in einer Art von statischem Gleichgewicht untereinander befänden, wodurch beide von einander abhängig würden und sich gegenseitig forderten; so ginge daraus noch gar nicht hervor, was L. daraus beweisen will, dafs in dem Stoffwechsel zwischen dem Sauerstoff der Luft und dem Kohlen- und Wasserstoff der Nahrung die wahren Zwecke des Lebens beständen, und dafs der lebendige Körper nichts anderes sei, als ein Ofen oder eine Dampfmaschine, womit ihn Liebig so oft vergleicht. Der lebendige Zweck könnte sich sogar solcher mechanischen und chemischen Mittel bedienen, ohne darum selbst mechanisch und chemisch zu sein.

Aber in diesem Betracht geht die Unvollkommenheit der Liebig'schen Schrift viel weiter als es scheinen möchte. Denn diese Abhängigkeit der eingeathmeten Luftmenge von der Nahrung, und das gegenseitige Fordern des Kohlen- und Wasserstoffgehalts der Nahrung und des Sauerstoffs der Luft finden schon in der Natur gar nicht so Statt, als Liebig es darstellt, und er hat diese Darstellung blofs seiner Theorie zu Liebe geschaffen.

Wir wollen nur Einzelnes betrachten. Liebig sagt, die Zeit, in welcher ein Verhungernder stirbt, richtet sich nach dem Zustand der Fettleibigkeit, nach dem Zustand der Bewegung, nach der Temperatur der Luft, und ist zuletzt abhängig von der Gegenwart oder Abwesenheit des Wassers. Dies wird nun so erklärt, dafs das Verhungern ein Verbrennungsprocefs ist, wobei der Tod erfolgt, also das Feuer ausgeht, wenn kein Brennmaterial, d. i. kein Fett, welches in Ermangelung der Nahrung zur Verbrennung dient, mehr im Körper vorhanden ist. Auf der andern Seite wird das Fett im Körper früher verbraucht werden, wenn das Athmen durch Bewegung und Arbeiten erhöht wird, wobei man nach dem alten Aristotelischen Vergleich nur zuzufügen brauchte, dafs die Lunge hierbei den Blasebalg spiele, und also das Feuer um so eher ausgehe, je gröfser der Luftzug sei. Je mehr das Wasser dabei fehlt, desto mehr wird die Verbrennung beschleunigt. *Die eigentliche Ursache des Hungertodes ist also der Respirationsprocefs. Dies ist Liebig's genauer Ausdruck.*

Dies wäre alles ganz consequent; aber schade, dafs der erste Hauptsatz nicht richtig ist, nämlich dafs die Zeit, in welcher ein Verhungernder stirbt, sich nach der Menge des in seinem Körper angesammelten Fettes richten sollte. Die pflanzenfressenden Thiere nämlich, welche allein überhaupt viel Fett bilden, mögen sie noch so fett sein, sterben jedoch immer in viel kürzerer Zeit als die fleischfressenden, die überhaupt fast gar kein Fett bilden. Ein mageres fleischfressendes Thier, ein Hund, eine Katze, kann 4—6 Wochen hungern, ehe es stirbt; die meisten Raubthiere müssen oft wochenlang hungern, ehe es ihnen gelingt, sich wieder einer Beute zu bemächtigen; aber sie erhalten sich in dieser langen Zeit ohne alles Fett. Ein pflanzenfressendes Thier, ein fettes Schaaf, ein Huhn, können bei allem ihren Fett nicht viel

Digitized by Google

über 8 Tage hungern. Dies ist die wahre physiologische Thatsache, die aber zu der chemischen Verhungerungstheorie sehr wenig pafst. Dafs beim Hungern, wenn Fett da ist, auch Fett resorbirt wird, ist richtig; allein nicht blofs Fett, sondern alle übrigen organischen Gebilde, das Eiweifs, die Muskeln, die stickstoffigen Substanzen überhaupt, die gar nicht verbrennen können, werden eben so gut resorbirt.

Gesetzt nun aber auch, es würde wirklich beim Hungern blofs Fett resorbirt und der Sauerstoff verbrennte wirklich dabei das Fett, würde durch diese Fettverbrennung jemals der Tod entstehen können? Würde wie der Verf. sagt „die eigentliche Ursache des Todes die Respiration sein" können? Dies wäre nach des Hrn. L.'s eigener Theorie ein Ding der Unmöglichkeit. Liebig's Hauptsatz ist nämlich, dafs das organische Leben überhaupt im Stoffwechsel, und der Stoffwechsel in dem Verbrennungsprocefs durch die Respiration begründet sei. Mit anderen Worten also *die Respiration soll die wahre Ursache des Lebens sein.* Diesen Satz zu beweisen, darum dreht sich der ganze Inhalt des Liebig'schen Buchs. *Nun aber beweist uns L., dafs beim Hungertode die Respiration auch wieder die Ursache des Todes sei.* Macht denn L. gar keinen Unterschied zwischen Leben und Tod? oder sollen beide, wie in der antiken Qualitätenlehre, dasselbe innere Wesen haben? L. scheint aber wirklich den Tod für etwas vom Leben Verschiedenes zu halten; aber an dieser Stelle blofs in einen kleinen Widerspruch mit sich selbst zu gerathen in dem eifrigen Streben für seine chemische Theorie; die hiernach zu allem gebraucht werden kann, und eben deshalb zu gar nichts in der Physiologie zu gebrauchen ist. Wir haben dieses Beispiel besonders hervorgehoben, weil man daran am besten sehen kann, wie die chemische Lebenstheorie sich in sich selbst zernichtet, weil sie den Tod in ihrem eigenen Leibe nicht verhehlen kann. Was ist der Zweck, das Ziel des Verhungerns? Dafs die organische Erregung zerstört und die organische Form in chemischen Stoff aufgelöst wird. Dies geschieht aber bei Verhungernden mehr durch Fäulnifs als durch Verbrennung. Der ganze Körper geht durch Hunger zuletzt in innere Zersetzung über; die Lungen hauchen Ammoniak, anstatt Kohlensäure aus; so viel, dafs der Athem stinkt, das Blut fault. Dies scheint Liebig alles nicht zu wissen.

Liebig sagt ferner, in einem jungen Thier, dafs wachsen solle, werde viel Fibrin und Albumin zur Ernährung gebraucht, während der Blutumlauf und die Athembewegungen beschleunigter seien, als im erwachsenen Thier. Bei diesen starken Athembewegungen würde es an Kohlenstoff und Wasserstoff zur Verbrennung in den Lungen fehlen, und damit dabei die Wärmeerzeugung Statt finden, und dem Sauerstoff ein Widerstand entgegengesetzt werden könne; so habe die Natur mit bewunderungswürdiger Weisheit dem Käsestoff der Milch, der allein zu Blut werden könne, noch Butter und Milchzucker zugesetzt, um der Respiration Kohlenstoff und Wasserstoff zur Verbrennung zu liefern. Diese Art der Nahrung sei blofs der Respiration wegen geschaffen.

Wir sehen aber, dafs die beschleunigte Circulation und Respiration der jungen Thiere nur scheinbar ist, indem das Herz noch klein ist und ungeachtet etwas schnellerer Pulsschläge deshalb dennoch weniger Blut austreibt, als das gröfsere Herz erwachsener Thiere bei langsameren Schlägen. Eben so sind die Athemzüge zwar schneller, aber nicht tief, und die kleinere Lunge gestattet vor der Pubertätsentwickelung keine sehr starke Respiration. Die Natur hätte also den Zweck, Butter und Milchzucker zur Verbrennung bei einem starken Respirationsprocefs zu schaffen ganz verfehlt, und eben da wo, wie im späteren Alter, die Respiration und Circulation wirklich erhöht werden, jene Zwecke gerade nicht erfüllt.

Auf der anderen Seite aber sehen wir, dafs Butter und Milchzucker in der Milch, wirklich zu Blut werden, indem der Milchzucker wie derjenige Zucker, welcher sich im Magen bei jeder Digestion bildet, gleich im Darmcanal durch die Galle verändert wird, das Fett der Milch aber in die Bestandtheile der Lymphe und in die Lymphkügelchen übergeht, die die Grundlage der Blutblasen werden. Diese Fettsubstanz wird bei ihrer Metamorphose grofsentheils in den Farbstoff der Blutblasen verändert, und dieser mit der ganzen bedeutenden Masse von Kohlenstoff, die er enthält, nicht durch die Lunge, sondern als Galle durch die Leber ausgeschieden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie. Von Justus Liebig.

(Schluſs.)

Man sieht, daſs die Natur hier nicht chemische sondern lebendige Zwecke bei der Milchbildung gehabt hat. Der Chemismus der Respiration ist nicht der Zweck, sondern bloſs das Mittel des lebendigen Organismus die Assimilation und Organisirung der Nahrung zu bewirken. Die Lebenszwecke sind also ganz andere, als die Butterverbrennung. Im übrigen haben wir anderswo gezeigt, daſs auch im erwachsenen Thier bei der Verdauung eine sehr groſse Fettbildung sich zeigt, und man ganz im Irrthum war zu glauben, daſs zur Blutbildung im erwachsenen Zustande das Fett überflüſsig sei.

Weiter sagt Liebig, die fleischfressenden Thiere und der Mensch hätten in ihrer stickstoffigen Nahrung zu wenig Kohlenstoff und Wasserstoff, um der Lunge Material zum Verbrennen zu geben. Sie seien also genöthigt, eine groſse Menge Nahrung zu verzehren, um nur Kohlenstoff für die Lunge zu schaffen.

Ein Indianer, dem es an vegetabilischer Beimischung zu den Fleischspeisen fehle, müsse 5 Mal so viel Fleisch verzehren als Vegetabilien, um sich die nöthige Menge Kohlenstoff zur Respiration zu verschaffen. Aus ähnlichen Gründen seien die Löwen und Tieger so gefräſsig. In warmen Ländern werde das Athmen vermindert, und daher dürfe man dort weniger essen. Allein hier hat sich L. durch die gewöhnlichen Redensarten über die Gefräſsigkeit der Raubthiere irre führen lassen. Trotz ihrer Gefräſsigkeit nehmen diese Thiere nicht halb, vielleicht nicht den vierten Theil so viel Nahrung zu sich, als die herbivoren Thiere, die den ganzen Tag fressen, während die Carnivoren selten essen. Diese Wahrheit paſst also wieder nicht zu der Liebig'schen Theorie. Man sieht hieraus, daſs die Quantität und Qualität der Nahrung der Menschen und Thiere ganz andere Zwecke haben muſs, als dem Verbrennungsproceſs zu dienen. Fleischnahrung ist in warmen Ländern schwer zu erhalten; sie geht in gröſseren Mengen genossen leicht in chemische Zersetzung im Darmcanal über und wird deshalb weniger, als Vegetabilien, ertragen. Es wird in Tropengegenden viel vegetabilische Nahrung erfordert, trotz der nach der chemischen Theorie verminderten Combustion.

Man sieht, daſs L. mit seiner chemischen Physiologie zu den wahren Zwecken des Lebens niemals kömmt. Nach seiner Theorie wären höchstens Essen, Trinken, Verdauen, Schlafen: Lebenszwecke. Liebig kommt mit dieser Physiologie nicht aus dem Darmcanal heraus; aber selbst hier bleibt er in der chemischen Zersetzung stecken. Die Physiologie wird hier zur Chemie gemacht, und das organische Leben anorganisch erklärt. Denn man sieht leicht, daſs so richtig auch die Lehre von der chemischen Umbildung verschiedener Stoffe, die man auſserhalb des Körpers hervorbringen kann, sein mag; dennoch das Leben selbst noch einen andern Zweck hat, als Stoffe umzubilden, und daſs kein Stoffwechsel jemals im Stande ist die Reihe von Lebenserscheinungen zu erzeugen, die uns am Organismus vorzüglich interessiren. Wenn man die Welt im Ganzen betrachtet, so hat es freilich auch ein Interesse, die Beziehungen der Auſsenwelt und des Organismus kennen zu lernen; zu sehen, was der Organismus von der Auſsenwelt erhält, und was er wieder an sie zurückgiebt. Allein diese Beziehungen gehören nicht zu dem inneren Getriebe der Organisation selbst; sie sind nicht das Leben, sondern die

Digitized by Google

Lebensmittel und Lebensabwürfe; und eben darauf, diesen Unterschied zu fassen, kömmt es hier an.

Wir dürfen übrigens zum Schlufs bemerken, dafs es Liebig nicht allein ist, der in den angedeuteten Irrthümern befangen erscheint, vielmehr ist seine Art, die Chemie auf die Organisationslehre anzuwenden, einer Zeitrichtung der Wissenschaft überhaupt angehörig. Viele andere machen die Sache um nichts besser, nur dafs sich Liebig, indem er die Schwierigkeiten, welche ihm auf dem Gebiete der Physiologie entgegentreten, und die Gefahren, denen man sich dabei aussetzt, weniger gekannt hat, verleitet worden ist, tiefer in dieser verfehlten Richtung weiter zu gehen, als er sonst gewagt haben würde. Im Uebrigen bemerken wir, dafs Liebig's grofse Verdienste um die Chemie als solche von uns mit Vergnügen anerkannt werden; und dafs sie für die Lehre von den Lebensresiduen auch dem Arzte von hohem Interesse bleiben. Allein wir halten es für Pflicht, einer verfehlten Anwendung der Chemie auf Physiologie, wodurch man die Lehre vom Stoffwechsel und vom chemischen Procefs irrthümlicher Weise für die Lehre vom Lebensprocefs selbst hält, entschieden entgegen zu treten, weil die Folgen dieser verfehlten Anwendung eine nachtheilige Rückwirkung auch auf das praktische Leben haben.

Dr. C. H. Schultz.

LIV.

Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern u. s. w. Herausgegeben von J. M. Firmenich. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, 1843. Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Was des Volkes Sagen, Lieder und Gebräuche für die Mythologie und Geschichte sind, das ist seine Mundart für die Grammatik. Sie ergänzt die schriftlichen Ueberlieferungen, indem sie die ältere Sprache bald rein bald in einer Umwandlung bewahrt hat, welche die ursprüngliche Gestalt noch erkennen läfst. So viel jedoch auch für einzelne deutsche Mundarten bereits geschehen ist, so erwartet bei Weitem der gröfste Theil derselben doch noch seinen Sammler und Forscher, und die deutsche Grammatik und Lexicographie hat von dieser Seite her noch einen reichen Zuwachs zu hoffen. Dabei wird es immer wichtiger die einzelnen Mundarten auszubeuten, weil die neuhochdeutsche Sprache durch Schule und Kirche und durch den gesammten Volksverkehr einen immer gröfseren Einflufs auf sie gewinnt. Der letztere Grund vorzüglich hat den Herausgeber der vorliegenden zwei Hefte, wie er selbst in der Vorrede sagt, zu dem Versuche veranlafst, alle deutsche Mundarten in Sagen, Liedern und andern volksthümlichen Erzeugnissen darzustellen. Der Zweck, den er im Auge hatte, war jedenfalls sehr schön: doch wenn man die grofsen Schwierigkeiten erwägt, mit denen die Darstellung einer einzigen Mundart verknüpft ist, sobald sie den Anforderungen der Wissenschaft genügen soll; dann wird man die Hoffnung ein Werk zu liefern, welches „als durchaus zuverläfsiger Führer bei den verschiedenen Forschungen zu gelten berechtigt ist", und dessen Vollständigkeit „dem Sprachforscher wie dem Vaterlandsfreund nichts zu wünschen übrig läfst", von vorn herein mindestens etwas verwegen finden. Wie sollen die wenigen Proben, welche sich von den einzelnen Dialekten in ein so umfassendes Werk aufnehmen lassen, die Dialekte nur einigermafser so genau charakterisiren, wie es der Sprachforscher bei den billigsten Forderungen wünschen mufs? er wird in den kurzen Stücken oft nur zwei oder drei Ausdrücke treffen, die er brauchen kann, von dem Wichtigsten aber wird sich oft keine Spur zeigen, und wo es vorkommt, wird er die besonders auffallenden Formen nur mit einer gewissen Scheu benutzen, da man es den Beiträgen ansieht, dafs sie dem Herausgeber aus sehr verschiedenartigen Händen zugekommen sind, und dafs mancher Einsender nicht die Kenntnifs der deutschen Grammatik hat, welche er bedürfte, um zu wissen, worauf es bei Proben dieser Art ankommt, und um die feinen Nüancen der Volksmundart schriftlich darzustellen, ja oft nur zu hören. Allein wenn wir auch nicht des Herausgebers eignes Versprechen, das ein Verein von Gelehrten kaum erfüllen könnte, zum Maafsstab für die Beurtheilung nehmen, sondern vielmehr die Schwierigkeit seiner Arbeit bedenken und darum ganz bescheidne Ansprüche machen, so bleibt uns immer noch genug zu wünschen. Einen

Digitized by Google

ungefähren Begriff zwar bekommt man von den deutschen Mundarten durch das Werk ohne Zweifel, und insofern wird es sich unter der gröfseren Lesewelt gewifs Freunde erwerben. Auch wollen wir über die Reinheit der Dialekte mit dem Herausgeber gar nicht rechten: nicht selten sind neuhochdeutsche Formen eingemischt, und es finden sich auch sonst Unregelmäfsigkeiten, die eine Störung voraussetzen; doch könnte diese für den Dialekt, wie er grade jetzt gesprochen wird, bezeichnend sein und nur für wissenschaftliche Zwecke ist es nöthig, dafs die Mundart gewissermafsen kritisch construirt wird, d. h. dafs man an die Stelle der neuhochdeutschen oder entstellten Formen, die man im Munde Einzelner hört, die ursprünglichen, mundartlichen setzt, welche sich fast immer neben jenen noch erhalten haben, nur bisweilen mehr zurückgetreten sind. Nicht zu verzeihen ist dagegen die Ungenauigkeit und Inconsequenz, mit welcher der Herausgeber die Orthographie behandelt. Zwar entschuldigt er sich in der Vorrede, er habe geleistet was in seinen Kräften stand, und man werde bei mehr als dreihundert Mundarten von ihm allein nicht verlangen was so viele Gelehrte nicht einmal bei unsrer neuhochdeutschen Schriftsprache bisher vermocht hätten. Doch dieser Vergleich pafst nicht. Wir führen in der neuhochdeutschen Orthographie eine Menge falscher Schreibungen fort, die wir sehr wohl kennen, und die einzelne Gelehrte nur deshalb nicht mit einem Male aufgeben, weil ihre Bücher dadurch ein so fremdartiges Aeufsere bekämen, dafs sie Gefahr liefen, von einem grofsen Theile der Nation nicht gelesen zu werden. Der Dialekt dagegen hat keine Orthographie, eben weil er nicht Schriftsprache ist; hier mufste der Herausgeber daher nach Etymologie und Aussprache dieselbe bilden. Dafs dies schwierig sei, gesteht man ihm zu; doch ist durch Grimms Grammatik, durch die kritischen Ausgaben altdeutscher Werke und durch die bisherigen bessern Idiotika auch schon viel vorgearbeitet; jedenfalls durfte der Herausgeber die Fehler der neuhochdeutschen Orthographie, über die er selbst in der Vorrede klagt, z. B. das unorganische *h* als Dehnungszeichen, *ie* statt *î* u. dgl. nicht in die Dialekte hineintragen; und wenn man noch weniger verlangt, so mufste er irgendwie consequent verfahren. Doch bald wird bei den vorliegenden Mundarten, die sich zum Theil sehr nah berühren und sämmtlich noch norddeutsch sind, z. B. die Länge des Vocals durch *h*, bald durch Verdoppelung, bald nur dadurch bezeichnet, dafs der folgende Consonant nicht verdoppelt ist; es wird also *Tehken*, *Teeken* und *Teken* (Zeichen) oder *Tihden*, *Tiiden*, *Tieden* und *Tiden* (Zeiten) dauernd, nicht in demselben Dialekt doch in den verschiedenen, vermischt, während der lange Vocal nur zu circumflectiren war. Diese Unregelmäfsigkeit erschwert es dem Ungeübten die Verwandtschaft der Dialekte zu erkennen, und sie führt auf die Vermuthung, dafs der Herausgeber die ihm zugesandten Beiträge ziemlich unverändert abdrucken läfst, wenigstens könnte es nicht schaden, wenn er in seiner „kritischen Berichtigung" etwas weiter ginge. Bei einigen Mundarten sind Einleitungen vorausgeschickt, welche die Schreibungen bestimmen, doch bei anderen, in denen ganz dieselben Formen wiederkehren, werden sie anders geschrieben. So ist z. B. vor den Proben in der Mundart der jetzigen Angler (S. 35) *et*, *bet* (es, bis), was sich eigentlich von selbst verstünde, ausdrücklich vorgeschrieben, doch weit öfter steht sonst *ett*, *bett*. Bei dem Gedichte aus der Danziger Niederung ist ein guter Versuch zu einer durchgedachteren Orthographie gemacht, doch ihm gegenüber bei der Königsberger Mundart kehren alle früheren Fehler wieder. Die ostfriesischen Proben sind mit lateinischen Buchstaben und bei den Proben aus Schwerin ist der Anlaut der Substantiva klein gedruckt, beides wäre sehr gut, wenn es der Herausgeber durchgeführt hätte, doch so sieht man nicht, weshalb er grade hier von seinem gewöhnlichen Verfahren abweicht. — Dieselbe Ungleichheit finden wir bei den Anmerkungen. Bald wird Nahliegendes erläutert, bald Dunkles übergangen; bald werden ganze Zeilen zugleich, bald alle Wörter einer Zeile einzeln erklärt; und in dem letztern Falle stört es beim Lesen besonders sehr, dafs die auf die Anmerkungen bezüglichen Zahlen in den Text gedruckt sind, da dieser bei den ferner stehenden Mundarten oft ganz bunt aussieht; während der Herausgeber, wie dies bei Werken der Art gebräuchlich ist, die Zeilen von fünf zu fünf beziffern und zur Anmerkung die Zeilenzahl setzen konnte. Bei den Erklärungen selbst konnte er wohl die Etymologie mehr

Digitized by Google

berücksichtigen und besonders als Uebersetzung, so weit es ging, stets das neuhochdeutsche Wort desselben Stammes angeben, also z. B. *altohoop* durch *allzukauf* nicht durch *allzusammen* erklären. Wenn aber auch für das mundartliche Wort kein entsprechendes neuhochdeutsches von gleicher Wurzel vorhanden ist, so finden sich doch gewöhnlich andre von derselben Wurzel; dann waren diese anzuführen; bei der Vermuthung über *bar* in *Adebar* (S. 53), welches übrigens schon von Grimm Grammatik 2, 487 erklärt ist, lag z. B. neuhochdeutsch Bahre (mittelhochdeutsch *bern*) näher als englisch *to bear*. Ueberhaupt aber sind die Vergleichungen verwandter Dialekte und der ältern deutschen Sprachen viel zu sehr gespart; bei eigenthümlichen Wortbildungen konnten hin und wieder Analogien aus derselben Mundart, bei gewissen Wurzeln die wichtigsten Wortstämme und Ableitungen, bei Verben die für die Conjugation bezeichnenden Formen angegeben werden; der Wortschatz der Proben aber liefs sich einigermafsen ergänzen, wenn man gröfsere oder kleinere Verzeichnisse eigenthümlicher Redensarten und Ausdrücke begefügt hätte. Durch dies und Aehnliches hätte der Herausgeber wenigstens den Versuch gemacht, zu einer wissenschaftlichen Darstellung der Mundarten einen Grund zu legen. Einen grofsen Theil der Erklärungen niederdeutscher Worte konnte er jedoch ersparen, wenn er das Lautverschiebungsgesetz und die Vocalverhältnisse in einer Einleitung kurz angab; da Wörter wie *Tiden* Zeiten, *Rôk* Rauch, *Süper* Säufer, die immer wieder erklärt werden, dann völlig verständlich sind. — In Hinsicht des Inhalts ist etwa der dritte Theil der beiden Hefte von Werth, weil er eigentlich Volksthümliches enthält. Schöne Volkslieder werden z. B. von der Insel Sylt, aus Holstein und aus verschiedenen Gegenden der Mark (aus der letztern besonders Kinderlieder) mitgetheilt; schöne Sprichwörter vorzüglich aus dem Grofsherzogthum Mecklenburg-Schwerin, und es ist zu bedauern, dafs Zusammenstellungen dieser Art nicht öfter vorkommen. An Sagen ist bemerkenswerth die vom Seeweibe (S. 23), vom Müller, welchem das gestohlne Korn nach dem Tode keine Ruh läfst (S. 45), und von dem Gespenst, das sich für einen bunten Rock an einen Pater aus Schwerin vermiethet und deutlich ein Kobold ist (S. 67). Schön sind auch die beiden Märchen von den sieben Mäusen zu Pudmin (S. 87) und von Vater Hähnchen und der Rache am Habicht (S. 91), welches letztere jedoch aus mehreren zusammengesetzt ist; das vom klugen Schneiderlein (aus der Gegend von Rastenburg, S. 109) scheint aus den Grimm'schen Mährchen (kleine Ausgabe No. 43) nur in die Mundart umgesetzt zu sein. Zu loben ist hierbei noch, dafs bisweilen dieselben Lieder aus verschiedenen Gegenden mitgetheilt sind, wodurch die Vergleichung der Mundarten erleichtert wird. Bei Weitem der gröfsere Theil der Proben besteht jedoch theils in sehr schwachen humoristischen Aufsätzen und Gesprächen, die oft mehr als geschmacklos sind, wie z. B. die aus Berlin mitgetheilten, theils in Gedichten, welche Neuere im Dialekt abgefafst haben. Auch diese letztern wären nur hin und wieder als Nothbehelf zu entschuldigen; sie sind im besten Falle glückliche Copien des Volksthümlichen, doch man wünschte Originale. Es wäre daher gut, wenn der Herausgeber in den folgenden Heften mehr wirklich Volksthümliches brächte, und wenn er besonders die Orthographie regelte; da er schon so verschiedene Orthographien hat, so wird es nicht auffallen, wenn er noch eine neue beginnt und diese durchführt. Dankenswerth ist seine Sammlung auch jetzt schon, doch liefse sich nach dem heutigen Stande der deutschen Sprachforschung mit geringer Mühe weit mehr leisten.

E. Sommer.

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

LV.

Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre. Aus handschriftlichen Quellen und dem Koran geschöpft und dargestellt von Dr. Gustav Weil. Mit Beilagen und einer Stammtafel. Stuttgart, 1843; bei Metzler.

Seitdem die politischen Wirren des Orients die Aufmerksamkeit der Europäer fortwährend rege erhalten, hat man auch vielfach den Mohammedanismus selbst näherer Würdigung unterzogen, und es giebt wohl schwerlich einen Gegenstand der arabischen Literatur, der in der neuern Zeit eine mannigfaltigere Bearbeitung gefunden hätte, als das Leben und die Lehre des Propheten der Muselmänner. Zwar hat es nie an einzelnen Aufsätzen und Abhandlungen über Moh.'s Wirksamkeit, sein Verhältnifs zum Judenthume und Christenthume u. s. w. gefehlt, und die Zeit ist noch nicht so gar fern, wo man in prunkenden Phrasen den genialen Propheten, die Erhabenheit seiner Lehre u. dgl. zur Schau stellte; aber an eigentlich wissenschaftlichen, aus Originalquellen geschöpften Schriften war bis auf die neueste Zeit (aufser den Büchern von Reland, Savary, Prideaux u. s. w. und den Bemerkungen zum Koran von Maracci und Sale) Gagnier, nicht nur durch seine Ausgabe der Biographie Moh.'s von Abûlfedâ, sondern besonders durch seine eigene *vie de Mahomet etc.* Hauptquelle geblieben. In den mehr als hundert Jahren, die seit dem Erscheinen dieses Buches vergingen, waren aus arabischen Schriftstellern zwar manche neue Notizen über Moh. an's Licht gefördert, indessen schleppten sich die falschen Berichte und selbst die Uebersetzungsfehler Gagnier's durch alle Schriften fort, und sogar Orientalisten scheueten sich nicht, manche von Gagnier mifsverstandene oder verdorbene Stelle ohne nähere Untersuchung wieder nachzusprechen. Erst jetzt, nachdem zuerst in Frankreich von H. Noël des Vergers eine neue correcte Ausgabe und Uebersetzung der Biographie Moh.'s von Abûlfedâ veranstaltet worden, hat Hr. W. es versucht, die einzelnen Nachrichten zu prüfen und das Resultat davon in vorliegendem Buche zu veröffentlichen. Aufser den gedruckten Quellen standen Hrn. W. mehrere handschriftliche zu Gebote und zwar gröfstentheils dieselben, welche auch schon Hr. von Hammer-Purgstall in seiner Biographie (Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen, Leipzig 1837. Bd. I.) benutzt hat, nämlich das Chamîs des Ibn Alhasan Addiârbekhrî, das Insân Olöyûn von 'Alî Halebî und ein Auszug aus dem Sîrat Orrasûl des Ibn Hishâm.

Der Verf. selbst hat es wohl gefühlt, dafs seine Schrift als eigentlich historische Arbeit ihre Aufgabe nicht vollständig löse. Er hat seinen Gegenstand nicht mit dem klaren umfassenden Blicke eines Historikers als ein in schöner Gliederung abgerundetes Ganze hingestellt: er hat nicht gewagt, die innern Triebfedern, das psychische Leben des Propheten zu durchdringen und ihn als das nothwendige Product des Dranges und Kampfes einer glühenden Seele mit den rohen, wild durcheinander fluthenden Elementen seiner Zeit uns vorzuführen. W. hat nur gestrebt, die äufsere Geschichte des merkwürdigen Mannes, den objectiven Thatbestand, so weit ihn die Quellen angaben, offen vorzulegen, und also durch seine Arbeit erst das eigentliche Material für einen künftigen Historiker geliefert. Er glaubt — und hierin stimmen wir ihm völlig bei — „dafs es für die Wissenschaft förderlicher ist, „wenn die morgenländische Geschichte von einem, wenn „auch nur mit geringen historiographischen Fähigkei„ten begabten Orientalisten, als von dem talentvoll„sten Historiker von Fach geschrieben wird, der nicht „unmittelbar aus den Quellen schöpfen kann". — An der Benutzung seiner Quellen aber hat W. es keineswegs fehlen lassen. Dafs er daran keinen Mangel

Digitized by Google

hatte, geht aus Obigem hervor; im Gegentheil scheint die Ueberfülle dem Verf. eher hemmend entgegengetreten zu sein, und wir sehen ihm namentlich in der ersten Hälfte seines Buches die Aengstlichkeit an, womit er sogar den geringfügigsten Legenden wenigstens noch in den Noten einen Platz vergönnt. Manche der angeführten Traditionen und Sagen hätten, dem Werthe des W.schen Buches unbeschadet, eben so gut wegfallen können; allein, weit entfernt, den Verf. deshalb tadeln zu wollen, finden wir hierin nur einen Beweis mehr für die ängstliche Genauigkeit, womit er seine Hülfsmittel ausgebeutet. W. hat aber nicht blofs sein Material vollständig benutzt, sondern auch — was leider noch bei weitem nicht von allen in Deutschland erscheinenden Büchern über die arabische Literatur gesagt werden kann — die daraus entnommenen Stücke mit grofser Sorgfalt und Treue wiedergegeben; wenigstens können wir dies von allen den Stellen behaupten, die entweder im Original gedruckt vorliegen, oder vom Verf. theils im Anhange, theils in den Noten mit den Textesworten angeführt sind. Aufserdem hat der Verf. einen besondern Fleifs auf Genauigkeit der chronologischen Angaben verwendet, und auch hierin, wie in so vielem Andern, die Irrthümer seiner Vorgänger zu berichtigen gesucht.

Wenden wir uns nun zu dem Inhalte des Buches selbst, so vermissen wir höchst ungern ein näheres Eingehen in die Zustände der Araber vor Mohammed. W. selbst gesteht in der Vorrede, dafs seiner Einleitung dieser Fehler anhafte, dafs aber seine Quellen nur wenig Neues geliefert, und er nicht schon Bekanntes habe auftischen wollen. Wir können dies jedoch keineswegs billigen. Sein ganzes Buch enthält, wie das natürlich nicht anders sein konnte, überall des hinlänglich Bekannten genug, und gerade hier durfte es dessen am wenigsten entbehren. Es ist ganz unmöglich, die Wirksamkeit des Propheten nach Gebühr zu würdigen, wenn man kein treues Bild hat von den gegebenen Verhältnissen, und namentlich das sociale und sittliche Leben, die religiösen Meinungen und Ansichten und überhaupt die geistige Strömung nicht kennt, worin seine Zeitgenossen sich bewegten. Freilich bezieht man sich bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ausschliefslich auf das allerdings höchst vortreffliche Buch Pocock's; allein seit dem Erscheinen desselben sind doch manche, wenn auch nur zerstreute, Nachrichten und Bemerkungen über die vormohammedischen Araber bekannt geworden, und auch das wenige Neue, was W.'s Quellen darboten, würden die Historiker und noch mehr die Orientalisten mit Dank entgegengenommen haben, gerade weil die arabischen Schriftstellor hierüber so spärliche Ausbeute gewähren. Selbst die kurze Einleitung W.'s zeigt, wie nothwenoig es ist, auf die vormohammedische Zeit näher einzugehen. So stellt W. z. B. S. 1. die übrigens neuerdings mehrfach geäufserte Meinung auf, „dafs die Bewohner Mittel„arabiens, besonders die der Provinz Hejâz, *vielleicht „erst seit ihrer Bekanntschaft mit den Juden und de„ren Schriften*, Ismael, den Sohn Abrahams, als ih„ren Stammvater ansehen"; während er S. 18 mit Pocock behauptet, „dafs die Araber vor Moh. ihre „Götzen nur als Götter zweiten Ranges betrachtet, „aber dabei nicht aufgehört hätten, an ein höchstes „Wesen zu glauben, welches vor Moh. schon Allaho „ta'âlâ genannt ward". Obwohl wir sehr gut wissen, dafs anachronistische Darstellungen nirgends häufiger als bei arabischen Schriftstellern vorkommen, so sind wir doch der Meinung, dafs letzterer Satz historische Wahrheit enthält und der Glaube an ein höchstes Wesen wirklich lange vor Moh. in Arabien heimisch war. Allein uns scheint, dafs durch diese Annahme jene erste Behauptung W.'s über die Entlehnung des Ismael von den Juden späterer Zeit sich als falsch erweise, und denken, dafs sowohl der Glaube an ein höchstes Wesen, als auch die Gleichheit des Namens Allah mit Eloah oder Elohim auf den Stammvater Abraham und Ismael hindeute: überhaupt aber sehen wir nicht ein, warum man die bestimmten Angaben der Araber über ihre Abstammung in Zweifel ziehen soll, da doch aus unumstöfslichen Thatsachen sicher ist, dafs sie mit den Hebräern und den andern Semiten jedenfalls dieselben Urahnen gehabt. Wir wollen nicht in Abrede stellen, dafs die Araber seit ihrer Bekanntschaft mit den Juden einzelne Legenden über Abraham, Ismael u. s. w. aufgenommen, obgleich uns auch dies schon unwahrscheinlich dünkt: allein ein so ahnenstolzes Volk, wie die Araber immer waren, läfst sich nicht erst von fremden eingewanderten Juden oder Christen seine Stammväter angeben, und zwar um so weniger, da Ismael als Sohn einer Sclavin von eben diesen Juden verachtet wurde. Aufserdem weiseu ja alle Legenden und Mythen von der Ka'aba, von dem dort

Digitized by Google

aufbewahrten heiligen Steine, von dem Brunnen Zemzem u. s. w. nur auf jene Erzväter hin, und so viel uns bekannt, hat kein einheimischer Schriftsteller über diese als Nationalheiligthümer von allen Arabern verehrten und aus Andacht besuchten Denkmäler je Sagen mitgetheilt, die sich nicht auf Abraham, Ismael u. s. w. bezogen hätten. — So unbedeutend dieser Punct an sich erscheinen mag, so wichtig zeigt er sich in den Folgerungen. Denn, sind die arabischen Mythen von Ismael u. s. w. erst in relativ neuer Zeit von den Juden entlehnt, so kann auch der Glaube an ein höchstes Wesen wohl erst von daher sich datiren, (weil durch den Monotheismus sich jedenfalls eine Verwandtschaft mit den Hebräern offenbart,) während wir nach Obigem umgekehrt zu einem für die ältesten Culturzustände Arabiens und für die alttestamentliche Exegese gleich wichtigen Ergebnisse gelangen, indem wir nämlich mit grofser Wahrscheinlichkeit schliefsen dürfen, dafs die Familie Abrahams auch für die Araber die Trägerin der monotheistischen Lehre gewesen.

Der Verf. verfolgt in nüchterner prunkloser Sprache die äufsere Lebensgeschichte Moh.'s Schritt für Schritt mit gröfster Genauigkeit und sucht aus den sich widersprechenden Nachrichten das Wahrscheinliche kritisch zu ermitteln und zuweilen mit gutem Geschick das Mährchenhafte in den Erzählungen von dem Historischen zu sondern. Der Sitte Abûlfedâ's und anderer Biographen gemäfs flicht auch W. die bei den einzelnen Lebenszuständen des Propheten erschienenen Koransverse meist in extenso ein, was besonders für die Nichtorientalisten um so zweckmäfsiger ist, da wir bis jetzt noch keine ordentliche deutsche Uebersetzung des Korans besitzen, und selbst die neueste sich *wortgetreue* nennende von *Ullmann* die Maraccischen Uebersetzungsfehler gröfstentheils wieder nachbetet, was auch W. an manchen Stellen nachweist. Ueberhaupt sind die Bemerkungen, welche W. mit Benutzung der europäischen Forschungen nach seinen Quellen über den Koran giebt, sehr verdienstlich; indessen müssen wir auch hier einer, wie es scheint, Lieblingsbehauptung des Verf. entgegentreten, die er S. 333, 348 u. a. O. sogar noch in der Vorrede wiederholt, obgleich er dieselbe schon S. 352 wesentlich zu modificiren gezwungen ist. W. glaubt nämlich die Authenticität des Korans nicht blofs in Zweifel ziehen zu müssen, sondern behauptet geradezu, dafs er „weit entfernt sei zu glauben, dafs Moh. den „Koran gerade so hinterlassen, wie er vor uns liegt". Er deutet S. 350 sogar an, dafs „der schlaue Abû „Bekhr mit einem der vielen Secretaire Moh.'s leicht „im Einverständnisse stehen, und nach Belieben Mate„rialien zum Koran geliefert haben könne. Und", fährt der Verf. fort, „wird diese Vermuthung nicht „fast zur Gewifsheit durch die ..... Rede Abû Bekhr's „nach Moh.'s Tode, in welcher er, um Moh.'s Tod zu „beweisen, einen Koransvers vorlas, von dem kein „Mensch, selbst 'Omar etwas wufste". Jeder unkundige Leser wird aus solchen Sätzen den gröfsten Verdacht gegen die Aechtheit des ganzen Korans schöpfen, um so mehr, wenn er hört, dafs die Sammlung und Redaction der Koransverse erst nach Moh.'s Tode Statt gefunden hat. Allein mit der vermutheten Interpolation ist es in der That nicht weit her. Wenn Abû Bekhr einen Vers anführte, dessen sich Keiner der Gegenwärtigen entsann, so mufs man bedenken, dafs die versammelte Menge, die mit mehr als kindlicher Verehrung und Liebe an ihrem Propheten hing, plötzlich durch seinen Tod in die höchste Bestürzung gerathen war und durch die unsinnige Behauptung des ungestümen 'Omar, „dafs der Prophet nicht todt sei, sondern bald wiederkehren werde", noch verwirrter werden mufste. Hätte Abû Bekhr so viele Geistesgegenwart gehabt, diesen Vers auf der Stelle zu erfinden, so würde es wohl schwerlich darin geheifsen haben, „wenn Moh. gestorben *oder erschlagen worden* ist". Abû Bekhr bedurfte aber ja gar keines Koransverses, wenn ihm dieser nicht zufällig gleich ins Gedächtnifs gekommen wäre. Er brauchte das Volk nur auf die letzten Worte des Propheten bei der Abschiedswallfahrt zu Mekkhah, S. 312 u. 320, oder auf die einige Tage vor seinem Tode gehaltene Anrede in der Moschee zu Medînah verweisen, worin Moh. deutlich gesagt hatte: „Ich gehe euch nur voran, ihr werdet mir „folgen, der Tod steht uns allen bevor S. 329". Genug, war auch dieser Koransvers für den Augenblick den gerade anwesenden Muselmännern nicht geläufig, so folgt daraus noch keinesweges eine Interpolation Abû Bekhr's. Ueberhaupt will uns bedünken, dafs man Abû Bekhr, 'Omar u. s. w. durchaus unrichtig auffafst, wenn man sie in dieser Beziehung verdächtigt. Sie waren nach unserer Meinung von der göttlichen Sendung Moh.'s auf's Entschiedenste überzeugt. Moh.'s

Digitized by Google

geistige Ueberlegenheit, seine Liebenswürdigkeit im Umgange, seine Freigebigkeit und Milde hatte die Herzen der Seinigen ihm auf's Innigste verbunden, und wir glauben gar nicht, dafs Abû Bekhr oder 'Omar je eine Rolle gespielt habe, die sie im Herzen für blofse Gaukelei hielten. Auch unter ihrem Chalifate haben sie bewiesen, dafs nicht Streben nach Glanz, Reichthümern und Ruhm sie leitete, sondern nur die wahrhaft moslimische glühende Leidenschaft, dem Worte Gottes, dem Koran, in der ganzen Welt Anerkennung zu verschaffen. Wäre Abû Bekhr so *schlau* gewesen, wie W. meint, so hätte er bei der Sammlung und Redaction des Korans zunächst wohl dafür gesorgt, die sich widersprechenden Koransverse zu entfernen, was sicherlich leicht hätte geschehen können, da Moh. selbst ja mehrere früher ausgesprochene Sentenzen zurücknahm. Aber Alles dies spricht, wie W. S. 352 auch selbst gesteht, für die ängstliche Sorgfalt bei der Sammlung: mag auch — was bei der erstaunlichen Gedächtnifsgabe der Araber jener Zeit unwahrscheinlich ist — irgend ein Koransvers verloren gegangen sein, so ist das für uns wenigstens von keiner Bedeutung. Dafür aber, dafs fremde hinzugekommen, wird wohl schwerlich je der Beweis geliefert werden können, und die heterodoxen Motazeliten z. B. würden dies zu thun gewifs nicht unterlassen haben, wenn sie darüber nur einen irgendwie begründeten Argwohn gehegt hätten. Die abweichenden Lesarten (S. 349), die sich schon unter 'Othmân im Koran fanden, sind gewifs von keiner Erheblichkeit und blofs dialektische Varianten gewesen, auch ist es ja bekannt genug, dafs man hiernach sieben verschiedene Editionen zählt, die aber nur in Aussprache einzelner Vocale, in der Abtheilung der Verse, höchst selten in wirklichen Lesarten von einander abweichen. Wenigstens giebt der Koran in diser Beziehung dem Masorethentexte des A. T. nichts nach.

Der Lehre Moh.'s, welche der Verf. auf dem Titel verspricht, ist im Buche selbst kein besonderer Abschnitt gewidmet. Wahrscheinlich glaubte W. durch die angeführten Koransstellen, die Nachrichten über Sammlung, Zusammensetzung, Alter u. s. w. der Koransstücke und durch die wenigen allgemeinen Bemerkungen, welche er mit der Charakteristik Moh.'s verwebt, diesen Theil seiner Aufgabe gelöst zu haben. Wir sind jedoch damit nicht einverstanden und haben vor Allem eine, wenn auch kurze, doch recht gründliche Auseinandersetzung des mohammedanischen Lehrbegriffs erwartet, woran sich dann leicht wenigstens allgemeine Skizzen der vorzüglichsten Sekten hätten anschliefsen können. Ueber Moh.'s Lehre ist namentlich von Nichtorientalisten so vieles geschrieben, dafs es, um vor Verwirrung zu bewahren, in der That Noth thut, hierüber das Urtheil solcher zu vernehmen, denen so manche Hülfsmittel zu Gebote stehen, deren der Nichtorientalist ermangelt. — Auch der Charakteristik, welche W. im letzten Capitel seines Buches von Moh. entwirft, zollen wir nicht unbedingt unsern Beifall. Es fehlt ihr, wie schon oben bemerkt, das wahrhaft historische Gepräge. Der Verf. sucht zwar die guten und tadelnswerthen Eigenschaften Moh.'s, seine Verdienste und seine Fehler neben einander zu stellen; allein wir erhalten keine Grundanschauung, keinen Gesammteindruck, und sind nach Durchlesung des Buches noch aufser Stande, uns in den Gedanken und Absichten, den Bestrebungen und Leistungen des räthselhaften Mannes zurecht zu finden. Der Fehler davon liegt hauptsächlich auch darin, dafs W. uns nicht durch ein tiefes Eindringen in die Lehre den Schlüssel zu Moh.'s Herzen geliefert und seine Bemühungen blofs auf das äufsere Historische derselben beschränkt hat. Auch stehen wir unsererseits an, die Vorzüge und Mängel Moh.'s, welche der Verf. angiebt, alle für solche anzuerkennen, und können deshalb den Schlufs des Buches, der die ganze Charakteristik kurz zusammenfafst, nicht unterschreiben. „Wenn wir", sagt W., „daher auch Moh. nicht als einen wahren Propheten „anerkennen, weil er zur Verbreitung seiner Religion „gewaltsame und unlautere Mittel gebrauchte, weil er „zu schwach war ....., so mag er doch, in sofern „er die schönsten Lehren des A. und N. T.'s unter ein „Volk verpflanzte, das von keinem Sonnenstrahl des „Glaubens erleuchtet war, auch in den Augen der „Nichtmohammedaner als *Gesandter Gottes* angesehen „werden". —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre. Aus handschriftlichen Quellen und dem Koran geschöpft und dargestellt von Dr. Gustav Weil.

(Schlufs.)

Zuerst müssen wir es durchaus in Abrede stellen, dafs Moh. die schönsten biblischen Lehren unter die Araber verpflanzt habe. Aufser der, natürlich nothwendigen, Lehre von seiner göttlichen Sendung, bewegt sich sein ganzes religiöses System nur um zwei Dogmen, welche als Angelpuncte des Islam in unzähligen Phrasen des Korans fast zum Ueberdrufs wiederholt werden. Wir meinen die Lehre von einem höchsten Wesen und von einem zukünftigen Leben. Dafs der Monotheismus in Arabien, wohl durch einen rohen Götzendienst verdunkelt, nie aber völlig verdrängt gewesen, haben wir schon oben gesehen, und Weil selbst hat S. 19 nach Pocock's Vorgange angedeutet, dafs der Glaube an Unsterblichkeit, wenn auch nur in grober Auffassung, bei Moh.'s Landsleuten heimisch war. Strenge genommen war also Moh. nicht *Stifter* einer neuen Religion, sondern er reinigte nur den vaterländischen Cultus vom eingeschlichenen Götzendienste, von irrigen Vorstellungen und Gebräuchen: kurz, er trat blofs auf als *Reformator*. Auch hat er sich selbst nie für etwas anderes angesehen oder ausgegeben. Abraham, sagte er, war ein Moslim, Juden aber und Christen haben seine Religion entstellt und verdorben; ich, der Letzte der Propheten, bin gekommen, um die wahre dem Abraham geoffenbarte Lehre wiederherzustellen. — Nur von diesem Gesichtspuncte aus darf Moh. beurtheilt werden. Untersuchungen über das, was er aus dem Judenthume, was aus dem Christenthume geschöpft, gewähren allerdings manche interessante Vergleichungsmomente mit dem Koran; allein sie können immer nur das Beiwerk, nie die Grundgedanken liefern, die den Islam tragen. Wohl mag Moh. über jene Fundamentalsätze sich erst von Juden und Christen näher haben unterrichten und belehren lassen; allein er nahm sie nicht als erborgte auf. Die Juden, welche er kennen lernte, waren in thalmudistischen Absurditäten, die Christen in Grübeleien und Streitigkeiten der Nestorianer, Monophysiten u. s. w. verkommen: bei beiden war, wie aus Allem hervorgeht, vom wahren Geiste der Religion keine Spur, und gerade darum konnte Moh. sich berufen fühlen als selbständiger Apostel Gottes, die, wie er meinte, reine Urlehre Abrahams zu predigen. Freilich entlehnte er der Bibel und namentlich — weil er vorzüglich mit Juden in vielfachem Verkehre stand, — dem A. T. sehr viele Geschichten und Einrichtungen, ja sogar einen grofsen Theil seiner Civilgesetze: freilich gab er einzelnen Dogmen der Juden und Christen z. B. von Auferstehung der Todten, Gerichtstag, Hölle und Himmel u. s. w. nach seiner Auffassungsweise im Koran Anerkennung; — allein zu geschweigen, dafs die Hauptdogmen des Christenthums, wie Trinität, Incarnation, Erlösung, Gnade u. s. w. dem Koran fremd blieben, sind darin nicht einmal Lehren aufgenommen, wie sie jede blofs irdischen Ursprung vorgebende Gesetzgebung zur organischen Entwickelung der bildsamen Kräfte und zur ethischen Vervollkommnung der Individuen nothwendig bedarf. Wir meinen z. B. die Lehre von der Freiheit des Willens. Das Christenthum, welches Moh. kannte, war zu entartet, als dafs er demselben Lehren entnehmen konnte, die gerade durch ihre reine Menschlichkeit das Gepräge des Göttlichen an sich tragen, und die seiner Religion Jahrhunderte hindurch die Kraft verliehen hätten, ihre Anhänger dem Lichte wahrer Humanität entgegenzuführen. Moh.'s eigener Geist, obgleich seine arabischen Zeitgenossen weit überragend, war zu beschränkt, sein Herz zu arm und dürre und sein ganzes Wesen

Digitized by Google

vielleicht zu sehr durch die Sinnlichkeit gebunden, als dafs er die nothwendigen Requisite eines religiösen Systems erkannt hätte, welches Ansprüche darauf macht, die ganze Welt umzugestalten. An jenen beiden Hauptdogmen hatte seine geistige Spannkraft sich abgenutzt, sie schienen ihm zu genügen, von ihnen war er lebendig überzeugt, sie vor jeder möglichen Mifsdeutung zu behüten, war sein einziges Streben: aus jüdischen und christlichen Quellen fügte er nur so viel hinzu, als er zur rhetorischen Ausstattung bedurfte, und als ihm nöthig schien, um Juden und Christen gegenüber seine göttliche Sendung und seinen Zusammenhang mit den frühern Propheten zu beweisen. Darum werden auch die spätern Capitel des Korans, die medinensischen Suren, wo ihm der Stoff allmählig versiegte, schwulstiger, breiter, gehaltloser: die so oft gepredigte Einheit Gottes war in der Strenge und Starrheit, womit er sie verkündet, unfruchtbar für eine reiche Entwickelung: Allah ist kein dreifach persönlicher Gott, kein liebender Vater der Menschen, sondern nur Einer, ein hoher und weiser, ein mächtiger und strenger Gebieter. Die Lehre von der Unsterblichkeit beutete er aus als ein Einschüchterungsmittel und als einen Köder für die sinnlichen Gelüste der Menge: mit immer neuen Schrecken umstellte er seine sieben Höllen, mit trunkener Phantasie hingegen malte er die wollüstigen Freuden des Paradieses und verschmähte es sogar nicht, die Farben dazu den Mythen der heidnischen Perser zu entlehnen. Und dies Paradies verschenkte er so wohlfeilen Preises. Es bedarf nicht des Ringens und Kämpfens mit den Leidenschaften der eigenen Seele, nicht des Entwickelns der schlummernden Fähigkeiten: nein, nur der Glaube an Gott und Moh.'s Sendung, nur der Tod für Allah's Sache sichert den glücklichen Besitz. Hätte Moh. die christliche Lehre von dem Sündenfalle und der Erlösung nur obenhin gekannt oder zur Aufnahme für gut gefunden, so würde er einen reichen fruchtbaren Stoff für seine Darstellungen gewonnen und sich auf einem höhern ethischen Gebiete haben bewegen können. Allein bei jenem ungeschmeidigen Monotheismus, bei jener grobsinnlichen Unsterblichkeitslehre blieb ihm kein Element, womit er erhebend und anregend, sittigend und bessernd auf das menschliche Herz einwirken konnte, und seine Prädestinationstheorie machte gar alle Ethik unmöglich. W. behauptet zwar S. 399, Moh. habe Freiheit des menschlichen Willens nicht geläugnet, aber er wirft diesen Satz auch nur so hin, ohne ihn gehörig erwogen zu haben. Allerdings gibt es einzelne Stellen im Koran, welche losgerissen anscheinend zu der Folgerung berechtigen, dafs Moh. auf Willensfreiheit hingedeutet habe; allein der Koran spricht sich in hundert, ja in unzähligen, andern Versen so positiv über absolute Vorherbestimmung des Guten und Bösen, des Glückes und Unglückes der Sterblichen aus, dafs die moslimischen Theologen auch nicht den mindesten Zweifel über dieses Dogma hegen. Wenn, wie W. richtig bemerkt, „einzelne speculative „Köpfe unter den Muselmännern das Nebeneinander„bestehen einer göttlichen Prädestination und einer „menschlichen Willensfreiheit sich zu erklären such„ten", so möge er bedenken, dafs diese gerade dadurch aufhörten Rechtgläubige zu sein, wie dies jede mohammedanische Dogmatik deutlich entwickelt. Solche speculative Leute waren Motazeliten, und diese haben, so viel wir aus theologischen Controversschriften sehen, zur Unterstützung der Lehre von der Willensfreiheit sich *nie* auf Koranssätze berufen, was sie gewifs nicht unterlassen haben würden, wenn irgend ein Dogma, nach mohammedanischem Sinne, sich klar darüber ausgesprochen hätte. Die Motazeliten wurden, und zwar mit richtiger Consequenz, hauptsächlich dieser Lehre wegen von den Orthodoxen für *Ruchlose* erklärt, und man hat — zum grofsen Unglück für die moslimischen Völker, — bei Zeiten Mittel gefunden, diese kühnen, rüstig strebenden, freien Köpfe unschädlich zu machen.

Moh.'s durch grobe Sinnlichkeit gewürzte, kalte Verstandesreligion konnte daher auf solche Menschen keinen Einflufs üben, die mit einem warmen Gemüthe und reichen Anlagen ausgestattet in der Religion Anregung und Kraft zu geistiger und sittlicher Vollendung, Trost und Stärke in Leiden, Stillung ihres dunkeln Ahnens und Sehnens suchten; kurz, die wahrhaft religionsbedürftig waren. Darum ist es auch so wenig befremdend, dafs die mohammedanische Mystik gleich in Pantheismus umschlägt. Ja, es gibt, strenge genommen, unter den Mystikern, den Çufi's, vielleicht *wohl gar keine wahrhaft Rechtgläubige*, und den wenigen, welche, wie Gazzâlî, in ihren exoterischen Aeufserungen orthodox zu bleiben strebten, sieht man es aus einzelnen Abhandlungen nur zu sehr an, wie gern sie dem Uneingeweihten alle in den seligen Momenten der

Digitized by Google

Ekstase ihnen entfahrene Worte umnebeln und umschleiern möchten.

Wohl konnte Moh.'s Lehre wegen ihrer aufserordentlichen Einfachheit, ihrer innigen Verwandtschaft und Verschmelzung mit dem Volksgeiste der Araber eine Zeit lang die Massen blenden und sie zu jenem Fanatismus aufstacheln, der wie ein kochender Lavastrom über drei Welttheile brauste; allein für die Dauer trug sie keine Lebenssäfte in sich: sobald die Siedegluth verdampft war, hatte die kalte und erstarrte Masse auch den fruchtbaren Boden überkrustet, die üppige gesunde Vegetation war geschwunden. Sobald schon griechische Wissenschaft den Muselmännern zugänglich wurde, zerbröckelte das Gebäude des Islam in mehr als siebenzig Secten, und gerade die Lehre von der Willensfreiheit spaltete die meisten Secten: Beweis genug, dafs die Prädestination der wahre schadhafte Punct des siechen Organismus ist. Wie ein Krebsschaden nagt sie am Herzen aller mohammedanischen Völker, und welche künstliche Mittel man auch anwenden möge, so lange der Koran volle Gültigkeit behält, ist hier an Heilung nicht zu denken. Dafs derselbe sich dessen ungeachtet so viele Jahrhunderte hindurch erhalten, dafs die Völker in krampfhafter Agonie dennoch so lange ihr jämmerliches Dasein fristen, liegt unter Anderm auch wohl mit an der Starrheit und Unbiegsamkeit der semitischen Raçe, die eine Feindin alles Fremden selbst das Bessere verschmäht, wenn sie dafür das heimische Schlechte vertauschen soll. — Eine andere Wunde, welche die mohammedanische Kirche sich selbst geschlagen, und auf die man, wie uns scheint, bisher noch wenig geachtet hat, liegt in der Annahme der Sunnah und des Imâmats als Erkenntnifsquellen der Wahrheit. Mohammed war nur Prophet, wenn er eine Erscheinung Gabriels oder einen Koransvers erhielt, sonst blieb er Mensch wie alle andern und als solcher auch allen menschlichen Irrthümern und Schwächen unterworfen. Der Koran selbst erklärt dies oft genug: daher liefs sich Mohammed gern von den Seinigen belehren, er änderte seine Pläne und Gebote, wenn seine Gefährten ihn eines Bessern überzeugten, ja er nahm sogar geoffenbarte Koransverse wieder zurück. Sobald er aber gestorben war, wurde jedes Wort, das er im gewöhnlichen Leben gesprochen, jede Anekdote, die über ihn sich fand, jede Aeufserung, die ihm entfallen, auf's Aengstlichste gesammelt, und mit einer unerhörten Inconsequenz bildete diese Sammlung, wenigstens bei den rechtgläubigen Sunniten, fortan die zweite Erkenntnifsquelle der Offenbarung, nach welcher noch immer bei streitigen Fragen entschieden wird, selbst wenn minder deutliche Koransstellen oder die gesunde Vernunft eine ganz andere Entscheidung erwarten lassen. Zuletzt ward, wenigstens von vielen Secten, der jedesmalige Imâm als eine Art von Incarnation Mohammed's oder 'Ali's an die Spitze des ganzen Systems gestellt, und dieser galt nun als letzte höchste Auctorität, eine Einrichtung, welche, da Religions- und Civilgesetz eins ist, wie die Geschichte gezeigt hat, zu der furchtbarsten Despotie führen mufste. Natürlich ist jetzt durch die politische Spaltung der moslimischen Völker das Ansehen des Imâms je nach den verschiedenen Nationen und Secten ein höchst verschiedenes geworden.

Indem wir hiermit die gegenwärtige Anzeige beschliefsen, gestehen wir gern, dafs das vorliegende Buch, ungeachtet der gerügten Mängel, eine höchst erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der arabischen Literatur bildet, und sind überzeugt, dafs alle, die sich mit Mohammed oder dem Koran beschäftigen wollen, in ihm einen treuen und zuverlässigen Wegweiser finden werden, der sie nicht ohne Belehrung entläfst.

Schmölders.

LVI.

Des Q. Horatius Flaccus Satiren erklärt von L. F. Heindorf. Neu bearbeitet von E. F. Wüstemann. Mit einer Abhandlung von C. G. Zumpt, Ueber das Leben des Horaz und die Zeitfolge seiner Gedichte, namentlich der Satiren. Leipzig, 1843.; bei F. L. Herbig.

Es sind fast dreifsig Jahre vergangen, seit *Heindorf* seine Ausgabe der Satiren des Horaz erscheinen liefs. Sie sollte jungen Männern, denen es Ernst ist, in das Alterthumsstudium einzugehen, ein Buch liefern, welches zu einer gründlichen Erklärung der alten Schriftsteller leiten und überhaupt den philologischen Sinn anregen und schärfen könnte. Heindorf wählte für seine Erklärungen des Dichters die

Digitized by Google

deutsche Sprache, weil eigne Erfahrung ihn gelehrt hatte, wie weit anziehender, lebendiger und eindringender für Jünglinge — und für solche schrieb er vorzugsweise — der Vortrag in der Muttersprache sei. Er bedurfte damals noch einer weitläuftigen Entschuldigung für die gewählte Form; jetzt möchte diese gerade dazu beitragen, der neuen Auflage den Eingang zu erleichtern. Das gründliche Studium der alten Schriftsteller hat einem, welches wir das elegante nennen möchten, Platz gemacht. Die alten Ausgaben der Classiker mit ihren gelehrten Commentaren sinken im Preise, werden kaum noch gesucht, und an ihre Stelle treten zierliche Uebersetzungen in Taschenformat; und wer mehr als eine oberflächliche Kenntnifs des Inhalts der alten Klassiker sucht, zieht einen anziehend geschriebenen deutschen Commentar derselben einem von Zeugnissen seltener Gelehrsamkeit strotzenden lateinischen vor. Diese veränderte Richtung der altclassischen Studien sichert der neuen Ausgabe der Horazischen Satiren von Heindorf, welche Hr. *Wüstemann* übernommen hat, nicht nur eine gute Aufnahme bei dem grofsen philologischen Publicum, sondern gewährt ihr auch Vorzüge bei allen denen, welchen neben einem tieferen Eindringen in den Geist des Alterthums auch eine würdige und geschmackvolle Behandlung der classischen Schriftwerke etwas gilt. Dem neuen Bearbeiter lag, nach seinen eignen Worten (Vorr. p. XIII.), vor allen Dingen die Verpflichtung ob, in Heindorf's Geist und Manier die Resultate alles dessen, was seit 1815 sowohl für gründlichere Erforschung der lateinischen Sprache und des römischen Alterthums im Allgemeinen, als auch für die Kritik und Erklärung des Horaz insbesondere geleistet worden ist, dem Commentar angedeihen zu lassen. Diese Pflicht hat Hr. Wüstemann mit anerkennungswerthem Eifer erfüllt. Aufserdem, was nach Heindorf über Horaz veröffentlicht worden ist, ward ihm ein reicher Schatz von ungedruckten und noch unbenutzten Bemerkungen geboten, unter denen besonders herauszuheben sind ein sorgfältig nachgeschriebenes Collegienheft der *Reisig*'schen Vorlesungen und das eigenhändig ausgearbeitete Heft von *Heinrich*, beide über das 1ste Buch. Ein Theil des für diese und andere bedeutenden Nachträge erforderlichen Raumes mufste gewonnen werden durch Entfernung des Entbehrlichen und durch Zusammenziehung weitläuftiger Auseinandersetzungen. Niemand wird dem Hrn. Herausgeber die Tilgung vieler unbedeutenden Anführungen aus Acro und Porphyrius und die Beseitigung mancher sprachlichen Erörterungen, die jetzt in allen grammatischen Lehrbüchern zu lesen sind, verargen. Ja wir wünschten er wäre hierin noch weiter gegangen, und hätte alles, was sprachlich und sachlich nicht mehr haltbar ist, ohne weiteres gestrichen. Hieran hat ihn eine gewisse Verehrung Heindorf's, wie es scheint, verhindert; aber während er so das Andenken des tüchtigen Philologen durch Erhaltung seiner Gedanken und Worte ehren wollte, und die eigenen Berichtigungen in Parenthese daneben stellte, sah er sich nur genöthigt, bisweilen die Irrthümer desselben blofszustellen. Beispiele hierzu finden sich nicht wenige im Commentar, u. A. vgl. zu I, 3, 5. *Si peteret.* (p. 104). „Oft tritt in hypothetischen Sätzen statt des plusquamperf. das imperf. ein". [Auch in solchen Fällen steht das imperf. nicht für das plusquamperf. Die Ansicht wird berichtigt von Dissen ad Tibull. 2, 3, 23. Kritz zu Sall. Jug. 14, 16.]. Eine solche Gegenüberstellung von Behauptung und Widerlegung gewinnt leicht etwas Verletzendes und hat dabei, wenn die eigentliche Lösung nicht einmal wirklich gegeben, sondern nur an einem dritten Orte nachgewiesen wird, für den Leser etwas Unbefriedigendes. Anderseits finden wir wieder, dafs einzelne irrige Bemerkungen H.'s, welche zu beseitigen waren, der Kritik des Hrn. W. entgangen sind, wie p. 137 zu I, 4, 23. *volgo recitare timentis.* „*timere* für *vereri* mit dem Infin. in der Prosa *nur* bei dem älteren Plinius". Diese Behauptung wird aber widerlegt durch: Caes. B. C. I, 64. Etsi timebat tantae magnitudinis flumini exercitum objicere. Curt. IX, 6, 12. Eloqui timeo. Val. Max. VII, 3., Ext. 7. timens classis amissae poenas dare. Flor. III, 1, 16. ubi alienae cladis accessio fieri timet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Des Q. Horatius Flaccus Satiren erklärt von L. F. Heindorf. Neu bearbeitet von E. F. Wüstemann.

(Schluſs.)

Bei den neuen Zugaben zu H.'s Commentar war Hr. W. bemüht, zugleich mit strenger Gewissenhaftigkeit und dem Streben nach möglichster Kürze zu verfahren. Sein Augenmerk war (Vorr. XVI.) darauf gerichtet, nichts zu übersehen, was zum allseitigen Verständniſs der Horazischen Satiren förderlich sein könnte, aber auch nichts aufzunehmen, wozu der Text nicht unmittelbar hinführte. Die literärischen Nachweisungen sollten für angehende Philologen ein Repertorium bilden, und daher keine bedeutendere Erscheinung unberücksichtigt bleiben. Diesem Streben verdankt die neue Ausgabe eine reichliche Vermehrung von Bemerkungen, welche Zeugniſs von der Belesenheit und dem sorgfältigen Studium des Hrn. W. geben. Auf jeder Seite finden wir Nachweisungen nicht nur der Commentatoren des Horaz, sondern auch der anderer classischen Autoren und überhaupt gelehrte Namen, vorzüglich von solchen, die ihre Thätigkeit seit Heindorf dem classischen Alterthum zugewendet haben. So von Letzteren auf wenigen Seiten, z. B. Madvig Opusc., Becker Gallus, Hand Turs. p. 112 Plum zu Pers., Weichert poet. Latt., Huschke zu Tibull, Gierig ad Plin. Epp., Ottfr. Müller Archäol. u. s. w. Daſs Hr. W. seine umfassende Lectüre zur Aufhellung alles dessen, was in Horaz' Satiren bisher dunkel geblieben, angewendet hat, ist gewiſs höchst schätzenswerth. Es müssen die Lichtstrahlen von allen Seiten gesammelt und auf diese einzelnen Puncte hingeleitet werden, um überall hell sehen zu können; und so ist auch in der That durch des Herausgebers Fleiſs und Kunst ein helleres Licht auf viele unklare Stellen geworfen, wozu Beispiele hier nicht anzuführen sind, da sie sich beim Gebrauche des Buchs mit Leichtigkeit ergeben. Wir wünschten indeſs, und es werden diejenigen noch mehr wünschen, welchen bedeutende Bibliotheken nicht so leicht zu Gebote stehen, daſs Hr. W. die aus den citirten Büchern zu schöpfende Belehrung so zur Erläuterung seines Autors verwandt hätte, daſs nicht jeder Leser wiederum genöthigt wäre, bis zu jenen selbst zurück zu gehen, um zur völligen Einsicht zu gelangen. Was hilft z. B. folgender Zusatz zu H.'s Anmerkung (I, 3, 99. pag. 123) „Die Stelle des Virgil paſst nicht hierher. S. Wagner das. p. 287", wenn Wagner's Ausgabe nicht zur Hand ist? Und selbst, wem alle die angeführten Werke zu Gebote stehen, würde es dem Hrn. W. in den meisten Fällen mehr Dank wissen, wenn er ihn der Mühe des Nachschlagens in so verschiedenartigen Büchern überhoben hätte. Jetzt aber meint man entweder etwas zu entbehren, wenn man das Citat unbeachtet läſst, oder zersplittert die Lectüre und verdirbt sich den Genuſs daran, um so mehr, wenn man nach angewandter Mühe an dem angeführten Orte weniger findet, als die erklärende Note selbst schon bietet. So p. 414 zu II, 5, 49 *egerit Orco* bemerkt H. „f. in Orcum, wie bei Virg. demittere Orco, demittere neci, das Homerische Ἄϊδι προϊάπτειν", W. fügt hinzu „s. Krüger, lat. Grammat. § 361 Anm. 2. p. 481. Haase zu Reis. Sprachl. p. 681." An letzterem Orte findet man aber nichts weiter, was hier Anwendung fände, als zu Reisig's Erklärung von *occumbere neci* oder *morti* Haase's Berichtigung „Jenes ist vielmehr: dem Tode anheimfallen. Doch s. Anm. 520", wo wiederum nichts steht, als daſs in *neci, morti, capiti* eine Reminiscenz an den Locativus vermuthet wird. Heindorf's Erklärung scheint uns jedoch schon ausreichend; war aber Hr. W. nicht der Meinung, warum theilte er nicht das Wenige, was aus Haase zu entnehmen war, hier mit? Ueberhaupt ist *Haase's* Ausgabe der Vorlesungen Reisig's über la-

Digitized by Google

teinische Sprachwissenschaft mit einer gewissen Vorliebe citirt, oft nur, wie es scheint, um die angehenden Philologen, welche sich Hr. W. als die Leser seiner Ausgabe vorstellte, auf die grammatischen Belehrungen, welche sie aus jenem Werke schöpfen könnten, aufmerksam zu machen. Gymnasiasten dachte sich Hr. W. nicht mehr darunter, denn für diese wären solche Hinweisungen überhaupt vergeblich; aber für weiter Vorgeschrittene ist wieder manches überflüssig, wie p. 141 schon H.'s Anm. zu I, 4, 35 *non huic cuiquam parcet amico*, in welcher über *quisquam*, *aliquis*, *quispiam* und *ullus* nicht einmal auf eine so ausreichende Weise, wie jetzt in jeder Schulgrammatik, gehandelt wird; um so weniger war hier aufser Kritz ad Sall. Cat. 36, 5. 52, 11. noch Haase zu Reis. p. 347 anzuführen, bei welchem man zwar eine recht gründliche, aber in solchem Umfange für die Erläuterung der vorliegenden Stelle durchaus nicht erforderliche Behandlung dieser Pronomina findet. — Auch können wir es nicht billigen, dafs die sonst lobenswerthe Sorgfalt des Herausgebers so weit geht, gelehrte Namen zu citiren, nur um unbedeutende Versehen nachzuweisen, wie p. 419 zu II, 5, 73 „Bei Orelli stimmen Erklärung und Interpunction nicht überein".

Diese im Ganzen unerheblichen Ausstellungen geben indefs zugleich einen Beweis von den ausgedehnten Studien des Hrn. W., die ihn vorzugsweise befähigt haben, eine zweite Ausgabe von H.'s Satiren, welche der ersten würdig wäre, zu veranstalten. Wir hätten dem Hrn. Herausgeber nur noch die Selbstüberwindung gewünscht, nicht alles, was er bei seiner fleifsigen Lectüre in seine Sammlungen eingetragen, auch der Oeffentlichkeit mitzutheilen, und dafs er Quintilians Ausspruch, (X, 4, 1.) *non sine causa creditum est, stilum non minus agere, cum delet* beachtet hätte, weil die Vernachlässigung dieser weisen Regel manche sonst recht tüchtigen Bestrebungen neuerer Philologen in Mifscredit gebracht hat; wovor wir Hrn. W. doch gern gesichert wünschten, da seine Leistungen für Horaz sich den besten unserer Zeit anreihen können.

Dem Buche vorangeschickt ist als eine ganz neue Zugabe, welche Hr. W. (Vorr. XVI.) eine wahre Zierde desselben nennt, eine Abhandlung von *C. G. Zumpt* „über das Leben des Horaz und die Zeitfolge seiner Gedichte, namentlich der Satiren", welche 42 Seiten einnimmt, von denen 26 dem Leben des Dichters, die übrigen der Zeitfolge seiner Gedichte gewidmet sind. In dem Abrifs von dem Leben, welches mit der dem Verfasser eigenen ruhigen Klarheit und mit einer auf umfassender und gründlicher Kenntnifs des Alterthums beruhenden Sicherheit dargestellt ist, heben wir als eigenthümlich heraus, die Aufhellung mancher Verhältnisse und Zustände im Leben des Dichters durch Heranziehung analoger aus der Gegenwart. Vorzugsweise machen wir hier als neu bemerklich die Auseinandersetzung, wie es sich mit dem zwischen Mufse und Arbeit wechselnden Verhältnisse des Dichters zu Mäcenas vertrug, dafs Horaz aufserdem *Scriba* war (p. 14). Z. macht darauf aufmerksam, dafs einiges Vermögen erforderlich war, um Scriba zu werden und die Stelle wiederum auch ihren Inhaber nährte, Beides stimme aber nicht zu dem Geständnifs der Bedürftigkeit, worin sich Horaz vor seiner Verbindung mit Mäcenas befand. Es sei daher anzunehmen, dafs er dies Amt erst durch Mäcenas Vermittelung erhielt. Um nun die schwierige Frage zu lösen, wie Horaz die Anstellung als Scriba im öffentlichen Dienst mit seinen Pflichten gegen Mäcenas vereinigen konnte, und warum er sich bei seiner Liebe zur gelehrten Mufse und Unabhängigkeit den Fesseln eines untergeordneten Dienstes unterwarf, stellt Z. folgende Vermuthung auf. „Wahrscheinlich versah Horaz seinen Dienst als Scriba nur bei Mäcenas, wenn dieser, mit Vollmacht über Rom und Italien bekleidet, die Geschäfte zu leiten hatte. Horaz kann deshalb doch zur Decurie der quästorischen Scribae gehört haben; dort wurde er in den Listen geführt und bezog unter diesem Titel seine Besoldung, war aber nur zum Dienst bei Mäcenas angewiesen". Die weitere Auseinandersetzung dieser Hypothese möge man selbst nachlesen; uns scheint sie die von Vielen bisher versuchte Lösung obiger Frage am besten zu geben.

In der Zeitbestimmung über die Abfassung der Sermonen geht Z. mit ihrer Beendigung am weitesten zurück, indem er ihren Abschlufs schon vor das Jahr 32 v. Chr. setzt, aus dem Grunde, weil gar keine Andeutung des grofsen Kampfes zwischen Octavianus und Antonius darin enthalten ist. Das Bedenken über die einzige Stelle, welche gegen diese Annahme spricht (II, 5, 62—64. Tempore quo juvenis Parthis horrendus, ab alto Demissum genus Aeneae, tellure marique Magnus erit) und welche allerdings mit Fug nur nach

Digitized by Google

Besiegung des Antonius geschrieben werden konnte, beseitigt Z. durch die Vermuthung, dafs diese Verse in die früher verfafste Satire nachträglich bei der Herausgabe gesetzt sind, um zugleich dem Sieger eine wohlgewählte Huldigung darzubringen. Auch uns gefällt diese Vermuthung besser als die leichte Art, mit welcher sich frühere Chronologen des Horaz über diese Stelle hinwegsetzen. Warum Franke, der die Abfassung der Satiren doch bis auf das Jahr 30 hinabführt, nicht auch diese an das Ende desselben Jahres verlegte, sehen wir nicht ein; mit Zumpt's obiger Annahme, dafs alle vor 32 verfafst seien, liefse sich freilich Serm. II, 5. nur durch seine angeführte Vermuthung in Einklang bringen. Er selbst rückt diese Satire bis 38 hinauf. Sie mufste, meint er, als die kräftigste aller Satiren vor allen dem Horaz den Ruf eines Satirikers zugezogen haben, gegen den er sich bald darauf zu vertheidigen veranlafst sah, Serm. I, 4 u. 10, welche beiden Gedichte Z. in das Jahr 36 setzt. — Wir können aber weder den äufseren noch den inneren Gründen des Hrn. Z. beistimmen. Geben wir einmal solche Einschaltungen in den Gedichten des Horaz zu, so müssen wir über die Zeitbestimmung fast aller unsicher werden, und die chronologischen Andeutungen in denselben verlieren dann überhaupt ihre Bedeutung. Was aber den Schlufs aus dem Inhalte betrifft, so ist allerdings Serm. II, 5. die bitterste von allen Satiren. Sie greift mit so gewaltigen Geifselhieben das ärgste Gebrechen der damaligen Gesellschaft, die Erbschleicherei, an, deckt den sittlichen Verfall seiner Zeitgenossen mit so to tiefer Menschenkenntnifs und so entschiedener Zuversicht auf, dafs wir in dem Verfasser einen schon gereiften, mit den geheimsten sittlichen Fehlern der Gesellschaft bekannten Mann voraussetzen müssen. Aus dieser Satire spricht nicht die ruhige Heiterkeit noch der muthwillige Spott, wie aus den übrigen, sondern ein sittlicher Unwille, wie er nicht aus der Reflexion oder aus Mittheilungen Anderer, sondern nur aus vielen selbst gemachten Erfahrungen und nach eignen Erlebnissen sich bilden konnte. Persönlicher Anspielungen, mit Ausnahme der gewifs allgemein bekannten Geschichte des Nasica und Coranus, enthält sich Horaz hier gänzlich; die Gebrechen werden nur generell gezeichnet, Niemand wird also sich durch solche Andeutungen getroffen gezeigt und deshalb den Dichter zu einer Vertheidigung, wie in I, 4. enthalten ist, genöthigt haben. Auch möchte schwerlich zu den gewaltigen Angriffen auf die Unsittlichkeit, die wir II, 5. finden, eine so leichte, harmlose Rechtfertigung passen wie I, 4, 103 *Liberius si Dixero quid, si forte jocosius, hoc mihi juris Cum venia dabis.* Hierzu kommt die Vollendung der Form, durch welche diese Satire alle übrigen übertrifft, und also auch in dieser Beziehung als die reifste und ausgezeichnetste recht wohl den Schlufs dieser Dichtungsgattung machen kann, und demnach mit Hinzuziehung der erwähnten chronologischen Angabe an das Ende des J. 30 oder den Anfang von 29 zu setzen ist.

Eine genauere Kenntnifs der von uns angezeigten Ausgabe mit ihrer gelehrten Zugabe empfehlen wir allen Freunden der Lateinischen Literatur.

E. Bonnell.

LVII.

Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Johann Wilhelm Wolf. Leipzig, 1843; *Brockhaus.*

Wen Frau Holla oder sonst eine freundliche Gottheit lieb hatte, dem schenkte sie Späne, Kohlen, Steine und andere unscheinbare Dinge; wenn sie der Beschenkte wegwarf, so hatte er sein Glück verscherzt, doch wenn er sie mit sich nahm, fand er zu Hause erstaunt, dafs was ihm ein Span geschienen helles Gold war. Wie die Sagen aus der Wirklichkeit entsprungen sind, scheinen sie bisweilen zu ihr zurückzukehren. Des Volkes Sagen und Märchen selbst, seine Lieder, Sprichwörter und Gebräuche, seine eigenthümliche Mundart und Alles, was es sonst von Geschlecht zu Geschlecht treu mit sich nahm, dessen Werth es selbst nicht kannte, und was die Gelehrten, besonders zur Zeit der Aufklärung, oft verspotteten, das liegt jetzt als gediegenes Gold in den Händen des Volkes, und man durchsucht von Lande zu Lande die Hütten, damit Nichts von den alten Götter- und Elfengaben mehr verloren gehe. Die deutsche Mythologie hat schon wichtige Entdeckungen aus der lebendigen Volkssage genommen, und die schöne Fülle dieser vaterländischen Habe breitet sich immer reicher vor uns aus. Von al-

Digitized by Google

len Himmelsgegenden, nach denen germanische Stämme gezogen, geben Beisteuern ein, und als solch' eine werthvolle Gabe heifsen wir auch das vorliegende Werk willkommen. Es enthält 585 Sagen aus Friesland, Holland und Belgien, von denen etwa die Hälfte auf mündlicher Ueberlieferung beruht: die übrigen sind theils aus Chroniken, älteren Gedichten und aus den Schriften der Dämonologen, wie aus Wier, Bodin und aus Delrios mit grofser Gelehrsamkeit ausgestatteten Disquisitiones magicae, theils aus neueren Werken, Abhandlungen und Zeitschriften gesammelt. Dafs hierbei auch manches Unbedeutende und selbst Verdächtige, besonders aus französischen Journalen, aufgenommen ist, verdient durchaus keinen Tadel, da man weifs, dafs dergleichen nur mit Vorsicht zu benutzen ist, und Niemand weitgreifende Hypothesen darauf bauen wird; doch in einer so umfassenden Sammlung gönnt man neben dem vielen Bedeutenden auch dem Geringen seinen Platz, weil es durch irgend eine Analogie leicht wichtig werden kann. In der Einleitung handelt der Herausgeber von den Quellen und der Anordnung seiner Sammlung und berührt mit einigen Worten den deutschen Geist in den flämischen Provinzen überhaupt, der ihm bei Weitem nicht so verkümmert scheint, wie er Hoffmann nach der Vorrede zum sechsten Bande seiner Horae belgicae vorgekommen ist. Den Schlufs der Sammlung bilden Anmerkungen, welche viele schätzbare Vergleichungen und Nachweisungen enthalten; und wenn der Herausgeber hierbei auch bisweilen hätte mehr anführen und bei seinen Folgerungen weiter gehen können, so ist doch die Besonnenheit zu loben, mit welcher er sich vor vagen Vermuthungen, zu denen man sich grade hier so leicht verleiten läfst, fern hält, so wie er auch ganz nah Liegendes meist nicht erst berührt. In der Darstellung hat der Herausgeber den anspruchslosen, naiven Ton glücklich getroffen, der, nachdem ihn die Brüder Grimm in ihrer Sammlung wieder eingeführt haben, jetzt immer mehr das falsche Poetisiren verdrängt. Die von dem Herausgeber selbst niedergeschriebenen Sagen zeichnen sich vor denen, die er als schriftliche Mittheilung aufführt, in dieser Hinsicht meist vortheilhaft aus. Nur sehr selten fühlt man noch bei gesuchten Wendungen und bei unpassend gebrauchten veralteten Wörtern und Formen, dafs die Naivetät beabsichtigt ist. Vielleicht kann der Herausgeber in den „deutschen Sagen", die er verspricht, auch diese Einzelheiten noch vermeiden.

Ich hebe, um den Werth der Sammlung zu zeigen, einen Theil der mythologischen Sagen heraus, die, wie gewöhnlich, viel bedeutender sind als die historischen, und denen ich einige Bemerkungen beifüge.

Am Weitesten verbreitet ist von den übermenschlichen Wesen das vielgestaltige Geschlecht der Wichte und Elbe. Sie erscheinen, wie immer, bald böse, bald gut (vergl. Sage 207. 476. 477. 572), gewöhnlich steinalt (418), mit langem Bart (560); sie stehen mit dem Menschen in freundlichem Verkehr und leisten für kleine Gaben, besonders für Speisen, die man ihnen hinstellt wie die alten Opfer, liebreiche Dienste. In zwei Sagen (206. 478) läfst ein Müller dem nackten Zwerge, den er allnächtlich in seiner Mühle arbeiten sieht, Rock und Höschen machen; in der ersten kehrt der Zwerg nun dankbar jede Nacht in dem neuen Gewande zur Arbeit zurück, in der zweiten verleugnet er die Elfentücke nicht und läfst sich, nachdem er die Gabe besitzt, nicht mehr blicken. Dafs man Kobolde an sich fesselt, indem man ihnen ein Kleid giebt oder verspricht, scheint in Niederdeutschland allgemeiner Glaube gewesen zu sein: Gisbertus Voetius, welcher Professor der Theologie zu Utrecht war, erwähnt diese Sage als in Belgien verbreitet, *) und auch in Firmenich's deutschen Mundarten 1. Heft S. 68 verdingt sich ein Kobold an den Wardein zu Schwerin für einen bunten Schellenrock.

*) Selectae disputationes theologicae, pars 3 (Ultraj. 1659) p. 118: Stolida haec superstitio circa lemures seu virunculos illos dictos *Boutermannekens*, quos crepundiis ejusmodi et tunicellis novis, quibus se induerent, delinire solent, passim obtinuit in Belgio nostro, per lucem reformationis denuo profligata. Die Form *Boutermannekens* ist vielleicht durch eine Vermischung von Kaboutermannekens und Woutherkens, Waltherchens (Grimms Myth. S. 287) entstanden; an die Poltergeister ist wohl nicht zu denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Johann Wilhelm Wolf.

(Fortsetzung.)

Durch die Sagen 229. 474 u. 475 scheint mir bestätigt was zuerst Kuhn in der Vorrede zu seinen märkischen Sagen aufgestellt hat, dafs die Kobolde Feuergottheiten sind, und dafs man in ihnen als den Hausgeistern das Feuer des Heerdes verehrte: das Gebäude, aus dem man den Kobold durch Weihwasser vertreiben will, geht plötzlich in Flammen auf (229); Rothmützchen ist von Kopf zu Fufs roth gekleidet und hat grüne Hände und grünes Gesicht, wodurch das blaugrüne Spielen der Flammenspitzen bezeichnet scheint (475); Kobolde steigen durch den Kamin in das Haus, machen Feuer auf dem Heerde und sitzen davor; das Feuer wärmt mehr als gewöhnliches Feuer, und wenn die Hausfrau am Morgen auch von einem grofsen Reisbunde nur noch einige Ruthen findet, so sind diese doch so gesegnet, dafs sie eben so lange brennen wie ein ganzes Bund und doppelt so gut wärmen. Zum Beweise aber dafs die Hausfrau wohl weifs, woher ihr der Segen kommt, und wie das Christenthum ihr verbietet solche Geschenke anzunehmen, hütet sie sich ein Kreuz über dies Feuer zu machen, weil das Holz dann augenblicklich verflackern würde. Hierdurch rückt der Kobold dem Drachen noch näher, der bekanntlich auch sonst wie der Hausgeist und später der Teufel seinen Schützlingen Geld und Speise zuträgt, die er Andern raubt, und der in ehstnischen Sagen gradezu als Hausgeist erscheint, welcher seinen Gebieter durch den Schornstein besucht (Mag. f. d. Lit. des Ausl. 1843 No. 128). Die Wassergeister erscheinen in Sage 573 zwar wie sonst bösartig, doch daneben auch hülfreich (512), und einige von ihnen wie Flerus der Nix (206) sind gradezu an die Stelle von Kobolden getreten. In den wasserreichen Niederlanden scheinen sie sich so weit verbreitet zu haben, dafs ihre Nachbarn in der Sage bisweilen aus ihrem Rechte weichen mufsten. In den Sagen 507 und 509 erscheinen weissagende Meerminnen (Myth. 244); und das kleine Männchen, welches einen Lehrburschen dingt, damit dieser jeden Abend ein Vaterunser am Wasser betet, erinnert an die Sehnsucht, welche der Strömkarl nach der Seligkeit hat; dafs der Bursch sein Versprechen mit Blutschrift bekräftigen mufs, so wie dafs ihn das empfangne Geld zu bösem Leben verleitet und das Männchen schwarz erscheint, ist wohl späterer Zusatz, durch welchen der Neck als Teufel bezeichnet wurde. Auch die Sage von der Meerminne, die auf christlichem Kirchhofe begraben wird, weil sie mehrmals das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte (219), so wie die von den Irrlichtern, welche sich begierig zur Taufe herandrängen (519), rührt hier an.

Mehrere elbische Wesen zeigen sich durch besondere Namen als national, z. B. Kludde, Osschaert, der lange Wapper und Lodder, welchen letztern der Herausgeber mit Loki zusammenbringen möchte; doch scheint mir die blofse tückische Natur des Geistes zu dieser Vermuthung noch nicht zu berechtigen, zumal da die Etymologie ihr entgegen ist.

Die Riesensagen ergeben wenig. Die Riesen sind von Britannien herüber gekommen (25), sie bauen zu Hamme bei Dendermonde eine Kirche (202), und Riesinnen verheirathen sich mit Menschen (26–28). Doch die Riesenbauten und die dienenden Kobolde leiten uns hinüber zu den Bünden mit dem Teufel und zu den Teufelssagen überhaupt, an denen die Sammlung vorzüglich reich ist. Den Uebergang vom Kobolde zum Teufel finden wir deutlich in Sage 473, deren dienender böser Geist dem Menschen alles Liebe thut und noch ganz die Natur der Kobolde hat. Auch in No. 225

Digitized by Google

sagt der Kobold, er sei kein Teufel, sondern ein friedlicher Geist, der gern mit den Menschen verkehre, ganz ähnlich wie Mephistopheles im Volksbuche von Faust (nach Widmann von Pfitzer, 1. Th. 11. Cap.) sagt, er sei kein scheuslicher Teufel, sondern ein spiritus familiaris, der gern bei den Menschen wohne. In der Sage 448, welche genau dieselbe ist wie in Kuhns märk. Sagen No. 242, rettet der Teufel den unschuldig Angeklagten und erscheint in diesem Sinne noch ganz wie im Buche Hiob als zum Gesinde Gottes gehörig (vergl. auch No. 92). Bei den häufigen Teufelsbauten zeigt sich das Verhältnifs des Menschen zum Teufel hier nicht wie sonst als Wette (Myth. 573 f.), sondern der Mensch schliefst einen ausdrücklichen Bund und verschreibt sich mit Blut (186. 187); doch kräht, wie gewöhnlich, der Hahn kurz vor dem entscheidenden Augenblicke, und der Teufel hat seine Mühe verloren. Bei den übrigen zahlreichen Teufelsbünden wird der Mensch gröfstentheils gerettet und zwar bald durch List (456. 458. 459), bald durch die Kraft seiner Bufse (222. 452. 454. 455. 544), bald durch den Schutz der heiligen Gertrud und des heiligen Johannes (358. 359). Die Rettung durch Bufse und Beistand der Heiligen scheint die ursprüngliche christliche Ansicht; die Ueberlistung des „dummen Teufels" beruht wohl noch auf einer Erinnerung an den vertrauten Verkehr mit den heidnischen Gottheiten, die später zu Teufeln wurden; als Diener Gottes im alttestamentlichen Sinne aber läfst sich der Teufel noch fassen, wenn er die, welche sich zu einem Bunde von ihm haben verleiten lassen, plötzlich abruft; allein die Sagen, in denen der Teufel nach Ablauf eines gewissen Termins sich des Menschen bemächtigt, führen bereits auf Dualismus, da der Teufel alsdann Macht hat, in die Natur einzugreifen und dem Menschen die Bufse abzuschneiden. Von Einzelnen, die mit dem Teufel in Verbindung kommen, ist zunächst Mariechen von Nymwegen (452) zu erwähnen, die ich nicht mit dem Herausgeber einen weiblichen Theophilus nennen möchte, da sie mit Theophilus Nichts gemein hat, als dafs sie durch Bekehrung gerettet wird; allein dieser Zug ist der Sage von Theophilus nicht eigenthümlich, vielmehr klagt schon in sämmtlichen Bearbeitungen derselben der Teufel, dafs die Menschen gewöhnlich, wenn sie in seinen Gaben geschwelgt haben, sich zu Gott wenden, und den Teufel um seinen Lohn betrügen. Mariechen von Nymwegen aber hat nicht einmal einen Bund mit dem Teufel, sondern sie zieht nur mit ihm durch das Land wie mit einem leichten Gesellen; weit passender ist die Vergleichung mit dem Tannhäuser, und zwar halte ich nicht blofs die zweite Hälfte der Sage für verwandt, sondern die ganze Sage scheint mir nur ein Gegenbild zu der vom Tannhäuser zu sein, mit versöhnendem, christlichem Schlufs. Sehr eigenthümlich sind die Sagen von Faust (268). Sie weichen in der gesammten Auffassung vom Volksbuche ab und stimmen mit dem märchenhaften Tone des fliegenden Blattes im Wunderhorn (I, 214) überein, wo auch die Züge wiederkehren, dafs der Teufel, wenn Faust reist, stets den Weg vor ihm her im Augenblicke pflastern mufs, und dafs er, weil Faust ihn zu arg quält, ihm den Dienst kündigt und die Verschreibung freiwillig zurückgeben will. In keinem der Volksbücher findet sich hiervon eine Spur. Dagegen nur aus dem Volksbuche localisirt ist wohl Fausts Ritt auf dem Fasse, der nicht nur vom flämischen Volksbuche, welches der Herausgeber erwähnt, sondern von allen nach Leipzig verlegt wird; doch von Auerbachs Keller sprechen dieselben nicht. Sonst ist dem ältesten deutschen so wie dem französischen und niederländischen Volksbuche gemäfs Fausts Fahrt nach Konstantinopel, wo er sich nach den Volksbüchern sechs Tage als Mahomet in Solymans Serail aufhält, während Solyman kirchliche Dankfeste für die leibliche Erscheinung des Propheten veranstaltet. Auch Fausts zauberischen Garten beschreiben die Volksbücher; und dafs Fausts Teufel hier Jost heifst, ist vielleicht nur Verwechslung mit Justus Faustus, wie der Sohn Fausts und der Helena genannt wird. Das flämische Volksbuch von Christoph Wagner, dem Schüler Fausts, welches in den Hauptzügen zwar nach dem deutschen gearbeitet ist, doch die Sage fast durchweg acclimatisirt und manches eigenthümliche Niederländische einflicht, scheint der Herausgeber nicht gekannt zu haben, da er es nicht erwähnt und Einiges daraus hätte benutzen können. Auch befanden sich unter den sieben schönen Frauen, die Mephistopheles dem Faust aus verschiedenen Ländern schaffen mufste, nach dem französischen Volksbuche (Rouen 1667 S. 196) zwei Flamänderinnen, was der Verf. des niederländischen aus Patriotismus wegläfst. Interessant ist hierbei noch, dafs sich Faust nach einem der Zeug-

Digitized by Google

nisse, welche seine Existenz erweisen, nämlich nach Wierus De praestigiis daemonum lib. 2. § 8., in der That eine Zeit lang an den Grenzen von Geldern, zu Batoburg an der Maas aufgehalten hat, wo er dem Kaplan einen argen Streich spielte, den sich Wier oft von demselben erzählen liefs. — Agrippas Hund, der bekanntlich ein Teufel war, wird in der Sage 265 Paredrius genannt, während er in Wirklichkeit Monsieur hiefs, und seine Freundin, die ihm Agrippa einige Zeit zugesellte, sich Mademoiselle nannte, wie ebenfalls Wier, Agrippas Schüler, erzählt, der den Liebling des Meisters mit vielem Eifer gegen den Verdacht der teuflischen Natur vertheidigt. Auch Fausts Hund läfst sich historisch nachweisen; in der Sage aber erscheint er nur auf den Leipziger Bildern und in der Pfitzerschen Bearbeitung des Volksbuches, wo er Prästigiar heifst, und wo ihn Faust einem Abte zu Halberstadt auf drei Jahre überläfst, wie Agrippa hier den seinen verschenkt. Von Simon Magus erwähnen zwar Glykas in der vom Herausgeber angezognen Stelle und die Zauberschriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts, dafs ein gleicher Hund sein steter Begleiter gewesen sei, doch vor Glykas findet es sich nicht, namentlich nicht in den Recognitionen des Pseudo-Clemens Romanus, die für Simons Zauberei die Hauptquelle sind; dafs jedoch Simon in Fällen der Noth sich Teufel in Hundsgestalten herbeirief, erzählt der Pseudo-Abdias nach Hegesipp (Fabricius Codex apocryphus novi testamenti p. 434), bei welchem Simon, als er sich mit Petrus bei Nero befindet und sich mit Worten gegen Petrus nicht mehr zu vertheidigen weifs, plötzlich mächtige schwarze Hunde herzustürzen läfst, welche den Apostel verschlingen sollen, doch von ihm durch ein geweihtes Brod, das er in Händen hat, zurückgetrieben werden. Ein Hund war nach Einigen auch der Teufel des Pabstes Sylvester II. (vergl. z. B. Naudé, Apologie pour les grands hommes soupçonnéz de magie. Amsterdam 1712. p. 305), über dessen Zauberei die Dämonologen einig sind, und die schon Walther von der Vogelweide erwähnt. — Graf Balduin (IX) von Flandern war vierzehn Jahre mit dem Teufel verheirathet und lebte sehr glücklich mit ihm, bis ein Einsiedel den Bösen erkannte und ihn durch Beschwörungen zum Weichen brachte (Sage 86, vgl. 183. 314). Bemerkenswerth ist bei dieser Sage, dafs die mit dem Teufel erzeugten Kinder ihm entrissen werden, weil sie getauft sind; sonst verschwinden sie stets mit dem Teufel zugleich, ein christliches Sacrament aber wie die Taufe zerstört sonst durch sich selbst alle Werke des Bösen, und der Mensch, welcher ein Liebesverhältnifs mit dem Teufel eingeht, leidet Schaden an Leib und Seele, wovon in dieser Sage ebenfalls Nichts gesagt wird. Ich glaube darum hier noch deutlich eins der milden heidnischen Wesen zu erkennen, welche wie Melusine oder die Meerfei Peters von Staufenberg sich in Liebe mit den Sterblichen verbanden und erst später mit dem undeutschen Incubus und Succubus verschmolzen wurden. Hierauf könnte man auch des Grafen erste Begegnung mit seiner Frau im einsamen Walde, in dem er sich verirrt hatte, deuten. Die Lösung der Sage, dafs die schöne Gestalt, in welcher der Teufel Balduins Weib war, einer Prinzessin des Morgenlandes gehörte, in deren von der Verwesung noch unberührte Leiche der Teufel sich gehüllt hatte, wäre hiernach zwar eine spätere Entstellung, doch beruht auch sie auf der allgemeineren Ueberlieferung, dafs Teufel und Zauberer eben erst Verstorbene scheinbar wieder beleben können; ich erinnre nur an die Zitherspielerin zu Bonn, der ein Zauberer, als sie gestorben war, ein Amulet unter der Achsel befestigte, worauf sie wie zuvor die fröhlichen Versammlungen besuchte und zur Cither sang, bis ein anderer Zauberer die Täuschung erkannte und das Fascinum wegnahm; da sank sie leblos hin (Peucer De praecipuis gradibus divinationum p. 14). — In der 198. Sage spielt der Teufel als Fiedler bei einer Hochzeit auf und holt den Bräutigam, als dieser in's Brautgemach gehen will; weshalb wird nicht gesagt, und die Sage ist unklar; vielleicht hatte der Bräutigam einen geheimen Bund mit dem Teufel, und durch die Hochzeit war sein Pakt gebrochen, da die Ehe allen Schützlingen des Teufels verboten ist. Als Hochzeitsgast erscheint der Todesengel in einer hebräischen Sage, s. Abraham Tendlau's Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit (Stuttgart 1842) No. 27. — Zu der bekannten Sage von Albrecht dem Grofsen, der dem Könige Wilhelm von Holland zu Liebe den Winter in Sommer verwandelt, was auch Faust im Volksbuche vor Kaiser Karl V., oder nach den jüngeren Recensionen vor Maximilian I. thut, läfst sich vergleichen, dafs Zauberer überhaupt die Macht haben prachtvolle Gärten, die der Winter nicht be-

Digitized by Google

rührt, entstehen zu lassen; auch solche Gärten schuf z. B. Faust sich selbst und mehreren Anderen; schon Virgil hatte einen, in den kein Regen drang, der von einer unbeweglichen Luft wie von einem Zaune umschlossen war, und zu dem eine aus Luft gebaute Brücke führte; und in den Gestis Romanorum (1499. fol. 15a) hat ein Zauberer einen Garten, durch den er ungeheure Schätze gewann und alle seine Feinde vernichtete: der Garten war so schön, dafs wer ihn betrat im Paradiese zu sein glaubte und nie begehrte in die Welt zurückzukehren; der Zauberer lockte daher seine Feinde hinein und erlaubte ihnen darin zu bleiben unter der Bedingung, dafs sie ihn zum Erben ihrer Güter einsetzten; dann kam er in der Nacht und tödtete sie. — Hieran schliefst sich die häufige, auch in dieser Sammlung mehrmals vorkommende Sage von den Zauberschlössern, welche der Teufel plötzlich entstehen und eben so schnell verschwinden läfst; dafs der Getäuschte dann bisweilen unter dem Galgen aufwacht, wie der Geiger in No. 189 (vergl. 384) kommt ebenfalls sonst vor, z. B. im deutschen Volksbuch von Wagner (Berlin 1712. S. 81). Die Sage 268, in welcher die Seele des Menschen, dem ein Zauberer den Kopf abschlägt um ihn wieder aufzusetzen, als Lilie aus dem daneben stehenden Glase mit Wasser aufschiefst, stimmt so genau mit der Erzählung von Faust im niederländischen Volksbuch (Amsterdam 1728. S. 160), dafs sie wohl nur aus diesem entlehnt und von Frankfurt nach Leyden verlegt ist; selbst das Jahr 1528, in welchem der „fahrende Gesell" nach Leyden gekommen sein soll, pafst ungefähr zu der Zeitrechnung der Volksbücher. Im niederländischen Volksbuch von Wagner (Antwerpen by de Weduwe van Hendrick Thieullier s. a. § 7.) wächst die Seele als Rose empor, womit die mit der Rebe sich verschlingende Rose auf Tristans und Isoldens Grabe zu vergleichen ist. Köpfe und andre Theile des Körpers abzuhauen und wieder anzusetzen war ein gewöhnliches Zauberstück; schon Sedechias that dies am Hofe Kaiser Ludwigs II. (Lud. Lavaterus, De spectris, lemuribus etc. Genevae 1570). Auch Simon der Zauberer liefs sich, um seine Göttlichkeit zu beweisen, von Nero enthaupten und erschien nach drei Tagen wieder als Auferstandener; doch die seinen Trug durchschauten wufsten, dafs er nur die, welche Neros Befehl vollstreckten, verblendet hatte, indem er einem Thiere seine Gestalt anzauberte und sich die nächsten drei Tage verbarg (Fabricius Codex apocr. novi test. p. 418 Anm. y). Der Zauberei, die in Sage 284 mit dem Körper unmündiger Kinder getrieben wird, war Simon ebenfalls schon kundig (Clementis Romani recognitiones, opp. Col. Agr. 1570, p. 29. 58 und de rebus gestis Beati Petri p. 387; vergl. die Hexen im Macbeth).

Doch um nicht dem Teufel und seinem Gesinde zu viel Raum zu lassen, übergehe ich die zahlreichen Sagen von Hexen, Gespenstern, Nachtmahren u. s. w., in denen noch oft mythische Gestalten durchscheinen; besonders erkennt man in den Polterern und in den spukenden Katzen, Hasen und Kaninchen häufig Kobolde.

Mit eignem Namen und in unveränderter Gestalt erscheinen die Götter selbst, wie gewöhnlich, nur in sehr vereinzelten Spuren. Der Name des alten Klosters Fostewert auf Helgoland ergiebt Nichts; eben so hat die Vertreibung des Fosete durch den heiligen Liudger (nach Surius, vitae Sanctorum) nur das Eigenthümliche, dafs der Gott in Gestalt einer Rauchwolke von der Insel entweicht. Die Sage von dem grimmen Heiden Odinarius, der unter der Schwelle der Kirche zu Oedtmarsen begraben liegt (No 11), und bei seinem Tode, um sein Gedächtnifs zu bewahren, eine Pyramide errichten liefs, an deren Stelle die Kirche gebaut ward, weist zwar ohne Zweifel auf das Heiligthum einer heidnischen Gottheit hin, doch dafs sich bis in's 18. Jahrhundert eine so lebendige Erinnerung an Odin, wie sie der Name Odinarius zeigte, sollte erhalten haben, und dafs zumal die nordische Form Odin in Deutschland erscheinen sollte, ist verdächtig; vielleicht ist der Name nur von einem Gelehrten zugesetzt, den Oedtmarsen dazu veranlafste; wenigstens mufs man, um ihm zu vertrauen, die Glaubwürdigkeit der Quelle (Piccardt, Kurze Beschreibung einiger Alterthümer in den Ländern zwischen der Nordsee, Issel, Ems und Lippe. 2te Ausg. 1731) beurtheilen können.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Johann Wilhelm Wolf.

(Schlufs.)

Bei dem Namen Bruno (No. 547) erinnert der Herausgeber wohl absichtlich nicht an Wodan (Myth. 693); wenigstens ist es sehr gewagt in einem „rothen Manne ohne Haupt", nach dem die Strafse bei Veurne die rothe heifst, Wodan zu sehen. Ich wüfste hierzu nur zu vergleichen, dafs in den niedersächsischen Sagen von Harrys, Heft 2. No. 5, der wilde Jäger auf einem Pferde ohne Kopf reitet, und ihm selbst das Gesicht im Nacken sitzt. Sonst könnte man bei dem Wagen, der jedoch hier nicht mit Pferden bespannt ist, und bei dem wiehernden Pferde, welches den Knecht verfolgt, an Wodans Wagen und Wodans Pferd denken (Myth. 102. 104), den Lärm der Hexen für den Zug des wilden Heeres und das Vieh für dem Gott geweihtes halten (vergl. das dem Fosete geheiligte Vieh, welches Wilibrord schlachtet; Myth. 378); auch Wodanswege sind schon Myth. 103 angedeutet. — Ein Wunschbeutel erscheint in den Sagen 29 u. 189; in der zweiten zeigt er wieder die verderbende Kraft, die schon Andvaris Ring hatte, der ebenfalls die verlornen Schätze wieder ergänzte. Der Arke-, Harken- oder Herkenstein bei der von Hünen gebauten Teckelnburg in Friesland (No. 9) wird wohl der Harke gehören, welche in der Mark mit der Holla wechselt. Der Name der Stadt Vrouwgeest oder Vraugast aber geht vielleicht auf die Göttin Frûa, welche durch das zweite merseburger Gedicht als die deutsche Freyja erwiesen scheint (s. Jak. Grimm Ueber zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Berlin 1842. S. 17; Wackernagel Altd. Lesebuch Vorr. S. X liest Frîja); eine Gemahlin Ubbos mit Namen Frouwa, der zu Ehren die Stadt erbaut sein soll, ist wohl erst erfunden, als man die Göttin nicht mehr kannte. Sehr interessant ist die Sage von den drei Schwestern bei Löwen, die sich noch mündlich erhalten hat, und welche der Herausgeber, mit gestützt auf die frühere Kirche der drei Marien und auf den Wallfahrtsort Troisfontaines, wohl richtig auf die drei Nornen am Urdharbrunnen deutet. Zu Sage 212 (vergl. 256), in der man Gebärende und kleine Kinder aus Angst vor den weifsen Frauen und den Mahren hütet, auch wohl Abends ein Kreuz über die Kinder macht und sie mit Weihwasser besprengt, finde ich einen hübschen Zusatz in den oben erwähnten theologischen Abhandlungen von Gisbertus Voetius, welcher im 3. Bande S. 121 sagt: „— — quod malleum aut cornicem aerium (ubi puerpera decumbit) obvolvant candido linteo, quod olim factum in gentilismo contra infestationem Fearum, albarum foeminarum, strygum, lamiarum etc." Ohne Zweifel ist dies Thors Hammer und Wodans Rabe, und die freundlichen Gottheiten wurden angerufen, um die Tücke der bösen abzuwehren. In hebräischen Sagen bewacht man die Wöchnerin und ihr Kind gegen Lilith und ihre Schaaren, welche die Knaben bis zum achten, die Mädchen bis zum zwanzigsten Tage verletzen kann (Tendlaus Sagen jüdischer Vorzeit S. 251).

Im Schlosse Enghien wandelt Melusina als Ahnfrau um (224), wie sie in Liedern des 15. Jahrh. die Ahnmutter der Grafen von Luxemburg, besonders Kaiser Heinrichs VII. ist. Die fahrende Mutter, Wanne Thekla und Alwina (518—520. 584) bestätigen die schöne Sage von der Windsbraut bei Kuhn No. 167, die verwünscht ist, bis zum jüngsten Tage, verfolgt von Ungethümen, umher zu fahren, und deren Klage das Geheul des Sturmes ist. Ob die fahrende Frau Holla ist, an die der Herausgeber erinnert, ob eine andre der Frauen, welche an der Spitze des wilden Heeres ziehen, oder eine von ihnen unabhängige Göttin, läfst sich nicht entscheiden. — Zu den schönsten der nie-

Digitized by Google

derländischen Sagen überhaupt gehören die durch das ganze Land verbreiteten vom Schwanritter und den Schwanjungfrauen; doch ergeben die hier mitgetheilten Fassungen nichts Neues.

Sehr zahlreich sind auch die in die Sammlung aufgenommnen Legenden. Die verehrtesten Heiligen sind Gertrud und Johannes, und zwar wird dieser meist ausdrücklich als der Evangelist bezeichnet, während man noch zur Zeit des Gisbert Voet bisweilen einen dreifachen Johannes verehrte: den Täufer, den Evangelisten und Chrysostomus. Voet selbst hörte einst (a. a. O. Bd. 3. S. 430), wie eine Frau einem Kranken, um ihn zu heilen, in's Ohr raunte:

Sint Jan Baptist,
Sint Jan Evangelist,
Sint Jan Guldemont,
Helpt desen Pelgrim in korter stont.

Vielleicht sind hier heidnische Gottheiten verborgen. — Zu den wunderbaren Hostien in Brüssel (No. 166) vergleiche die Juden in Passau, Wunderhorn 1, 93; zu „der armen Seele Freude" (327) die Erlösung der schönen Berta vom Schweckhäuserberge in den niedersächsischen Sagen von Harrys, 1. Heft No. 3. Die Erzählungen von den Wunderthaten der Crucifixe und Marienbilder wiederholen sich und enthalten nichts Eigenthümliches, besonders keine mythologischen Beziehungen. Vieles verräth sich offen als willkürliche Erfindung. Ich berühre daher zum Schlufs nur noch eine Legende (No. 328), welche ich jedoch für die schönste von allen halte. Die Seele einer Frau klagte im Fegefeuer voll Sehnsucht um den geliebten Mann, der nun verlassen auf Erden lebe, und sie wünschte nur kurze Zeit zu ihm eilen zu dürfen, um ihn in seinem Leide zu trösten. Ein Engel erlaubte ihr auf eine Viertelstunde zur Erde zurückzukehren, und sie mufste versprechen dafür tausend Jahre länger im Fegefeuer zu bleiben. Doch als die Seele auf die Erde flog, fand sie den Geliebten, wie er in den Armen schlimmer Mädchen glücklich war, und betrübt eilte sie zum Fegefeuer zurück. Da kam der Engel und trug sie in den Himmel; denn sie hatte in dem Augenblicke mehr erlitten als ihr in den tausend Jahren zu leiden bestimmt war.

E. Sommer.

LVIII.

Quaestiones Homericae. Scripsit Car. Aug. Jul. Hoffmann Gymn. Cellensis Conrector. Vol. I. Insunt quaestiones tres: 1) de caesuris et numeris versus Homerici; II) de hiatu; III) de syllabis finalibus brevibus, quibus in producendis ab usu poetarum reliquorum fere recedere videtur Homerus. — Clausthaliae redemit A. Schweiger. 1842. *XL u.* 168 S. 8.

Dies mit Klarheit und grofsem Fleifse geschriebene Buch ist dem Andenken F. A. Wolfs gewidmet, dessen Ansichten der Verf. im Wesentlichen theilt. Die Praefatio giebt Hrn. Hoffmanns Meinung über die Entstehung der Homerischen Gedichte, und da sie, wie es scheint, aus einem gründlichen Studium des Homer hervorgegangen ist, so wollen wir sie hier kurz angeben. Sie ist im Allgemeinen dieselbe, welche Ritschl (die Alexandr. Bibl. p. 70 f.) ausgesprochen hat, dafs nämlich der ionische Dichter Homeros aus einer reichen Fülle mündlich überlieferter Localgesänge diejenigen, die mit Eigenem verschmolzen den Umkreis der ächten Ilias und Odysse ausfüllten, kunstmäfsig verknüpfte; dafs diese Verknüpfung, fortgepflanzt durch mündliche Tradition zunächst der Chiischen Homeriden, ihre Entstehung insofern nie verläugnete, als die beiden Körper sich in ihre Glieder eben so leicht wieder lösten, als sie aus ihnen erwachsen waren; dafs man ferner diese gelösten Glieder allmälig durch schriftliche Aufzeichnung der Wandelbarkeit eines überaus geschmeidigen Sprachidioms zu entziehen anfing, bis endlich der nur noch auf dunkler Tradition beruhende Zusammenhang auf Antrieb des Pisistratus so gut als thunlich wieder ermittelt, und mittelst vollständiger Aufzeichnung im Ganzen für alle Zeit fixirt wurde. Hr. Hoffmann sagt p. VII sq.: Es sei erwiesen, dafs es eine Lyrik, älter als die epische Poesie, nicht gebe, dafs diese älteste epische Poesie ihren Stoff den Mythen entlehne und zunächst nur theilweise in kürzeren Liedern darstelle. In diesen bald auch von dem Volke selbst und solchen, die nicht Sänger sind, gesungenen Liedern sei der Vers noch ziemlich unbeholfen, die Sprache und Form der Rede noch nicht sehr gebildet. Allmälig vervollkommne sich Beides; die Dichter unterschieden sich bald sehr vom Volke und dieses höre

Digitized by Google

auf selbst zu singen. Damit ende die aetas prior der epischen Poesie. Zu Anfange ihrer zweiten Periode befinde sie sich auf dem höchsten Gipfel. In ausgebildeten Versen erzähle sie, habe auch auf Kleines Acht, bediene sich gewisser Redeformeln nur bei Uebergängen und da, wo eine Abweichung davon lächerlich sein würde; sie verbinde genauer die einzelnen Theile der Erzählung, indem sie aus dem gesammten Mythus nur einzelne Partien herausnähme, erweitere und nach poetischen Rücksichten gestalte; sie behalte endlich beim Einzelnen das Allgemeine im Auge und ein und dieselbe Idee durch das ganze Gedicht. Sei dies richtig, so folge, dafs die Homerischen Gedichte nur in diese zweite Periode gehören könnten. Dies zeige denn auch die Disposition derselben, wie sie von Nitzsch (Histor. Hom. II. p. 20 sq.) vortrefflich dargelegt sei. Daher müsse er Wolf's Meinung (Prolegg. p. 137), dafs Il. T—Ω jünger seien, als die übrigen Rhapsodien, verwerfen. — Die ursprünglich aber als einige Ganze gedichteten Werke seien vermöge der Art ihrer Fortpflanzung mannigfach durch Erweiterungen und Zusätze zu einzelnen Stücken auseinandergelöst worden, die Pisistratus endlich wieder gesammelt hätte. Dafs nicht schon vorher einige dieser Stücke zu kleineren Liederganzen sollten gesammelt gewesen sein, könne kaum geleugnet werden; aber Pisistratus habe zuerst Alles, was echt oder unecht sich unter Homers Namen erhalten habe, zu zwei gröfseren Ganzen geordnet. Man müsse nun untersuchen, welche einzelnen Lieder, welche Liederganze Pisistratus erhielt und wie er Alles vereinigte. Dazu sei es nöthig, dafs vorher untersucht werde, welche Theile der Ilias und Odyssee so genau unter sich zusammenhingen und so sich von den übrigen unterschieden, dafs sie ein Ganzes ausmachten, und ob Anzeichen ihrer Verbindung durch Pisistratus vorhanden wären. Nicht minder müsse man nachsehen, ob diese Liederganze als solche von Homer selbst gedichtet oder aus einzelnen Liedern allmälig zusammengewachsen seien. Dafs einige Theile unserer Ilias und Odyssee von Homer selbst seien, sei wahrscheinlich. Die Zusätze zu denselben aber könnten doppelter Art sein. Entweder nämlich seien sie zu einigen Theilen der ältesten Gedichte in der Absicht, diese zu erweitern, ab ipsis poetis hinzugefügt, und dann meist ununterscheidbar; oder sie stammten aus der Zeit, in welcher das alte Ganze sich fast schon aufgelöst und nur von seinem ältesten Umfang einige Ueberlieferung sich gerettet hatte. Diese letzteren Zusätze schienen mehr Lieder als Liederkörper gewesen zu sein, bei deren Einrangierung in die Pisistrateische Sammlung alsdann einige Verknüpfung nöthig war. Auch könne es geschehen sein, dafs, wenn ein älterer und ein jüngerer Dichter ein und denselben Gegenstand behandelt hätten, nach Verlust des ältern das jüngere, oder, wenn beide sich erhalten hätten, ein Amalgam derselben uns überliefert sei. Eben so könnten von den gleichzeitig mit Homer lebenden Dichtern Lieder, die einzelne Theile des troischen Mythus besangen, überliefert und in die Sammlung des Pisistratus aufgenommen, endlich auch von den Rhapsoden aus Rücksicht auf ihre Zuhörer einzelnes interpoliert worden sein. In wieweit nun Alles dies wirklich geschehen sei, müsse eben eine genaue Durchforschung der Homerischen Gedichte selbst ergeben. Die Untersuchung über dieselben zerfalle in fünf Theile, einen ästhetischen, rhetorischen, geographisch-historischen, grammatischen und metrischen. Die beiden letzten hält der Verf. für die wichtigsten. Er hat sich zunächst, als Fundament der übrigen (p. XXVIII), die metrische Frage zur Beantwortung ausersehen, und wird sie in folgenden Quaestiones noch weiter behandeln: IV. De digamma ante vocales literas initiali. — V. Quaeritur, quomodo statuendum sit de locis Iliadis, in quibus neglectum esse digamma videatur. — VI. Quaeritur, quid ex quaestionibus superioribus de varia carminum Iliacorum aetate possit concludi. — VII. Additur brevis comparatio Odysseae. — VIII. De Iliadis libris γ — η non eodem tempore confectis. Da in diesen Untersuchungen erst gewissermafsen die Schlüsse aus den im vorliegenden Buche gestellten Prämissen werden gezogen werden, so versparen wir uns einen Theil Bemerkungen über die drei ersten Quaestiones bis zur Besprechung der übrigen. Alsdann werden wir auch Gelegenheit haben, auf die Widersprüche aufmerksam zu machen, an denen Hr. Hoffmann's Vorstellung über Entstehung der Homerischen Gedichte leidet. Die vorliegenden Untersuchungen selbst haben uns im Allgemeinen sehr befriedigt, obgleich wir nicht glauben, dafs die Frage über den Homerischen Vers damit abgethan sei. Eine erschöpfende statistische und zugleich übersichtliche Zusammenstellung aller betreffenden Stellen mit sich daran anschliefsenden erklärenden Anmerkungen scheinen uns bei

Digitized by Google

dergleichen Untersuchungen geeigneter, als Bücher, in denen Ansichten und nicht vollständige Aufzählung der Stellen zusammenlaufen, zumal wenn man aus metrischen Gründen über einen oder mehrere Verfasser der Homerischen Gedichte Schlüsse ziehen will. Eine solche Vollständigkeit hat aber der Hr. Vf. theils nicht beabsichtigt theils nicht erreicht; wo sie beabsichtigt wurde, wäre es gut gewesen, dies zu bemerken. Eben so hätten die unächten und die sich wiederholenden Verse genau bezeichnet werden sollen. Der Gesammteindruck, den diese Quaestiones auf uns gemacht haben, ist der, dafs der Verf. sich scheint zu sehr haben von der Ansicht bestimmen zu lassen, unsre Ilias und Odyssee gehörten in die von ihm beschriebene zweite Periode der epischen Poesie. Einerseits, um Andres zu verschweigen, haben uns die bisherigen Nachweise von der kunstmäfsigen Einheit im Homer, auch die von Nitzsch, nicht überzeugen können, andrerseits tragen Ilias und Odyssee zu viele bereits aufgezeigte Spuren einer Composition aus lauter Einzelliedern an sich, als dafs wir ihre Entstehung nicht eher der ersten, als der zweiten Periode epischer Poesie, wie sie von Hrn. Hoffmann bezeichnet sind, zuschreiben sollten. Wir können es daher auch nicht billigen, dafs Hr. Hoffmann einer gewissen poetischen Licenz und einer in mancher Beziehung freieren Anwendung metrischer Principien häufig zu wenig gestattet hat. Dafs man ihr immer Manches zugestehen mufs, ist uns auch durch sein Buch aufs Neue wieder klar geworden. Fühlt sich doch der Verf. selbst mehrmals gedrungen, metrische Auffälligkeiten durch die Annahme zu rechtfertigen, Homer habe Das ex antiquiore poesie überkommen.

Von den aufgestellten Ansichten des Verf. dürften diejenigen am wenigsten auf allseitige Beistimmung zählen können, welche in Quaest. I. „De caesuris et numeris versus Homerici" ausgesprochen sind. Wenn wir auch keineswegs den grofsen Einflufs leugnen wollen, den die Caesuren auf den Charakter des Verses und somit auf den Eindruck haben, den eine Dichtung mit ihrer formellen Qualität auf uns macht, so ist es doch gewifs, dafs weder diese Caesuren allein dazu ausreichen noch dafs sie unumgänglich nöthig, ja dafs sie oft ganz zufällig, d. h. nicht einmal aus einem unbewufsten Gefühl ihrer Wesenheit, wohl gar dieser in gewisser Weise widersprechend gesetzt sind. Man mufs durchaus eine Grenze anerkennen zwischen der Nothwendigkeit, Absichtlichkeit und der Zufälligkeit der Caesuren, sonst kommt man in Spitzfindigkeiten, die nicht blofs ihrem Urheber, sondern der Sache selbst schaden. Wir können nicht umhin, bei aller Achtung vor dem Verf., zu gestehen, dafs er sowohl bei der Charakteristik der Haupt- als auch der Neben-Caesuren vielfach ins Spitzfindige gerathen und zu Behauptungen verleitet ist, auf die sich ganz seine Worte anwenden lassen (p. 42): „Hunc cum legerem, idem accidit, quod in quaestionibus metricis saepe vidi accidere, ut primo mirarer animi sagacitatem et magnam scriptoris diligentiam; mox intelligerem speciosam esse doctrinam et inutilem". Bemerkenswerth kindisch hat in gedachter Rücksicht über die Caesuren gehandelt Ch. F. Stadelmann (de heroici versus Caesura. IV Part. Lips. 1829. 4. Dessav. 1821—26. — mantissa de nonnullis iisque controversis Hexametri partibus. Dessav. 1834. 4.).

Cp. I. unserer ersten Quaestio handelt von den Fällen, in denen am Ende eines Wortes Caesur nicht anzunehmen ist. Dies ist eine für die Theorie des Hexameters sehr wichtige Frage, die daher wohl noch etwas genauer hätte untersucht werden können. Die p. 11 aufgestellte Regel, dafs Nebencaesuren durch Elision aufgehoben würden, hätte durch ein plerumque mehr Wahrheit erhalten. — In Cap. V. „de interpunctione, quae est in versu Homerico" scheint uns nicht immer gehörig unterschieden zwischen der begründeten, also nothwendigen, und der überflüssigen, aber gebräuchlichen Interpunction. Daher ergiebt sich eine bedeutende Abweichung von Wolf, wenn man die Ausgabe von Bekker vergleicht, der theils Zeichen ganz weggelassen, theils stärkere gesetzt hat. — § 28 heifst es, dafs nach der Semiseptenaria interpungirte Verse nicht gern aufeinandor folgten. „Qua ab re tam diligenter cavit poeta, ut satis magnis plerumque intervallis tales versus recurrant, raro duo se excipiant".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Quaestiones Homericae. Scripsit Car. Aug. Jul. Hoffmann.

(Schlufs.)

Bei dem natürlich selten erst nach der Semiseptenaria zur Interpunction sich abschliefsenden Sinne, kommt diese Interpunction doch häufig genug vor. Vgl. η, 418. 420. ι, 71. 73. 106. 108. κ, 188. 190. μ, 380. 384. 386. 390. λ, 584. 586. 591. 606. u. a. — η, 317. 318. ι, 84. 85. ε, 603. 604. κ, 534. 540. 544. 545. 553. 555. u. a. — § 33. Dafs nach der trochäischen Caesur im fünften Fufs besonders dann Interpunction sei, wenn eine Vergleichung folge, ist nicht richtig. λ, 72. 129 hat Bekker mit Recht kein Zeichen; eben so wenig δ, 58. Dagegen vgl. α, 159. θ, 536. ι, 195. κ, 167. 280. μ, 178. ν, 630. u. a. Bei Wolf sind die Beispiele noch häufiger. — Dafs Interpunction im fünften Fufs nach der Seminovenaria sich in Λ nur 397 (wo die Interpunction nicht einmal richtig) finden solle, ist uns bei dem besondern Studium, welches Hr. Hoffmann auf das elfte Buch verwandt zu haben scheint, aufgefallen. Sie steht noch v. 630. — Ueber Cap. VI. „de numerorum, qui sunt in versu Homerico, ratione" gilt gröfstentheils dasselbe, was wir vorhin über des Verf. Charakteristik der Caesuren gesagt haben. Man vergl. die rationelle Begründung der in φ, 233—250 angewandten Numeri (§ 44. p. 46 sqq.).

Quaest. II. „de hiatu" hat uns sehr gefallen, obgleich wir eben wiederum die nicht erschöpfende Behandlung des Gegenstandes mifsbilligen. Auch an Einzelnheiten liefse sich manches bemerken. S. 56 sqq.: Omisi lectionem Ib. γ, 87: Ἀλεξάνδρου, τοῦ, quae recurrit η, 388. Non sunt enim scholia A. Wir sehen nicht, wie diese Bemerkung an jener Stelle pafst. — S. 60 wird als ᾳ correptum angeführt λ, 385 κέρᾳ ἀγλαέ. Indefs dort steht richtiger κέραϊ, wie auch Bekker hat. Vgl. Thiersch § 164, 6. 188. — S. 73 für die Correctur καὶ σ' ἐσάωσεν (Od. χ, 372) wird Il. ρ, 25 citirt. Näher lag Od. δ, 364. — S. 81 τὰ im Hiatus soll einmal in der Odyssee stehen. Wir kennen τὰ nur vor ἴσασι (β, 211), οἱ (12 mal), ἃ (4 mal), ἕκαστα (μ, 16. ξ, 375). S. 93 möchte ρ, 392 ἄφαρ δέ τε ἰκμάς nicht passen, wenn ἰκμάς richtig vom Sanscr. sic abgeleitet wird (Longard de digammo Aeolica. p. 27).

Quaest. III. ist sehr reich an problematischen Behauptungen, die uns häufig unüberführt gelassen haben. So ist die Untersuchung über die Production kurzer Endvocale vor einfachem anlautenden Consonanten sehr fein geführt; ob aber richtig? Die mit λ, μ, ν, ρ u. δ (σ) anfangenden Wörter im Homer, welche eine solche Production herbeiführen, ist die Behauptung, hatten ursprünglich vor oder nach sich noch einen Consonanten, so dafs die vor ihnen stehenden Vocale eigentlich sich in positione befanden. Wir glauben uns jene Verlängerung einfacher theils aus der Natur der fraglichen Consonanten, zu denen wir noch τ fügen, theils aus der Natur der vorhergehenden Vocale und Wörter überhaupt erklären zu können. Alle jene Consonanten neigen sich sehr zur Verdoppelung, so dafs nichts leichter war, als dafs eine vor ihnen stehende kurze Silbe, scharf und rasch ausgesprochen, schon den folgenden Consonanten etwas hören liefs. Daher die Verdoppelung in Zusammensetzungen und bei Vortritt des Augments. Eine solche wenigstens gehörte und dadurch wirksame Verdoppelung des anlautenden Consonanten mufste besonders auch beim Vortritt von Wörtern Statt finden, die sich vermöge ihres Begriffs eng an das folgende Wort anschliefsen (z. B. die Präpositionen, viele Partikeln und Adverbia) oder an die sich durch grammatische oder rationelle Structur das nachstehende Wort dicht anfügte. Eine andre Entschuldigung bietet die Natur des verlängerten Vocals (z. B. ι. vgl. S. 161 sqq.); dahin rechne ich auch die durch nothwendige Interpunction oder Accent und Interpunction gekräftigten Vocale. Diese Erklärungs-

Digitized by Google

weise, mit der die andre nicht durchaus von der Hand gewiesen werden soll, scheint uns natürlicher, einfacher und zum Theil ausreichender (vgl. § 86, 5. — § 89. — § 91). Wir sparen durch sie Correcturen (o, 478. S. 162) und brauchen die meisten S. 163 f. aufgezählten Productionen nicht als duriores zu bezeichnen. Auffallend ist, dafs so viele Accusative auf ῆα und Plurale auf εα vor einfachem Consonanten die letzte Sylbe verlängern. Sie scheinen alle zu ein und derselben Rubrik zu gehören und alle auf ein und dieselbe Art, aber nicht durch ursprünglich doppelten Anfangsconsonanten, erklärt werden zu müssen. —

An Druckfehlern und sonstigen Versehen ist uns eine ziemliche Menge begegnet. Wir bezeichnen die hauptsächlichsten: p. XXXV, 21 τοι — μοι. — p. 5, 20 ρ, 100—95?. — 6, 8 σ, 368—386. — lin. 29. ι, 400 —?. — p. 58, 9 u. 59, 26. δεξίῃ — δεξιῇ. — p. 58, 18 δηϊότητι — δηϊοτῆτι. p. 84, 20. ρ, 45 gehört nicht dahin. — 89, 31 ζ, 348 — ξ. — 98, 29 v. 730 —?. 139, 13. ρ, 122 — ψ; ρ, 559 — φ. — 141, 26 ϑ, 191 — ι. — 142, 21 φ, 425 — ψ. — 145, 25 ψ, 71 — φ. — 147, 2 ξ, 151—171. — 152, 18 ρ, 339 — σ. — 154, 15 υ, 56—76 u. a. In den Seitenzahlen folgt auf 112 gleich 133, so dafs 20 Seiten zu viel gezählt sind. S. 98 ist 89 gezeichnet.

Aus diesen wenigen Bemerkungen möge Hr. Hoffmann das Interesse ersehen, mit dem wir seine Quaestiones durchgelesen haben. Wir hegen keinen angelegentlicheren Wunsch, als dafs er uns bald mit dem zweiten Theile derselben erfreuen möge.

Dr. Jul. Fr. Lauer.

LIX.

Deutsche Geschichte unter Leopold I. und Karl VI. Von Karl Adolf Menzel. Breslau, 1841; *Grafs, Barth und Comp. XII. u.* 584 *S.* 8.

Deutsche Geschichte unter Karl VI. und Karl VII. Von Karl Adolf Menzel. Ebendas. 1843. 465 *S.* 8. Auch unter dem zweiten Titel: *Neue Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, von Karl Adolf Menzel. Neunter Band. Die Zeiten Leopold's I. und Joseph's I. Zehnter Band. Die Zeit Karl's VI. und die Anfänge Friedrich's II.*

Es ist seit Jahren keine gewöhnlichere Klage vernommen worden, als dafs wir in Deutschland noch keine volksthümliche Geschichte besäfsen, ohne dafs Einer von denen, welche eine solche Klage am lautesten angestimmt haben, irgendwie sich über die nothwendigen Bedingungen zu einer solchen ausgesprochen oder selbst eine solche zu schreiben versucht hätte. Dafs wir an Kohlrausch deutscher Geschichte ein wackeres Buch besitzen, das auf junge Gemüther seit Jahren den erspriefslichsten Einflufs geübt hat und noch übt, wird von jenen Herolden des politischen Fortschritts gänzlich vergessen, eben so wird von ihnen Wolfg. Menzel als Apostat verworfen und seiner gut deutschen Gesinnung nur geringe Berücksichtigung bewiesen. Luden's zwölf Bände sind ein zu weitläuftig angelegtes Werk und haben, nachdem die erste Begeisterung für ihren Verfasser erloschen war, immer weniger Leser gefunden, wodurch sich derselbe auch zu einer kürzern Bearbeitung veranlafst gesehen hat, ohne mit derselben jedoch sonderlichen Beifall zu gewinnen. Dagegen ging von denjenigen Stimmführern in den Journalen der Bewegung, welche zur Zeit die öffentliche Meinung zu repräsentiren wähnen, ein lauter Jubel aus, als es hiefs, dafs Schlosser eine grofse, deutsche Geschichte zu schreiben beabsichtige. Wir aber möchten es bei aller Hochachtung gegen des genannten Mannes tiefe Gelehrsamkeit, unabhängige Forschung und edle Gesinnung aus mehrern Gründen bezweifeln, dafs eine deutsche Geschichte von Schlosser grade ein Buch für das Volk sein würde, und wenn es nun weiter hiefs, dafs er nur das Material schaffen, jüngere Kräfte aber sich der Verarbeitung und Anordnung unterziehen würden, so gestehn wir, die Möglichkeit einer solchen Ausführung nicht recht zu begreifen, der jetzt sogar ein buchhändlerischer Widerspruch mit grofser Anmaafsung in den Weg getreten ist. Denn es ist wahrlich kein gutes Zeichen der so gepriesenen Oeffentlichkeit, dafs ein Buchhändler in Stuttgart es sich herausnehmen konnte, einen Gelehrten, den Deutschland achtet und der im Auslande grofse Anerkennung gefunden hat, der Bundbrüchigkeit anzuklagen und von ihm einen namhaften Schadenersatz zu verlangen.

Unter so verschiednen Ansichten und Aussichten für eine deutsche Geschichte ist das vorliegende Werk still und eifrig fortgesetzt worden und uns dadurch die Aussicht eröffnet, dafs wir nach einigen Jahren eine vollständige deutsche Geschichte bis zum Jahre 1815 erlangt haben werden, nachdem Hr. Menzel bereits

Digitized by Google

früher in acht Quartbänden (1815—1822.) die deutsche Geschichte bis zur Reformation abgehandelt hatte. Und wir nehmen nicht Anstand zu gestehen, dafs wir uns dieser Vollendung freuen. Denn wenn gleich Hr. M. es nicht allen Lesern und Kunstrichtern hat recht machen können und wenn er selbst gewifs jetzt Manches anders schreiben, Manches verbessern oder berichtigen würde, so kann ihm doch Fleifs und Sorgfalt in Erforschung der Quellen, Streben nach Unparteilichkeit und Kunst und Glanz der Darstellung durchaus nicht abgesprochen werden, so dafs bei solchen ausgezeichneten Eigenschaften sich dies Werk den besten Büchern zur Seite stellen kann, deren sich Franzosen und Engländer über die Geschichte ihrer Länder rühmen.

Betrachten wir nun genauer die beiden vorliegenden Bände, so erkennen wir als einen besondern Vorzug derselben die ehrenwerthe deutsche Gesinnung, in welcher sie Hr. Menzel geschrieben hat. Die Jahre, welche uns hier dargestellt worden sind, gehören keinesweges zu den erfreulichsten unsrer Geschichte, ja man konnte wohl gar neuerdings äufsern, dafs sie durchaus nicht werth wären beschrieben zu werden. Hr. Menzel hat die letztere Meinung — wenn dies überhaupt nothwendig war — hinlänglich widerlegt, er hat mit Ernst und Würde die Leiden des Volks geschildert und mit theilnehmender Seele bei jeder erfreulichen Erscheinung oder geistigen Bewegung aus den Fesseln des Pedantismus und des Sectenstreites verweilt, er hat den Zweck der echten Historie, zu warnen und zu belehren, ohne alle Schönrednerei verfolgt. In diesem Sinne sind z. B. überall die französischen Anmaafsungen gegen Deutschland dargestellt und ihnen gegenüber die elende Beschaffenheit des deutschen Reichswesens, die Förmlichkeiten der National-Repräsentation in Regensburg und die verkehrte Politik solcher Kaiser, wie Leopold I. und Karl VI. waren, und ihrer Minister, gegen deren undeutsche Gesinnung ein Mann, wie Prinz Eugen von Savoyen, nicht immer das Gewicht seiner Thatkraft und Staatsweisheit geltend machen konnte. Es ist wahrhaft betrübend zu lesen, wie dem Ausländer Eugen der Begriff der deutschen Nation so klar vor der Seele stand, während er sich den deutschen Grofsen bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt hatte. „Es scheine unbegreiflich", sagte Eugen zum Kurfürsten von Mainz, als er ihm die Nothwendigkeit einer allgemeinen Landesbewaffnung in den rheinischen Kreisen im Sommer 1713. auseinandersetzte, „dafs ein so kraftvolles Volk sich allen Leiden und Drangsalen des Krieges auf seinem eignen Grund und Boden so geduldig unterwerfe, da es nur von seiner Gesammtkraft abhange, allem Unheile zuvorzukommen. Mit einem Heerbanne von 200,000 deutschen Männern, die keiner andern Bewaffnung als der Sensen und Dreschflegel bedürfen würden, getraue er sich in Verbindung mit einer geregelten Armee die Franzosen bis in die Gränzen des pyrenäischen Friedens zurückzutreiben" (X. 44). Aehnlicher Stellen finden sich nicht wenige zur Bethätigung des Interesses Hrn. Menzel's an der Selbstständigkeit Deutschlands, wie er denn auch der sclavischen Anhänglichkeit deutscher Gelehrten, eines Conring, Böcler und andrer, an Ludwig XIV. und solcher unter den heutigen Politikern, die Machtzuwachs für die Fürsten nur vom Anschlusse an Frankreich erwarten, mit gerechtem Unwillen gedacht hat (IX. 9. 64). „Aus ähnlichem Unmuthe", sagt Hr. Menzel in der erstern Stelle, „über die Herrschaft der Schwäche und Rathlosigkeit, inmitten der drohendsten Verhängnisse haben sich im neunzehnten Jahrhundert viele Deutsche für einen französischen Imperator begeistert, der die deutsche Nation mit Füfsen trat und seinen Lobrednern weder Gunst noch Aufmerksamkeit zu Theil werden liefs". In derselben Weise hat Hr. Menzel mehrmals (z. B. IX. 90. 327. 581. X. 91.) die Vergangenheit durch Erinnerungen aus einer uns noch nicht zu fern liegenden Zeit zu beleben gewufst, aber immer bei richtigen Anlässen und in dem Maafse, welches den guten Eindruck einer solchen politischen Betrachtung nicht beeinträchtigt. Gern und mit sichtlicher Vorliebe begrüfst der Verf. die vortrefflichen Stoffe öffentlicher Beredsamkeit in einzelnen Abstimmungen der Reichsversammlung (IX. 108), Leibnitzen's Musterstück grofsartiger politischer Beredsamkeit über deutsche Staatsverhältnisse, seine Beantwortung der französischen Beleidigungen unter dem 18. Octbr. 1688, wird in einem längern Auszuge mitgetheilt (IX. 167 ff.) und die klägliche Beschaffenheit des deutschen Schriftwesens an mehreren Stellen (IX. 101. 385. X. 355. 359) mit echt patriotischem Unwillen besprochen. In der zweiten dieser Stellen sagt Hr. Menzel: „der deutsche Urgeist, der einst im Helden- und Minnegesang von den Wunderlanden der Dichtung getönt, die edelsten Seiten des Menschenherzens berührt, durch den Mund begeisterter Seher und Redner die verbor-

Digitized by Google

genen Schätze der Erkenntnifs geöffnet, für Recht und Wahrheit Feuer ausgeströmt hatte, und im Charakter des Volkes sich noch immer durch Naturgefühl und Wahrheitssinn als nationales Erbgut bezeugte, erschien an den Trägern und Führern des deutschen Schrifthums in der kläglichsten Verwirrung, durch Pedanterei und Knechtssinn entwürdigt, den Erinnerungen seiner Jugend im endlosen Hader um theologische Meinungen und kirchliche Besitzthümer entfremdet, bei Behandlung öffentlicher Dinge die Mifsgestalt des Reiches durch ein unbeholfenes, mit Latein und Französisch gemengtes Wortgeflecht überbietend". Bei aller Vorliebe für die vaterländische Sprache ist Hr. Menzel aber doch auch gerecht genug dem Geschichtschreiber Leopold's I., dem Jesuiten Wagner, für sein lateinisch geschriebenes Werk die gebührende Achtung zu widmen und ihn wegen seiner gut deutschen Gesinnung, wegen der Gediegenheit des Inhalts und der Classicität der Form fleifsig zu benutzen (m. s. besonders die auch in literarhistorischer Hinsicht wichtige Stelle IX. 374 f.), wie bereits von Stenzel im zweiten Theile seiner preufsischen Geschichte geschehn war.

Eine politische Einheit Deutschlands aber in der Zeit der Kaiser Leopold I., Karl VI. und Karl VII. fand nach Hrn. Menzel's mit grofser Consequenz durchgeführter Ansicht ihr bedeutendstes Hindernifs in den Religionsstreitigkeiten der Deutschen. „Kein Nationalgefühl, nur Kirchenparteisinn beherrschte die Gemüther" — dies ist eine in mehr als einer Stelle, z. B. IX. 433. X. 126., wiederkehrende Aeufserung. Ref. hat sich hierbei an die scharfe Kritik erinnert, welche die Geschichte der Reformation im ersten Bande des vorliegenden Werkes von einem angesehenen Theologen in diesen Blättern (1827. Nr. 78. 79.) erfahren hat, indem Hrn. Menzel's protestantische Gesinnung durchaus bezweifelt wurde, und eben so weifs Ref., dafs der Ansicht desselben vom dreifsigjährigen Kriege der Vorwurf gemacht ist, sie sei mehr im Interesse des Hauses Habsburg als in dem der evangelischen Kirche. „Der geistreiche Menzel, sagt Wuttke in seiner Schrift: Friedrich's II. Besitzergreifung von Schlesien Th. II. S. 425., fafst in seinen frühern Schriften die Vergangenheit viel freier und unbefangener auf als in seiner Geschichte der Deutschen". „Ohne jetzt auf diese frühern Urtheile weiter einzugehen, müssen wir in Bezug auf die vorliegenden Bände bekennen, dafs die Gestaltung der damaligen protestantischen Kirche in Deutschland von Hrn. Menzel ebenfalls fast nur getadelt wird, aber wir müssen eben so nothwendig hinzusetzen, dafs er die Kirche als solche von dem Formelkram und den Satzungen der damaligen Theologen unterschieden hat, dafs er zwar Vorliebe und Neigung nicht verläugnet, dafs ihm jedoch Leidenschaft fremd geblieben ist und dafs er sich das ganze Werk hindurch bemüht hat, nicht sowohl unparteiisch als mit beharrlicher Gesinnung gerecht zu sein. Daher ist es ihm auch gelungen, die verschiedenen kirchlichen Händel, die gegenseitigen Verfolgungen, Verketzerungen und den bittern Schriftwechsel der protestantischen Theologen, so wie die Kraftlosigkeit des evangelischen Corpus auf dem Reichstage unter dem Directorium des Abgesandten eines katholischen Fürsten mit einer Klarheit auseinanderzusetzen, die sein Buch empfehlungswerth macht. Solche Puncte sind, um nur Einiges anzuführen: die durch die ryswicker Friedens-Clausel immer wieder veranlafste Erneuerung des Haders der Kirchenparteien im Reiche, die Bedrückung der Reformirten in der Pfalz als Folge gegenseitiger Feindschaft der beiden protestantischen Confessionen unter einen katholischen Landesfürsten, die Schicksale der Pietisten und die Verläumdung Spener's, die Kämpfe der Orthodoxen und der Pietisten in Halle und Hamburg, die strengen Verfügungen protestantischer Landesherrn gegen katholische Unterthanen zur Erwiderung des Edicts von Nantes und anderer antiprotestantischer Maafsnahmen, der im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts beginnende Streit über den katholischen Kirchengesang, die Klagen der orthodoxen Theologen über Thomasius und Arnold als Anstifter der Freidenkerei, die Wolffischen Händel, der Inquisitions-Procefs gegen den Verf. der wertheimer Bibelübersetzung, die beharrliche Weigerung der Stadt Frankfurt einen reformirten Gottesdienst in ihren Mauern zu dulden und die der Professoren in Wittenberg an reformirte Confessions-Verwandte akademische Würden zu verleihen, die vielen calvinistischen, lutherischen und synkretistischen Streitigkeiten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Deutsche Geschichte unter Leopold I. u. Karl VI. Von Karl Adolf Menzel.

Deutsche Geschichte unter Karl VI. u. Karl VII. Von Karl Adolf Menzel. Auch unter dem zweiten Titel: *Neue Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte, von Karl Adolf Menzel.*

(Schluſs.)

Durch alle solche Vorgänge, sagt Hr. Menzel, muſste bei Hohen und Niedern, bei den Fürsten und im Volke, Gleichgültigkeit gegen die kirchliche Lehre erzeugt werden, da in unzähligen Streitschriften die härtesten Anklagen auf falsche, ja wahrhaft teuflische Lehren gegen einander gerichtet wurden, da man sich gegenseitig die höchste Verderbniſs der protestantischen Kirche zum Vorwurfe gemacht und dadurch diese Kirche selbst in ein sehr nachtheiliges Licht gestellt hatte (IX. 228). Sollte übrigens Hr. Menzel durch seine Beurtheilung kirchengeschichtlicher Thatsachen wiederum in den Ruf kommen, als sei er den Katholiken mehr geneigt als den eignen Religions-Verwandten, so kann er die Ansicht Schlosser's, eines in vieler Beziehung von ihm verschiedenen Historikers, für sich geltend machen. Denn in dessen mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts findet sich dieselbe Klage (und meistens mit härtern Worten) über die dicke Finsterniſs der gelehrten theologischen Quartanten und Folianten, über den Eifer polternder Kanzelredner, über die Facultäten, Consistorien und barbarischen Juristen, gegen die nur mit Mühe sich die wahre Religiosität des christlich frommen Spener den Weg zu den Herzen bahnte und der aufgeklärte Thomasius Licht für bessere Ansichten schaffte, welche die strenge Polizei, unter der die Lehr- und Schreibfreiheit gehalten war, und der Pedantismus ganz unterdrückt hatten (I. 234. 252. 559.). Nicht minder stimmt Hr. Menzel (IX. 580 ff.) in Beziehung auf Arnold's Kirchen- und Ketzer-Historie mit Schlosser ganz (I. 562 ff.) überein.

Diesem unumwundenen Tadel der Schultheologie und des kirchlichen Gezänkes gegenüber finden wir den Verf. voll offener Anerkennung der welthistorischen Bedeutung der Reformation, des lebendigen Glaubens der Reformatoren, ihres Feuereifers in Herstellung der biblischen Form des Christenthums und der Vortrefflichkeit der lutherischen Uebersetzung der Bibel, die „in ihrer Kraft und Alterthümlichkeit das Kleinod der evangelischen Kirche ist" (z. B. X. 1. 358. 284) — Dinge, die sich freilich eigentlich von selbst verstehen und die wir zum Lobe eines Historikers gar nicht einmal angeführt haben würden, wenn sich nicht erst im vorigen Jahre der neueste, protestantische Geschichtschreiber des dreiſsigjährigen Krieges in ihrer Auffassung so arg vergriffen hätte. Wer die Erhabenheit der Reformation zu läugnen unternimmt, der erscheint uns ganz wie jener Prediger, der dem Könige Friedrich Wilhelm III., wie Bischof Eylert in seinem schönen Buche auf S. 460 erzählt, ein Buch überreichte, in dem er das Dasein Gottes zu beweisen gesucht hatte, und darauf von dem frommen ruhmwürdigen Monarchen gefragt wurde, ob er auch schon versucht habe, das Dasein der Sonne zu erweisen, die eben herrlich in das Fenster schien. —

Anlangend nun die allgemeinen Verhältnisse der evangelischen zu der katholischen Kirche, so läſst sich nicht verkennen, daſs das feste, wohl gegliederte Gebäude der letztern im Vergleich mit dem damals durch Glaubenshader entstellten Lehrbegriffe der evangelischen Kirche hier und da in Hrn. M.'s Darstellung ein ungünstiges Urtheil über diese hervorgerufen hat, dessen Ursprung wir am liebsten in einem unnöthigen Zwange finden möchten, den sich der Verf. auferlegt hat, um überall wahrhaft und unparteiisch zu erscheinen. Wir wollen hier nur die Stelle etwas genauer in das Auge

Digitized by Google

fassen, wo er (X. 95—107) die Bedrückungen einander gegenüberstellt, welche katholische Unterthanen von protestantischen Landesherrn und protestantische Unterthanen von katholischen Landesherrn in der Zeit, welche diese Bände umfassen, zu erleiden gehabt hatten. Hier sagt Hr. M.: „die Lage der Katholischen in Brandenburg, in Sachsen, in Würtemberg, in Hannover, in Mecklenburg, in Braunschweig und sonst war der Lage der Evangelischen in Oesterreich, Bayern und den meisten geistlichen Fürstenthümern völlig gleich", demnach könne die kerkömmliche Annahme, nach welcher die Protestanten von katholischen Landesherrn Einschränkung und Ausschliefsung erlitten hätten, keine richtige sein, und es gäbe nicht leicht ein besseres Beispiel der liberalsten Verwaltung als das des Katholiken Boineburg in dem protestantischen Erfurt (X. 87—90). Wie viele solche Männer aber gab es damals in Deutschland? Und dann giebt ja Hr. M. (X. 106) selbst zu, dafs im Allgemeinen die Zahl der evangelischen Religionsbeschwerden weit gröfser als die der katholischen gewesen sei. Ref. kann sich also blofs von der Wahrheit dieser letzten Worte überzeugen. Denn die von Hrn. M. angeführten Thatsachen von Unterdrückung katholischer Unterthanen durch protestantische Landesherrn sind doch eigentlich nur unbedeutend gegen die Thatsache der Ausweisung einer so grofsen protestantischen Bevölkerung, wie sie der Kurfürst Leopold Firmian von Salzburg befahl, so wie gegen die Härte bei Ausführung dieser Maafsregel, und keine katholische Gemeinde in protestantischen Ländern hat unter einem solchen Drucke geschmachtet als die zahlreiche Einwohnerschaft Schlesiens unter der österreichischen Herrschaft. Wir gestehen, dafs uns Hrn. M.'s Darstellung der erstgenannten Begebenheit (X. 197—218) nicht befriedigt hat. Er konnte allerdings die Lage der Salzburger nicht anders als sehr unglücklich bezeichnen, er hat auch die feindliche Gesinnung der gegnerischen Partei nicht beschönigt und durch die Anführung der Worte des Prinzen Eugen von Savoyen auf S. 202, in denen dieser Fürst seine gründliche Mifsbilligung der jesuitischen Verfolgungssucht ausspricht, einen Beweis seiner Aufrichtigkeit gegeben — aber die fromme, starke Gesinnung der evangelischen Salzburger und ihr ehrenwerther Entschlufs das Land ihrer Väter um des Glaubens willen und für eine ungewisse Zukunft zu verlassen, war doch wohl eines gröfsern Lobes und einer wärmern Geschichtserzählung werth. Hr. M. ist hier zu kalt geblieben. Was nun zweitens die schlesischen Angelegenheiten betrifft, so hat der Verf. in dieser Stelle (X. 165—174) nicht verkannt, dafs die Lage der Protestanten selbst nach der Altranstädter Convention fortwährend gedrückt gewesen sei und dafs trotz der Bewilligungen in derselben weltliche wie geistliche Behörden auf ihre Weise bemüht waren, der kaiserlichen Willensmeinung so nachzukommen, dafs der Protestantismus in engen Schranken gehalten würde, es ist ferner von ihm bemerklich gemacht, dafs die Wirkung dieses Systems nur verstärkte Anhänglichkeit an die der weltlichen Macht mifsfällige Glaubensgemeinschaft hervorgebracht hätte, so wie stillem Mifsmuth und dumpfem Groll des Unterdrückten. Aber wir ersehen aus Wuttke's bereits angeführter Schrift (II. 345—373. 379. 433. u. a. St.), dafs der Druck der Einzelnen in Schlesien weit gröfser gewesen sei und dafs sowohl die geistigen als die materiellen Interessen in dieser vaterländischen Provinz des Hrn. M. auf das Schlimmste unter der katholischen Herrschaft gefährdet worden sind, dafs namentlich Kaiser Karl VI., dem unser Verf. in Religions-Angelegenheiten „besonnene Mäfsigung und kräftige Entschiedenheit" nahrühmt (X. 129), ganz anders in öffentlichen Verordnungen als in besondern Instructionen sich habe vernehmen lassen. Einige Actenstücke aus dem Brieger Raths-Archive zeigen deutlich, wie betrübt der Zustand der bürgerlichen und Privatverhältnisse war, über die Hr. M. nach unserm Dafürhalten, selbst wenn ihm diese archivalischen Zeugnisse unbekannt waren, wohl ein andres Urtheil hätte haben müssen, als dafs sich die Protestanten bei'm Umtausch der Stellungen mit derselben Härte gegen ihre jetzigen Bedrücker würden gebahrt haben. Dafür aber hat er wenigstens aus der Zeit, wo durch Friedrich's II. Besitznahme der Zustand der schlesischen Protestanten freier und besser geworden war, keine Zeugnisse beigebracht. Sollten solche indefs vorhanden sein, so erwarten wir von Hrn. Wuttke's bewährter Kritik und Unparteilichkeit, dafs er sie im dritten Bande seines Werkes nicht verschweigen wird.

In die Kategorie dieser kirchlichen Zustände gehören ferner die Unions-Versuche zwischen der katholischen und protestantischen Kirche, so wie zwischen den Lutheranern und Reformirten. Hr. M. hat diese Gegenstände in Anerkennung ihrer Wichtigkeit für die damalige Zeit lichtvoll und ausführlich behandelt, in der erstern Beziehung namentlich die Plane des Mainzer Erzbischofes Johann Philipp von Schönborn, und die Einigungs-Projecte Spinola's, Molan's und Leibnitz'ens, zum Theil unter Kaiser Leopold's I. Auspicien (IX. 297), in der andern den auf Veranlassung des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg durch Jablonski versuchten „Weg zum Frieden", und die irenischen Schriften Pfaff's, so wie den erbitterten Widerstand der Theologen Cyprian und Neumeister, von denen der letztere „es für besser hielt ein unvernünftiges Thier und ein elender Wurm zu sein als der vornehmste auserwählteste calvinische Dogmatiker" (X. 235) — Aussprüche.

Digitized by Google

die Hrn. M.'s Behauptung, dafs der Gegensatz der katholischen und evangelischen Kirche sich nie in so heftigem Widerstreite geoffenbart habe als der zwischen der lutherischen und reformirten Religionspartei, allerdings rechtfertigen können. Auch die Reglements Friedrich Wilhelm's I. über die Aeufserlichkeiten des Gottesdienstes, die er aus landesherrlicher Machtvollkommenheit, nicht auf dem Wege theologischer Erörterung einführte, sind in ihrer Härte und Strenge von Hrn. M. besprochen worden.

Als nicht minder bedeutend für die protestantische Kirche und zugleich als sehr merkwürdig wegen ihrer politischen Folgen erachtet der Verf. mit Recht den Abfall mehrerer protestantischen Fürsten von ihrem bisherigen Glauben. Mit Ernst und Würde wird der Uebertritt Friedrich August's von Sachsen zur katholischen Kirche beurtheilt, eben so die Religionsveränderung im würtembergischen Hause, wo Eberhard Ludwig „im Dienste einer gemeinen Buhlschaft, zugleich von Kirchlichkeit und Sittlichkeit, ja von allem fürstlichen Anstande sich losgesagt und dadurch den Weg gebahnt hatte, dafs das ganz evangelische Land einer katholischen Regenten-Linie zufiel" (IX. 255), und der Religionswechsel im Hause Braunschweig-Wolfenbüttel, der lediglich aus politischen Gründen Statt fand, in einer mit besonderer Präcision verfafsten Abhandlung nach den verschiedenen Seiten hin beleuchtet. „Es war wohl, lesen wir am Schlusse derselben, „der Gipfel der Widersprüche des deutschen Staats- und Kirchenthumes, dafs ein protestantischer Landesfürst dem Anscheine nach aus wahrer Ueberzeugung zum katholischen Glauben trat, seinen Landständen und Unterthanen aber eine entschiedene Abneigung gegen diesen Glauben an den Tag legte und alle möglichen Vorkehrungen gegen den weitern Eingang desselben in seinem Fürstenthume traf" (IX. 512). Wie der Uebertritt des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen bald nachher zum Triumphe der protestantischen Volksmeinung umschlug, ist im zwölften Capitel des zehnten Bandes erzählt worden.

Wenn Ref. mit Hrn. Menzel's Beurtheilung einzelner kirchlicher Zustände nicht immer übereinstimmen konnte, so mufs er dagegen seine fast in allen Stellen gleiche Ansicht mit der Art und Weise erklären, in welcher diplomatische Verhandlungen und kriegerische Ereignisse dargestellt sind. Dahin rechnen wir die Schilderung der deutschen Reichsverhältnisse zu Ludwig XIV., sowohl die Verhandlungen auf dem Reichstage, als die Kriegführung in der Pfalz, im Elsafs, am Rhein, den Angriff der Türken auf Wien und ihre Niederlage durch Sobieski, ferner die Errichtung der neunten Kurwürde für Hannover, die durch Besiegung der Schweden gewonnene Waffenweihe Brandenburgs zu einer zweiten grofsen Reichsmacht und deren siebenjährige Spannung mit dem Kaiser nach dem Frieden zu Nimwegen, die Begebenheiten des spanischen Erbfolgekrieges, soweit sie Deutschland angehen, den Aufenthalt Karl's XII. in Sachsen mit seinen politischen Folgen, die Erhebung der Krone Preufsen. Aus dem zehnten Bande heben wir hier nur heraus: die fortgesetzte Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges, die Zerwürfnisse des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg mit seinem Lande, die Regierung des Herzogs Karl Alexander von Würtemberg und die Allgewalt des Juden Süfs, die preufsischen Zustände unter Friedrich Wilhelm I. und die österreichischen unter Leopold I., Joseph I. und Karl VI., den Krieg über die polnische Königswahl, den Regierungsantritt Friedrich's II. und die beiden schlesischen Kriege. Diese Aufzählung kann allerdings nur mangelhaft und unvollständig sein, aber der Leser braucht nur einige Blicke auf die beiden Bänden vorangesetzte Inhaltsanzeige zu werfen, um sich von ihrem Reichthume zu überzeugen und bei genauerer Betrachtung auch die historische Kunst achten zu lernen, mit welcher Hr. M. das Kirchliche mit dem Kriegerischen, das Diplomatische mit dem Literarischen verknüpft und daneben durch Aufnahme von Einzelheiten, örtlichen wie persönlichen, den Ereignissen die echte Lebensfarbe zu geben verstanden hat. So fühlen wir uns gedrungen hier noch des achtzehnten Capitels im zehnten Bande zu gedenken, das in musterhafter Weise die Stiftung der Herrnhuter Gemeinde beschreibt und die merkwürdige Persönlichkeit des Grafen Zinzendorf schildert.

Mit derselben festen und sichern Hand hat Hr. M. andre militärische, diplomatische und literarische Berühmtheiten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts seinen Lesern vorgeführt und sie auf ihre Besonderheiten bestimmt angewiesen. Wir nennen als solche den grofsen Kurfürsten von Brandenburg und Friedrich II., dessen erste Regierungsjahre der Schlufs des zehnten Bandes umfafst und die Regierung Friedrich Wilhelm's I. in der richtigen Auffassung, die sich seit Wilken und Stenzel immer mehr als die wahre erweist. Andre hervorragende Erscheinungen in Deutschland sind Kaiser Joseph I., Prinz Eugen, dessen Briefe und Relationen mit grofser Geschicklichkeit benutzt sind, der tapfre Herzog Karl von Lothringen, der Fürst Leopold von Dessau, die Königin Sophie Charlotte von Preufsen, die Kaiserin Eleonore, Leopold's I. dritte Gemahlin, der mainzische Minister Boineburg, die Theologen Spener und Francke, der Jurist Thomasius, die Philosophen Wolff *) und Leibnitz. Von den beiden Kaisern, nach deren Regierungszeit der Umfang der vorliegenden Bände bestimmt worden ist, Leopold I. und Karl VI., ist der erstere zu sehr in das Schöne gezeichnet. Ihm wird unerschütterlicher Gleichmuth nachgerühmt (selbst als er unter den Schmähreden des Pöbels vor den Türken im Jahre 1683 aus Wien floh), Unverzagtheit im Mifsgeschick, standhafte Ausdauer in gefafsten Entschlüssen, Mäfsigkeit im Urtheile über die verschiedenen Glaubensparteien — alles Eigen-

*) Hr. Menzel schreibt immer „Wolf." Ohne nun grade auf solche Abweichungen ein zu grofses Gewicht legen oder den Verfasser tadeln zu wollen, dürfen wir doch nicht unerwähnt lassen, dafs nach handschriftlichen Zeugnissen (s. Wuttke in der Vorrede zu Wolff's eigner Lebensbeschreibung und Eckstein's Chronik der Stadt Halle S. 53) die von uns vorgezogene Schreibart die richtigere ist.

Digitized by Google

schaften, die ihm gewöhnlich abgesprochen werden oder wenigstens durch grofse Trägheit, Unempfindlichkeit und unwürdige Abhängigkeit von den Jesuiten bis jetzt als ganz verdunkelt erschienen waren. Eben so wird Leopold's Benehmen bei der Zusammenkunft mit Sobieski vertheidigt, und der Kaiser gegen den Vorwurf französischer und nachbetender deutscher Schriftsteller in Schutz genommen, als sei er ein Ungeheuer von Neid und Undankbarkeit gewesen (IX. 428 ff.). Karl's VI. grofse Schwächen und seinen Mangel an Staatsgeist vermag Hr. M., wie schon oben bemerkt, nicht in Abrede zu stellen, seine Mäfsigkeit und Zurückhaltung in kirchlichen Dingen, sowie sein guter natürlicher Verstand dürfte doch noch als zweifelhaft erscheinen, da seine Schlaffheit und Zuneigung zu unbedeutenden oder unfähigen Menschen unaufhaltsam die Zerrüttung im Innern des Staatshaushalts und den Verfall des Heerwesens herbeigeführt haben (X. 129. 165. 336). Gegen solche Regentenfehler können „ein mildes Herz und gründliche Kenntnisse" kaum in Anrechnung kommen (X, 66), denn auch die Severität ist eine vorzügliche Tugend eines Regenten, der, wie Luther einmal gesagt hat, denken mufs, es lebe kein Mensch auf Erden, der ihm etwas schaden oder dienen könnte. —

Es bleiben dem Verfasser noch siebzig inhaltschwere Jahre von seinem Stoffe zu bearbeiten übrig. Möge es ihm gelingen, bei denselben wie bisher mit Kunst und Bewufstsein zu verfahren, das Massenhafte zusammen zu drängen und zu gestalten und aus dem unendlichen Detail das Bedeutende und Eigenthümliche herauszuheben!

Die Sorgfalt des Hrn. Menzel hat ihn auch selbst kleine Unrichtigkeiten, vor denen sich nur selten ein Geschichtschreiber ganz hüten kann, vermeiden lassen. Nur Wenig ist also noch zu berichtigen oder zu ergänzen, was jedoch in einer andern Schrift, wo nicht sonst so grofse Genauigkeit bewiesen wäre, kaum anzuwenden sein würde. So z. B. vermissen wir bei der Geschichte der Belagerung und des Entsatzes von Wien im J. 1683 im neunten Bande (S. 122 ff.) die Benutzung der Hammer'schen gediegenen Arbeiten über die genannte Stadt. Ebendaselbst S. 334 oder in den Nachträgen bei Bd. X. S. 461 war zu bemerken, dafs nicht in Förster's Buche über König Friedrich Wilhelm I. der sogenannte Kronen-Tractat zuerst bekannt gemacht sei, wie dieser Schriftsteller geglaubt hat, sondern dafs die Urkunde bereits bei Rousset (Supplem. T. II. P. I. p. 461) steht, wie auch von Stenzel in der Preufs. Geschichte III. 107 Anmerk. erinnert worden ist. Die glaubwürdigsten gedruckten Nachrichten über die Erwerbung der königlichen Würde aber bleiben noch immer die vom Minister v. Hertzberg in einem der frühern Berlinischen Kalender gegebenen kurzen Notizen, dagegen ist die vom ehemaligen bradenburgischen Historiographen Cuhn aus den Kronacten in einem starken Foliobande zosammengetragene Geschichte noch ungedruckt, obgleich man schon vor vierzig Jahren (m. s. Klaproth's und Cosmar's „Preufsischen Staatsrath" S. 43) die Herausgabe wünschte und hoffte. Wenige Seiten darauf (S. 338) ist die Benennung „König in Preufsen" ganz richtig als alter deutscher Kanzleistyl erklärt, worüber Moser in seiner Staats-Grammatik S. 257 f. genügende Belege angeführt hat. Vielleicht konnte dabei noch hinzugesetzt werden, dafs der Ausdruck „König von Preufsen" schon im Jahre 1744 vorkommt und seit 1772 in allen Verordnungen Friedrich's II., worüber Preufs in der Geschichte des Königs Th. II. 456 und Th. IV. 56 nachzulesen ist. Ueber die in der Anmerkung auf S. 581 nur beiläufig hingeworfene Aeufserung, dafs Kaiser Karl V. sein dem Landgrafen Philipp von Hessen gegebenes Wort nicht gebrochen und dafs Tilly durchaus keine Freude an der Zerstörung Magdeburgs empfunden habe, will Ref. nicht urtheilen, da es eben nur eine Anmerkung betrifft. Ueberdiefs ist der erste Punct durch Rommel im dritten Bande seiner Geschichte Philipp's von Hessen so hinlänglich aufgeklärt worden, dafs man die Sache jetzt als abgethan betrachten darf: was aber die im Sinne Rudhart's, Mailath's und andrer meist süddeutscher Schriftsteller (zuletzt in der Augsb. Allgem. Zeitung 1843. Nr. 299) ausgesprochene Vertheidigung Tilly's anbetrifft, so ist hier nicht der Ort zu deren ausführlicher Besprechung oder Beurtheilung, wobei Ref. sich bis jetzt noch immer gegen Hrn. M. erklären müfste.

Im zehnten Bande ist (S. 340) das gräflich Seckendorf'sche Stammgut Meuselwitz nach Franken verlegt worden: es liegt aber im heutigen Herzogthume Sachsen-Altenburg. Auffallend war es uns auf S. 359 bei Gelegenheit des Mafses deutscher Sprachkunde und Bildung, wie es Friedrich II. besafs, nur auf die Bücher von Hahnke und Büsching verwiesen zu sehen, aber auch nicht mit einem Worte der reichen Sammlungen in Preufs verschiedenen Werken erwähnt zu finden. Eben so mufs die Angabe auf S. 382, dafs ein Aufsatz des grofsen Königs über den politischen Zustand Europa's im Jahre 1736 verfafst sein sollte, aus desselben Preufs Buche: Friedrich der Grofse als Schriftsteller S. 65 dahin berichtigt werden, dafs dieser Aufsatz erst später, in den Jahren 1746 oder 1747, geschrieben worden ist. Um so mehr wird ein Mann, wie Hr. M., dem es lediglich um thatsächliche Wahrheit zu thun ist, in dem folgenden Bande die anspruchslosen und gewissenhaften Arbeiten des genannten Gelehrten zu Rathe ziehen. Denn sie betreffen ja die Geschichte desjenigen Königs, aus „dessen Entschlüssen und Erfolgen ein preufsisches Staatsthum von weltgeschichtlicher Bedeutung hervorging, das nach dem Rathschlusse der Vorsehung für Deutschland und für Europa an die Stelle des gesunkenen Schwedens *zum Vertreter des protestantischen Geistes* bestimmt ist". (X. 388). Wir glaubten diese Stelle aus mehreren Ursachen hier nicht unerwähnt lassen zu dürfen.

K. G. Jacob.

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

IX.

A. Erman. Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland. Zweiter Band. 1842. — *Berlin bei Reimer. VI. und* 810 S. 8. *mit zwei Karten.*

Nach der Bestimmung dieses Journales, wie wir solche in unsrer ersten Ankündigung desselben (vergl. diese *Jahrbücher*, Februar 1843 Nr. 23) bezeichnet haben, handelt auch der jezt vorliegende *zweite Band* sehr vorzugsweise von solchen wissenschaftlichen Untersuchungen, die bisher nur in russischer Sprache beschrieben waren. In einigen Fällen schienen gedrängte Auszüge aus den Originalwerken hinreichend; in der Mehrheit der übrigen haben aber die Verfasser der deutschen Berichte Selbständiges geleistet, indem sie zu ganzen Reihen von russischen Abhandlungen die Resultate ihrer eigenen Beobachtungen auf demselben Felde hinzugefügt, und dann gesucht haben sich von den bisher vereinzelten Thatsachen zu allgemeineren Schlüssen zu erheben. Die auf dem Titel des Bandes genannte Jahreszahl (1842) bezieht sich nur auf diese letzteren. Sie bezeichnet also die Epoche, für welche eben der geschilderte *Endzustand* eines Problemes gelten soll, ohne deshalb aus demselben Bande die Berichte über Beobachtungen oder Unternehmungen auszuschliefsen, die an sich weit älter, nur aufserhalb Rufslands noch neu oder doch fast unbeachtet geblieben waren. In den folgenden Bänden dürften wohl solche Nachträge aus früheren Zeiten immer seltener werden. In der physikalischen Abtheilung des vorliegenden Bandes trifft man aber gleich anfangs einen dergleichen, der auch ohne den Reiz der Neuheit genugsam anziehend sein dürfte.

Wir meinen den Artikel: *Bellingshausen's Reise nach der Südsee und seine Entdeckungen im südlichen Eismeere in den Jahren* 1819, 20 *u*, 21 von Hrn. *F. Lowe* (S. 125—174). Seitdem Cook in den Jahren 1773 bis 75 die südlichen Polarmeere befahren hatte, waren die russischen Seefahrer Bellingshausen und Lasarew die ersten, die seinem Vorgange auf würdige Weise folgten. In der Zwischenzeit von fast einem halben Jahrhundert mögen zwar Wallfischfänger *an einzelnen Stellen* eben so weit wie sie gegen den Südpol vorgedrungen sein. An jeder genauern Bestimmung ihres Weges fehlte es aber so entschieden, dafs selbst die, von dem Hydrographen der englischen Marine, nach einer Parliamentsacte vom Juni 1839 herausgegebene, *Chart of the South Polar See* zwischen dem Wege von Cook und dem der genannten russischen Reisenden keinen einzigen einzuschalten fand. Dieselbe Karte enthält aber auch von spätern Schiffswegen durch dieselben Meere nur noch *vier:* nämlich den von *Weddell* 1822 und 23, von *Biscoe* 1831 und 32, von *Kemp* 1833 und von *Durville* 1838, und wenn man hinzunimmt, dafs diese sechs genau bekannten Bahnen von einander beträchtlich verschieden sind, dafs daher jede derselben sowohl die ihr verdankten Anzeigen von Land als auch ihre gröfste Annäherung an den Pol unter ganz verschiedenen Meridianen erreichte und dafs endlich auch da, wo zwei dieser Bahnen gleiche Meeresstriche berührt haben, dieses in verschiedenen *Jahren* und zu verschiedenen Jahres*zeiten* geschehen ist, und somit zu einem Bilde von den klimatischen Verhältnissen jener Gegenden verhelfen kann, so dürfte die Wichtigkeit eines genauern Berichts über eine der ausgedehntesten von ihnen wohl einleuchten.

Die endliche Kenntnifs der russischen Leistungen in jenen Meeren schien aber noch unerläfslicher in den Jahren (1841 bis 1843), in denen die Capitaine *Clark Rofs* und *Crozier* nach dem Auftrage der englischen Regierung die Reihe von vollständigen magnetischen Beobachtungen auf den Meeren, welche *A. Erman* von den aleutischen Inseln nur bis zu 56° südlicher Breite geführt hatte, bis in möglichste Nähe an den Südpol

Digitized by Google

fortsetzten. — — In Folge seiner Besitzungen an der Nordostküste von Asien und an der Nordwestküste von Amerika hatte Rufsland seinen Seefahrern, während der ersten zwanzig Jahre unsers Jahrhunderts, schon häufige Gelegenheiten zu Reisen um die Erde dargeboten. Sie hatten solche Reisen theils im unmittelbaren Auftrage des Ministeriums der Marine, theils in dem der russisch-amerikanischen Handelscompagnie, mit immer sichererem Erfolge ausgeführt — und als daher zuerst ein reicher Privatmann, der Graf *Rumjánzow*, im Jahre 1816, und dann auch die Regierung (1819), einen lobenswerthen Stolz darin setzten, dergleichen Unternehmungen eine entschiedener wissenschaftliche Richtung zu geben, fanden sich leicht Offiziere und Mannschaften, die in guter Schule zu solchem Dienste gereift waren. — Im Frühjahr 1819 wurden namentlich zwei wissenschaftliche Expeditionen auf der *Newa* ausgerüstet, von denen die eine aus der Corvette *Otkrytie* und dem Transportschiffe *Blagonamjéreny* bestand, unter dem Commando des Capt. Lieutn. *Wasiliew* und des Lieutn. *Schischmarew* in die Behringsstrafse einlaufen und eine Durchfahrt um die Nordküste von Amerika suchen sollte. — Die zweite war eben die in Rede stehende antarktische Polarexpedition. Den Mannschaften des *Wostok*, unter Captn. Lieutn. *Bellingshausen*, und des *Mirny*, unter Lieutn. *Lasarew*, gelang es unter anderen, bei einer Reise von 751 Tagen und auf einem Wege von 86475 Werst, 29 Inseln zu entdecken, von denen sich zwei jenseits des südlichen Polarkreises, acht in der gemäfsigten und neunzehn in der heifsen Zone der Südhalbkugel befinden, so wie auch mehrere Landmassen im südlichen Eismeere, welche von Cook nur eben gesehen worden waren, genauer aufzunehmen. Dennoch waren bis jetzt so ostensible Resultate im westlichen Europa nur allein durch die deutsche und englische Uebersetzung eines vorläufigen Berichts des Astronomen der Expedition, Professor *Simonow*, bekannt geworden — und da sich dieser nur auf ganz allgemeine Angaben beschränkt hatte, so wufste man bei uns noch nichts von den einzelnen Wahrnehmungen dieser Seefahrer, von dem Umfange der angestellten Untersuchungen und den im Verfolg dieser letztern bekämpften Schwierigkeiten. Der vorgenannte Aufsatz liefert dagegen eine zwar gedrängte aber sehr gründlich eingehende Uebersicht der *russischen Reisebeschreibung*, die von Hrn. Bellingshausen selbst verfafst, erst 1831 in zwei starken Quartbänden zu Petersburg erschien. (Unter dem Titel: *Dwukratnyja isiskanija w' jujnom ledowitom Okeanje* i. pr. d. i. zweimalige Untersuchungen im südlichen Eismeere und Reise um die Welt in d. J. 1819 bis 21, ausgeführt auf den Corvetten Wostok und Mirny durch den Capt. Bellingshausen, dem Chef der Expedition und Command. des W. und dem Lieuten. Lasarew als Command. des M. St. Petersb. 1831. 2 Bd. 4to 397 u. 326 S.). Es sei hier nur erwähnt, wie die eigentliche Arbeit dieser Seefahrer in drei Hauptabschnitte zerfällt. Der erste begreift eine Reise, bei der man sich von *Rio Janeiro* am 4. December direct zu starken südl. Breiten begab, und dann, im allgemeinen ostwärts steuernd, zwischen den Parallelen von 60° und 69° 6′ südl. Br. nahe an 200 Längengrade bis zum Meridian von Port Jakson zurücklegte. Dieser Hafen wurde nach einer Fahrt von 131 Tagen (seit der Abfahrt von R. J.) erreicht, während welcher man — obgleich die Jahreszeit dem Sonnenstand nach, der von Anfang Juni bis Mitte Octobers in unsrer Halbkugel entsprach, fast beständig mit schwimmenden und stehenden Eismassen zu kämpfen hatte und den gegen das Ende eintretenden Mangel an Holz zum Heizen schmerzlich empfand. An einem Tage, an welchem die Sonne dort unter denselben geometrischen Bedingungen wie am 20. August in der Nordhemisphäre wirkte, stieg dennoch bei 69° 6′ Br. das Thermometer selbst am Mittag nicht über √—2°,5 R. — Zwischen 56° 4′ u. 56° 45′ Br. bei 330° 11′ bis 339° 31′ O. v. Par. wurden drei vulkanische Inseln entdeckt. — Der zweite Abschnitt der Expedition bot dagegen nur Erholung von den Beschwerden der ersten und Stärkung zu denen der folgenden Reise. Er dauerte von Mai 20 bis Septbr. 21 und begann und endete in Port Jakson. Nach einem Besuche von Neu-Seeland, wo die Reisenden die Höhe des Egmontsberges von 14700 Fufs, wie Forster sie angegeben hatte, auf 8800 bis 9900 E. F. (nach zwei Messungen von Sowadowsky und von Lasarew) heruntersetzten, ging man in den östlich von Otaeiti gelegenen Archipel, in welchem zwischen 15° 47′ und 17° 49′ Breite bei 211° 24′ bis 217° O. v. Par., die Lage von *zwölf* zum erstenmal von Europäern gesehenen Coralleninseln bestimmt und demgemäfs ihnen russische Namen beigelegt wurden. Dasselbe gilt von zweien weiter westwärts und näher am Aequator

Digitized by Google

gelegenen Korallininseln (nahe bei 10° S. Br. 196° bis 206° O. v. Par.) und von einer an dem Südrande der Freundschaftsinseln gelegenen ebenfalls neuen Gruppe, welche die Eingebornen *Ono* nannten. — Nach abermaligem Aufenthalte in Port *Jakson* begannen dann die Reisenden am 12. Novbr., beim Anfang der warmen Jahreszeit, ihre wiederum ostwärts gerichtete zweite Fahrt durch das Eismeer. Aus mehreren seiner jedesmaligen Wahrnehmungen folgert Captn. B., dafs die Meridiane von 178 bis 198° O. v. Par. der Annäherung an den Südpol am günstigsten sein möchten, und wirklich ist es diese Zone gewesen, in welcher die Engländer unter Clark Rofs und Crozier, vor zwei Jahren bis zu 78° Breite vordrangen, und wohl auch die neuste amerikan. Expedition unter Captn. Wilkes, über die man genaueren Nachrichten noch entgegensieht. Durch ihr eigenes Vordringen bestätigten doch die russischen Reisenden ihre Praesagition nur in sofern, als sie daselbst den südlichen Polarkreis zum vierten Male überschritten, dann aber geriethen sie zwischen so mächtiges Treibeis, dafs der bereits sehr geschwächte Zustand ihrer Schiffe zu einem rein östlichen Curs nöthigte. Erst viel weiter östlich, unter dem Meridian von 265° 20′ O. v. Par., erreichten sie den südlichsten Punct ihrer ganzen Laufbahn unter 69° 53′ Br., und fanden in dieser noch nie betretenen Gegend, *ohne* die in jenem Meere gewöhnlichen Vorzeichen von Land (Penguinen und Fucus Stengel) eine theils schneebedeckte theils nacktfelsige Insel von 4000 bis 4400 F. Höhe (68° 59′ S. Br. 266° 54′ O. v. Par.) und eine andre ¼ Grad südlicher und 17,5 Grad westlicher, welche die Namen *Peters* und *Alexanders* I. erhielten. Capitain B. ging dann noch nach *Neu-Süd-Shetland*, von welchem in eben jenem Jahre durch einen englischen Wallfischfänger uns die Existenz bekannt geworden war. Er bestimmte die Lage von 9 einzelnen Inseln, welche diese Gruppe ausmachen, und belegte sie mit den Namen von eben so vielen Schlachten aus dem Napoleonischen Feldzuge in Rufsland. Sie bilden gleichsam die Vormauer des, 1832 von Capt. Durville entdeckten, und mit ihnen parallelen Küsten- oder Inselstriches, welcher jetzt das *Louis-Philipps*-Land genannt wird. —

Unter dem Titel: *Neuere Untersuchungen der südlich vom Altai gelegenen Länder*, schliefsen sich in dem Archive an diesen älteren Bericht sehr ausführliche Nachrichten über die nur eben erst vollendete naturhistorische Reise: von Herrn *Karelin* in dem Districte von 77° bis 83° O. v. Paris bei 50° bis 46° nördl. Breite — bei welcher die Gebirge in dieser Gegend, die, wie alle südlich von der sogenannten kirgisischen Linie gelegenen, bisher nur mit äufserster Vorsicht von Europäern betreten werden durften, von 9000 bis 10000 Fufs hoch (respective der *Tarbagatai* und der *Alatau*) gefunden, von noch unbeschriebenen oder doch von dort nicht bekannten Pflanzen- und Thierformen eine bedeutende Ausbeute gesammelt (1300 Vierfüfser und Vögel und 1600 Pflanzen-Species) und auch einige geognostische Aufschlüsse über die Umgebungen eines dem Districte Karkaraly eigenthümlichen Minerales, des Aschirit oder *Kupfersmaragdes* erhalten wurden; ferner von Hrn. *Schrenk*, der den See *Aralljube* besucht und die, auch in unsre geognostische Lehrbücher übergegangne, Sage von dem Vulkanismus einer mitten in demselben gelegnen Insel gründlich widerlegt hat, und endlich von Hrn. *P. Tschichatschew* zu den östlichen Ausläufern des Altai bis an den Westrand der *Sajanischen* Gebirge. Eine lebendige Schilderung der Erlebnisse und unmittelbaren Eindrücke bei dieser letzteren Reise hat Hr. T. ebenfalls in dem 2ten Bande des Archives S. 557 u. f. gegeben. — Ganz neue Unternehmungen oder Resultate betreffen auch die Aufsätze über *die Beobachtungen in den magnetischen und meteorologischen Observatorien des russischen Reiches* (S. 567), welcher das Verhältnifs dieser Institute zu den entsprechenden englischen nachweist und vorläufig Andeutungen über die numerischen Resultate, die sie geliefert haben (in 5 zu Petersburg 1836 bis 1842 erschienenen Quartbänden), enthält; *Ueber einige von A. Erman in Nord-Asien gesammelte organische Erden*, worin Hr. Ehrenberg die Auffindung von 3 Gattungen fossiler Infusorien in dem trachytischen Detritus anzeigt, die A. Erman von dem Abhange des Marekanes bei Ochozk mitbrachte, sowohl weil er von den dortigen Tungusen mit Rennthiermilch angerührt und gegessen wird, als auch wegen seiner wichtigen Beziehung zu dem Vorkommen der Marekanite — ferner von 12 andren Infusorien-Arten, die derselbe Reisende mit dem kiesligen Niederschlage der heifsen Quellen von Malka an der Bolschaja rjeka auf Kamtschatka gesammelt hat.

Die Artikel: *Skizze des Landes Sajablonie von A.*

Digitized by Google

Mordwinow: Ueber die Mineralquellen des Nertschinsker Kreises von demselben; Ueber die Aleutischen Inseln und deren Bewohner von Wenjaminow enthalten theils naturwissenschaftliche, theils ethnographische und verwandte Beobachtungen von russischen Beamten, welche in jenen östlichsten Districten Nord-Asiens ansäfsig sind — auch findet sich in dem von W. Schott gelieferten Auszuge aus *Subarews Reise durch Kachetia, Tschetia, Pschawia* u. s. w. neben anschaulicher Darstellung der dortigen Lebensverhältnisse, manche für den Physiker wichtige Andeutung über das Klima, die Vegetation und die orographische Beschaffenheit. — Die *Schilderung des kaspischen Meeres und des Kaukasus* von E. Eichwald ist aus der *Fauna Caspio Caucasia* desselben Verfassers entnommen und verbreitet sich daher über alle diejenigen Beziehungen der im Titel genannten Erdstriche, welche auf die *Thierwelt* derselben von Einflufs erachtet wurden. — Einen bedeutendern Theil des in Rede stehenden Bandes und die ersten Bogen des folgenden nimmt ferner die Abhandlung: *Ueber die geognostischen Verhältnisse Nord-Asiens* von *A. Erman* ein. — Auf der begleitenden Karte hat der Verfasser alles vereinigt, was ihm seit einer Reihe von Jahren über *ausgedehntere* Gebirgsformationen in jenem Erdtheile, theils durch russische Beschreibungen, theils aus eigner Anschauung, bekannt geworden war — und da sich die ersteren oder die, zumeist aus dem *Gorny-Jurnal* entnommenen, russischen Monographien, sehr vorzugsweise auf die Umgebungen der nordasiatischen Goldseifen beziehen, so wurde auf der Karte auch die Lage von jedem dieser so überaus merkwürdigen Trümmerlager angegeben und in dem Aufsatze die Entstehung derselben besonders berücksichtigt. — In der ersten, auf den Ural bezüglichen, Abtheilung findet man in dieser Beziehung folgende Resultate hervorgehoben: der Goldschutt bildet am Ural drei mit der Gebirgsaxe parallele Streifen. — Die Hypothese einer *goldverbreitenden Fluth* ist widerlegt, und anstatt ihrer erwiesen, dafs die goldführenden Trümmer ganz nahe bei ihrer ursprünglichen Lagerstätte vorkommen, und dafs diese Lagerstätte durch das Vorherrschen von *Grünstein* charakterisirt sei. Aus den einzelnen Wahrnehmungen, welche diesen Sätzen zu Grunde gelegt werden, folgt aber dann ferner: dafs die Bildung des Grünsteins d. h. sein Hervortreten an die Erdoberfläche (und das des begleitenden Goldes) in die *Silurische* Epoche fällt. — Zu demselben Schlusse gelangt der Verfasser in der zweiten Hälfte der Abhandlung, in Beziehung auf die Transuralischen Gebirge Nord-Asiens (d. h. die zwischen dem Ural und der Küste des grofsen Oceans einerseits, und dem Parallele von *Chiwa* und dem Eismeere von der anderen, gelegnen). Die goldführenden unter ihnen zerfallen in 3, durch neptunische Gesteine getrennte, Zonen und in die durch abweichendes Streichen ausgezeichneten Nertschinsker Gebirge. In allen diesen haben aber die goldbringenden Grünsteine nur Grauwackenschichten durchbrochen — obgleich doch auch jüngere Niederschlagsbildungen und namentlich die *Kohlengruppe* vielfach nachgewiesen wurden. — Zum Schlusse hat A. Erman seine eignen geognostischen Beobachtungen über die Baikalischen Gebirge und die noch weiter ostwärts gelegnen Umgebungen des *Lenathales*, das *Aldanische Gebirge* und die *Küsten des grofsen Oceans bei Ochozk* bekannt gemacht. Es geht aus denselben hervor, dafs am Baikal die Kohlengruppe unmittelbar von Granit durchbrochen wurde — und dafs im Lenathale zuerst entschieden *Devonische* und *Silurische* Schichten folgen, dann aber zwischen 121° und 132° O. v. von Paris, eine Reihe von jüngeren Gebilden, von denen das letzte Glied vielleicht der Juraformation angehören dürfte. Das *Aldanische* Gebirge zwischen 134° und 140° O. v. Paris bei 59° bis 62° Breite, ist durch einen eigenthümlichen Euritporphyr gehoben worden. Es enthält aufserdem Silurischen Kalk und Grauwackenschichten mit Intercalationen einer *geschichteten* Klingsteinmasse, welche auch von chemischer Seite mit dem Heber des Gebirges (Euritporphyr) übereinstimmt. Am Ostabhange längs der Meeresküste sind dann endlich diese Gebirge durch neuere *vulkanische* Einflüsse modificirt (die Erscheinungen des *Marekanes*). Die Verhältnisse des Aldanischen Systemes scheinen sich nordwestlich von demselben an den Quellen der *Jana* und zwischen dieser und der *Indigirka* zu wiederholen. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

A. Erman. *Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland.*

(Schlufs.)

Man findet endlich noch geognostische Beiträge über einzelne Localitäten in den Artikeln: *Resultate einer russischen Expedition nach Buchara* in den J. 1841 u. 42, welche besonders das Thal des *Sarewschan* und die umgebenden Berge betraf; *Officielle Mittheilung über die Goldwäschen in Sibirien*; *Ueber die Formationen im Gouvernement Charkow* von *G. v. Bloede*; *Ueber die Diluvialschrammen bei Helsingfors* und eine vorläufige Notiz über die im gegenwärtigen Jahre unternommenen Untersuchungen sibirischer Berggegenden. —

Die Geschichte und Alterthumskunde Rufslands betreffen folgende Artikel: *Ueber den Ursprung des russischen Reichs*, aus *Pogodin's* Untersuchungen über die älteste oder warägische Periode der russischen Geschichte. Der Verfasser (Professor der Geschichte zu Moskau) zeigt hier auf interessante Weise, wie scheinbar geringfügige, leicht übersehene Umstände wesentlich beitrugen, das anfänglich dem Winde Preis gegebene Saamenkorn des künftigen russischen Staates in sicherem Boden unterzubringen. — *Zustand der Künste in Rufsland zu Ende des 17ten Jahrhunderts*, von *Snegirew* *). Wie vor den Zeiten der polnisch-littauischen Herrschaft italiänische Baumeister ihren vaterländischen Baustil im moskowitischen Reiche eingeführt hatten, so führten deutsche und schwedische im 17ten Jahrhundert den gothischen Stil ein, der jedoch in Moskau einige Modification erlitt. In enger Verbindung mit der Architectur standen die Bildermalerei und die Wandmalerei, zu deren Vervollkommnung man eine Akademie gründete und Maler aus fremden Ländern, wie Deutschland, Schweden, Griechenland, selbst aus Armenien einberief. In die Fufsstapfen der Malerei trat das Graviren in Holz und Kupfer, welches mit der Typographie in Verbindung stand. Der Mangel an Metallen zum Gusse von Glocken, Prägen von Münzen u. s. w. bestimmte die Zare Michael und Alexei, viele Bergleute aus fremden Ländern kommen zu lassen; unter der Regierung dieser Zare gofs man jene ungeheueren Glocken, die so viele Ausländer in Staunen gesetzt. Die Holzschneidekunst wurde seit alter Zeit von den Russen stark geübt; von ihren selbständigen Fortschritten in derselben geben die prächtigen Thore der Paläste, die Ikonostase der Kirchen u. s. w. schöne Zeugnisse. Der Verf. handelt noch von der Bildhauerei, den gegossenen Relief-Arbeiten, der Kunst, in edle Steine zu schneiden u. s. w. — *Tagebuch über die Expedition des Fürsten Dolgorukji nach Montenegro*, auszugsweise mitgetheilt von *W. Schott*. Eine äufserliche Episode in der neueren Geschichte Rufslands, welche neben ihrem historischen Interesse auch ein lebendiges Gemälde von dem Zustand der Montenegriner giebt, der sich seitdem im wesentlichen gleich geblieben ist. Sehr wenig im Einklang mit den Schilderungen neuerer russischer Reisenden werden die Montenegriner (*Tschernogorzen*) in diesem Berichte (so grofse Dienste sie den Russen öfter durch ihre Diversionen in Türkenkriegen geleistet) als ein höchst charakterloses, wetterwendisches, bestechliches Volk dargestellt. Besonders merkwürdig sind die den Glücksritter *Stepan Maly* betreffenden Details, der eine Zeit lang die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregte. — Aus *Bronewskji's Geschichte der Donischen Kosaken*, von *W. Schott*. Dieses bereits 1834 erschienene Werk, welchem viele bis dahin unbenutzte Quellen zum Grunde liegen, giebt werthvolle Beiträge zur näheren Kennt-

*) Dem verdienten Archäologen, der gegenwärtig ein Prachtwerk unter dem Titel: *Denkmäler des Alterthums Moskau's* (Памятники Московской древности) in Druck erscheinen läfst.

Digitized by Google

dergleichen Untersuchungen geeigneter, als Bücher, in denen Ansichten und nicht vollständige Aufzählung der Stellen zusammenlaufen, zumal wenn man aus metrischen Gründen über einen oder mehrere Verfasser der Homerischen Gedichte Schlüsse ziehen will. Eine solche Vollständigkeit hat aber der Hr. Vf. theils nicht beabsichtigt theils nicht erreicht; wo sie beabsichtigt wurde, wäre es gut gewesen, dies zu bemerken. Eben so hätten die unächten und die sich wiederholenden Verse genau bezeichnet werden sollen. Der Gesammteindruck, den diese Quaestiones auf uns gemacht haben, ist der, dafs der Verf. sich scheint zu sehr haben von der Ansicht bestimmen zu lassen, unsre Ilias und Odyssee gehörten in die von ihm beschriebene zweite Periode der epischen Poesie. Einerseits, um Andres zu verschweigen, haben uns die bisherigen Nachweise von der kunstmäfsigen Einheit im Homer, auch die von Nitzsch, nicht überzeugen können, andrerseits tragen Ilias und Odyssee zu viele bereits aufgezeigte Spuren einer Composition aus lauter Einzelliedern an sich, als dafs wir ihre Entstehung nicht eher der ersten, als der zweiten Periode epischer Poesie, wie sie von Hrn. Hoffmann bezeichnet sind, zuschreiben sollten. Wir können es daher auch nicht billigen, dafs Hr. Hoffmann einer gewissen poetischen Licens und einer in mancher Beziehung freieren Anwendung metrischer Principien häufig zu wenig gestattet hat. Dafs man ihr immer Manches zugestehen mufs, ist uns auch durch sein Buch aufs Neue wieder klar geworden. Fühlt sich doch der Verf. selbst mehrmals gedrungen, metrische Auffälligkeiten durch die Annahme zu rechtfertigen, Homer habe Das ex antiquiore poesie überkommen.

Von den aufgestellten Ansichten des Verf. dürften diejenigen am wenigsten auf allseitige Beistimmung zählen können, welche in Quaest. I. „De caesuris et numeris versus Homerici" ausgesprochen sind. Wenn wir auch keineswegs den grofsen Einflufs leugnen wollen, den die Caesuren auf den Charakter des Verses und somit auf den Eindruck haben, den eine Dichtung mit ihrer formellen Qualität auf uns macht, so ist es doch gewifs, dafs weder diese Caesuren allein dazu ausreichen noch dafs sie unumgänglich nöthig, ja dafs sie oft ganz zufällig, d. h. nicht einmal aus einem unbewufsten Gefühl ihrer Wesenheit, wohl gar dieser in gewisser Weise widersprechend gesetzt sind. Man mufs durchaus eine Grenze anerkennen zwischen der Nothwendigkeit, Absichtlichkeit und der Zufälligkeit der Caesuren, sonst kommt man in Spitzfindigkeiten, die nicht blofs ihrem Urheber, sondern der Sache selbst schaden. Wir können nicht umhin, bei aller Achtung vor dem Verf., zu gestehen, dafs er sowohl bei der Charakteristik der Haupt- als auch der Neben-Caesuren vielfach ins Spitzfindige gerathen und zu Behauptungen verleitet ist, auf die sich ganz seine Worte anwenden lassen (p. 42): „Hunc cum legerem, idem accidit, quod in quaestionibus metricis saepe vidi accidere, ut primo mirarer animi sagacitatem et magnam scriptoris diligentiam; mox intelligerem speciosam esse doctrinam et inutilem". Bemerkenswerth kindisch hat in gedachter Rücksicht über die Caesuren gehandelt Ch. F. Stadelmann (de heroici versus Caesura. IV Part. Lips. 1829. 4. Dessav. 1821—26. — mantissa de nonnullis iisque controversis Hexametri partibus. Dessav. 1834. 4.).

Cp. I. unserer ersten Quaestio handelt von den Fällen, in denen am Ende eines Wortes Caesur nicht anzunehmen ist. Dies ist eine für die Theorie des Hexameters sehr wichtige Frage, die daher wohl noch etwas genauer hätte untersucht werden können. Die p. 11 aufgestellte Regel, dafs Nebencaesuren durch Elision aufgehoben würden, hätte durch ein plerumque mehr Wahrheit erhalten. — In Cap. V. „de interpunctione, quae est in versu Homerico" scheint uns nicht immer gehörig unterschieden zwischen der begründeten, also nothwendigen, und der überflüssigen, aber gebräuchlichen Interpunction. Daher ergiebt sich eine bedeutende Abweichung von Wolf, wenn man die Ausgabe von Bekker vergleicht, der theils Zeichen ganz weggelassen, theils stärkere gesetzt hat. — § 28 heifst es, dafs nach der Semiseptenaria interpungirte Verse nicht gern aufeinander folgten. „Qua ab re tam diligenter cavit poeta, ut satis magnis plerumque intervallis tales versus recurrant, raro duo se excipiant".

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Quaestiones Homericae. Scripsit Car. Aug. Jul. Hoffmann.

(Schlufs.)

Bei dem natürlich selten erst nach der Semiseptenaria zur Interpunction sich abschliefsenden Sinne, kommt diese Interpunction doch häufig genug vor. Vgl. η, 418. 420. ι, 71. 73. 106. 108. κ, 188. 190. μ, 380. 384. 386. 390. λ, 584. 586. 591. 606. u. a. — η, 317. 318. ι, 84. 85. ε, 603. 604. κ, 534. 540. 544. 545. 553. 555. u. a. — § 33. Dafs nach der trochäischen Caesur im fünften Fufs besonders dann Interpunction sei, wenn eine Vergleichung folge, ist nicht richtig. λ, 72. 129 hat Bekker mit Recht kein Zeichen; eben so wenig δ, 58. Dagegen vgl. α, 159. θ, 536. ι, 195. κ, 167. 280. μ, 178. ν, 630. u. a. Bei Wolf sind die Beispiele noch häufiger. — Dafs Interpunction im fünften Fufs nach der Seminovenaria sich in Λ nur 397 (wo die Interpunction nicht einmal richtig) finden solle, ist uns bei dem besondern Studium, welches Hr. Hoffmann auf das elfte Buch verwandt zu haben scheint, aufgefallen. Sie steht noch v. 630. — Ueber Cap. VI. „de numerorum, qui sunt in versu Homerico, ratione" gilt gröfstentheils dasselbe, was wir vorhin über des Verf. Charakteristik der Caesuren gesagt haben. Man vergl. die rationelle Begründung der in φ, 233—250 angewandten Numeri (§ 44. p. 46 sqq.).

Quaest. II. „de hiatu" hat uns sehr gefallen, obgleich wir eben wiederum die nicht erschöpfende Behandlung des Gegenstandes mifsbilligen. Auch an Einzelnheiten liefse sich manches bemerken. S. 56 sqq.: Omisi lectionem Ib. γ, 87: Ἀλεξάνδρου, τοῦ, quae recurrit η, 388. Non sunt enim scholia A. Wir sehen nicht, wie diese Bemerkung an jener Stelle pafst. — S. 60 wird als ᾳ correptum angeführt λ, 385 κέρᾳ ἀγλαέ. Indefs dort steht richtiger κέραϊ, wie auch Bekker hat. Vgl. Thiersch § 164, 6. 188. — S. 73 für die Correctur καὶ σ' ἐσάωσεν (Od. χ, 372) wird Il. ρ, 25 citirt. Näher lag Od. δ, 364. — S. 81 τὰ im Hiatus soll einmal in der Odyssee stehen. Wir kennen τὰ nur vor ἴσασι (β, 211), οἱ (12 mal), ἃ (4 mal), ἕκαστα (μ, 16. ξ, 375). S. 93 möchte ρ, 392 ἄφαρ δέ τε ἰκμάς nicht passen, wenn ἰκμάς richtig vom Sanscr. sic abgeleitet wird (Longard de digammo Aeolica. p. 27).

Quaest. III. ist sehr reich an problematischen Behauptungen, die uns häufig unüberführt gelassen haben. So ist die Untersuchung über die Production kurzer Endvocale vor einfachem anlautenden Consonanten sehr fein geführt; ob aber richtig? Die mit λ, μ, ν, ρ u. δ (σ) anfangenden Wörter im Homer, welche eine solche Production herbeiführen, ist die Behauptung, hatten ursprünglich vor oder nach sich noch einen Consonanten, so dafs die vor ihnen stehenden Vocale eigentlich sich in positione befanden. Wir glauben uns jene Verlängerung einfacher theils aus der Natur der fraglichen Consonanten, zu denen wir noch τ fügen, theils aus der Natur der vorhergehenden Vocale und Wörter überhaupt erklären zu können. Alle jene Consonanten neigen sich sehr zur Verdoppelung, so dafs nichts leichter war, als dafs eine vor ihnen stehende kurze Silbe, scharf und rasch ausgesprochen, schon den folgenden Consonanten etwas hören liefs. Daher die Verdoppelung in Zusammensetzungen und bei Vortritt des Augments. Eine solche wenigstens gehörte und dadurch wirksame Verdoppelung des anlautenden Consonanten mufste besonders auch beim Vortritt von Wörtern Statt finden, die sich vermöge ihres Begriffs eng an das folgende Wort anschliefsen (z. B. die Präpositionen, viele Partikeln und Adverbia) oder an die sich durch grammatische oder rationelle Structur das nachstehende Wort dicht anfügte. Eine andre Entschuldigung bietet die Natur des verlängerten Vocals (z. B. ι. vgl. S. 161 sqq.); dahin rechne ich auch die durch nothwendige Interpunction oder Accent und Interpunction gekräftigten Vocale. Diese Erklärungs-

Digitized by Google

weise, mit der die andre nicht durchaus von der Hand gewiesen werden soll, scheint uns natürlicher, einfacher und zum Theil ausreichender (vgl. § 86, 5. — § 89. — § 91). Wir sparen durch sie Correcturen (ο, 478. S. 162) und brauchen die meisten S. 163 f. aufgezählten Productionen nicht als duriores zu bezeichnen. Auffallend ist, dafs so viele Accusative auf ῆα und Plurale auf εα vor einfachem Consonanten die letzte Sylbe verlängern. Sie scheinen alle zu ein und derselben Rubrik zu gehören und alle auf ein und dieselbe Art, aber nicht durch ursprünglich doppelten Anfangsconsonanten, erklärt werden zu müssen. —

An Druckfehlern und sonstigen Versehen ist uns eine ziemliche Menge begegnet. Wir bezeichnen die hauptsächlichsten: p. XXXV, 21 τοι — μοι. — p. 5, 20 ρ, 100—95?. — 6, 8 σ, 368—386. — lin. 29. ι, 400 —?. — p. 58, 9 u. 59, 26. δεξίῃ — δεξιῇ. — p. 58, 18 δηϊότητι — δηϊοτῆτι. p. 84, 20. ρ, 45 gehört nicht dahin. — 89, 31 ζ, 348 — ξ. — 98, 29 v. 730 —?. 139, 13. ρ, 122 — ψ; ρ, 559 — φ. — 141, 26 ϑ, 191 — ι. — 142, 21 φ, 425 — ψ. — 145, 25 ψ, 71 — φ. — 147, 2 ξ, 151—171. — 152, 18 ρ, 339 — σ. — 154, 15 υ, 56—76 u. a. In den Seitenzahlen folgt auf 112 gleich 133, so dafs 20 Seiten zu viel gezählt sind. S. 98 ist 89 gezeichnet.

Aus diesen wenigen Bemerkungen möge Hr. Hoffmann das Interesse ersehen, mit dem wir seine Quaestiones durchgelesen haben. Wir hegen keinen angelegentlicheren Wunsch, als dafs er uns bald mit dem zweiten Theile derselben erfreuen möge.

Dr. Jul. Fr. Lauer.

LIX.

Deutsche Geschichte unter Leopold I. und Karl VI. Von Karl Adolf Menzel. Breslau, 1841; *Grafs, Barth und Comp. XII. u.* 584 S. 8.

Deutsche Geschichte unter Karl VI. und Karl VII. Von Karl Adolf Menzel. Ebendas. 1843. 465 S. 8. Auch unter dem zweiten Titel: *Neue Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, von Karl Adolf Menzel. Neunter Band. Die Zeiten Leopold's I. und Joseph's I. Zehnter Band. Die Zeit Karl's VI. und die Anfänge Friedrich's II.*

Es ist seit Jahren keine gewöhnlichere Klage vernommen worden, als dafs wir in Deutschland noch keine volksthümliche Geschichte besäfsen, ohne dafs Einer von denen, welche eine solche Klage am lautesten angestimmt haben, irgendwie sich über die nothwendigen Bedingungen zu einer solchen ausgesprochen oder selbst eine solche zu schreiben versucht hätte. Dafs wir an Kohlrausch deutscher Geschichte ein wackeres Buch besitzen, das auf junge Gemüther seit Jahren den erspriefslichsten Einflufs geübt hat und noch übt, wird von jenen Herolden des politischen Fortschritts gänzlich vergessen, eben so wird von ihnen Wolfg. Menzel als Apostat verworfen und seiner gut deutschen Gesinnung nur geringe Berücksichtigung bewiesen. Luden's zwölf Bände sind ein zu weitläuftig angelegtes Werk und haben, nachdem die erste Begeisterung für ihren Verfasser erloschen war, immer weniger Leser gefunden, wodurch sich derselbe auch zu einer kürzern Bearbeitung veranlafst gesehen hat, ohne mit derselben jedoch sonderlichen Beifall zu gewinnen. Dagegen ging von denjenigen Stimmführern in den Journalen der Bewegung, welche zur Zeit die öffentliche Meinung zu repräsentiren wähnen, ein lauter Jubel aus, als es hiefs, dafs Schlosser eine grofse, deutsche Geschichte zu schreiben beabsichtige. Wir aber möchten es bei aller Hochachtung gegen des genannten Mannes tiefe Gelehrsamkeit, unabhängige Forschung und edle Gesinnung aus mehrern Gründen bezweifeln, dafs eine deutsche Geschichte von Schlosser grade ein Buch für das Volk sein würde, und wenn es nun weiter hiefs, dafs er nur das Material schaffen, jüngere Kräfte aber sich der Verarbeitung und Anordnung unterziehen würden, so gestehn wir, die Möglichkeit einer solchen Ausführung nicht recht zu begreifen, der jetzt sogar ein buchhändlerischer Widerspruch mit grofser Anmaafsung in den Weg getreten ist. Denn es ist wahrlich kein gutes Zeichen der so gepriesenen Oeffentlichkeit, dafs ein Buchhändler in Stuttgart es sich herausnehmen konnte, einen Gelehrten, den Deutschland achtet und der im Auslande grofse Anerkennung gefunden hat, der Bundbrüchigkeit anzuklagen und von ihm einen namhaften Schadenersatz zu verlangen.

Unter so verschiednen Ansichten und Aussichten für eine deutsche Geschichte ist das vorliegende Werk still und eifrig fortgesetzt worden und uns dadurch die Aussicht eröffnet, dafs wir nach einigen Jahren eine vollständige deutsche Geschichte bis zum Jahre 1815 erlangt haben werden, nachdem Hr. Menzel bereits

Digitized by Google

früher in acht Quartbänden (1815—1822.) die deutsche Geschichte bis zur Reformation abgehandelt hatte. Und wir nehmen nicht Anstand zu gestehen, dafs wir uns dieser Vollendung freuen. Denn wenn gleich Hr. M. es nicht allen Lesern und Kunstrichtern hat recht machen können und wenn er selbst gewifs jetzt Manches anders schreiben, Manches verbessern oder berichtigen würde, so kann ihm doch Fleifs und Sorgfalt in Erforschung der Quellen, Streben nach Unparteilichkeit und Kunst und Glanz der Darstellung durchaus nicht abgesprochen werden, so dafs bei solchen ausgezeichneten Eigenschaften sich dies Werk den besten Büchern zur Seite stellen kann, deren sich Franzosen und Engländer über die Geschichte ihrer Länder rühmen.

Betrachten wir nun genauer die beiden vorliegenden Bände, so erkennen wir als einen besondern Vorzug derselben die ehrenwerthe deutsche Gesinnung, in welcher sie Hr. Menzel geschrieben hat. Die Jahre, welche uns hier dargestellt worden sind, gehören keinesweges zu den erfreulichsten unsrer Geschichte, ja man konnte wohl gar neuerdings äufsern, dafs sie durchaus nicht werth wären beschrieben zu werden. Hr. Menzel hat die letztere Meinung — wenn dies überhaupt nothwendig war — hinlänglich widerlegt, er hat mit Ernst und Würde die Leiden des Volks geschildert und mit theilnehmender Seele bei jeder erfreulichen Erscheinung oder geistigen Bewegung aus den Fesseln des Pedantismus und des Sectenstreites verweilt, er hat den Zweck der echten Historie zu warnen und zu belehren, ohne alle Schönrednerei verfolgt. In diesem Sinne sind z. B. überall die französischen Anmaafsungen gegen Deutschland dargestellt und ihnen gegenüber die elende Beschaffenheit des deutschen Reichswesens, die Förmlichkeiten der National-Repräsentation in Regensburg und die verkehrte Politik solcher Kaiser, wie Leopold I. und Karl VI. waren, und ihrer Minister, gegen deren undeutsche Gesinnung ein Mann, wie Prinz Eugen von Savoyen, nicht immer das Gewicht seiner Thatkraft und Staatsweisheit geltend machen konnte. Es ist wahrhaft betrübend zu lesen, wie dem Ausländer Eugen der Begriff der deutschen Nation so klar vor der Seele stand, während er sich den deutschen Grofsen bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt hatte. „Es scheine unbegreiflich", sagte Eugen zum Kurfürsten von Mainz, als er ihm die Nothwendigkeit einer allgemeinen Landesbewaffnung in den rheinischen Kreisen im Sommer 1713. auseinandersetzte, „dafs ein so kraftvolles Volk sich allen Leiden und Drangsalen des Krieges auf seinem eignen Grund und Boden so geduldig unterwerfe, da es nur von seiner Gesammtkraft abhange, allem Unheile zuvorzukommen. Mit einem Heerbanne von 200,000 deutschen Männern, die keiner andern Bewaffnung als der Sensen und Dreschflegel bedürfen würden, getraue er sich in Verbindung mit einer geregelten Armee die Franzosen bis in die Gränzen des pyrenäischen Friedens zurückzutreiben" (X. 44). Aehnlicher Stellen finden sich nicht wenige zur Bethätigung des Interesses Hrn. Menzel's an der Selbstständigkeit Deutschlands, wie er denn auch der sclavischen Anhänglichkeit deutscher Gelehrten, eines Conring, Böcler und andrer, an Ludwig XIV. und solcher unter den heutigen Politikern, die Machtzuwachs für die Fürsten nur vom Anschlusse an Frankreich erwarten, mit gerechtem Unwillen gedacht hat (IX. 9. 64). „Aus ähnlichem Unmuthe", sagt Hr. Menzel in der erstern Stelle, „über die Herrschaft der Schwäche und Rathlosigkeit, inmitten der drohendsten Verhängnisse haben sich im neunzehnten Jahrhundert viele Deutsche für einen französischen Imperator begeistert, der die deutsche Nation mit Füfsen trat und seinen Lobrednern weder Gunst noch Aufmerksamkeit zu Theil werden liefs". In derselben Weise hat Hr. Menzel mehrmals (z. B. IX. 90. 327. 581. X. 91.) die Vergangenheit durch Erinnerungen aus einer uns noch nicht zu fern liegenden Zeit zu beleben gewufst, aber immer bei richtigen Anlässen und in dem Maafse, welches den guten Eindruck einer solchen politischen Betrachtung nicht beeinträchtigt. Gern und mit sichtlicher Vorliebe begrüfst der Verf. die vortrefflichen Stoffe öffentlicher Beredsamkeit in einzelnen Abstimmungen der Reichsversammlung (IX. 108), Leibnitzen's Musterstück grofsartiger politischer Beredsamkeit über deutsche Staatsverhältnisse, seine Beantwortung der französischen Beleidigungen unter dem 18. Octbr. 1688, wird in einem längern Auszuge mitgetheilt (IX. 167 ff.) und die klägliche Beschaffenheit des deutschen Schriftwesens an mehreren Stellen (IX. 101. 385. X. 355. 359) mit echt patriotischem Unwillen besprochen. In der zweiten dieser Stellen sagt Hr. Menzel: „der deutsche Urgeist, der einst im Helden- und Minnegesang von den Wunderlanden der Dichtung getönt, die edelsten Seiten des Menschenherzens berührt, durch den Mund begeisterter Seher und Redner die verbor-

Digitized by Google

genen Schätze der Erkenntnifs geöffnet, für Recht und Wahrheit Feuer ausgeströmt hatte, und im Charakter des Volkes sich noch immer durch Naturgefühl und Wahrheitssinn als nationales Erbgut bezeugte, erschien an den Trägern und Führern des deutschen Schriftthums in der kläglichsten Verwirrung, durch Pedanterei und Knechtssinn entwürdigt, den Erinnerungen seiner Jugend im endlosen Hader um theologische Meinungen und kirchliche Besitzthümer entfremdet, bei Behandlung öffentlicher Dinge die Mifsgestalt des Reiches durch ein unbeholfenes, mit Latein und Französisch gemengtes Wortgeflecht überbietend". Bei aller Vorliebe für die vaterländische Sprache ist Hr. Menzel aber doch auch gerecht genug dem Geschichtschreiber Leopold's I., dem Jesuiten Wagner, für sein lateinisch geschriebenes Werk die gebührende Achtung zu widmen und ihn wegen seiner gut deutschen Gesinnung, wegen der Gediegenheit des Inhalts und der Classicität der Form fleifsig zu benutzen (m. s. besonders die auch in literarhistorischer Hinsicht wichtige Stelle IX. 374 f.), wie bereits von Stenzel im zweiten Theile seiner preufsischen Geschichte geschehn war.

Eine politische Einheit Deutschlands aber in der Zeit der Kaiser Leopold I., Karl VI. und Karl VII. fand nach Hrn. Menzel's mit grofser Consequenz durchgeführter Ansicht ihr bedeutendstes Hindernifs in den Religionsstreitigkeiten der Deutschen. „Kein Nationalgefühl, nur Kirchenparteisinn beherrschte die Gemüther" — dies ist eine in mehr als einer Stelle, z. B. IX. 433. X. 126., wiederkehrende Aeufserung. Ref. hat sich hierbei an die scharfe Kritik erinnert, welche die Geschichte der Reformation im ersten Bande des vorliegenden Werkes von einem angesehenen Theologen in diesen Blättern (1827. Nr. 78. 79.) erfahren hat, indem Hrn. Menzel's protestantische Gesinnung durchaus bezweifelt wurde, und eben so weifs Ref., dafs der Ansicht desselben vom dreifsigjährigen Kriege der Vorwurf gemacht ist, sie sei mehr im Interesse des Hauses Habsburg als in dem der evangelischen Kirche. „Der geistreiche Menzel, sagt Wuttke in seiner Schrift: Friedrich's II. Besitzergreifung von Schlesien Th. II. S. 425., fafst in seinen frühern Schriften die Vergangenheit viel freier und unbefangener auf als in seiner Geschichte der Deutschen". „Ohne jetzt auf diese frühern Urtheile weiter einzugehen, müssen wir in Bezug auf die vorliegenden Bände bekennen, dafs die Gestaltung der damaligen protestantischen Kirche in Deutschland von Hrn. Menzel ebenfalls fast nur getadelt wird, aber wir müssen eben so nothwendig hinzusetzen, dafs er die Kirche als solche von dem Formelkram und den Satzungen der damaligen Theologen unterschieden hat, dafs er zwar Vorliebe und Neigung nicht verläugnet, dafs ihm jedoch Leidenschaft fremd geblieben ist und dafs er sich das ganze Werk hindurch bemüht hat, nicht sowohl unparteiisch als mit beharrlicher Gesinnung gerecht zu sein. Daher ist es ihm auch gelungen, die verschiedenen kirchlichen Händel, die gegenseitigen Verfolgungen, Verketzerungen und den bittern Schriftwechsel der protestantischen Theologen, so wie die Kraftlosigkeit des evangelischen Corpus auf dem Reichstage unter dem Directorium des Abgesandten eines katholischen Fürsten mit einer Klarheit auseinanderzusetzen, die sein Buch empfehlungswerth macht. Solche Puncte sind, um nur Einiges anzuführen: die durch die ryswicker Friedens-Clausel immer wieder veranlafste Erneuerung des Haders der Kirchenparteien im Reiche, die Bedrückung der Reformirten in der Pfalz als Folge gegenseitiger Feindschaft der beiden protestantischen Confessionen unter einen katholischen Landesfürsten, die Schicksale der Pietisten und die Verläumdung Spener's, die Kämpfe der Orthodoxen und der Pietisten in Halle und Hamburg, die strengen Verfügungen protestantischer Landesherrn gegen katholische Unterthanen zur Erwiderung des Edicts von Nantes und anderer antiprotestantischer Maafsnahmen, der im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts beginnende Streit über den katholischen Kirchengesang, die Klagen der orthodoxen Theologen über Thomasius und Arnold als Anstifter der Freidenkerei, die Wolffischen Händel, der Inquisitions-Procefs gegen den Verf. der wertheimer Bibelübersetzung, die beharrliche Weigerung der Stadt Frankfurt einen reformirten Gottesdienst in ihren Mauern zu dulden und die der Professoren in Wittenberg an reformirte Confessions-Verwandte akademische Würden zu verleihen, die vielen calvinistischen, lutherischen und synkretistischen Streitigkeiten.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

gelegenen Korallininseln (nahe bei 10° S. Br. 196° bis 206° O. v. Par.) und von einer an dem Südrande der Freundschaftsinseln gelegenen ebenfalls neuen Gruppe, welche die Eingebornen *Ono* nannten. — Nach abermaligem Aufenthalte in Port *Jakson* begannen dann die Reisenden am 12. Novbr., beim Anfang der warmen Jahreszeit, ihre wiederum ostwärts gerichtete zweite Fahrt durch das Eismeer. Aus mehreren seiner jedesmaligen Wahrnehmungen folgert Captn. B., dafs die Meridiane von 178 bis 198° O. v. Par. der Annäherung an den Südpol am günstigsten sein möchten, und wirklich ist es diese Zone gewesen, in welcher die Engländer unter Clark Rofs und Crozier, vor zwei Jahren bis zu 78° Breite vordrangen, und wohl auch die neuste amerikan. Expedition unter Captn. Wilkes, über die man genaueren Nachrichten noch entgegensieht. Durch ihr eigenes Vordringen bestätigten doch die russischen Reisenden ihre Praesagition nur in sofern, als sie daselbst den südlichen Polarkreis zum vierten Male überschritten, dann aber geriethen sie zwischen so mächtiges Treibeis, dafs der bereits sehr geschwächte Zustand ihrer Schiffe zu einem rein östlichen Curs nöthigte. Erst viel weiter östlich, unter dem Meridian von 265° 20′ O. v. Par., erreichten sie den südlichsten Punct ihrer ganzen Laufbahn unter 69° 53′ Br., und fanden in dieser noch nie betretenen Gegend, *ohne* die in jenem Meere gewöhnlichen Vorzeichen von Land (Penguinen und Fucus Stengel) eine theils schneebedeckte theils nacktfelsige Insel von 4000 bis 4400 F. Höhe (68° 59′ S. Br. 266° 54′ O. v. Par.) und eine andre ¼ Grad südlicher und 17,5 Grad westlicher, welche die Namen *Peters* und *Alexanders* I. erhielten. Capitain B. ging dann noch nach *Neu-Süd-Shetland*, von welchem in eben jenem Jahre durch einen englischen Wallfischfänger uns die Existenz bekannt geworden war. Er bestimmte die Lage von 9 einzelnen Inseln, welche diese Gruppe ausmachen, und belegte sie mit den Namen von eben so vielen Schlachten aus dem Napoleonischen Feldzuge in Rufsland. Sie bilden gleichsam die Vormauer des, 1832 von Capt. Durville entdeckten, und mit ihnen parallelen Küsten- oder Inselstriches, welcher jetzt das *Louis-Philipps*-Land genannt wird. —

Unter dem Titel: *Neuere Untersuchungen der südlich vom Altai gelegenen Länder*, schliefsen sich in dem Archive an diesen älteren Bericht sehr ausführliche Nachrichten über die nur eben erst vollendete naturhistorische Reise: von Herrn *Karelin* in dem Districte von 77° bis 83° O. v. Paris bei 50° bis 46° nördl. Breite — bei welcher die Gebirge in dieser Gegend, die, wie alle südlich von der sogenannten kirgisischen Linie gelegenen, bisher nur mit äufserster Vorsicht von Europäern betreten werden durften, von 9000 bis 10000 Fufs hoch (respective der *Tarbagatai* und der *Alatau*) gefunden, von noch unbeschriebenen oder doch von dort nicht bekannten Pflanzen- und Thierformen eine bedeutende Ausbeute gesammelt (1300 Vierfüfser und Vögel und 1600 Pflanzen-Species) und auch einige geognostische Aufschlüsse über die Umgebungen eines dem Districte Karkaraly eigenthümlichen Minerales, des Aschirit oder *Kupfersmaragdes* erhalten wurden; ferner von Hrn. *Schrenk*, der den See *Araltjube* besucht und die, auch in unsre geognostische Lehrbücher übergegangne, Sage von dem Vulkanismus einer mitten in demselben gelegnen Insel gründlich widerlegt hat, und endlich von Hrn. *P. Tschichatschew* zu den östlichen Ausläufern des Altai bis an den Westrand der *Sajanischen* Gebirge. Eine lebendige Schilderung der Erlebnisse und unmittelbaren Eindrücke bei dieser letzteren Reise hat Hr. T. ebenfalls in dem 2ten Bande des Archives S. 557 u. f. gegeben. — Ganz neue Unternehmungen oder Resultate betreffen auch die Aufsätze über *die Beobachtungen in den magnetischen und meteorologischen Observatorien des russischen Reiches* (S. 567), welcher das Verhältnifs dieser Institute zu den entsprechenden englischen nachweist und vorläufig Andeutungen über die numerischen Resultate, die sie geliefert haben (in 5 zu Petersburg 1836 bis 1842 erschienenen Quartbänden), enthält; *Ueber einige von A. Erman in Nord-Asien gesammelte organische Erden*, worin Hr. Ehrenberg die Auffindung von 3 Gattungen fossiler Infusorien in dem trachytischen Detritus anzeigt, die A. Erman von dem Abhange des Marekanes bei Ochozk mitbrachte, sowohl weil er von den dortigen Tungusen mit Rennthiermilch angerührt und gegessen wird, als auch wegen seiner wichtigen Beziehung zu dem Vorkommen der Marekanite — ferner von 12 andren Infusorien-Arten, die derselbe Reisende mit dem kieseligen Niederschlage der heifsen Quellen von Malka an der Bolschaja rjeka auf Kamtschatka gesammelt hat.

Die Artikel: *Skizze des Landes Sajablonie von A.*

Digitized by Google

Mordwinow: Ueber die Mineralquellen des Nertschinsker Kreises von demselben; Ueber die Aleutischen Inseln und deren Bewohner von Wenjaminow enthalten theils naturwissenschaftliche, theils ethnographische und verwandte Beobachtungen von russischen Beamten, welche in jenen östlichsten Districten Nord-Asiens ansäfsig sind — auch findet sich in dem von W. Schott gelieferten Auszuge aus *Subarews Reise durch Kachetia, Tuchetia, Pschawia* u. s. w. neben anschaulicher Darstellung der dortigen Lebensverhältnisse, manche für den Physiker wichtige Andeutung über das Klima, die Vegetation und die orographische Beschaffenheit. — Die *Schilderung des kaspischen Meeres und des Kaukasus* von E. Eichwald ist aus der *Fauna Caspio Caucasia* desselben Verfassers entnommen und verbreitet sich daher über alle diejenigen Beziehungen der im Titel genannten Erdstriche, welche auf die *Thierwelt* derselben von Einflufs erachtet wurden. — Einen bedeutendern Theil des in Rede stehenden Bandes und die ersten Bogen des folgenden nimmt ferner die Abhandlung: *Ueber die geognostischen Verhältnisse Nord-Asiens* von *A. Erman* ein. — Auf der begleitenden Karte hat der Verfasser alles vereinigt, was ihm seit einer Reihe von Jahren über *ausgedehntere* Gebirgsformationen in jenem Erdtheile, theils durch russische Beschreibungen, theils aus eigner Anschauung, bekannt geworden war — und da sich die ersteren oder die, zumeist aus dem *Gorny-Jurnal* entnommenen, russischen Monographien, sehr vorzugsweise auf die Umgebungen der nordasiatischen Goldseifen beziehen, so wurde auf der Karte auch die Lage von jedem dieser so überaus merkwürdigen Trümmerlager angegeben und in dem Aufsatze die Entstehung derselben besonders berücksichtigt. — In der ersten, auf den Ural bezüglichen, Abtheilung findet man in dieser Beziehung folgende Resultate hervorgehoben: der Goldschutt bildet am Ural drei mit der Gebirgsaxe parallele Streifen. — Die Hypothese einer *goldverbreitenden Fluth* ist widerlegt, und anstatt ihrer erwiesen, dafs die goldführenden Trümmer ganz nahe bei ihrer ursprünglichen Lagerstätte vorkommen, und dafs diese Lagerstätte durch das Vorherrschen von *Grünstein* charakterisirt sei. Aus den einzelnen Wahrnehmungen, welche diesen Sätzen zu Grunde gelegt werden, folgt aber dann ferner: dafs die Bildung des Grünsteins d. h. sein Hervortreten an die Erdoberfläche (und das des begleitenden Goldes) in die *Silurische* Epoche fällt. — Zu demselben Schlusse gelangt der Verfasser in der zweiten Hälfte der Abhandlung, in Beziehung auf die Transuralischen Gebirge Nord-Asiens (d. h. die zwischen dem Ural und der Küste des grofsen Oceans einerseits, und dem Parallele von *Chiwa* und dem Eismeere von der anderen, gelegnen). Die goldführenden unter ihnen zerfallen in 3, durch neptunische Gesteine getrennte, Zonen und in die durch abweichendes Streichen ausgezeichneten Nertschinsker Gebirge. In allen diesen haben aber die goldbringenden Grünsteine nur Grauwackenschichten durchbrochen — obgleich doch auch jüngere Niederschlagsbildungen und namentlich die *Kohlengruppe* vielfach nachgewiesen wurden. — Zum Schlusse hat A. Erman seine eignen geognostischen Beobachtungen über die Baikalischen Gebirge und die noch weiter ostwärts gelegnen Umgebungen des *Lenathales*, das *Aldanische Gebirge* und die *Küsten des grofsen Oceans bei Ochozk* bekannt gemacht. Es geht aus denselben hervor, dafs am Baikal die Kohlengruppe unmittelbar von Granit durchbrochen wurde — und dafs im Lenathale zuerst entschieden *Devonische* und *Silurische* Schichten folgen, dann aber zwischen 121° und 132° O. v. von Paris, eine Reihe von jüngeren Gebilden, von denen das letzte Glied vielleicht der Juraformation angehören dürfte. Das *Aldanische* Gebirge zwischen 134° und 140° O. v. Paris bei 59° bis 62° Breite, ist durch einen eigenthümlichen Euritporphyr gehoben worden. Es enthält aufserdem Silurischen Kalk und Grauwackenschichten mit Intercalationen einer *geschichteten* Klingsteinmasse, welche auch von chemischer Seite mit dem Heber des Gebirges (Euritporphyr) übereinstimmt. Am Ostabhange längs der Meeresküste sind dann endlich diese Gebirge durch neuere *vulkanische* Einflüsse modificirt (die Erscheinungen des *Marekanes*). Die Verhältnisse des Aldanischen Systemes scheinen sich nordwestlich von demselben an den Quellen der *Jana* und zwischen dieser und der *Indigirka* zu wiederholen. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

A. Erman. *Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland.*

(Schlufs.)

Man findet endlich noch geognostische Beiträge über einzelne Localitäten in den Artikeln: *Resultate einer russischen Expedition nach Buchara* in den J. 1841 u. 42, welche besonders das Thal des *Sarewschan* und die umgebenden Berge betraf; *Officielle Mittheilung über die Goldwäschen in Sibirien*; *Ueber die Formationen im Gouvernement Charkow* von *G. v. Bloede*; *Ueber die Diluvialschrammen bei Helsingfors* und eine vorläufige Notiz über die im gegenwärtigen Jahre unternommenen Untersuchungen sibirischer Berggegenden. —

Die Geschichte und Alterthumskunde Rufslands betreffen folgende Artikel: *Ueber den Ursprung des russischen Reichs*, aus *Pogodin's* Untersuchungen über die älteste oder warägische Periode der russischen Geschichte. Der Verfasser (Professor der Geschichte zu Moskau) zeigt hier auf interessante Weise, wie scheinbar geringfügige, leicht übersehene Umstände wesentlich beitrugen, das anfänglich dem Winde Preis gegebene Saamenkorn des künftigen russischen Staates in sicherem Boden unterzubringen. — *Zustand der Künste in Rufsland zu Ende des 17ten Jahrhunderts*, von *Snegirew* *). Wie vor den Zeiten der polnisch-littauischen Herrschaft italiänische Baumeister ihren vaterländischen Baustil im moskowitischen Reiche eingeführt hatten, so führten deutsche und schwedische im 17ten Jahrhundert den gothischen Stil ein, der jedoch in Moskau einige Modification erlitt. In enger Verbindung mit der Architectur standen die Bildermalerei und die Wandmalerei, zu deren Vervollkommnung man eine Akademie gründete und Maler aus fremden Ländern, wie Deutschland, Schweden, Griechenland, selbst aus Armenien einberief. In die Fufsstapfen der Malerei trat das Graviren in Holz und Kupfer, welches mit der Typographie in Verbindung stand. Der Mangel an Metallen zum Gusse von Glocken, Prägen von Münzen u. s. w. bestimmte die Zare Michael und Alexei, viele Bergleute aus fremden Ländern kommen zu lassen; unter der Regierung dieser Zare gofs man jene ungeheueren Glocken, die so viele Ausländer in Staunen gesetzt. Die Holzschneidekunst wurde seit alter Zeit von den Russen stark geübt; von ihren selbständigen Fortschritten in derselben geben die prächtigen Thore der Paläste, die Ikonostase der Kirchen u. s. w. schöne Zeugnisse. Der Verf. handelt noch von der Bildhauerei, den gegossenen Relief-Arbeiten, der Kunst, in edle Steine zu schneiden u. s. w. — *Tagebuch über die Expedition des Fürsten Dolgorukji nach Montenegro*, auszugsweise mitgetheilt von *W. Schott*. Eine äufserliche Episode in der neueren Geschichte Rufslands, welche neben ihrem historischen Interesse auch ein lebendiges Gemälde von dem Zustand der Montenegriner giebt, der sich seitdem im wesentlichen gleich geblieben ist. Sehr wenig im Einklang mit den Schilderungen neuerer russischer Reisenden werden die Montenegriner (*Tschernogorzen*) in diesem Berichte (so grofse Dienste sie den Russen öfter durch ihre Diversionen in Türkenkriegen geleistet) als ein höchst charakterloses, wetterwendisches, bestechliches Volk dargestellt. Besonders merkwürdig sind die den Glücksritter *Stepan Maly* betreffenden Details, der eine Zeit lang die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregte. — Aus *Bronewskji's Geschichte der Donischen Kosaken*, von *W. Schott*. Dieses bereits 1834 erschienene Werk, welchem viele bis dahin unbenutzte Quellen zum Grunde liegen, giebt werthvolle Beiträge zur näheren Kennt-

*) Dem verdienten Archäologen, der gegenwärtig ein Prachtwerk unter dem Titel: *Denkmäler des Alterthums Moskau's* (Памятники Московской древности) in Druck erscheinen läfst.

Digitized by Google

nifs der ehemaligen republikanischen Verfassung der donischen Kriegerschaft, ihrer bewundernswürdigen Piratenzüge, der Kronprätendenten, die aus ihrer Mitte erstanden, und überhaupt ihrer Verhältnisse zu Rufsland, bis sie unter Peter dem Grofsen gänzlich unterjocht wurden. — *Adel- und Bauernstand in Rufsland*, von Hrn. *J. v. Hagemeister*. Eine statistische Abhandlung, welche das Verhältnifs beider Stände im russischen Reiche seit den ältesten Zeiten so gründlich beleuchtet, als bis jetzt möglich ist. — Ueber *Köppen's Alterthümer der südlichen Krym*, von *W. Schott* *). In diesem Werke sind sämmtliche für den Geschichtschreiber, Archäologen und Ingenieur wichtige Orte und Denkmäler an der ganzen Südküste der taurischen Halbinsel, gröfstentheils aus eigner Anschauung des gelehrten Verfassers beschrieben, zum Theil auch abgebildet, und mit Benutzung der besten Quellen des Alterthums und der Neuzeit sehr lehrreiche Untersuchungen über dieselben angestellt. Die gröfsere Hauptabtheilung des Buches ist den Ruinen der alten Festungswerke am Südrande des Chersones gewidmet, welche, wie Hr. Köppen überzeugend darthut, byzantinischen Ursprungs sind. — Die Artikel über *Historiae Ruthenicae scriptores saeculi XVI. auct. A. de Starszewski*, und über *Turgeniew historiae Russiae monumenta etc.* besprechen die Tendenz und den Inhalt zweier Sammlungen, welche die bisher zerstreuten und zum Theil seltenen Quellen zur Geschichte des russischen Mittelalters zugänglicher gemacht haben. — *Westliche Gränze der Slawen*, von *Gleim*, nebst einer sauber gezeichneten und illuminirten ethnographischen Karte. Beides ist die Arbeit eines jungen Gelehrten, der, ohne selbst Kenner der slawischen Sprachen zu sein, sehr gute Sachkenntnisse besitzt. Sie kann zunächst deswegen als willkommene Bereicherung des „Archivs" gelten, weil sie für diejenigen monographischen und meist vorzugsweise linguistischen Bearbeitungen desselben Gegenstandes, die von neueren *russischen* Schriftstellern ausgegangen, richtige Anknüpfungspuncte darbietet.

Das russische *Asien* haben folgende Artikel historisch-philologischer Art zum Gegenstande: *die alte Religion der Tscherkessen*, von einem tscherkessischen Stammesfürsten im *Russkji Wjestnik* mitgetheilt. Wir lernen hier zum ersten Mal die Nationalgötter der heidnischen Altvordern dieses edelsten Kriegervolkes des Kaukasus kennen, dem noch jetzt, lange nach seinem Uebertritt zum Islam, viele heidnische Gebräuche in frischem Andenken sind. — *Rustawel, der grusische Dichter*, von *David Tschubinow*. Dieser leuchtendste unter den dünne gesäeten Sternen am Dichterhimmel Georgiens (Grusiens) lebte im 12ten Jahrhundert u. Z., ein Schützling der trefflichen und siegreichen Königin *Tamar*, die in seinem classisch gewordenen Nationalepos als vornehmste Heldin, jedoch unter anderem Namen, figurirt. — Ueber *Schergin's mongolisches Lesebuch*. Ein zu Nertschinsk in Daurien ans Licht getretenes Werk, welches schon in diesen Jahrbüchern (Juli 1842. No. 5.) angezeigt worden.

Die russische Litteratur betreffen kürzere Berichte über einige Jahrgänge der Zeitschrift *Russkji Wjestnik*, ihres Antagonisten, des *Moskwitjann i*, ein Artikel über den Dichter *Kolzow*, von *F. Lowe*, und mehrere gröfsere Artikel von *W. Schott*, welche *Gretsch's* grammatische und litterarhistorische *Vorlesungen*, *Sologub's Erzählungen* und *Lermontow's Gedichte* besprechen. Die Charakterisirung des letztgenannten Dichters begleitet eine der metrischen Form des Originals nachgebildete Uebertragung seines „Lied vom Zare Jwan Wasiljewitsch", welches ganz im Geiste der epischen Volkssagen der Russen gehalten ist, und nicht weniger als die meisterhaften Romanzen und Elegieen Lermontow's den allzufrühen Hintritt des jungen Dichters beklagen läfst. — Endlich erwähnen wir noch eine aus den bibliographischen Zugaben zum Journale des Ministeriums der Volksaufklärung gezogene Nomenclatur der 1840 und 1841 in Rufsland gedruckten russischen, polnischen, französischen, deutschen und orientalischen Werke.

Erman. — Schott.

LXI.

Antibarbarus der lateinischen Sprache. In zwei Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität, von Dr. J. Ph. Krebs, Herzoglich Nassauischem Ober-Schulrathe. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Frank-

*) Der eigentliche Titel des Werkes ist: *Krym'scher Sammler* (Крымскій Сборникъ).

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

LX.

A. Erman. Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rufsland. Zweiter Band. 1842. — *Berlin bei Reimer. VI. und* 810 S. 8. *mit zwei Karten.*

Nach der Bestimmung dieses Journales, wie wir solche in unsrer ersten Ankündigung desselben (vergl. diese *Jahrbücher*, Februar 1843 Nr. 23) bezeichnet haben, handelt auch der jezt vorliegende *zweite Band* sehr vorzugsweise von solchen wissenschaftlichen Untersuchungen, die bisher nur in russischer Sprache beschrieben waren. In einigen Fällen schienen gedrängte Auszüge aus den Originalwerken hinreichend; in der Mehrheit der übrigen haben aber die Verfasser der deutschen Berichte Selbständiges geleistet, indem sie zu ganzen Reihen von russischen Abhandlungen die Resultate ihrer eigenen Beobachtungen auf demselben Felde hinzugefügt, und dann gesucht haben sich von den bisher vereinzelten Thatsachen zu allgemeineren Schlüssen zu erheben. Die auf dem Titel des Bandes genannte Jahreszahl (1842) bezieht sich nur auf diese letzteren. Sie bezeichnet also die Epoche, für welche eben der geschilderte *Endzustand* eines Problemes gelten soll, ohne deshalb aus demselben Bande die Berichte über Beobachtungen oder Unternehmungen auszuschliefsen, die an sich weit älter, nur aufserhalb Rufslands noch neu oder doch fast unbeachtet geblieben waren. In den folgenden Bänden dürften wohl solche Nachträge aus früheren Zeiten immer seltener werden. In der physikalischen Abtheilung des vorliegenden Bandes trifft man aber gleich anfangs einen dergleichen, der auch ohne den Reiz der Neuheit genugsam anziehend sein dürfte.

Wir meinen den Artikel: *Bellingshausen's Reise nach der Südsee und seine Entdeckungen im südlichen Eismeere in den Jahren* 1819, 20 *u.* 21 von Hrn. *F. Lowe* (S. 125—174). Seitdem Cook in den Jahren 1773 bis 75 die südlichen Polarmeere befahren hatte, waren die russischen Seefahrer Bellingshausen und Lasarew die ersten, die seinem Vorgange auf würdige Weise folgten. In der Zwischenzeit von fast einem halben Jahrhundert mögen zwar Wallfischfänger *an einzelnen Stellen* eben so weit wie sie gegen den Südpol vorgedrungen sein. An jeder genauern Bestimmung ihres Weges fehlte es aber so entschieden, dafs selbst die, von dem Hydrographen der englischen Marine, nach einer Parliamentsacte vom Juni 1839 herausgegebene, *Chart of the South Polar See* zwischen dem Wege von Cook und dem der genannten russischen Reisenden keinen einzigen einzuschalten fand. Dieselbe Karte enthält aber auch von spätern Schiffswegen durch dieselben Meere nur noch *vier:* nämlich den von *Weddell* 1822 und 23, von *Biscoe* 1831 und 32, von *Kemp* 1833 und von *Durville* 1838, und wenn man hinzunimmt, dafs diese sechs genau bekannten Bahnen von einander beträchtlich verschieden sind, dafs daher jede derselben sowohl die ihr verdankten Anzeigen von Land als auch ihre gröfste Annäherung an den Pol unter ganz verschiedenen Meridianen erreichte und dafs endlich auch da, wo zwei dieser Bahnen gleiche Meeresstriche berührt haben, dieses in verschiedenen *Jahren* und zu verschiedenen Jahres*zeiten* geschehen ist, und somit zu einem Bilde von den klimatischen Verhältnissen jener Gegenden verhelfen kann, so dürfte die Wichtigkeit eines genauern Berichts über eine der ausgedehntesten von ihnen wohl einleuchten.

Die endliche Kenntnifs der russischen Leistungen in jenen Meeren schien aber noch unerläfslicher in den Jahren (1841 bis 1843), in denen die Capitaine *Clark Rofs* und *Crozier* nach dem Auftrage der englischen Regierung die Reihe von vollständigen magnetischen Beobachtungen auf den Meeren, welche *A. Erman* von den aleutischen Inseln nur bis zu 56° südlicher Breite geführt hatte, bis in möglichste Nähe an den Südpol

Digitized by Google

de Latinitate falso aut merito suspecta hätte er, wiewohl das neue Manuscript schon zum Abdruck bereit gelegen hätte, noch benutzt.

Bei dieser Aufzählung der gebrauchten Hülfsmittel fällt es auf, dafs der Verfasser von den „Zusätzen und Berichtigungen zum Antibarbarus von Dr. Fr. Allgeyer" keine Kunde gehabt hat, obgleich dieses Programm bereits im Jahre 1841 zu Echingen erschienen ist. Die Nichtbenutzung dieses Schriftchens ist sehr zu bedauern, da es eine erhebliche Anzahl schätzbarer Beiträge enthält, und so mancher Irrthum in demselben berichtigt ist, der auch in der neuesten Ausgabe des Antibarbarus stehen geblieben ist. Dafs auch das erwähnte Programm des Rec. noch öfter, als es geschehen ist, hätte zu Rathe gezogen werden können, wird sich unten ergeben. Fragen wir nun näher, was geleistet ist, so kann es zunächst Rec. nur vollkommen billigen, dafs der Verfasser nicht eine solche Umänderung mit dem Buche vorgenommen hat, durch welche die alphabetische Folge sämmtlicher in die zweite Abtheilung oder den eigentlichen Antibarbarus aufgenommenen Wörter aufgehoben und man genöthigt worden wäre, dasselbe Wort unter mehreren Rubriken nachzuschlagen, was offenbar für den Gebrauch sehr lästig gewesen wäre. Es ist also nur zu untersuchen, was bei Beibehaltung der bisherigen allgemeinen Einrichtung des Werkes und namentlich der gemeinschaftlichen lexikalischen Aufführung der Wörter im Einzelnen zur Vervollkommnung geschehen konnte und mufste. Dieses dürfte nach den Mängeln, die sich bei den frühern Ausgaben herausgestellt haben, vorzüglich auf folgende Puncte hinauslaufen. Erstens mufste bei der Bestimmung der mustergültigen Latinität nicht blofs auf die Wahl, die Biegungen und Constructionen, sondern auch auf die Stellungen der Wörter, den Bau der Sätze und der Satzgefüge Rücksicht genommen werden, was bisher bis auf ein paar einzelne Bemerkungen über Stellung von Partikeln wie ne ... quidem und non ... nisi noch gar nicht geschehen war, obgleich offenbar auch eine aus lauter klassischen Wörtern bestehende Rede durch verkehrte Wortstellung und falschen Periodenbau den ächt lateinischen Charakter verlieren kann. Zweitens waren die in der 2ten Ausgabe § 9. über die Schriftsteller, welche als klassisch zu betrachten seien, gegebenen Bestimmungen einer Berichtigung bedürftig (vgl. Rec. de Latin. fals. aut mer. susp. p. II.), und in der Anwendung jener Bestimmungen auf die einzelnen Wörter war gröfsere Gleichförmigkeit wünschenswerth, damit nicht Ausdrücke wegen ungenügender Autorität verworfen würden, während andere nicht minder entbehrliche, die sich bei denselben und wohl gar noch bei mehrern mindestens gleich guten Schriftstellern finden, zugelassen worden (vgl. am angef. Orte S. IV.). Drittens sollte nicht blofs auf die Schriftsteller und auf den Unterschied der Poesie und Prosa, sondern auch auf die verschiedenen Arten des prosaischen Stiles Rücksicht genommen sein, da in der einen etwas zu billigen sein konnte, was in der andern zu verwerfen ist. Viertens konnte eine Anzahl Wörter füglich weggelassen werden, die zwar bald, nach der Wiederherstellung der Wissenschaften von einzelnen Gelehrten unrecht gebraucht sein mögen, die aber aus der gegenwärtigen Latinität ganz verschwunden sind; desgleichen einzelne Redensarten, in denen wohl nur etwa von Schülern auf die Weise gefehlt werden kann, für die doch das Buch in seinem gegenwärtigen Umfange nicht bestimmt ist. Dagegen war zu wünschen, dafs manche andere Wörter und Wendungen, in denen auch in den Schriften von neuern Gelehrten nicht selten gegen die reinere Latinität gefehlt wird, neu aufgenommen und der erste Theil besonders in demjenigen Abschnitte, der die gewöhnlichsten Arten syntaktischer Fehler zusammenstellt, erweitert würde. Fünftens war es nöthig, dafs die Urtheile gemildert und beschränkt würden, indem nicht selten etwas für unlateinisch oder neulateinisch erklärt wurde, was nur als nicht klassisch gelten konnte, und deshalb aus Schriften neuerer Stilisten Ausdrucksweisen als fehlerhaft bezeichnet wurden, die eben so gut aus den Werken der Schriftsteller des silbernen Zeitalters hätten nachgewiesen werden können. Endlich da im Einzelnen in dem, was verworfen, oder in dem, was an seine Stelle zu setzen gerathen war, eine nich unbeträchtliche Anzahl Versehen nachgewiesen war, so blieb zu wünschen, dafs alle irgend zweifelhafte Artikel auch in dieser Hinsicht einer neuen sorgfältigen Prüfung unterworfen würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Antibarbarus der lateinischen Sprache. In zwei Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität, von Dr. J. Ph. Krebs.

(Fortsetzung.)

Von diesen 6 Puncten nun ist der erste von dem Hrn. Verf. auch bei dieser neuen Ausgabe sehr wenig beachtet worden. Denn aufser einigen einzelnen Bemerkungen, die in der 2ten Abtheilung hierüber hinzugekommen sind, besteht alles, was er zum Besten der richtigen Wortstellung hinzugefügt hat, in 6 ungefähr 2 Seiten einnehmenden Paragraphen (S. 69—71), in welchen 6 Bemerkungen über falsche Stellungen von Präpositionen, Conjunctionen, Ueberschriften von Briefen, attributiven Bestimmungen gegeben sind. Vom falschen Bau der Sätze und Perioden ist noch gar nicht die Rede. Auch ist von den aufgestellten Bemerkungen die zweite über die Vermeidung der Stellung der Präposition vor flectirbare Wörter, die nicht von ihr abhängen, in Hinsicht der Ausnahmen mangelhaft vorgetragen. Denn weder wird ein Grund angeführt, warum Cicero doch kein Bedenken getragen habe zu schreiben a suum cuique tribuendo und in suum cuique tribuendo, noch wird auf ein Buch verwiesen, wo man sich hierüber Rath holen und noch mehr solche Ausnahmen, wie e natura absoluto Cic. de Fin. III, 10, 35 (!), in bella gerentibus Cic. Brut. 12., finden könnte.

Dagegen ist der 2te oben angegebene Punct gröfstentheils befriedigend erledigt. Denn während in der frühern Ausgabe S. 9 die beiden Ciceronen, Cäsar, einige Epistolographen in den ciceronianischen Briefsammlungen, Varro, Cornelius Nepos als Muster für classische Latinität aufgestellt, den Livius aber wegen in seine Schriften eingemischter Provincialismen vorsichtig zu brauchen empfohlen wurde, so ist jetzt S. 6 theils über Livius günstiger und richtiger geurtheilt, theils sind Cornelius Nepos in den unter seinem Namen vorhandenen Lebensbeschreibungen, Varro und die meisten Epistolographen in beiden Sammlungen der Briefe Cicero's mit Recht unter die Schriftsteller gerechnet, die vorsichtig zu gebrauchen seien, und die also als vollgültige Gewährsmänner für musterhaftes Latein nicht gelten können. Eben so ist in der Anwendung der hier und S. 9 gegebenen Classification der Schriftsteller auf Billigung oder Mifsbilligung der einzelnen Wörter und Wendungen viel gröfsere Folgerechtigkeit und Gleichmäfsigkeit als früher anzutreffen, wo entbehrliche Ausdrücke als nur bei Livius oder dem jüngern Plinius oder Cornel zu finden bald gebilligt, bald verworfen wurden. Völlige Consequenz ist jedoch auch noch jetzt in dieser Beziehung nicht vorhanden. So hätten nach den Grundsätzen des Verfassers inclarescere und interritus nicht für unverwerflich erklärt, noch weniger advecticius auf das Zeugnifs des Sueton gut genannt werden sollen.

Der dritte oben angedeutete Umstand ist leider fortwährend ganz unbeachtet geblieben, obgleich er von entschiedener Wichtigkeit ist. Denn betrachten wir von den vier Hauptgattungen des prosaischen Stiles nur den historischen, so ist bekannt, dafs dieser den Alten in einem weit höhern Grade mit dem politischen verwandt erschien, als den Neuen. Historia, schreibt Quintilian Inst. orat. X, 1, 31., sic est legenda, ut sciamus, plerasque eius virtutes oratori esse vitandas. Est enim proxima poetis et quodammodo carmen solutum ... ideoque et verbis remotioribus et liberioribus figuris narrandi taedium evitat. Aehnliche Urtheile finden sich überall bei den Alten. S. Ulrici Historiograph. S. 301. Aus ihnen ist zunächst dasjenige, was man dem Livius in seinem Stile als zu poetisch vorgeworfen hat, zu rechtfertigen. Es ist aber auch offenbar, dafs in den Hauptzügen der historische Stil bei Sallust und Tacitus derselbe ist. Es

Digitized by Google

leidet also keinen Zweifel, dafs im historischen Stile Tacitus mindestens eben so viel gilt, als im didaktischen oder oratorischen Quintilian, dessen von Metaphern strotzende und blümelnde Sprache überhaupt von der klassischen Einfachheit so weit entfernt ist und so leicht den Geschmack verderben kann, dafs sie von dem Verf. S. 9 zu günstig beurtheilt scheint, und er wenigstens diesen Hauptfehler jenes Schriftstellers hätte andeuten sollen. Eben so sicher ist es nach dem Obigen, dafs manches, was man in dem vorliegenden Buche als zu poetisch gemifsbilligt hat, in einem historischen Kunstwerke unbedenklich zuzulassen ist.

Bei Betrachtung des vierten Punctes ist zunächst zu erinnern, dafs der Verfasser die in der vorigen Ausgabe aufgeführten unnützen Wörter so wenig weggelassen hat, dafs dieselben jetzt noch sehr vermehrt sind. Es finden sich demnach aufser einigen Wörtern, bei denen nichts bemerkt ist, worin der neue Gebrauch von dem klassischen abwiche, z. B. adiudicare, viele, die heut zu Tage anzuwenden gewifs Niemanden, der nicht scherzen will, einfallen wird, als agon, allotria, armistitium, artista, athlon, autochiria, bule, buleuta und ähnliche. Schwerer ist freilich bei ganzen Redensarten die Grenze abzustecken: doch scheint auch vor einigen von ihnen die Benutzer dieses Werkes zu warnen entschieden unnütz, wie wenn jetzt unter in S. 409 für nöthig erachtet ist anzuführen periit in suo quadragesimo anno, während doch der Fehler, in welchen auch andere als Schüler gerathen könnten, schon unter annus, was auch jeder eher nachsehen wird als in, gerügt ist. Indefs der Verf. scheint lieber zu viel als zu wenig haben geben zu wollen, und hierin ist Rec. im Allgemeinen mit ihm einverstanden. Dafs nun die Vermehrung des Werkes sehr beträchtlich ist, ergiebt sich daraus, dafs die zweite Ausgabe nur aus 518, die jetzige aus 822 Seiten besteht, und überdiefs auf die alten Seiten nur 42 Zeilen, auf die jetzigen 51 gehen. Diese Bereicherung erstreckt sich sowohl auf die erste Abtheilung (jetzt 96 Seiten statt 66), als auf die zweite. Der Verfasser hat mit lobenswerthem Fleifse eine Menge üblicher unrichtiger Ausdrücke, die er entweder selbst in neuern lateinischen Schriften aufgefunden hatte, oder auf die er aufmerksam gemacht worden war, neu eingefügt. Dafs noch nicht alles der Art sich findet, ist bei der Unbegrenztheit des Stoffes kein Wunder. So fehlen noch jetzt die 3 Wörter circumerrare, circumnavigare und circumvagari, auf die Rec. schon in seinem oben genannten Schriftchen aufmerksam gemacht hat, und die in Uebersetzungen aus dem Griechischen oft zu lesen sind, da sie dem περιπλανᾶσθαι und περιπλεῖν genau entsprechen. Manchen Stoff bieten überhaupt diese Uebersetzungen, auch die bessern, dar, z. B. die der 3 Platonischen Gespräche von Fr. Aug. Wolf, der bekanntlich auf seine schöne Latinität stolz war, und doch, um nur einige im vorliegenden Werke nicht gerügte Fehler zu erwähnen, immeditate, gradiri, se defendere ad Meletum, im Anfange der Uebersetzung der Apologie des Sokrates geschrieben hat. Doch hierbei wollen wir uns um so weniger aufhalten, je unerfreulicher es ist dergleichen Dingen nachzuspüren.

Betrachten wir vielmehr noch die beiden übrigen oben aufgestellten Puncte. Auch in Ansehung dieser ist wieder mit gebührendem Lobe anzuerkennen, wie viel das Werk gegen früher gewonnen hat. Ueberall ist das Vorklassische und Nachklassische von dem Spätlateinischen und Neulateinischen viel sorgfältiger als früher gesondert, und es sind sowohl in dieser Beziehung, als in Bestimmung des Klassischen selbst, eine Menge Unrichtigkeiten oder Ungenauigkeiten der früheren Ausgabe durch Benutzung fremder Erinnerungen und durch eigene Prüfung gehoben. Dafs dennoch auch in der neuen Ausgabe noch manches Einzelne vorhanden ist, was nicht als richtig gelten kann, ja dafs in den neu hinzugekommenen Bemerkungen sich einzelne auffallende Unrichtigkeiten, wie wir unten sehen werden, finden, kann bei der Menge der zu prüfenden Wörter und Ausdrücke Niemanden Wunder nehmen. Also nicht um einen Tadel für den Verf. darauf zu begründen, sondern theils um zu der weitern Vervollkommnung dieses nützlichen und viel gebrauchten Werkes auch in seiner neuen Gestalt etwas beizutragen, theils um zu verhüten, dafs nicht ihm selbst oder Andern auf das Ansehn dieses Buches Fehler in der Latinität vorgerückt werden, die keine sind, will Rec., so weit es der Raum gestattet, hier eine Anzahl Zusätze und Berichtigungen zu der neuen Ausgabe folgen lassen. Er übergeht aber alles dasjenige, was bereits von Allgeyer in dem oben genannten Programme zur 2ten Ausgabe erinnert und in der 3ten noch nicht berichtigt ist, und begnügt sich in dieser Beziehung jenes Werkchen noch einmal zur Benut-

Digitized by Google

zung zu empfehlen. Dasselbe gilt von dem Dietrichschen Programme, von dem wir oben den Hrn. Verf. haben erklären hören, dafs er bedauert es zu spät empfangen zu haben. Zu der ersten Abtheilung, mit der im Einzelnen die neuesten lateinischen Grammatiken, z. B. von Krüger und Madvig, verglichen werden müssen, mögen 3 Bemerkungen genügen. S. 56 § 120. heifst es: „Unstatthaft ist es in einem unabhängigen Satze aufser aller hypothetischen Form Conjunctive zu gebrauchen, die in Anmerkungen oft gebraucht werden; z. B. malim... oder mit dem Conjunct. Perf. putaverim, censuerim, crediderim u. a., die gewifs unlateinisch sind, indem diese Vorschläge und Meinungen mehr bestimmt im Indicativ des Präsens auszusagen sind, nolo, malo, muto, lego u. s. w., oder, wenn man sich bescheiden ausdrücken will, durch den Conj. des Präsens nolim, malim, mutem". Hier steht erstens im offenbaren Widerspruche, dafs unser Verf. anfänglich malim verwirft, hernach jedoch den Conj. des Präsens zum Ausdruck der Bescheidenheit zu setzen gestattet, zu welchem Zwecke ja eben jenes malim gebraucht wird. Zweitens ist durchaus nicht abzusehen, warum der Conjunctiv des Perfectes in diesem Sinne verworfen wird, da dieser doch in selbstständigen Sätzen so viel wie der Conjunctiv des Präsens zu bedeuten pflegt. Auch wird die Behauptung des Verf.'s so wenig von der Erfahrung bestätigt, dafs Madvig Gramm. S. 311 z. B. sogar behauptet, es werde bei diesem Conjunctiv, durch den man bescheiden und vorsichtig aussage, wozu man geneigt sei, im Activ meistens das Futurum exactum (wie er den Conjunctiv des Perfects zu nennen pflegt) gebraucht, z. B. haud facile dixerim Cic., at non historia cesserim Graecis Quint. Vgl. auch Cic. de Fin. II, 8, 23. und Zumpt Gramm. § 527. Dafs übrigens jenes malim, welches auch Andere angefochten haben, untadelhaft sei, hat Rec. schon in dem angeführten Programm S. V durch die Stellen des Livius, quidam non adiecere numerum, inter quos me ipse in re dubia poni malim XXIX, 25. und in L. Scipione malim equidem librarii mendum quam mendacium scriptoris esse in summa auri atque argenti XXXVIII, 51. dargethan. So nolim Cic. de Fin. II, 8, 23. Man vergleiche noch über diesen Conjunctiv die Ausleger zu Tac. Ann. I, 76.

Von 2 in einem Anhange S. 71 fg. neu hinzugekommenen Paragraphen lehrt der erste (165), dafs, wenn declinirbare Wörter blofs materialiter, um den grammatischen Kunstausdruck zu gebrauchen, erwähnt werden, sie im Lateinischen nicht, wie im Deutschen, unabhängig gestellt, sondern von den mit ihnen in Verbindung stehenden Wörtern abhängig gemacht würden, indem man z. B. sage Lentulus nomen ducit a lente. Wegen etwaiger Ausnahmen heifst uns der Vf. seine Anleitung § 590. vergleichen. Rec. besitzt von dieser nur eine ältere Ausgabe, in der er keine Ausnahmen bemerkt findet, und da das hinzugesetzte *etwaige* ihn vermuthen läfst, es dürfte auch in der neuen Ausgabe nicht genug hierüber zu lesen sein, so hält er es, um einige in der neuern Latinität oft vorkommende Wendungen vor Tadel zu schützen, nicht für unzweckmäfsig zu bemerken, dafs auch Cicero Orat. § 159 gesagt hat *indoctus* dicimus brevi prima litera, *insanus* producta, *inhumanus* brevi, *infelix* longa (obgleich er z. B. § 160. schreibt loquebar sic, ut *pulcros*, *Cetegos*, *triumpos*, *Cartaginem* dicerem) und § 158. dulcius visum est *ignoti*, *ignavi*, *ignari* dicere (obgleich vorhergeht *noti* erant et *navi* et *nari*, d. h. die Wörter noti, navi, nari); ferner § 161. postremae duae literae, quae sunt in *optumus* (obgleich § 159. steht quibus in verbis eae primae literae sunt quae in *sapiente* atque *felice*). Aus diesen Beispielen erhellt zur Genüge, wie in solchen Sprechweisen beide Ausdrucksarten gleich erlaubt waren.

In dem 2ten neu hinzugefügten Paragraph wird gelehrt, das Relativum qui, quae, quod in allen Casibus, wenn es noch einen Beisatz mit einer Conjunction habe, in welchem auf die Person oder Sache, die im Relativ liegt, eine Beziehung stattfinde, sei im Casus mit diesem Conjunctionssatze, wenn er ihm unmittelbar folgt, zu verbinden, möge auch das Verbum, welches nach dem Deutschen zu qui gehört, einen andern Casus erfordern. Dieses ist zwar in der Regel der Fall, aber doch erstens nicht ohne Ausnahme, was hier durch 3 Beispiele des Cicero zu beweisen genügen möge: 2 Verr. II, 71, 174. populus iudices poscit, de quibus, ut eos iudices habeamus, legem ... promulgatam videmus; Phil. II, 7, 17. hoc ne P. quidem Clodius dixit unquam, quem, quia iure ei fui inimicus, doleo a te omnibus vitiis esse superatum; und Orat. § 119. quem etiam, quo grandior sit et quodammodo excelsior, ne physicorum quidem esse ignarum volo. Dann hätte in den Musterbeispielen, Alexander, cuius

Digitized by Google

si vita longior fuisset, totum is orbem terrarum subegisset, cui si vita longior contigisset, totum is cet., quem si vivum fortuna longius reservasset, totum is cet., a quo nisi deus vitam mature abstulisset; totum is cet., nicht überall das Demonstrativum dem Nachsatze eingefügt sein sollen, was schon durch die beim Verf. folgenden Ciceronianischen Stellen widerlegt wird. Wann das Demonstrativ hinzuzusetzen ist, darüber, wie über diese ganze Sprechweise, siehe Krüger's Gramm. S. 743 fg.

Fügen wir nun einige Bemerkungen über Artikel der 2ten Abtheilung in alphabetischer Folge hinzu. — Unter abesse S. 104 wagt der Verf. nicht zu entscheiden, ob non longe abesse mit darauf folgendem quin personal oder impersonal stehe. Letzteres ist wenigstens entschieden der Fall bei Fronto Ep. ad Am. I, 6. Non longe aberit, quin hoc, quod uterque cuperemus, evenerit. — Wenn S. 118. erwähnt ist, dafs actuosus in einer Stelle des Cicero von der Rede vorkomme, so sollte nicht übergangen sein, dafs dort quasi hinzugesetzt ist. — S. 142 unter agere heifst es: „Obgleich agere, zumal mit cum aliquo, bedeutet *mit jemanden sprechen*, besonders im politischen Sinne des Unterhandelns oder Sprechens, um etwas zu erlangen, so kommt es doch nirgends vom geistigen Besprechen einer Sache und vom Handeln und Sprechen von einer Sache vor". Dieses ist eine auffallende Behauptung, da man z. B. Cic. Orat. § 116. liest oratio, quae, quid sit id, de quo agitur, ostendit quam brevissime, Cic. de Fin. II, 2, 4. inter eos, qui ambigunt, conveniat, quid sit id, de quo agatur, und ähnliche Beispiele dieses ursprünglich juristischen Gebrauches der Formel de quo agitur zu finden sind, durch welche Rec. freilich noch nicht die Richtigkeit der Wendung in hoc libro agitur de natura deorum erwiesen zu haben glaubt. — S. 147 ist über die Verbindung von aliquis mit Negationen zu kurz und unbestimmt gesprochen. Eine Menge Ciceronianischer Stellen, in welchen es so vorkommt, hat kürzlich Herrmann „Ueber aliquis und quisquam" S. 14 zusammengestellt; es fehlt darunter das merkwürdige de Fin. II, 7, 21. — Unter appellere S. 168 ist zwar nun nach dem, was Rec. früher bemerkt hatte, angegeben, dafs schon Cäsar und nach ihm Livius einigemale appellere ohne einen Acc. wie navem, naves, classem in der Bedeutung *anlanden* brauchten, aber doch verlangt der Verf., man solle an dem entgegengesetzten Sprachgebrauche fest halten, was mit dem Ansehen, das er sonst jenen Schriftstellern einräumt, in Widerspruch steht. — Dafs S. 173 Areopagus gebilligt wird, ist gut; aber der für die Richtigkeit desselben aus dem abgeleiteten Worte Areopagitae geführte Beweis ist nichtig, da auch im Griechischen, wo jenes Wort Ἄρειος πάγος lautet, dennoch Ἀρειοπαγῖται gesagt wird.

Nach S. 207 unter cavere soll neulateinisch sein sibi cavere ab aliquo, ab aliqua re. Und doch steht es oft bei Plautus. S. Cap. III, 5, 44. Bacch. IV, 5, 87. Men. I, 2, 42. II, 2, 70. Pseud. I, 5, 59. III, 2, 108. Vgl. Kammann de *ab* praep. usu Plaut. p. 28. Bald darauf zu cedere alicui aliqua re konnten Abweichungen, wie currum alicui cedere Liv. XLV, 23., bemerkt werden. — Nach S. 208 unter celebrare soll man nicht sagen diem natalem *celebrare*. Dafs aber diese Behauptung falsch ist, ergiebt sich aus dem Artikel natalis. — S. 222 unter cogitatio wird die Redensart verbum aliquod mente *supplere* empfohlen, von der aus dem unter supplere Gesagten klar ist, dafs sie nicht gelobt werden kann. — Dafs, wie S. 224 gelehrt wird, collocare klassisch wohl nur mit in und dem Ablativ vorkomme, ist, selbst abgesehen von dem von Freund angeführten Beispiele des Sallust exercitum in provinciam hiemandi gratia collocare, wenigstens insofern nicht richtig, als Cäsar B. G. I. 18. sororem nuptum in alias civitates collocare gesagt hat. — Bald darauf unter colophonem zu Ende möge der Druckfehler proprius statt propius bemerkt werden. — Unter continere S. 150 stehen die Worte: „In der Bedeutung *enthalten, worin bestehen*, werde aber nach dem bessern Gebrauch mehr das Passivum, als das Activum gebraucht, contineri aliqua re, nicht continere aliquam rem, was wohl fast nur neuklassisch ist". Dafs aber wenigstens in einer verwandten Bedeutung das Activ nicht zu verschmähen ist, lehrt Cicero Orat. § 126. at vero illa pars, quae est de genere universo, totas causas saepe continet. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Antibarbarus der lateinischen Sprache. In zwei Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität, von Dr. J. Ph. Krebs.

(Schlufs.)

S. 253 unter convenire zusammenkommen, bei der Bemerkung über die Construction desselben mit in und dem Accusativ sind die von Rec. in dem genannten Programme S. VII bemerkten Ausnahmen nicht angedeutet. — S. 255 ist convivere aliquo aus Seneca angeführt. Aber bei Seneca läfst sich nicht erkennen, ob avaro der Dativ oder Ablativ sein soll; es ist aber für jenen zu halten. S. eine Stelle des Dativ in Freund's Lex. — Nach S. 266 unter curare soll der Accus. c. Inf. bei diesem Verbum nur unklassisch sein. Aber Cic. de Fin. III, 19, 62. heifst es: natura et procreari vellet et diligi procreatos non curaret, wo Madvig nicht einmal eine Anmerkung beizufügen für nöthig erachtet hat.

S. 286 unter devertere wird erstens gelehrt, selten und mehr altlateinisch sei dafür die mediale Form deverti. Richtiger vielleicht scheidet Madvig Gramm S. 142 diese Formen so, dafs er, wie bei revert., im Präsens und den davon abgeleiteten Bildungen das Deponens, im Perfect das Activum billigt. Wenn ferner S. 287 ubi diverteretur und apud quos diverti mos esset, welche Stellen Rec. dem Verf. an die Hand gegeben hatte, als *einmal* vorkommend bezeichnet werden, so ist dieses vom Livius zu verstehen; denn dafs auch bei Plautus und Tacitus ähnliche Constructionen sich finden, hat Rec. am angeführten Orte S. IX nachgewiesen. — S. 294 unter diluvies wird inundatio klassisch genannt. Worauf gründet sich dieses? In dem Lexicon von Scheller wenigstens wird es aus keinem Schriftsteller angeführt, der von unserm Verf. als klassisch anerkannt wird. — S. 302 unter dives, wo dives lingua verworfen wird, konnte neben den dafür empfohlenen Wörtern auch locuples (Cic. de Fin. I, 3, 10.) erwähnt werden.

Der S. 311 unter e aus Livius angeführte Gebrauch von ex quo nach Zeitbestimmungen findet sich auch bei Hor. Epd. XI, 5. — Dafs die S. 327 aufgestellte Behauptung, stulti est und stultorum est, nicht gleich klassisch seien, hat Dietrich in dem angeführten Programme S. 8 fg. gezeigt, was hier deshalb ausnahmsweise erinnert werden mag, weil dieser wieder zu weit gegangen zu sein scheint, wie schon der bekannte Anfang der Ode des Horaz lehrt miserarum est neque amori dare ludum. — S. 329 unter et quidem wird noch immer schlechthin behauptet, diese Partikeln würden nicht gebraucht, wenn ein vorausgegangenes Wort mit einem den Gedanken erhöhenden Zusatze wiederholt würde, obgleich Rec. in dem genannten Schriftchen S. X gezeigt hat, dafs dieses nicht ganz ohne Ausnahme wahr sei. — Während früher exspectare mit dem Accusativ und Infinitiv unlateinisch genannt war, so scheint jetzt, nachdem es Rec. aus Livius nachgewiesen hat, wieder auf der entgegengesetzten Seite zu weit gegangen zu sein, indem S. 344 exspectare ut hoc fiat und hoc futurum ganz gleichgestellt werden.

S. 375 unter Graecum wird graece doctus und eben so S. 459 Latine doctus ohne weiteres gebilligt, während es doch S. 301 unter doctus als nachklassisch bezeichnet worden ist. — S. 383 unter heres heifst es: „Im eigentlichen Sinne bei esse wohl nur mit dem Dativ, nicht, wenigstens selten, mit dem Genitiv". Dafs das *nicht* falsch ist, ergiebt sich aus Cic. de Orat. II, 22, 140. Curium heredem Coponii esse oporteret. Die ganze Bemerkung aber war, was auch von dem Artikel tutor gilt, hier nicht so weitläuftig, als es geschehen ist, zu wiederholen, sondern wegen derselben auf Abth. I. §. 71. zu verweisen, welches Paragraphes Nichtigkeit jedoch von Allgeyer dargethan ist. — S. 387 unter honorare steht mehre-

Digitized by Google

res, was in den vorhergehenden Artikel honor gehörte. — S. 388 unter hora wird *eine Stunde* als Längenmaafs durch mille ducenti quinquaginta passus übersetzt, was doch nur eine *halbe Stunde* sein kann. Und dafs nicht etwa blofs durch einen Druckfehler *halbe* ausgefallen ist, lehren die hinzugefügten Worte: „wozu wir zur Verständlichkeit hinzusetzen können, quos horam Germani dicunt", was übrigens ein ziemlich unnützer Zusatz scheint. — S. 399 unter imberbis verursacht der Ausdruck *die letztere* eine grofse Zweideutigkeit. Bald darauf in imitandus ist die Rede sogar undeutsch. — Zu imperare S. 403, wo als griechischartig aus Horaz haec procurare imperor angeführt ist, mufs bemerkt werden, dafs doch auch Cicero Verr. V, 27, 68. si qui custodiendi sunt, deduci imperantur geschrieben hat. — S. 409 unter in steht: „Man sagt wohl nicht aliquem vulnerare in fronte... sondern in frontem". Jenes aber steht wenigstens bei Justin XV, 3., wie schon aus Scheller's Wörterbuch in vulnero zu ersehen war. — S. 416 unter inde wird inde a bei einer Zeitangabe ohne vorgesetztes iam noch immer für kaum erweislich erklärt, obgleich Rec. in dem genannten Programm S. XII es aus Plautus nachgewiesen hat. — S. 421 unter inesse wird die Wendung sub hac voce honestatis haec est subiicienda notio empfohlen, obgleich unter subiicere gelehrt wird, es werde in keiner Bedeutung subiicere sub aliqua re gesagt. — Schon vorher S. 411 unter incidere hätten neben den angeführten Constructionen auch noch solche, wie hi duo amnes incidunt flumini Liv. XLIV, 31. und ballista obruit, quos inciderat Tac. Hist. III, 29., eine Andeutung verdient. Die Stelle des Livius ist auch zur Widerlegung eines scheinbaren Germanismus zu beachten. — S. 433 ist es seltsam, dafs anfangs gelehrt wird, instrumentum komme bei allen Bessern fast nur im Singular vor, während doch bald darauf hinzugefügt wird, es brauchten indefs auch Cicero, Livius u. A. den Plural, was durch 2 Stellen des Marcus Cicero (denen Orat. § 268. hinzugefügt werden kann), eine des Quintus Cicero, eine des Livius belegt und von der Bemerkung begleitet ist, es finde sich so auch noch bei Einigen! — Dafs statt interludium S. 438 unter andern auch der Ausdruck ludus immixtus empfohlen wird, dürfte nach dem, was unter immiscere gesagt ist, schwerlich zu billigen sein.

Unter locus S. 469 heifst es, wiewohl loci auch für loca stehe, so finde sich loca doch wohl nicht für loci. So kommt es jedoch bei Horaz vor Ep. II, 1, 223. loca iam recitata revolvimus. Einige Zeilen weiter ist der Sinn durch Auslassung von loci nach den Partikeln *sondern nur* ganz entstellt. — Seltsam sind die Worte S. 499. „Mitylene, nach Andern weniger gut Mytil.", sowohl ihrer grammatischen Form nach betrachtet, da entweder nach Andern fehlen oder nach demselben *aber weniger gut* als parenthetischer Satz folgen müfste, als der Behauptung selbst wegen, da durch Münzen, Etymologie und die Orthographie der besten Handschriften bei den griechischen Schriftstellern die Schreibart Mytilene als die richtigere erwiesen ist. — Unter modus S. 500 heifst es: „den Abl. modo brauche man nicht falsch mit einem Adjectiv als Umschreibung eines Adverbii". Im Widerstreit hiermit wird unter pariter gelehrt, wenn nicht eine vergleichende Partikel folge, sage man klassisch statt desselben pari modo. — Als Ausnahme von dem, was S. 508 über die Nichtverbindung von multus mit Wörtern wie pecunia gesagt ist, möge bemerkt wurden, dafs Plautus Rud. V, 3. zweimal cum auro argentoque multo geschrieben hat.

Unter narrare S. 513 wird falsch behauptet, nie finde sich wohl das im Neulateinischen oft vorkommende neutrale narratur mit dem Acc. und dem Infin. Das Gegentheil erhellt aus Tac. Germ. 33. Chamavos et Angrivarios immigrasse narratur. — Unter natus, wo früher bei der Bezeichnung von Geschwistern und Söhnen der Zusatz natu zu maior und minor verworfen war, ist dieser jetzt zwar für den Fall, dafs ihn die Deutlichkeit erfordere, anerkannt, aber die vom Rec. entlehnte Beweisstelle aus Livius ist falsch XLV, 8. statt XLV, 6. citirt. Die andere vom Rec. citirte Stelle aus Tacitus hat der Verf. wahrscheinlich wegen eines Druckfehlers in dem Programm nicht gefunden. Sie steht Hist. I, 15. (nicht II, 15.), und es ist in ihr natu nicht sowohl der Deutlichkeit, die auch durch eine andre Wortstellung bewirkt werden konnte, als der Concinnität wegen erforderlich. — Unter nobiles und nobilitas S. 528, wo gezeigt wird, es werde nicht im moralischen Sinne gebraucht, ist zu bemerken, dafs bei Fronto doch nobilitas mentis steht de Or. II, 3. — Wunderbar ist, dafs der Verf., obgleich er S. 532 unter norma lehrt, normalis komme bei Quintilian nur in der eigentlichen Bedeutung *dem Winkelmafse* ge-

Digitized by Google

mäfs vor, es doch in der Bedeutung *vorschriftsmäfsig* nicht verwirft.

Zu den unter occasio S. 548 angeführten Ausdrücken für unser *bei Gelegenheit* füge man hinzu occasione aliqua Cic. Brut. §. 281. — Von occulere wird S. 549 gelehrt, es werde nur mit dem blofsen Ablativ verbunden. Es kommt jedoch mit in und dem Ablativ vor Virg. Aen. I, 310 f. — Wie S. 554 unter omnino behauptet wird, dieses stehe nicht zur Verstärkung, wo wir *ganz*, *durchaus* sagen, so kann dieses nach dem S. 555 folgenden Satze des Cäsar quarum rerum nihil omnino acciderat nicht als ganz richtig gelten. — S. 519 unter parum wird noch immer versichert, non oder haud parum seien erst nachklassisch. Und doch hatte Rec. schon in dem genannten Programm S. XIV. aus Livius haud parum audacis incepti angeführt. Er fügt nun noch non parum saepe aus Cic. de Fin. II, 4, 12. hinzu, wo Madvig schweigt. — Unter passim S. 573 ist für dieses Wort in der Bedeutung *hier und dort* unter andern hic illic empfohlen, was doch unter hic S. 384 für dichterisch erklärt ist. — Von dem S. 669 unter posse getadelten Gebrauch des Conjunctivs für das deutsche *ich hätte gekonnt*, bei folgendem sed hält es Rec. nicht für unzweckmäfsig, ein Beispiel des Curtius zu citiren, IV, 32, 29. fides oraculis vana profecto ei videri potuisset; sed fortuna ... facit. Und bei folgendem oder vorausgehendem Conditionalsatz, welchen Fall unser Verf. gar nicht berührt, findet sich der Conjunctiv bekanntlich auch bei bewährten Schriftstellern, wie Sal. Cat. 7. memorare possem ... ni ea res longius nos ab incepto traheret. — S. 615 heifst es: „Auch sagt man nicht praecipue quum". So doch Hor. Ep. II, 1, 261. — Unter pronitas S. 642 hätte für dieses Wort propensio nicht ohne eine Beschränkung empfohlen sein sollen. S. dieses Wort. — S. 658 unter pugnare wird behauptet, man sage nie proelium pugnare. So spricht aber Hor. Carm. IV, 9, 19. (vgl. das Griechische).

Dafs, wie unter qui S. 666 versichert wird, Sätze, wie latinitas, sine qua, qui eam non habet, nunquam recte scribit, neulateinisch und barbarisch seien, hat sich oben als falsch ergeben. Dafs ferner der S. 668 unter quin getadelte Gebrauch dieser Conjunction nach negare non possum selbst dem Cicero nicht eben fremdartig erschienen sein würde, ergiebt sich aus dissimulare non sinit quin delecter Orat. 43, 147. Ebendaselbst unter quire ist gesagt, die Formen desselben kämen bei den bessern Prosaikern wohl nur in negativen Sätzen vor. Aber queant steht in einem affirmativen Satze Cic. de Amic. 20, 71. — S. 669 veranlassen die unter quisquam als falsch angeführten Beispiele zu dem Schlusse, dafs man dieses in conditionellen Sätzen ohne Negation nicht brauchen dürfe. Dafs dieses aber falsch ist, hat Herrmann in dem angeführten Programm S. 17 gezeigt. — S. 682 unter redolere wird bemerkt, es werde bei Cicero nur im Scherz und Spott gebraucht. Statt *Spott* würde es aber wohl richtiger *Tadel* heifsen. S. Brut. §. 82. — S. 697 unter rosa stehen die Worte: „Kommt vielleicht nur im Sing. vor". Wieder ein Beweis, dafs der Verf. des Horaz wenig eingedenk war, wie wir an mehreren Beispielen gesehen haben. Vgl. Hor. Carm. III, 29, 3. — S. 719. unter sensus zeigt sich wieder die schon oben bei inesse getadelte Inconsequenz in den Worten haec sententia subiecta est sub hoc verbo. — S. 723 unter serus wird gelehrt, serus komme im Compar. höchst selten, bei Cicero und Cäsar gar nicht vor. Ausgenommen sollte wenigstens ausdrücklich das adverbiale Neutrum serius sein, z. B. paulo serius Cic. Brut. §. 330, serius aliquanto Orat. §. 186. — Unter si S. 725 heifst es noch immer schlechthin: „*Wenn nicht*, oder *wo nicht* allein, ohne ein dazu gehöriges Verbum, heifst nicht si non", obgleich Rec. schon in dem angeführten Programme S. XVI. gezeigt hatte, dafs si non wenigstens bei Plinius so sich finde. Jetzt fügt er hinzu Hor. Ep. I, 1, 66. und Plaut. Rud. IV, 3. extr. — Dafs, wie S. 732 unter solium zu lesen ist, dieses Wort in der bildlichen Bedeutung *Thron* nur dichterisch sei, ist nach der unter thronus angeführten Stelle des Livius zu beschränken. — Das S. 741 unter stare bezweifelte stare a partibus alicuius wird einigermafsen bestätigt durch das verwandte stare a causa bonorum Cic. Orat. §. 273. — Unter sub S. 745 gegen Ende hätte die Frage berührt werden können, ob man sagen könne scribere sub Augusto, sub Nerone und ähnliches, was manche läugnen, die durch die von unserm Verf. gelegentlich S. 7 erwähnte Stelle des jüngeren Plinius widerlegt werden. — S. 775 unter trahere, wo angegeben ist, wie Weber den Unterschied zwischen trahere nomen und accipere nomen bestimmt habe, sollte letztere Redensart zugleich als zu mifsbilligen bezeichnet sein, wie dieses unter no-

Digitized by Google

men entwickelt ist, welcher Stelle der Verf. uneingedenk gewesen sein muſs.

Zu unus tantum S. 788, was jetzt nach Rec. aus Livius nachgewiesen ist, mag bemerkt werden, daſs auch bei Cicero wenigstens unus modo sich findet Orat. §. 180. — Unter uterque heiſst es S. 792 noch: „Mit uterque verbindet sich ein Substantiv, Adjectiv oder Particip nur im Singul. in gleichem Casus". Und doch ergiebt sich aus dem S. 793 nach Rec. Hinzugefügten, daſs das *nur* in Beziehung auf Substantiva falsch ist, was auch noch durch Stellen des Vellejus (uterque legatorum II, 50. vgl. II, 103.) und andere dargethan werden kann.

Der Irrthum, von dem es am meisten zu verwundern ist, daſs er dem Verf. begegnen konnte, dürfte vielleicht der sein, welcher sich nicht weit vom Anfange des Buchstabens V findet. Dort heiſst es nämlich S. 797 unter valere: „Neulateinisch ist es wohl in dem Sinne von *bedeuten*, wie es Muret braucht, für significare". Wäre dieses wahr, so dürfte kaum *ein* Philologe, der Schriftsteller mit lateinischen Anmerkungen herausgegeben hat, sein, den nicht derselbe Tadel, wie Muret träfe! Aber wie konnte der Verf. diese Zeilen schreiben, da er doch nur die Wörterbücher von Scheller und Freund aufschlagen durfte, um unter andern folgende Stellen angeführt zu finden: verbum Latinum, quod idem valeat Cic. de Fin. II, 4, 13; nam et *intelligo* et *sentio* et *video* saepe idem valent quod *scio* Quint. Inst. IX, 1, 13; inter duo, quae idem significant ac tandundem valent ibid. I, 5 (9), 4; hoc verbum quid valeat, non vident Cic. de Off. III, 9, 39; *becco* valet gallinacei rostrum Suet. Vitell. 18; *pransus* quoque atque *potus* diversum valent quam indicant Quint. Inst. I, 4, 29. — Unter vetare S. 809 wird erklärt, da vetare im Passiv wie iubere verbunden werde, so habe Muret falsch geschrieben quod privatos homines non vetitum est facere. Diesen angeblichen Fehler aber hat, wie schon in dem angeführten Programm S. XVIII. nachgewiesen ist, bereits Tacitus sich zu Schulden kommen lassen in den Worten sanguinem arae affundere vetitum (est) Hist. II, 3. — Von vindicare wird S. 813 gesagt, es werde wohl nur ohne sibi gebraucht. Und doch konnten von dem hinzutretenden sibi wieder Beispiele bei Scheller und dem ältern Plinius, Tacitus und Justin gefunden werden. — Nach S. 818 unter vix soll dieses in der Bedeutung *so eben* ohne einen zweiten Satz mit quum unlateinisch sein. Also hat Virgil unlateinisch geschrieben, der den zweiten oder Hauptsatz ohne quum anreiht Aen. VIII, 37. X, 659 u. sonst! — Endlich S. 829 unter vulgus sollte nicht schlechthin behauptet sein, man sage nicht vulgo notus, vulgo gratus (statt in vulgus). Denn gratiora vulgo steht Curt. III, 16, 19 (und daselbst vulgo militum acceptior).

So viel möge genügen zum Beweise, daſs selbst in der neuen viel vollkommenern Gestalt dieses Werkes nicht allen in ihm aufgestellten Behauptungen und Lehren unbedingt Glauben zu schenken ist. Dieses eben hat Rec., wie schon zu Anfange gesagt ist, nur in der Absicht gezeigt, um theils auf dieses Buch zu gründendem ungehörigen Tadel der Latinität vorzubeugen, theils zu seiner weitern Vervollkommnung etwas beizutragen. Er ist demnach weit entfernt, den bewährten Nutzen desselben, der in seiner neuen Gestalt noch bedeutender sein muſs als in der alten, schmälern, noch weiter, dem Herrn Verfasser aus den noch gebliebenen Mängeln einen Vorwurf machen zu wollen. Davon würde ihn, wenn es nicht schon der Gedanke an die Leichtigkeit und, man kann wohl sagen, Unvermeidlichkeit des Irrthums in manchen solchen Einzelheiten thäte, der Schluſs der Vorrede zurückzuhalten allein genügend im Stande sein, in welcher der Hr. Verf. sich auf eine eben so bescheidene als lobenswürdige Weise also äuſsert: „Meinem Alter halte man Mängel und Gebrechen zu Gute, deren das Buch noch manche haben mag, da alles Menschliche unvollkommen ist und bleibt. Mit jedem Tage wurde die Mahnung, das Buch zu beenden, dringender. Ich fand das gewünschte Ende mit Gottes Hülfe, und hoffe, man werde der Worte gedenken: ut desint vires, tamen est laudanda voluntas". Möge der Hr. Verf. das im folgenden Satze: „Das Feld ist groſs; jeder Beitrag, jede Berichtigung und Belehrung wird mir stets willkommen sein" ausgedrückte Versprechen auch bei obiger Recension in Erfüllung gehen lassen, und dem Verfasser derselben das ihm bisher geschenkte Wohlwollen auch künftig erhalten.

Poppo.

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

LXII.

Cours de Littérature dramatique, ou de l'usage des passions dans le drame; par Mr. Saint-Marc Girardin. Erster Band. Paris bei Charpentier, Leipzig bei L. Michelsen. 1843. 460 S.

Obschon dies Buch nicht eigentlich in das Fach gehört, das man in Deutschland mit dem Namen der gelehrten Schriften bezeichnet, so glauben wir doch, dafs ihm in diesen Blättern der wissenschaftlichen Kritik einiger Raum gegönnt werden darf. Es enthält, wie ein anderes, das wir nächstens zu besprechen denken, Betrachtungen und Urtheile über dramatische Literatur. Wenn Jemand sein Urtheil über einen Gegenstand ausspricht, so kann dies ein doppeltes Interesse haben: man kann dadurch entweder den Gegenstand oder den Urtheilenden besser kennen lernen. Es fehlt nun diesen Vorlesungen weder an dem einen noch an dem anderen Interesse, allein für Deutschland besitzen sie besonders das zweite in hohem Grade: denn sie geben einen Maafsstab, ja mehr, sie geben ein glänzendes Beispiel der Art, wie in Frankreich das Studium der Litteratur betrieben wird, und vielleicht auch den Beweis, dafs, wenn die Franzosen von unsern litterarischen Studien viel lernen können und wirklich täglich lernen, auch wir Deutsche andererseits nicht ohne Nutzen die litterarischen Studien Frankreichs beachten würden. In Frankreich bilden die philologischen Studien nicht eine abgeschlossene Disciplin, eine streng eingehegte Wissenschaft, deren Priester nur für die Mitglieder ihrer Kaste forschen und schreiben, und auf einen gröfseren Kreis zu wirken entweder verschmähen oder verzweifeln; sondern sie werden mehr als ein Element, als eine Schule der allgemeinen Bildung angesehen, sie sind mehr humane als gelehrte Beschäftigung. Freilich gerathen sie hierdurch in eine unselbständige, dienstbare Stellung, und stehen darum an Tiefe und Gründlichkeit hinter dem, was in Deutschland geleistet wird, unstreitig zurück; aber sie sind dafür, durch ihre unmittelbarere Verbindung mit dem grofsen Publicum, mit dem Leben, von gröfserer praktischer Wirksamkeit, von umfassenderem Einflusse, und zugleich in der Darstellung des durch Forschung Erworbenen lebendiger, klarer, schöner. Die Schatten- und Lichtseiten des Zustandes, worin sich die Philologie, und insbesondere die klassische (denn nur von dieser kann auf dem Standpuncte allgemeiner Bildung die Rede sein), in Frankreich befindet, entspringen aus Einer Quelle: indem sie sich ihres klassischen Charakters bewufster ward, hat sie von ihrem philologischen Charakter eingebüfst. Es liegt dies tief in dem ganzen Unterrichtswesen Frankreichs begründet, ein Gegenstand, worauf weiter einzugehen hier nicht der Ort ist. Referent glaubt, dafs während das grofse Publicum in Deutschland den Erzeugnissen der französischen Litteratur zu sehr und nicht zu seinem Vortheile huldigt, die Männer der Wissenschaft in Deutschland hingegen der französischen Kritik und besonders dem Geiste, in dem sie geübt wird, vielleicht zu wenig Aufmerksamkeit schenken, und dafs das Eine mit dem Andern genau zusammenhängt, indem gerade die wissenschaftliche Kritik, wenn sie nach Weise der französischen auf das grofse Publicum mehr Einflufs üben wollte, jenem Ueberhandnehmen aus- und inländischer schädlicher Einflüsse wohl am besten steuern könnte. Einsichtsvollere Männer mögen prüfen, ob etwas Wahres hieran ist. Wenn man jetzt die Meisterwerke der antiken Tragödie öffentlich dem Volke vorführt, so scheint man wenigstens von einem ähnlichen Gesichtspuncte auszugehen. Auf jeden Fall glaubt sich Referent entschuldigt, wenn er hier Werke bespricht, die

Digitized by Google

eine andre Physiognomie haben als die deutschen gelehrten Schriften, und gerade aus dem Grunde, weil sie eine andere haben. Denn wozu Eulen nach Athen tragen?

Die Vorlesungen des Staatsraths Saint-Marc Girardin geben gewissermafsen eine Geschichte des moralischen Bewufstseins, der allgemeinsten Seelenregungen und Leidenschaften, nicht an der Hand der philosophischen Schriften, die hierfür oft einen trügerischen Maafsstab abgeben würden, indem sie die Gefühle der Menschen nicht darstellen, sondern betrachten, und gewöhnlich nicht wie sie gerade sind, sondern wie sie nach dem System des Philosophen sein sollten; sondern auf den Grund der Poesie, und besonders der dramatischen Poesie, die, im lebendigsten Verkehr mit dem Volke, auch seine Denkweise am treuesten spiegelt. Dieser erste Band entwickelt, nach einer allgemeinen Einleitung über die Art, wie das Drama auf die Seele wirkt, die verschiedene Auffassung und Darstellung des physischen Schmerzes, der Todesfurcht, der Liebe zum Leben, des Kampfes gegen die Gefahr, des Selbstmordes, der Gefühle und Verhältnisse, die zwischen Vater, Mutter und Kind Statt finden. Gleichsam als historische Quellen für diese Auffassung dienen die Dichter des Alterthums, die französischen Dichter aus allen Perioden und in besonderem Gegensatze die der sogenannten klassischen Zeit und die der neuesten romantischen Schule, hin und wieder auch Shakespeare, Goethe und Andre.

Es ist schwer ein wohlgeordnetes Referat über ein Buch zu geben, das mehr anregend als erschöpfend ist, das mehr Geistesblitze als durchgeführte Entwicklungen enthält, und es ist unmöglich durch die Analyse den Reiz der geistreichen Darstellung nicht zu zerstören. Wenden wir uns zu dem Capitel vom Selbstmorde. Der Selbstmord in den klassischen Zeiten der Litteratur und den normalen Zuständen der Gesellschaft, ist eine Verirrung der Leidenschaft, wie bei Phaedra, Dido, oder ein männlicher Entschlufs, der auf diese Verirrung folgt, wie bei Ajax; er ist nicht eine Folge von allgemeinen Grundsätzen, sondern von bestimmten unglücklichen Verhältnissen; er entspringt nicht aus einem Hafs gegen das Leben, sondern im Gegentheil er ist von der Liebe zum Leben begleitet, von dem er mit Wehmuth scheidet; er ist erschütternd, aber nicht declamatorisch, nicht verführerisch. In den Zeiten der Ueberfeinerung stellt sich der Selbstmord als Princip auf, wird er Modesache; die Stoiker des Römerreichs nehmen sich das Leben, um ihre persönliche Freiheit zu wahren, ohne Nutzen für die allgemeine Sache der Freiheit; die Epikuräer aus Genufssucht, um sich den Mühseligkeiten des Lebens zu entziehen; der Oedipus des Seneca philosophirt mit seiner Tochter über das Recht, das er als Mensch hat, sich vom Leben zu befreien. Die moderne Gesellschaft stirbt aus Blasirtheit, oder, wie man sich in Deutschland eine Zeitlang ausdrückte, aus Weltschmerz. Auch hierzu wird aus den letzten Zeiten der antiken Welt ein interessantes Seitenstück beigebracht, in dem Stagyrus, welchen Chrysostomus durch seine Beredsamkeit von dem Dämon der ἀθυμία zu heilen sucht. Den Ursprung der modernen Melancholie, die sich selbst liebt und hegt, der die Kraft fehlt um Leid und Freud des Lebens zu tragen, und die sich in ihrer sentimentalen Schwäche etwas Besseres dünkt als die derbe, gesunde Lebenskraft, den Ursprung dieser Krankheit findet der Verf. in Shakespeare's Dramen und besonders im Hamlet. Es mag sein: welche Saite der menschlichen Seele ist von Shakespeare nicht angeschlagen worden? Wie man die ganze antike Welt in Homer, so kann man die ganze moderne in Shakespeare finden; nur soll uns der grofse Dichter nicht als Wortführer gerade dieser abnormen Richtung hingestellt werden; und die Lebensmüden sollen sich nur in dem Sinne auf Shakespeare'sche Personen wie die Rhyparographen auf den homerischen Thersites beziehen dürfen. Goethe's Werther, de Vigny's Chatterton, der sich tödtet, weil sein schriftstellerisches Genie von der Welt nicht anerkannt wird, werden, als besonders bezeichnende Beispiele dieses Hanges, genauer betrachtet. Der Hr. Verfasser ergreift diese Gelegenheit, um unsern Dichter auf eine sehr bezeichnende, und doch zugleich einseitige Art zu schildern, indem er ihm, wie mir scheint, aus einem Lob einen Tadel macht. „Goethe" heifst es Seite 136 „ist weder Philosoph noch Pietist, weder Christ noch Heide, weder Hofmann noch Bürgersmann, weder antik noch modern, weder aus dem Norden noch aus dem Süden" (wie sich auch seine Vaterstadt Frankfurt in geographischer Lage dessen rühmt) „oder viel-

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1843.

Antibarbarus der lateinischen Sprache. In zwei Abtheilungen, nebst Vorbemerkungen über reine Latinität, von Dr. J. Ph. Krebs.

(Schlufs.)

S. 253 unter convenire zusammenkommen, bei der Bemerkung über die Construction desselben mit in und dem Accusativ sind die von Rec. in dem genannten Programme S. VII bemerkten Ausnahmen nicht angedeutet. — S. 255 ist convivere aliquo aus Seneca angeführt. Aber bei Seneca läfst sich nicht erkennen, ob avaro der Dativ oder Ablativ sein soll; es ist aber für jenen zu halten. S. eine Stelle des Dativ in Freund's Lex. — Nach S. 266 unter curare soll der Accus. c. Inf. bei diesem Verbum nur unklassisch sein. Aber Cic. de Fin. III, 19, 62. heifst es: natura et procreari vellet et diligi procreatos non curaret, wo Madvig nicht einmal eine Anmerkung beizufügen für nöthig erachtet hat.

S. 286 unter devertere wird erstens gelehrt, selten und mehr altlateinisch sei dafür die mediale Form deverti. Richtiger vielleicht scheidet Madvig Gramm S. 142 diese Formen so, dafs er, wie bei revert., im Präsens und den davon abgeleiteten Bildungen das Deponens, im Perfect das Activum billigt. Wenn ferner S. 287 ubi diverteretur und apud quos diverti mos esset, welche Stellen Rec. dem Verf. an die Hand gegeben hatte, als *einmal* vorkommend bezeichnet werden, so ist dieses vom Livius zu verstehen; denn dafs auch bei Plautus und Tacitus ähnliche Constructionen sich finden, hat Rec. am angeführten Orte S. IX nachgewiesen. — S. 294 unter diluvies wird inundatio klassisch genannt. Worauf gründet sich dieses? In dem Lexicon von Scheller wenigstens wird es aus keinem Schriftsteller angeführt, der von unserm Verf. als klassisch anerkannt wird. — S. 302 unter dives, wo dives lingua verworfen wird, konnte neben den dafür empfohlenen Wörtern auch locuples (Cic. de Fin. I, 3, 10.) erwähnt werden.

Der S. 311 unter e aus Livius angeführte Gebrauch von ex quo nach Zeitbestimmungen findet sich auch bei Hor. Epd. XI, 5. — Dafs die S. 327 aufgestellte Behauptung, stulti est und stultorum est, nicht gleich klassisch seien, hat Dietrich in dem angeführten Programme S. 8 fg. gezeigt, was hier deshalb ausnahmsweise erinnert werden mag, weil dieser wieder zu weit gegangen zu sein scheint, wie schon der bekannte Anfang der Ode des Horaz lehrt miserarum est neque amori dare ludum. — S. 329 unter et quidem wird noch immer schlechthin behauptet, diese Partikeln würden nicht gebraucht, wenn ein vorausgegangenes Wort mit einem den Gedanken erhöhenden Zusatze wiederholt würde, obgleich Rec. in dem genannten Schriftchen S. X gezeigt hat, dafs dieses nicht ganz ohne Ausnahme wahr sei. — Während früher exspectare mit dem Accusativ und Infinitiv unlateinisch genannt war, so scheint jetzt, nachdem es Rec. aus Livius nachgewiesen hat, wieder auf der entgegengesetzten Seite zu weit gegangen zu sein, indem S. 344 exspectare ut hoc fiat und hoc futurum ganz gleichgestellt werden.

S. 375 unter Graecum wird graece doctus und eben so S. 459 Latine doctus ohne weiteres gebilligt, während es doch S. 304 unter doctus als nachklassisch bezeichnet worden ist. — S. 383 unter heres heifst es: „Im eigentlichen Sinne bei esse wohl nur mit dem Dativ, nicht, wenigstens selten, mit dem Genitiv". Dafs das *nicht* falsch ist, ergiebt sich aus Cic. de Orat. II, 22, 140. Curium heredem Coponii esse oporteret. Die ganze Bemerkung aber war, was auch von dem Artikel tutor gilt, hier nicht so weitläuftig, als es geschehen ist, zu wiederholen, sondern wegen derselben auf Abth. I. §. 71. zu verweisen, welches Paragraphes Nichtigkeit jedoch von Allgeyer dargethan ist. — S. 387 unter honorare steht mehre-

Digitized by Google

führen; wir verweisen noch besonders auf das vorzüglich abgerundete Capitel von der Undankbarkeit gegen die Eltern, wo Oedipus auf Kolonos, König Lear und der Vater Goriot von Balzac als Repräsentanten antiker, moderner und modernster Auffassung dieses Verhältnisses aufgestellt werden (S. 220 fg.); und auf die geistreiche Uebersetzung der bekannten, von Rousseau angegriffenen, Scene aus dem Geizigen des Moliere, in den Ton der modernsten Dramatiker (S. 324).

Bei allen schönen und glänzenden Gedanken soll jedoch nicht geläugnet werden, dafs das Buch den Charakter seiner Entstehung nicht verläugnet, dafs ein minder scharfes Eingehen auf manche Gegenstände zuweilen noch die freie Vorlesung verräth. So wird gleich zu Anfang das Vergnügen, das der Zuschauer bei den Leiden der tragischen Helden empfindet, dadurch erklärlich gemacht, dafs man wohl wisse, diese Leidenschaften, diese Leiden seien nur ein Bild ohne Wirklichkeit, eine Täuschung ohne Gefahr. Diese Ausdrücke scheinen gewählt zu sein um einen Gegensatz gegen die Gladiatorspiele und Stiergefechte, den Tod aller dramatischen Kunst zu bilden; aber sie sind mindestens der Mifsdeutung ausgesetzt. Hiernach müfsten ja die schlechtesten Schauspieler die besten, und die theilnahmlosesten Zuschauer die rechten sein. Aber der Reiz des Dramas beruht, einerseits, nicht auf der Lüge, sondern auf der Wahrheit, nicht auf der Unwirklichkeit, sondern auf der verklärten, idealen Wirklichkeit; anderseits, nicht auf dem Bewufstsein der Täuschung, sondern auf dem objectiven Standpunct über dem Treiben dieser Leidenschaften. (Darum sind die Chöre der griechischen Tragödie so herrlich). Die Theilnahme an den Schicksalen der Personen ist eine wirkliche, aber sie ist nicht die Theilnahme des mitleidenden Zeitgenossen und Lebensgefährten, sondern es ist eine Theilnahme, wie wir sie mit den historischen Personen der Vorzeit empfinden, wie man sich die Theilnahme der Seligen im Himmel an den Leiden ihrer auf der Erde Zurückgebliebenen denkt: wir sehen von den Bänken auf die Bretter, wie von einer Welt auf die andre hinüber. (Darum bestraften die Athener den Phrynichos). Daraus folgt freilich auch, dafs Schauspieler wie Dichter des Guten zu viel thun können, nicht indem sie zu sehr täuschen (dieser Fehler wäre ein Vorzug), sondern indem sie sich zu sehr entidealisiren, indem sie zu sehr enttäuschen, indem sie nicht die künstlerischen Nachbildner, sondern, wie Myniskos dem Kallippides vorwarf, die Affen des Lebens sind.

Dr. H. Weil, in Paris.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1843. (Zweites Semester.) № 1.

Freiherr von Reden, das Kaiserreich Rufsland. Statistisch-geschichtliche Darstellung seiner Kultur-Verhältnisse, namentlich in landwirthschaftlicher, gewerblicher und kommerzieller Beziehung. 39 Bogen. 3 Thlr. 20 Sgr. Berlin, Posen, Bromberg, bei Mittler.

Eine Darstellung der Kultur-Verhältnifse Rufslands aus vorzugsweise russischen Quellen, — welche einen tiefen Blick in die Verfassungs- und Verwaltungs-Einrichtungen dieses grofsen Reichs und deren Einflufs auf die materiellen Hülfsmittel gestattete — hat bisher gefehlt; denn die beste derartige Schrift: Schuberts Staatenkunde Bd. I., bewegt sich ihrem Zweck nach in allgemeineren Umrissen und ist überdem schon vor 7 Jahren erschienen. Der durch frühere statistische Arbeiten (der Mehlhandel Deutschlands, der Leinen- und Garnhandel Deutschlands, Statistik des Königreichs Hannover) bereits vortheilhaft bekannte Herr Verfasser, hat mit der jenen Schriften eigenthümlichen Genauigkeit und Sorgfalt auch die Statistik Rufslands bearbeitet und viele Theile derselben sind in der Art ihrer Auffassung und Darstellung als durchaus neu zu betrachten.

Neue Verlags-Werke von **C. Hochhausen's** Buchhandlung in Jena:

Asverus, Pr. *Dr.* G., de probatione per documenta ex archivo desumta. $1\frac{1}{2}$ B. gr. 8. br. 3 ggr.

Boethii de consolatione philosophiae libri V. ad optimor. libr. mss. nondum collatorum fidem recensuit et prolegomenis instruxit Th. Obbarius. 14 B. gr. 8. br. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Libri symbolici ecclesiarum orientalium nunc primum in unum corpus collegit, variantes lectiones adnotavit, prolegomena addidit, indice dogmatum et locorum sacrorum instruxit Ernest Kimmel. 35 B. gr. 8. br. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Müller, *Dr.* H. A., Oberlehrer am Gymnasium zu Fulda, Französische Grammatik für Gymnasien. Nebst den nöthigen Uebungsaufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. 1r Curs. $12\frac{1}{2}$ B. gr. 8. br. 9 ggr.

2r Curs. 16 B. gr. 8. br. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Naevii, Poetae Romani, vitam descripsit, carminum reliquias collegit, poesis rationem exposuit Ernest. Klussmann. 14 B. gr. 8. br. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Stieren, *Dr.* A., de Ptolemaei Valentiniani ad Floram epistola. 4 B. gr. 8. br. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Voigtmann, C. G., Lector der neueren Sprachen an der Universität Jena, Vorschule der französischen Sprache. 1r Curs. 6 B. gr. 8. br. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Bei **H. Hartung** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Cartesii et Spinozae
praecipua opera philosophica
recognovit notitias historico-philosophicas adjecit
Dr. **Carl. Riedel**

2 Vol. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Vol. I. Cartesii Meditationes, Spinozae dissertat. $\frac{3}{4}$ Thlr.
Vol. II. Spinozae Ethica. $\frac{3}{4}$ Thlr.

In **Ludwig Försters** artistischer Anstalt in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die innern Communicationen
der
Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.
Von
Franz Anton Ritter von Gerstner,
Landstand im Königr. Böhmen, emeritirtem Professor der Mathematik am k. k. polytechnischen Institut in Wien, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.
Nach dessen Tode aufgesetzt, redigirt und herausgegeben von
L. Klein,
Civil-Ingenieur.
Wien 1842 und 1843.

Zwei Bände mit 34 Tafeln Zeichnungen und einer Kanal- und Eisenbahnkarte der Vereinigten Staaten.

Grofs 4to auf feinem Velinpapier und im eleganten Leinwand-Einband mit Goldtitel.

Preis: 20 fl. Conv. Münze = $13\frac{1}{3}$ Thlr. pr. Cour.

Dieses Werk, welches mit dem zweiten Bande, der so eben die Presse verlassen hat, nunmehr ganz vollendet dem Publikum übergeben wird, enthält eine umfassende Beschreibung aller in den nordamerikanischen Vereinsstaaten bisher ausgeführten und noch im Bau begriffenen Eisenbahnen, eine Beschreibung des grofsen Erie-Kanals und der andern bedeutenden Kanäle in jenem Lande, sowie wichtige Notizen über Dampfschifffahrt und sonstige den innern Verkehr betreffende Gegenstände. Die auf Konstructionen sich beziehenden Angaben sind durch viele und genaue Zeichnungen in hinlänglich grofsem Maasstabe erläutert, und es ist im zweiten Bande auf die Darstellung der Konstruktion hölzerner Brücken von grofser Spannweite, die in den vereinigten Staaten einfacher, zweckmäfsiger und wohlfeiler als in jedem andern Lande hergestellt werden, besonders Rücksicht genommen. Der praktische Ingenieur findet in diesem Wercke (zu welchem die Materialien während einer achtzehnmonatlichen Bereisung der nordamerikanischen Unionsstaaten vom Verfasser und vom Herausgeber

Digitized by Google

gesammelt wurden) viel Belehrendes und Nachahmungswerthes in Bezug auf die Ausführung, der Eisenbahn-Betriebsbeamte eine grofse Mafse von nützlichen Daten und Erfahrungen in Bezug auf den Betrieb der Eisenbahnen; während die Beschreibung der Kanäle und die Notizen über Dampfschifffahrt für alle Jene, die sich mit diesen Verkehrsmitteln beschäftigen, wichtige und interessante Informationen enthalten.

Bei **Dennig, Finck & Co.** in Pforzheim ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Autolatrie oder Selbstanbetung,
ein Geheimnifs der Jung-Hegelschen Philosophie.
Humoristisch kritischer Versuch
in Form eines offenen Sendschreibens
an Herrn
***Dr.* Ludwig Feuerbach**
von
Karl Alexander Freiherrn von Reichlin Meldegg,
Doktor der Theologie und Philosophie und der letztern ordentl. öffentl. Professor an der Ruprecht-Karls Hochschule zu Heidelberg.

Preis fl. 1. 12. kr. oder 18 ggr.

Mit den scharfen Waffen eines frischen gesunden Humors bekämpft der Verfasser hier die Lehren des Herrn Dr. Feuerbachs in seinem Buche: „Wesen des Christenthums", und weist so manche Abgeschmacktheiten der Jung-Hegelschen Philosophie nach. Er dedicirt sein Werkchen den Manen des gesunden Menschenverstandes in der deutshen speculativen Philosophie und wahrlich: er hätte an kein besseres Forum appelliren können! Aber nicht blofs ein Grablied, sondern mehr ein Hoffnungs- und Jubellied künftiger Auferstehung ist es, was er ihnen singt.

Die klare, verständliche und witzige Schreibart machen das Lesen dieser Schrift auch für jeden Laien genufsreich, und so wird derselben, bei der guten Austattung und dem billigen Preise, ein zahlreicher Leserkreis nicht entgehen.

Bei **Perthes, Besser & Mauke** in Hamburg ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schriften der Kaiserlich-Russischen Gesellschaft für die gesammte Mineralogie. I. Band. 1te und 2te Abtheilung mit Abbildungen. gr. 8. geh. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Die neuen Hamburgischen Münzen und Medaillen. Eine Fortsetzung des Hamburgischen Münz- und Medaillen-Vergnügens von Langermann. Herausgegeben von einem Ausschusse des Vereins für Hamburgische Geschichte. Erstes Stück. Die Portugaleser. Mit Abbildungen. gr. 4. geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Bei **L. H Boesenberg** in Leipzig ist so eben erschienen:

Klenke, P. F. H., neue physiologische Abhandlungen auf selbstständige Beobachtungen gegründet; für Aerzte und Naturforscher. Mit 26 mikroskopischen Figuren. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

So eben erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Danzel, W., Ueber Göthes Spinozismus. Ein Beitrag zur tiefern Würdigung des Dichters und Forschers. Gr. 8. geh. 20 ggr.

Hamburg, im Juli 1843.

Johann August Meissner.

Im Verlage der Hofbuchhandlung **(E. Leibrock)** ist eben erschienen:

Die Paedagogik
der Philosophen Kant, Fichte, Herbart.
Ein Ueberblick von ***Dr.* Strümpell.**

gr. 8. Velinpapier broch. ($16\frac{1}{2}$ B.) Preis: $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Ulfilas.
Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt

H. C. de Gabelentz et *Dr.* **J. Loebe.**

Vol. II. Pars prior.

(Den Schluss des Textes und das Glossar enthaltend.)

Gr. 4. Geh. Druckp. 4 Thlr. 15 Ngr.; Velinp. 5 Thlr. 8 Ngr.

Der erste Band ist aus dem Verlage der *Schnuphase*'schen Buchhandlung in Altenburg in den meinigen übergegangen und kostet auf Druckpapier 5 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 6. Thlr. 22 Ngr. Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes (eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend) wird im Laufe des künftigen Jahres erscheinen.

Leipzig, im Juli 1843.

F. A. Brockhaus.

Vollständig ist jetzt in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungeu zu beziehen:

J. F. Herbart's
kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse.

Herausgegeben von **Gustav Hartenstein,**

Drei Bände.

gr. 8. 10 Thlr.

Der erste Band enthält zugleich eine ausführliche Einleitung des Herausgebers über Herbarts Leben und Schriften. Derselbe kostet 3 Thlr., der zweite und dritte Band jeder 3. Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Juli 1843.

F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1843. (Zweites Semester.) № 2.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die
Lustspiele des Aristophanes.
Uebersetzt und erläutert
von
Hieronymus Müller.
In drei Bänden.
Erster Band.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieser erste Band einer neuen Uebersetzung des Aristophanes, die sich Geltung neben Voſs und Droysen zu sichern wissen wird, enthält aufser einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas, „Plutos", „Wolken" und „Frösche".

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Hannover, im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung sind so eben erschienen:

Leibnizens gesammelte Werke
aus den
Handschriften der Königl. Bibliothek zu Hannover
herausgegeben
von
Georg Heinrich Pertz.

Erste Folge. Geschichte. Erster Band. Mit 3 Schrifttafeln gr. 8. 1843. $4\frac{1}{3}$ Thlr.

Auch unter dem Spezial-Titel: Godofr. Willh. Leibnitii Annales imperii occidentis Brunsvicenses. Ex codd. bibl. reg. Hannoveranae edidit *G. H. Pertz.* Tom. I. Annales annorum 768—876.

Dieser erste Band enthält nebst einer ausführlichen und interessanten Vorrede des berühmten Herausgebers, des Herrn Geh. Regierungsraths und Oberbibliothekars Dr. *Pertz* in Berlin, *Tomus* I. der noch ungedruckten Annales Imp. Occid. Brunsvicenses des unsterblichen Leibnitz, nebst 3 sauber lithographirten Handschriftenproben nach dem Leibnitz'schen Original-Manuscripte. Der stets und verzüglich in der neuesten Zeit hochgeehrte Name des Verfassers, nicht weniger aber auch die Gediegenheit des grofsen Werkes, von dem der Herausgeber in der Vorrede so schön sagt: „Die gereifte Frucht eines langen tha„tenvollen Lebens, trage sie den Stempel des Genius, welcher darin „das Höchste leistete, was er auf dem Felde der Geschichte vermochte „etc.", dann wiederum die merkwürdigen Schicksale des Werkes, dessen Existenz bis vor Kurzem nur Wenigen bekannt war, obgleich seit Leibnitzens Tode fast beständig an der Herausgabe desselben gearbeitet worden, Alles dieses lässt auf die geneigte und thätige Theilnahme der Vorstände aller grösseren Bibliotheken, sowie der Geschichtsforscher des In- und Auslandes zuversichtlich hoffen.

Der Druck der beiden übrigen Bände der Annalen schreitet ununterbrochen fort; den Schluss dieser historischen Abtheilung werden die von Leibnitz verfafsten aber höchst selten gewordenen Lebensabrisse der Welfischen Fürsten, in deutscher Sprache, bilden.

In Königsberg in Pr. bei **M. L. Voigt** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rupp, *Dr.* I., der Symbolzwang und die protestantische Lehr- und Gewissensfreiheit. gr. 8. geh. 10 Sgr.

In Berlin zu haben bei **W. Besser.**

So eben ist bei uns erschienen:

Theodor Beza
nach handschriftlichen Quellen
dargestellt von
Johann Wilhelm Baum,
Professor in Strassburg.
Erster Theil.
Mit Beza's Bildnifs.
gr. 8. broch. Preis $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Leipzig, im September 1843.

Weidmann'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten:

Systematisch geordneter
Catalog
der vorzüglicheren Werke
in alten und neuen Sprachen aus allen Wissenschaften und Fächern der Literatur, welche in dem
Hahn'schen Verlage zu Hannover und Leipzig
seither erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig, oder durch dieselben prompt zu beziehen sind. gr. 8. geh.

Allen geehrten Freunden der Literatur, namentlich den Besitzern und Vorstehern von Bibliotheken, den Herren Theolo-

Digitized by Google

gen, Juristen, Aerzten und Pharmaceuten, den Herren Lehrern, Leihbibliothekaren u. s. w. darf dieser reichhaltige Catalog, welcher auch viele gröfsere wissenschaftliche Werke, werthvolle Ausgaben der alten Classiker, Wörterbücher, neuere Unterhaltungs-Lectüre, populaire Schriften und Lehrbücher enthält, zur geneigten Durchsicht und Beachtung mit Recht empfohlen werden.

Bei **Veit & Co.** in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Des Sophocles Antigone,

griechisch und deutsch,

herausgegeben von

August Boeckh.

Nebst zwei Abhandlungen über diese Tragödie im Ganzen und über einzelne Stellen derselben.

20 Bogen. gr. 8. saub. broch. 1 Thlr. 16 Ggr. od. 1 Thlr. 20 Sgr.
Die Uebersetzung allein $^1/_3$ Thlr.
Der griech. Text allein $^1/_3$ Thlr.

So eben ist bei uns erschienen:

Die Elemente der Mechanik des Himmels,

auf neuem Wege
ohne Hülfe höherer Rechnungsarten
dargestellt
von
August Ferdinand Möbius,
Professor der Astronomie zu Leipzig.

Mit zwei Kupfertafeln.

gr. 8. broch. Preis: 2 Thlr.

Leipzig, im September 1843.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Für Schulanstalten und Lehrer der englischen Sprache.

Im Verlage der Unterzeichneten sind so eben erschienen:

Wagner, Dr. K. F. Chr., Geh. Hofrath u. Professor in Marburg, Theoretisch-Praktische Schulgrammatik der englischen Sprache für jüngere Anfänger. gr. 8. stark Velinpapier. geh. 20 Ggr.

Desselben, neue englische Sprachlehre für die Deutschen. Erster oder theoretischer Theil. Fünfte Auflage. gr. 8. 1 Thlr.

Zweiter oder angewandter Theil, welcher Uebungen über die einzelnen Regeln enthält. Fünfte Auflage. gr. 8. 16 Ggr.

Diese, für die ersten Anfänger wie für reifere Schüler bestimmten Sprachlehren dürfen wir angelegentlichst denjenigen Lehranstalten und Lehrern empfehlen, welche einen rationellen Weg des Unterrichts verfolgen wollen. Der Ruf und die weite Verbreitung der gröfseren Grammatik wird auch die der kürzeren für jüngere Anfänger sichern.

Um die Einführung in Lehranstalten zu erleichtern, wird auf 12 Exemplare ein Freiexemplar gegeben.

Braunschweig, September 1843.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Bei **Ludwig Schumann** in Leipzig ist so eben erschienen:

Fortschritte und Leistungen der Homöopathie

in und aufser Ungarn nebst einer Darstellung ihrer Grundsätze von ihrem gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunkte und Hinweisung auf die Vortheile, die daraus für Staat und Staatsbürger resultiren.

Von
Dr. **Carl Heinr. Rosenberg.**
broch. Preis 1 Thlr.

Samuel Hahnemanns Verdienste um die Heilkunst.

Ein Vortrag in der Versammlung homöopathischer Aerzte am 10. August 1843 in Dresden gehalten

von
M. R. Dr. **C. F. Trinks.**
Preis $^1/_6$ Thlr.

In Unterzeichnetem ist so eben neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Otto, Dr. Frid. Guil., Commentarii critici in codices bibliothecae academicae Gissensis graecos et latinos philologicos et medii aevi historicos ac geographicos. Cum appendice critica variarum lectionum et quorundam carminum latinorum medii aevi nunc primum e codicibus editorum. Klein Folio. Brochirt. 7 Rthlr. = 12 fl.

Von grofsem Interesse für alle Bibliotheken, Philologen und Geschichtsforscher.

Giefsen, im August 1843.

G. F. Heyer's Verlag.

Durch die **Jäger**'sche Buch-, Papier- und Landkartenhandlung in Frankfurt a. M. ist zu beziehen:

Rask, E. a grammar of the Irelandic or Old Norse Tongue, translated from the Swedish by G. W. Dasent. M. A. London. W. Pickering. Frankfort o. M. Jaeger. gr. 8. broch. 2 Thlr. 16 Ggr.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1843. (Zweites Semester.) № 3.

Hannover, im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Attribute der Heiligen,
alphabetisch geordnet.

Ein Schlüssel
zur Erkennung der Heiligen nach deren Attributen,
in Rücksicht auf Kunst, Geschichte und Cultus. Nebst einem Anhange über die Kleidung der katholischen Welt- und Ordensgeistlichen und einem Namen-Register der vorkommenden Heiligen. Mit einigen Holzschnitten. gr. 8. 1843. Fein Velinpapier. geh. 1 1/3 Thlr.

Dichtungen des deutschen Mittelalters.
Erste Lieferung.

In Unterzeichneter sind so eben die beiden ersten Bände einer Sammlung erschienen, welche den Freunden altdeutscher Poesie nach und nach die werthvollsten Dichtungen des deutschen Mittelalters in schöner Ausstattung und zum billigsten Preise darbieten sollen.

Diese ersten Bände enthalten:

Der Nibelunge Nôt
und
Diu Klage
herausgegeben
von
Al. J. Vollmer.
Mit historischer Einleitung, einem Verzeichnifs der Lesarten und der benützten Handschriften.
gr. 8. brochirt. Preis 1 Rthlr.

Tristan und Isolt
von
Gottfried von Strassburg
herausgegeben
von
H. F. Massmann.
Mit historischer Einleitung, einem Verzeichnifs der Lesarten und der benützten Handschriften.
gr. 8. brochirt. Preis 1 Rthlr.

Die folgenden Bände erscheinen in Lieferungen von zwei Bänden je in Zwischenräumen von sechs zu sechs Monaten. Die zweite Lieferung wird „Barlaam und Josaphat" und „Boner's Edelstein" enthalten und noch im Herbste dieses Jahres ausgegeben.

Der Hauptzweck dieser Sammlung ist den so reichen Schatz herrlicher Dichtungen aus unserer mittelalterlichen Vorzeit allen gebildeten Lesern zugänglich zu machen, zugleich aber auch dem Bedürfnifs der Vorlesungen auf Hochschulen, und des Unterrichts in Gymnasien zu genügen. Zu diesem Ende erscheint das Werk in gefälliger Ausstattung und zu möglichst niedrigem Preis und um den Gebrauch zu erleichtern werden sich eine Uebersicht der Poesie des Mittelalters und ein gedrängtes Wörterbuch, den gesammten mittelhochdeutschen Sprachschatz umfassend, anschliessen.

Wir geben jeden Band einzeln ohne alle Verbindlichkeit zu Abnahme der ganzen Lieferung oder Sammlung ab. Auf diese Art und beim ungemein niedrigen Preise wird es selbst dem Unbemittelten leicht werden, sich nach und nach den Besitz der ihm am meisten zusagenden mittelhochdeutschen Dichtungen zu verschaffen.

Ausführliche Prospecte sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, August 1843.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Phycologia generalis
oder
Anatomie, Physiologie und Systemkunde
der
Tange.
Bearbeitet
von
Friedrich Traugott Kützing.
Mit 80 farbig gedruckten Tafeln,
gezeichnet und gravirt vom Verfasser.
Gr. 4. In Carton. 40 Thlr.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Hannover im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Predigten
von
Eduard Niemann,
Königl. Hannov. Consistorialrath und Hofprediger.
Zweite Sammlung. gr. 8. 1843. geh. Preis 1 1/3 Thlr.
(Die erste Sammlung kostet ebenfalls 1 1/3 Thlr.)

Digitized by Google

Bei **Eduard Köhler** in Pasewalk ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Publii Terentii Afri Comoediae Sex. Ad librorum Mscr., qui adhuc collati sunt, omnium et Edd. vett. fidem recensuit Donati Scholiis passim emendatis, Eugraphii, Calphurnii, Mureti, Rivii, Georgii Fabricii, Faerni, Bentleii, Lindenbruchii, Dacieriae, Westerhovii, Ruhnkenii, Boettigeri Commentariis integris, Glareani, Goveani, Laurentii Vallae, Palmerii, Scaligeri, Casauboni, Lipsii, Schrevelii, Camerarii, Fabri, Salmasii, Victorii, Parei, Bipontinorum, Roosii, Godofr. Hermanni, Perleti, Schmiederi ceterorumque tam veterum, quam recentiorum adnotationibus excerptis interpretatus est suumque ubique adjecit commentarium Dr. Car. Guernh. Reinhold. Pars I. Eunuchus. 2 Voll. 8 maj. Broch. 2 Rthlr.

Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum. Ad fidem Mscr. et Edd. vett. recencuit, varietate lectionis instruxit Dr. Car. Guernh. Reinhold. 12. Broch. $2\frac{1}{2}$ Sgr.

Bei **C. Bösendahl** in Rinteln ist erschienen:

Ueber die Verwerflichkeit der Todesstrafe und was für jetzt in Deutschland an deren Stelle zu setzen. Von J. C. Althof, Kanzleirath. Gr. 8. Geh. 20 Sgr.

An alle solide Buchhandlungen Deutschlands und der benachbarten Länder ist so eben versandt worden:

Ueber das sogenannte Germanische und das sogenannte Christliche

Staatsprinzip.

Mit besonderer Beziehung auf

Maurenbrecher, Stahl* und *Matthäi.

Von

F. W. Carové,

Dr. der Philosophie und Lizenziat der Rechte.

1843. XXXII und 452 S.

4 fl. 12 Xr. rh. — $2\frac{1}{3}$ Rthlr.

Dem auch in Deutschland erwachten Streben nach vernunft- und sachgemäfser Fortentwickelung des Staats- und National-Lebens hat sich in den letzten drei Decennien eine Partei entgegengestellt, welche ihren Widerstand zu rechtfertigen versucht durch Berufung auf das sogenannte historische Princip, welches jedoch nur darin besteht, dafs willkührlich abstrahirte frühere Gestaltungen des germanischen Rechtslebens und Auffassungen des Christenthums auch jetzt und für die Folgezeit noch normatives Ansehen behaupten sollen. In der vorliegenden Schrift sind die hauptsächlichsten Prätensionen dieser Partei sowohl vom historischen, als vom vernunftrechtlichen Standpunkt aus auf gemeinverständliche Weise beleuchtet, und wer nur irgendwie Antheil nimmt an der Erörterung und Lösung der eigentlichen Lebensfrage der Gegenwart, wird die hohe Bedeutsamkeit dieser Schrift nicht verkennen. Seinen Beruf zur Abfassung derselben hat der Hr. Verf. bereits hinlänglich durch seine früheren schriftstellerischen Arbeiten bewährt, unter denen wir nur zu erinnern brauchen an dessen Schriften „Ueber alleinseligmachende Kirche", — und „Ueber kirchliches Christenthum etc.", so wie an den „Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution", und die vor zwei Jahren erschienene „Genesis der Julirevolution". —

***Siegen* und *Wiesbaden*.**

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung

So eben ist bei mir erschienen:

Handbuch

der

Römischen Alterthümer

nach den Quellen bearbeitet

von

Wilhelm Adolph Becker

Prof. an der Univ. Leipzig.

Erster Theil

Mit vergleichendem Plane der Stadt und vier andern Tafeln.

gr. 8. broch. Preis $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Leipzig, im Oktober 1843.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **Eduard Köhler** in Pasewalk ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moll, Karl Bernhard, Pastor zu Löckenitz etc. Die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preufsens, deren Ursachen und die Mittel zu ihrer Abhülfe beleuchtet. Gr. 8. Broch. Preis 1 Rthlr. 10 Sgr.

— — Beitrag zur Entwickelung der Zeitvorstellungen über Union, unirte Kirche, deren Kennzeichen, Prinzip und Lehrbegriff, so wie über Umfang und Geltung der symbolischen Schriften, als Antwort auf das Sendschreiben des Herrn Pastor Nagel zu Trieglaff. Gr. 8. Geh. Preis 5 Sgr.

Choralmelodien, die gangbarsten, einstimmig, nach Kühnau. Zum Gebrauch für Kirchen und Schulen. Gr. 8. Geh. Preis 1 Sgr.

So eben ist ausgegeben worden:

Das Leben Jesu.

Eine pragmatische Geschichtsdarstellung

von

Werner Hahn.

Gr. 8. eleg. geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Die Tendenz des Werkes ist: unter Anerkennung der kritischen Resultate, welche seit dem letzten Decennium in der theologischen Literatur über die Evangelien und ihre geschichtliche Glaubwürdigkeit sich festgestellt haben, die Geschichtsdarstellung des Lebens Jesu auf neue wissenschaftlich gerechtfertigte Principien gestützt, zu entwerfen.

Das Werk zerfällt hiernach in zwei Theile, in den ersten, der die wissenschaftliche Begründung des Unternehmens enthält, und in den zweiten, der die Durchführung desselben liefert. So ist das Werk ein abgeschlossenes Ganze.

In der Absicht des Verfassers ist es nur der erste Theil einer durchgreifenden Umarbeitung des ganzen historischen Gebiets der christlichen Theologie, und somit der erste Schritt zu einer neuen Begründung und reineren Gestaltung der überall wankend gewordenen kirchlichen Verhältnisse.

Auf dies Werk — **geeignet in der ganzen christlichen Welt, sowie bei den gebildeten Bekennern aller Confessionen ein nicht gewöhnliches Aufsehen zu erregen** — erlaube ich mir hierdurch noch besonders aufmerksam zu machen.

Berlin, den 22. October 1843.

Alexander Duncker.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1843. (Zweites Semester.) № 4.

Bei **Georg Westermann** in Braunschweig ist erschienen, und zu haben in allen Buchhandlungen:

DIONIS CHRYSOSTOMI OPERA
GRAECE
E RECENSIONE
ADOLPHI EMPERII.
2 Volumina.
gr. 8. Velinp. geh. Preis 4 2/3 Thlr.
Ausgegeben ist pars prior oratio I.—XXX.

Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Johannis Saresberiensis Entheticus de Dogmate philosophorum nunc primum editus et commentariis instructus a *Chr. Petersen*, Prof. 8 maj. Weifs Druckp. geh. 1 Thlr. 5 Sgr. Velinp. Cart. 2 Thlr.

Ein bisher ungedrucktes und fast unbekanntes Werk des gelehrten Engländers, das nicht nur als kurzgefafste Darstellung seines theol.- philosoph. Systems, sondern auch wegen darin niedergelegter Kenntnifs der alten Philosophie ein mehrfaches Interesse darbietet. Dazu kommt noch, dafs sich manche bisher unbekannte Notizen zur politischen und Litteraturgeschichte jener Zeit in den fast 1000 Distichen finden, aus welchen das Werk bestehet.

Hamburg, Oktober 1843.

Johann August Meissner.

So eben ist bei uns erschienen:

Logik.
Von
Dr. **R. Herm. Lotze,**
Professor an der Universität Leipzig.
gr 8. Preis 1 Thlr.

Leipzig, den 26. Oktober 1843.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **Rich. Mühlmann** in Halle ist erschienen:

Gladstone, Der Staat in seinem Verhältnifs zur Kirche, eingeführt durch Dr. *A. Tholuck*, übersetzt von *Jul. Treuherz*. gr. 8. (37 Bog.) geh. 2 Thlr.

Es trifft dies Werk in eine Zeit, wo erst kürzlich ein Katholischer Erzbischof in seiner Weise die hochwichtige Frage über das Verhältnifs zwischen Staat und Kirche besprochen; dasselbe wird also für viele Evangelische Christen ein Bedürfnifs sein.

Vom Engl. Originale wurden kurz hintereinander vier starke Auflagen nöthig; ich führe daher hier nur einige Worte des geehrten Vorredners an:

„Als den nächsten Gewinn dieses Werkes für unsere Litteratur sind wir berechtigt, dieses anzusehen, dafs gerade demjenigen Theile des gebildeten Publicums, welches hinsichtlich der hier erörterten Materien durch das oberflächliche Rasonnement der Tagespresse am meisten irregeleitet zu werden pflegt, in der ersten Abtheilung vorliegender Schrift eine praktisch einleuchtende, mit Wärme und Leben durchgeführte, auf wohlthuende Weise vom Geiste des Evangeliums durchdrungene Erörterung der grofsen Fragen dargeboten wird. Wir besitzen in unserer Sprache entsprechende Werke von Theologen, Juristen, Philosophen, aber grofsentheils auch wieder nur für die Sphären, von denen sie ausgegangen sind, geschrieben: vorliegendes ist eines von denen, wie gebildete Engländer und Franzosen sie schreiben — für das gesammte gebildete Publikum."

Ch. Oeser's neueste Schrift für die reifere Jugend!

Bei **W. Einhorn** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der deutschen Poesie
in leicht fasslichen Umrissen für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts.
2 Theile. geh. 3. Thlr.

Der als Jugendschriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser bietet hiermit dem Publikum ein Lehr-und Lesebuch an, das um so willkommener sein dürfte, da in neuester Zeit der Hang, die Unsterblichen unseres Volkes, wozu gewifs auch unsere Dichter gehören, in ihren Denkmälern zu schauen, immer allgemeiner wird. So Treffliches auch hierin für Gelehrte geschrieben ist, fehlen doch gemeinfafsliche Darstellungen, durch Beispiele durchweg erläutert und belebt und also aus dem eigenthümlichen Geiste der Schriftsteller selbst in unmittelbarer Frische hervorgegangen, und zugleich, wie gegenwärtiges Werk, von einer freien deutschen Gesinnung durchweht, so dafs es sich sowohl zur Belehrung und Bildung, als zur angenehmen Lectüre für Feunde und Freundinnen des Wahren, Guten und Schönen eignet.

Von demselben Verfafser erschien gleichzeitig die zweite, sorgfältig revidirte Auflage der

Weltgeschichte
für
Töchterschulen und zum Privatunterricht.
Mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht.
Mit 3 Stahlstichen. 3 Thle., geh. 2 1/2 Thlr.

Die beste Empfehlung für dieses treffliche Buch ist gewifs diese, dafs sich die erste ziemlich starke Auflage in noch nicht 2 Jahren vergriffen hat!

Digitized by Google

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte Europas
seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts
von
Friedrich von Raumer.
Siebenter Band.

Gr. 8. Druckpap. 2 Thlr. 15. Ngr., Velinpap. 5 Thlr.

Der erste bis sechste Band kosten auf Druckpapier 17 Thlr. 28 Ngr., auf Velinpapier 35 Thlr. 25 Ngr. Mit dem später erscheinenden achten Bande wird das Werk geschlossen sein.

Leipzig im November 1843.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

DE RELIGIONIBUS ORESTIAM AESCHYLI CONTINENTIBUS
DISPUTAT
DR. **CAROLUS FRID. NÄGELSBACH.**

4. geh. Preis 8 ggr.

Nürnberg im November 1843.

J. A. Stein.

Beim Geographischen Institut in Weimar ist 1843 erschienen:

Geographie der Griechen und Römer
von den frühesten Zeiten bis auf Ptolemaeus;
bearbeitet von *Dr.* **Fr. A. Uckert** in Gotha.

Dritten Bandes erste Abtheilung,
enthaltend auch unter besonderem Titel:

Germanien
nach den Ansichten der Griechen und Römer.

30 Bogen gr. 8. Mit 2 Karten. Preis $2^2/_3$ Thlr. = $4^2/_3$ fl. Rh. = 4 fl. Conv.

In unterzeichnetem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchandlungen zu haben:

Mager, *Dr.*, Ueber Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäfsigen Studiums der neuern Sprachen und Literaturen und die Mittel ihm aufzuhelfen. 134 S. gr. 8. broch. 15 Gr. od. 1 fl. 9. kr.

Diese Schrift hat den doppelten Zweck, einmal denjenigen, welche sich für den Gang des höhern Schulwesens interessiren oder amtlichen Einflufs auf dasselbe haben, den wahren Gesichtspunkt für einen Unterrichtsgegenstand anzugeben, dessen Wesen bisher nicht nur von den Gegnern, sondern auch vielfach von den Freunden und Anpreisern verkannt worden ist, sowie die Mittel darzulegen, durch welche demselben allein aufgeholfen werden kann:-- dann denjenigen Lehrern, welche eins oder das andere der von *Dr.* Mager für den Unterricht in Sprachen und Litteraturen erschienenen Schulbücher gebrauchen, einen diesen Gebrauch erleichternden theoretisch- praktischen Kommentar zu denselben anzubieten. Auch dürften die Lehrer der alten Sprachen und Litteraturen in der Schrift Vieles für sie Brauchbare finden.

Meier & Zeller in Zürich.

Bei **K. Groos** in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tiedemann, Fr., von der Verengung und Schliefsung der Pulsadern in Krankheiten. Mit drei Tafeln. gr. 4. kart. 6 Thlr.

Bei **F. Sam. Gerhard** in Danzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schelling. Vorlesungen von *Karl Rosenkranz* gehalten im Sommer 1842 an der Universität zu Königsberg. gr. 8. broch. Preis 2 Thlr.

Neu erschienene Bücher der **Dieterich**'schen Buchhandlung in Göttingen.

Abu Zakariya Yahya El-Nawawi, the biographical Dictionary of illustritious men chiefly at the beginning of Islamism ed. F. Wüstenfeld. Part. IV. gr. 8. 1 Thl. 8 ggr. (wird fortgesetzt)

Bauer, A., die Theorie des Anzeigenbeweises nebst vorausgeschickter Darstellung der Theorie des Criminalbeweises überhaupt. gr. 8. 1 Thlr. 12 ggr.

Düsterdieck, F. A. Chr., Commentatio quae de Ignatianarum Epistolarum authentia duorumque textuum ratione et dignitate hujusque prolatae sunt sententiae enarrantur et dijudicantur. gr. 4. 20 ggr.

Fuchs, C. H., Die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland von 1495 bis 1510, nebst mehreren Anecdotis späterer Zeit, gesammelt und mit literar-historischen Notizen und einer kurzen Darstellung der epidemischen Syphilis in Deutschland herausgegeben. gr. 8. 2 Thlr.

Grimm, Deutsche Mythologie, 2te stark verbesserte und vermehrte Ausgabe. Abth. I. Bogen 1—43 incl. gr. 8. 3 Thlr.
(Abth. II. erscheint Anfangs des nächsten Jahres.)

Gröning, A. de, Quaestiones et Controversiae de die intercalari. gr. 4. 12 ggr.

Roscher, W., Grundrifs zu Vorlesungen über die Staats-Wirthschaft. Nach geschichtlicher Methode gr. 8. 16 ggr.

Wieseler, Fr. Adversaria in Aeschyli Prometheum Vinctum et Aristophanis Aves philologica atque archaeologica. gr. 8. 16 ggr.

Soeben ist nun vollständig erschienen:

Kirchhofer, Joh., Quellensammlung zur Geschichte des Neutestamentlichen Canons bis auf Hieronymus, herausgegeben und mit Anmerkungen vorzüglich für Studirende begleitet. 8. 33 Bog. broch. 2 Thlr. 18 ggr. od. 4 fl. 48 kr.

Dieses Werk ist bereits von mehreren theologischen Zeitschriften beider Konfessionen als für Katholiken wie Protestanten interessant und nützlich sehr empfohlen worden.

Meier & Zeller in Zürich.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1843. (Zweites Semester.) № 2.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Lustspiele des Aristophanes.

Uebersetzt und erläutert
von
Hieronymus Müller.
In drei Bänden.
Erster Band.
Gr. 8. Geb. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieser erste Band einer neuen Uebersetzung des Aristophanes, die sich Geltung neben Vofs und Droysen zu sichern wissen wird, enthält aufser einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas, „Plutos", „Wolken" und „Frösche".

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Hannover, im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung sind so eben erschienen:

Leibnizens gesammelte Werke

aus den
Handschriften der Königl. Bibliothek zu Hannover
herausgegeben
von
Georg Heinrich Pertz.

Erste Folge. Geschichte. Erster Band. Mit 3 Schrifttafeln gr. 8. 1843. $4\frac{1}{3}$ Thlr.

Auch unter dem Spezial-Titel: Godofr. Wilh. Leibnitii Annales imperii occidentis Brunsvicenses. Ex codd. bibl. reg. Hannoveranae edidit *G. H. Pertz.* Tom. I. Annales annorum 768—876.

Dieser erste Band enthält nebst einer ausführlichen und interessanten Vorrede des berühmten Herausgebers, des Herrn Geh. Regierungsraths und Oberbibliothekars Dr. *Pertz* in Berlin, *Tomus* I. der noch ungedruckten Annales Imp. Occid. Brunsvicenses des unsterblichen Leibnitz, nebst 3 sauber lithographirten Handschriftenproben nach dem Leibnitz'schen Original-Manuscripte. Der stets und verzüglich in der neuesten Zeit hochgeehrte Name des Verfassers, nicht weniger aber auch die Gediegenheit des grofsen Werkes, von dem der Herausgeber in der Vorrede so schön sagt: „Die gereifte Frucht eines langen thatenvollen Lebens, trage sie den Stempel des Genius, welcher darin „das Höchste leistete, was er auf dem Felde der Geschichte vermochte „etc.", dann wiederum die merkwürdigen Schicksale des Werkes, dessen Existenz bis vor Kurzem nur Wenigen bekannt war, obgleich seit Leibnitzens Tode fast beständig an der Herausgabe desselben gearbeitet worden, Alles dieses lässt auf die geneigte und thätige Theilnahme der Vorstände aller grösseren Bibliotheken, sowie der Geschichtsforscher des In- und Auslandes zuversichtlich hoffen.

Der Druck der beiden übrigen Bände der Annalen schreitet ununterbrochen fort; den Schluss dieser historischen Abtheilung werden die von Leibnitz verfafsten aber höchst selten gewordenen Lebensabrisse der Welfischen Fürsten, in deutscher Sprache, bilden.

In Königsberg in Pr. bei **H. L. Voigt** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rupp, *Dr.* I., der Symbolzwang und die protestantische Lehr- und Gewissensfreiheit. gr. 8. geh. 10 Sgr.

In Berlin zu haben bei **W. Besser.**

So eben ist bei uns erschienen:

Theodor Beza

nach handschriftlichen Quellen
dargestellt von
Johann Wilhelm Baum,
Professor in Strassburg.
Erster Theil.
Mit Beza's Bildnifs.
gr. 8. broch. Preis $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Leipzig, im September 1843.

Weidmann'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten:

Systematisch geordneter
Catalog
der vorzüglicheren Werke
in alten und neuen Sprachen aus allen Wissenschaften und Fächern der Literatur, welche in dem
Hahn'schen Verlage zu Hannover und Leipzig
seither erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig, oder durch dieselben prompt zu beziehen sind. gr. 8. geh.

Allen geehrten Freunden der Literatur, namentlich den Besitzern und Vorstehern von Bibliotheken, den Herren Theolo-

Digitized by Google

gen, Juristen, Aerzten und Pharmaceuten, den Herren Lehrern, Leihbibliothekaren u. s. w. darf dieser reichhaltige Catalog, welcher auch viele gröfsere wissenschaftliche Werke, werthvolle Ausgaben der alten Classiker, Wörterbücher, neuere Unterhaltungs-Lectüre, populaire Schriften und Lehrbücher enthält, zur geneigten Durchsicht und Beachtung mit Recht empfohlen werden.

Bei **Veit & Co.** in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Des Sophocles Antigone,

griechisch und deutsch,

herausgegeben von

August Boeckh.

Nebst zwei Abhandlungen über diese Tragödie im Ganzen und über einzelne Stellen derselben.

20 Bogen. gr. 8. saub. broch. 1 Thlr. 16 Ggr. od. 1 Thlr. 20 Sgr.
Die Uebersetzung allein $^1/_3$ Thlr.
Der griech. Text allein $^1/_3$ Thlr.

So eben ist bei uns erschienen:

Die Elemente der Mechanik des Himmels,

auf neuem Wege
ohne Hülfe höherer Rechnungsarten
dargestellt
von

August Ferdinand Möbius,
Professor der Astronomie zu Leipzig.

Mit zwei Kupfertafeln.

gr. 8. broch. Preis: 2 Thlr.

Leipzig, im September 1843.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Für Schulanstalten und Lehrer der englischen Sprache.

Im Verlage der Unterzeichneten sind so eben erschienen:

Wagner, Dr. K. F. Chr., Geh. Hofrath u. Professor in Marburg, Theoretisch-Praktische Schulgrammatik der englischen Sprache für jüngere Anfänger. gr. 8. stark Velinpapier. geh. 20 Ggr.

Desselben, neue englische Sprachlehre für die Deutschen. Erster oder theoretischer Theil. Fünfte Auflage. gr. 8. 1 Thlr.
Zweiter oder angewandter Theil, welcher Uebungen über die einzelnen Regeln enthält. Fünfte Auflage. gr. 8. 16 Ggr.

Diese, für die ersten Anfänger wie für reifere Schüler bestimmten Sprachlehren dürfen wir angelegentlichst denjenigen Lehranstalten und Lehrern empfehlen, welche einen rationellen Weg des Unterrichts verfolgen wollen. Der Ruf und die weite Verbreitung der gröfseren Grammatik wird auch die der kürzeren für jüngere Anfänger sichern.

Um die Einführung in Lehranstalten zu erleichtern, wird auf 12 Exemplare ein Freiexemplar gegeben.

Braunschweig, September 1843.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Bei **Ludwig Schumann** in Leipzig ist so eben erschienen:

Fortschritte und Leistungen der Homöopathie

in und aufser Ungarn nebst einer Darstellung ihrer Grundsätze von ihrem gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunkte und Hinweisung auf die Vortheile, die daraus für Staat und Staatsbürger resultiren.

Von

Dr. **Carl Heinr. Rosenberg.**

broch. Preis 1 Thlr.

Samuel Hahnemanns Verdienste um die Heilkunst.

Ein Vortrag in der Versammlung homöopathischer Aerzte am 10. August 1843 in Dresden gehalten

von

M. R. Dr. **C. F. Trinks.**

Preis $^1/_6$ Thlr.

In Unterzeichnetem ist so eben neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Otto, Dr. Frid. Guil., Commentarii critici in codices bibliothecae academicae Gissensis graecos et latinos philologicos et medii aevi historicos ac geographicos. Cum appendice critica variarum lectionum et quorundam carminum latinorum medii aevi nunc primum e codicibus editorum. Klein Folio. Brochirt. 7 Rthlr. = 12 fl.

Von grofsem Interesse für alle Bibliotheken, Philologen und Geschichtsforscher.

Giefsen, im August 1843.

G. F. Heyer's Verlag.

Durch die **Jäger**'sche Buch-, Papier- und Landkartenhandlung in Frankfurt a. M. ist zu beziehen:

Rask, E. a grammar of the Irelandic or Old Norse Tongue, translated from the Swedish by G. W. Dasent. M. A. London. W. Pickering. Frankfort o. M. Jaeger. gr. 8. broch. 2 Thlr. 16 Ggr.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1843. (Zweites Semester.) № 3.

Hannover, im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Attribute der Heiligen,
alphabetisch geordnet.

Ein Schlüssel
zur Erkennung der Heiligen nach deren Attributen,
in Rücksicht auf Kunst, Geschichte und Cultus. Nebst einem Anhange über die Kleidung der katholischen Welt- und Ordensgeistlichen und einem Namen-Register der vorkommenden Heiligen. Mit einigen Holzschnitten. gr. 8. 1843. Fein Velinpapier. geh. 1 1/3 Thlr.

Dichtungen des deutschen Mittelalters.
Erste Lieferung.

In Unterzeichneter sind so eben die beiden ersten Bände einer Sammlung erschienen, welche den Freunden altdeutscher Poesie nach und nach die werthvollsten Dichtungen des deutschen Mittelalters in schöner Ausstattung und zum billigsten Preise darbieten sollen.

Diese ersten Bände enthalten:

Der Nibelunge Nôt
und
Diu Klage
herausgegeben
von
Al. J. Vollmer.
Mit historischer Einleitung, einem Verzeichnifs der Lesarten und der benützten Handschriften.
gr. 8. brochirt. Preis 1 Rthlr.

Tristan und Isolt
von
Gottfried von Strassburg
herausgegeben
von
H. F. Massmann.
Mit historischer Einleitung, einem Verzeichnifs der Lesarten und der benützten Handschriften.
gr. 8. brochirt. Preis 1 Rthlr.

Die folgenden Bände erscheinen in Lieferungen von zwei Bänden je in Zwischenräumen von sechs zu sechs Monaten. Die zweite Lieferung wird „Barlaam und Josaphat" und „Boner's Edelstein" enthalten und noch im Herbste dieses Jahres ausgegeben.

Der Hauptzweck dieser Sammlung ist den so reichen Schatz herrlicher Dichtungen aus unserer mittelalterlichen Vorzeit allen gebildeten Lesern zugänglich zu machen, zugleich aber auch dem Bedürfnifs der Vorlesungen auf Hochschulen, und des Unterrichts in Gymnasien zu genügen. Zu diesem Ende erscheint das Werk in gefälliger Ausstattung und zu möglichst niedrigem Preis und um den Gebrauch zu erleichtern werden sich eine Uebersicht der Poesie des Mittelalters und ein gedrängtes Wörterbuch, den gesammten mittelhochdeutschen Sprachschatz umfassend, anschliessen.

Wir geben jeden Band einzeln ohne alle Verbindlichkeit zu Abnahme der ganzen Lieferung oder Sammlung ab. Auf diese Art und beim ungemein niedrigen Preise wird es selbst dem Unbemittelten leicht werden, sich nach und nach den Besitz der ihm am meisten zusagenden mittelhochdeutschen Dichtungen zu verschaffen.

Ausführliche Prospecte sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, August 1843.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Phycologia generalis
oder
Anatomie, Physiologie und Systemkunde
der
Tange.
Bearbeitet
von
Friedrich Traugott Kützing.
Mit 80 farbig gedruckten Tafeln,
gezeichnet und gravirt vom Verfasser.
Gr. 4. In Carton. 40 Thlr.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Hannover im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Predigten
von
Eduard Niemann,
Königl. Hannov. Consistorialrath und Hofprediger.
Zweite Sammlung. gr. 8. 1843. geh. Preis 1 1/3 Thlr.
(Die erste Sammlung kostet ebenfalls 1 1/3 Thlr.)

Digitized by Google

Bei **Eduard Köhler** in Pasewalk ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Publii Terentii Afri Comoediae Sex. Ad librorum Mscr., qui adhuc collati sunt, omnium et Edd. vett. fidem recensuit Donati Scholiis passim emendatis, Eugraphii, Calphurnii, Mureti, Rivii, Georgii Fabricii, Faerni, Bentleii, Lindenbruchii, Dacieriae, Westerhovii, Ruhnkenii, Boettigeri Commentariis integris, Glareani, Goveani, Laurentii Vallae, Palmerii, Scaligeri, Casauboni, Lipsii, Schrevelii, Camerarii, Fabri, Salmasii, Victorii, Parei, Bipontinorum, Roosii, Godofr. Hermanni, Perleti, Schmiederi ceterorumque tam veterum, quam recentiorum adnotationibus excerptis interpretatus est suumque ubique adjecit commentarium Dr. Car. Guernh. Reinhold. Pars I. Eunuchus. 2 Voll. 8 maj. Broch. 2 Rthlr.

Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum. Ad fidem Mscr. et Edd. vett. recencuit, varietate lectionis instruxit Dr. Car. Guernh. Reinhold. 12. Broch. $2\frac{1}{2}$ Sgr.

Bei **C. Bösendahl** in Rinteln ist erschienen:

Ueber die Verwerflichkeit der Todesstrafe und was für jetzt in Deutschland an deren Stelle zu setzen. Von J. C. Althof, Kanzleirath. Gr. 8. Geh. 20 Sgr.

An alle solide Buchhandlungen Deutschlands und der benachbarten Länder ist so eben versandt worden:

Ueber das sogenannte Germanische und das sogenannte Christliche

Staatsprinzip.

Mit besonderer Beziehung auf

Maurenbrecher, Stahl* und *Matthäi.

Von

F. W. Carové,

Dr. der Philosophie und Lizenziat der Rechte.

1843. XXXII und 452 S.

4 fl. 12 Xr. rh. — $2\frac{1}{3}$ Rthlr.

Dem auch in Deutschland erwachten Streben nach vernunft- und sachgemäfser Fortentwickelung des Staats- und National-Lebens hat sich in den letzten drei Decennien eine Partei entgegengestellt, welche ihren Widerstand zu rechtfertigen versucht durch Berufung auf das sogenannte historische Princip, welches jedoch nur darin besteht, dafs willkührlich abstrahirte frühere Gestaltungen des germanischen Rechtslebens und Auffassungen des Christenthums auch jetzt und für die Folgezeit noch normatives Ansehen behaupten sollen. In der vorliegenden Schrift sind die hauptsächlichsten Prätensionen dieser Partei sowohl vom historischen, als vom vernunftrechtlichen Standpunkt aus auf gemeinverständliche Weise beleuchtet, und wer nur irgendwie Antheil nimmt an der Erörterung und Lösung der eigentlichen Lebensfrage der Gegenwart, wird die hohe Bedeutsamkeit dieser Schrift nicht verkennen. Seinen Beruf zur Abfassung derselben hat der Hr. Verf. bereits hinlänglich durch seine früheren schriftstellerischen Arbeiten bewährt, unter denen wir nur zu erinnern brauchen an dessen Schriften „Ueber alleinseligmachende Kirche", — und „Ueber kirchliches Christenthum etc.", so wie an den „Rückblick auf die Ursachen der französischen Revolution", und die vor zwei Jahren erschienene „Genesis der Julirevolution". —

Siegen und *Wiesbaden.*

Friedrich'sche Verlagsbuchhandlung

So eben ist bei mir erschienen:

Handbuch

der

Römischen Alterthümer

nach den Quellen bearbeitet

von

Wilhelm Adolph Becker

Prof. an der Univ. Leipzig.

Erster Theil

Mit vergleichendem Plane der Stadt und vier andern Tafeln.

gr. 8. broch. Preis $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Leipzig, im Oktober 1843.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **Eduard Köhler** in Pasewalk ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moll, Karl Bernhard, Pastor zu Löckenitz etc. Die gegenwärtige Noth der evangelischen Kirche Preufsens, deren Ursachen und die Mittel zu ihrer Abhülfe beleuchtet. Gr. 8. Broch. Preis 1 Rthlr. 10 Sgr.

— — Beitrag zur Entwickelung der Zeitvorstellungen über Union, unirte Kirche, deren Kennzeichen, Prinzip und Lehrbegriff, so wie über Umfang und Geltung der symbolischen Schriften, als Antwort auf das Sendschreiben des Herrn Pastor Nagel zu Trieglaff. Gr. 8. Geh. Preis 5 Sgr.

Choralmelodien, die gangbarsten, einstimmig, nach Kühnau. Zum Gebrauch für Kirchen und Schulen. Gr. 8. Geh. Preis 1 Sgr.

So eben ist ausgegeben worden:

Das Leben Jesu.

Eine pragmatische Geschichtsdarstellung

von

Werner Hahn.

Gr. 8. eleg. geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Die Tendenz des Werkes ist: unter Anerkennung der kritischen Resultate, welche seit dem letzten Decennium in der theologischen Literatur über die Evangelien und ihre geschichtliche Glaubwürdigkeit sich festgestellt haben, die Geschichtsdarstellung des Lebens Jesu auf neue wissenschaftlich gerechtfertigte Principien gestützt, zu entwerfen.

Das Werk zerfällt hiernach in zwei Theile, in den ersten, der die wissenschaftliche Begründung des Unternehmens enthält, und in den zweiten, der die Durchführung desselben liefert. So ist das Werk ein abgeschlossenes Ganze.

In der Absicht des Verfassers ist es nur der erste Theil einer durchgreifenden Umarbeitung des ganzen historischen Gebiets der christlichen Theologie, und somit der erste Schritt zu einer neuen Begründung und reineren Gestaltung der überall wankend gewordenen kirchlichen Verhältnisse.

Auf dies Werk — **geeignet in der ganzen christlichen Welt, sowie bei den gebildeten Bekennern aller Confessionen ein nicht gewöhnliches Aufsehen zu erregen** — erlaube ich mir hierdurch noch besonders aufmerksam zu machen.

Berlin, den 22. October 1843.

Alexander Duncker.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1843. (Zweites Semester.) № 4.

Bei **Georg Westermann** in Braunschweig ist erschienen, und zu haben in allen Buchhandlungen:

DIONIS CHRYSOSTOMI OPERA
GRAECE
E RECENSIONE
ADOLPHI EMPERII.
2 Volumina.
gr. 8. Velinp. geh. Preis $4^2/_3$ Thlr.
Ausgegeben ist pars prior oratio I—XXX.

Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Johannis Saresberiensis Entheticus de Dogmate philosophorum nunc primum editus et commentariis instructus a *Chr. Petersen*, Prof. 8 maj. Weifs Druckp. geh. 1 Thlr. 5 Sgr. Velinp. Cart. 2 Thlr.

Ein bisher ungedrucktes und fast unbekanntes Werk des gelehrten Engländers, das nicht nur als kurzgefafste Darstellung seines theol.- philosoph. Systems, sondern auch wegen darin niedergelegter Kenntnifs der alten Philosophie ein mehrfaches Interesse darbietet. Dazu kommt noch, dafs sich manche bisher unbekannte Notizen zur politischen und Litteraturgeschichte jener Zeit in den fast 1000 Distichen finden, aus welchen das Werk bestehet.

Hamburg, Oktober 1843.

Johann August Meissner.

So eben ist bei uns erschienen:

Logik.
Von
***Dr.* R. Herm. Lotze,**
Professor an der Universität Leipzig.
gr 8. Preis 1 Thlr.

Leipzig, den 26. Oktober 1843.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **Rich. Mühlmann** in Halle ist erschienen:

Gladstone, Der Staat in seinem Verhältnifs zur Kirche, eingeführt durch Dr. *A. Tholuck*, übersetzt von *Jul. Treuherz*. gr. 8. (37 Bog.) geh. 2 Thlr.

Es trifft dies Werk in eine Zeit, wo erst kürzlich ein Katholischer Erzbischof in seiner Weise die hochwichtige Frage über das Verhältnifs zwischen Staat und Kirche besprochen; dasselbe wird also für viele Evangelische Christen ein Bedürfnifs sein.

Vom Engl. Originale wurden kurz hintereinander vier starke Auflagen nöthig; ich führe daher hier nur einige Worte des geehrten Vorredners an:

„Als den nächsten Gewinn dieses Werkes für unsere Litteratur sind wir berechtigt, dieses anzusehen, dafs gerade demjenigen Theile des gebildeten Publicums, welches hinsichtlich der hier erörterten Materien durch das oberflächliche Rasonnement der Tagespresse am meisten irregeleitet zu werden pflegt, in der ersten Abtheilung vorliegender Schrift eine praktisch einleuchtende, mit Wärme und Leben durchgeführte, auf wohlthuende Weise vom Geiste des Evangeliums durchdrungene Erörterung der grofsen Fragen dargeboten wird. Wir besitzen in unserer Sprache entsprechende Werke von Theologen, Juristen, Philosophen, aber grofsentheils auch wieder nur für die Sphären, von denen sie ausgegangen sind, geschrieben: vorliegendes ist eines von denen, wie gebildete Engländer und Franzosen sie schreiben — für das gesammte gebildete Publikum."

Ch. Oeser's neueste Schrift für die reifere Jugend!

Bei **W. Einhorn** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der deutschen Poesie
in leicht fasslichen Umrissen für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts.
2 Theile. geh. 3. Thlr.

Der als Jugendschriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser bietet hiermit dem Publikum ein Lehr-und Lesebuch an, das um so willkommener sein dürfte, da in neuester Zeit der Hang, die Unsterblichen unseres Volkes, wozu gewifs auch unsere Dichter gehören, in ihren Denkmälern zu schauen, immer allgemeiner wird. So Treffliches auch hierin für Gelehrte geschrieben ist, fehlen doch gemeinfafsliche Darstellungen, durch Beispiele durchweg erläutert und belebt und also aus dem eigenthümlichen Geiste der Schriftsteller selbst in unmittelbarer Frische hervorgegangen, und zugleich, wie gegenwärtiges Werk, von einer freien deutschen Gesinnung durchweht, so dafs es sich sowohl zur Belehrung und Bildung, als zur angenehmen Lectüre für Feunde und Freundinnen des Wahren, Guten und Schönen eignet.

Von demselben Verfafser erschien gleichzeitig die zweite, sorgfältig revidirte Auflage der

Weltgeschichte
für
Töchterschulen und zum Privatunterricht.
Mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht.
Mit 3 Stahlstichen. 3 Thle., geh. $2^1/_2$ Thlr.

Die beste Empfehlung für dieses treffliche Buch ist gewifs diese, dafs sich die erste ziemlich starke Auflage in noch nicht 2 Jahren vergriffen hat!

Digitized by Google

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte Europas
seit dem Ende des 15ten Jahrhunderts
von
Friedrich von Raumer.
Siebenter Band.

Gr. 8. Druckpap. 2 Thlr. 15. Ngr., Velinpap. 5 Thlr.

Der erste bis sechste Band kosten auf Druckpapier 17 Thlr. 28 Ngr., auf Velinpapier 35 Thlr. 25 Ngr. Mit dem später erscheinenden achten Bande wird das Werk geschlossen sein.

Leipzig im November 1843.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

DE RELIGIONIBUS ORESTIAM AESCHYLI CONTINENTIBUS
DISPUTAT
DR. **CAROLUS FRID. NÄGELSBACH.**

4. geh. Preis 8 ggr.

Nürnberg im November 1843.

J. A. Stein.

Beim Geographischen Institut in Weimar ist 1843 erschienen:

Geographie der Griechen und Römer
von den frühesten Zeiten bis auf Ptolemaeus;
bearbeitet von *Dr.* **Fr. A. Uckert** in Gotha.
Dritten Bandes erste Abtheilung,
enthaltend auch unter besonderem Titel:

Germanien
nach den Ansichten der Griechen und Römer.

30 Bogen gr. 8. Mit 2 Karten. Preis $2^2/_3$ Thlr. = $4^2/_3$ fl. Rh. = 4 fl. Conv.

In unterzeichnetem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mager, *Dr.*, Ueber Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäfsigen Studiums der neuern Sprachen und Literaturen und die Mittel ihm aufzuhelfen. 134 S. gr. 8. broch. 15 Gr. od. 1 fl. 9. kr.

Diese Schrift hat den doppelten Zweck, einmal denjenigen, welche sich für den Gang des höhern Schulwesens interessiren oder amtlichen Einflufs auf dasselbe haben, den wahren Gesichtspunkt für einen Unterrichtsgegenstand anzugeben, dessen Wesen bisher nicht nur von den Gegnern, sondern auch vielfach von den Freunden und Anpreisern verkannt worden ist, sowie die Mittel darzulegen, durch welche demselben allein aufgeholfen werden kann:— dann denjenigen Lehrern, welche eins oder das andere der von *Dr.* Mager für den Unterricht in Sprachen und Litteraturen erschienenen Schulbücher gebrauchen, einen diesen Gebrauch erleichternden theoretisch- praktischen Kommentar zu denselben anzubieten. Auch dürften die Lehrer der alten Sprachen und Litteraturen in der Schrift Vieles für sie Brauchbare finden.

Meier & Zeller in Zürich.

Bei **K. Groos** in Heidelberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tiedemann, Fr., von der Verengung und Schliefsung der Pulsadern in Krankheiten. Mit drei Tafeln. gr. 4. kart. 6 Thlr.

Bei **F. Sam. Gerhard** in Danzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schelling. Vorlesungen von *Karl Rosenkranz* gehalten im Sommer 1842 an der Universität zu Königsberg. gr. 8. broch. Preis 2 Thlr.

Neu erschienene Bücher der **Dieterich**'schen Buchhandlung in Göttingen.

Abu Zakariya Yahya El-Nawawi, the biographical Dictionary of illustritious men chiefly at the beginning of Islamism ed. F. Wüstenfeld. Part. IV. gr. 8. 1 Thl. 8 ggr. (wird fortgesetzt)

Bauer, A., die Theorie des Anzeigenbeweises nebst vorausgeschickter Darstellung der Theorie des Criminalbeweises überhaupt. gr. 8. 1 Thlr. 12 ggr.

Düsterdieck, F. A. Chr., Commentatio quae de Ignatianarum Epistolarum authentia duorumque textuum ratione et dignitate hujusque prolatae sunt sententiae enarrantur et dijudicantur. gr. 4. 20 ggr.

Fuchs, C. H., Die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland von 1495 bis 1510, nebst mehreren Anecdotis späterer Zeit, gesammelt und mit literar-historischen Notizen und einer kurzen Darstellung der epidemischen Syphilis in Deutschland herausgegeben. gr. 8. 2 Thlr.

Grimm, Deutsche Mythologie, 2te stark verbesserte und vermehrte Ausgabe. Abth. I. Bogen 1—43 incl. gr. 8. 3 Thlr.
(Abth. II. erscheint Anfangs des nächsten Jahres.)

Gröning, A. de, Quaestiones et Controversiae de die intercalari. gr. 4. 12 ggr.

Roscher, W., Grundrifs zu Vorlesungen über die Staats-Wirthschaft. Nach geschichtlicher Methode gr. 8. 16 ggr.

Wieseler, Fr. Adversaria in Aeschyli Prometheum Vinctum et Aristophanis Aves philologica atque archaeologica. gr. 8. 16 ggr.

Soeben ist nun vollständig erschienen:

Kirchhofer, Joh., Quellensammlung zur Geschichte des Neutestamentlichen Canons bis auf Hieronymus, herausgegeben und mit Anmerkungen vorzüglich für Studirende begleitet. 8. 33 Bog. broch. 2 Thlr. 18 ggr. od. 4 fl. 48 kr.

Dieses Werk ist bereits von mehreren theologischen Zeitschriften beider Konfessionen als für Katholiken wie Protestanten interessant und nützlich sehr empfohlen worden.

Meier & Zeller in Zürich.

Digitized by Google

474.6015

Digitized by Google

Digitized by Google

474 6015

Digitized by Google

Digitized by Google